München, 1. April 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

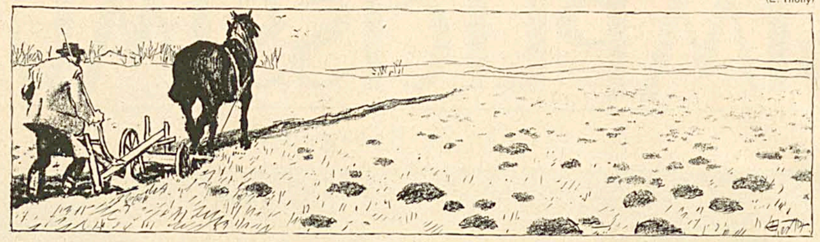
Ostern im Saargebiet

(E. Schilling)



„Fi donc, mein Propagandageschrei hat ja merkwürdige Früchte getragen!"

(E. Thöny)



Um Ostern / Von Dr. Owlglaß

Ein blasser Morgen. Dunst vom Fluß herauf.
Und hinterm Haus im Wiesengarten,
wie Gräber, die der Auferstehung warten,
die Maulwurfshügel, Hauf an Hauf.

Wird's hier erst wach,
wenn hell die himmlischen Posaunen blasen?
. . . So hilf doch nach,
kämm' mit dem Rechen den zerwühlten Rasen!

Sieh: was verbarg sich heimlich drunter
und reckt das Haupt
und hofft und liebt und glaubt?
. . . Das dottergelbe Krokuswunder!

Der Tod E. Th. A. Hoffmanns 1822

Von Edmund Hoehne

Da lag er auf dem Bett mit geschwollenen Beinen, ächzend, matt, fiebrig. Was für eine Krankheit war das? Was nützte es, die medizinische Fachbezeichnung dafür zu wissen, die der gelehrte Feld-, Wald- und Wiesenarzt dafür hervordoktorte? Wo ist der Serapionsbruder? Der wüßte, daß dies Leiden des Körpers aus der Seele kommt, der hätte die magnetische Kraft eines klugen Satzes, den Schmerz zurückzudämmen. O wilde Welt!

„Ich soll nicht soviel trinken? Punsch, Türkenblut, Bordeaux? Ist das alles, was du weißt, Esel? Mischa, braves Weib, Körperglück der öden Nächte zu Plozk, braue mir Punsch. Unser Kindchen ist tot, die süße, kleine Cäcilie. Auch Julia ist tot; zwar lebt sie noch irgendwo, vielleicht bei der würdigen Frau Mama — Verzeihung, Hochwohlgeboren die Frau Konsul —, aber von ihren Schmetterlingsflügeln ist aller Schmelz gestreift; starr und leblos steckt sie auf der Nadel im Familienkasten: Lepidoptera, Julia coeli, Himmelsfalter, nur noch ein verstaubtes Gerüst ohne Seele. Die sog ein häßlicher Vampir aus, Kaufmann aus Hamburg, tüchtig an der Börse und im Bordell, Schmetterlings- und Sektkorkensammler. O wilde Welt! Meine Seelenbraut wurde ans Geld verschachert.

Du weißt kaum etwas von Julia, Mischa, oder bist so klug, nichts von ihr wissen zu wollen. Meine Geschichten verstehst du nicht recht, nur die Honorare sind dir angenehm; du hockst bei Tante Anuschka aus Warschau, schwätzst polnisch, trinkst Kaffee, probierst ein Krakauer Schnäpschen, summst: ‚Noch ist Polen nicht verloren —.' Macht nichts! Blättre auch ruhig im Tagebuch, da stehn Bildzeichen, das Schmetterlingszeichen ist Julia — die tollen Wünsche nach Mädchengliedern, die kaum fünfzehn Lenze wuchsen, stehn auf griechisch da, und du verstehst kaum Deutsch. Brau mir Punsch, Mischa; das ist die beste Medizin. Behalte dein Warschau — laß mir meine Heimat!

Aber wer ist eigentlich Julia? Jenes Bamberger Kind, hold, süß, ein ganz klein bißchen lüstern? Meinte ich die? Ist sie nicht nur der Schatten eines forthuschenden Himmelsgeistes, dem ich vielleicht, vielleicht einmal nahe war? Macht nichts, träumte ich doch ein Weilchen zu Füßen eines Schattens.

Was gab das Leben sonst? Akten, Akten, mißglücktes Künstlertum, ein bißchen Musik, ein bißchen Gezeichne und wieder Akten, Prozesse, Formulare, ehrenwerter Herr Kammergerichtsrat Hoffmann zu Berlin in enger, enger Gebundenheit!

Bitte sehr, seien Sie korrekt, verehrter Herr: Sie sind es eigentlich gar nicht: Sie sind zur Disposition gestellt, es schwebt ein Disziplinarverfahren gegen Sie, Ihr höchster Vorgesetzter, der Herr von Kamptz, ist Ihnen gar nicht grün, möchte Sie aus dem Dienst jagen.

Das fing an mit dem Schreiben der Untersuchungskommission, welcher er angehörte, in dem man sein Amt zur Verfügung stellte, weil man im Verhalten der angeklagten Studenten manchmal jugendlichen Überschwang, aber niemals Hochverrat finden könne. Tapfere Kerle, die mitunterzeichnenden Kollegen! Dies gemeinsame Schreiben macht sie zu Künstlern. Das sagte auch Devrient, der muß es wissen. Denn Kunst ist Form und höhere Wahrheit. Endlose Kommissionstagungen verdichteten sich zu dem Memorandum: Die Studenten sind unschuldig — und wenn wir aus Amt und Brot gehen müssen!

Es ist nicht leicht, ohne Amt und Brot zu sein. Als Warschau von den Franzosen besetzt wurde, als man in Berlin herumhungerte, weil Preußen kaum die Beamten der Kernlande besolden konnte, würgte das Elend auch die Kunst tot. Lügt nicht von der Nachtigall, die nur sänge, wenn sie ohne Nahrung blieb, und schwiege, wenn sie satt ist. Not ist gleich Tod!

Und dennoch! Welcher Jurist hätte nicht vermocht, getreu nach den Paragraphen eine Schuld der Studenten, wie's behördlichen Wünschen entsprach, zusammenzustellen? Man hatte die Verbrecher; das Verbrechen, das noch fehlte, ließ sich schon hinzufinden.

Aber nein! Da standen die Namen trockner Juristen, pedantischer Beamten, tadelloser Bürger, unter ihnen der kanzleigerechte Zug: Hoffmann. Diese gemeinsame Dichtung wird in der deutschen Literatur bleiben, selbst wenn der ‚Gespensterhoffmann' samt dem Goldenen Topf, Prinzessin Brambilla, Klein-Zaches, Meister Floh vergessen wäre. Die Spanier sagen schon heute ehrfurchtsvoll: ‚Goethe und Hoffmann' und nicht: ‚Goethe und Schiller', reden sie von deutscher Dichtung. Aber dies Memorandum ist deutsches Gesamtschaffen, Poesie zu vielen, kollektive Kunst, Nationaldichtung.

Meister Floh — ja, ja. Endlich ist dies letzte kosmische Märchen, voll vom Widerhall aus Schelling und Schubert, doch noch gedruckt. Aber die Sache mit Knarrpanti mußte heraus. Knarrpanti ist natürlich doch der Herr von Kamptz; irgendein Spürhund hat ein weinseliges Dichterwort aus dem Rotsponkeller von Lutter und Wegner ins Justizministerium getragen; da hilft kein Hippel, kein Hardenberg, keine Verteidigungsschrift, keine Dichtermaske.

Was wollten die Studenten? Der Narr Sand hat den eitlen Kotzebue ermordet. Wollten deshalb alle Studenten alle preußischen Beamten vom Landrat aufwärts ermorden? Sie wollten Deutschland, das große, einige Deutschland, die Nation des Volkes, nicht den papierenen Bund der Fürsten, wollten die Tugend, Reinheit, Kraft der geeinten Stämme. Ist dieser ihr Traum vom erneuerten Reich nicht ein neuer Schritt der Gottheit, die alles Irdische durchdringt, näher heran zu sich selbst? Traum, der einst Wesen wird? Logos, der sich zu irdischer Gestalt kristallisiert? Denn Volk und Nation ist ein Teil von Gott.

Wer will das wissen? Wer sich anmaßen, den Logos im Busen zu tragen? Aber gibt es keinen Wegweiser zur höheren Zukunft? Doch: die Wahrheit! Die unbeirrte juristische Wahrheit. Ablehnung aller Zusammenstellerei von Aussprüchen, Brief- und Tagebuchzitaten, trotz aller Kamptziaden, aller Schnüffelbefehle der Staatsraison.

Knarrpanti zitiert aus einem beschlagnahmten Tagebuch: ‚Heute war ich leider mordfaul.' Die Silbe mord hatte er dreimal unterstrichen. Er fragte an, ob jemand wohl je eine verbrecherische Gesinnung an den Tag gelegt habe, als wenn man bedaure, heute aus Faulheit nicht gemordet zu haben . . .?

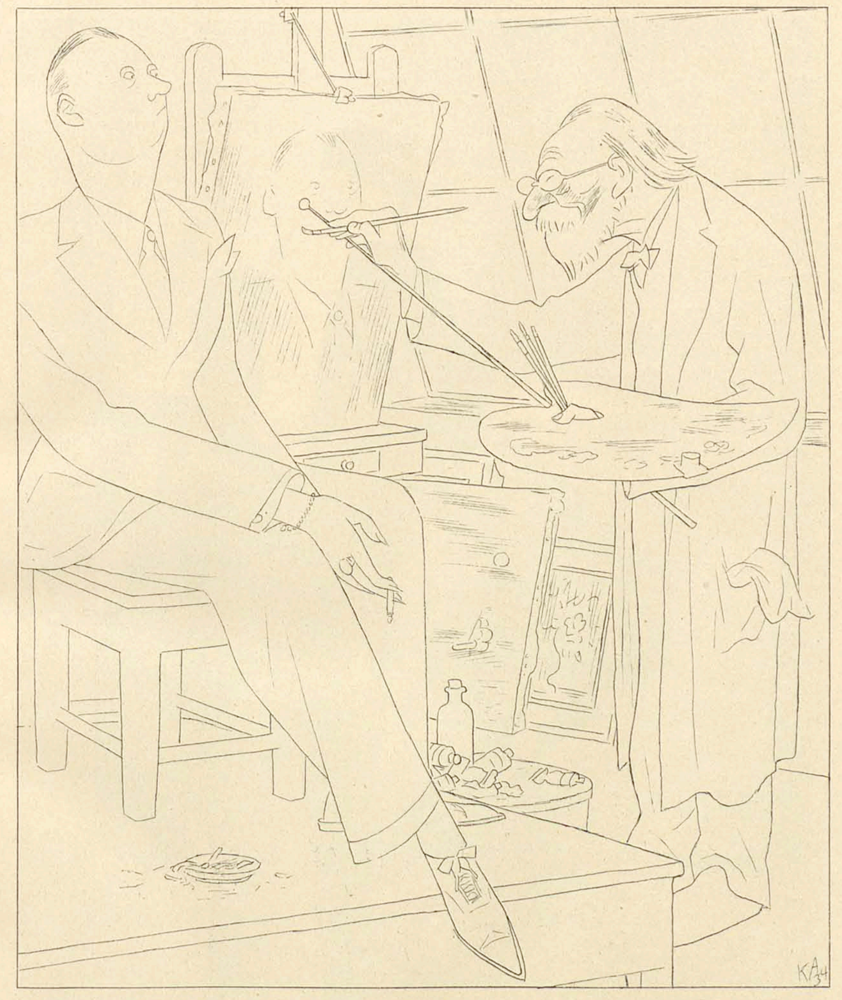
O Wahrheit, du Dienerin Gottes! O du trocknes Memorandum aufrechter Kameraden, du gewaltige Hymne, wie sie nur je das Ohr des Kapellmeisters Kreisler-Hoffmann aus den Sphären erlauscht hat. O du großer Nationalgesang Deutschlands: Wahrheit! Du letzte hohe Sinngebung vermeintlicher Enge.

Das Disziplinarverfahren schwebt weiter. Vielleicht heißt es wieder hungern. Macht nichts! Mischa, schreib: An alle guten Freunde, die zu mir hielten, ich kann's nicht mehr, die Ohnmachten krallen wieder ihre Finger nach mir, ich werde auch, tröste dich, den Verleger um Geld bitten — ich habe Herzstiche, denn mein Schmerz kommt von Herzleid.

Ein Schmetterling kommt? Er will mich tragen? Julia? Ein Punschglas? Nein, ein Pokal — Äther — Reinheit — Wahrheit . . . Himmelsgeist — — Gott —."

Ein Hundertzehnprozentiger

(Karl Arnold)



„Natürlich bin ich erst knapp ein Jahr bei der Partei, aber Sie müssen doch zugeben, daß während dieser Zeit ungeheuer viel geleistet wurde!“

Höflicher Brief an einen Literaten

Es läßt so wenig sich mit Worten sagen!
Uud wär' ich selbst der höchsten Sprachkunst Meister,
So fänd' ich nirgends Ohr doch und Verständnis.
Aus diesem Grunde, kläglichster der Geister,
Bleibt ewig unbekannt dir mein Bekenntnis.

Würd' ich dir eines in die Zähne schlagen
Und einen Tritt dir geben ins Genick,
O du verstündest mich im Augenblick!
So aber wirst du niemals mich verstehen.
Leb wohl, mein Herr, auf Nimmerwiedersehen!

Hermann Hesse

Gangster parisien

(E. Thöny)



„Komme gleich wieder, ma chérie, habe nur ein wichtiges Dokument zu erledigen."

Verspruch / Von Maria Daut

Bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Wiesen und Äcker dem Blick sich breiten:
Grünende Wintersaat, zart und einzelstehend noch
wie die Haare des Säuglings,
und das grellere Grün des Grases,
das sich fröhlich hebt überall
aus dem braunen Schopfe des Vorjahrs.

Aufwärts schwingt sich das Land, hinüber zum Wald,
in dem die Tannen noch dunkel und winterlich stehn,
und darüber wölbt sich der Vorfrühlingshimmel,
mit Wolken, die tief herunter zur Erde wehn . . .

O Seligkeit des aufsteigenden Jahres,
der wachsenden Kräfte,
der endlichen Freiheit:
Wie will ich dich in demütigem Jubel tragen!
Bald,
bald werden, wenn ich das Fenster öffne,
Gottes alltägliche Wunder dem Blick sich breiten . . .

Duell der Goldsucher

Von Hermann Stahl

Zur Zeit der Frühjahrsschmelze, wenn graue Wolken tief im Westwind gehen, brach die Gesellschaft auf. Es war eine stattliche Zahl von Neulingen unter den Goldsuchern. Sie folgten dem Lauf des Flusses nach Norden, nach Klondike. Schweigend ruderten sie die schwerbeladenen Boote flußaufwärts.

An den Abenden rastete der Trupp am Ufer des Flusses. Die Schlafsäcke von Renntierfellen wurden neben die prasselnden Feuer gelegt, die gegen den Wind geschützt waren. Die Rastenden tauten die steifgefrorenen Mokassins an den Feuern und steckten sie zum Trocknen in die Schlafsäcke; die Revolver lösten sie vom Gürtel. Nachts weinten zuweilen Kinder von Mischlingen. Ein Brei wurde den jämmerlich Kreischenden bereitet aus Zucker, Mehl und gewärmtem Wasser.

Percy McHale war einer der stärksten Männer der Gruppe, er war geboren in einer Robbenfängerhütte am Großen Sklavensee. Er galt als einer der Führer dieses Zuges, dem sich unterwegs Nic Martinson angeschlossen hatte. Nic war bekannt als einer der verwegensten Schlittenführer des Nordens. Percy sah ihn mit scheelen Blicken an. Es hieß unter denen, die lange im Land waren, daß vor Jahren ein Kampf um einen herrenlosen Claim zwischen den beiden gewesen sei. Sie gingen sich aus dem Wege, wo sie konnten. Nachts, wenn sie lagerten, mied Nic das Feuer, an dem Percy saß, nie lagen ihre Schlafsäcke nah beieinander.

Es verging der nördliche Sommer. Die Gruppe gelangte zum Großen See. Hudsonbaihunde wurden gekauft zum Schlittenziehen. In den Stromschnellen des Mackenzie war das Vorwärtskommen der Boote gefährlich; schon murrten Neulinge. Viele desertierten und suchten den Rückweg. Weit im Norden waren die Goldfelder von Klondike.

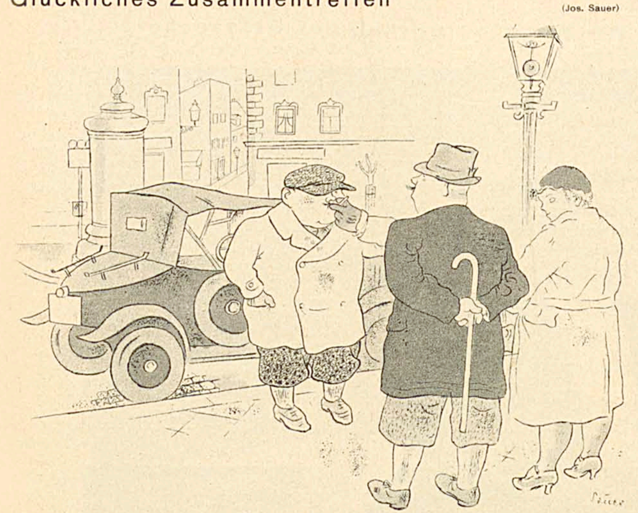
Die Gruppe erreichte die Bucht des Eismeers und fuhr entlang den Ufern zur Mündung des Peel-Flusses. Sie ruderten gegen die

(Schluß auf Seite 6)

Eierpicken. „Also, die zerbrochene Schale muß warten, die harte Schale heiratet zuerst." — „Dös liegt ja nöt an dem, Fräulein. Wos woaß denn a Henn' am Hintern vom Glück?"

Glückliches Zusammentreffen

(Jos. Sauer)



„Jut, daß ick dir treffe, Justav, mir fehlen jerade zwo Em für Benzin!“ — „Bedauere, die fehlen mir jerade für Schuhsohlen.“

Duell der Goldsucher

(Schluß von Seite 5)

Mündung; das eisige Wasser troff von ihren Kleidern. Ihre Hände und Lippen bluteten.
Da die Schar zusammengeschmolzen war, kamen Percy und Nic einander näher. Der Groll in Percy wuchs, je weniger Tadel er am Benehmen Nics finden konnte. Gereizt ging er um den Gefährten herum, dessen Gleichmütigkeit er als Hohn empfand. Nic lächelte.
Die Arbeit, den Peel-Fluß bis zu seiner Quelle zu durchrudern, nahm alle Kräfte in Anspruch. Der Fluß wurde eng und reißend zwischen glasglatten Eisstürzen; das Donnern der Wogen brach sich in der Schlucht. Hart rudernd brachten die Männer die Boote vorwärts. Percy führte das erste Boot, es war das schwerste. Seine beiden Indianer arbeiteten fieberhaft; das Boot war mitten in einem Wirbel, Wasser pfützte eisig über die Reling. Das Boot tauchte, kam wieder auf, Percy schöpfte Wasser mit einem großen Ledereimer, die Indianer ruderten mit letzter Anstrengung, — jetzt hatten sie das Boot über die Mitte des Wirbels hinweggearbeitet, es tauchte mit dem Bug tief in das Wasser; Percy warf sich achtern zurück, um das Gewicht auszugleichen, die Spitze kam wieder hoch. Da schoß das Boot, nun plötzlich backbord vom Wirbel ergriffen, mit rasender Schnelligkeit gegen eine spitz in das Wasser stoßende Felsklippe. Die Indianer ließen die Ruder fahren und stießen schrille Schreckrufe aus; Percy duckte sich dem Fels entgegen und fing, indem er die Hände ausstreckte, den gewaltigen Anprall ab. Die Ruder splitterten wie Halme, das Boot schlingerte und lag dann hart am Fels, knirschend rieben sich seine Wände am Stein.
Die folgenden Boote waren in ein Stocken gekommen, sie hielten eng geschlossen unterhalb des großen Wirbels. Fluchend war Percy an Land gesprungen; die Indianer beeilten sich, das Boot zu vertauen. Percy kletterte über die Uferwand zu den wartenden Booten. — „Wir müssen an Land bis über die Wirbel“, schrie er im Donnern des Wassers. Die Männer standen unschlüssig. „Wollt ihr eure Boote verlieren?“ brüllte Percy und wartete, bis nun die Männer vorsichtig das Ufer ansteuerten.
Nic hielt noch mitten im Fluß. Percy sah, wie er auf seine Indianer einsprach. Nun machten sie Miene, als einzige weiterzurudern. „Hört ihr nicht, was ich euch sage“, schrie Percy. Nic warf ihm über die Schulter einen kurzen Blick zu. Aufgeregt starrte die Gruppe zu Nics Boot, das nun auf den Wirbel zuhielt; man sah nur die geduckten Nacken und schwer ziehenden Arme der Rudernden. Jetzt war das Boot im Wirbel, es stieß hoch wie ein scheues Pferd, sekundenlang sah man nur die Ruder im Gischt sausen. Aber das Boot hob sich. Nic schöpfte mit zwei Eimern das Wasser, die Indianer schlugen die Ruder, mitten im Wirbel lag das Boot wie festgekeilt mit einem Zittern, nun bekam es plötzlich Fahrt, Nic schrie den Indianern etwas zu, zu dritt ruderten sie, da — die Spitze des Bootes hatte den Wirbel durchschnitten. Nic stürzte nach vorn und ruderte auf dem Bauch liegend, die Indianer beugten sich zurück, — drei, vier Ruderschläge noch, und dann schoß das Boot frei aus dem Wirbel. Es trieb nun leicht backbord gegen die Strömung, die Gefahr war noch nicht überwunden, aber nun griffen die Männer im Boot wie Teufel in die Ruder, und dann lag das Boot gut bei schwerem Rudern gegen die Strömung.
Die Gruppe kletterte am Ufer voran, zu Nics Boot hin, das vorsichtig das Ufer ansteuerte. Nic stand im Boot und sah grinsend zurück auf den Wirbel. Percy sprang uferabwärts zu seinen Indianern, die ängstlich im Boot hockten, Percy brüllte heiser ihnen Beschimpfungen ins Gesicht. Sie beteuerten jammernd ihre Unschuld.
Es war unterdessen Nacht geworden, eine der stillen Nordlandnächte; an Weiterfahrt war nicht mehr zu denken.
Finster hockte Percy am rasch entzündeten Feuer, das schwelend knisterte, Wind schlug gegen die Schutzwand. Manchmal gab es wütendes Gebell unter den Hundegruppen, Männer mit Knüppeln sprangen fluchend dazwischen, das Geheul erstarb in einem Winseln.
Lachend saß Nic an seinem Feuer, taute Stücke gefrorenen Speckes, den er mit ungesäuertem Brot aß. Eine Gruppe hatte sich um ihn gebildet, er war der Held des aufregenden Erlebnisses, das in der kargen Einsamkeit des Yukonlandes willkommene Ablenkung bedeutete. Percy fühlte, daß er etwas unternehmen mußte, um wieder Mittelpunkt der Gruppe zu werden. Er stand auf, wickelte die Beine aus dem Schlafsack und ging langsam zur Gruppe hinüber. Seine beiden Indianer schürten sein Feuer.
Die Gruppe verstummte bei seinem Kommen. Nic starrte gleichgültig in das Feuer, seine Hand lag am Gürtel. Breitbeinig stellte Percy sich vor das Feuer; alle Augen waren starr auf ihn gerichtet. „Kinder schauen Männern zu und plötzlich gerät ihnen einmal etwas“, sagte Percy. Alle verstanden die Anspielung. Nic starrte unbeteiligt in das Feuer. Percy wartete. Niemand sagte ein Wort. „Wagt nicht aufzusehen, der Feigling, jetzt, da wir an Land sind“, schrie Percy, der die Beherrschung verlor. Ein knapper Knall durchschnitt hart die Luft. Percy griff zu seinem Hut, er war durchlöchert. Nic hatte kaum die Hand vom Gürtel gehoben. „Schuft“, schrie Percy und stürzte auf Nic zu. Mit einem Satz sprang Nic über das Feuer, beide standen sich gegenüber. Sie waren in diesem Augenblick bereit, bis zur Vernichtung zu kämpfen. Die Gruppe hielt den Atem an. Gleichzeitig griffen beide zum Gürtel. „Laßt Revolver und Messer weg, wir sind auf Reise“, rief einer der Männer vom Feuer.
Es war Percy, der blitzschnell den ersten Schlag gegen Nics Kinn führte. Sie schlugen sich rasend, Hieb fiel auf Hieb. Schon rann Blut aus Percys Nase, während Nic mit der Linken sein verschwollenes Auge schützte. In engem Kreis stand die Gruppe um die Kämpfenden, keiner wagte einen Zuruf. Schwer fielen die Schläge; keuchend, ohne ein Wort zu sprechen, stürzten die beiden immer wieder gegeneinander, die Revolver klapperten im Anprall, doch keiner der Männer dachte daran, die Waffe zu gebrauchen. Nun schlug Nic einen schweren linken Haken gegen Percys Kehle, Percy wankte und holte dann röchelnd zum Gegenschlag aus, blitzschnell erwiderte Nic. Beide waren gefürchtet als harte Kämpfer, doch hatte keiner der Gruppe ihnen so viel Kraft zugetraut. Ihre Gesichter klebten von Blut, Nic taumelte, beinah gänzlich der Sicht beraubt, auch Percys Augen waren blau verschwollen. Wieder und wieder stürzten sie gegeneinander, keiner wollte weichen bis zur völligen Ermattung. Schwächer und langsamer fielen die Schläge, einen Augenblick blieb Nics Arm auf Percys Schulter gelehnt, Nics Knie gaben nach, Percy versuchte schwankend, freizukommen. Dann sanken beide gleichzeitig zu Boden.
In die Gruppe kam Leben, man schleppte die beiden zu ihren Feuern, wusch ihre Gesichter mit gewärmtem Wasser und schmierte Talg auf die geschundenen Stellen. Nic hatte einen großen Fetzen Haut über dem linken Auge verloren, er blinzelte mühsam aus geschwollenen Lidern, und seine Lippe war zu formlosem Klumpen geschwollen; Percys Zunge fuhr oft über die Lücke in der Zahnreihe des Oberkiefers, und sein linkes Ohr brannte blutend; seine Indianer verbanden es dick.
Nic und Percy saßen an ihren Feuern. Ein Indianer legte neue Äste auf den Brand. Die Gruppe war schon in die Schlafsäcke gekrochen, friedlich lagen die Hunde, zu bereiften Bündeln gekrümmt, eng beieinander. Schwerfällig stand Percy auf, langsam ging er zu Nics Feuer. Nic hob den Kopf. „Siehst hübsch aus“, knurrte Percy, vor Nic stehend, „bist schöner als des Gouverneurs Frau in Dawson.“
„Du bist auch das Abbild einer Schönheit“, sagte Nic barsch. Percy setzte sich neben ihn und zog eine Whiskyflasche aus der Felltasche. „Das haben wir gründlich besorgt, komm, können es brauchen“, sagte er. Sie reichten sich abwechselnd die Flasche und schworen bei allen Göttern und bei ihren Hunden, daß die Sache begraben sei.
„Es lag nur daran, daß dein Boot größer war als mein Boot“, sagte Nic. „Morgen machen wir es zusammen.“ Sie schworen, daß sie von nun an ihre Fahrten gemeinsam machen würden und nannten sich Brüder, ehe sie in die Schlafsäcke krochen.
Sie waren sechshundert Meilen von Dawson und hatten gute Boote, Proviant genug für die Reise, Dörrfisch und Elchfleisch und Speck.
Das Polarlicht spannte weit im Norden seinen leuchtenden Bogen, ein Hund knurrte im Schlaf, die Gruppe lag neben den Feuern in ihren Schlafsäcken. Unten donnerte der Fluß, das Eis schlug polternd seine Schollen gegeneinander.

Kleinwagen-Elegie

Mensch, nu kannste dir een Auto koofen
schon for dausend und zwohundat Eia,
die wo richtich uff vier Råda loofen —:
und denn jiltste doch als knorka Freia!

So mit siebzich durch die Jejend sausend
zählste ooch noch heute und als Mann
zu die oban Fimfmalhundatdausend,
und die Määchens schaun dir freundlich an!

Leechste 'n Taler tächlich dir zurücke,
haste det in eenen Jahr jeschafft —
Und denn fährste in det Ehejlücke
sozusaren mit die eijne Kraft!

Aber wo — und det is hier die Frare!
nimmste die drei Emm tachtächlich her?
Biste dazu nichmal in die Lare,
biste Neese mit den Kraftvakehr — — —

Ob der Motor hinten oda vorn is,
det is mich paseenlich völlich schnurz.
Wat im Ooge mir der beese Dorn is,
is der Wechsel — und die Sicht is kurz —

Fehlt dir da mit eenenmal der Zasta,
is et Schluß mit die Jeschwindichkeit —:
Jestan noch een Könich uff 'm Pflasta,
schwörste morjen 'n Offenbarungseid — — —

Benedikt

Wie uns berichtet wird,

hat sich die französische Regierung nun doch entschlossen, einen ernstlichen Anfang mit der Abrüstung zu machen. Das Kriegsministerium beabsichtigt einen Erlaß herauszugeben, daß die in den Mannschaftsküchen und Kantinen anfallenden leeren Konservenbüchsen nicht mehr an die Altmaterialhändler verkauft werden dürfen, sondern vergraben werden sollen. Man will sie dadurch aus dem Markt für Kriegsrohmaterialien herausnehmen und damit einen wesentlichen Beitrag zur Abrüstung liefern.
Die französische Regierung soll sich ferner dazu entschlossen haben, dem Wunsche Deutschlands nach Vermehrung seines Kriegsmaterials entgegenzukommen. Man will Deutschland die Kanonen zukommen lassen, die Ludwig XIV. dem Fürsten von Monaco schenkte und die bisher in Monaco bei der Promenade de Sainte-Barbe aufgestellt waren, sowie die daneben in Pyramidenform aufgehäuften Kugeln als Munition. Wie bedeutend dieses Entgegenkommen ist, ersieht man aus der Tatsache, daß man mit diesen Kugeln zum Beispiel unter Umständen am Oberrhein beinahe von einem Ufer zum andern schießen kann.

Aus Zuschriften an ein Wohnungsamt

„Herr Wohnungsamtsdirektor! Ich muß Ihnen jetzt ein Ultimatum stellen. Wenn Sie nicht innerhalb drei Tagen mich befriedigen, muß ich mich an die Öffentlichkeit wenden. Mit freundschaftlichem Gruß Frau Theresia Hösl."

*

„Bin seit vier Monaten verheiratet und meine Frau ist in anderen Umständen. Ich frage das Wohnungsamt: Muß das sein?"

*

„Ich ziehe mit meiner Frau von Wochenbett zu Wochenbett."

*

„Ich möchte dringend eine Wohnung angewiesen bekommen, da ich einen dringenden Heiratsdrang verspüre."

*

„Der Abort in diesem Hause ist baufällig. Wenn ich mich darauf setze, bin ich mit Lebensgefahr verbunden."

*

„Ich habe Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren und dieses ist auf Feuchtigkeit zurückzuführen."

Leben und leben lassen! „Bei Barzahlung von dreißig Pfennigen gebe ich prinzipiell nur glückliche und sorgenfreie Blicke in die Zukunft ab."

Lieber Simplicissimus!

Der „Bayerische Rigi", das Peißenberger Amtsblatt, schreibt bei der Besprechung einer Freischütz-Aufführung im Stadttheater Weilheim: „Die Bühnenbilder ... waren wundervoll sterilisiert." Es verdient alle Anerkennung, daß Weilheim sich dem Geist der Zeit nicht verschließt — aber sollte man hier nicht doch vielleicht zu weit gegangen sein?

*

„Ich staune, lieber Herr Doktor, wie Sie sich mit dieser unsauberen Arbeit beschäftigen können", sagte der Patient. „In ein krankes Ohr oder in die Nase hereinkriechen! Mich würde es ekeln. Ich könnte tagelang nicht essen!"
„Was sind Sie von Beruf?" fragte der Spezialist.
„Rohrleger. Speziell für Aborte."

*

Wir halten nach einer großen Überlandfahrt, nachts zwei Uhr, in der Hauptstraße einer süddeutschen Großstadt, in der ein großes Handwerkerfest gefeiert worden war. Da wir noch hundert Kilometer vor uns haben und alle Tankstellen bereits geschlossen sind, füllen wir den Inhalt unserer Reservekanne in den Tank unseres Wagens. Wir tun das wegen der ungeschickten Ausgußöffnung unserer Kanne mittels eines kleinen Trichters und eines daran befestigten Gummischlauches, die wir zu diesem Zweck stets mit uns führen.
Ein später Festgast, bereits in vorgerücktem Stadium, mit weiblichem Anhänger, kommt auf der anderen Seite die Straße entlanggegangen. Plötzlich klingt seine muntere Stimme mitleidig über die Straße herüber: „Da kriegt einer 'n Klischtier!"

*

Ich gehe mit meinem Jüngsten, der am vorhergehenden Tag den Tiergarten besucht hat, an einem Tennisplatz vorbei, der mit hohen Netzgittern umgeben ist, um ein Herausfallen der Bälle zu verhindern. Abgehetzt laufen die Spielenden in der glühenden Sonne hin und her. Mitleidig ertönt da neben mir das Stimmchen meines Buben: „Mutti, dürfen die nie mehr heraus?"

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt, **Motzstraße 69**. Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde, **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße. Das Berliner Künstler-Lokal

Eine Schöpfung von starker Darstellungskraft: das ist der kleine Roman von **Hans Leip:**

MISS LIND UND DER MATROSE

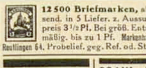
Ein Buch von unvergänglichem Reiz, voll Abenteuerlust und seltsamer Liebe. Dreifarbige Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson

kartoniert **nur RM 1.—**, Leinen **geb. RM 2.50**

Bei Voreinsendung auf unser Postscheckkonto Nr. 5802 München erfolgt Franko-Zusendung

Simplicissimus-Verlag, München 13





12 500 Briefmarken, alle versch., send. in 5 Liefer. z. Aussuch. Stückpreis 3½ Pf. Bei größ. Entnahme Ermäßig. bis zu 1 Pf. Markenhaus Schneider, Reutlingen 64. Probelief. geg. Ref. od. Standesang.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder von Karl Arnold
Kartoniert Mk. 2.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

1 Kilo Briefmarken, Brief- und Postabschnitte von Bulg., Griechenl., Südsl., Finnl., Schweiz usw. Preis nur RM. 4.75. **A. Lambart, Pforzheim.** Postfach.

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

2.50

kostet diese winzige deutsche Präzisions-**Rollfilmkamera**. Kein Spielzeug! Moment- und Zeit-Verschluß. Lichtstärke 1:8, Bild 2×2 cm. Gut zu vergrößern. Kamera schwarz 2.50, vernick. 3.-, Rollfilm f. 8 Aufn. 35 Pf. Ledertasche 85 Pf. Bestellen Sie sofort (Nachnahme) da Nachfrage groß. Bei Nichtgefallen Rücknahme.
K. W. Behrens T 7 Berlin W 30, Fach 90

Ihr Haar ist immer prachtvoll natürlich gelockt und gewellt **nur durch einf. Kämmen** m. dem Wellen-Frisier-Kamm AMAIKA **f. Locken u. Dauerwellen.** Ueber 800 000 begeistert. Gebraucher, Pr. RM. 2.40 franko Nachnahme, in elegantem Lederetui. **A. Maier, Karlsruhe/B. 3 Markgrafenstr. 45** Ein prachtv. Geschenk f. jed. Dame.

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. **P. Lahn, Berlin-Steglitz,** Kieler Str. 5.

● Sexursan ●
braucht heut' jeder Mann, der kraftvoll im Leben stehen will. Der Name sagt alles. Hervorragend. Nerventonikum und Sexualtherapeutikum. Sexursan baut auf, gibt verlorene Kräfte wieder, macht stark, selbstbewußt und lebensfroh bis in's hohe Alter. Broschüre kostenlos diskret durch **KUR-APOTHEKE Bad Reichenhall 670**

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17 500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Volkswirtschaftslehre zum Dessert / Von Weare Holbrook (Neuyork)

Allen „Gehirntrusts" zum Trotz ist der kleine unabhängige Denker heute in Amerika tätiger denn je zuvor. Zur Zeit ist er damit beschäftigt, die Währungsprobleme der Vereinigten Staaten jedermann, der geneigt ist zuzuhören, eindringlich zu erklären. Er findet die finanziellen Sorgen der Nation von den seinen nicht allzu verschieden und erblickt in Onkel Sam nicht mehr einen stolzen, schweigsamen alten Herrn, der Ratschläge naseweiser Kiebitze entrüstet ablehnt, sondern einen in Not geratenen Verwandten, der ärgerlich seine Taschen durchstöbert, um herauszubekommen, wohin denn, zum Donnerwetter, die letzten zehn Millionen verschwunden sind, und für jeden Ratschlag dankbar ist.

„Dieses ganze Heimweh nach dem entschwundenen Goldstandard", erklärte mir jüngst Herr Milfred nach Tisch, „ist nichts als Sentimentalität. Der Preis des Goldes mag noch so hoch ansteigen, aber sein innerer Wert bleibt doch stets gleich. Man kann es nicht essen, man kann es nicht als Brennmaterial verwenden . . . kurz und gut, es ist zu nicht viel mehr als zu Zwecken des Zahnersatzes gut . . . Wenn die Herstellung von Goldkronen für die amerikanische Volkswirtschaft von solcher Bedeutung wäre wie etwa der Ackerbau, nun dann hätte der Goldstandard seinen guten Sinn. Was Amerika braucht, ist eine Währung, die auf etwas Nützliches aufgebaut ist, wie zum Beispiel . . ."

„Aspirin?", schlug meine Frau vor.

Herr Milfred war von diesem Beispiel nicht ganz befriedigt. „Nun gut", räumte er widerstrebend ein. „Nehmen wir zum Beispiel Aspirin. Nach Aspirin besteht eine ständige Nachfrage, die im umgekehrten Verhältnis zum Gedeihen der Wirtschaft steht. In Zeiten der Krise gibt es mehr Kopfschmerz, und der Wert des Aspirindollars würde automatisch steigen. Auf solche Weise kämen wir zu einer Währungsstabilisierung ohne Inflation."

„Ich verstehe nicht, warum man überhaupt so viel Aufhebens mit der Inflation macht", sagte meine Frau naiv. „Warum sollte die Regierung nicht einfach mehr Geld prägen, wenn es knapp wird. Es ist doch schließlich **ihr** Münzamt."

„Jeder Dollar muß irgendeine Deckung haben", belehrte sie väterlich Herr Milfred. „Die Volkswirtschaft ist auf dem Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgebaut, und das Geld ist lediglich ein Symbol, das wir der Bequemlichkeit halber gewählt haben. Nehmen wir ein praktisches Beispiel . . . Nehmen wir etwa an, daß Peter Zapfel eine Kuh hat . . ."

Ich seufzte erleichtert auf. Nun waren wir wiederum auf vertrautem Boden. Schließlich und endlich laufen alle Vorträge über volkswirtschaftliche Grundsätze auf Peter Zapfel und seine allgegenwärtige Kuh hinaus. Er ist das alte, verläßliche praktische Beispiel. Sobald jemand zu einer Erklärung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage ausholt, kann man Peter Zapfel hinter den Kulissen auf sein Stichwort warten sehen, um mit seiner Kuh aufzutreten. Es ist auf keinen Fall Friedrich Friese mit einem Mutterschwein oder Lia Lutti mit einem Zwergpinscher, sondern stets Peter Zapfel mit seiner Kuh. Die Volkswirtschaftler scheinen besonders phantasiearme Leute zu sein.

„Peter Zapfel hat also eine Kuh", fuhr Herr Milfred fort. „Sie haben keine Kuh, wollen aber eine haben . . ."

„Da sind Sie aber entschieden an der falschen Adresse", unterbrach ihn meine Frau, „ich trage nach einer Kuh nicht das geringste Verlangen, und so ein Tier kommt mir auf keinen Fall ins Haus."

„Wir nehmen ja nur an, daß Sie eine Kuh haben wollen", belehrte sie Herr Milfred mit sanfter Stimme. „Nehmen wir also an, daß Sie eine Kuh brauchen und daß die einzige Ware, die Sie ihm zum Tausch geben können, Spitzen sind . . ."

„Wofür halten Sie mich?" fragte meine Frau.

„Doch Peter Zapfel braucht keine Spitzen", setzte Herr Milfred unbeirrt fort. „Peter Zapfel will Tabak haben."

„So ein alter Querkopf", nickte sie verständnisvoll. „Ich kenne diese Art von Männern."

„Da Sie keinen Tabak haben", setzte der Volkswirtschaftslehrer fort, „bieten Sie Peter Zapfel etwas an, was ebensogut ist — das heißt, womit er sich Tabak beschaffen kann. So entsteht das Geld."

„Sie meinen wohl: So wird es unnütz ausgegeben", verbesserte meine Frau unerschütterlich. „Das verstehe ich vollkommen. Aber was ich nicht verstehe, ist, warum ich heute diesem scheußlichen Peter Zapfel mehr für seine Kuh bezahlen muß als zum Beispiel im Jahre 1929. Die Kuh ist nicht besser geworden: sie wird von Jahr zu Jahr älter."

„Das kommt daher, weil die Kaufkraft des Dollars nicht ebenso beständig geblieben ist wie die Kuh", sagte Milfred. Er nahm ein abgebranntes Streichholz zur Hand und zeichnete damit ein großes Rechteck auf unser sauberes Tischtuch. „Ich will Ihnen eine praktische Erklärung in Schwarz und Weiß geben." Dann stützte er sich auf seine Ellbogen und setzte eine graphische Darstellung des ganzen Geldsystems in Szene. Die Likörflasche, die Kaffeetassen und die Trinkgläser wurden hin und her geschoben und gezwungen, in dem kleinen Drama „Abschied vom Goldstandard" Hauptrollen zu spielen.

Mit Hilfe einiger weiterer abgebrannter Streichhölzer skizzierte Herr Milfred ein verwickeltes Diagramm — es sah wie der Querschnitt durch eine Torte mit verschieden dicken Schichten aus —, um uns

(Schluß auf Seite 10)

Ein Mensch . . .

XV

Ein Mensch spürt oft noch, als Vermächtnis
Von seinem früheren Gedächtnis,
Begriffe, nicht mehr zu umschreiben,
Im Hirne losgerissen treiben.
Und kann sie nicht mehr richtig triften
In ihnen zugehörige Schriften,
Aus denen er sie einst gelesen
Als klare, wesentliche Wesen.
Fremdkörper ist das Fremdwort jetzt,
Eh es sich langsam ganz zersetzt.
Vereinsamt, sich und ihm zur Qual,
Schwimmt eine tote Jahreszahl,
Die einst historischen Wert besessen,
Hilflos hinunter ins Vergessen.
In mildem Altersmondenschein
Gibt schließlich sich der Mensch darein.
Die Weisheit wird ihm jetzt zur Lust:
„Wer viel vergißt, hat viel gewußt!"

Eugen Roth

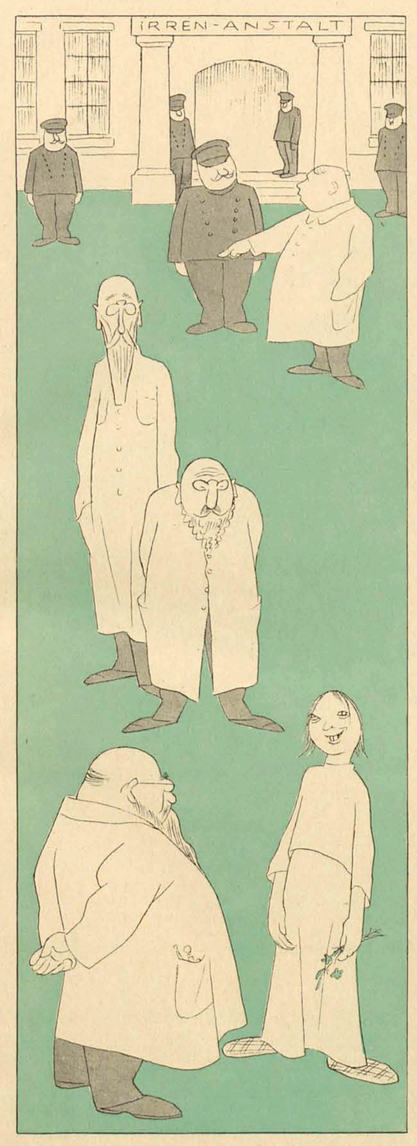
Der stille Teilhaber



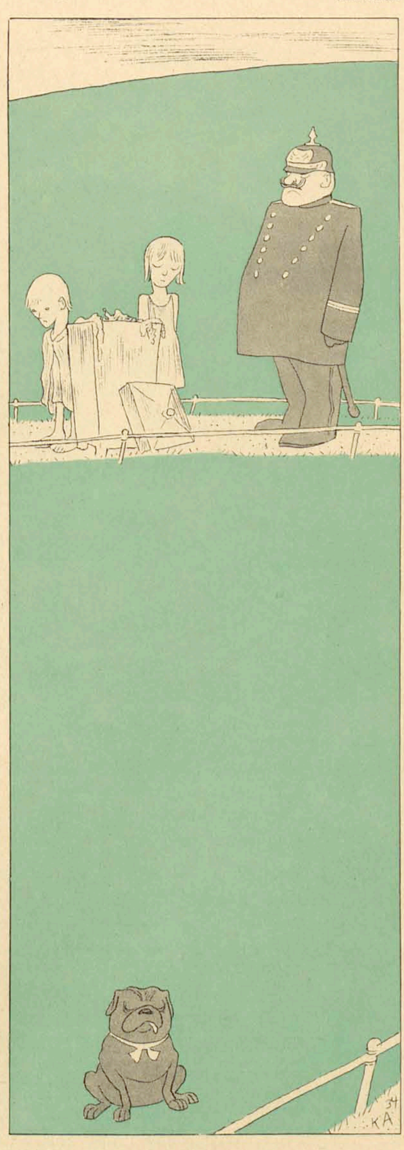
„Den janz'n Abend spendiert er dir bloß 'n Kaffee, und sowat nennste 'n Dschäntelmänn?" — „Wie soll er denn spendier'n, wenn ick bloß 'ne Mark mitbringe?"

Humanität von gestern

(Karl Arnold)



„Die Steine aus der Wiese! Die Schizophrene könnte beim Hinfallen Schaden nehmen!"



„Wollt ihr wohl die Mülltonne in Ruhe lassen!"

Heidefrühling



„Lust har ick schon, nochmal to heiraten, awer een Jungen mutt et sien – nich öwer sechzig!"

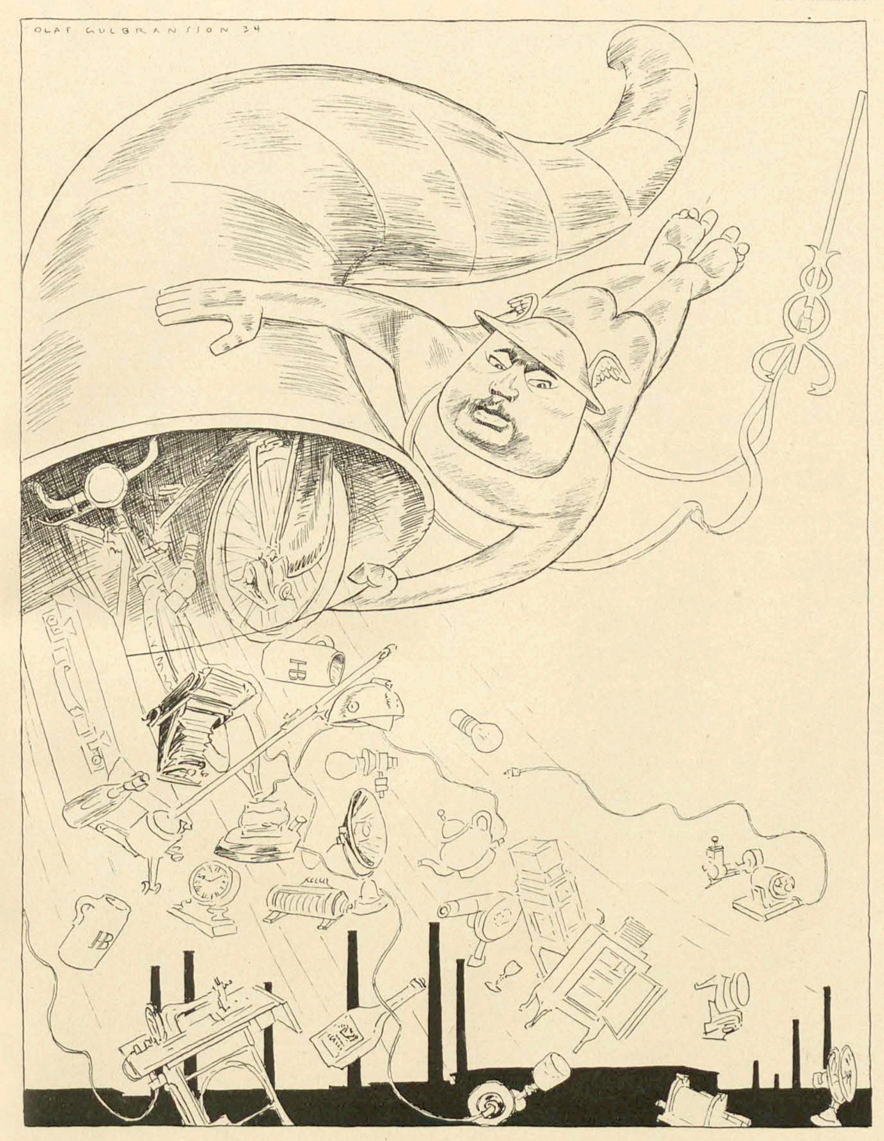
(Schluß von Seite 8)
die Mark, das Pfund, den Franken und den Yen in ihren Beziehungen zum Dollar zu zeigen. Als er auch die Wirkungen einer etwaigen Streichung der Kriegsschulden darstellen wollte, versagten die abgebrannten Streichhölzer, und er mußte sich zu diesem Zweck eines Bleistifts bedienen.
Als er fertig war, glich unser bestes Tischtuch einer Kreuzung zwischen einem griechischen Palimpsest und der rechten Wand einer öffentlichen Fernsprecherzelle. Aber wir hatten eine vollständige Erklärung der Finanzpolitik der Vereinigten Staaten vor uns. Ich wünschte, ich könnte mich ihrer erinnern! Unglückseligerweise wurde das Tischtuch schon tags darauf in die Wäsche geschickt, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, seine Beschriftung auswendig zu lernen. Aber nicht nur das Tischtuch, sondern auch die Finanzpolitik der Vereinigten Staaten wurde am nächsten Tag ausgewechselt. Ich tröstete mich daher.
Aber ich bin der Meinung, daß die Delegierten der nächsten Wirtschaftskonferenz unbedingt Tischtücher, oder zumindest kleine Dessertservietten zur Verfügung haben sollten. Denn wie kann sich ein Sachverständiger als wirklicher Sachverständiger erweisen, wenn er nichts als nacktes Mahagoniholz vor sich hat?

Lieber Simplicissimus!

Hanje, ein biederer Bauersmann aus dem Westerwald, ist bei Verwandten in Köln zu Besuch. Um ihn zu erfreuen, haben sie ihm eine Theaterkarte geschenkt.
Aber lange vor Beendigung des Schauspiels kehrt Hanje wieder zu seinen Verwandten zurück.
Ob es ihm denn nicht gefallen habe, fragen sie besorgt.
„Och", meint Hanje, „da woren immer die selwe Lück op de Bühn, un die han immer von Sache jequatscht, die jingen mich nix an. Un da hab ich mir jedacht, jehst besser wieder heim . . ."

Der billige Jakob droht!

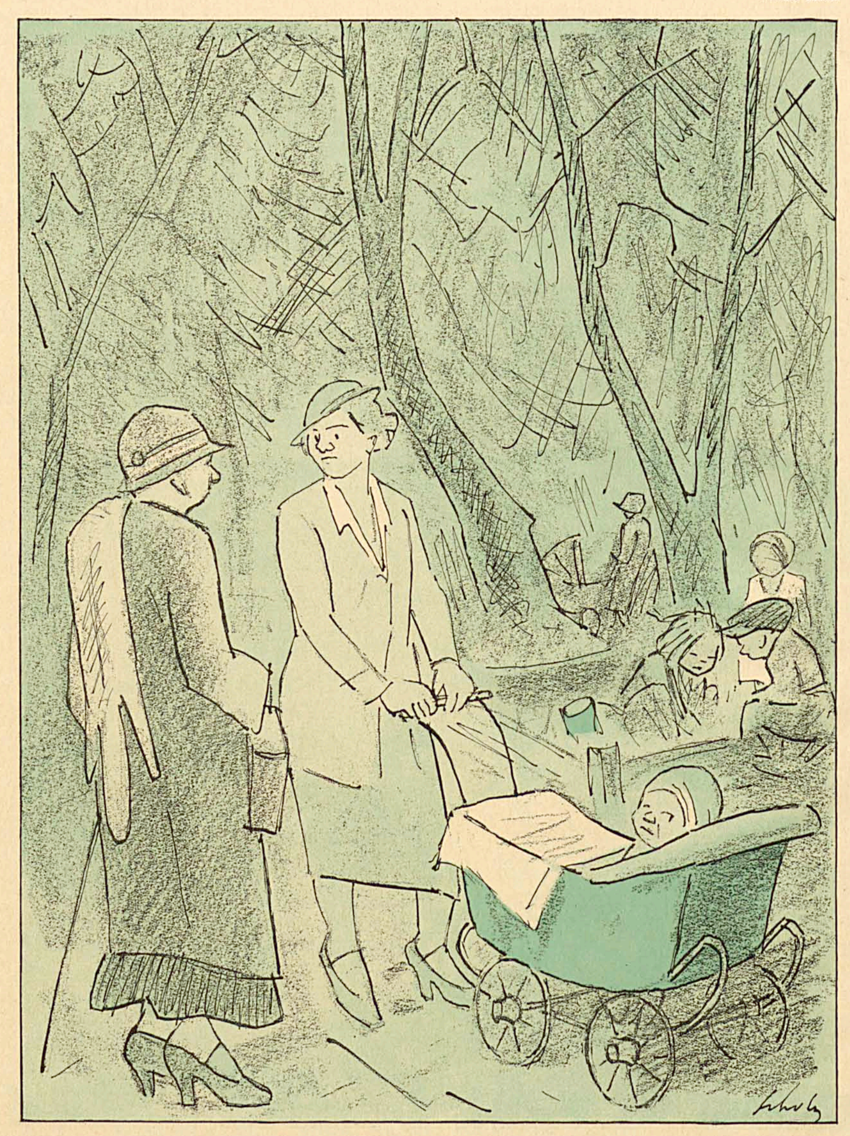
(Olaf Gulbransson)



„Europäer, macht euch keine Arbeitsbeschaffungssorgen! Ich liefere alles zum halben Preis!"

Im Anfang war die Tat

(Wilhelm Schulz)



„Wat sachste, die Stadt Berlin is Pate jeworn bei der Lene ihrem Dritten?! Na, da wer ick aberst Dampf druff setzen; von die Lene laß ick mir nich lumpen!“

München, 8. April 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

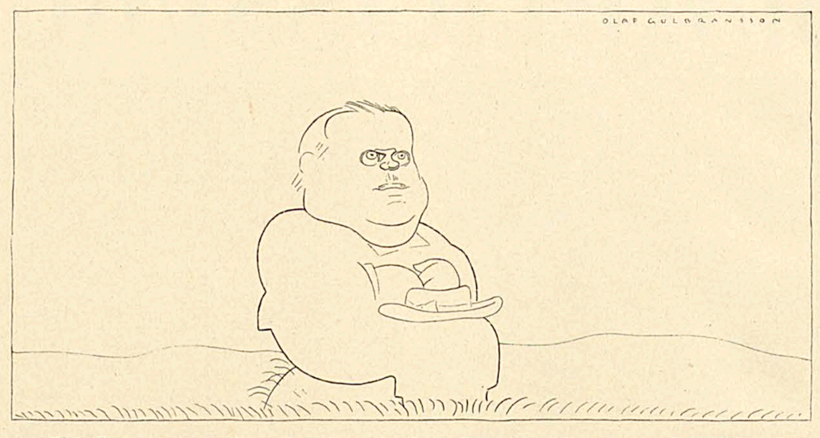
(Karl Arnold)

St. Kritikus

Strenge Moralisten sagen, um glücklich zu sein, muß man alle Leidenschaften aus sich verbannen. Dieser Rat ist ungefähr so gut, als wie, indem man einem, der über enge Stiefeln schilt, sagt, er soll sich beide Füße amputieren lassen, damit er keinen Verdruß mehr mit dem Schuster hat.

Johann Nestroy

Nie sollst du mich befragen



„Meine Großmutter war großherzogliche Kammerjungfer; weiter zurück reicht mein Stammbaum nicht . . .“

Hilfe . . . Hilfe . . . / Von Katarina Botsky

Blaublank und überfreundlich lachten drei lange Teiche an einem Außenrand der Stadt. Und standen in üblem Ruf, trotz ihrer holden Miene. An einer windigen Ecke am ersten Teich, der tiefer lag als seine Ufer, krümmten sich schwarze Weiden in sehr seltsamen Stellungen, trauernden Gestalten nicht unähnlich, die flüsternd und klagend vor dem netten Wasser zu warnen schienen, zusammen mit den verquollenen Stimmen der feisten Unken auf dem morastigen Grund. Den Kindern der Teichgegend erzählte man gern, daß der Storch ihre kleinen Geschwister aus einem der drei Gewässer gebracht habe, sie selbst natürlich auch, und darum schien es sie beständig zu ihnen hinzuziehen. Erst waren sie von dort gekommen — denn so sagte man doch — und eines Tages, wenn sie schon Schlittschuhlaufen konnten, dann — — — ja, davon will ich erzählen.

Manchmal war es auch im Sommer, beim Baden oder beim Wasserblumenpflücken, daß ein Kind plötzlich zu den Unken herunterkam und nicht mehr aus dem Morast emporfand. Daß es in den dunklen Schoß, aus dem der Storch es geholt haben sollte, zurückkehrte. Aber meistens war es im Winter, meistens in der Abenddämmerung, wenn das Eis dünn und durchsichtig über den Unken lag, daß — Heimkehrer sich unten einstellten. Erst waren sie oben Schlittschuh gelaufen mit gar keinem Gedanken an die Tiefe. „Das Eis hält noch nicht“, hatten die Eltern wohl zu ihnen gesagt. „Geht nicht auf die Teiche!“ Trotzdem waren die Kinder hingegangen. Verbote reizen, besonders die kraftlosen, die das meiste den Schutzengeln überlassen, die doch schon genug zu tun haben. So manches Kind kehrte vom Schlittschuhlaufen nicht mehr heim. Der Storch mußte immer neue Kinder aus den Teichen holen, denn von den alten gingen so viele in die Teiche zurück — meistens im Winter, in der Abenddämmerung.

Auch diesmal war es im Winter, und gelb kam die Dämmerung. Alle Bäume schwarz, besonders die verkrüppelten Weiden, oben, auf der windigen Ecke, am ersten Teich. Huh! diese finstern, krummen Gestalten aus Holz mit den Ruten in den hocherhobenen Armen, den schiefgesunkenen, wakkelnden Köpfen —! Dem kleinen Kuno graute es vor den Weiden, denn er war erst viereinhalb Jahre alt; aber er hatte Mut. In den nächsten Tagen sollte er mit Bestimmtheit eine kleine Schwester bekommen, darum ging er mal, ins Wasser sehen, ob sie schon sichtbar wurde. Es interessierte ihn.

In hoffnungsgrüne Wolle gekleidet, stieg er brüderlich entschlossen das Ufer hinab. Beiläufig hatten die Eltern wohl zu ihm gesagt: „Du darfst nicht allein aufs Eis gehen —!“ Er hatte es vergessen. In flottem Trab lief er zu der großen offenen Stelle, die von Eisblöcken flankiert war, und sah putzig ins Wasser hinab. Nichts! Am Ende gelang sie nicht. Schließlich

(Schluß auf Seite 18)

Dornbusch / Von Hans Franck

Sie schelten dich um deiner Dornen willen,
stachlichter Strauch auf schmaler Ackerschwelle;
gar mancher, der vorbeigeht, denkt im stillen:
„Warum läßt man ihn stehn? Er ist die Stelle
nicht wert, die er vom besten Boden braucht.“
Wohl ist es wahr: Du scheuchst die Menschenhand,
die sich in deine Zweigflut täppisch taucht,
mit scharfem Zahn zurück ins Lästerland;
die Blicke selbst, darum du nicht gebeten,
sie gleiten ungesättigt an dir nieder
wie an dem härnen Hemde des Propheten,
was seinem erdentrückten Sinn zuwider. —
Die Vögel aber fliegen jubelnd aus
und ein bei dir; denn ihre bloße Brut
in deinem hundertfach bewehrten Haus
ist sie wie nirgend sonst in sichrer Hut.
Und als Gottvater suchte nach dem Kranz,
der seines Sohnes Haupt mit Blut und Wunden
so hoch erhöbe wie keiner Krone Glanz,
da, Dornbusch, hat er ihn bei dir gefunden.

Vorsicht, Gschaftlhuber!

(Olaf Gulbransson)

— — — „Nanu — — —

das ist doch unerhört, diese bolschewistischen Klecksereien hier im Museum!“

„Entschuldigen Sie, das ist eine frühgermanische Runenschrift.“

„So — aber so was tut man doch unter Glas und Rahmen!“

Der törichte Ritter

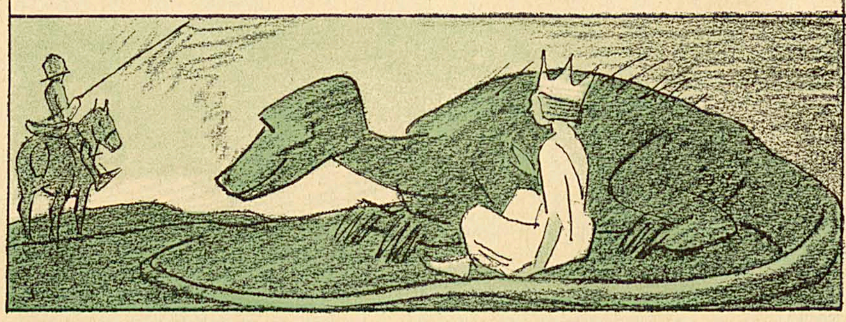
(Wilhelm Schulz)

Es ritt einmal ein Ritter,
Da drauß auf grüner Heid',
Der wußte nicht zu nützen
In kluger Weis' die Zeit.

Er schlug dort nicht den Drachen,
Daß ihm dafür zum Lohn
Die schöne Königstochter
Gäb' ihre goldne Kron'.

Denn als er sah ein Mädchen,
Das lieb er fand und wert,
Ließ ruhen er die Lanze
Und auch sein blankes Schwert.

Schwang hurtig sich vom Sattel,
Und auf des Mägdleins Mund
Sein Glück er dann versäumte
In einer kurzen Stund. Wilhelm Schulz



Pariser Beamtenbefähigungsnachweis

(E. Thöny)



„Zu Hause spielst du dich immer als einflußreiche Persönlichkeit auf, aber bis heute hat sich noch kein Untersuchungsrichter für dich interessiert."

Politische Kinderreime

I.

Der Duce, der Duce
steht mitten auf der Hutsche.
Dollfuß und Gömbös, alle zwei
ergötzt die hübsche Schaukelei.
Glaubt jeder, daß er hutsche.
Und doch tut's nur der Duce.

II.

Marianne läßt und läßt nicht aus.
Sie streckt der Welt die Zunge 'raus,
bald schriftlich und bald mündlich . . .
O Welt, sei bloß nicht gar so dumm!
Dreh' auf dem Absatz dich herum:
„Hier, bitte — aber gründlich!"

Ratatöskr

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Hilfe . . . Hilfe . . .

(Schluß von Seite 14)

tauchte ein großer Fisch im schwarzen Wasser auf und gähnte schwermütig in die gelbe Abenddämmerung. Als er emporschnellte und den blutroten Rachen aufriß, erschrak Kuno derart, daß er sich, schreiend, an den Eisblock zu seiner Rechten klammerte und mit ihm zusammen ins Wasser kollerte. Und es war niemand da, außer einem kleinen Hund, der, von der Dämmerung bedrückt und an den Füßen frierend, sich still an einem Baum betätigte.

„Neinein!" schrie Kuno, als es ins Wasser ging. So groß war sein brüderliches Interesse denn doch nicht. Der letzte Schrei nach der Mutter gellte vorwurfsvoll über den Teich. Die Bäume kannten ihn.

Und jetzt sah Kuno einen Storch kommen, einen sehr großen mit ausgebreiteten schwarzen Schwingen. „Ach lieber Klapperstorch", gurgelte das junge Leben, „hol mich doch noch einmal. Erst mich — — —"

„Sie können mir glauben, Herr Wachtmeister", sprach die verstörte Alte in flatterndem schwarzem Tuch. „Ich hab' Schreie auf dem ersten Teich gehört. Ich bin gleich hingelaufen. War aber nichts mehr zu sehen. Sicher ist dort wieder ein Kind ertrunken." — „Jeden Tag", schrie der Polizist, „jeden Tag ertrinken dort Kinder! Ja, schlafen die Eltern?!"

Der Mond bestrahlte magisch die Teichreihe. Auf dem zweiten Teich ein Hin und Her von kleinen und größeren Gestalten mit Schlittschuhen an den Füßen. Wie herrlich und geheimnisvoll, hier auf den erstarrten Wassern zu wandeln, wenn auch die Eltern gesagt hatten: „Dort wird täglich Eis herausgenommen. Die offenen Stellen verbergen sich bald durch eine oberflächliche Eisschicht. Es ist zu gefährlich, dort Schlittschuh zu laufen. Unterlaßt es, bitte!" Mit solchen Worten glaubten die Eltern ihre Pflicht erfüllt zu haben. Es war ja auch so unmodern, Kinder zum Gehorsam zu erziehen. Und die Kinder waren es auch nicht mehr gewohnt, dem Willen der Eltern zu folgen. Natürlich gingen sie „dort" Schlittschuh laufen. Und nun waren sie auf dem zweiten Teich.

Die Arme zum Himmel erhoben standen die Bäume am Ufer. Der Mond schien so hell, der Wind schwieg, manchmal sprach dumpf das Eis. Mit einem kleinen fernen Angstschauer in der Seele, der etwas Prickelndes hatte, glitten die Kinder mutig dahin. Unten, wo ihre Spiegelbilder liefen, träumten die Unken. Vielleicht auch sahen sie ihnen gelben Auges zu. Ringsherum gefrorene Öde. Ein Kirchturm, der über einen Damm sah, rief: Habt acht! Habt acht! Die Uhr schlug. Die Kinder zählten die vielen Schläge und schüttelten sich ein wenig. So spät schon?! Noch einmal schleudern, noch einmal . . . noch einmal! Von der Kinderkette als letztes Glied abgestoßen, sauste Hete von dannen.

Auf einmal ging es bergab. Der Spiegel war — Wasser!!! Nicht gesehen. Geflogen wie ein Vogel dem Mond entgegen. Will nicht ertrinken! Will nicht . . .! Das Wasser schnappt eisig zu und legt sich tiefdunkel über den Kinderkopf. Der stößt noch einmal hindurch. Die umflorten Blicke finden ein graues Tor — heraus fließen zwei winzige Gestalten: die toten Schwesterlein. „Hete — Hete . . .!" Sie wollen sie wohl umarmen?! „Nein! Nein!" Ihr ganzes Wesen läuft die Straße, die nach Hause führt. Aber — o Gott! — sie sieht sich nicht mehr die Füße setzen, sie fließt schon wie die — — —. Ihre Seele tritt zu Hause ein. Die Räume — die Eltern — wie anders geworden! Gespenstisch anders! Die Schwelle so hoch. Zu hoch —! Warum habt ihr die Hände vor dem Gesicht? Warum ist plötzlich alles so seltsam? Sie weiß es nicht — und doch. Die Gründe sind finster und böse. „Ich möchte so gern noch ein bißchen bleiben. Nie mehr nein, nur noch ja —!" . . . „Zu spät!" schlägt die Uhr, und alles fließt auseinander und türmt sich wieder zusammen zu einem grauen Nebeltor. Dem Tor, hinter dem die Schwesterlein wohnen. Wo das Nein verstummt wie das Ja.

„Wo ist Hete? Hete —! Hete —!" gellt es über den Teich.

„Und wo ist Hans?"

Der Elfjährige läuft mutterseelenallein auf dem dritten Teich. Vor acht Tagen verlor er den Vater, diese Erinnerung steht trennend zwischen ihm und den Altersgenossen. Das Eis unter seinen Füßen ist glasklar — ganz jung. Den Jungen dünkt es sehr reizvoll. Jedes Vorwärtsgleiten auf diesem Glas ist eine Tollheit. Was haben die Großeltern zu ihm gesagt? „Du bist jetzt unser Einziges." Ach was! Sein junges Leben ist wie berauscht von diesem Spiel mit dem To— —. Das Wort nicht zu Ende denken! Es wird ihm, als ziehe er neugierig einen Weg, den der Vater—vorausging. Wie ein Betrunkener sich wiegend und mit den Armen balancierend, ein wenig melancholisch singend, die Mütze in der Faust, eilt er dennoch den Weg, der zum — — —

„Hilfe . . .! Hilfe . . .!" Der Boden schwankt ja. Warum kippen alle Bäume um? Warum versinkt der alte Viehstall drüben? Nein! — er! — er versinkt! „Hilfe . . .! Hilfe . . .!" Eine Bullenstimme antwortet im versunkenen Stall.

Es rattert ein schwerer Wagen heran. Schrie da nicht wer? Der ältliche Kutscher lauscht, die plumpen Pferde spitzen die Ohren. „Hilfe . . .! Hilfe . . .!" Fluchend springt der Kutscher vom Wagen. „Schon wieder einer auf dem Teich —! Da soll doch gleich — — —!" Mit Schimpfen, das ein halbes Weinen ist, denn er hat drei Kinder zu Hause, begibt sich der schwere Mann auf das dünne Eis. Muß ich? fragt er sich immerfort. Die Pferde blicken ihm mit langgestreckten Hälsen nach. Auf Knien rutscht er, stieren Blicks, zu der Stelle, wo im Wasser — ein Gesicht vergeht. Er packt es am blonden Haarschopf, zerrt es, stöhnend, heraus. Das Gesicht blüht noch einmal lebenshungrig auf. „Opa — pa — ich — werd nicht mehr —!" Die Arme schnellen noch einmal hoch und ketten sich mit letzter Kraft um des Retters Hals, ziehen ihn hinab . . . hinunter . . .

Die Pferde stehen mit hängenden Köpfen in der Öde. Der Tod hat den Kutscher vom Wagen geholt. Ein Urweltlaut grollt durch die Mondlandschaft. Die Stimme des Stiers: Lust — Leben!

Morgens

Der Mond hat über uns gewacht.
Es schwieg das hohe Dach der Nacht.
Die Hand den letzten Gruß mir weht,
mit leisem Winken von mir geht.
Das Auge, das ich schimmern seh,
schon glänzt es mir so fern wie je,
und was mir noch im Herzen bebt,
schon heilig in den Sternen lebt.
Ein Weg beginnt. Hand wächst in Hand.
Es tagt — wo liegt das neue Land?

Rolf Grashey

Ein königlicher Kaufmann

Der Seniorchef eines altehrwürdigen hanseatischen Handelshauses, nennen wir ihn Sanders, war stadtbekannt für seine ungewöhnliche Geschäftstüchtigkeit, die mit einer übergroßen „Sparsamkeit" verbunden war. Diese beiden Eigenschaften lieferten immer wieder Stoff zu den lustigsten Anekdoten, von denen zwei hier folgen.

Herr Sanders trug, wie jeder zu der Zeit, der zur Börse ging, vom Stift bis zum Handelsherrn, täglich einen Zylinder. Der Zylinder von Herrn Sanders hatte nun schon viele, viele Jahre treue Dienste geleistet. Er hatte gute und einige wenige schlechte Geschäfte mit erlebt und hatte nun trotz mehrfachen Aufbügelns infolge seines vorgerückten Alters seinen spiegelnden Glanz verloren. So sehr, daß selbst die fast noch sparsamere Frau Sanders es an der Zeit fand, einen neuen Zylinder zu erstehen. Herr Sanders kaufte sich also einen neuen Hut und betrachtete wehmütigen Herzens das gute alte Stück und schenkte, denn zum Wegwerfen war er doch noch viel zu schade, den Zylinder seinem alten Faktotum Johann. Mit zwiespältigen Gefühlen nahm Johann tief gerührt das so unerwartete Geschenk an. Beim Hutmacher erfuhr er, daß keine Macht der Erde imstande sei, dem Hut zu einer neuen Jugendfrische zu verhelfen. Der Not gehorchend, kaufte sich Johann also für fünfzehn Mark einen neuen Zylinder. Einige Tage später bemerkte Herr Sanders den spiegelnden Glanz auf dem Haupte seines Johannes. „Johann", sagte er, „was haben Sie da für 'nen Zylinder auf?" Johann bekam einen Mordsschreck. Er durfte doch niemals sagen, daß der ihm geschenkte Zylinder seit vorgestern ein beschauliches Dasein auf dem Mülleimer führte. „Das", so antwortete er also leicht stotternd, „das ist der Zylinder von Herrn Sanders. Ich habe ihn mir für einen Taler aufbügeln lassen." — „Zeigen Sie mal her", sagte darauf Herr Sanders und besah sich den Hut lange. „Hier haben Sie den Taler wieder. Ich kann den Hut doch noch gut tragen." Sprach's, setzte den Zylinder auf und entschwand den Blicken des sichtlich erschütterten Johann.

*

Neben seinem großen Überseegeschäft betrieb Herr Sanders ein Geschäft, welches von Zeit zu Zeit auch einen recht schönen Nutzen brachte. Er kaufte Warenpartien auf, die aus irgendeinem Grunde vom Abnehmer beanstandet wurden. Sei es, weil sie durch Seewasser oder Feuer beschädigt waren oder sonst nicht den Ansprüchen genügten. Diese Partien kaufte nun Herr Sanders zu Spottpreisen und ließ sie mit gutem Gewinn durch seinen Agenten wieder verkaufen. Nur selten, eigentlich nie, passierte es ihm, daß er mit der Ware hängen blieb. Einmal aber hatte er eine große Partie seewasserbeschädigter Apfelsinen gekauft. Das heißt, von Apfelsinen konnte eigentlich keine Rede sein; denn in den Kisten befand sich nur richtiger Matsch. Herr Sanders schickte seinen Agenten, Herrn Müller, los, den Matsch an den Mann zu bringen. Gegen Abend kam Müller erschöpft ins Kontor. „Na, Müller, haben Sie die Ware verkauft?" Müller schüttelte matt den Kopf und machte Herrn Sanders die traurige Mitteilung, daß kein Mensch die „Apfelsinen" haben wollte. Das konnte Herr Sanders nicht begreifen. Seine schönen Apfelsinen! „Waren Sie denn auch bei Bauer & Co.?" — „Jawohl, ich habe selbst mit Herrn Bauer gesprochen." — „Aber der kauft doch sonst alles. Was hat er denn gesagt?" — „Das mag ich Ihnen gar nicht sagen, Herr Sanders." — „Wieso?" fragte Herr Sanders erstaunt. „Was heißt das? Was hat er gesagt?" — „Nee, nee, das mag ich wirklich nicht sagen." — „Müller, seien Sie kein Kind. Ich will jetzt wissen, was Herr Bauer gesagt hat." — „Er hat gesagt . . ." — „Also, was hat er gesagt?" — „Er hat gesagt . . . Herr Sanders, Sie könnten ihm mal!" — „Will er dann die Apfelsinen kaufen?"

H. T.

Lieber Simplicissimus!

Ich sitze hie und da im Park eines Vororts in Frankfurt. In meiner Nähe sitzen Kleinrentner und Arbeitslose, die — gleich mir — sich hier sonnen und erholen. Dabei wird mancher aus der Nachbarschaft auf das Lästerstühlchen gezogen. So erzählte kürzlich ein Mann folgende charakteristische Geschichte von einer Nachbarin: „Ach, des is e bees Fraa! Denkt euch nur emal a'! Wo dere ihr Mann gestorwe is, un da hat s' ihm e verrisse Hemd a'gezoge, wo s' ihn in de Sarg gelegt hat. Un da war ihr Klei' dabei, der hat des gar nit gefalle. Un da secht se iwwer die Mutter: ‚Awwer Mutter', secht se, ‚wann jetzt am Jingste Tag die Engelcher a'fange zu tanze, da sieht mer ja, daß der Vater e verrisse Hemd a'hat!' Und was meint ihr, was die bees Fraa da secht? ‚Ach!' secht se, ‚was verstehst dann du da dervo'! Des mecht doch nix, wann des Hemd e bißche verrisse is. Da muß halt der Vater der Wand hertanze, da sieht mer's nit.'"

*

Die Kinder sollten einen Aufsatz über die Schönheiten und Gefährlichkeiten der Alpen schreiben. Der kleine Seppl schrieb: „. . . die Männer in Bayern tragen kurze Wichs, die Weiberleut Mieder und kurze Röcke. So erblicken wir viele Schönheiten, nur sind auch manche große Gefahren damit verbunden."

*

Der kleine Hans ist ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Deshalb will er Bauer werden, um so, zwei Pferde vor dem blank polierten Kupeewagen, durch die Gegend sausen zu können. Seine beiden alten Großmütter will er auch mal mitnehmen. Als diese lächelnd meinen, ob er sich denn nicht schäme, zwei so alte Frauen spazieren zu fahren, gibt er prompt zur Antwort: „Ihr braucht ja nicht raus zu gucken!"

Rückblick auf Ostern

Ostern gab's mal wieder Eier,
welche nicht so, wie's natürlich,
weiß sind, sondern zu der Feier
teils mit Sprüchen, teils figürlich
bunt geschmückt —; man sieht und liest,
was erfreut und was verdrießt.

Jenes Ei aus Kopenhagen
trägt das Bild der Brüder Saß.
Tja, da läßt sich nichts zu sagen,
denn sie sagen auch nie was.
Blieben sie für immer dort —:
wir begrüßten den Export!

Aus Mandschukuo, dem neuen
Kaiserreich, kam auch ein Ei.
Doch man kann sich nicht dran freuen,
denn man fürchtet doch, es sei
innerlich gefüllt statt mit
Marzipan mit Ekrasit — — —

Wendet man sich grade grausend
von dem Tisch der Ostergaben,
liest man: „Viermalhunderttausend
Deutsche mehr, die Arbeit haben!"
Dieses Ei — na wat denn! Wie? —
das ist „made in Germany".

Benedikt

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)



Ihr Haar ist immer prachtvoll natürlich gelockt und gewellt **nur durch einf. Kämmen** m. dem Wellen-Frisier-Kamm AMAIKA f. **Locken u. Dauerwellen.** Ueber 800 000 begeistert. Gebraucher, Pr. RM. 2.40 franko Nachnahme, in elegantem Lederetui. **A. Maier, Karlsruhe/B. 3 Markgrafenstr. 45**
Ein prachtv. Geschenk f. jed. Dame.

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen
Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.
Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus"
(F. C. Mayer)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Briefm. - Auswahl i. nur g. Erhaltg., m. 60 b. 80% Rab. a. Michel, g. Ia Referenz. oder Standesangabe. **Otto Becker, Pforzheim 5,** Dillsteiner Str. 21

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8



Lachstürme entfesselt das lustige Judenbuch „Jüdisches — Allzujüdisches". Witze, Schwänke u. Anekdoten zum Lesen u. Vortragen. Mit 57 urkom. Bildern. nur **RM. 1.20** portofr. **Drei Eichen Verlag** Stuttgart-N 1.

Der kleine Roman von HANS LEIP: **MISS LIND UND DER MATROSE** kostet nur mehr kart. **RM. 1.—** geb. **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

1 Kilo Briefmarken, Brief- und Postabschnitte von Bulg., Griechenl., Südsl., Finnl., Schweiz usw. Preis nur RM. 4.75. **A. Lambart, Pforzheim.** Postfach.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal







Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296 456/296 457.

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch **PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62**
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 17 500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Ernst macht Besuch / Von Fritz A. Mende

Das Leben schreibt Romane. Franz Füllhorn schreibt Romane. Die Romane von Franz Füllhorn sind kürzer, aber dafür abwechslungsreicher. Gerade arbeitete er am siebenten Kapitel seines neuesten Werkes: „Opulenta. Lebenslauf einer umfangreichen Dame." Es ging ausnahmsweise langsam. Er hatte heute vergessen, Kaffee zu trinken. Sollte er es nachholen? Nein, es war zu spät. Die Uhr zeigte fünf Minuten nach fünf.

Franz Füllhorn duselte vor sich hin, da klingelte plötzlich die Flurglocke. Ein alter Mann mit strengem Gesicht, ohne die verklärende Umrahmung eines Vollbarts, trat ins Zimmer. Sehr ernst sah er aus, aber um die Augen hatte er viele kleine, lustige Fältchen.

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn Schriftsteller Franz Füllhorn?" fragte er.

Franz Füllhorn erschrak. Er fand die Augenfältchen des Greises mehr böse als lustig.

„Jawohl", stammelte er. „Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie sind Sie hereingekommen?"

„Sie fragen etwas zuviel auf einmal, mein Bester. Ich bin der Ernst . . ."

„So, Sie sind also der Ernst . . .", höhnte Franz Füllhorn. „Eine Frage gestatten Sie mir wohl noch? Was für ein Ernst sind Sie denn?"

„Ich bin der Ernst des Lebens . . .", sagte der Alte und schaute dem Schriftsteller in beide Augen, nicht so wie Menschen, die immer nur in e i n Auge des anderen schauen können, nein, er schaute in alle beide.

„Sehr erfreut", antwortete Franz Füllhorn ängstlich. Er konnte den Blick nicht ertragen.

Der Alte sprach weiter: „Damit sind Ihre Fragen wohl beantwortet? Ich will eigentlich nichts und komme stets uneingeladen. Leider hat mich die Sprache der Menschen zum Mann gemacht, aber besser würde mir das weibliche Geschlecht anstehen. Ich wäre dann wie eine reiche Geliebte, die auch viel Zeit in Anspruch nimmt, ewig im unrechten Augenblick kommt und die man leider nicht hinausschmeißen darf."

„Anscheinend nehmen Sie Ihren Beruf recht leicht . . ." Franz Füllhorn ging auf den scherzenden Ton des Besuchers ein.

„Und Sie nicht?" erwiderte der Alte. „Ich weiß, Sie sind ein Romanschreiber. Wenn ich mich recht erinnere, heißt eines Ihrer Werke gar ‚Hinterm Ernst des Lebens'. Die Leute lesen gern von mir, besonders solche, die mich nicht kennen."

Franz Füllhorn machte eine hilflose Armbewegung.

„Oh, bitte", fuhr der Alte fort, „ich wollte Sie nicht kränken. Ich weiß, Sie sehen mich heute auch zum erstenmal . . ."

Der Schriftsteller versuchte sich zu verteidigen: „Ich Sie nicht kennen? Und in meiner Jugend, als ich hungernd in der Dachstube saß? Waren Sie da nicht mein täglicher Gast?"

„Nein", sagte der Alte bedächtig. „In einer Dachstube haben Sie wohl gewohnt. Aber mehr aus Gründen des Milieus. Es war ja damals schön, finden Sie nicht? Sie sind Schriftsteller. Es ist Ihnen gegeben, aus der Mücke einen Elefanten, beziehungsweise aus Ihrem nüchternen Leben einen Kriminalroman zu machen. Das soll kein Vorwurf sein . . ."

„Aber es ärgert Sie doch . . .", triumphierte Franz Füllhorn. Er wurde langsam wieder frech. „Außerdem ist mir der Zufall lieber als Ihr ganzer Ernst des Lebens."

„Sie haben nicht unrecht, wenn Sie den Zufall vorziehen. Der Unterschied zwischen ihm und mir ist aber, daß man sich auf mich verlassen kann, während der Zufall ein windiger Bursche ist. Der Zufall ist eine Möglichkeit und keine besonders anziehende. Ich bin eine Fiktion . . ."

„Das versteh ich nicht. Erst sagen Sie, man könnte sich auf Sie verlassen. Dann erklären Sie sich für eine Fiktion . . ."

„Auf eine Fiktion, an die man fest glaubt, kann man sich verlassen . . ."

„Und wenn ich behaupte, daß ich nicht an Sie glaube?" meinte der Schriftsteller.

„Damit betrügen Sie sich um etwas sehr Menschliches ... Sie unterlassen es dann, Ihrem hilflosen und kümmerlichen Leben einen heroischen Fluchtpunkt zu geben. Wenn Sie nicht an mich glauben, müssen Sie sich selbst ein Gespött sein." Die Augenfalten des Greises lachten, aber sein Mund blieb ernst.

„Verzeihung", sagte Franz Füllhorn. „Ich halte mein Leben weder für hilflos noch für kümmerlich. Und gerade, weil ich nicht an den Ernst — also nicht an Sie — glaube, sondern an den Spaß, an den göttlichen, herrlichen, trunkenen Spaß, deshalb brauche ich keinen heroischen Fluchtpunkt und keine großen Erlebnisse."

Nach einer Weile fragte der Alte: „Haben Sie sich eigentlich schon einmal überlegt, wie ich mit dem Nachnamen heißen könnte? Die Menschen nennen mich nur Ernst . . ."

„Offen gestanden: nein", gab Franz Füllhorn zu.

„Dann will ich es Ihnen sagen, weil Sie es beinah gefunden haben. Mein Nachname ist nämlich Spaß . . ."

Jetzt lachten nicht nur die Augenfalten. Der ganze seltsame Besucher lachte, lachte, meckerte — und war plötzlich verschwunden.

Franz Füllhorn blieb mit offenem Munde sitzen. Dann blinzelte er nach der Uhr. Sie zeigte sechs Minuten nach fünf. Hatte es nicht eben geläutet? Er eilte hinaus. An der Flurtür stand ein Bote mit einem Telegramm.

Franz Füllhorn riß den Umschlag auf, entfaltete das Papier und las, daß sein Verleger pleite sei und er, Franz Füllhorn, alle erhaltenen Vorschüsse innerhalb zwei Wochen zurückzuzahlen habe.

Franz Füllhorn erfaßte die Nachricht noch nicht ganz.

„Der Ernst will mit dem Nachnamen Spaß heißen?" überlegte er sich. „Vielleicht — aber Spaß heißt er wohl nur für die anderen, für die im Augenblick nicht gemeinten . . ."

Erst jetzt fuhr ihm der Schreck durch alle Glieder. Er suchte ein Mauseloch, aber alle waren schon besetzt — von Menschen, die an den Ernst des Lebens glauben.

„Was nun?" fragte sich Franz Füllhorn.

Er verschob die Entscheidung und ging, obgleich es eigentlich schon zu spät war, doch noch Kaffee trinken.

* * *

Reisepläne

(Rudolf Kriesch)



„Das Fahrgeld wäre das wenigste, aber die Preise an der Riviera!" — „Ich schlage vor, wir warten, bis es wärmer wird, und essen die Spaghetti am Wannsee!"

Ein Inserat

„Puppenwagen und Kirchenrock für starke Figur zu kaufen gesucht!"

USA.-Milliardäre SOS!

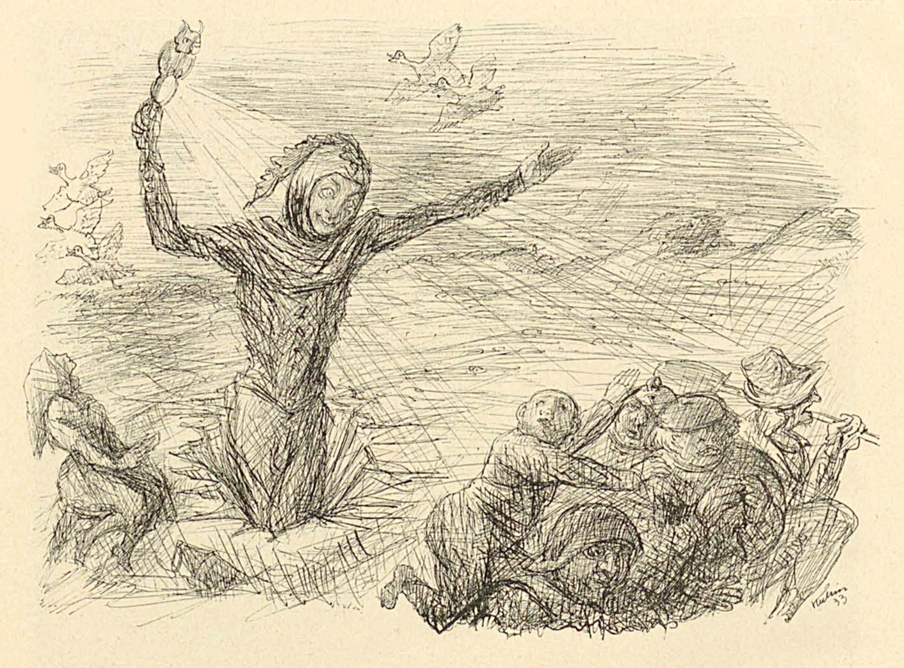
(E. Thöny)



„Nun schnüffelt auch unser Roosevelt nach Korruptionen." — „Yes — da wird für uns die Frage aktuell: Ausland oder Sanatorium."

Till Eulenspiegel steigt aus seinem Grab

(Alfred Kubin)



Der geborene Selbstmörder / Von Willfried Tollhaus

Mein Freund Martin war der Überzeugung, daß es das Leben von Anfang an schlecht mit ihm gemeint habe. Erstens hatte es ihn zu einem Großstadtkind gemacht — ihn, dessen ganzes Glück nach seiner oft geäußerten Meinung die Freude an der Natur war, und wäre diese Natur auch nur durch einen eigenen Garten in seinem Dasein vertreten gewesen. — Zweitens empfand er es als sehr unerfreulich, in Verhältnisse hineingeboren zu sein, in denen immer mit dem Pfennig gerechnet werden mußte — er, der alle Talente eines Genießers und Verschwenders besaß. Drittens hatte es ihm jene bezaubernde Wirkung der Schönheit und Eleganz versagt, die ihm so sympathisch war, — viertens — das aber war das Schlimmste! — fühlte er sich völlig fehl am Platze in einer sogenannten „interessanten Zeit“; die uninteressanteste wäre gerade die richtige für ihn gewesen.
Was blieb ihm gegen soviel Mißgeschick anderes zu tun übrig, als das Geschenk des Lebens abzulehnen und es der Vorsehung mit Protest wieder zur Verfügung zu stellen! — Aber so etwas ist leichter gedacht als getan. Martin war ein Systematiker. Er hatte sich von Jugend an genau überlegt, wie man sich am richtigsten selbstmorde. Totschießen, sich von einem Turm oder einem Felsen herabstürzen, Pulsadern öffnen, den Gashahn aufdrehn oder sich ertränken, das alles waren Todesarten, die er ablehnte, von den ganz schauerlichen gar nicht zu reden. Blieben die chemischen, bei denen man nie ganz genau wußte, ob es sich auch schaffen ließ. Also gab es eigentlich zum wirklichen Gebrauch nur noch das Hängen. Das aber war ganz und gar nicht einfach, wie Martin festgestellt hatte. Manchmal hielt ihn das Zutrauen zu der Festigkeit des Nagels, Astes oder eines Fensterkreuzes oder auch des Strickes davon ab, ein andermal dagegen wieder die Erwägung, es sei im Grunde doch sehr unästhetisch.
Also bestand die Tatsache, daß ein Mensch, der sozusagen zum Selbstmörder geboren, und entschlossen war, sein Schicksal zu erfüllen, an der Ausführung seiner Absicht verhindert wurde, weil es keine ihm sympathische Methode dafür gab.
Selbstverständlich aber hielt sich Martin für verpflichtet, auf der Suche nach ihr zu bleiben. Dabei ist er nun inzwischen fünfzig Jahre alt geworden. Die Gründe, die ihn früher veranlassen konnten, seinem inneren Berufe als Selbstmörder treu zu bleiben, ließen sich schon nicht mehr zählen, als sich das Blatt plötzlich wendete. Es ging ihm geldlich besser, sogar gut; Martin konnte sich ein Häuschen bauen, einen sehr großen Garten anlegen und sich aus der interessanten Welt in die uninteressante Einsamkeit zurückziehen. Es waren beinahe alle Unfreundlichkeiten des Lebens gegen ihn wieder gut gemacht worden. Freilich konnte man es auch als Unfreundlichkeit ansehen, daß sie erst gut gemacht wurden, als sich Martin bereits an das Hadern mit seinem Geschick gewöhnt hatte.
Was nun?
Es erwies sich bald, daß der Garten viel Arbeit machte. Wie stand doch im Buch Moses: „Verflucht sei der Garten; mit Kummer sollst du dich auf ihm nähren, bis du Staub wirst.“ Auf den Knien liegen und Unkraut jäten, das am nächsten Tag nach dem Regen doch wieder da war. Schwielen in den Händen beim Graben bekommen. Wasserkannen schleppen, daß die Arme fast abknackten, denn selbstverständlich gab es in der uninteressanten Einsamkeit keine Wasserleitung; sich ewig über das Wetter ärgern, das nie so war, wie man es gerade brauchen konnte; sehen, daß beim Nachbar alles besser gedieh — das alles war dazu angetan, einen zweifeln zu lassen, ob das in eine Großstadthineingeborensein wirklich so schlimm gewesen war. — Daß man das Glück aber, solange man es hatte genießen können, nicht begriffen hatte, das war eben wieder eine neue Tücke des Lebens, die sich erst jetzt erkennen ließ! Und die weitere Tücke für Martin schien, daß er erst zu Geld gekommen war, als man es nicht mehr sicher anlegen konnte . . . Die Gefahr, jeden Morgen ärmer aufzustehen, als man sich hingelegt hatte, verdarb einem den ganzen Spaß am Besitz! Und schließlich und endlich — ganz ohne Menschen konnte man ja auch nicht mehr leben, nachdem man so lange unter ihnen ge-

litten hatte! Die Sache lag also für Martin einfach so: entweder war sein Leben von früher glücklich gewesen, und er hatte es nicht begriffen — o beklagenswertes Schicksal! —, oder die Möglichkeiten des Glückes lagen im jetzigen, ließen sich aber nicht mehr ausnutzen, weil er verpfuscht dazu war. Das Schlußergebnis blieb das gleiche und ermunterte zum Aufhängen.
Aber wann sollte er das jetzt tun? Etwa im Frühjahr, wenn der Garten bestellt werden mußte? Etwa im Sommer, wo er so vieler Pflege bedurfte? Oder gar im Herbst, wenn geerntet werden sollte? Dann aber alle die schönen Dinge im Obstkeller und in den Einmachgläsern verkommen zu lassen oder an die bucklige Verwandtschaft zu vererben, das wäre Wahnsinn gewesen.
Also es ging einfach nicht! Des verfluchten Gartens wegen ging es wirklich nicht! —
Als Martin das wirklich eingesehen hatte, entschloß er sich, an einer der gewöhnlichen Krankheiten zu sterben, die unter den Menschen üblich sind. Aber er ist auch da noch recht wählerisch und will wenigstens die unangenehmsten ausschließen. Deshalb achtet er jetzt viel mehr auf sich, als er getan hatte, wie er noch zum Selbstmord entschlossen war.
Es ist anzunehmen, daß der geborene Selbstmörder noch einmal die Kaffeetasse der Hundertjährigen von der Regierung bekommen wird.

So eine Stunde . . .

Von Jefim Sosulja

Es gibt so eine Stunde — in der Nacht, vor dem Morgengrauen oder um das herum, wenn die Stille am tiefsten ist und keinerlei Geräusche in die Wohnung dringen, außer etwa dem fernen Schrill der Vorstadtlokomotive oder leisen Schritten des Wächters — in dieser Stunde erkennt jeder Mensch, wenn er aufwacht, seinen inneren Wert.
Da hören alle Illusionen auf. Der ganze, noch so verwickelte Selbstbetrug. Die naive Lüge, die so sehr Wahrheit sein möchte, daß es ihr zuweilen gelingt.
In dieser Stunde weiß jeder Tor, daß er ein Tor ist. Er faltet die Hände unter dem Kopf, schaut zur Decke oder, wenn es schon tagt und etwas zu sehen ist, schaut an der Wand die Blumen des Tapetenmusters an und erkennt vollkommen klar, daß er ein Dummkopf ist.
Das ist die allerschwerste Kategorie im Sinne der Selbsterkenntnis.
Mit dem Schuft zum Beispiel ist es bedeutend leichter. Dieser zieht sogar die Decke über das Ohr, dreht sich auf die Seite um, und es kommt mitunter vor, daß er selbst zu sich sagt: Jawohl, Bruder, du bist ein Schuft. Was wahr ist, ist wahr.
Ist er ein Zyniker, so lächelt er dabei sogar noch. Aber diese Art bewußter Schufte beschäftigen mich im gegebenen Falle wenig. Sie wissen auch am Tage, wer sie sind. Mich interessieren nur jene, die es am Tage vor sich selbst verbergen.
Ich erkenne sie manches Mal. Zum Beispiel dieser herrische, gebieterische Protz, der am Tage soviel Metall in der Stimme vergeudet, die Untergebenen mit so eindringlichen bösen Blicken mißt und abkanzelt, — nachts erkennt er seine Hohlheit. Er rührt sich an die Brust und denkt es klar, daß sie leer ist. Er möchte die schlafende Frau aufwecken und ihr das sagen, ist dazu aber nicht imstande. Schläft er nicht ein, so raucht er, hüstelt mit männlichem Baß, möchte die gerechte Erkenntnis ersticken, sie aber weicht nicht, weil das eben d i e Stunde ist.
Alle möglichen Betrüger, die auf geistigen Pump leben — Nichtskönner, Mißordner, Heuchler, Schmarotzer, alle Arten und Abarten von Mitläufern der Wissenschaft, Kunst, Literatur, Revolution: Kerbtierchen, die am Rumpfe des Schiffes kleben — sie alle wissen um diese Stunde, wenn die Nacht am tiefsten und lautlosesten —, es sei denn, daß ein entfernter Pfiff irgendwoher schwach ertönt oder der Wächter laut aufgähnt, oder der Hahn, schüchtern noch, nicht recht wach, sein wunderliches Lied anstimmt —, alle wissen sie ihren wahren Wert. Wissen ihn.
Und da das unangenehm, lästig, maßlos bitter und niederdrückend ist, so suchen sie es zum Schweigen zu bringen durch allerlei Hantierungen, deren es auch für diese Stunde nicht wenige gibt.
Sie liegen im Dunkeln und starren, ich wiederhole, zur Decke oder auf die Blumenmuster der Tapete. Sie machen Licht und lesen. Sie holen Zigaretten und Streichhölzer hervor und rauchen. Wälzen sich auf die Seite und suchen einzuschlafen, indem sie bis hundert zählen. Sie ziehen die Decke an oder werfen sie zurück, um den Kopf in die Kissen zu vergraben. Sie springen auf und gehen im Zimmer umher, bleiben vor dem Spiegel stehen und schauen in einen trüben Wirrwarr aus dem Widerschein von schwarzen Flecken und Mondstrahlen. Sie öffnen das Fenster, setzen sich, strecken die Brust dem Wind entgegen und schließen die Augen. Kein Laut. Die Straße — leer. Keine Hilfe und nirgendwoher eine zu erwarten.
Die Menschen fangen noch vielerlei an, aber nichts befreit sie von der wahren Erkenntnis, von der schonungslosen Selbsttaxierung.
Das dauert aber nicht lange. Der Schlaf kehrt zurück — bis an den Morgen. Am Morgen aber stehen die Toren, die Schufte, die Halben, die Nullen, die Mitläufer, Schmarotzer, Blutegel, Heuchler aller Arten und Sorten, — sie alle stehen auf, als ob nichts gewesen wäre. Im Waschen ziehen sie zugleich ihre Larven an und haben es sehr eilig, sich wieder als Kerbtierchen dem großen Schiffe des Lebens anzuschmiegen.

(Aus dem Russischen von E. Walker)

Mädchen des Alltags

Von Anton Schnack

Am Werktag hinter Ladentischen,
Der Chef vom Dienst ruft sie per du,
Sie schreiben, fragen, rechnen, wischen,
Im Herzen glüht das Rendezvous.
Doch frühlingssonntags, blutgeschwinder,
Am Nachmittag von vier bis sieben
Da werden sie beglückte Kinder:
Da gehn sie tanzen, da gehn sie lieben.

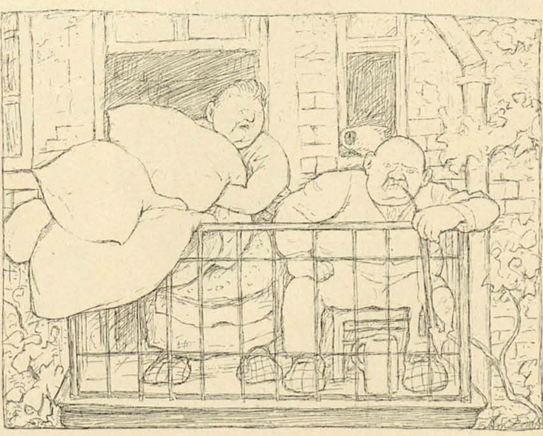
Jede trägt im Herzen einen Traum:
Eine will den Tangogeiger sehn,
Eine hätte gern ein Kleid mit Zobelsaum,
Und die dritte möchte nur bei einem Kuß
Sie denken nicht viel [vergehn.
Im großen und ganzen,
Sie haben Vergnügen am Schlagerspiel,
Sie lächeln und tanzen.

Für sie gibt's keine geistige Krise,
Sie wissen nichts von Politik,
Glück sind im Frühling Wald und Wiese,
Glück ist des Geigers Räuberblick.
Sie haben das Wunderbare,
Sie sind einfaches Leben,
Sind Lippen, Hände und Haare,
Sie lächeln, sie nehmen, sie geben.

Am Sonntag strahlen ihre Mienen
Und glühen Montags noch um acht,
Sie glühen noch beim Schuhbedienen
Und auch, trotzdem der Chef nicht lacht.
Denn jeder ist zurückgeblieben
Ein Glücksgefühl, ein kleiner Schmerz,
Und was auch war von vier bis sieben,
Es hatte lächerlich viel Herz.

Kraftleistung

(Paul Schondorff)



„Sitzt allweil umanand bei dem schönen Wetter, geh do a bißl spaziern!"
„Freili, sag do glei, i soll für die Olympiade trainiern!"

Eine französische Spielkarte

(E. Schilling)



Friede — oder Wettrüsten?

München, 15. April 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

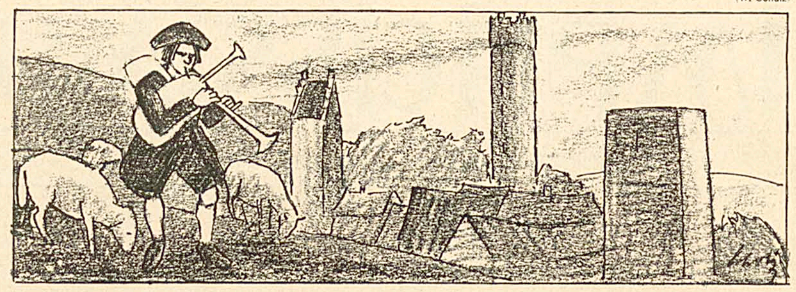
Frankreichs innerpolitische Sicherheit

(Wilhelm Schulz)



„Sie überschätzen die Stärke der Militärpartei. Auf zwei Zivilisten kommt bloß ein Soldat!"

(W. Schulz)



Der Wunderstiefel / Von Gottfried Kölwel

Der alte Kümml hatte äußerlich etwas Ähnlichkeit mit einem Eichhorn: Der Bart stand ihm weg, auch die Ohren, als ob sie hellhörig wären, und die Augen verbargen sich nicht selten unter den blinzelnden Lidern. Statt des fragezeichenähnlichen Schweifes hatte er gewöhnlich den Arm auf dem Rücken und bewegte die Finger nervös hin und her, wie wenn er hinter seiner Joppe einen Zwirnsknäuel zu entwirren hätte.

Er hatte ja auch immer etwas zu entwirren, dieser alte Kümml; denn er war ein gar seltsamer Kauz. Zwar lebte er nach dem Sprichwort: Kommt der Tag, bringt der Tag! aber dabei nützte er den Tag und oft sogar die Nacht für seine heimlichen Pläne. Niemand wußte eigentlich recht, was er zur Zeit gerade Geheimnisvolles vorhatte, aber daß er wieder an etwas spintisierte, wie die Leute damals sagten, das wußte jedermann.

In seiner Jugend hätte Kümml Schuster werden sollen, aber er hatte schon damals ganz andere Gedanken im Kopf und hatte es deshalb vor lauter anderen Gedanken niemals zum Gesellen und Meister gebracht. Dafür aber hatte er nebenbei von jedem Handwerk etwas gelernt; er wußte nicht bloß mit dem Leder, sondern auch mit dem Holz und Eisen umzugehen, und so hantierte er im Schuppen seines kleinen Hauses mit allem möglichen Werkzeug herum. Er wollte stets etwas erfinden, das wußte man allgemein; aber was er gerade erfinden wollte, das verriet er niemals.

Zwar sagte er zu uns Kindern, wenn wir uns in seinem Schuppen, zwischen verstaubten, von Spinnweben überzogenen Wänden versammelten, alles mögliche: bald redete er von Amerika als dem Land des Wunders, dann wieder von China und Japan.

„Die Welt ist groß", sagte er und fing, während er uns halb fragend, halb mißtrauisch betrachtete, zu blinzeln an. „Ja, ja, die Welt ist größer als euere Köpfe, das könnt ihr mir glauben, auch größer wie die Kirchturmkuppel. Aber der Kümml, der wird doch noch um die ganze Welt herumkommen."

Wir lachten natürlich bei diesen Worten, weil er die Welt boshaft mit unseren Köpfen und mit der bauchigen Kirchturmkuppel verglich, wir lachten auch über ihn selbst; denn wie sollte der alte Kümml je um die Welt kommen!

„Lacht nur!" sagte er und zog die Stirn ernst in Falten, „der alte Kümml wird es euch schon zeigen."

Eines Tages ließ uns der Kümml plötzlich nicht mehr in seinen Schuppen. Das Tor war zu, von innen war der Riegel vorgeschoben. Wir klopften an die Holzwand, wir schlugen, als uns der Kümml keine Antwort gab, mit den Fäusten an das Tor; aber er tat, als ob er gar nichts hörte.

Wir hätten ihm natürlich zu gern durch das Fenster gesehen, denn der Schuppen hatte ein Fenster, aber dieses führte in einen angrenzenden, streng umzäunten Garten hinaus, in den wir nicht hineinkonnten. So umlagerten wir denn seinen Schuppen auf den uns zugänglichen Seiten, um herauszubringen, was er da drinnen vorhatte.

Es mußte dies schon etwas besonders Geheimnisvolles sein, weil er nicht einmal mehr uns Kinder bei der Arbeit zuschauen ließ.

Oft schlichen wir uns deshalb, nachdem wir sogar die Schuhe ausgezogen hatten, an die Bretterwände heran, legten das Ohr an das braune, in der Sonne meist recht warm gewordene Holz und horchten: sägen hörten wir da, manchmal auch hobeln, dann wieder klopfte und hämmerte es.

Eines Tages entdeckte einer unter uns ein Astloch in der Bretterwand, und so wollte jeder seine Neugierde befriedigen. Jeder wartete ungeduldig, bis er darankam. In einer Reihe standen wir, und manche hatten den Finger am Mund, damit keiner ein Geräusch mache und es der alte Kümml nicht merke, wie wir ihn belauerten.

Doch welch eine Enttäuschung! Als ich endlich vor dem Loch stand, da konnte ich wohl den Kümml sehen, wie er bald dies, bald jenes Werkzeug ergriff, wie er plötzlich wieder betrachtend und nachdenklich stehen blieb, die Stirn kraus in Falten zog und blinzelte, aber warum er dies alles tat, das konnte ich ebensowenig herausfinden wie alle andern, die gleich neugierig in den Schuppen blickten.

Überdies war schon am nächsten Tag, als wir wieder durch das Astloch spähen wollten, die Öffnung mit einem Brett vernagelt; Kümml hatte es also doch bemerkt, daß wir ihn heimlich beobachtet hatten.

Welch ein immer mehr anwachsendes Geheimnis bildete sich nun um diesen alten, kleinen Schuppen. Wir lagerten uns am Hang des Berges, von wo aus man den Schuppen genau übersehen konnte. So betrachteten wir das da unten liegende, mit grauem Juraschiefer gedeckte kleine Haus des Kümml ebenso aufmerksam wie das unmittelbar anschließende, aus schwarz gewordenen Schindeln gefügte Dach des Schuppens. All die Schindeln, die da aneinanderlagen! Erschienen sie nicht wie Federn eines Gefieders? Der ganze Schuppen kam uns schon bald wie ein dunkles Ei vor, aus dem Gott weiß was für ein wunderlicher Vogel ausschlüpfen konnte. Vorläufig freilich sahen wir immer noch nichts; wir blickten zuweilen in das verschlungene Geäst der Kastanienbäume hinauf, unter denen wir lagen, wir betrachteten die weißen Sommerwolken im Blau des Himmels, ihre seltsamen, oft märchenhaften Gestalten und ihren unabänderlichen Weg. Von Westen nach Osten zogen sie oder von Osten nach Westen, und wir dachten dabei an Amerika und China und natürlich auch an den alten Kümml, der wie diese Wolken um die Welt reisen wollte . . .

Während wir so eines Tages wieder oben am Hang des Berges lagen, bemerkten wir, daß das Tor des Schuppens plötzlich aufging. Ganz langsam schob es sich auf, ein riesiges Stück Schatten vor sich her, und blieb wie ein Flügel offen stehen. Wir Kinder hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als sofort hinunterzulaufen. Freilich fürchteten wir, Kümml würde das Tor bei unserer Ankunft sofort wieder schließen; wir schlichen uns deshalb wie früher an den Schuppen heran, um auch wirklich hineinzukommen. Aber zu unserem Erstaunen wollte Kümml jetzt offenbar gar nichts mehr verbergen vor uns, denn er lachte, als er uns kommen sah, und als wir ihn fragend anblickten, ob wir denn in den Schuppen hineindürften, sagte er: „Jetzt könnt ihr schon herumgucken, ihr . . ." Er verschluckte die weiteren Worte und blinzelte. Aber gleich darauf setzte er hinzu: „Ja, ja. Jetzt ist alles fertig!"

Wie das klang: Alles fertig! Klang es nicht, als ob er sagen wollte: Jetzt reise ich um die Welt!

Gespannt betraten wir den Schuppen. Es war zwischen all den verstaubten Spinnweben etwas Geheimnisvolles für uns da. Siehe! Da stand es schon. Oder lag es? Wir konnten dies nicht unterscheiden. Denn es war ein merkwürdiges Gebilde, was Kümml da zusammengemacht hatte. Waren es Kisten? Nein! Denn diese Holzgebilde waren ja spitz nach vorne. Innen waren sie ausgepicht wie ein Bierfaß, oben hatten sie eine schließbare Lederhülle. Rings herum, im dichten Kranz, hingen pralle Blasen.

„Willst du damit wohl fliegen?" fragte ich, nur um überhaupt etwas zu sagen.

Doch der alte Kümml sprach: „Morgen werdet ihr's schon sehen."

Das war eine Spannung und eine Neugier um den seltsamen Kauz. Denn nicht bloß wir Kinder, auch die Erwachsenen versammelten sich um den Schuppen, als Kümml die sonderbaren Gebilde herausschaffte und sie auf einem Schubkarren an den Fluß schob. Dort angelangt, warf er die seltsamen Kisten in das Wasser und schickte sich an, während wir fast lautlos zusahen, mit dem Fuß in die eine Kiste, mit dem andern in die zweite Kiste zu steigen, sich das Lederzeug an den Beinen hoch bis zum Knie zu ziehen und es festzuschnallen.

„Ach, das sind ja Stiefel!" riefen wir da. Stiefel, mein Gott, mit denen man auf dem Wasser gehen kann. So etwas Herrliches!

(Schluß auf Seite 29)

Deutsche Stimmen

X

(E. Schilling)

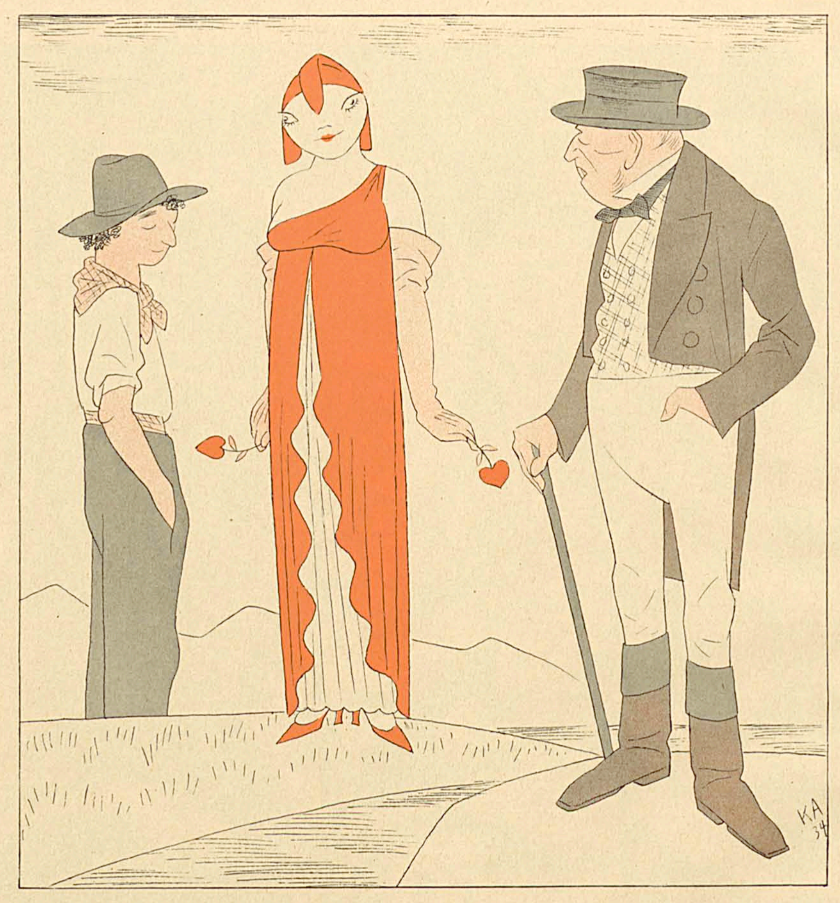


„Wie komm ich am besten den Berg hinan?“
Steig nur hinauf und denk nicht dran!

Friedrich Nietzsche

Mariannes Liebeswerben

(Karl Arnold)



„Die Zeiten der Mesalliancen sind vorbei, Madame; jetzt ist jeder für sich zu Hause genügend verheiratet."

„Ewige" Verträge / Von Ratatöskr

Was heißt das: ewig? . . . Wer's so liest
und den Begriff bei sich ermißt,
der findet ihn bedrückend länglich,
und ums Gemüte wird ihm bänglich.

Beruhige dich, verehrter Freund.
Es ist oft anders, als es scheint.

Ein Forscher griff zum Meterstab.
und maß die Staatsverträge ab,
von welchen uns die Weltgeschichten
als „ewig giltigen" berichten.

Achttausend kamen in Betracht.

Und was hat er herausgebracht?

Die „Ewigkeit" bei dieser Ware
betrug im Durchschnitt rund — zwei Jahre . . .

Da staunst du, gelt? . . . Na also: prost!
Und zieh dir Mut draus oder Trost
und stemm' dich in die Zeit hinein!

Was ewig ist, weiß Gott allein.

(Schluß von Seite 26)
Während wir uns begeisterten, fing wahrhaftig der alte Kümml auf dem Wasser langsam zu gehen an. Er hatte die beiden Stiefel gegenseitig mit Riemen zusammengehalten, so daß man nur einen Schrit machen und die Strömung des Wassers nicht den einen Schuh vom andern abtreiben konnte. Was für ein Kopf doch dieser Kümml war! Wunderstiefel hatte er erfunden, Wunderstiefel, die uns Kindern ebenso bezaubernd erschienen wie die Siebenmeilenstiefel im Märchen. Wenn es auch nicht so schnell ging wie mit den Siebenmeilenstiefeln, aber man konnte damit auf dem Fluß gehen. Wenn man auf dem Fluß gehen kann, dachten wir, kann man auch über einen See gehen, und wenn man über einen See gehen kann, kommt man wohl gar auch über das Meer. Sollte der alte Kümml also wirklich noch bis nach Amerika kommen?

Doch während wir Kinder uns unbändig über diese Stiefel freuten und das Tor des Wunders aufgehen zu sehen glaubten, geschah es mit einemmal, daß der alte Kümml ins Drehen kam. Ehe wir's dachten, fiel er auch schon, mit dem Kopf voraus, in das Wasser und wäre wohl gar jämmerlich ertrunken, wenn man ihn nicht sofort herausgezogen hätte.

Nun lachten wir Kinder zwar auch wie die Erwachsenen über den gebadeten Kümml, aber als wir die gleichfalls herausgefischten Stiefel betrachteten, da war es uns eigentlich doch nicht leicht ums Herz. Denn solch ein Wunderstiefel! Was wäre das gewesen! Wenn man damit über das Meer bis nach Amerika hätte gehen können!

Das Märchen wäre wahrhaftig unter uns gewesen.

Die Preisträger

Von Fritz A. Mende

In einem großen Saal der großen Stadt wurde ein Hofsängerwettstreit abgehalten. Viele Menschen waren ausnahmsweise nicht ins Kino gegangen, sondern spielten Preisrichter. Sie saßen, lobten oder lehnten ab, und selbst Frauen, die in ihren Wohnungen mit einem seufzenden „Schon wieder . . .“ die Fenster schlossen, wenn es im Hof spielte und sang, klatschten eifrig in die Hände.

Oben auf der Bühne standen arme Teufel, klimperten auf zerkratzten Instrumenten, sangen im Chor oder einzeln und schrieen ihre Not hinaus. Aber das Publikum hörte nur die Musik. Es merkte nicht, daß auch die lustigen Lieder ernst klangen, und wollte sich rein ausschütten vor Lachen.

Die Männer auf der Bühne hatten kein Lampenfieber. Sie waren es gewöhnt, beglotzt und beschämt zu werden. Nein, Lampenfieber hatten sie gewiß nicht, aber sie standen trotzdem fassungslos. Da unten, diese harmlos-vergnügte Menge, die bestand also aus den Menschen, die überall hinter den Türen wohnten, hinter den Sicherheitsschlössern, Ketten und Gucklöchern. Es war ein Märchen . . .

Vier Tage lang dauerte es. Vier Tage lang brachten die Zeitungen große Berichte. Filmaufnahmen für die Wochenschau wurden gedreht. Grammophonfirmen nahmen Platten auf. Vier Tage . . . dann wurde es still. Das Publikum hatte sich wieder hinter die Sicherheitsschlösser zurückgezogen. Die Musikanten standen tief unten in den Höfen, auf der Versenkbühne des Lebens.

Nur drei junge Burschen kehrten am fünften Tage nicht in die Höfe zurück. Ihnen war der erste Preis im Sängerwettstreit zugefallen. Sie waren ja so glücklich, die drei. Sie glaubten plötzlich an Wunder und bauten Luftschlösser, die jeden Abend umfangreicher wurden, denn die drei Hofsänger hatten ein Engagement in einem großen Variété bekommen. Jeden Abend gab es nun Beifall. Jeden Abend erhielten sie zusammen dreißig Mark. Das machte für jeden zehn Mark. Das machte in der Woche mit der Sonntagnachmittagsvorstellung, achtzig Mark. Das machte im Monat . . . Nein, das wagten sie gar nicht auszurechnen.

Dann war der Monat zu Ende. Die Plakate mit den Riesenlettern: „Die Preisträger des Hofsängerwettbewerbs“ wurden überklebt. Drei junge Burschen sahen gegenseitig, wie das Lachen aus ihren Gesichtern schwand.

Zwei Wochen später traten bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung drei Hofsänger auf. Aber sie hatten wenig Erfolg. Nicht einmal die Zeitungen erwähnten sie.

In der großen Stadt wurde ein Sechstagerennen abgehalten. In den Vororten wußte man wenig davon. Irgendwo da draußen lag eine kleine Kneipe. Neben der Tür stand eine Tafel. Halbverwischt stand mit Kreide darauf geschrieben: „Jeden Abend musikalische Unterhaltung. Ausgeführt von den drei Original-Hofsängern. Erste Preisträger im Hofsängerwettstreit.“

Nach einer Weile verschwand die Tafel. Dafür baumelte hinter einem Fenster der Kneipe ein Pappschild. „Heute abend Rundfunkübertragung“ stand dort gedruckt.

Demut vor den Dingen

Ein Tag erhebt sein Haupt
und weiß, wofür er lebt.
Ein Baum blüht, trägt und laubt.
Ein Vogel singt und schwebt.

Der Wald lebt sein Geschick,
spürt Lenz und Herbstbeginn.
Ein Stern strahlt süßen Blick
und weiß um seinen Sinn.

Nur du mit raschem Blut
verfällst der Weltgewalt,
erglühst in jeder Glut,
lebst vielerlei Gestalt.

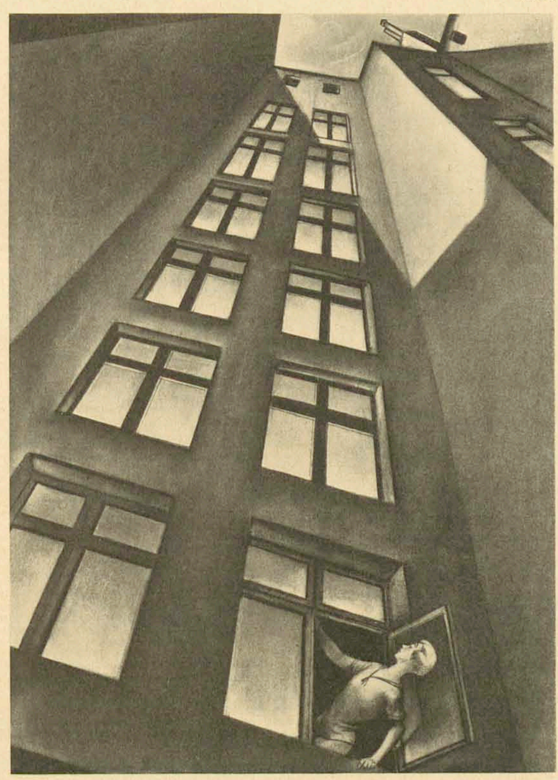
Der Schatten deines Ich
wiegt gaukelnd sich im Tanz,
verzweifelt fühlst du dich
bald König, bald Popanz.

Gib doch den Menschen frei,
du trügende Begier –
daß er nicht ärmer sei
als Stern, Baum, Wald und Tier!

Georg Schwarz

Frühlingssonne

(Girod)



Reporterphantasie

(R. Kriesch)



„Den Moment möchte ich mal erleben, wo der Ball am Boden klebt und ein Kopf ins Tor fliegt!"

Zwei Freunde

Von Johan Luzian

Zwei Freunde, Karl und Theodor, die in München viele tolle Studienjahre gemeinsam vollbracht hatten, dann aber auseinander gekommen waren, trafen sich nach langer Zeit unvermutet wieder. Und zwar hatte Karl mit Zeichenblock und Pastellkasten eine Wanderung in jenes frühlingsbunte oberbayrische Vorgebirgsland gemacht, das mit Hügeln und Wäldern und Seen immer neue malerische Landschaftsbilder bis zu der ruhigschwingenden blauschwarzen Alpenkette im Hintergrunde verschenkt. In einem dieser weltabgeschiedenen Dörfer, wo am Seeufer kleine Landhäuser in der Märzensonne blinkten, traf Karl seinen einstigen „Spezi" wieder, und es gab im Gasthaus einen frohen und vergnügten Nachmittag bei ein paar Flaschen Tiroler Roten für die beiden Freunde. „Immer sutje!" mahnte Theodor, aber es blieb nicht bei einer Flasche und auch nicht bei zweien. Das Wiedersehen mußte begossen werden.

„Immer sutje!" war Theodors Lebensspruch, und aus dem Plattdeutschen übertragen heißt das: „Immer langsam und bedächtig, nur nichts überstürzen!" Der lange blonde Norddeutsche mit dem vierkantigen Bauernschädel kam mit dem Tempo des beweglichen Franken Karl und mit dem anderer Temperamente, die auf süddeutschem Boden wachsen, nicht immer mit. Blieb Theodor nun auch vor mancher Torheit bewahrt, so brachte er es mit seiner Bedächtigkeit andererseits in unserer schnellebigen Zeit auch nicht gerade zu großen Erfolgen, und er schlug sich als Schriftsteller Jahr für Jahr schlecht und recht durch, genügsam, wenn auch keineswegs immer zufrieden, und als dann noch eine unglückliche Liebe hinzukam, die ihm ebenfalls infolge seines Leitspruches in die Brüche gegangen war, da zog er sich, der Stadt und der Menschen überdrüssig, auf das einsame Land zurück. Hier verträumte er seine Tage, gab sich allerlei kleinen und großen Rätseln in der Natur hin, beobachtete den Vogelflug und das Leben der Ameisen, beschäftigte sich mit dem Majakult und den Phöniziern, den isländischen Sagas und dem Buddhismus, kurz, er geriet in einen solchen inneren und äußeren Schlendrian, daß Karl, der praktische Mensch, der es als Zeichner und Lithograph schon zu Erfolg und Vermögen gebracht hatte, nur den Kopf schütteln konnte, als er von diesem Leben seines Freundes Theodor erfuhr.

„Ja, hausest du denn Jahr für Jahr ganz allein?" fragte Karl.

„Nein, Onkel Gustav wohnt ja bei mir", sagte Theodor.

„Der spinnete Philosoph?" rief Karl entsetzt. „Na, der hat dir grad noch gefehlt!"

„Oh, wir verstehen uns ganz gut", meinte der andere und entwarf ein schlichtes Lebensbild seines guten Onkels, der von gleichem Schlag wie Theodor war, nur daß er eine kleine Rente besaß, die Theodor zu seinem Leidwesen fehlte. Der gute Onkel Gustav, ein biederer Westfale und Grübler, hatte es mit den alten Griechen. Er träumte seit Jahren davon, eine leichtverständliche Geschichte der Philosophie zu schreiben, weil er glaubte, daß er die Menschheit glücklicher machen könnte, wenn jedermann über Xenophon und Sokrates, Aristoteles und Pythagoras Bescheid wisse. Aber da er bis in den Mittag hinein schlief und den Rest des Tages damit verbrachte, am Fenster zu sitzen und die Pfeife zu schmauchen, behaglich und geborgen in seinem Bereiche, über seinen großen Plan nachdenkend, die Feder indessen niemals ansetzend, um den ersten Strich zu tun, so blieb die Geschichte der Philosophie ungeschrieben und die Menschheit unbeglückt. Das also war Theodors Umgang, kein Wunder, daß seine Lebensauffassung des „Immer sutje!" eine bedeutende Verstärkung erfahren hatte.

Karl schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begann bei der dritten Flasche Terlaner dem Freunde einen ernsten Vortrag über das Leben eines richtigen Menschen im allgemeinen und über die Wege zu Glück und Reichtum im besonderen zu halten. Das Leben sei keineswegs hoffnungslos, die Verhältnisse seien durchaus nicht schauderhaft, im Gegenteil, überall zeige sich ein Aufschwung, überall regen sich freudige Hände, neue Gedanken würden gedacht, neue Aufgaben gestellt, alles dränge vorwärts, man müsse nur selber auch den Drang in sich spüren, voranzukommen, müsse seine Kenntnisse ausnützen, seine Erfahrungen verwerten, jede Begabung finde ihren Platz. „In deinem Willen liegt dein Schicksal, wer sich nicht selber aufrafft, der bleibt liegen!" schloß er den grundsätzlichen Teil. Und dann kamen noch viele praktische Lebensregeln, vom frühen Aufstehen angefangen, über die richtige Ernährung bis zum mäßigen Genuß des Alkohols. „Prost, in diesem Falle ist es ja was andres, alter Spezi!" rief Karl und schwieg erschöpft. Theodor hatte geduldig zugehört und gedankenvoll mit dem Kopfe genickt, gerührt von soviel Freundschaft. Dann brachte er den Freund zum Bahnhof, sie gingen Arm in Arm, und Karl glühte von all den guten Ratschlägen und von dem Terlaner.

Aus dem Abteilfenster drückte er Theodor nochmals fest die Hand und fragte, als der Zug schon anzog: „Alsdann, Theodor, hast mi verstanden, net wahr?"

„Freilich!" nickte Theodor, „freilich! Also dem Onkel werd' ich gleich eine Standpauke halten, Wort für Wort, wie du's gesagt hast. Der muß jetzt ran, der muß raus aus seinem Schlendrian, der olle Knasterbart!"

„Und du? . . . Und du?" rief Karl.

„Immer sutje, immer sutje!"

Da fiel Karl verstummend auf die Bank zurück . . .

Theodor aber marschierte, benebelt von dem Roten und dem Frühjahrsduft der Erde, heim durch den Wald und durch die Wiesen, auf denen Schlüsselblumen leuchteten, und ihm war fröhlich zumute, er war sich selbst genug und mit der Welt im Einklang. Er traf Onkel Gustav im Garten vor dem Häuschen, der lauschte dem Singen der ersten Stare und hatte ein Büschel Veilchen als Lesezeichen in ein gelehrtes Werk über die Stoiker gelegt. Theodor setzte sich zu ihm, steckte seine Mutzpfeife umständlich in Brand und erzählte von dem schönen Nachmittag.

„Wenn Karl nur nicht so viel reden wollte!" sagte er, und dann paffte er seine blauen Kringel schweigend nach der roten Abendsonne.

Auslandsnachrichten

Aus Britisch-Columbia wird gemeldet, daß eine Herde von mindestens einer Million Seehunde sich auf der Wanderung nach dem Norden befindet. Man weiß nicht, woher diese Beunruhigung der Seehunde kommt. Ist denn vielleicht der Stille Ozean nicht mehr still genug?

*

Doumergue sagte neulich: „Frankreich will das Gute weniger für sich selbst, als für alle anderen."

Aus diesem Grunde ist wohl auch das Handelsabkommen mit London gescheitert. Denn Frankreich fühlt sich verpflichtet, obwohl es gegen Hereinnahme englischer Kohle alles mögliche nach England ausführen könnte, doch der deutschen Saarkohle die Treue zu halten, wenigstens solange noch etwas da ist.

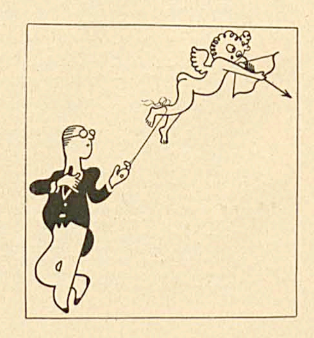
Frühlingsahnen hinterm Ladentisch

Von Dirks Paulun

Nun wird es wieder grün und staubig,
die Luft geht muskatellertraubig,
ach! — — —
das Herz im Leib gurrt turteltaubig,
ach! ach du! — — —
und das Gemüt wird gartenlaubig.
. . . Liebeszeit!!

Bald geht es los mit dem Geknatter,
es springen alle Knospen auf,
ach! ach du! — — —
Der Vögel wütendes Geschnatter
tönt nachts zum offnen Fenster rauf.
. . . Liebeszeit!!

Nur wer die Ohren spitzt, kann in den Frühlingschören
ach! — — —
ganz leise schon die sauren Gurken wachsen hören.
Ach du liebe Zeit!!



Die vier märchenhaften Möglichkeiten

I.

Ein reiches Mädchen liebte einen armen Jüngling. Die Liebe wurde natürlich erwidert. Sie kaufte ihm Zigaretten und Seife, Schallplatten und Schuhe. Kurz: er bekam alles von ihr — bis der arme Jüngling zu dem Vater des reichen Mädchens ging und ihn um die Hand seiner Tochter bat. Er spürte zwar eine Hand, aber die gehörte dem Vater . . . Und wenn die linke Wange des armen Jünglings nicht unterdessen wieder blaß geworden ist, sieht man es heute noch.

II.

Ein reicher Jüngling liebte ein armes Mädchen. Wurde diese Liebe erwidert? Er kaufte ihr Seife und Dauerwellen, Kleider und Einlegesohlen. Kurz: sie bekam alles von ihm — bis sie den noch reicheren Vater des Jünglings heiratete. Und wenn der Vater nicht gestorben ist, liebt sie ihn immer noch nicht.

III.

Ein reiches Mädchen liebte einen reichen Jüngling. Diese Liebe war leider gegenseitig. Sie brauchten sich nichts zu schenken, weil jeder von beiden alles selbst hatte. Kurz: es war eine Liebe ohne Überraschungen — bis sie sich heirateten und sie ihm einen Knaben schenkte. Er konnte ihr kein entsprechendes Gegengeschenk machen, und wenn er nicht geboren hat, dann schmollt er heute noch.

IV.

Ein armes Mädchen liebte einen armen Jüngling. Solche Liebe ist immer gegenseitig. Sie konnten sich nichts schenken, weil jeder von beiden selbst nichts hatte. Kurz: es war eine große Liebe — bis sie eines Tages in ein Luftschloß übersiedelten, das ihnen ein Romanschriftsteller zur Verfügung gestellt hatte. Und wenn das Luftschloß nicht Wirklichkeit geworden ist, heißt es für den armen Jüngling und das arme Mädchen immer noch am Abend jedes armseligen Tages: Fortsetzung folgt.

F. A. M.

Russisches

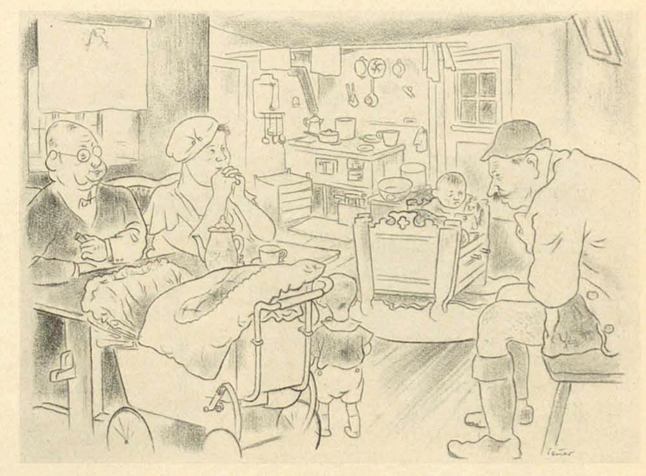
Ein Mann aus Uglitsch und ein Mann aus Jaroslaw trafen sich in Twer auf dem Markt. Sagte der Uglitscher: „Was uns die Bolschewikis nicht alles versprochen haben; das Paradies auf Erden sollten wir bekommen, und nun?“ Antwortete ihm der Jaroslawer: „Nun und, Brüderchen? Bist schon halb ausgezogen, bist auf dem besten Wege dazu.“

*

Als Herriot nach seinem Besuch im Moskauer Kreml die Stadt besichtigen wollte, herrschte bei den roten Genossen zunächst große Bestürzung. Kalinin faßte sich zuerst, bat um einen Augenblick Geduld, ging hinaus, kam nach drei Stunden mit den Rundfahrtautos zurück und bat einzusteigen. Stalin zischte ihm entsetzt ins Ohr: „Bist du verrückt? Konntest du nicht für eine Panne sorgen? Jetzt wird der Herriot in der ganzen Welt herumerzählen, was für Menschenschlangen er vor den Läden gesehen hat.“ Aber Kalinin beruhigte ihn, und auf der Rundfahrt brach Herriot immer wieder in Begeisterungsrufe aus; der schlaue Kalinin hatte über alle Läden schreiben lassen: „Sparkasse. Hier Einzahlung!“

Edelzucht

(Jos. Sauer)



„Wos, fünfzehn Jahr san S' scho verheirat' und ham bloß dös bisserl Bua?“ — „Wir halten es mit Nietzsche, verehrter Landmann, und sagen: nicht fort-, sondern hinaufpflanzen sollt ihr euch!“

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal



Die Schweiz und die Demokratie

heißt ein Aufsatz von Gonzague de Reynold im Aprilheft der „Europäischen Revue“, das sich im besonderen Maße mit den Problemen der Schweiz befaßt. Von den anderen Schweizer Autoren und Aufsätzen seien genannt:

Carl Doka
Die Schweizer Erneuerungsbewegung

Jacob Burckhardt
Historische Fragmente aus dem Nachlaß

Hermann Stegemann
Kampf um Europa und Asien

C. G. Jung
Seele und Tod

Alfred Fabre-Luce
Die junge Generation in Frankreich

Hermann Röchling
Zur Saarfrage

Dazu „Das andere Europa“ (Karl Anton Prinz Rohan)

und „Das neue Deutschland“ (Artur Zickler, Gustav Steinbömer)

Einzelheft RM. 1,50, vierteljährlich RM. 4,50, im Jahr RM. 15,—. Die „Europäische Revue“ ist durch den gesamten Buchhandel und durch die Post zu beziehen. Kostenlose Probehefte durch die Berliner Zweigstelle des Verlages (W. 35, Lützowstraße 91 a).

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart / Berlin



Jüdische Witze
u. Schwänke finden Sie in dem lustigen Vortragsbuch „Jüdisches — Allzujüdisches“. 57 treffsichere Karikaturen. Nur RM. 1,20 portofrei. Drei Eichen Verlag Stuttgart-N 2.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold
Kartoniert Mk. 2.—
Simplicissimus-Verlag München 13

1 Kilo Briefmarken,
Brief- und Postabschnitte von Bulg., Griechenl., Südsl., Finnl., Schweiz usw. Preis nur RM 4.75. **A. Lambart, Pforzheim.** Postfach

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Ihr Haar ist immer prachtvoll natürlich gelockt und gewellt **nur durch einf. Kämmen** m. dem Wellen-Frisier-Kamm AMAIKA **f. Locken u. Dauerwellen.** Ueber 800 000 begeistert. Gebraucher, Pr. RM. 2.40 franko Nachnahme, in elegantem Lederetui.
A. Maier, Karlsruhe/B. 3 Markgrafenstr. 45
Ein prachtv. Geschenk f. jed. Dame.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. **P. Lahn, Berlin-Steglitz,** Kieler Str. 5.

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen
Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.
Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus“ (F. C. Mayer)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 17 500 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Die Flamme im Atlantik / Eine „Hunde"-Seegeschichte von Heinrich F. Beuthin

Als ich mit „Bootsmann", einem ruppigen Rattenpinscher, an Bord des Tankdampfers Ohio kam, wäre ich am liebsten gleich wieder umgekehrt.

Das war doch kein Schiff für uns! Wohin man auch sah — überall nur kaltes Eisendeck, Rohrleitungen, Ventile über Ventile und Ölschmiere. Wo konnte „Bootsmann" da Ratten jagen? Und wo konnte ich als Matrose meine seemännischen Fähigkeiten anbringen? „Bootsmann" wollte übrigens auch nicht an Bord. Ich mußte ihn hinauftragen. Auf anderen Schiffen lief er immer schwanzwedelnd voran und führte mich mit unfehlbarer Sicherheit zu dem mächtigsten Mann an Bord. Nämlich zum Koch, und erst wenn wir Freundschaft mit ihm geschlossen hatten, stellten wir uns dem „Alten" vor. Aber als ich „Bootsmann" auf das ölglänzende Deck der „Ohio" stellte, hob er nur das linke Hinterbein, und dann sah er mich an, ob ich auch merkte, was er damit sagen wollte. — „Jawoll", sagte ich, und: „Recht hast du!"

So zogen wir auf der „Ohio" ein, und den Koch fanden wir auch nicht, weil es überall nach Öl roch.

Der „Alte" und „Bootsmann" sahen sich zuerst gegenseitig mächtig schief an. „Köter", knurrte der „Alte". — „Wau!" antwortete „Bootsmann". — „Aber er bringt Glück", sagte ich so sanft wie möglich, und das versöhnte den „Alten" schließlich mit „Bootsmann", denn Öldampferkapitäne glauben an so etwas.

Wir waren nach Tampico bestimmt. Es war eine elende Reise. Nichts als Rost picken und mit Mennige streichen. Nicht einmal Ladegeschirr hatte der Trampen! Kein vernünftiges Tauende an Bord, welches nach Teer roch! Nur Ölgestank überall!

Nur des Nachts, auf Ausguck, da war's wie auf andern Schiffen auch. Da waren wir mit dem weiten Meer allein, und manche ruhige dunkle Stunde gab mir Ersatz für das elende — um mit „Bootsmann" zu sprechen — Hundeleben an Bord.

So stehe ich auch eines Abends gegen elf Uhr — auf der Höhe der Azoren — vorne auf der Back auf Ausguck. Die Luft ist etwas diesig, und während ich so vor mich hinträume, ist es mir, als tanze vor mir auf dem Wasser eine bläuliche Flamme auf und ab. Ich sehe näher zu. Sie ist weit voraus. Das Meer ist dunkel. Die Bugwelle rauscht weiß. Die Flamme scheint mal auf dem Wasser, mal etwas höher, in der Luft, zu sein. Vergeblich versuche ich, etwas Genaues auszumachen. Meine Augen flimmern mir vor Anstrengung. Und dann ist anscheinend wieder alles verschwunden, und das Meer leuchtet stumm. Aber „Bootsmann" wird immer unruhiger. Irgend etwas ist da vor uns los. Ein Schiff kann es nicht sein, denn es gibt keine Lampe zu sehen. Bestimmt nicht. Vielleicht tanzt dort die Seele eines Ertrunkenen, denke ich, und in diesem Augenblick ist die Flamme wieder da. Etwas deutlicher scheint sie mir. Auf und ab tanzt sie. „Bootsmann" hat den Kopf durch die Reling gesteckt und schnuppert und schnuppert.

In diesem Augenblick pfeift es von der Brücke. Das gilt mir. Da ich vorne auf der Back des Schiffes bin, muß ich zur Brücke nach achtern, und gerade als ich die Treppe hoch will, sehe ich, wie die Flamme vor dem Schiff plötzlich riesig aufflackert und dann wieder verschwindet. Ich erschrecke maßlos und kann kaum die Treppe hochkommen. Der Steuermann schreit mich an: „Was ist da vorne?"

Statt einer Antwort blicke ich wieder nach vorn zur Back, und in diesem Augenblick tut „Bootsmann" — der vorn geblieben ist — etwas, was er sonst an Bord nicht tut: er bellt wütend los, er hat also was entdeckt. Ich renne so schnell ich kann von der Brücke wieder nach vorn. Immer wütender kläfft „Bootsmann". Ich renne und renne, aber noch erkenne ich nichts, schließlich, an der äußersten Spitze des Schiffes, beuge ich mich weit über die Reling. Wie verrückt hämmert mein Herz. Und plötzlich steht es still. Ich weiß alles. Das Geheimnis ist gelöst. Aber, mein Gott, warum bin ich denn jetzt wie gelähmt, wo jede Sekunde wichtig ist — — —?

Knapp vor unserem Bug ist ein großer dunkler Segler, und das tanzende Leuchten ist dessen Segel, an welches unsere Topplaterne ihren Schein reflektiert. Das Schiff ist knapp voraus, noch zwei Minuten, noch eine — — —

Da kehrt mein Leben zurück. Die Wache auf dem Segler schläft süß, auch die Hecklampe brennt nicht, und selbst das Bellen von „Bootsmann" hat sie nicht geweckt.

„Segler voraus!" brülle ich. — „Direkt vorm Bug!"

„Himmel — — —!" schreit der Steuermann von der Brücke — rasendes Klingeln, Schreien — — — und da endlich fühle ich, wie der Bug der „Ohio" langsam nach Backbord abdreht und den Schoner längsseit nimmt.

In unserer Bugwelle macht er ein paar unbeholfene Sprünge, und nun wacht wohl drüben die Mannschaft auf. Ich sehe ein geisterblasses Gesicht drüben über die Reling starren und kurz darauf die Seitenlaterne aufflammen.

Am nächsten Morgen rief mich der „Alte" mürrisch. Der Köter müsse über Bord — sagte er — er hätte heute nacht wegen des Bellens nicht schlafen können. „Bootsmann" stand daneben und hörte den Unsinn. Da sah ich dem „Alten" lange ins Gesicht, und schließlich erzählte ich ihm, daß „Bootsmanns" Bellen zu der Entdeckung des Schoners geführt habe, mit dem wir sonst kollidiert wären — und dann fragte ich ihn, ob „Bootsmann" noch immer über Bord müsse — — —?

Leichenblaß wurde der „Alte", als er diese Geschichte hörte. Und das hatte er verschlafen? Ja, verschlafen! Denn ein echter Kapitän spürt es, wenn das Schiff den Kurs ändert. Ganz kleinlaut wurde er, und „Bootsmann" bekam eine ganze Wurst für sich allein! Eine ganze Wurst! Bestimmt, denn diese Geschichte ist wahr! Und seitdem war der „Alte" sein Freund — aber als ich abmusterte und von Bord ging, da hob „Bootsmann" trotzdem genau wie damals sein linkes Hinterbein — und stolz gingen wir beide an Land.

Laßt Blumen sprechen

(O. Nückel)



Die weiße Frau auf Schloß derer von und zu Sowieso

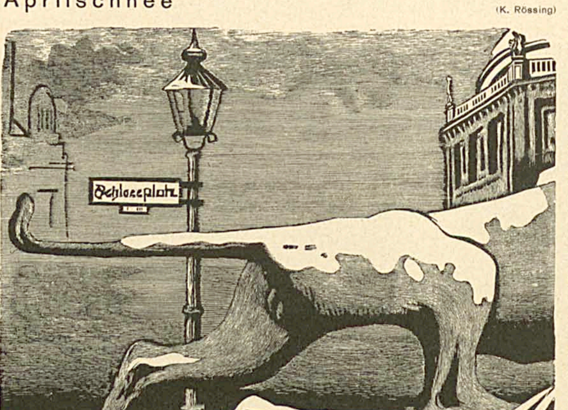
(Olaf Gulbransson)



„Keine falsche Scham, mein lieber Enkel! Der Stammbaum wäre verkümmert, wenn ich deinen Großvater nicht finanziert hätte."

Aprilschnee

(K. Rössing)



Afrika, wie es wirklich ist

Von Werner Schmidt, Pretoria

Farmer Eisenstein, während des Lesens schwerfällig mit einem Finger die Zeilen verfolgend, hatte geendet. Eine Weile lang war nur der Singsang der Moskitos zu vernehmen. Dann setzte jenes aus dem Tiefsten dringende, dröhnende Gelächter ein, das nur von den sonnerprobten südwestafrikanischen Grenzern gelacht werden kann. „Einem Leoparden die Zunge herausgerissen . . .!" Zehn, zwölf derbbraune Fäuste griffen nach dem Zeitungsblatt, das wie ein wunder Schmetterling über den rohen Tisch flatterte.
Es war tatsächlich witzig: da hatte der Eisenstein wie üblich die ihm aus der deutschen Heimat nachgesandte Zeitung durchstudiert und darin den Kampf mit einem Leoparden beschrieben gefunden. Und wer war als Verfasser und Held der abenteuerlichen Angelegenheit genannt? Hans Milbe, Kalkfontein. Hänschen Milbe, der seit Jahr und Tag in seinem Eckladen da drüben Feldschuhe, Khakihosen, Klappmesser und andere nützliche Dinge an harmlose Burenfarmer verkaufte, und der wahrscheinlich noch nicht einmal einem Moskito ein Haar gekrümmt hatte. —
Der Wirt steckte eine bauchige Petroleumlampe an. Gleich darauf ertönten dünne, schurrende Schritte auf der Veranda. Hänschen kam. Während er, vor der Bar stehend, bedächtig seinen Whisky schlürfte, traten die anderen um ihn herum. Bis ihm Eisenstein plötzlich das Zeitungsblatt vor die Nase hielt.
Zuerst wurde Hänschen rot und dann, als das Gemurmel anschwoll, blaß. Na ja, meinte er endlich mit ein wenig zitternden Lippen, jedesmal seien ihm die Aufsätze, in denen er das friedliche, den Tatsachen entsprechende Leben in diesem Bezirke des Schwarzen Erdteils geschildert habe, mit dem Bemerken zurückgesandt worden, daß europäische Leser mit Recht an der Glaubwürdigkeit der Berichte zweifeln würden. Zuletzt habe er nachgegeben und diese Leopardengeschichte zusammengefaselt. Und die wäre — er sagte das mit wachsender Zuversicht — sofort und mit dem freundlichen Zusatz, daß es ihm damit zum ersten Male gelungen sei, den wesenhaften Zauber afrikanischer Alltäglichkeit darzustellen, angenommen worden.
Schweigend hoben einige die Gläser vom Bartisch, über den der Wirt, den Augenblick nutzend, einen feuchten Lappen gleiten ließ.
Eisenstein aber legte seine Pranke gutmütig auf Hänschens Schulter. „Nur eins, Mensch . . . ist mir noch nicht klar . . .", brummte er, „wie ist es Ihnen denn nur gelungen, den Kampf mit dem Raubtier bis in die kleinsten Einzelheiten hinein so lebendig zu schildern . . ., Ihnen, der einen Leoparden in freier Wildbahn doch niemals gesehen, geschweige denn bekämpft hat? Sie, . . . irgendwo müssen Sie das doch herhaben . . .?!"
Die Zweifel Eisensteins waren auch insofern berechtigt, als wir — während Hänschen jahrein, jahraus Feldflaschen und Hosenknöpfe verkaufte — manchen Tag die Steppe durchzogen hatten, ohne je eine dieser nächtlichen Wildkatzen zu Gesicht bekommen zu haben. Wie konnte da Hänschen Milbe, der die bösen Tiere doch bestenfalls nur noch aus einem bebilderten Leitfaden für Zoologie in Erinnerung haben würde, im strahlendsten Sonnenschein einen Leoparden anfallen, jedes Stadium des Kampfes schildern, die Muskelbewegungen des Wildtieres mit Sachkenntnis beschreiben, die Zunge seines Gegners herausreißen und den gefleckten Räuber, am Schluß des Berichtes, mit weidgerechter Eleganz abmurksen?
Trotz allem ließ sich Hänschen auf ein Geständnis nicht ein. Er schwieg beharrlich oder versuchte, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.
Eisenstein blieb fest wie sein Name und zahlte schweigend eine Runde nach der anderen.
Endlich, nach dem fünften Glase, sah sich Hänschen geistig und körperlich nicht mehr in der Lage, irgendeine Antwort zu verweigern.
Man solle ihm nur nicht böse sein, schluchzte er, . . . im vorigen Jahre sei er doch, nach zwölfjährigem, ununterbrochenem Aufenthalte im Schwarzen Erdteil, zu kurzem Besuche in Deutschland gewesen . . . und da habe er . . . in Berlin . . . den Film gesehen „Afrika, wie es wirklich ist" . . .!

Größe einer Abortfrau

Unsere Bekanntschaft datiert schon von mehreren Jahren her. Wenn ich an dem Münchner Nebenbahnhof ausstieg, leuchtete mir bereits von weitem ihre einladende Miene entgegen: „Gu'n Dag, die Damme! Wünschen Damme?"
Mit einer bedauernden Geste, aber unverminderter Liebenswürdigkeit ließ sie mich ziehen, wenn ich ihrer Einladung keine Folge leistete, um mich fast enthusiastisch zu empfangen, wenn ich bei ihr eintrat.
Unsere Beziehungen wurden innigere durch ein paar Fläschlein Limonade, die ich ihr spendierte, weil sie gar sehr über die Hitze und Dumpfheit ihres Lokals geklagt hatte. Eines Tages aber ward ihre ganze Seelengröße ruchbar. Als ich bei ihr erschien, kam sie geheimnisvoll lächelnd auf mich zu und flüsterte: „Die Dämme, gehngen S' einer für a Zehnerl und zahl'n mir nur a Fünferl!"

Beitrag zur Verwaltungsreform

Ich habe Pech gehabt, habe auf der Fahrt von Berlin nach Leipzig die Fahrkarte verloren und muß in Leipzig hochnotpeinliche Verhöre über mich ergehen lassen. Schließlich werde ich von einer Dienststelle innerhalb der Sperre an eine andere außerhalb verwiesen, was wiederum endlose Verhandlungen mit dem Beamten an der Sperre zur Folge hat. Der Beamte sucht verzweifelt nach einem Wege, um von sich die Missetat abzuwenden, einen Reisenden ohne Fahrkarte durch die Sperre gelassen zu haben. Schließlich kommt ihm die Erleuchtung: „Wenn die verlorene Karte aus Berlin war, dann müssen Sie auf der preußischen Seite durch die Sperre, auch wenn Sie keine Karte mehr haben!" Und schickt mich hinüber nach der anderen Seite des großen Leipziger Hauptbahnhofes, der bekanntlich eine sächsische und eine preußische Hälfte hat.

Abschied

Bevor ich noch das erste Wort zu lallen
Imstande war, habt ihr mich schon gequält.
Mir weh zu tun, habt ihr seither bei allen
Gelegenheiten nimmermehr verfehlt.
Ihr habt mich oft im Schlafe überfallen,
Des kargsten Mahles Freude mir geschmält.
Bei Spiel und Arbeit, ja sogar beim Küssen
Hab' ich von euch Molesten leiden müssen.

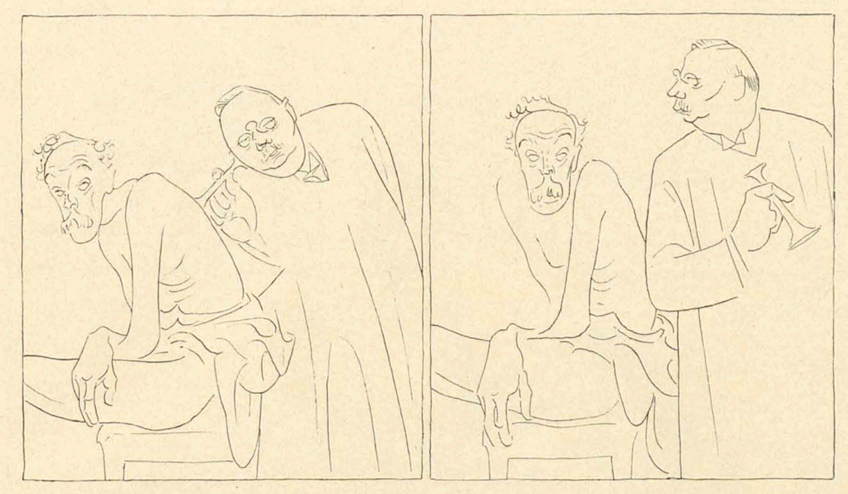
Und dennoch fühlt' ich nur mit bittern Schmerzen
Euch einen nach dem andern mir entrissen.
Zur Trennung schritt ich stets mit zagem Herzen
Und habe mühsam oft das Weh verbissen,
Wenn ihr gleich ausgebrannten, hohlen Kerzen
Erloschet. Ach! Wie schwer konnt' ich euch missen!
Wie hilflos weinte ich so manche Träne
Euch abgeschiednen nach, ihr meine Zähne.

Geduld! Es werden blanke weiße Zacken
Erstehen, wo jetzt Trübsal ist und Wunden.
Geduld! Es werden bald die hohlen Backen
Sich freundlich über neuen Zähnen runden.
Und diese neuen werden mich nicht placken,
Hab' ich nur erst den Zahnarzt abgefunden.
Doch leider dienen selbst die schönsten Stanzen
Nur mangelhaft der Ordnung der Finanzen.

Otto Mittler

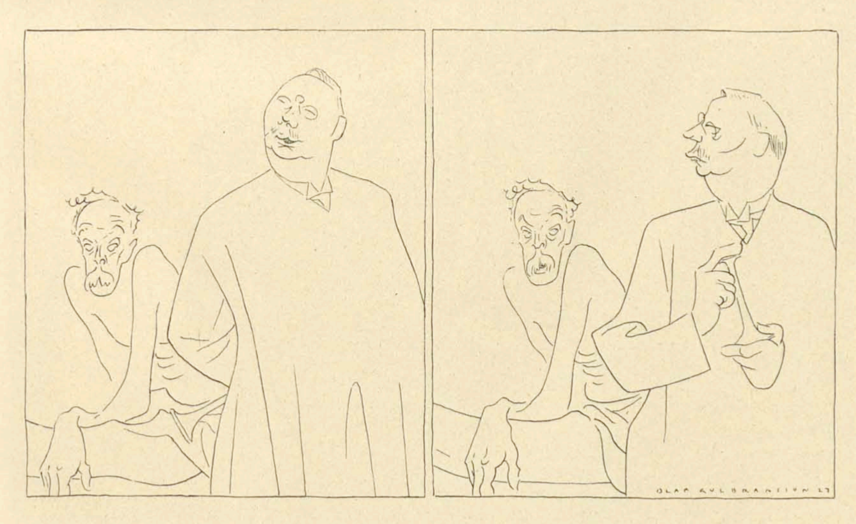
Ein Unbelehrbarer

(Olaf Gulbransson)



„Nee, lieber Mann, zum Heiraten taugen Sie nicht mehr.“ — „Könna S' dös bis do rauf hör'n, Herr Dokta?“

„Lassen Sie diese albernen Witze!... Sie sind lungenkrank.“ — „Dös is meiner Braut eh' wurscht; dö schnauft für zwoa.“



„Aber so verstehen Sie doch, Menschenskind: es handelt sich hier um das Staatsinteresse!“

„No ja, dös gib i scho zua: viel Staat is mit mir nimma z' mach'n . . .“

Arbeitsschlacht

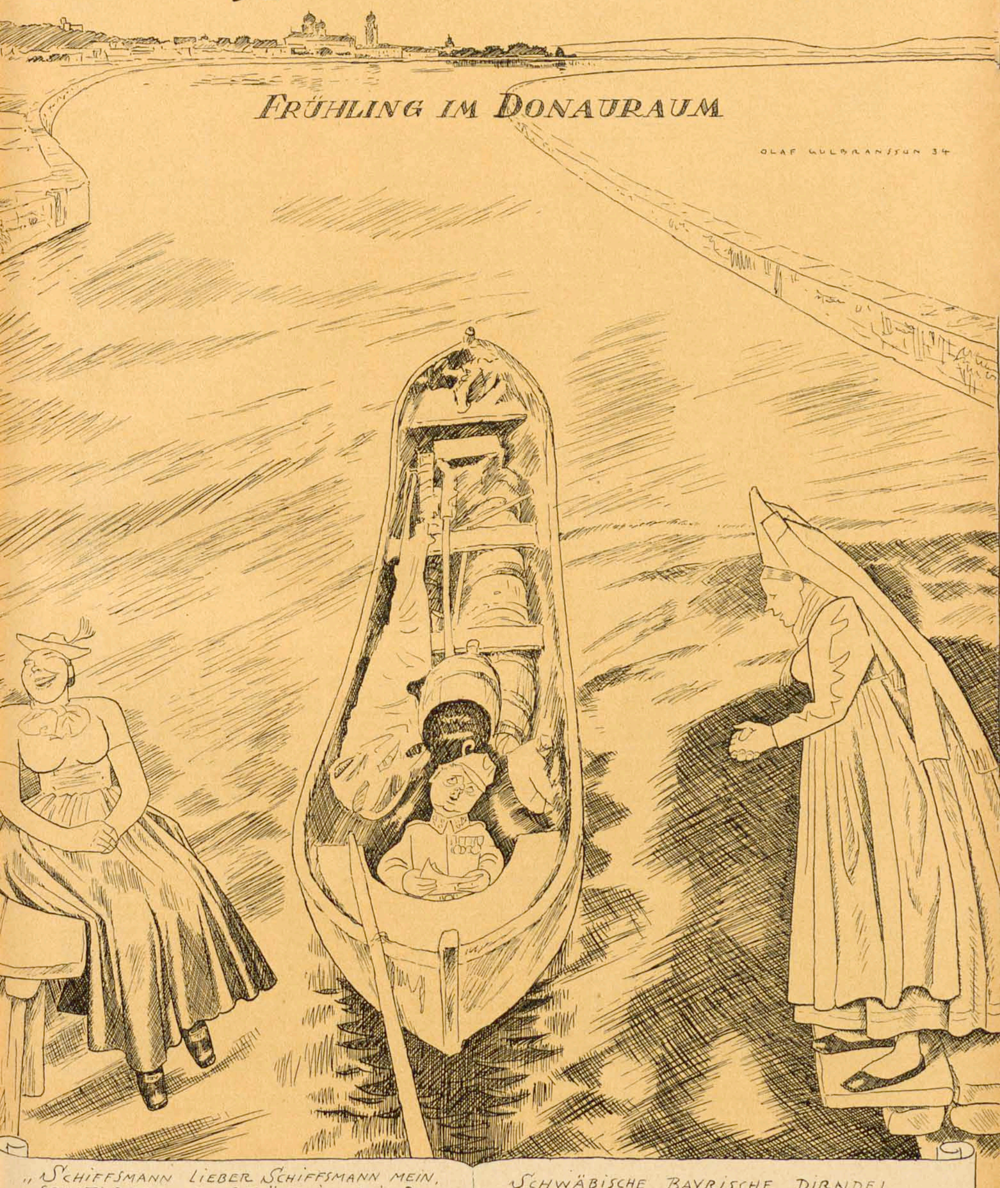
(E. Thöny)



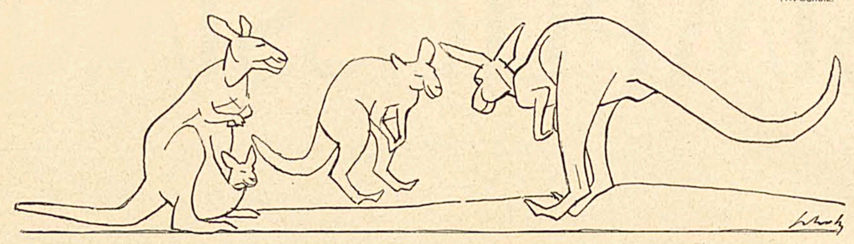
„Eahm schaug o!“ — „Aha, d. u. Heimat!“

München, 22. April 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS



(W. Schulz)



Vorsicht im April!

Von Ratatöskr

Der Gimpel (Dompfaff heißt er auch
und prahlt mit seinem roten Bauch)
setzt sich durch sanfte Flötentöne
bei Unbefang'nen gern in Szene.
Sie sagen: „Ei, wie ist er nett!
Wenn ich ihn nur im Garten hätt'!"

Schwupp — ist er da und will auch bleiben,
weil nämlich überall Knospen treiben,
am Obstbaum und im Beerenbeet,
auf die er liebreich sich versteht.
Wie? Warten, bis sie sich entfalten,
bis sie zu Früchten sich gestalten?
Der Gimpel wäre ja ein Tor.
Er zieht das Frühgemüse vor.
Und wir, die wir ihn eingeladen,
besehn uns hinterher den Schaden.

— Wie trügerisch, o Menschensohn,
ist doch ein sanfter Flötenton!
Und hinter scharlachroten Westen
gärt's oft von sittlichen Gebresten!

Die zwanzig Rappen

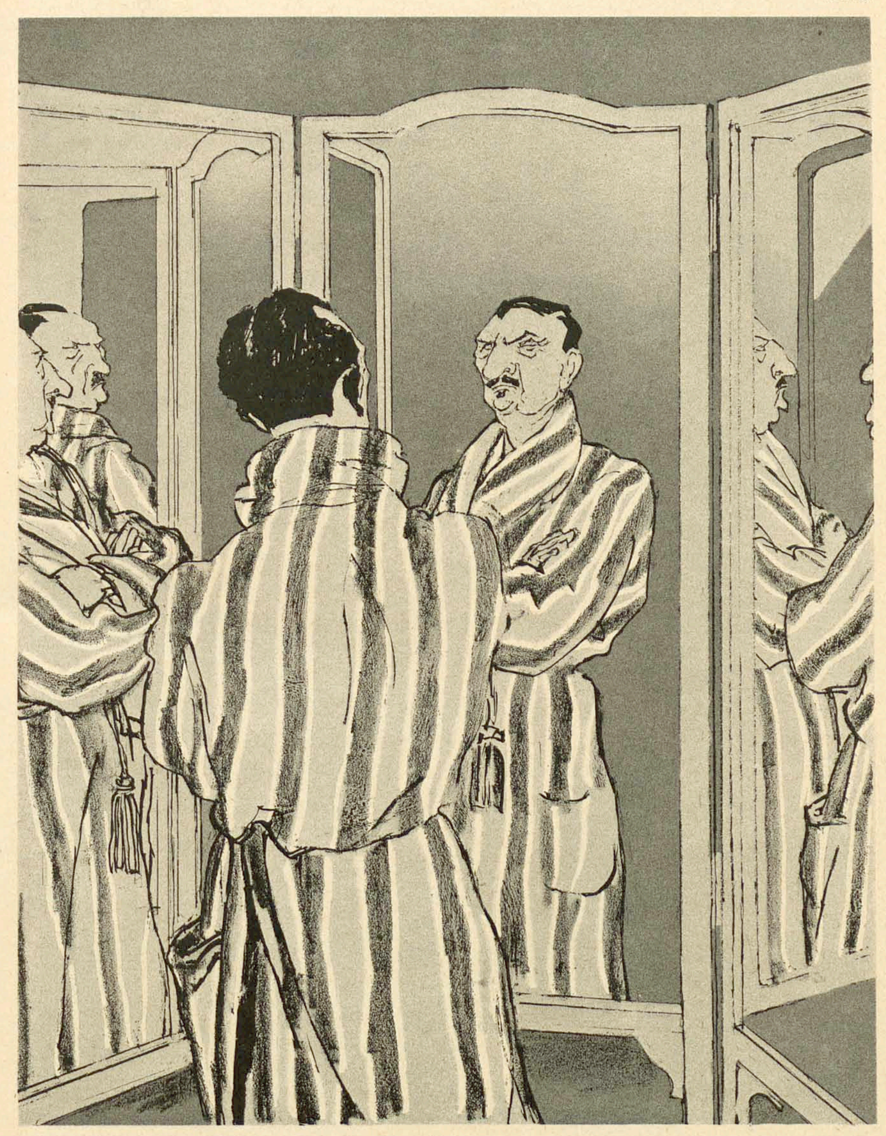
Von Willy Seidel

Lore stöberte erschrocken in ihrem Handtäschchen: wahrhaftig, sie hatte das Kleingeld für die Trambahn vergessen; sie trug überhaupt kein Geld bei sich. Doch sie war nun einmal so spontan und darin bestand ja gerade ihr größter Reiz. Ganz besonders jetzt, Ende April, zeigte sie sich von dieser Seite. Wir lebten in den Flitterwochen unserer Bekanntschaft . . . Ich versorgte sie also mit Kleingeld und sagte: „Ein Glück, daß ich dabei bin! Sonst hätten sie dich womöglich auf die Wache geschleppt."
Sie war plötzlich nachdenklich geworden. „Es gab einmal", sagte sie und sah mich mit großen Augen an, wie erschüttert von einer Entdeckung — „einen Moment, wo es wirklich ein Glück war, daß mir niemand mit Kleingeld aushelfen konnte. Ich muß dir das erzählen."
Beim Tiergarten angelangt, stiegen wir aus und fanden nach einigem Suchen auch eine Bank, auf der noch kein Pärchen saß. Hübsche nacktbeinige Kinder sprangen um uns herum; die Amseln zupften zwischen Leberblümchen und Primeln mit zielsicherm Hieb gelber Schnäbel Regenwürmer aus der Erde; der Himmel enthielt pastellhafte Wattewölkchen.
Lore schlug ihre vorbildlichen Beine übereinander, und ihr offenes Gesicht grübelte. Die Geschichte schien endlich reif; sie gab sich einen Ruck.
„Du erinnerst dich, daß ich dir erzählt habe, ich hätte Ulbrich gekannt?"
Bei Nennung dieses Namens formte sich bei mir eine ziemlich deutliche Vorstellung. Dieser Herr war mir zuweilen im „Eden" begegnet, wo er wie eine sonnensatte Eidechse träg lauernde Blicke vom Barstuhl herab umherschickte, wonach er regelmäßig von seinem Wachtposten heruntterglitt, geschmeidig und schnell, um im Kielwasser einer Frau zu landen, deren Gang ihn reizen mochte. Er pflegte die Objekte seiner Aufmerksamkeit lange zu umkreisen; dies schien mir jedoch kein Mangel an Unternehmungslust, sondern eher eine Marotte, die an bloßer Betrachtung Genügen fand. Er tat es halb verstohlen, und so fiel es allgemein nicht auf — nur mir: ich hatte ein Glimmen in seinen Augen wahrgenommen, zwischen zusammengezogenen Lidern hervor . . .
Das Gesicht dieses Menschen, eigentlich hübsch und harmlos trotz herrischer Hakennase, konnte unter Umständen ein Spiegel sein für sehr heftige unausgesprochene Wünsche . . . Er war mir irgendwie zuwider, denn zu diesem Aufwand an Sprungbereitschaft paßte auch seine Stimme. Sie war leise, werbend und monoton. Man entzog sich schwer ihrem suggestiven Klang, besonders wenn er interessant erzählte.
„Ja, den Ulbrich . . . deinen Wasserbauingenieur . . . hat er nicht jahrelang in Kolumbien gebaggert? Im Magdalenenstrom?"
„Der ist es, ja, und ich habe schon längst gemerkt, daß es dir nicht paßt, daß ich ihn kannte. Nun kannst du beruhigt sein."
„Worüber?"
„Daß bestimmt alles aus ist zwischen uns. Aber klopf dir selbst nicht zu anerkennend und zu früh auf die Schulter! Es ist eigentlich nicht ganz dein Verdienst, daß ich ihm den Abschied gab. Möglicherweise hättest selbst *du* mich nicht von ihm los gebracht. Aber die zwanzig Rappen haben's geschafft. Die zwanzig Rappen."
„Aha, jetzt kommen wir schon an das Kleingeld heran."
„Weißt du, er hat lange da drüben gebaggert. Mit Mischlingen und Negern; und da verliert man Umgangsformen. Die Peitsche vertragen sie nicht, und man muß sich zur Höflichkeit zwingen mit den launischen Halbwilden. Wenn ein tatenfroher Mensch faule Farbige schonen muß wie rohe Eier, speichert sich Explosivstoff in ihm auf. Wenn er kein Ventil findet, zerreißt es ihn selber — möcht' ich sagen." — Sie schwieg und sah weise drein.
„Nun wird es spannend, Lore."
„Ja, denn seine erste Bekanntschaft in Europa — nach vier Jahren Tropen, Mükken, Badhausluft und Gin-Fizz in Bogotà — war *ich*. Jawohl! *Ich*. Zuerst fand ich ihn sehr nett, doch dann kamen allmählich, allmählich die Methoden zum Vorschein, die er in seiner Phantasie herumgetragen: der heruntergewürgte Geltungstrieb und die zwangsläufig gehamsterten Wünsche, und er begann mich zu tyrannisieren. Ich war verliebt, und nach anfänglichem Schreck gefiel mir sein Benehmen sogar; ich merkte gar nicht mehr, daß er absolut nach seinem Gutdünken mit mir umsprang. Im Handumdrehen war ich ihm hörig. Nach einer besonders drastischen Szene, als ich einen Stubenarrest im Hotelzimmer hatte absitzen müssen, wurde mein Hirn von einem Entschluß durchzuckt: ich brannte durch. Wütend, eiskalt und außer mir. Ich stopfte meinen Handkoffer mit dem Nötigsten voll, pumpte mir Geld von Bekannten und floh. Es war eine Nervenkrise. Das Tier, dachte ich dabei, das Tier soll sich nicht einbilden . . . Ich mußte unbedingt weg, ganz weg, denn mit der Berührung seines kleinen Fingers hätte er mich sofort wieder schwach gemacht. Der Kontakt mit ihm hatte einen üblen Zauber, der mich lähmte. Aufatmend dachte ich während der Fahrt unablässig: Gott sei Dank . . . jetzt bin ich ihn los . . . jetzt bin ich ihn los!! Herrliche Befreiung, verstehst du?
So geriet ich an den Genfer See in ein kleineres Hotel — ich mußte ja sparen. So ein Hotel, wo bessere Handlungsreisende und Hochzeitspaare absteigen. Drei Franken fünfzig, mit Frühstück. Es hatte eine schöne Terrasse mit Aussicht auf den See. Das einzige, was mir nicht gefiel, war der Manager, der mir mein Zimmer anwies und sich auch beim Essen besonders zutunlich zeigte, so ein sanfter, penetranter Schleicher mit Basedow-Augen. Und einen Spitzbart hatte er auch. Blonder Mischfranzose. Ich kann Spitzbärte nicht leiden und Frisuren, die aussehen wie Perücken, voll schalem Pomadeduft. Und außerdem ein Gehrock. Ich kann auch Gehröcke nicht leiden."
„Spricht alles sehr für dich, Lore. Aber abgesehen von dem Manager . . ."
„Halt! Er kommt noch einmal vor. Wart' nur. — Also ich war zwei Tage da und grübelte über Erwin nach — so heißt Ulbrich nämlich. Und da, siehst du, träumte ich von Erwin. Er brach hinter einem Urwaldbusch hervor und behandelte mich Gott weiß wie, und so sehr plötzlich; merkwürdigerweise war mir dieser Überfall graußig-angenehm, gewissermaßen eine Sensation . . . Was davon übrig blieb, war große Zärtlichkeit, und ich konnte ihm einfach nicht böse sein . . . ja . . . ich sehnte mich plötzlich wieder nach meinem ‚Herrn und Meister'. Daß das kitschig von mir war, begriff ich gar nicht.
Ich ging dann abends auf die Terrasse und sog das Panorama in mich. Es war so still und mächtig: all das funkelnde Wasser, umrändert von weißen Ortschaften, mit den schneckenhaft darüberziehenden Segeln; Himmel und Wasser zusammengemengt in eine feuerflüssige Legierung. Ich stand, und die rote Sonne fraß mich förmlich auf. Es war ein so gewaltsames Verbluten. Dann dachte ich, wie Erwin voll gelöster Energie jetzt wohl in seinem Jungenschlaf lag. Er hatte im Schlaf immer so gut ausgesehen. Er hatte selten ein gutes Lächeln gehabt: meistens war es ein wenig zynisch gewesen. Wenn er aber einmal gut lächelte, war ich einfach geliefert. Nun stellte ich mir das vor, und jäh packte mich große Reue und Angst, als hätte ich etwas Niewiedergutzumachendes verbrochen dadurch, daß ich weggelaufen war. Als sei jetzt noch grade

(Fortsetzung auf Seite 41)

Ein Deputierter in eigener Sache

(E. Thöny)



„Es bleibt ganz unter uns, Messieurs, aber einer von Ihnen hat ganz bestimmt Stavisky-Schecks erhalten."

Kampf gegen Milliardär-Korruption

(E. Schilling)



Nur Mut, Ritter Roosevelt! Der Anstich ist jedenfalls geglückt.

Die zwanzig Rappen

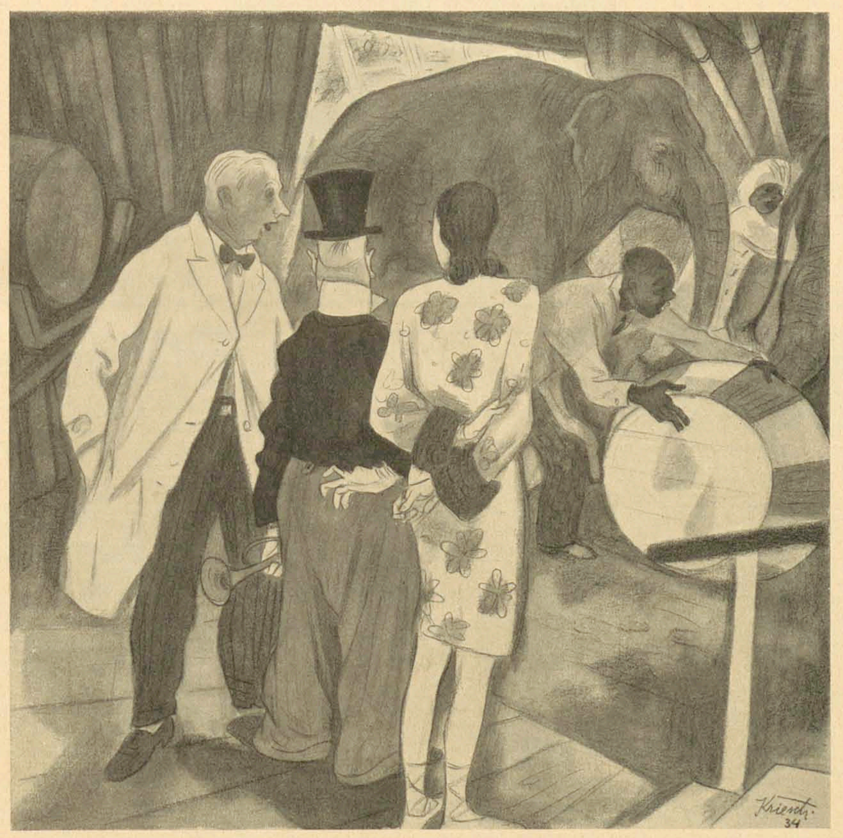
(Fortsetzung von Seite 38)

eine allerletzte Möglichkeit, die Sache einzurenken. Ich kam mir edel dabei vor und wollte ihn vor sich selber retten; ich wollte ihm nicht mehr blind parieren, sondern mir die Oberhand erringen . . . den verschütteten Edelmenschen retten . . .
Also sofort einen Brief schreiben! Sofort! Kein Aufschub! Vor Begeisterung schluchzend, stürzte ich ins Lese- und Schreibzimmer des Hotels. Tinte und Federn gibt es; aber ich bin ja eine prämiierte Schnellschreiberin, und weil drei Maschinen auf Tischchen montiert dastehen, spanne ich in die nächstbeste meinen Bogen ein und tippe wild drauf los. Ich raßle zehn Zeilen herunter, einen einzigen Sehnsuchtsschrei nach ihm, und der Brief soll noch lang werden. ‚Komm', schreibe ich, ‚hol mich, nimm mich zurück, verzeih mir . . .' — in diesem Ton, nun, wie man eben schreibt, wenn man verrückt ist. Und mitten im leidenschaftlichsten Passus, als ich das Wort ‚Eigentum', auf mich bezüglich, anschlagen will, tut es einen Knacks im Apparat. Die Maschine stoppt. Ich bringe sie nicht vom Fleck.
Ich probiere wie wild an den Hebeln und Schrauben herum. Alles versagt. Ich will also schreiben: ‚Ich bin ganz Dein Eigentum . . .' und da: peng, geht es nicht weiter. Während ich aufgeregt hantiere, spüre ich auf einmal so etwas wie Scirocco im Nacken, ein warmes Pusten, das mich erschauern läßt. Ich fahre herum.
Der Spitzbart im Gehrock, der Grenzfranzose mit den Basedow-Augen steht hinter mir. Er hat so ein mulmiges Lächeln. — ‚Verzeihen Sie, Madame', sagt er in seinem gefärbten Deutsch. ‚Zweihundert Szeilen auf diese Maschin — kostet swanzig Rappen. Smeißen Sie 'errein, 'ier in den Slitz.'
‚Ja, aber . . .', brause ich auf; entdecke auch nun selber den Automaten —: ‚die Maschine ging doch eben noch ganz gut!'
‚Das waren die szehn letzte Szeilen, die Ihr Vorgänger übrig gelassen, Madame', flüstert er seifig. Doch bevor ich ihn um die zwanzig Rappen bitten kann, bricht eine unterkunftheischende amerikanische Familie in den Raum ein und schleppt ihn hinweg.
Ich habe natürlich kein Kleingeld bei mir, und um meinen schriftlichen Aufschrei, meine inbrünstige Reue beenden zu können, sause ich die Treppe zum zweiten Stock in mein Zimmer hinauf. Hier suche ich fieberhaft und finde nur einen Zwanzigfrankenschein. Das Stubenmädchen kann nicht wechseln, der Page kann's nicht, der Manager ist nicht aufzutreiben . . . Endlich fällt mir der Stand eines Postkartenhändlers vor dem Hotel ein. Es dauert Äonen, bis der Mann herausgegeben hat. Da überläuft's mich siedendheiß: ich habe ja vergessen, den Brief herauszunehmen: offen lesbar für alle Welt ist er in der Maschine stecken geblieben! Keine Sekunde habe ich zu verlieren.

(Schluß auf Seite 42)

Der Prominente im Zelt

(Rudolf Kriesch)



„Hören Sie nur diesen Applaus!" — „Tja, 'n klugen Elefanten mimen ist natürlich leichter, als 'n dummen August machen."

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postscheckk. München 5802

(Schluß von Seite 41)

Ich eile in den Leseraum zurück. Der dicke Teppich dämpft meine Schritte. Und was sehe ich? — Den Manager. Er steht halb vorgebeugt vor der Maschine und liest. Mit den aufgestützten Fingern trommelt er einen angeregten Marsch auf dem Tischchen; gleichzeitig nickt er mit dem Kopf und gibt leise Schnalztöne von sich. Sein Ausdruck ist mir unvergeßlich. Plötzlich sieht er mich und zieht sich aufgestrafft zurück, während er einen Fuß mit dem andern kreuzt in der Art Chaplins, wenn er sich ertappt fühlt.
‚Soeben entdecke ich —‘, sagt er (oh, dieses Grinsen!), ‚daß Madame Ihren Brief 'ier 'at stecken gelassen . . . ich 'abe mich nur überszeugt, daß es wirklich der Brief ist von Madame, um ihn zu kaschieren . . . das Publikum, Madame, es ist skrupellos . . .‘
Ich reiße mich zusammen. Der Mensch hat alles gelesen. ‚Ach‘, sage ich (Köpfchen, verstehst du!), ‚ach, Monsieur, man könnte denken, es ist ein Brief. Es ist gar kein Brief.‘
‚Madame??‘ — Seine Augenbrauen steigen, sein Grinsen zerrinnt wie angewärmtes Stearin . . .
‚Es ist ein Entwurf für eine Novelle‘, sage ich frostig und trete näher. ‚Ein Dialog, verstehen Sie. Ich bin Schriftstellerin.‘
‚Eine szöne Novelle‘, sagt er singend, und es ist, als lecke er sich die Lippen vor Behagen (er tut es aber, Ehre seinem Benehmen, in Wirklichkeit gar nicht). Da mich aber seine Gedanken nicht interessieren, setze ich mich resolut vor die Maschine, werfe die zwanzig Rappen hinein und tippe weiter. Er entfernt sich zögernd und spricht vor sich hin: ‚Eine szöne, eine szehr hintressante Novellette . . .‘
Wie Schuppen fällt es mir von den Augen! Ach, dies Gesicht! Offenlippig über meine Zeilen gebeugt! . . . Bei dem Wort ‚Eigentum‘, das entzweigeschnitten dasteht, fahr ich nun fort, mit einer gewissen Grausamkeit gegen mich selbst: ‚Eigentum! Das bildest Du Dir wohl ein? Das könnte Dir so passen! Aber ich mache nicht mit! Nein, nein, nein!!‘ Und dann ziehe ich den Bogen heraus und zerreiße ihn.
So haben die zwanzig Rappen, siehst du, die ich im Moment nicht bei mir hatte, Schicksal gespielt. Kein Wort habe ich mehr mit Ulbrich gesprochen . . . für mich hat er seinen Magnetismus verloren.“
„Amen“, sagte ich.

Zeitlied

Von Hermann Sendelbach

Tief ist der Brunnen der Vergangenheit.
Es blickt kein Menschenaug' auf seinen Grund.
Singe, mein schwacher Mund,
Und lobe die lebend'ge Zeit
Und lob' auch die verschollenste Vergangenheit!

Wo aber endet, was sich Zukunft nennt?
Das faßt kein Denken, spürt kein Ahnen mehr.
Wohlan, schwill zu mir her,
Du Zeit, von der Geheimnis trennt!
Ich trau' dem Waltenden, der auch die Zukunft kennt.

Der schmale Augenblick ist nicht der Raum,
Darin mein tiefes Leben atmen mag.
Uralter Zeitentag
Wirkt in mir fort. Mein Traum
Bevölkert der Unendlichkeit geweihten Raum.

Nächtliches Erlebnis am Landwehrkanal

Von Reinhard Koester

Kriminalkommissar Stefan Lutz ging wie immer, wenn er nicht dienstlich verhindert war, von seiner Wohnung in der Potsdamer Privatstraße am Lützow-Ufer entlang einer kleinen Weinkneipe in der Nettelbeckstraße zu, wo er vor dem Schlafengehen ein paar Schoppen Rotwein zu trinken pflegte.
Es war ein schöner, leicht nebliger Märzabend. Wie von dünnen Schleiern überdeckt floß unten trägschwarz das stille Wasser des Landwehrkanals, das sich nur manchmal mit hellem Glucksen an einem Steinvorsprung der steilen Ufer rieb. Ein Duft von Vorfrühling und geheimem Keimen lag in der Luft — und Kriminalkommissar Lutz wußte: das ist die Zeit des Sterbens für hoffnungslos Kranke und Selbstmörder.
Daraus dürfen Sie aber nicht folgern, daß Stefan Lutz selbst trüben oder gar Todesgedanken zugänglich gewesen wäre! Im Gegenteil, er liebte das Leben und seinen Beruf. Um so mehr als seine Ernennung zum Kriminalrat bevorstand. Aber . . .
Um es kurz zu berichten: er hatte da im Büro zwei unerledigte Fälle liegen, und die eine Mappe trug die Aufschrift „Mordsache Frau von Barnim“, während die zweite „Mordsache Notarswitwe Barbara Windhausen“ hieß. Beide leider immer noch „Verfahren gegen Unbekannt“. Tatbestand war, daß es sich um zwei Frauen handelte, die — früher wohlhabend — ihre großen Wohnungen nicht mehr halten konnten, und sich deshalb entschlossen hatten, ein oder mehrere Zimmer möbliert zu vermieten. Und dann waren sie am Abend des Einzugs des neuen Mieters ermordet worden — offensichtlich nach vorausgegangenem Streit. Kriminalkommissar Lutz hatte diese beiden Fälle sofort zusammengekoppelt, weil einerseits nichts geraubt worden war und andererseits verschiedene Indizien auf den gleichen Täter hindeuteten: man hatte im ersten Fall in der Hand des Opfers, im zweiten Fall in einer Bürste, die auf der Flurgarderobe lag, einige Kopfhaare gefunden, die von brauner Farbe und an den Spitzen leicht ergraut waren. Außerdem hatten Hauswart und mehrere Anwohner in beiden Fällen einen fremden Mann beobachtet, der leicht hinkte.
Lutz hatte lange genug in möblierten Zimmern gewohnt. Und kannte Frauen, die „nur notgedrungen vermieten“. Er war selbst schon zweimal am Abend des Einzugs wieder ausgezogen, weil man ihm, kaum daß der Koffer im Zimmer stand, außer der Benutzung des Betts zu Schlafzwecken alles verboten hatte, was ein Junggeselle an lieben Gewohnheiten kennt.
Als Lutz sich der Bendlerbrücke näherte, sah er einen Mann am Geländer stehen, der weit vornüber gebeugt regungslos ins Wasser starrte.

Vorsichtig schlich er sich näher —: er kannte diese Haltung von Verzweifelten, die sich mit den Augen an die still-gleitenden Fluten festsaugen, bis sie — magisch angezogen — den Mut zum letzten Sprung finden. Gerade setzte der Mann den rechten Fuß in die Verzierung des Brückenbogens — langsam, fast widerstrebend und doch mit zäher Energie, als Lutz rasch hinzusprang, ihn mit sachgemäßem Griff am Rockkragen packte und zurückriß.
„Machen Sie doch keinen Unsinn, lieber Freund —!“ sagte er in dem halb kalt-befehlenden, halb suggestiv-freundschaftlichen Ton, wie er alten Kriminalern eigen ist.
Zwei ruhige dunkle Augen starrten ihn an: „Was wissen Sie denn, ob es Unsinn ist, was ich tun will?“ Der Fremde lächelte sonderbar: „Jedenfalls tragen Sie jetzt die Verantwortung dafür, daß Sie mich zurückgerissen haben — und nicht ich!“ Das klang beinahe drohend.
Lutz nickte gutmütig: „Geht in Ordnung. Aber wie wär's, wenn wir statt des kalten Wassers einen Schoppen Rotwein zu uns nähmen? Darf ich Sie dazu einladen?“
„Gemacht“, sagte der Fremde mit wegwerfender Handbewegung. „Diese Brücke da bleibt mir ja —.“ Und dann: „Aber nicht fragen — nach Liebeskummer, Arbeitslosigkeit und sonstigen Gründen!“
„Kommen Sie ruhig mit“, meinte Lutz lächelnd. Der Fremde gefiel ihm. Als sie der Kneipe zugingen, bemerkte Lutz, daß er das rechte Bein nachzog.
„Kriegsverletzung?“ fragte Lutz leichthin.
„Was?! Was meinen Sie damit?“
„Verzeihung“, meinte Lutz, „ich sah gerade, daß Sie Ihr rechtes Bein ein klein wenig —.“
„Daran sind Sie schuld!“ brummte der Fremde. „Da Sie mich so rücksichtslos zurückgerissen haben, bin ich mit dem rechten Fuß hängen geblieben!“ Er lächelte gespenstisch. „Das gibt sich. Rotwein ist besser als essigsaure Tonerde.“
Als der Fremde in der Weinstube den Hut abnahm, sah Lutz, daß er etwas verwilderte braune Haare hatte, die an den Schläfen weiße Spitzen trugen. Er bestellte eine Flasche schweren Burgunder.
„26er Chambertin —“, sagte der Fremde anerkennend und ließ die ersten Schlucke genießerisch über die Zunge laufen. „Alle Achtung! Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen!“
Sie tranken schweigend, und Lutz beobachtete den Fremden.
„Tja“, meinte der Kriminalkommissar dann, „ich habe auch mal Selbstmordgedanken gehabt, mein Lieber! Und Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, weshalb! Einfach deshalb, weil ich das Leben in möblierten Zimmern nicht mehr aushalten konnte!“
Der Fremde sah ihn dunkel an und nickte: „Verstehe ich. Besonders, wenn man es anders gewohnt war.“
„Das ist es!“ meinte Lutz zustimmend. Er schenkte die Gläser voll und sagte leichthin: „Ich habe mich einmal bei einer sogenannten ‚feinen Dame‘ eingemietet — und die hätte ich am ersten Abend glattweg ermorden können!“ Der Kriminalkommissar beobachtete den Fremden, der genießerisch seinen Wein schlürfte, heimlich im Spiegel.
„Jeder Mensch steht einem Mord viel näher, als er glaubt“, meinte der mit abwesendem Lächeln. „In uns allen ist das Tier, das töten möchte, wenn es ‚außer sich‘ gerät. Notwehr schafft Straffreiheit —: aber es gibt leider Menschen, die sich in einem Dauerzustand der Notwehr dem Alltagsleben gegenüber befinden. Und da wehrt man sich eben so gut man nur kann — und mit den Mitteln, die einem zur Verfügung stehen!“
„Und wie geht es Ihrem Fuß?“ fragte Lutz scheinbar besorgt. „Sind Sie etwa Arzt?“ fragte der Fremde spöttisch.
„Nein“, sagte Lutz und sah den Fremden mit Basiliskenblick an. „Ich bin Kriminalkommissar!“ Er griff unauffällig nach dem Browning, der gespannt in der Tasche lag. „Sagt Ihnen das irgend etwas?“
Der Fremde sah ihn erstaunt an und nickte dann trübselig: „Ach Gottchen, ist es endlich so weit? Wollen Sie mich verhaften?“
„Allerdings“, meinte Lutz kalt. „Kein Aufsehen, bitte. Wir verstehen uns!“
„Ich sagte Ihnen doch gleich, daß Sie die Verantwortung tragen, wenn Sie mich ‚retten‘ — erinnern Sie sich?“ fragte der Fremde resigniert. „Und was ich tue, ist doch eigentlich gar nicht strafbar? Oder . . .?“
„Wieso das?“ staunte Lutz.
„Tja, sehen Sie, Herr Kriminalkommissar“, er nahm rasch noch einen tiefen Schluck, „das ist nämlich eigentlich gar kein ‚Trick‘ im üblichen Sinne! Früher, als ich noch festangestellter Reporter war, bekam ich mal von meiner Zeitung den Auftrag, hier am Lützowufer einen Selbstmörder zu markieren und darüber zu berichten, wie die verschiedensten Passanten darauf reagierten. Die meisten haben sich natürlich rasch gedrückt und taten so, als ob sie nichts gesehen hätten. Und dann kam einer — so wie Sie heute — und lud mich zum Abendessen ein. Na, das wurde dann ein guter Artikel — verstehen Sie?“ Er ließ müde den Kopf sinken. „Tja, und dann ging's langsam bergab. Und da erinnerte ich mich an das kleine Experiment und wartete so lange, bis es wieder glückte. Einen 26er Chambertin habe ich allerdings noch nie dabei erwischt —.“ Er schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. „Austrinken darf ich aber doch noch — wie?“ fragte er bittend.
„Ober!“ rief Lutz beherrscht, „bringen Sie uns noch eine Flasche!“
Die Augen des Fremden wurden weich: „Großartiger Kerl sind Sie, Herr Kommissar! Schade, daß ich Ihnen zum Dank dafür nicht einen kleinen Mord eingestehen kann! Aber ich verspreche Ihnen auf Ehrenwort: von morgen ab arbeite ich in Moabit, obwohl in den Ufern höchstens ein paar Mollen herauszuholen sind! Aber auf irgendeine Weise muß man sich doch — über Wasser halten, nicht wahr?“

Ein Mensch . . .

XVI

Ein Mensch, der weiß, daß er zum Schluß —
Sit venia verbo — sterben muß
Und daß er, ach, nach wenigen Tagen
Maustot und stumm auf seinem Schragen
Als Leichnam daliegt, als ein gelber,
Verhehlt dies peinlich vor sich selber
Und hält, das ist seit Adam erblich,
Sich ausgerechnet für unsterblich.
Millionen starben um ihn her
Durch Krankheit oder Schießgewehr
Und endeten auf tausend Arten
Vorzeitig ihre Lebensfahrten.
Die Welt ward beinah schon zertrümmert:
Der Mensch lebt weiter, unbekümmert,
Der Raupe gleich, die frißt und frißt
Und alles ringsherum vergißt,
Bis eines Tags sie ausgefressen —
Dann ist sie ihrerseits vergessen,
Und andre, auch unsterblich-heiter,
Kau'n an dem ewigen Undsoweiter.

Eugen Roth

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

1 Kilo Briefmarken,
Brief- und Postabschnitte von Bulg., Griechenl., Südsl., Finnl., Schweiz usw. Preis nur RM. 4.75. **A. Lambart, Pforzheim.** Postfach.

AMOL gegen Schmerzen
Haus- u. Einreibemittel!
seit Jahrzehnten bewährt bei Rheuma, Ischias, Kopf-, Nerven- und Erkältungsschmerzen, Ermüdung, Strapazen, Sport
In Apotheken und Drogerien.
1 Mel.-, 2 Musk.-, 1 Nelk.- 6 Zitr.-, 5 Zimt. u. Lavd.-Oel, 18,14 Menth., spir. dil. ad. 1000


Lachen
Lustige Stimmung und gute Laune verschafft Ihnen das lustige Judenbuch „Jüdisches — Allzujüdisches“. Witze, Schwänke u. Anekdoten zum Lesen u. Vortragen mit 57 urkom. Bildern nur RM. 1.20 portofr. **Drei Eichen Verlag** Stuttgart-N 3.

Gegen üblen Mundgeruch
Chlorodont
die Qualitäts - Erzeugnisse

„Der Deutsche Jäger“, München
erscheint wöchentl. Donnerstags, reich illustr. u. glänz. ausgestattet; **Ausgabe A nur RM. 1.80 monatlich. / Ausgabe B mit Unfallversicherung bis RM. 4000.- RM. 2.- monatlich.**
Älteste deutsche Jagdzeitung!
Ständige Beilagen:
„Jagdkundliche Umschau“ — „Der Gebrauchshund“
„Jagdkynologische Umschau“ — „Waffe / Munition / Optik“
„Jagdrechtliche Umschau“ — „Für unsere Fischer“
Probenummer kostenlos von
F. C. Mayer Verlag / München 2 C.
Wertvolles u. erfolgr. Werbeorgan für fachl. u. allgem. Bedarfsanzeigen

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte
BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8

Ihr Haar ist immer prachtvoll natürlich gelockt und gewellt nur durch einf. Kämmen m. dem Wellen-Frisier-Kamm AMAIKA f. Locken u. Dauerwellen. Ueber 800 000 begeistert. Gebraucher, Pr. RM. 2.40 franko Nachnahme, in elegantem Lederetui. **A. Maier, Karlsruhe/B. 3 Markgrafenstr. 45** Ein prachtv. Geschenk f. jed. Dame.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold
Kartoniert Mk. 2.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gastwirten, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

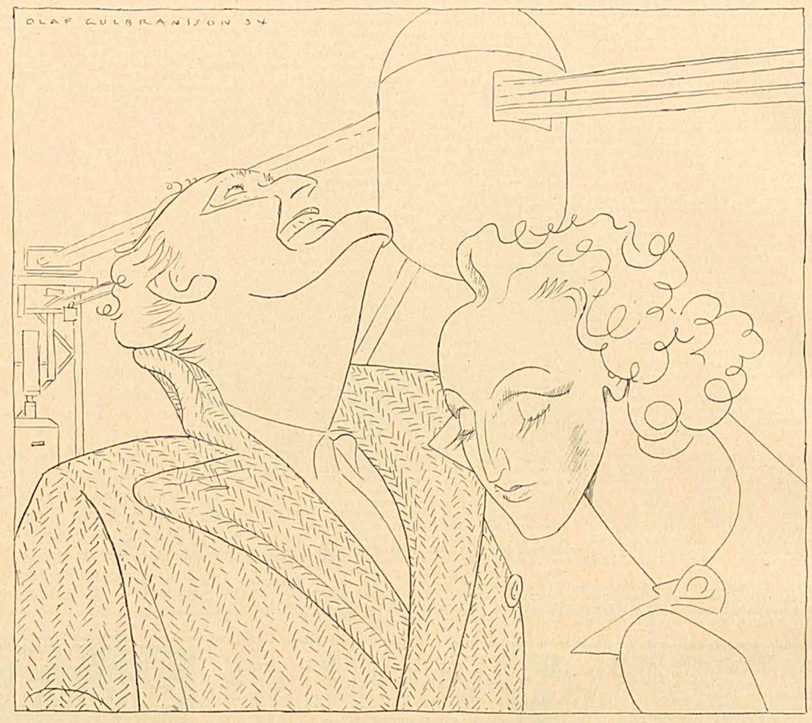
Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus“ (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296 456/296 457.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456. 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Tonfilm „Gold“

(Olaf Gulbransson)



„Märchenhaft, Meister Albers, durch Zertrümmerung der Atome Gold herzustellen!“ — „Die Ufa denkt sich das ganz einfach, Brigitte: der Film läuft, und die Aktien steigen.“

Denkmal zwischen Autos

Seit dem Jahre 1881 sitzt er da. Ein Sockel erhöht ihn über die Dächer der Kraftwagen. Sie drängen sich um ihn wie Gänse um ihren Hirten (na, na!). Aber er sieht über sie hinweg. Wohin blickt er denn eigentlich? In der silbrig diesigen Frühlingsluft blendet ein weißer Flügelschlag.
Für die Publizistik — für das Haus der Tageszeitung hinter seinem Rücken hat Gotthold Ephraim Lessing kein Auge mehr. Es interessiert ihn gar nicht, daß seine idealistische Strenge in der Kunstkritik von heute verworfen ist — daß man nicht mehr die Kunst zu erziehen, sondern zur Kunst zu ziehen bemüht ist.
Daß er versuchen könnte, einen Zipfel vom Staatstheater zu erwischen — so durchdringend sind seine Blicke doch nicht. Sie müßten viele alte und neue Mauern durchbohren — und vielleicht blieben sie an einer Tonfilmleinwand hängen, auf der alle Dramaturgie des achtzehnten Jahrhunderts kopfstehen muß. Nein, Lessing kann diese Unternehmungen nicht ernst nehmen, die sich in Musik und Bilderpracht vergessen und dem Wort kaum noch Raum lassen. Er wendet den Kopf scharf nach rechts — was bleibt ihm übrig; links steht das Finanzamt.
Lessing blickt gespannt in die Auslagen einer Wurstfabrik, oder nein, genau gesehen betrachtet er das Schaufenster einer alten englischen Apotheke. Hier sucht er den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Apotheke! Das ist doch etwas mit Griechisch und Latein. Apotheker — die nennen doch ihre Drogen mit feierlichen altmodischen Namen und schreiben sie mit geheimnisvollen Abkürzungen auf ihre tausend Flaschen und Dosen. Apotheke — und noch dazu alte englische —, wenn irgendwo, dann muß doch hier die Uhr vor 1800 stehengeblieben sein! Das Schaufenster allerdings . . . Lessing hat den rechten Fuß zurückgezogen — die linke Hand faßt die Stuhllehne — gleich wird er aufspringen . . . Im Schaufenster fehlen alle Kugelgläser mit buntgefärbten Wässern — die ganze Auslage macht richtige moderne Reklame für ein einziges Schönheitsmittel! Und in der Tür steht ein junger Mann und schaut lächelnd auf den patinagrünen Zopf des werten Herrn Denkmals . . .
Lessing ist entschlossen, aufzuspringen und der Apotheke die Scheiben einzuschlagen, sobald die Geisterstunde schlägt. Aber er muß noch hundert Jahre warten — am Gänsemarkt in Hamburg ist die Geisterstunde abgeschafft.

Dirks Paulun

Oberammergau

Mit ein paar Einheimischen sitzen wir gemütlich beim Bier. Das Gespräch dreht sich natürlich ums kommende Passionsspiel, seine Mitwirkenden usf.
Schließlich entspinnt sich eine heftige Debatte über die Verteilung der verschiedenen Darstellerrollen, und mir fällt auf, daß sonderbarerweise gerade die Rolle des Judas sehr gesucht ist.
Auf mein Befragen, warum ausgerechnet der Judas so viele Interessenten aufzuweisen habe, meinte ein bärtiges Lockenhaupt: „Ja, dös is nämli so: der Judas, der hängt si scho nachmittags auf, nacha hat er den ganzen Tag sei Ruah.“

A. P

Rückreise von Penang

In Penang kam eine dänische Dame an Bord, die außer vierhundertzehn Sommersprossen den Glauben mitbrachte, sie verstehe sich meisterlich auf das Klavierspiel. Wählerisch suchte sie sich zur Betätigung den im Salon erster Klasse stehenden Bechstein aus, um darauf eine tägliche Demonstration von vier bis sechs Stunden zu betreiben. Vorstellungen beim Kapitän halfen ebensowenig wie unmittelbar an ihre Adresse gerichtete Unliebenswürdigkeiten. Eines Tages kam ich hinzu, wie drei amerikanische Herren beim Zahlmeister des Schiffes den Betrag von 1085 Dollar bezahlten. Das war der Preis des Bechstein-Flügels. Sie hatten das Instrument über Bord geworfen. Als sich die dänische Dame bei mir beklagte, daß die Amerikaner so rauh zu ihr und ihrer Kunst gewesen seien, sagte ich: „Seien Sie froh, daß Sie nicht auch noch so gut singen!“

Im Austrag

(E. Thöny)



Sie haben Frucht getragen
in ihren jungen Tagen.
Nun ruhen ihre Hände
und warten auf das Ende.

Rundum ist Blühn und Werden;
sie schauen lächelnd zu,
halb abgewandt der Erden,
tief hingeneigt der Ruh.

Im Schrein, zur letzten Reise,
sind Hemd und Strumpf bereit
nach alter Bauernweise . . .
Der Weg ist nicht mehr weit.

Maria Daut

Weltangst

(Zeichnung von Alfred Kubin)



Lieber Simplicissimus!

Der vierjährige Otto war mit seiner Umgebung durchaus unzufrieden. Er vermißte in der letzten Zeit die ihm gebührende Aufmerksamkeit. Die war ganz und gar auf die junge Tante übergegangen, die ein Baby kriegen sollte und leidend war. Nur darum drehte sich's, nur davon wurde gesprochen. Als das Kleine endlich da war, sagte Otto erlöst: „Gott sei Dank, daß die Wirtschaft ein End' hat. Ich wenn einmal heirat', heirat' ich nur eine, die fertige Kinder mitbringt."

*

Am Sonntag, dem 4. März d. J., sagte in der Heiligkreuzkirche zu Berlin der Pfarrer zu seinen Zöglingen: „Nennt mir einmal einige Liederanfänge von Paul Gerhardts geistlichen Liedern."
Nachdem einige Antworten erteilt waren, wendet sich der Pfarrer noch zu einem Mädchen und erhält von diesem prompt die Antwort: „Gib dich zufrieden und sei stille!"
Der verdutzte Pfarrer wandte sich um und fragte nicht weiter.

*

Karls Mutter hatte ihren Sohn des öfteren unter allen möglichen Vorwänden von der Schule zu Hause behalten und deshalb schon ein paar gereizte Schreiben des Lehrers erhalten. Eines Tages fehlte er wieder, und folgender Entschuldigungsbrief der Mutter traf ein: „Möchte nur mitteilen, daß mein Sohn Karl das Abweichen hat, was ich bitte mir nicht in die Schuhe zu schieben."

Hubers Arbeitsschlacht

(Karl Arnold)



„Zenta, mein Mann macht jetzt das Bild auf. Richten S' gleich den Verbandkasten her und schlagen S' die Telefonnummer von unserm Doktor auf!“

Also doch Aufrüstung Deutschlands!

(Wilhelm Schulz)



Die gefährlichen Bombenflugzeuggeschwader.

München, 29. April 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Am Tag der nationalen Arbeit

(Wilhelm Schul



Jung glühen die Herzen, die Flamme loht.
Zum Teufel fahre die Arbeitsnot!

Toons erste Abenteuer in Venedig

Von Görge Spervogel / Zeichnungen von O. Nückel



Die ganze Stadt stand auf Pfählen, das wußte Toon. Die Kirchen, die Paläste, die Straßen, jedes Fleckchen Grund ruhte auf einem Teil des gewaltigen Pfahlrostes aus Eichenstämmen, die man in den Schlamm und Sand auf dem Boden der Lagune gerammt hatte. Auf einem riesigen Wald toter Eichen ging er spazieren.
Die Bauten in dieser Stadt, das war ganz richtig, mußten anders sein als sonstwo. Nicht wuchtend, nicht als Last auf gewachsener Erde. Nicht düster und schwer. Deshalb standen sie da wie Zelte, starke Pfeiler wie Stäbe an den Ecken, dazwischen ganz leicht und durchbrochen wie Tuch das Gewände, farbig und aufgelöst in schwebendes Maßwerk. Gestickte Zelte. Brücken über Kanäle, leichthin wie Vogelflug von Ufer zu Ufer. Barken, die kaum ins Wasser tauchten.
Toon, noch voll von dem Gefühl und den Bildern der Flugreise, empfand mit allen Sinnen den wohltuenden Zauber der Schwerelosigkeit in und um sich. Er ging in den Abend hinein, ging langsam, blieb auf Brücken stehen, sah das Licht der Laternen und den Widerschein auf dem Wasser durch die dunstige Luft kommen, roch den Geruch der Kanäle und den Wind, der die aufsteigenden Nebel der Lagune mit sich brachte. Er hatte ein Schwirren im Blut, eine ganz fein zitternde Aufregung, die in Wellen anstieg, bis die Ohren sangen: das war die fremde Stadt, war die Unruhe des Abenteuers, war ein wenig Angst und Lust an der Angst dazu.
Toon gelangte in eine Straße mit Läden. Er suchte ein Schild mit der Aufschrift Geldwechsel, Money, Exchange, Bank oder dergleichen. Es waren entsetzlich viele Schilder vorhanden. Toon wurde ganz kleinmütig vor dieser Menge. Er hätte gern jemanden gefragt, aber er wußte nicht genau, wen. Die Leute sahen nicht so aus, als ob sie Deutsch, Englisch oder Französisch gelernt hätten. Zudem gingen alle zu zweit oder hatten es eilig. An einem Eingang mit Plakaten blieben Menschen stehen. Das war ein Kino, ja. Die Plakate nahmen einen großen Teil der sehr kunsthistorischen Fassade ein. Ein breites Schriftband quer darüber besagte, daß man durch den gleichen Eingang auch in die Kirche eines namhaften und bekannten Heiligen gelangte. Der Eingang selbst diente einem Frierenden als Verkaufsraum von Postkarten und Andenken, einer beleibten Dame als Handelsplatz mit Apfelsinen und Zitronen, sowie einem halbwüchsigen Jungen als Resonanz und Verstärkung seiner abgeschrienen Stimme, mit der er seine Maroni anpries. Der Pfahlrost war anscheinend nicht groß genug. Kinos und Kleinhandelsplätze waren bei Entwurf und Ausführung wohl nicht mitveranschlagt worden.
Als ein Mann allein vor den Plakaten und Bildern stand, fragte Toon, wobei er höflich seinen kleinen grünen Hut schwenkte, ob er wohl sagen könnte, wo hier eine Bank oder dergleichen aufzufinden sei. Der Mann besah Toons Hut, wie er durch die Luft fuhr und mit Schwung auf seinen Platz zurückkehrte, dann betrachtete er ganz genau Toons redenden Mund. Als er sicher war, daß der Fremde seine Rede beendet hatte, äußerte er sich kurz und unverständlich.



Toon wurde rot. Verdammt, dachte er, was habe ich für Gründe, vor einem solchen Italiener rot im Gesicht zu werden? „Entschuldigen Sie“, sagte er und schickte sich an fortzugehen. Der Mann hob die Hand zu einer abwehrenden Geste. Er sprach sehr schnell und hörte, wenn nicht alles täuschte, mit einer Frage auf. Toon atmete eine Menge Luft ein und machte den Mund auf — aber er kam zu nichts. Möglicherweise waren es wichtige Auskünfte, die der Mann da von sich gab, die bemerkenswertesten Dinge von der Welt konnte er erzählen, aber Toon vernahm nur das Geräusch.
„Money Exchange“, sagte Toon geschwind in eine kurze Pause hinein, aber da hatte er wohl etwas Schlimmes angerichtet, denn das war der Anlaß, daß der Mann nun auch die linke Hand aus der Hosentasche nahm und zum Reden mitbenützte. Er rückte Toon dabei beängstigend nahe auf den Leib. Als er nach seiner Meinung den Beweis glänzend zu Ende geführt hatte, trat der Mann triumphierend einen Schritt zurück. Er war sicher, Toon überzeugt zu haben. Toon begann in seiner Verlegenheit nach der Geldbörse zu suchen, was den Mann wohl auf einen stichhaltigen Einwand brachte, den zu widerlegen er unverzüglich begann. Seine Stimme nahm entsprechend seinem Eifer zu. Gleich werden die Leute stehenbleiben, dachte Toon, es kann sich nur noch um Sekunden handeln. Der Mann erhitzte sich zusehends. Sein Haar flog. Seine Hände waren gespreizt, geballt, gekrampft, offen, schlaff; sie fuhren dahin und daher, seine Ellenbogen arbeiteten; er trat zurück und sprang vor, redete, redete, wurde vom Schmerz überwältigt, ein neues Gefühl trieb ihn hoch, er lächelte und ließ die Hände fallen. „Ecco“, sagte er, stemmte die Arme ein und nickte nachdenklich vor sich hin. Toon fand in der Manteltasche ein kleines Geldstück. Er hielt es auf der offenen Hand hin und sagte: „Wechseln. To change. Changer. Lire i centesimi. Little money for the big.“
Der Mann verbeugte sich, tat schämig und streckte abwehrend die Hand vor: „aber nein, wofür denn?“ sagte er auf italienisch.
„Eine Bank, banca“, sagte Toon. „Banca di credito. Saldo, debet, incasso.“

„Sie werden unter diesen Umständen allerdings schon recht haben, ich zweifle keineswegs", erwiderte der Italiener.
„Donnerwetter, ich will mein Geld wechseln, in Lire!" rief Toon.
„Wenn Sie es unbedingt so haben wollen", sagte der Mann und nahm das Geldstück.
„Das habe ich aber eigentlich nicht gemeint", murmelte Toon. „Es sollte nicht für Sie sein. Ich habe bestimmt nicht allzuviel davon."
„Bitte, bitte", meinte der Mann, „es ist herzlich gern geschehen." Legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich und wandte sich zum Gehen. Seine Meinung über die Fremden stand schon seit längerer Zeit fest. Er hätte nicht mit ihnen tauschen mögen, trotz ihres Geldes. Er war stolz darauf, ein Italiener zu sein. Die Fremden schienen ihm nur bedauernswert in ihrer stockhornigen Dummheit. Man brauchte sie nur reden hören. Arme Menschen. Verschenken Goldstücke. Als er das Goldstück einwechseln wollte, war es nicht echt. Es war ein deutsches Zehnpfennigstück. Je, die Fremden waren doch nicht ganz so dumm. Aber immerhin.
In einem Torweg sah Toon eine gewaltige Maschinerie stehen. Es war wirklich ein gewaltiger Apparat. Verchromte Flächen blänkerten; Räder glänzten; Hebel, Schrauben und Ventile strahlten; Sichtgläser, Meßinstrumente und Hähne funkelten in einem weißen Licht. Es zischte, und eine Wolke Dampf schoß auf. Es sah ungemein kompliziert und gefährlich aus. Toon mußte an den Führerstand des Flugzeugs denken, der doch wie eine Offenbarung des menschlichen Geistes in der Technik anmutete. Aber dieser Apparat übertraf alles. Er sah sinnverwirrend technisch aus. Ein junger Mann hantierte angestrengt daran herum. Jeden Augenblick konnte es eine Explosion geben. Eine Ventilflöte schrie und jammerte. Eine neue Dampfschwade knäulte sich durch die Luft. Der junge Mann strahlte, schwitzte und zeigte die Zähne. Toon mußte an einen vollständigen Zeppelin denken, als er diese Maschine sah. Sie sah wirklich wundervoll aus. Ja, und über die Maßen kompliziert. Sie stand hinter einer Theke, groß und kraftvoll wie eine Lokomotive. An die Theke war gemalt: Caffè espresso.
Toon legte die Ellenbogen auf die Theke und hob den Zeigefinger. Der junge Mann nickte ernsthaft. Er drehte probeweise an allen drehbaren Einrichtungen. Es gab einen prächtigen Lärm. Der junge Mann war sichtlich zufrieden und gab Vollgas. Es zischte, pfiff, schrie, rauschte und dröhnte, es kochte, brodelte, strömte, dampfte und ächzte und war jedenfalls in jeder Hinsicht außerordentlich technisch anzuhören. Als sich die schwere Wolke zerteilt hatte, sah Toon den Kaffee langsam in eine Tasse tropfen. Die Tasse wurde samt einer Zuckerdose schwungvoll vor ihm gelandet.
Gütiger Gott, bei aller Fertigkeit und Pracht der Maschinerie und des Jünglings war die Tasse ungewaschen und pechschwarz. Seit vielen, vielen Jahren war sie nicht mehr gewaschen worden. Innen war sie bräunlichgrau. Außen lagen eingetrocknete Schichten übereinander. Man hätte an den Tassen Ausgrabungen vornehmen und nach der Beschaffenheit der Schichten feststellen können, wie der Kaffee in Venedig rücklaufend die Jahre hindurch bis zur Zeit der Dogen chemisch beschaffen war. Und der Kaffee selbst — nach dem ersten Schluck mit spitzen Lippen hatte Toon einen dunkelbraunen Mund. Die Farbe ging nur schwer wieder ab. Soviel Zucker auch im Kaffee sein mochte, er schmeckte höllenbitter wie schnellwirkendes Gift. Es mußte braune



Ölfarbe darin sein, möglicherweise etwas noch Schlimmeres. Pfui Teufel. Aber die Maschine — raffinierter als ein flugfähiger Zeppelin.
Toon legte versuchsweise seinen einzigen kostbaren Zwanzigmarkschein auf die Theke, was einen dramatischen Monolog des Jünglings zur Folge hatte. „Combien?" fragte Toon auf gut Glück. Der junge Mann hob zweimal beide Hände. Zwanzig Centesimi. Etwa vier Pfennige. Toon sammelte etwa vier Pfennige aus allen möglichen Taschen. „No, no", meinte der junge Mann. Toon bescherte ein Fünfzigpfennigstück; der junge Mann besah, wog und beroch es mit Mißtrauen. Ein Zehnpfennigstück. Aha, schon besser. Ein funkelnagelneues Vierpfennigstück, strahlend vor Schönheit und größer als alles zuvor. Das tat Wirkung. Haha, gut.
Toon sammelte die anderen Münzen wieder auf. Seltsamerweise erhielt er auf den Vierer eine Lire achtzig zurück. Der Jüngling schätzte den Wert des Vierers auf zwei Lire. Innerlich war er sicher, er sei fünf oder mehr wert. So ein schönes großes Geld. Der Fremde nahm das Wechselgeld. Evviva, mindestens drei Lire gewonnen! Toon, um neue Monologe zu verhindern, gab im voraus ein Trinkgeld und fragte seine Frage: „To change. Changer. Lire i centesimi. Banca di credito? — „Si, si", versicherte der junge Mann, „voilà, voilà, voilà."
„Also Banken in jeder Himmelsrichtung. Zeigen Sie mir bitte eine." — „Nix versteh." — „Können Sie Deutsch?" — Siempre dütsch. Ein Trinkgeld dafür. Die Bank gezeigt, noch ein Trinkgeld. Trinkgelder im ganzen eine Lire achtzig. Eine glückliche Lösung.
Nebenbei bemerkt: Toons Vierpfennigstück war das erste dieser Art in Venedig. Der Kaffeemaschinist kaufte sich dafür einen Berg Zigaretten, der Zigarettenhändler einen Ballen Tabak. Der Tabakballenhändler bezahlte damit seine Schulden in der Schenke und durfte sich dazu bis an den Rand seiner Seele betrinken. Die Erinnerung daran bewahrte er bis an sein Ende. Der Wirt behielt es; dabei verlor es seine neue Farbe und sah nach gewöhnlichem Kupfer aus. Er gab es endlich an einen Installateur, der es kurzerhand versilberte. Ein kleiner Wechsler, Levantiner, nahm es als vier Mark. Natürlich fiel er damit hinein. Aber weil noch nie ein Levantiner hineingefallen ist, ohne Nutzen davon zu haben, ließ er es vergolden und erzielte von einem anderen Levantiner vierzig Mark. Von da ab blieben die armen Pfennige unter Levantinern, die sich mit Liebe, Erfolg und Gegenseitigkeit damit begaunerten. Die letzten vier Levantiner der Kette fanden keine Dummen mehr und verklagten einander. Sie kamen alle wegen Wuchers, Münzfälscherei und Betruges ins Loch. Das Geldstück wurde eingezogen. Ein Beamter riß es sich versehentlich unter den Nagel, als er Kummer und kein Geld dawider hatte. So kam es wieder in den Verkehr. Aber das führt zu weit. Es war, wie jeder sehen kann, ein Geldstück mit Karriere.



Café aux Gangsters

(Jeanne Mammen)



„Tut mir leid, Jean, bin schon vergeben. Für heute nacht habe ich Gaston ein Alibi zugesagt.“

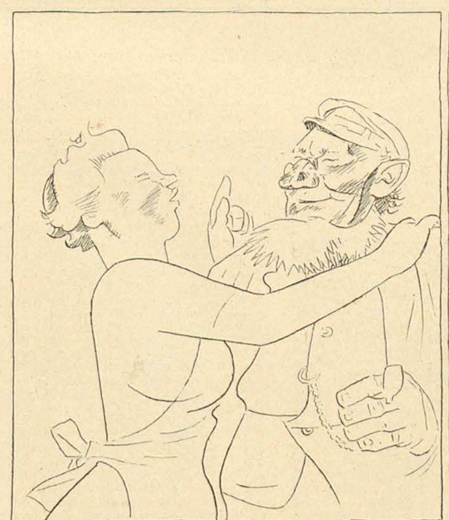
St. Pauli

(Olaf Gulbransson)

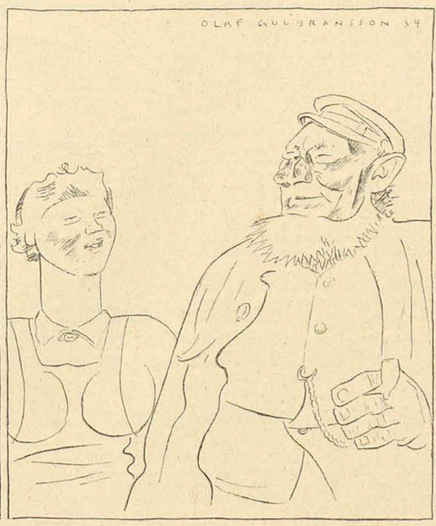


„Onkelchen, ich möchte dir direkt 'n Kuß geben."

„Man los! Ober während du mi küßt, mußt du mi mit din Zeigefingern beide Ohrn fest tohoolen."



„Also, was ihr alten Herren manchmal für verrückte Wünsche habt! Hast du denn mehr Genuß vom Küssen, wenn man dir die Ohren zuhält?"



„Genuß? Nee, min Deern, dat grad nich; öber mi hett mal een, as se mi küßt hett, de Uhr ut de Tasch klaut."

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postscheckk. München 5802

Dei Buer in Gripswold

Bauer Putlaten kommt nach Greifswald, schlendert am Ryck und am Hafen entlang, läuft die Lange Straße bis zum alten, schönen Markt herauf und trifft vor einem Schaufenster seinen Freund Prumbüddel. Die Freude ist groß, zumal Prumbüddel sich wieder verheiratet hat und seiner Frau die Kreisstadt zeigen will. Nun, die beiden kommen ins Erzählen, und die junge Frau Prumbüddels geht langsam voraus. Dabei schaut sich Putlaten seines Freundes Gattin genauer an.

„Mensch", sagt er auf einmal, „du, din Olsch, de hett je een hölten Been . . ."

„Jo", sagt Prumbüddel gelassen, „dat het sei."

„Un so 'n kleen'n Höcker schient s' ook tau hebben", flüstert Putlaten seinem Freunde ins Ohr.

„Dat will ick di nicht affstriden", antwortet Prumbüddel. Nun guckt sich die Frau nach den beiden Männern um, und da erstarrt Putlaten und sagt noch leiser: „Mensch, scheel is sei jo ook."

Seelenruhig sagt Prumbüddel zu ihm: „Du kanns gern luud spreken, den hörn kann se ook nich!"

Zollstation

Viele fremde Schiffe aus Schweden, Skandinavien, Dänemark, Holland und so weiter laufen im Stralsunder Hafen ein. Die Schiffe und ihre Besatzung werden vom Zoll kontrolliert. So kommt Karl Trimmer auch von Bord. „Was haben Sie da im Paket?" fragt ihn der Zollbeamte. „Koaninchenfohder." — „Was? Das sind ja Kaffeebohnen. Kaninchen fressen doch keinen Kaffee."— „Nö? Na, dann möten sei se stoahn loaten. Jet anners givt et bi uns nich."

Flitterwochen

Bims ist wegen Körperverletzung an seiner Frau angeklagt.

„Drei Wochen Gefängnis!" diktiert der Richter.

Bettelt Bims: „Ach, Herr Richter, geben Sie mir doch wenigstens Bewährungsfrist, damit wir unsere Flitterwochen ungestört zu Ende verleben können."

Ich bin nicht glücklich geworden

Von Ernst A. Schmidt

Wo der Doktor heute abend bleibt? Ist irgendwo hängen geblieben. Vielleicht bei dem kleinen Lichdi. Oder bei der Marchesa mit dem Doppelpneu. Oder einfach vorbeigegangen. Wäre zu verstehn. Ist ja doch immer dasselbe. Für ihn genau so langweilig wie für mich. — — —

„Ah, Doktor! Also doch noch! Danke, es geht ganz gut. Drei Strich weniger als gestern. Aber der Husten ist noch ziemlich, und der Hals schmerzt wieder 'n bißchen. — Ach wo, ich rede ja keine drei Worte am Tag! Folgsam wie 'n kleines Mädchen in der Bibelstunde. Bloß aufstehn möcht' ich mal wieder. Können Sie verstehen, daß man sich stundenlang brennend danach sehnt, mal wieder auf einem schattigen Waldweg zu wandern — so das federnde Gras unter der Sohle . . . Blödsinnig natürlich, aber was wollen Sie, man wird hier so mit der Zeit. Es ist immerhin schon fast ein Jahr, daß ich wieder hier bin . . .

Natürlich! Natürlich kommt man auch wieder mal raus, Doktor. Fragt sich bloß wie und wohin, nicht wahr. — Nein, nein, deshalb bin ich noch lange kein Pessimist, Doktor. Selbstverständlich, immer Kopf hoch, Unkraut vergeht nicht! Danke, Doktor, habe alles, alles in Ordnung. Gute Nacht, Doktor, danke!"

Unkraut vergeht nicht. Wieviel Unkraut hat's wohl in dem hübschen weißen Sanatorium hier? Hundertfünfzig Patienten im ganzen. Vielleicht ein Drittel — mal bestimmt fünfzig, die im Bett liegen. Unsere Station allein schon elf . . .

Ich muß Celia klingeln. An Frances schreiben. Zuerst eigentlich an Jefferson. Soll warten. Sollen warten. Ich mag heute abend nicht. Allan tippt schon seit acht Uhr. Schreibt seiner Kleinen. Seine erste Liebe . . . Die erste Liebe kriegt man nicht. Er will heiraten, sobald ihn der Chef nach Hause läßt. Hoffentlich bleibt sie ihm treu. Guter Kerl. Daß es ihm nicht geht wie Braddon. Ob der in einem halben Jahr noch lebt? Liegt seit Juni, nein Mai. Gleich nach der Geburtstagsfeier bei Hedström fing die Schweinerei an. Scheußlich — so ein Blutsturz. Und immer wieder. Dabei sieht er immer noch ganz gut aus . . .

Hedström. Soll gesund sein. Muß ich auch schreiben. Muß mal alle notieren. Was soll man schreiben? Es passiert nichts. Sollen warten.

Ja immer — und immer —
Nicht nur diesen einzigen Tag!
An deiner Hand will ich mein Leben lang gehn —

Grammophon taugt nicht viel. Schade. Sie singt es wunderbar.

Was deine Lippen verschweigen,
Dein Auge muß es gestehn —

Ich muß Celia klingeln. Soll mir noch einen Siphon bringen. Gestern nacht war's nicht zum Aushalten . . . Bald muß der Mond aufgehn. Nicht schwül. Spazieren gehn, an den Linden entlang bis zu den Wiesen. Das Heu riecht so gut nach dem Regen. Könnte mich auf die Bank setzen. Nachdenken. Wozu nachdenken? Hat keinen Zweck. Alles gut so. Allan tippt wie rasend. Gibt ein Dutzend Seiten mindestens. Er muß aufhören, zehn Uhr vorbei. Werden sich nebenan beschweren. Krieg auch keinen Siphon mehr. Egal.

Ja immer — und immer —
Nicht nur diesen einzigen Tag —

Die sind verrückt, jetzt noch zu spielen. Hör das gern. Kommt so von oben runter. Weich. Jane liebte die Platte. Spielten sie jeden Abend. Sie lag da im rotbraunen Kimono. Die Beine nackt. Ihre Haut war kühl und glatt . . .

Muß doch noch 'n Rest Kognak da sein — mal sehn . . . Pach! Verdammt schlechtes Zeug! Nichts für 'n wunden Hals. Die Haut war wunderbar. Sie rieb sie mit etwas ein. Vergessen, den Namen. Ich hätte sie festhalten sollen. Hätte sie festhalten sollen. Hat keinen Zweck. Sie ist fort, sind vier Jahre her. Komisch. Die Zeit vergeht. Es

passiert nichts, aber die Zeit vergeht. Hab' nichts vergessen. Hätte sie nicht hergeben sollen.
„Gute Nacht, Schwester. Nein, nichts. Danke, nein. Ich sitze hier noch einen Augenblick am Fenster. Es ist schön draußen. Ich will den Mond aufgehn sehn. Danke, gute Nacht!"
Die ist auch nicht glücklich. Wer solche Augen macht, ist nicht glücklich. Möcht wissen, ob Jane glücklich ist. Damals war sie's. Ich auch. Bin niemals so glücklich gewesen. Niemals. „Kannst du nicht bei mir bleiben, Jane?" — „Du weißt ja, warum ich nicht kann", sagt sie und weint.
Jetzt ist der Mond schon fast über 'n Kamm. Komisch, wie groß er ist. Ich trink noch 'n Schluck von dem Zeug. Zigarette wäre gut dazu. Jetzt ist er ganz heraus. Besser, ich mach das Licht aus. So. Nicht die Spur müde. Nur die Beine sind schlapp. Wenn man immer liegt. — Wieder zweihundert Gramm abgenommen. Vielleicht noch mehr. Die sagen nie die Wahrheit. Bis zur Bank bei der Platane könnt' ich gehn. In der Orangenlaube hab' ich sie zum erstenmal geküßt. Waren beide sehr verlegen. Ihr Mund war wunderbar.
Wenn ich wüßte, wo sie jetzt ist. Würde ihr schreiben . . .
„Liebe Jane", würde ich ihr schreiben. „Meine liebe Jane. Ich sitze an meinem Fenster, und es ist Nacht. Ich sehe über den Garten und über das Tal, es ist hell, der Mond ist fast voll."
Morgen muß Vollmond sein. Gibt's anderes Wetter.
„Ich habe jetzt hier gesessen und an Dich gedacht. Wenn ich mich ein wenig hinauslehne, kann ich Dein Fenster sehen. Wie viele haben schon seither in Deinem Zimmer gewohnt! Es ist noch immer ‚Dein' Zimmer für mich. Jetzt wohnen zwei Dänen da, Mann und Frau. Er ist krank, und sie will sich nicht von ihm trennen."
Haußmann fehlt nicht viel. Sie hat ihn sehr lieb, scheint's. Sieht hübsch aus. Sehr jung, leidenschaftlich. Ich würde mit meiner Frau nicht im Sanatorium bleiben. — Wenn einem fast nichts fehlt. Durstig. Die Flasche ist leer. Könnte noch zu Allan — zu spät. Wieder ein Leuchtkäfer.
„Ein Leuchtkäfer ist mir ins Zimmer geflogen. Alles wie vor vier Jahren. Erinnerst Du Dich? Hier hat sich nicht viel verändert. Nur Du, Jane, bist nicht mehr da. Ich habe viel Zeit zum Nachdenken, besonders nachts. Ich denke oft viele Stunden an Dich und an damals. An die schönen Dinge in meinem Leben. Auch an andere Dinge muß ich denken. Es ist nicht so viel aus meinem Leben geworden, wie ich einmal dachte, und jetzt ist es zu vielem zu spät. Ich bin allein. Aber unglücklich bin ich nicht. Ich kann oft sehr ausgelassen sein. Ich habe keine Wünsche. Ich hoffe nicht mehr viel und fürchte mich vor nichts. Aber ich bin allein. Auch wenn ich an Dich und alles denke, bin ich allein, liebe Jane. Ich weiß nicht, wo Du bist. Hier blühen die Linden und die Granatäpfel wieder, und die kleinen weißen Nelken unter der Loggia. Man riecht sie bis hier herauf. Aber der Ginster ist verblüht, es ist Sommer . . ."
Wenn ich auch wüßte, wo sie ist, ich würde ihr nicht schreiben. Zu spät. Warum zu spät? Es braucht nicht zu spät zu sein. Ganz vergessen haben kann sie mich nicht. Ich —
„Ich konnte Dich nie vergessen, Jane. Oft warst Du ganz plötzlich da. Es war eine so glückliche Zeit, damals. Später — ich habe später einem Menschen viel Schmerzen gemacht. Und dieser Mensch auch mir. Das ist jetzt auch vorbei. Ich habe lange gedacht, daß ich fast alles falsch gemacht habe in meinem Leben. Aber was wir miteinander hatten, liebe Jane, war richtig. Ich bin so froh, daß ich Dich fast nie gequält habe und daß wir gut zueinander waren. Zweimal habe ich Dich gequält, ich denke oft daran. Gott weiß, daß ich viel darum gäbe, es wäre nicht geschehen."
Sie war so weich. Hab' so was nie erlebt. Schrecklich, sie weinen zu sehen. Ihr Mund zuckte, verlor alle Form. Hab' sie nie lieber gehabt. Kind — kleines Mädchen — ich war gemein. Es war auch Genuß dabei. Wir sind gemein. Sie hat's gewiß vergessen. Hat's nicht vergessen. Vielleicht doch.
„Vielleicht hast Du die beiden Male vergessen, wo ich Dich zum Weinen brachte. Es wäre ja gut, aber ich wünschte doch, Du hättest alles in Erinnerung behalten . . ."
„Paradies", sagte sie, „unser Paradies." Sie kann es nicht vergessen haben. Zikaden. Grillen. Das geht Tag und Nacht. Was fressen die eigentlich? In Spanien halten sie Grillen im Käfig. Oder war's in China? Lindenblüten. Heu. Meine Kniee tun weh. Damals konnten wir stundenweit wandern.
„Wir haben es gut gehabt, Jane. Ich wär' froh, wenn ich wüßte, wie es mit Dir geworden ist. Vielleicht ist alles gut geworden, vielleicht hast Du ein Kleines bekommen und hast es gut bei Deinem Mann. Ich denke Dich mir oft mit einem Töchterchen. Es hätte Deine hellen Augen und Dein schwarzes Haar."
Denke mich immer dazu. Hätte sie festhalten sollen. Vielleicht ist der Vater ein Dummkopf. Egal. Es ist ihr Kind. Genau wie sie. Ihr Mann kann kein Idiot sein. Sie hätte ihn nicht genommen.
„Ich denke, daß Dein Mann gut zu Dir ist, liebe Jane, weil man nicht anders zu Dir sein kann. Ich hätte gern gewußt, wie es mit Dir gekommen ist. Es wird, wie es ist, gut sein. Ich habe gelernt, daß alles gut ist, wie es kommt, und daß man nie von einem verpfuschten Leben reden darf. Ich denke nicht, daß Leute meines Alters, die bis zum Parlament und Gerichtshof aufgestiegen sind, mehr geworden sind als ich. Bothwell ist mit seinem Buch über Nacht berühmt geworden, es war mein Kollege-Kamerad in Godalming, ich habe Dir von ihm erzählt. Ich beneide ihn nicht. Liebe Jane, ich beneide niemanden um irgendein sogenanntes Glück. Was Glück ist, wissen wir nicht, und was wir Glück nennen — ist Staub und Sand. Ich bin nicht berühmt, nicht glücklich geworden, aber ich bin doch etwas geworden: das, was ich werden sollte. Seit ich das weiß, liebe Jane, kann ich leben und sterben."
Wetterleuchten über dem Generoso. Wie spät wird's sein? Auf dieser Seite kein einziges Zimmer mehr hell. „. . . kann ich leben und sterben." Ganz gut gesagt. Sie würde es nicht ganz verstehn.
Sie kann mich nicht vergessen haben. Müßte die Zikaden vergessen haben, die Leuchtkäfer. Die Nächte . . .
Ich leg mich hin. Bin keine Spur müde. Nur die Kniee tun mir weh. Wie taub. Der Mond steht schon hoch. Ich wünscht', ich könnt' schlafen.

Friedliche Helden

Auf berstender Eisscholle trieben sie hin
seit vielen bangen Wochen,
die dreiundneunzig des „Tscheljuskin",
den die Klammern des Eises zerbrochen.

Wer wußte was von Professor Schmidt
bis zu diesem Unglücksberichte?
Nun zahlt er mit Nansen und Amundsen mit
zu den Großen der Arktis-Geschichte!

Er wollte als letzter gerettet sein,
obwohl von Krankheit zerschlagen —;
man hob ihn bewußtlos ins Flugzeug hinein,
um ihn sterbend an Land zu tragen.

Und nun den Hut vor den Fliegern ab,
die ihr Leben zehnfach riskierten
und trotzend dem eisigen Wellengrab
die Geretteten heimwärts führten!

Wird wo das Lied — nach altem Brauch —
vom braven Mann gesungen,
so gilt es Ljapidewski auch,
der die arktische Hölle bezwungen!

Er lag, als der SOS-Ruf kam,
von wildem Fieber gerüttelt,
doch als er „Frauen und Kinder" vernahm,
da hat er es abgeschüttelt.

Da warf er die Propeller an
und sauste in Sturm und Nacht los,
und zeigte der Welt: vor dem echten Mann
ist auch das Schicksal machtlos!

Kriegshelden sollen in Ehren sein —
Gedenktafeln sollen sie melden —;
doch grabt da mit goldenem Griffel auch ein
die Namen der friedlichen Helden!

Benedikt




Älteste deutsche Jagdzeitung!
Ständige Beilagen:
„Jagdkundliche Umschau" „Der Gebrauchshund"
„Jagdbiologische Umschau" „Waffe / Munition / Optik"
„Jagdrechtliche Umschau" „Für unsere Fischer"
Probenummer kostenlos von
F. C. Mayer Verlag / München 2 C.
Wertvolles u. erfolgr. Werbeorgan für fachl. u. allgem. Bedarfsanzeigen

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Billige Briefmarken
zur Auswahl, nur 1½ Pfg. pro Stück, bessere mit Jubil., Juventute, Flugpost etc. nur 5 Pfg. pro Stück. Aug. Lambart Pforzheim, Postfach.

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen




Lachstürme
entfesselt das lustige Judenbuch „Jüdisches — Allzujüdisches". Witze, Schwänke u. Anekdoten zum Lesen u. Vortragen. Mit 57 urkom. Bildern nur RM. 1.20 portofr. Drei Eichen Verlag Stuttgart-N 1.

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte
BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Inseriert ständig im Simplicissimus

Völlerei Simpl.-Bücher! Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag / München 13

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. P. Lahn, Berlin-Steglitz, Kieler Str. 5

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen
Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.
Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus" (F. C. Mayer)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Neurasthenie Nervenschwäche Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6. Herisau (Schweiz)

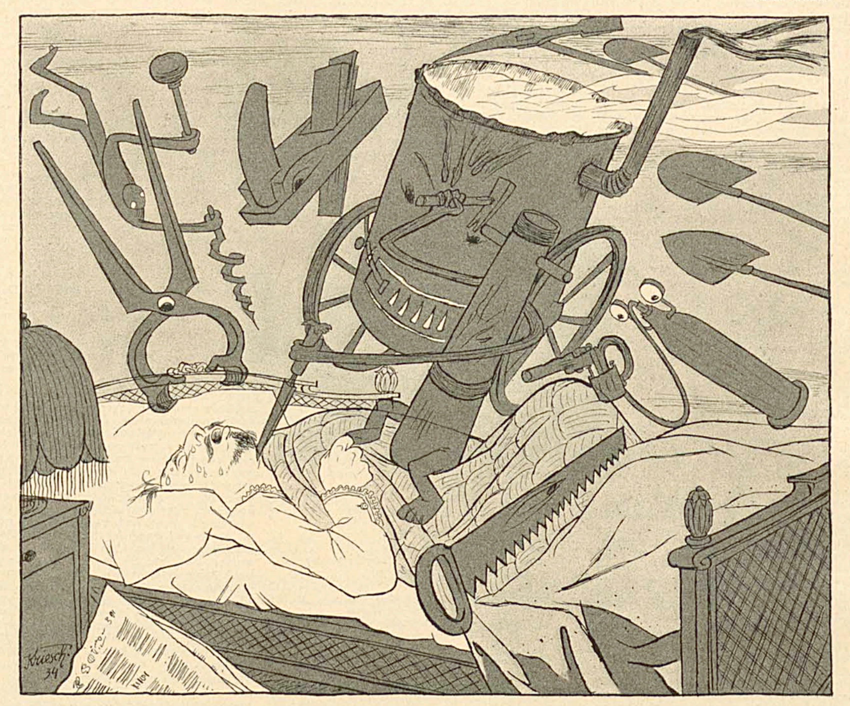
1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-tausch

Bessere Photos durch PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Die deutsche Arbeitsschlacht

(Rudolf Kriesch)



Angsttraum eines französischen Sicherheitshysterikers.

Der gute Mensch

Von Elis Stahl

Der gute Mensch besaß keine Feinde. Vorgesetzte schämten sich, ihm vorgesetzt zu sein, Untergebene betrachteten ihn mit zärtlicher Hochachtung, Optimisten demonstrierten an ihm die angeborene menschliche Güte, Pessimisten wurden beim Umgang mit ihm zu Philanthropen, und die Mütter heiratsfähiger Töchter beteten zu Gott, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn nur ein Zehntel aller jener Tugenden besitzen möge, die den guten Menschen zierten.

Möglich, daß es hier und da ein paar ganz Verworfene gab, denen heimlich übel wurde, wenn sie ihn sahen. Aber der gute Mensch behandelte auch sie mit derselben Güte, die er für alle Menschen hatte. Es war unmöglich, eine Bosheit aus ihm herauszulocken; es ging gegen sein Prinzip, denn er hatte sich schon von Kindheit an als Lebensziel gesetzt, den Rekord des guten Menschen aufzustellen.

Der gute Mensch hatte einen Vater, den er unterstützte, eine Großmutter, die er ernährte, eine kranke Tante, der er die Arztkosten zahlte, einen Neffen, dem er eine Beihilfe zum Studium gab, einen alten Diener seiner Eltern, der einen lebenslänglichen Gnadenlohn von ihm bezog, und eine Menge Freunde, die ihn dauernd anpumpten, ohne jemals etwas zurückzuzahlen. Natürlich wollte der gute Mensch auch gar nichts zurückgezahlt haben.

Dabei hatte der gute Mensch ein so kleines Einkommen, daß es ein Wunder war, wie auch nur er allein davon leben konnte. Wenn man ihn danach fragte, so antwortete er (und man sah deutlich, wie peinlich es ihm war, daß er genötigt wurde, davon zu sprechen) — also er sagte: „Man kann viel, wenn man muß!“

„Aber Sie müssen doch gar nicht!“ sagten die andern.

Der gute Mensch lächelte nachsichtig, doch in seiner Stimme war ein unbeugsam eherner Klang, als er erwiderte: „Selbstverständlich muß ich. Es ist Pflicht des Starken, für den Schwachen einzustehen. Wozu hätte er sonst seine Stärke, bitte?“

„Welch edle Weltanschauung!“ seufzten die andern hingerissen.

„Nur eine logische!“ entgegnete der gute Mensch ernst und hungerte weiter.

Zuweilen freilich bekam er einen so tobsüchtigen Appetit auf ein ordentliches Rinderfilet, daß ihm das Wasser zugleich in Mund und Augen schoß. Aber das nützte ihm nichts. Sein Lebensziel vertrug kein Rinderfilet, es erforderte Pellkartoffeln und Margarinebrot und schwarzen Malzkaffee: ein Lebensziel ist ein Lebensziel, es läßt nicht mit sich spaßen, wenn es einmal aufgestellt ist.

— Eines Tages sagte sein bester Freund zu ihm: „Gestern abend war ich bei Meyers, sie haben Logierbesuch, einen Vetter. Ein wunderbarer Mensch! So etwas von Güte — nein, das ist einfach noch gar

(Schluß auf Seite 58)

Illusion

Der Kirchturm von Sankt Nikolaus
ist unsres Tales Hüter.
Ein Glockendreiklang quillt heraus,
ergreifend die Gemüter.

Die liebe, alte Melodie
bringt Lärm und Hast zum Schweigen.
Dem Herze wird, es weiß nicht wie,
so wonnesam und eigen.

Und alles geht darauf zurück,
daß drei betagte Herren,
ein jeglicher an seinem Strick,
gewohntermaßen zerren.

Ratatöskr

Französische Generaldirektoren der Saargrubenverwaltung

(E. Schilling)



„Als gute Patrioten können wir unsere Gehälter nicht hoch genug ansetzen, sie kommen ja aus der Tasche der saardeutschen Steuerzahler!"

(Schluß von Seite 56)
nicht dagewesen! Es strahlt förmlich aus ihm heraus!"
Der gute Mensch senkte den Kopf, um sein Erblassen zu verbergen. Er schlief sehr schlecht in dieser Nacht.
Am nächsten Abend besuchte er Meyers. Es waren zu Ehren des Vetters mehrere Gäste da.
Der gute Mensch I und der gute Mensch II begrüßten sich herzlich. Sie sahen sich einen Augenblick tief in die Augen, ehe sie ihre Hände mit innigem Druck wieder freigaben. Es war ein historischer Moment, nicht viel fehlte, und alle Anwesenden hätten laut applaudiert.
Um jeden guten Menschen bildete sich eine Gruppe. Der gute Mensch I wurde, sehr gegen seinen Willen, von den Aufwendungen zu reden genötigt, die ihm der Klinikaufenthalt seiner kranken Tante verursachte. Aber es ließ sich nicht verkennen, das Publikum war nicht so bei der Sache wie sonst. Als sich das Gespräch (natürlich sehr zu seinem Unbehagen) dem Schicksal der Großmutter zuwandte, deren Lebensabend er nach Kräften zu verschönen trachtete, erntete er zwar einen seelenvollen Augenaufschlag der Stadträtin, aber eine Stadträtin allein macht den Kohl auch nicht fett. Würde die Ballade vom alten treuen Diener etwas nützen? Es schien nicht so, alles lauschte nach der Gruppe hin, die sich um den guten Menschen II gebildet hatte.
Jetzt — dem guten Menschen I stockte der Atem — stand der gute Mensch II auf, trug vorsichtig eine Stechfliege, die sich auf seiner Hand niedergelassen hatte, zum Fenster, mit ganz kleinen gleichmäßigen Schritten, damit er das Tierchen nicht durch heftige Körpererschütterungen erschrecke, und ließ es fliegen, während er ihm mit zärtlichem Lächeln nachsah. Aller Augen, selbst die der Stadträtin, hingen anbetend an seinem Gesicht, und der gute Mensch I wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da sagte der gute Mensch II: „Im Grunde bin ich ein Haderlump. Sie ahnen nicht, was ich für ein Hundsfott bin! Alles nur Mache, meine Herrschaften, alles nur äußerlich, um eine schöne Rolle hier vor Ihnen zu spielen! Im Grunde bin ich ein Schweinehund!"
Der gute Mensch I erhob sich stumm und ging gebrochen ab. Er hatte verloren, er hatte umsonst gelebt. So wirksam hatte er seine Güte nie zu unterstreichen vermocht. Wie herrlich stand der andere da, hell von seinen guten Taten angestrahlt, vor dem prachtvoll ausgemalten finsteren Hintergrund! Ein Meisterstück!
Der gute Mensch I ging heim. Unterwegs blieb er vor einem Speiselokal stehen, aus dem bezaubernde Düfte strömten. Eine Sekunde lang erwog er eine völlige Systemänderung, aber dann erkannte er, daß es zu spät dafür war.
Zu Hause angekommen entschloß er sich. Es war nicht leicht, aber wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Ein Lebensziel ist ein Lebensziel, es will erfüllt werden, da gibt's nichts. Sollte er umsonst gehungert und in elenden Dachkammern gewohnt und ausgefranste Hosen getragen haben? Er dachte nicht daran!
Er setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte einen kurzen Brief:
„Meine lieben Freunde, verzeiht mir, wenn ich Euch einen Schmerz zufüge, es geschieht nur, um Euch einen schlimmeren zu ersparen. Und welcher Schmerz könnte schlimmer sein als der um eine gefallene Seele? Meine lieben Freunde, seit langem kämpfe ich gegen einen mächtiger und mächtiger werdenden bösen Geist in mir, einen höllischen Geist, der beispielsweise verlangt, ich solle Rinderfilet essen und die Sorge für meine Großmutter ihrem ältesten Sohn überlassen, dem Sachverständigen der Rüstungsindustrie in Genf, der bei der Abrüstungskonferenz so schön verdient hat. Ich verfluche diesen bösen Geist, ich kämpfe gegen ihn an mit der äußersten Verzweiflung meiner Seele. Aber ach, ich fühle, wie er immer gewaltiger sein häßliches Haupt erhebt — nun mag er; der Tag, der mich als Schurken sieht, soll nicht kommen! Ich gehe aus diesem Leben, meine Freunde, ich fliehe vor meinem bösen Ich, ich will lieber ein toter als ein schlechter Mensch sein!
Meinen Vater, meine Großmutter, meine Tante, meinen Diener und Euch, meine Freunde, empfehle ich dem Neffen des Herrn Meyer. Er, der ein so warmes Herz für Stechfliegen hat, wird mein Vermächtnis zu ehren wissen. Lebt wohl!"
Und dann erschoß er sich.
— — — Herrn Meyers Neffe wird sein Leben lang nur der gute Mensch II bleiben, trotzdem er sehr viele Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen hat.

Frühjahrsgarten

Von Johan Luzian

Komm, liebe Frau, und sieh: im jungen Grün
von Laub und Kräutern atmet unser Garten.
Gott läßt zur rechten Zeit die Erde blühn
und auch den Regen fallen, drauf wir warten.

Die Amsel flötet, ringsum Stille trinkt
ihr Singen bis zum Himmel hoch dort oben.
Rot geht die Sonne unter und versinkt.
In Gottes Hand ist alles liebend aufgehoben.

Prognose

(Rudolf Kriesch)



„Schöner sonniger Tag! — Lüagt dir so a Wetteransager pfeilgrad' ins Radio! Den wann i amol dawisch, na gibt's aber garantiert Niederschläge."

Lieber Simplicissimus!

Der Korbflechterhansl ist ein schwächliches Männlein, dafür aber ist sein Ehegespons um so stärker. Der Hansl schläft mit seiner Frau in einem Bett; sie liegt vorne, und gleich nach ihm kommt dann die Liesl, das Töchterchen.
Eines Nachts weckt die Kleine die Mutter. Als diese endlich wach wird, knurrt sie ärgerlich: „Was willst denn, du Ungemach?" — „Mutter", bittet die Liesl, die ein Bedürfnis quält, „heb' mich doch mal raus." — „Was ist denn nur los mit dir?" schimpft die Gefragte, „ich hab' dich doch vorhin erst rausgehoben." — „Ach nein", meint da die Kleine verzagt, „das war nicht ich, das war der Vater."

*

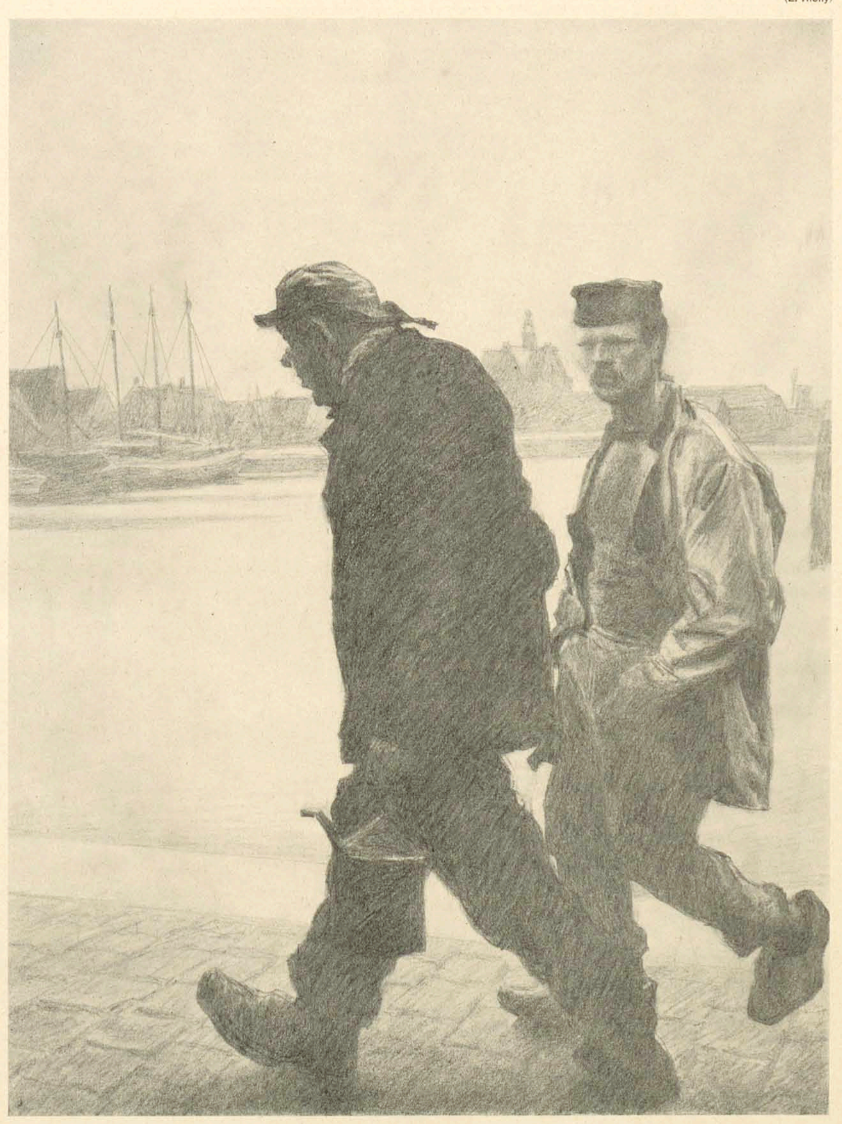
Die Dörfer des hinteren Odenwaldes hatten zu früheren Zeiten keinerlei Bahnverbindung mit den Städten in der Ebene. So geschah es denn, daß die Arbeiter und Handwerker, die dort beschäftigt waren, nur über Samstag und Sonntag heimkamen. Sie, die in der Woche meist recht sparsam gelebt hatten, pflegten nun an diesen Tagen bei Tisch tüchtig einzuhauen; auch übten sie, auf Anweisung der Frau, an der großen Kinderschar sodann das Amt des Strafrichters aus.
„Mutter", fragte daher einstmals ein Knabe seufzend, „Mutter, was ist denn das eigentlich für ein schlimmer Mann, der da jeden Samstag und Sonntag kommt, so viel frißt und uns so arg verschlägt?"

*

Ich frage das sechsjährige Söhnchen Rainer meines Hausherrn, was er wohl später gerne werden will. „Nichts", ist die rasche und kurze Antwort. „Nichts?" frage ich mit geheucheltem Erstaunen zurück. „Ja, nichts", entgegnet er selbstbewußt, „ich kaufe mir nämlich mal ein Scheckbuch."

Ein verlorener Sohn

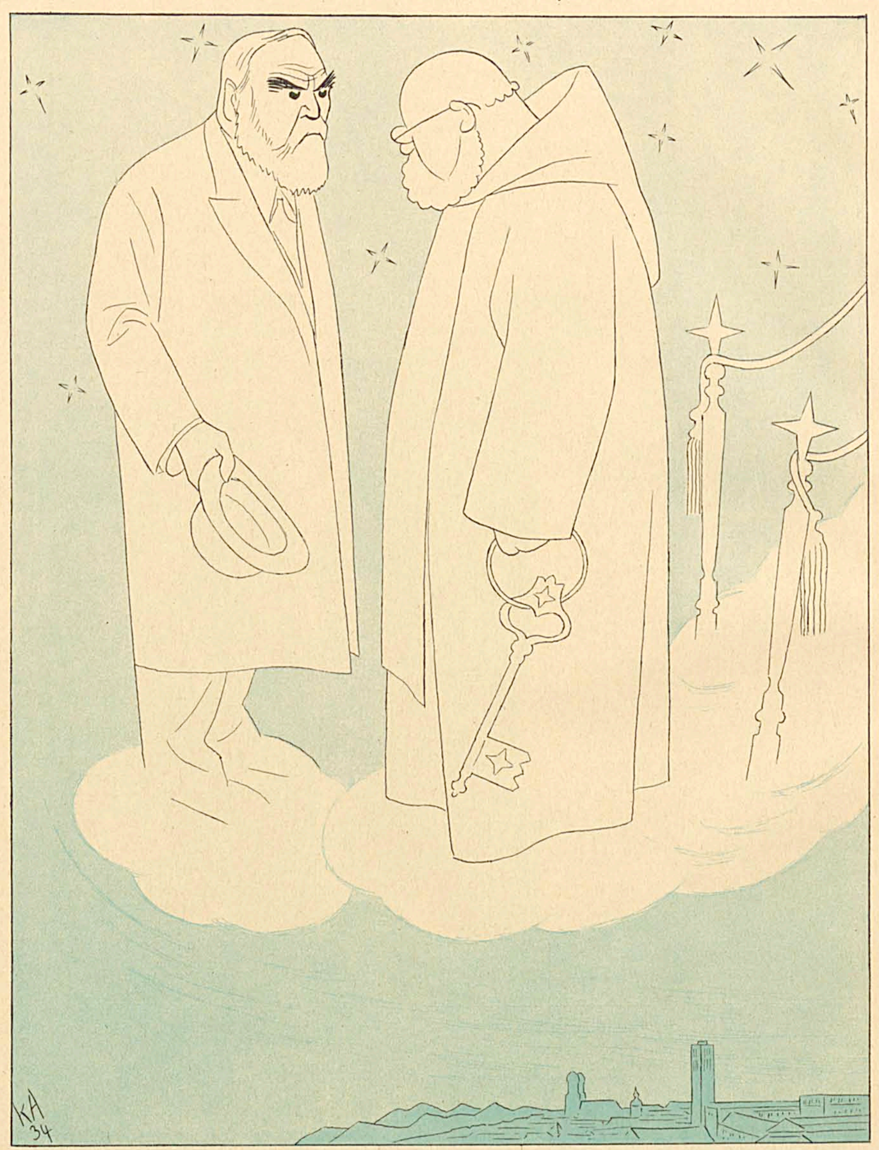
(E. Thöny)



„Min Hein' mutt mal op See. To Hus kumt de Jungs blods op dumme Gedanken." — „Jawull, just as Käpt'n Sörensen sin Jochen, de is na Kiel op de Universität."

Oscar von Miller — semper idem

(Karl Arnold)



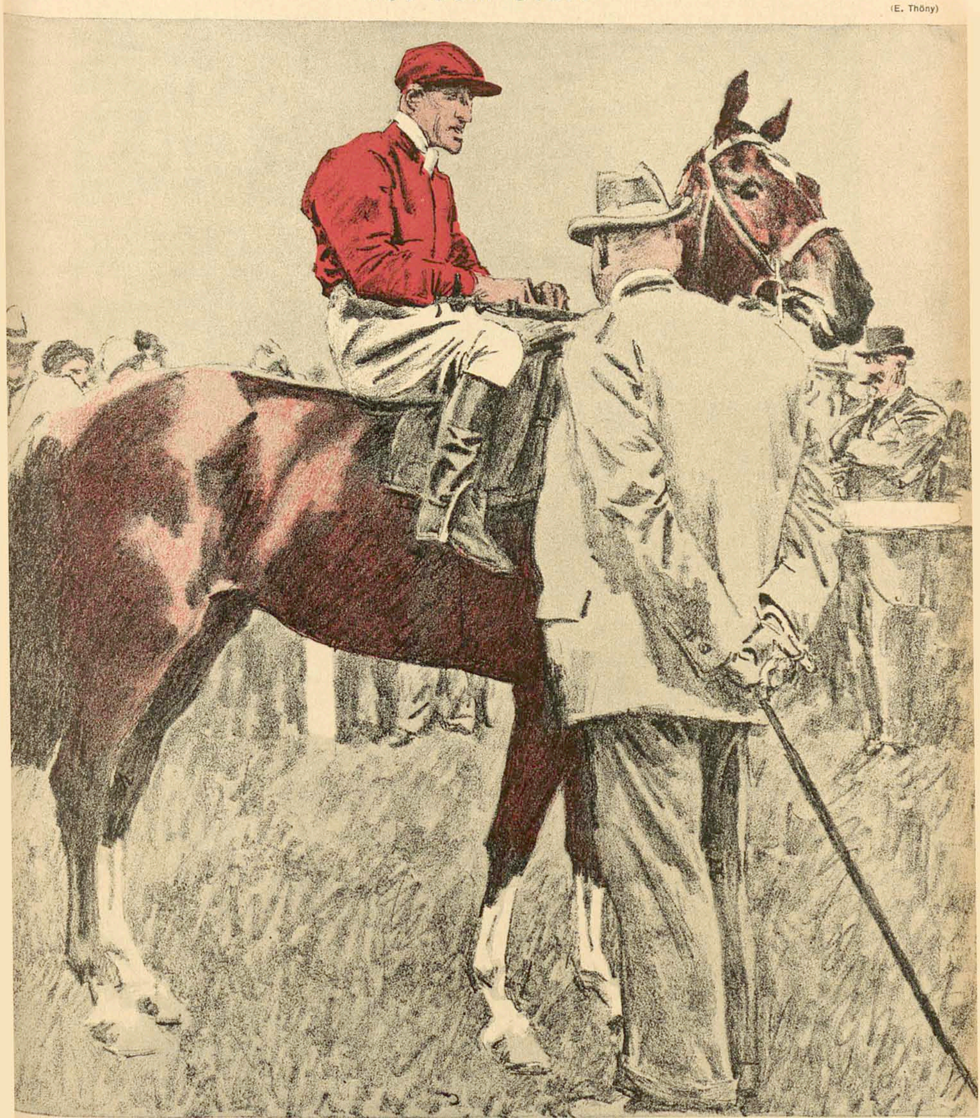
„'s Good. Zunächst möcht' ich einmal ein paar Original-Radiowellen fürs Deutsche Museum."

München, 6. Mai 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Vor dem Start

(E. Thöny)



„Lady Hamilton fürcht' ich nicht; is schlecht in Form und nervös wie 'ne Filmdiva. Aber Moosröschen geht ins Zeug wie 'n schnittiger Mercedes-Kompressor!"

Die Schublade / Von Willfried Tollhaus

Wir jüngeren Mitglieder der Familie haben nie ganz genau erfahren, was für ein „Rat" Onkel Hermann gewesen ist. Aber wenn wir Sonntags die atemberaubende Vornehmheit seiner Witwe Juliane im Schwarzseidenen mit echtem Spitzenkragen in uns aufnahmen, zweifelten wir nicht daran, daß auch noch auf unser Leben ein Schein der hervorragenden Stellung unseres Oheims gefallen war. Ein hoher Beamter mußte nach unserer Meinung ein hohes Gehalt bezogen, Vermögen angesammelt und seine Witwe auf das beste versorgt haben. Infolgedessen hatte sich in der ganzen Familie ein schöner Wetteifer entwickelt, Tante Juliane alle Ehren zu erweisen, die man einer Erbtante schuldig ist.

Nicht daß wir etwa eine Versammlung kleiner Leute gewesen wären! — O nein! Aber in unserer Erbmasse war uns der Hang überliefert worden, zwanzig Mark im Monat — besonders Befähigte konnten es auch in der Woche — mehr auszugeben, als wir einnahmen. Dazu gesellte sich noch eine äußerst geringe Begabung für die Mathematik, so daß die meisten von uns es andern Leuten überließen, zu berechnen, wie unser Haushalt innerlich ausgeglichen werden konnte.

Ganz anders Tante Juliane. Sie legte großen Wert darauf, uns durch ihr Beispiel zu zeigen, was Sparsamkeit sei, und daß man sehr viel eingeladen werden kann, auch wenn man sich nie revanchiert. Es gehörte zu der von uns anerkannten Weltordnung, daß die besten Stücke vom Gänsebraten und die größten Portionen Nachtisch auf ihren Teller gelegt wurden.

Nach dem Tode Onkel Hermanns hob seine Witwe mit ihrem Ratstitel das Ansehen eines „Stiftes alter Damen gebildeter Stände". Sie hatte ihren Haushalt verkauft und besaß nur noch eine Wohnstube und eine Kammer mit wahrhaft entsetzlicher Einrichtung. Dorthin lud sie uns eines Sonntags um elf Uhr fünfundvierzig. Diese Stunde war ausgezeichnet gewählt, weil sich in ihr niemand gern mit schlechtem Portwein den Appetit verderben läßt. Außerdem hatte sie selbst sich um zwölf Uhr dreißig bei Onkel William zum Mittagessen angesagt. Bedachte man diese Umstände recht, so konnte man auf Außerordentliches gefaßt sein.

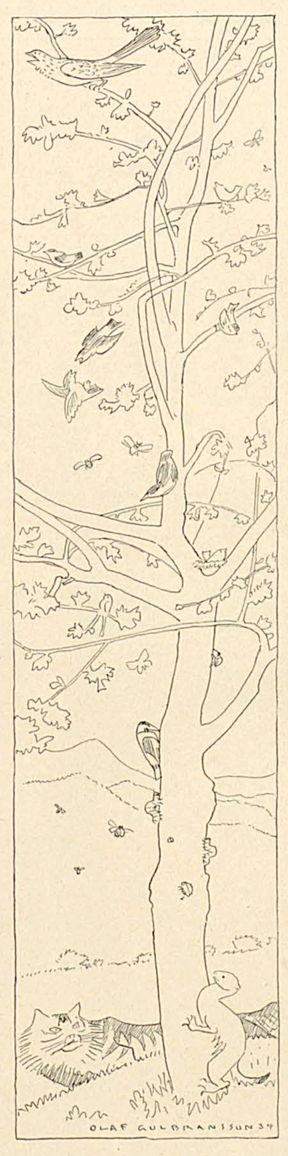
Die Frau Erbtante hatte Gala angelegt, trug das Goldkreuz mit Kette, das eine Art Hausorden bei uns war, und empfing uns wie eine verwitwete Durchlaucht. Zwischen den geschnitzten Nußbaumsesseln mit dem roten Plüsch und dem nicht zum Sitzen eingerichteten Sofa herrschte eine beinahe eisige Etikette, wie ich sie mir immer am spanischen Hof zur Zeit Karls des Fünften vorgestellt habe.

Als wir uns versammelt hatten, ging die verwitwete Frau Rätin an den Diplomatenschreibtisch ihres Mannes, öffnete die Schublade und zeigte auf allerlei Päckchen, dicke Briefe und Aktenkuverte, die darin lagen.

„Liebe Verwandte", begann sie. „Um Lebens und Sterbens willen habe ich mein Haus bestellt."

Es war totenstill, denn jeder erwartete eine dringend benötigte kleine Anzahlung auf die Erbschaft. Aber sie fuhr fort: „Hier findet ihr mein Testament und für jeden von euch einen mit seinem Namen versehenen Nachlaßanteil."

Unsere Augen starrten in die Schatzkammer der Erbtante, und wer Glück hatte, konnte einzelne Namen erkennen. Daraus ließen sich immerhin Rückschlüsse ziehen, ob in der betreffenden Umhüllung gebündelte Aktien, Geldrollen, Schmuckstücke oder andere Wertsachen waren. Mein Bruder Fritz war sehr enttäuscht, weil er entdeckt hatte, daß ihm eine weiße Angelegenheit in der Größe einer Zigarrenkiste zugedacht war. Ich tröstete ihn später damit, daß in Zwanzigmarkstücken darin ein „erkleckliches Sümmchen" unterzubringen sei. Base Lotte glaubte einen Umschlag für eine Wertpapiersammlung für sich bestimmt gesehen zu haben.



Niemand hörte nun eigentlich auf das, was unsere Tante Juliane noch sagte, bis sie die Schublade verschloß. Dann aber richtete sie sich hoch auf zu einer Haltung, in der sie einst mit ihrem Seligen gesprochen haben mochte, wenn er nach dem Verfeiern der Skatkasse seines Klubs vor Anker ging.

„In unserer Familie hat von je Anstand, Gesittung und Rechtlichkeit eine gute Statt gehabt. Es ist selbstverständlich, daß ich den Bestand meiner testamentarischen Verfügung davon abhängig mache, daß es so bleibt."

Dann lächelte sie genau so, wie sie es zu tun pflegte, wenn der Braten auf den Tisch kam, und wir hatten die Ehre, sie im Triumphzug zum Mittagessen zu geleiten.

Seitdem ward unser Leben von einer Schreibtischschublade beherrscht.

Onkel Hermann war immer ein Geheimniskrämer gewesen. Auch stammte er aus dem Rheingebiet, wo es bekanntlich Millionärsfamilien gibt wie Sand am Meer. Einer seiner Vatersbrüder hatte in Amerika den Tod gefunden. Oh — es war gewiß, daß hier ungeheure Möglichkeiten vorhanden waren.

Aber selbst wenn das alles nicht zutraf, mußte Tante Juliane gespart haben. Mindestens monatlich 150 Reichsmark. Macht jährlich 1800, in zehn Jahren 18000. Ohne Zins und Zinseszins.

Dafür können die sieben Erben schon etwas tun.

Und wir taten etwas. An ihrem hohen Geburtstag, den Festen, vor allem zu Weihnachten.

„Aber Kinder!" sagte sie beschämt, während sie die Ernte insgesamt und die Einzelgaben insbesondere nach dem Preis taxierte.

Wir versicherten, daß uns nur die Liebe angetrieben habe.

Nur Fritz, mein Bruder, schloß sich von diesen Tributen aus. Der Rohling brachte es sogar über sich, zu fragen, was eigentlich in der Zigarrenkiste sei, und hinzuzufügen, daß Bargeld lache und Lachen gesund wäre.

Als sich in jener Zeit ein Manko in der von ihm verwalteten Kasse des Liebhabervereins „Thalia" herausstellte, das die schwindelhafte Höhe von 34,60 Reichsmark erreicht hatte und von dem er behauptete, es wäre aus dem Ankauf von Schminke und Lippenstift entstanden, tat Tante Juliane kund und zu wissen, daß er enterbt sei. Wer sie auch besuchte, fand, es röche bei ihr nach Siegellack, denn sie hätte in den Päckchen und Briefen Änderungen vorgenommen.

Fortan träumten wir, wenn wir zuviel zu Abend gegessen hatten, von dem Siegellackgeruch im Zimmer Tante Julianes.

Bei unserer freundlichen Behandlung war es kein Wunder, daß sich die ohnehin schon kräftige Gesundheit unserer Erb-

(Fortsetzung auf Seite 65)

Und er bewegt sich doch!

(E. Schilling)



Gandhi gibt die passive Resistenz gegen englische Waren auf und tauscht sein Spinnrad gegen ein japanisches Fahrrad um.

Konjunkturdichter

Dichter H. ist mein Gönner. Nicht nur, daß er mich zu seinem Geburtstag regelmäßig mit einem eigenhändig unterschriebenen Bildnis überrascht, von Zeit zu Zeit bekomme ich auch eine Einladung in sein Haus.
Seit meinem letzten Besuch vor einem halben Jahr mußte sich in des Dichters Haus eine Wandlung vollzogen haben. Als ich diesmal läutete, machte mir nicht wie sonst der tadellose Herrschaftsdiener auf, sondern ein ländlich urwüchsiger Bursche, der anscheinend erst kürzlich vom Lande in den großstädtischen Haushalt verpflanzt war. Auch sonst bemerkte ich da und dort Dinge, die ich früher bei H. nie für möglich gehalten hätte.
Ich fragte den Hausherrn, weshalb er sich zu seiner Bedienung einen Mann vom Lande erkoren habe. „Das errätst du nicht?" war die mitleidsvoll überlegene Antwort, „ich bin ein Mann, der den Zeitgeist erfaßt hat. Der Knecht vom Lande dient mir zu bäuerlichen Charakter- und Dialektstudien, denn natürlich werde ich jetzt meine sämtlichen Werke der Reihe nach in Bauernromane umwandeln."

L. F.

Vom Tage

In dem soeben erschienenen Werk von Dr. Fritz Stockhausen: „Die bedeutendsten männlichen Blutlinien der bayrischen Fleckviehzucht" findet sich folgende wahrhaft feurige Darstellung:
... „Amor ...„ Hall, ist der hervorragendste württembergische Blutliniengründer der Nachkriegszeit. Sein Vater ist der O. S. Peter ..., Hall, ein Sohn des Hansli ..., der später als General ... in Meßkirch deckte. Obwohl Amor nur 3 Jahre lang in Gerabronn deckte, hinterließ er neben 71 Töchtern 54 eingetragene Söhne, die seinem Blut in Württemberg und Bayern zu außerordentlicher Verbreitung verhalfen. Einer seiner Söhne, Gerabronner ..., konnte in Mittelfranken eine eigene umfangreiche Bullenlinie begründen, aber auch von 7 andern Amorsöhnen und von einigen Amorenkeln stehen zahlreiche männliche Nachkommen in Mittelfranken, Schwaben, Oberbayern, Niederbayern, Oberfranken und Unterfranken."
Amor fati — schon recht; aber was hat es zu besagen gegenüber diesem Fatum Amors!

O.

IV. Internationale nirgends gefragt

(Karl Arnold)



Trotzki kommt!

Ausflug in die Zukunft

(Rudolf Kriesch)



„Woaßt, Lenerl, um an Beruf is mir net angst. I hab a bsunders wohlklingendes Organ, und damit kimm i jederzeit beim Rundfunk unter.“ — „Aber denk fei an inserne zukünftige Famülie, Girgl, und laß di gegen Stimmwechsel versichern.“

(Fortsetzung von Seite 62)
tante noch mehr kräftigte. Sie würde uns alle überlebt haben, wenn nicht im Zeitalter der Technik und des zunehmenden Verkehrs Fußgänger zuweilen in jenes Stadium versetzt würden, in dem man in einem sehr feierlich aufgemachten Wagen mit bei Tag brennenden Laternen, geleitet von einem Automobilgefolge, auf den Friedhof gefahren zu werden pflegt.

Nun jagten sich die Sensationen.

Wir versammelten uns vor der Schublade. Onkel William, dessen Export von bedruckten Taschentüchern nach südöstlichen Staaten sehr zurückgegangen war, nachdem man dort eingesehen hatte, daß man auch ohne sie fröhlich leben und sterben kann, war sozusagen unser Familienvorstand.

Er schloß die Schatzkammer mit zitternder Hand auf.

Es herrschte Ordnung. Obenauf lag das Testament. Er begann es mit zerbrochener Stimme vorzulesen.

„Liebe Verwandte! Schätze, die der Rost frißt, hat mir mein Hermann nicht hinterlassen. Aber meine kleine Witwenpension hat mir bei Sparsamkeit und ordentlicher Wirtschaft erlaubt, die Summe von 7000 Reichsmark zurückzulegen.“

Man muß sich auf den Boden der Tatsachen stellen! — Unsere Gehirne arbeiteten fieberhaft: nach Fritzens Enterbung blieben noch sechs Erben. 7000 geteilt durch sechs gab 1166 oder so pro Kopf. Bei denen, die 20 Reichsmark im Monat zu wenig haben, ist das also genug für achtundfünfzig Monate — das macht vier Jahre und zehn Monate.

Auch William war gerührt, als er es las, denn er machte eine Pause und rückte an der Brille.

„. . . 7000 Reichsmark zurückzulegen, die ich mit zwölf Prozent auf Leibrente gegeben habe . . .“

Ein Mensch . . .

XVII

Ein Mensch, den andre nicht gern mögen,
Den von des Lebens Futtertrögen
Die Glücklichern, die Starken, Großen
Schon mehr als einmal fortgestoßen,
Steht wieder mal, ein armes Schwein,
Im Kampf ums Dasein ganz allein.
Daß wir ihm Mitleid zollen — klar:
Sofern es unser Trog nicht war . . .

Eugen Roth

Eine Stille entstand.

„Wieso?“ fragte Base Lore.

Und William, der ein polyglotter Mann war, sah sie durchbohrend an und sagte: „Futschicato per tutto.“

Soviel Italienisch verstanden alle.

„Ich hoffe“ — las er jetzt in eiligem Tempo weiter — „das vorhandene Bargeld reicht zu meiner Beerdigung aus. Ist das nicht der Fall, so danke ich euch im voraus für die noch etwa gehabten Auslagen.

Meine Möbel und mein goldenes Kreuz vermache ich dem Stift unter der Bedingung, daß eine Wohnung eingerichtet wird, die die Bezeichnung trägt: ‚Frau-Rat-Schmolke - geborene - Tollhaus - Stiftung‘. (Niemand erhob Widerspruch.) „Damit jeder aber ein Andenken haben soll, so bestimme ich:

Lore soll die Deckchen haben, die Lisbeth gehäkelt hat.

Lisbeth die von Lore.

Auguste die Kissen von Mathilde.

Mathilde die von Auguste.

William die Meerschaumspitze mit dem Bismarckkopf von Hermann und seine Manschettenknöpfe aus zwei Siegestalern.

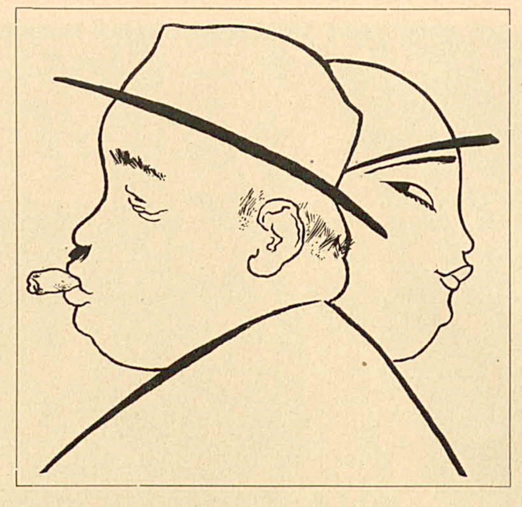
Willfried, weil er dem Leben am ungeschütztesten gegenübersteht, mein Achtellos der preußischen Staatslotterie mit der

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Quersumme dreizehn. Möge er nie vergessen, es regelmäßig zu erneuern. Ferner einen Zigarrenkasten mit Handschuhen und Krawatten meines Hermann. Was die Handschuhe anlangt, so sind sie vielleicht etwas groß. Feine Leute tragen so etwas aber in der Hand.
Fritz erhält nichts.“
Es folgten einige moralische Anmerkungen, die unser Interesse nicht mehr fanden.
Als ich mich umsah, war ich allein zwischen Nußbaum und rotem Plüsch. Da beschloß ich, die Idee dieser Schublade zu erben. Die aber heißt: Tiere und Menschen werden durch Futter gebändigt. Tiere verlangen sofort ihre Belohnung, wenn sie sich demütigen. Bei Menschen läßt sich das aufschieben. Bezahle darum die Rechnungen deines Lebens mit Schecks auf zauberische Phantasien. Versprich nichts und stelle alles in Aussicht! — Hole dir das moralische Recht zu solchem Handeln aus der Erkenntnis, daß der bittere Schluck einer Enttäuschung demjenigen vortrefflich bekommt, der sich an süßen Hoffnungen allzu reichlich gesättigt hat.
Vor allem jedoch: Laß die Schublade deiner Wahrheiten niemals offen stehen!

Rundfunksprecher gesucht

In das Büro des Mitteldeutschen Rundfunks in Leipzig kommt ein junger Mann. In sprudelnder, sich überstürzender Sprache bricht es aus ihm hervor: „Ch hawe fon der Bewerbung geheerd . . . ch gomme wejn dr Anmeldung . . . ch bewerbe mich um die Anmeldung fier die Bewerbung . . .“
Es stellt sich heraus, daß er an einem Wettbewerb teilnehmen will, der den besten Rundfunksprecher ermitteln soll.
Der Herr im Büro läßt sich die innere Fröhlichkeit nicht anmerken und versucht, dem jungen Mann die Schwierigkeiten der Aufgabe klarzumachen.
Aber er begegnet einem siegessicheren Lächeln. „Browieren Se nur emma mid mir enne Browe“, sagt der junge Mann, „Se wärn sich wundern!“

Die Hand

Von Anny Nadolny

Das Telephon läutet, hell und verheißend.
Wenn man lange und allein in einem stillen Raum, inmitten schweigsamer Dinge, gesessen hat, empfindet man Freude über einen plötzlich lebendig gewordenen kleinen schwarzen Kasten. Also scheint es Herrn Habermann zu ergehen, dem allzu sonntäglich vereinsamten Junggesellen. Wir kennen ihn nicht, wir sehen nur, daß sein Gesicht aufleuchtet, daß er — in der Freude gewiß — hastig den Hörer abnimmt.
Hören wir ihn? Ja. Aber wir wissen nicht, worum es geht über einige Längen Draht hinweg. Wie wir überhaupt nichts wissen von Herrn Habermann und nichts wissen werden außer einem sinnlich wahrnehmbaren, mit Ohr und Auge wahrnehmbaren Bildstreifen, Gehirn, Erfahrung, Phantasie eines jeden Betrachtenden nicht zu vergessen — besonders die Phantasie, die um so reicher ist, je weniger man weiß.
Wir hören ein Gespräch. Das heißt wir hören nicht viel, nur das, was Menschen so gemeinhin äußern, wenn sehr gute und vertraute Bekannte ihnen mittels Telephon interesselose oder unumstößliche Tatsachen mitteilen. Die Antwort in die Muschel sei „ja“ — Pause — „ja“ — Pause — „so“ — und wieder von vorn und nichts weiter. Was neugierigen Dritten zur Folter werden könnte. Was ist in der Leitung? Böses? Angenehmes? Herr Habermann ist aus dem Alter heraus, in dem das Widerspiel der Meinung und des Eindrucks in Gesicht und Wort sich spiegelt. Wir wissen gar nichts von diesem langen Gespräch — ob es der Geschäftsfreund ist oder die Freundin oder ein Verwandter — wir sehen nichts von diesem Gespräch, naturgemäß. Wir sehen nichts anderes als eine Hand. Die Hand Herrn Habermanns und diese ganz genau. Herrn Habermanns rechte ringlose Hand, gepflegt und männlich. Sie liegt männlich spielerisch auf der Schreibtischkante und bewegt einen Bleistift, welcher sechseckig ist, wie es sich gehört, und auch sonst nicht außergewöhnlich. Gleichgültig und gelangweilt des Bleistifts Handhaber, wie es scheint — Irrtum natürlich vorbehalten. Dem Betrachter wird keine Nervosität vermittelt, nein, dazu sind die Bewegungen der Hand viel zu langsam, viel zu verspielt. Also es kommt nichts durch das Ohr, über den Kopf, in die Hand, was —
Oder doch? Eben strebte der Bleistift, der Bleistift in der Hand Herrn Habermanns, dem Daseinszwecke eines Bleistifts zu, welcher ist, ein unbeschriebenes Blatt Papier zu beschreiben. Die Ansätze zu einem kindlich primitiven Strichmännchen wurden gemacht. Ohne jeden zeichnerischen Ehrgeiz, die gelangweilte Hand wollte sich nur — so, aus unabhängigem Willen heraus etwas beschäftigen. Eine ganz bekannte Manier, denn diesen Strichmännchen begegnen wir allerorten, zum Beispiel auf unbeantworteten Briefen oder schönen, sauberen Bogen wieder, die irgendwann bei ähnlichen Gelegenheiten herumgelegen haben.
Herr Habermann hat also gerade nach ererbter und über den Erdball verbreiteter Unsitte den Kopf des blut- und formenlosen Geschöpfes fertig, ein Kopf mit einem Zylinder bedeckt, ruhend auf einer schmucklosen Wirbelsäule —
Da gleitet der Bleistift aus, jäh und unbeherrscht. Die Hand hat ihr Spiel vergessen, die Hand läßt den Bleistift fallen. Sie liegt geballt auf dem unvollendeten Männchen.
Was geschah mit Herrn Habermann, da dieses mit der Hand geschah? Der rechten, tätigen, der mit den vielen Gewohnheits- und charakteristischen Linien, dem ganz bestimmten einmaligen Ausdruck?
Die Hand sieht zornig aus, unleugbar.
Die Hand ist nicht mehr abwesend, sie ist ganz bei der Sache — so wie Herr Habermann.
Ist Herr Habermann Choleriker? Man könnte es meinen, aber ich glaube es nicht. Wir sehen Herrn Habermann zum erstenmal und gleich zornig. Es geht uns mit ihm wie mit manchen Menschen und einmaligen Bekanntschaften:

ROTSIEGEL-KRAWATTEN
UND PFINGSTEN – ZWEI FESTFREUDEN

Das Wiedersehen / Von Anton Schnack

„Reginacafé, Freitag nachm., Dame mit schwarzen Haaren wird von Herrn, der in Mantel half, höflichst und sehnsüchtigst um Wiedersehen gebeten. Zuschriften unter D. K."

Oft schreit dieser Ruf nach Wiedersehen.
Wer ihn hört, wird spannungsvoll:
Wunderliche Wünsche unter Alltagsworten wehen,
Wünsche, heiß, erregend, toll.

Diesen träumt ein Herr mit roten Wangen,
Blauen Augen, eine Sportgestalt.
Und er ist vielleicht Student der Stadt Erlangen,
Hochromantisch, Freund von Berg und Wald

Unvergeßlich bleibt dem Mann der Frauennacken
Der ihm nahe war, als er den Mantel hielt;
Irgend etwas tat ihn plötzlich packen,
Und er sah bei Tag und Nacht das Zauberbild:

Haare rahmten ein mit schwarzer Seide
Das Madonnenantlitz, schön und rätselhaft.
Ihn verwirrten sehr der süße Duft im Kleide
Und der Augen nixengrüne Kraft.

Glück beginnt manchmal an einer Garderobe;
Zu ihm trat's am Nachmittag um vier.
Nachher pries er sich mit einem Eigenlobe,
Weil er war so flink beim Mantel und bei ihr.

Und er dachte innig an die Nixenmienen,
Die ein undeutbares Lächeln überhing,
Das ihm wie ein heißer Wunsch erschienen:
Und so kam es, daß er zu der Zeitung ging.

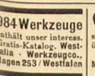
Nunmehr hat er diese Tat in Händen:
Zeilen, scheinbar sachlich, kühl –
Ach, so sitzen viele zwischen den vier Wänden:
Die geheime Welt fließt über von Gefühl.

Die geheime Welt will ewig Abenteuer.
Viele suchen, wenig finden sie.
Manche kommen um im Liebesfeuer,
In der dunklen, rätselhaften Lotterie.

Herzerregend diese spannende Sekunde,
Wo er vor dem Zeitungsschalter steht. –
Und von dem er traurig, mit geheimer Wunde
Ohne Nachricht in den Abendregen geht.

Wegen eines bestimmten, meist zufälligen Eindruckes verurteilen wir sie für alle Zeiten zu einer unrechten Kategorie.
Herr Habermann spricht immer noch, das heißt er sagt ja, ja weiterhin und schmucklos auf männliche und aufrechte Art. Die Stimme ist unpersönlich. Aber die Hand?
Die Hand ist selbständig geworden. Unbeeinflußbar durch Willen und Vernunft läuft sie wie ein trauriges gefangenes Tier in seinem Käfig über das nur wenig bekritzelte weiße Blatt, auf und ab, auf allen fünf ruhelosen Fingern.
Hält ein, gespannte Sekundenbruchteile lang, klopft dann mit kurzen, starken Fingernägeln einen nervösen Takt. Liegt einen Augenblick krampfig verbogen, den Augenblick der Entscheidung, aufregend still und lauschend da.
Und dann macht diese Hand die Bewegung endgültigen Zerstörens, verzweifelten Brücken-Abbrechens sozusagen. Die Hand knüllt das weiße Blatt Papier mit dem halbgeborenen Strichmännchen zu unförmiger Masse.
Die Hand öffnet sich, langsam, kraftlos. Der Papierball fällt heraus, rollt unter den Tisch. Die Hand ist leer. Die Finger scheinen länger, als sie sind.
Da liegt die Hand, müde und ungläubig auf dem nackten Tisch, als hätte sie etwas weggegeben, das kostbar war. Als wäre sie unfaßbar verraten worden. Als hätte sie alles verloren. Und eine Stimme sagt schroff, und sie spricht anders als die Hand: „Danke für deine Mitteilungen. Danke, das habe ich mit mir selber abzumachen." Und nach einer Pause: „Was liegt schon an einer Frau, die sich so benimmt —"
Der Hörer fällt auf die Gabel.
Herrn Habermanns Kopf — graue Haare an den Schläfen — gerät in den Bildausschnitt, fällt auf die ringlose, blasse Hand.

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2


984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Jüdische Witze
u. Schwänke finden Sie in dem lustigen Vortragsbuch „Jüdisches — Allzujüdisches". 57 treffsichere Karikaturen. Nur RM. 1.20 portofrei. Drei Eichen Verlag Stuttgart-N 2.

In Fortsetzung der „Bayerischen Industrie- und Handelszeitung" erscheint ab 1. Januar 1934 als unabhängiges Organ für Wirtschaft, Export und Technik die

„Süddeutsche Industrie- und Handelszeitung"
(Süddeutsches Export-Echo, Süddeutsche Bau- und Submissions-Nachrichten.)

Die Verbreitung umfaßt staatliche und städtische Behörden, sowie die interessierten Kreise von Industrie, Handel und Gewerbe in ganz Süddeutschland, ferner Export- und Import-Firmen des In- u. Auslandes. Die Anzeigenwirkung ist hervorragend. Bezugspreis für die 14 tägig erscheinende Zeitschrift nur RM. 1.— monatlich, einschließlich Abonnenten-Unfallversicherung (bis zu RM. 4000.—) nur RM. 1.20 monatlich.

Verlangen Sie unverbindlich Probenummer.

Verlag der „Süddeutschen Industrie- u. Handelszeitung"
F. C. Mayer Verlag, München 2 C
Sparkassenstr. 11. Fernspr. 296 456, 296 457.

In allen Teilen Süddeutschlands tüchtige Abonnentenwerber gesucht, ebenso ist für einzelne Teile Deutschlands noch die Anzeigenvertretung zu vergeben.

Kuckucks-Uhr
25 cm hoch, alle 1/4 Stund. rufend, Messingwerk, saubere Schnitz 2 J. Gar. Nachn. M. 3.80. Auswahlkatal. fr. **Carl Joos,** Schwarzwalduhren, **Schonach 12 im Schwarzwald.**

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Briefm.-Auswahl
i. nur g. Erhaltg., m. 60 b. 80% Rab. a. Michel, g. Ia Referenz. oder Standesangabe. **Otto Becker, Pforzheim 5,** Dillsteiner Str. 21

AMOL gegen Schmerzen!
Haus- u. Einreibemittel seit Jahrzehnten bewährt bei Rheuma, Ischias, Kopf-, Nerven- und Erkältungsschmerzen, Ermüdung, Strapazen, Sport
In Apotheken und Drogerien.
1 Mel.-, 3 Musk.-, 1 Nelk.- 6 Zitr.-, 5 Zimt. u. Lavd.-Oel, 18,14 Menth., spir. dil. ad. 1000

Des Deutschen Michels Bilderbuch
Kartoniert RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Billige Briefmarken
zur Auswahl, nur 1½ Pfg. pro Stück, bessere mit Jubil., Juventute, Flugpost etc. nur 5 Pfg. pro Stück. **Aug. Lambart,** Pforzheim, Postfach.

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen
Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.
Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus" (F. C. Mayer)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Jeden Abend! Jeden Morgen!
Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
Gegründet 1877 Berlin S.O. 16 Rungestr. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

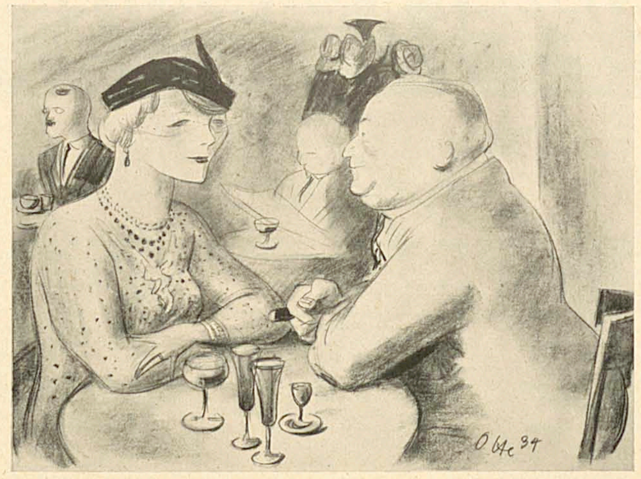


Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Ideale

(Otto Herrmann)



„Wir sind überkultiviert, gnädige Frau. Ich möchte am liebsten auf einer einsamen Südseeinsel leben, im Busch jagen, im Wildbach baden oder Kanu fahren. Abends würde mir ein frisches Glas Bier, Eisbein mit Sauerkohl oder Schweinsohr mit Löffelerbsen vollauf genügen."

Das Versäumnisurteil

Am Amtsgericht einer westdeutschen Großstadt war ein Amtsgerichtsrat tätig, der vor dem Kriege aus einem Landstädtchen Ostpreußens nach der Großstadt versetzt worden war. Bei jeder Gelegenheit erfuhren Anwälte wie Parteien, daß der König von Preußen ihn, den Amtsgerichtsrat Fachmann, nur deshalb vom Osten Deutschlands nach dem Westen entsandt habe, um hier die Rechtsprechung auf die Höhe zu bringen.

So nahte sich eines Tages der Briketthändler Peter Schmitz dem Richterstuhl, um seinen Prozeß mit dem Bäckermeister Josef Müller wegen Bezahlung gelieferter Brikette zum gedeihlichen Ende zu bringen. Nach Aufruf der Sache erscheint nur Schmitz, der sich vor eines der beiden vor dem Richtertisch stehenden Pulte stellt, was ihm schon einen Blick der Mißbilligung seitens des Richters einbringt. Müller glänzt durch Abwesenheit. Nunmehr entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Richter: „Wer sind Sie?"

Schmitz: „Ich bin der Briketthändler Peter Schmitz, Herr Richter!"

Richter: „Nein, Sie sind von nun an nicht mehr Peter Schmitz, sondern der Kläger, und als solcher haben Sie vor dem rechts vor mir stehenden Pulte Aufenthalt zu nehmen und nicht vor dem links stehenden!"

Schmitz (nach Platzwechsel): „Herr Richter, ich wollte Ihnen nur sagen . . ."

Richter: „Aber, Kläger, zu sagen haben Sie hier nichts, nur Anträge zu stellen!"

Schmitz: „Ja, Herr Richter, ich wollte auch nur sagen . . ."

Richter: „Verstehen Sie mich eigentlich nicht, Kläger? Dann muß ich es Ihnen noch einmal erklären: Sie sind von nun an nicht mehr für mich der Briketthändler Schmitz, sondern nur der Kläger, und nichts anderes als der Kläger. Ich, der ich vor Ihnen gewissermaßen throne, ich bin Ihr Richter, Kläger. Wenn Sie etwas zu sagen haben, so können Sie das nach der Verhandlung tun. Dann bin ich nicht mehr der Richter, sondern nur noch Mensch. Und Sie sind wieder der Briketthändler Schmitz. Dann können Sie als Mensch zum Menschen sprechen. Haben Sie mich jetzt verstanden?"

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, aber ich wollte auch nur sagen . . ."

Richter: „Kläger, ich mache Sie ernstlich darauf aufmerksam, daß nunmehr die Privatgespräche aufzuhören haben, andernfalls müßte ich Ihnen gegenüber von einer Ordnungsstrafe Gebrauch machen. Wollen Sie nunmehr einen Antrag stellen?"

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, ich wollte ja . . ."

Richter: „Na, jetzt sehe ich, daß Sie mich verstanden haben. Sie stellen also gegen den abwesenden Beklagten den Antrag aus dem Zahlungsbefehl, nicht wahr?"

Schmitz: „Ja, aber . . ."

Richter: „Es gibt bei Anträgen kein ‚Aber', Kläger! Andernfalls müßte Ihre Klage abgewiesen werden. Ich nehme an, daß das kaum in Ihrem Interesse liegt."

Schmitz: „Gewiß, Herr Richter, aber..."

Richter: „Zum Donnerwetter, Kläger, halten Sie doch die Verhandlung nicht durch Ihr unnützes Gerede auf. Ich habe heute vormittag noch zweiundsiebzig andere Prozesse zu erledigen. Glauben Sie, der König von Preußen hätte mich, den Amtsgerichtsrat Fachmann, nach dem Westen entsandt, damit ich stundenlang den Prozeß Schmitz gegen Müller verhandeln solle? Daran hat der König seinerzeit wohl nicht gedacht. Sind Sie nicht auch der Meinung, Kläger?"

Schmitz: „Jawohl, Herr Richter, ich wollte doch nur . . ."

Richter: „Endlich, endlich. Sie wollten nur den Antrag stellen. Das hat lange gedauert, bis Sie zur Vernunft gekommen sind. Also, Sie stellen den Antrag. Der Beklagte ist nicht erschienen. Es ergeht daher antragsgemäß Versäumnisurteil...

So, Kläger, jetzt haben Sie endlich, was Sie wollten. Das hätten Sie aber schon viel eher haben können. Nunmehr sind Sie wieder für mich der Herr Peter Schmitz, und nun, mein lieber Herr Schmitz, jetzt sagen Sie mir unverblümt, was Sie auf dem Herzen haben. Sie sprechen von nun an nicht mehr zu mir als Ihrem zuständigen Richter, sondern als Mensch zum Menschen."

Schmitz: „Ja, Herr Richter, ich wollte Ihnen immer doch nur sagen, daß Müller mich gestern abend bezahlt hat und ich ihm versprochen habe, heute bei Gericht die Klage zurückzunehmen."

Kurtius

Der Mai ist gekommen!

Die Katze meiner Wirtin hat Frühlingsgefühle. Anscheinend äußerst schmerzhafter Art, denn die Lautsprecher der näheren Umgebung können sich ihrem jammervollen Geschrei gegenüber nicht mehr durchsetzen. Außer mir, dem möblierten Herrn, haust noch eine möblierte Dame zwischen zwanzig und dreißig in der Wohnung. Besagte Dame hantierte kürzlich in der Küche und wollte dabei der frühlingstrunkenen Katze Trost zusprechen. Meine erstaunten Ohren hörten: „Ja, was schreist du denn, Mieze . . . Es geht uns doch allen so. Aber wenn wir uns benehmen würden wie du, dann wär ja die ganze Stadt München ein einziges Gebrüll . . ."

Soll ich kündigen?

*

Mittägliche Stille auf der Café-Terrasse am Kleinhesseloher See. Plötzlich klirrt im Haus Porzellan. Die Gäste schauen auf. Aus dem Tor schießt stumm und verbissen eine graue Katze. Hinter ihr her jappt ein junger Jagdhund, der große Teile seiner Kraft in mordlustigen Winseltönen verbraucht. Die Katze flüchtet auf einen Baum. Am Nebentisch hat ein älteres Ehepaar den Vorgang interessiert betrachtet. Sie: „Die benehmen sich wirklich wie Hund und Katze . . ." Er (verträumt): „Dabei hamse sich grad erst kennengelernt . . ."

Zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

durch private Arbeitsbeschaffung wurden von der Bevölkerung Biberachs zahlreiche Aufträge für Handwerk und Gewerbe erteilt.

In der langen Reihe figurieren neben 438 Aufträgen für Schreiner, 577 für Maurer, 455 für Sattler und vielen anderen noch auch 2 für Künstler und zu guter Letzt 1 für eine Hebamme. Wir wollen dringend hoffen, daß sich Biberach künftighin für die beiden zuletzt genannten Rubriken tatkräftiger ins Zeug legen wird.

Kleine Welt

(Rud. Sieck)



Das lebt so stille vor sich hin:
im Wiesengrund der Bach . . . das Moos . . .
der Erlenbruch . . . die Blumen drin —
macht keines Lärm, tut keines groß.

Und immer rinnt das Wasser doch,
und immer wieder treibt der Saft.
Der Himmel drüber ist so hoch,
die Erde drunter so voll Kraft.

Mit leisen Fingern, fort und fort,
wird hier ein Wunderwerk getan,
das stetig währt, das nie verdorrt . . .
Ich wollt', ich hätte teil daran!

Dr. Owlglaß

Der Zauber Fen Ches / Von Robert Walter

Die Gottheit schreibt wunderliche Zeichen in dies Leben, lernen schon die kleinen Knaben. Aber wenn sie der Schulbank entwachsen, kommen sie über dergleichen Wissen hinaus. So verstehen sie denn auch die Geschichte des Zauberers Fen Che kaum noch. Manche Menschen, mit denen ich sprach, sagten: „Ja, wir hörten von Fen Che, dem Maler, allerlei — und im übrigen kennen wir diese farbenkleckssende Gilde. Auf irgendeine Weise muß der Mensch lügen. Worte gedeihen nicht immer, manchmal sind sie auch gefährlich, oder die Zeit ist ihnen wenig zuträglich — so legen sich solche Brüder darauf, etwas zusammenzutuschen, das mit den natürlichen Dingen nichts mehr zu tun hat und den Menschen eine Scheinwelt vorgaukelt."

Diese Leute verleugnen sich nicht. Sie haben die Zeit der Anbetung hinter sich gelassen und glauben nun, sich wehren zu müssen. Sie erstaunen nicht einmal über die Blüte Kweiha, die einen ganzen Garten durchduftet. Das Wunder rührt sie nicht an — man soll sie also auch mit dem kleinen Zauber des Malers Fen Che unbehelligt lassen.

Wenn man den Geschichtsschreibern, die Fen Che noch gekannt haben, trauen darf, so hat er ein Lächeln besessen, das ohne Gleichnis gewesen ist. Es wird, vermute ich, das Lächeln menschlicher Allmacht gewesen sein. Man sagt, es sei ihm in den Jahren seiner harten Verfolgung zugewachsen. Das ist begreiflich.

Wer die Ordnung des Ringes stört, der wird ausgestoßen, einerlei, ob er nun ein Verbrecher oder ein Genie ist. Schließlich war es auch nur ein Verbrechen, daß Fen Che besser malte, als es damals landesüblich war. Zudem kümmerte er sich nicht um die geschickten Modenmacher, auch nicht um die rührigen Bruderschaften, wo sich die Künstler verhandeln, bis sie nichts mehr gelten. Aus solchen Gründen kam allmählich die Verschwörung der Pinsel zustande. Dabei merkte man dann, daß Fen Che mit sich selbst ganz eins, also kein Selbstentzweier war, wie es die meisten Menschen sind. Schließlich aber — stellte man fest — unterstand er sich, ein Bildnis der Gottheit zu erträumen und anzubeten, das mit den Bildern, wie sie unter jenen Himmelsstrichen gebräuchlich sind, nicht übereinstimmte — und wenn es um das Göttliche geht zeigen die Menschen gern ihre unmenschlichsten Seiten.

Auf diese Weise, kurz berichtet, fiel Fen Che der Verfolgung anheim. Man nahm ihm also die Nahrung, wo es nur anging, wie auch die Hyänen einander vom Fraß wegbeißen. Man zerstörte, unterschlug oder verfälschte seine Bilder, verleumdete ihn auch hinterrücks, bis sich seine Freunde von ihm lossagten und er zum erstenmal das Lächeln zeigte, das man nicht von seinen Erzeugern vererbt bekommen kann. Wer aber geächtet ist, der braucht sich mit der wimmelnden Horde nicht mehr abzugeben. Fen Che wurde seinem Werk so verhaftet, daß ihn nichts anzufechten vermochte. Man suchte zwar Händel mit ihm, bedrohte ihn, überfiel ihn aus dem Hinterhalt, prügelte ihn — aber das alles geschah nur seinem irdischen Schatten.

Er selbst wandelte vollkommen in das Bild, das er malte, und hinterließ dabei keine irdische Spur.

Dieser Zauber Fen Ches ist oft mißdeutet worden, schließlich rätseln die Würmer auch am Reiherflug herum. Es war so, wie es die Worte aussprechen: Fen Che malte einen Pinienhain, der im blauen Abend rauschte. Das Getier lebte hier einsam und geschwisterlich, Wild, Vögel und kleine blinkende Käfer. Als Fen Ches Verfolger anfingen, ihn mit Schmutz zu bewerfen, lächelte er und ging in den Pinienhain, geheiligt zwischen Schlange und Schmetterling. Er ließ den Menschen das Bildwerk zurück und verschwand.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß seine irdische Wanderung eine einzige Verfolgung gewesen sei. Er streifte in allen Himmelsrichtungen die Landschaften von sich ab, wie man einen Mantel hinwirft, und kleidete sich mit immer neuen Städten, Einöden, Flüssen und Berggärten. Aber für Geister seiner Art gibt es Gegner allerorts soviel wie Sperlinge oder Kotfinken. Er malte das Bild des tönenden Röhrichts, von bunten Enten bevölkert und überflogen. Die rosigen Strahlen des Lotos bekränzten die blauen Wasserstraßen. Als nun seine Gegner darangingen, ihn zu überfallen und vielleicht zu ersäufen, bestieg er das winzige Boot am Ufer und ruderte — von irdischer Marter befreit und lächelnd — auf den Wasserwegen in das schwankende Röhricht, das sich mit raschelndem Gewirr hinter ihm schloß.

Auf solche Weise konnte es möglich werden, daß Fen Che ein Weitumgetriebener wurde. Gegen Ende seines Lebens waren alle Landschaften und Provinzen durch ihn hingegangen. Seine Erlebnisse waren so vielgestaltig, daß er jegliche Furcht verloren hatte. Er malte damals an verschiedenen Orten nacheinander einsame Bambuswälder und bevölkerte sie mit gespenstischen Affen und gefährlichen Tigern. Er versuchte, immer tiefer in das Geheimnis einzudringen. Seine Feinde waren unterdessen aus Rand und Band geraten, weil er unzerstörbar war. Er flüchtete vor ihnen zu den barmherzigen Tigern, während die Affen verzückt um ihn spielten.

Am Ende verging auch — wie er selbst unendlich vergangen war — die Spur seines Schattens. Die Legendenerzähler behaupten, seine Verfolger hätten ihn vor dem Osttor zu Tsinanfu ermordet — oder besser noch, die Maler der Stadt hätten ihn aus Angst und Neid auf der Straße der leibhaftigen Güte mit einem Wasserkrug erschlagen. Sie wären mit diesem Krug, den sie randvoll zum Überlaufen gefüllt hatten, zu ihm gekommen, um ihm auf solche Art gleichnishaft zu zeigen, es gäbe für einen fremden Maler keinen Raum mehr zu Tsinanfu — und erst sein abweisendes Lächeln hätte ihre untertänige Höflichkeit in mörderische Wildheit verwandelt. In Wahrheit zeigten sie ihm den vollen Wasserkrug und erläuterten, wie ein einziger Tropfen ihn zum Überfließen bringen müßte, als Fen Che von einer Rose, die er am Gürtel trug, ein Blütenblatt pflückte — und es leise gleich einer traumhaften zierlichen Gondel auf die Wasserfläche setzte, ohne daß ein Tröpfchen über den Rand ebbte — und darnach in seinem Lächeln dahinging. Das geschah am Tag der Vollendung des Bildes vom großen Schwalbenflug. Fen Che rüstete sich auf die Reise — und als er sich den tausend Schwingen anvertraute, entschwebte er auch schon diesen Grenzen in das unbekannte Land.

Die Geisterküche

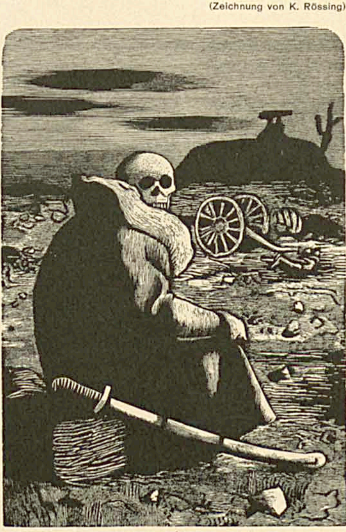
Von Edmund Hoehne

Der Mond ißt gut zur Nacht —

Erst legt er sich ins Gras zur Kuh,
saugt aus dem Euter Milch voll Ruh;
dann schwebt er über Weizenähren,
läßt leise ihre Körner gären,
backt zartes Brot in seinen Strahlen,
in sonn'entlieh'nen Silberschalen.
Es dampft, es duftet durch die Nacht
backstubensüß — der Bäcker lacht,
ißt warm das milch'ge Semmelbrot,
würgt dann ein junges Häschen tot,
legt es in seine milde Glut
und schmort es lange, schmort es gut;
zieht alle Ester aus den Trauben,
kann die Essenz den Beeren rauben,
braut aus des Weines Seele Punsch,
verhauchend, würzig, wie's sein Wunsch.
Den Dunst von Brot, Milch, Braten, Reben
läßt nun der Geisterkoch entschweben,
durch Busch und Wald, dich zu verlocken,
zu kosten von solch edlen Brocken.
Doch nirgend steht dein Tisch gedeckt,
der Mond hat dich genarrt, geneckt,
hat nur allein an sich gedacht.

Der Mond ißt gut, sehr gut zur Nacht.

(Zeichnung von K. Rössing)



Der Tod im Felde

Baumblüte in Werder

(Olaf Gulbransson)



„Die Sonne lacht, der Boom jrünt und blüht, der Most schäumt, kurz, allens is aktiv. Jloobste woll, Meech'n, wir zwoo hab'n nu jarnischt zu tun?"

Blühender Baum in der Vorstadt

Zwischen kahlen, verrußten Mauern
irrt der Wind.
Trübe Vorstadtstraßen trauern
nieder auf ein blasses Kind.
Wirr und wacklig stolpert der Zaun
von Haus zu Haus die enge Strecke
und lauscht vergrämt auf plaudernde Frau'n
drüben an der Straßenecke.

So voller Schatten ist der Raum.

Nur du, mein Baum, mein Frühlingsbaum
schwingst froh die Äste durch die Luft
und blühst und prangst.

Empor, mein Herz, aus kühler Gruft,
darin du zagst und bangst!

Schlag Brücken über jede Kluft
und grüße, was dir Blüten bringt!

Die Mauer fällt,
und über alle Zäune springt
der Frühling in die Welt.

Karl Bröger

Geographie und Liebe

(Wilhelm Schulz)



„Min Dochder schrev ut Rio, se harr 'n Söhn kregen." — „Nanu, de is doch man eerst sechs Monat verheiratet." — „Dat stimmt, aber dor hebbt se ja en ganz anner Zeitrechnung."

München, 13. Mai 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

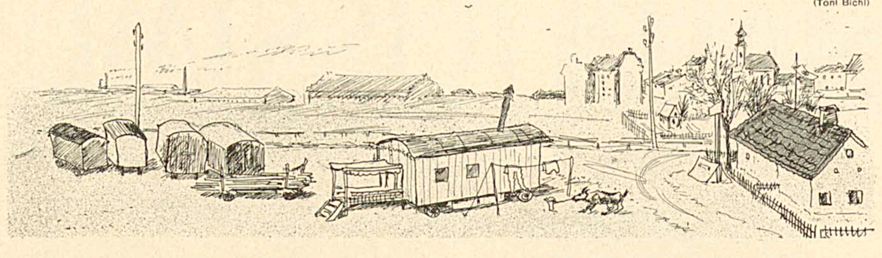
Frankreichs Besuch in Polen

(Karl Arnold)



„Auch der schwarze Adler läßt mit sich reden, Monsieur Chante-clair! Warum sprechen Sie nicht auch mit ihm über den europäischen Frieden?"

(Toni Bichl)



Weich macht weich / Von Ratatöskr

In der dritten Wagenklasse
fährt der Mensch, der nicht bei Kasse.
Weil dies für uns alle gilt,
ist sie häufig überfüllt.

Unsereiner ist kein Cato.
Drum empfand man es bis dato
nicht etwa als Fleischeslust,
daß auf Holz man sitzen mußt'.

Ohne Neigung und verdrossen
prüfte man die Fahrtgenossen.
Gallig wurde der Humor,
bis er gänzlich eingefror.

Enggedrängt auf harten Planken,
fühlte man den Gleichmut wanken.
Und der Wunsch fiel keinem schwer,
daß es anders hübscher wär'.

... Sehnsucht sieht sich nicht betrogen.
Denn mit Polstern überzogen
wird nunmehr die Bretterbank,
wodrauf man sonst seufzend sank.

Eilig fliehn die Unlusttriebe.
Mächtig schwillt die Nächstenliebe,
und man schätzt sein Vis-à-Vis,
namentlich wenn's eine Sie.

Darf man seinen Ohren trauen?

Von Barbra Ring

Es begann an einem Sommerabend in einem Sanatorium.

Die Gäste saßen auf der großen Terrasse in kleinen Gruppen zusammen und genossen den Sonnenuntergang. Ein einsamer Herr und eine noch einsamere Dame saßen etwas abseits und sahen träumerisch auf die lichtüberfluteten Berge.

Ein schwerer, goldroter Red Rhode Island, ein Wyandotte und zwei Plymouth Rocks steckten die Schnäbel über ihren Bridgekarten zusammen und gackerten aufgeregt; sie hechelten die andern Gäste durch, zumal die Tennis spielende Jugend. Ein Perlhuhn kakelte wie ein ganzer Hühnerhof über die beiden Einsamen, die den scharfen Schnäbeln sehr willkommene Beute waren. Ein paar teils jüngere, teils ältere Hähne sonnten sich in der Bewunderung der Menge. Kurz und gut, alles war, wie es sich für ein vornehmes Sanatorium gehörte. Von den Bergen her leuchteten die letzten Sonnenstrahlen, langsam erlosch die rote Glut, und ein kühler Hauch stieg vom Walde auf. Dann kam die Nacht und hüllte die Welt in blaue Schleier. Die beiden Einsamen sahen es. Sonst keiner.

Im Gartenzimmer saß die schönste Dame des Sanatoriums und las einen englischen Kriminalroman. Sie schmollte, weil ihr Kavalier sich nicht um sie kümmerte. Und nebenan im Billardzimmer, dessen Tür halboffen stand, spielte der Gatte der Schönen, ein Rechtsanwalt, mit dem schwerhörigen Reeder Billard. Dem Rechtsanwalt war nie auch nur eine Spur von Eifersucht anzumerken; er schien volles Vertrauen zu seiner Frau zu haben, was man von sämtlichen übrigen Gästen des Hauses nicht behaupten konnte.

„Einundzwanzig. Nun müssen Sie sich zusammennehmen, Herr Doktor", sagte der Reeder. Der Rechtsanwalt kreidete sorgfältig seinen Queue ein. Da klang die Stimme seiner Frau aus dem Gartenzimmer herüber. Kurz und heftig sagte sie: „Weg da! Komm mir nicht zu nah! Mach, daß du fortkommst!"

Ein unbestimmbares Geräusch, das Zuschlagen der Verandatür, Ruhe. Der Rechtsanwalt, den Queue in der einen, die Kreide in der anderen Hand stand regungslos.

„Nun Achtung! Jetzt kommt's drauf an", sagte der Reeder, der nichts gehört hatte.

„Es ist so schrecklich heiß hier. Im Grunde ist es ja ein Irrsinn, bei dem Wetter im Zimmer Billard zu spielen", sagte der Rechtsanwalt laut.

„Wir können ja bei fünfundzwanzig Schluß machen statt bei fünfzig", entgegnete der Reeder. „Aber dann gewinne ich sicher. Es sei denn, daß Sie sich noch aufrappeln."

Der Rechtsanwalt spielte wild drauflos, und der Reeder gewann. Als sie ins Freie traten, sahen sie die junge Frau auf dem Pfad, der zum Walde führte. Neben ihr ging der treulose Kavalier im Tennisanzug. Der Rechtsanwalt sah ihnen eine Weile nach, dann machte er brüsk kehrt und stellte sich der einsamen Dame vor. Bald gingen auch sie dem Walde zu. Bisher hatte sich der Rechtsanwalt fremden Damen nur durch die Vermittlung seiner Frau genähert. Viele Schnäbel begannen zu schnattern, und viele Augen wurden ganz rund und leuchteten erwartungsvoll.

Als der Rechtsanwalt nach Hause kam, lag seine junge Frau schon im Bett.

„Na, du scheinst dich ja gut amüsiert zu haben", sagte sie spitz. „Was das für ein Vergnügen sein soll, sich ewig mit der Person zu unterhalten."

„Sie ist ein netter und kluger Mensch", sagte der Rechtsanwalt. „Ich werde ja wohl noch mit anderen Leuten sprechen dürfen."

„Du lieber Gott, von mir aus gern", sagte sie wütend. Sie sah ihm zu, während er auf und ab ging und sich entkleidete, und plötzlich fiel ihr auf, daß er doch eigentlich sehr gut gewachsen war.

„Apropos, mit wem warst du eigentlich im Gartenzimmer zusammen, während ich Billard spielte?" fragte er gleichgültig und knüpfte seine Schnürbänder auf.

„Heute? Mit niemand", antwortete sie unbefangen.

„So", sagte er. Und setzte nach kurzer Pause fast drohend hinzu: „Bist du dessen auch ganz sicher? Denk mal nach!"

„Natürlich bin ich dessen sicher. — Was willst du eigentlich damit sagen? Was bildest du dir überhaupt ein?" Wütend richtete sie sich im Bett empor.

„Oh, ich habe nur zufällig einen Teil deiner Unterhaltung gehört."

„Das ist nicht wahr. Ich war ganz allein."

Sie sah ihn kalt an und lächelte.

„Aber du hast anscheinend kein ganz reines Gewissen, sonst würdest du mir nicht durchaus etwas ankreiden wollen! Und selbst wenn ich im Gartenzimmer mit jemand gesprochen hätte, wäre ja auch nichts dabei. Das ist ja schon oft genug vorgekommen!"

Sein schönes, dunkles Gesicht wurde rot.

„Es ist aber noch nicht vorgekommen, daß du dich hier mit jemand geduzt hast. Soviel ich weiß, habe ich allein hier diesen Vorzug — — — oder hatte ihn jedenfalls bis jetzt allein."

„Sag' mal, bist du eigentlich verrückt geworden?" fragte sie. Aber ihre Worte klangen ein bißchen unsicher. Sie merkte es wohl selber, oder vielleicht erinnerte sie sich auch an etwas — — — sie legte sich wieder hin und kehrte das Gesicht der Wand zu.

Die Abende wurden rauher und dunkler und waren sternklar. Der Rechtsanwalt und die einsame Dame verbrachten sie mit einer Himmelskarte und einer Taschenlaterne im Freien. Die junge Frau spielte Bridge oder Billard. Ihr Kavalier war abgereist; sie war nervös und erregt. Die Schnäbel bewegten sich eifrig und beschäftigten sich eingehend mit den beiden Paaren. Daß ein Mann, der verlobt war, einer verheirateten Frau so den Hof machte! Und daß eine Frau, die einen so netten Mann hatte, sich so wegwerfen konnte! Man nahm allgemein die Partei des Rechtsanwalts. Nur konnte man sich nicht erklären, was ihn an der einsamen Dame anzog. Die war doch so unbedeutend und langweilig und sprach nie ein Wort mit jemand. Männer hatten doch einen zu sonderbaren Geschmack!

Eines Tages reiste die einsame Dame ab, und der Rechtsanwalt begleitete sie zur Bahn. Da wechselte man auf die Seite der jungen Frau hinüber. Kaka — kaka — — kaka — — —

An diesem Abend kam es zu einer Aussprache zwischen dem Ehepaar. „Ich reise morgen ab. Du kannst natürlich so lange hier bleiben, wie du willst", sagte der Rechtsanwalt. „Du hast zweifellos verstanden, was geschehen ist. Ich habe dein wahres Wesen erkannt. Außerdem habe ich eine andere liebgewonnen. Ich will mich scheiden lassen."

Die junge Frau bekam einen Weinkrampf. Ihr geschah bitteres Unrecht — — — sie war unschuldig — — — ihr Leben war verpfuscht, dieser brutale Mann setzte sie einfach auf die Straße.

„Und warum tust du das?

Etwa wegen dieses kleinen, unschuldigen Flirts? Etwas anderes war es ja nie!"

„So, und die Szene damals im Gartenzimmer? Als du versucht hast, dich herauszulügen? Oh, ich hab' genau gehört, was du gesagt hast!"

„Und wenn es mein letztes Wort sein soll, ich kann nicht anders sagen: Es war außer mir kein Mensch im Zimmer."

Ihre Stimmen waren laut und erregt.

„Was, du leugnest noch? Ich habe deutlich gehört, wie du sagtest: ‚Weg da! Komm mir nicht zu nah, mach, daß du fortkommst!'"

Die junge Frau starrte ihn entsetzt an.

„Du bist verrückt! Oder du lügst, um deinen eigenen Leichtsinn zu bemänteln. So gemein bist du geworden."

„Du wagst es, mich leichtsinnig zu nennen? Das ist doch der beste Beweis für deine Verlogenheit."

Die Worte flogen hin und her, wurden böser und immer verletzender, und die Kluft zwischen den beiden, die noch vor einem Monat sich zu lieben glaubten, wurde breiter, immer tiefer — — — unüberbrückbar.

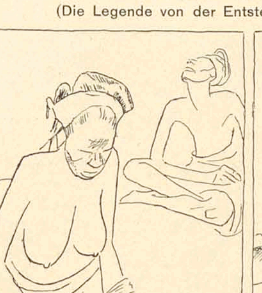
Auf der Fensterscheibe krabbelte eine dicke Wespe. Sie entsann sich, daß sie in ihren Jungmädchentagen einmal um einen dunklen Frauenkopf schwirrte, daß eine Hand nach ihr schlug und eine Stimme zu ihr sagte: „Weg da! Komm mir nicht zu nah! Mach, daß du fortkommst! . . ."

(Deutsch von Tabitha von Bonin)

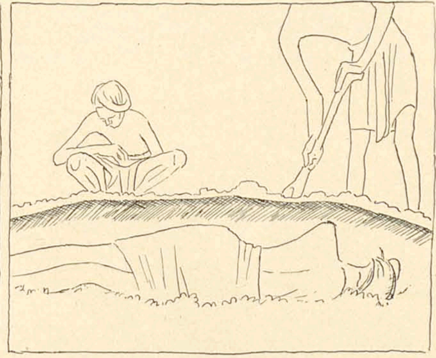
Eine Mutter

(Die Legende von der Entstehung der Kokospalme)

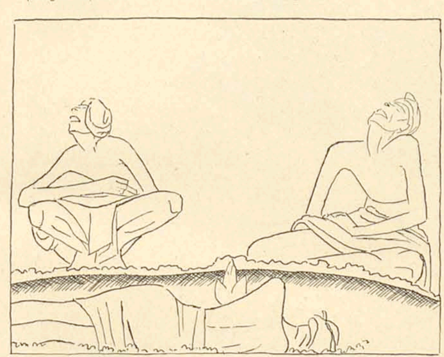
(Olaf Gulbransson)



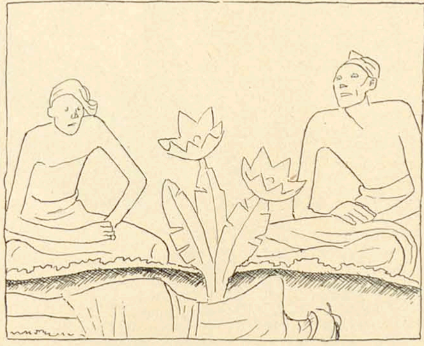
Mit ihren Knaben hatte sich eine Mutter in der Wüste verirrt. Hunger und Durst peinigten sie, und sie wußten sich nicht Rat noch Hilfe.



Vor übergroßer Schwäche gab die Mutter ihren Geist auf. Die Knaben aber bestatteten ihren Körper im Sande



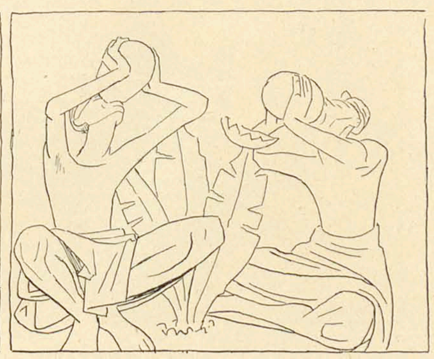
und saßen jammernd vor Leibes- und Herzensnot an der Stätte.



Und siehe: aus dem Herzen der toten Mutter erwuchs ein zarter Keim. Der stieß durch den Boden und schoß auf als grüner Schaft und trieb Blätter und Blüten.



Und die Blüten wandelten sich alsbald zu Früchten, die wie eines Weibes Brüste anzusehen waren.



Da griffen die Knaben danach und zerbrachen ihre Schalen. Und der Saft, köstlich wie Muttermilch, labte sie und errettete sie vom sicheren Hungertode.

Mariannes Wiegenlied

(E. Schilling)



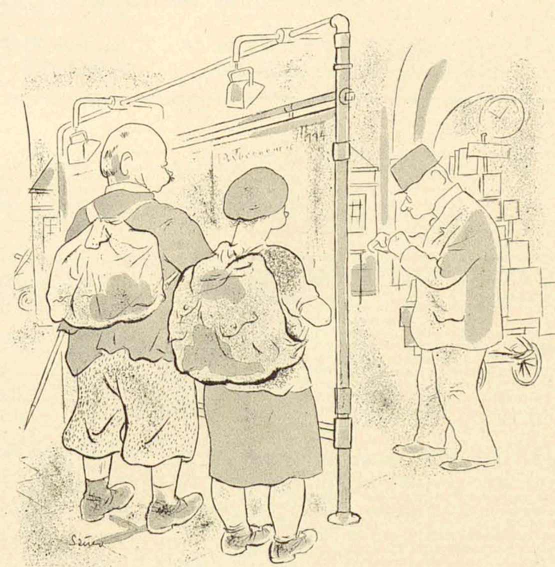
„Schlaf, Kindchen, schlaf . . .“

Der Flush in Kreuz / Von Erich Preuße

Zu meiner Zeit sprachen sie in allen Fuselbudiken, Stores und Bars rund um den Pazifischen Ozean vom alten Lary mit dem Holzbein. Der alte Lary versah damals mit seinem Schoner, „The Naughty Girl", den Frachtverkehr von Insel zu Insel. Er war ein Hüne von Kerl in den späten Fünfzigern, mit einer Mähne schneeweißen Haares, hellen Augen, deren Pupillen makrelenblau leuchteten, und einem Gesicht, braun wie Borkenspäne.
Das künstliche Bein, das Lary trug, war ein Wunderwerk mit Hebeln, Federn, Drähten und anderen Einrichtungen, die es seinem Träger ermöglichten, außer den Gelenken auch die hölzernen Zehen zu bewegen. Auf seinen Fahrten bastelte Captain Lary dauernd an dem Bein. Und die Pflanzer, Händler und Agenten in jenen Gewässern waren immer scharf darauf, zu erfahren, welche Verbesserungen Lary wieder erfunden hatte. Das künstliche Bein war mit der Zeit zu einer Art Sehenswürdigkeit geworden — wie der Elbtunnel in Hamburg oder der Dom in Köln. Aber erst durch die folgende Begebenheit kam das künstliche Bein des Captain Lary in aller Mund . . .
Die „Naughty Girl" war Haina, eine kleine Insel der Gesellschaftsgruppe, angelaufen. Captain Lary gab den Befehl über das Schiff an den Ersten Steuermann ab. Er ging an Land und besuchte seinen Freund McCoy, einen reichen Pflanzer.
Als Lary kam, war da noch ein Gast anwesend: Mr. Redle, ein Agent. Was taten die drei selbstverständlich —? Sie tranken. Und spielten Karten. Sie tranken Palmwein und pokerten.
Lary hatte Glück. Er gewann. Als er ungefähr hundert Pfund gewonnen hatte, wendete sich das Blatt. Lary konnte tun, was er wollte: nichts gelang. Alle Tricks, alle Bluffs blieben ohne Wirkung. Lary verlor nicht nur seinen Gewinn, — bald ging auch sein mitgebrachtes bares Geld zu Ende.
Redle teilte die Karten aus. Sein hageres, sommersprossiges Gesicht war finster und verschlossen. Gleichmütig nahm er sein Blatt auf. Durch seine dicken Brillengläser musterte er es eingehend und sah fragend zu seinen Mitspielern hinüber.
Lary hatte vier Asse in der Hand. Das ist, wie jeder Pokerspieler weiß, eine hohe Karte, auf die man schon etwas riskieren kann. Lary setzte, um seine Gegner nicht gleich kopfscheu zu machen, drei Schilling. — McCoy hatte zwei kleine Paare. Dennoch bot er mit: „Die drei Schilling und noch drei!" — Redle sah Lary herausfordernd an und bot: „Die sechs Schilling und noch ein Pfund dazu . . .!"
Der Captain überbot. McCoy paßte. Und nun entspann sich ein erbittertes Duell zwischen Lary und Redle. Keiner wollte nachgeben. Und in der Hitze des Gefechtes schoß Lary, der ansonst ein raffinierter Pokerspieler war, einen groben Bock: er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Ich setze mein letztes Geld auf diese Karte!" Er schob alle Scheine zum Pott. — Redle sah ruhig zu Lary rüber: „Das alles, — und dann noch zehn Pfund!" Seine verwaschenen Augen schwammen hinter den dicken Brillengläsern.
Lary stand der Schweiß auf der Stirn. Nicht des Geldes wegen, — weil er sich hatte herausbluffen lassen . . . Er ließ seine Faust auf den Tisch fallen, daß es dröhnte: „Jetzt ist mir's egal! Ich setze mein Bein gegen die Zehnpfundnote. Einverstanden —?"
McCoy suchte den Captain zu beruhigen. Aber der schien außer Rand und Band zu sein, der Palmwein hatte vielleicht doch zu sehr gewirkt. — Lary wies das Geld zurück, das McCoy ihm leihen wollte, und wiederholte sein Angebot. Mr. Redle bleckte die Zähne. „Allright —! Schnallen Sie Ihr Bein ab und legen Sie es zu dem Geld!"
Lary zögerte einen Augenblick. Dann rollte er sein linkes Hosenbein auf und schnallte das Bein ab. Er legte triumphierend seine Karten auf den Tisch: „Also — ich halte die zehn Pfund!" Redle zog die Augenbrauen hoch und deckte seine Karten auf. Er hatte einen Flush in Kreuz . . .
Der Captain war Verlierer. — McCoy wollte vermitteln und das künstliche Bein einlösen. „Ich habe verspielt und verloren", sagte Captain Lary dickköpfig. „Ich werde mir das Bein wieder holen. Morgen verlange ich Revanche." — „Recht so!" entgegnete Redle.
Der Captain humpelte an zwei Stöcken hinaus. „Bye, bye, gentlemen! Morgen sehen wir uns wieder!"
— — — Als der Captain am nächsten Nachmittag kam, war kein Mr. Redle zu sehen. Er hatte am Abend vorher tüchtig getrunken und war — das künstliche Bein des Captains unterm Arm — betrunken wie eine Strandhaubitze nach Hause getorkelt. Lary wartete. Er trank ein Glas Portwein nach dem anderen. Aber Redle kam auch am Abend nicht. Da schob Captain Lary ab. Wutentbrannt — — —.
Als der Captain am nächsten Morgen aus seiner Kabine humpelte, waren die Segel gerefft und alle Mann beim Deckwaschen. Lary brummte vor sich hin und suchte irgendeinen Grund, um Krach zu machen. Da sah er, daß ein Segel nicht richtig verstaut war und an einer Seite herunterhing. Ein fürchterliches Donnerwetter brach aus. Der schuldige Matrose mußte einen wahren Orkan von Flüchen über sich ergehen lassen. Er wurde in die Wanten geschickt, um das Segel in Ordnung zu bringen. Sei es nun, daß der Matrose durch den Wutausbruch des Captains hibbelig geworden oder nur ungeschickt war — er verlor seinen Halt, als er sich über die Yard lehnte, pendelte einen Augenblick frei in der Luft und schoß mit einem Schreckensruf kopfüber aus den Riggings. Zum Glück rollte der Schoner in der Brandungsflut, und anstatt aufs Deck zu fallen, wo er sich gewiß alle Knochen zerbrochen hätte, fiel der Matrose in das Meer — das von Haien wimmelte. Lary sprang sofort über Bord. Als gutem Schwimmer — trotz nur eines brauchbaren Beines — gelang es ihm, den Mann in wenigen Sekunden zu packen. Im selben Augenblick aber schoß ein riesiger Hai auf die beiden zu. Lary hielt mit einer Hand den Matrosen über Wasser, mit der andern stieß er dem Hai sein Messer bis zum Heft in den Leib.
Inzwischen war ein Boot klargemacht worden. Die Ruderer verscheuchten den Hai. Der Captain und der gerettete Matrose wurden an Bord gezogen.
Nachdem der Captain seine Kleider gewechselt hatte, ging er sofort an Land und suchte McCoy auf. Mr. Redle war nicht gekommen. Man hatte in seiner Wohnung nachgefragt — er war überhaupt nicht nach Hause gekommen. Kein Mensch wußte, wo er geblieben war. Lary mußte unverrichteter Dinge abziehen. „Ich werde warten, bis Redle wiederkommt, und wenn es eine Woche und noch länger dauert."
Am folgenden Morgen, als Captain Lary den hölzernen Landungssteg entlang humpelte, sah er eine Menschenansammlung etwa fünfzig Meter entfernt am Strand stehen. „Ein toter Hai ist angeschwemmt!" wurde ihm zugerufen, als er näher kam. „Ein Riesenbiest mit aufgeschlitztem Bauch . . ."
Es war der Hai, mit dem Captain Lary gekämpft hatte. Die Eingeborenen umstanden bewundernd das tote Untier. Zwei Neger hackten mit den Beilen auf den Fisch ein. Plötzlich bückten sie sich. Sie rissen und zogen an den Eingeweiden — das künstliche Bein des Captain Lary kam zum Vorschein. — — —
Es hatte keinen Zweck mehr, auf Mr. Redle zu warten . . .
Als Lary zu McCoy kam, hielt der ihm eine Karte unter die Nase: „Look here, kannst du sehen . . .?"
Die Karten, mit denen sie gespielt hatten, waren gezinkt gewesen . . . Mit Hilfe einer

Wanderlust

(Jos. Sauer)



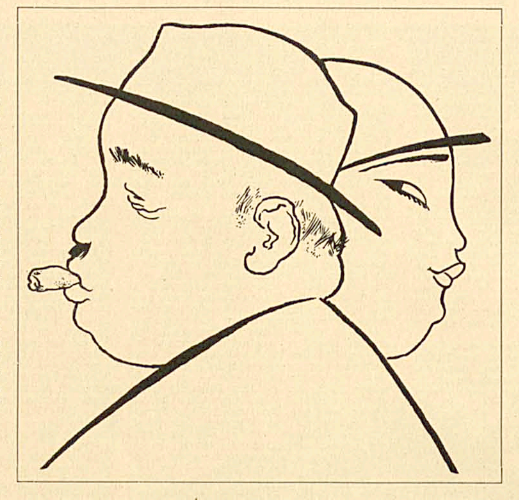
„Da heeßt's doch ‚Angunft fimfzehn Uhr zweeundvierzch'." — „Na ja, uff dr Schtation — awr weeß mersch denn, ob da ooch gleich e Gasthaus is?"

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Brille, die Vergrößerungsgläser hatte, konnte man genau sehen, welches Blatt der Gegner in der Hand hielt . . .

*

Was eine richtige Seegeschichte ist, darin haben vorzukommen: Hamburg, St.-Pauli-Reeperbahn, ein versoffener Segelschiffskapitän mit fuchsigem Bart, der Pazifische Ozean, Malaien, ein Seelenverkäufer (d. i. ein Schiff, das ohne Papiere, halbleck und mit geshanghaiter Mannschaft fährt. Die Ladung besteht aus Maschinengewehrteilen, die als Apfelsinen deklariert sind. So eine Art Totenschiff also: nach Traven . . .), eine exotische Schöne — und Grog, sehr viel Grog. Das alles durchsetzt mit einem Geruch gemischt aus Teer, Tran, Algen, faulem Schellfisch — und die vorschriftsmäßige „wahre" Seegeschichte ist fertig.
Verschiedenes davon fehlt in der Geschichte von dem Flush in Kreuz. Trotzdem ist sie auch erlogen . . .

Die Magd des Barbiers im Abtritt

Unter dem 9. Januar 1789 brachte die recht vornehme, angesehene „Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung" folgende sensationelle Nachricht:
„Ein sonderbarer Unglücksfall ist folgender: In dem Dorfe Pliningen, Stuttgarter Oberamts, ist vor einigen Tagen die Magd des Barbiers in den Abtritt, dessen schlecht gemachter Sitz brach, hinab und auf einen zugespitzten Haufen des zusammengefrorenen Unrathes so hart aufgefallen, daß ihr solcher in den Leib gieng und mit Instrumenten herausgerissen werden mußte, ein Fall, der sie das Leben kosten wird."

Es muß im Jahr der französischen Revolution in der Tat hundekalt gewesen sein, denn die „Sonntägige Frankfurter Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung" meldete kurze Zeit darauf: „Bey der strengen Kälte sind in Berlin binnen wenigen Nächten 50 wachthabende Soldaten erfroren."

Das flinke Mädchen

Dr. Wollscheiders hatten ihre Hausangestellte Anna fast vier Jahre lang. Dann heiratete Anna ihren Chauffeur, mit dem sie schon seit drei Jahren „gegangen" war.
Fünf Monate später — wie das so geht — kam bei dem jungen Paar ein kräftiger Junge zur Welt.
Bei Dr. Wollscheiders ist am Mittagstisch von dem freudigen Ereignis die Rede. Wälti — zehnjährig — hört eifrig zu. Als sein Meerschweinchen im Frühjahr Junge kriegte, hatte man ihn im Umriß aufgeklärt.
Jetzt also runzelt Wälti die Stirn: „Du, Mutti, man sagte mir doch, das dauert neun Monate?" Mutti ist um eine Antwort verlegen, jedoch Wälti fährt nach kurzem Nachdenken fort: „— aber weißt du, Mutti, ich kann mir das vorstellen. Unsere Anna war immer solch flinkes Mädchen. Die schafft das schneller."

Recht hat er!

In der Zeitung stand: Elegante junge Dame, 1,55—1,63 groß, als Verkäuferin für Eisbude an bel. Ausflugsstraße Sonntags nachm. gesucht. Vorzustellen usw.
Else hat sich natürlich sofort gemeldet. Aber sie kam höchst enttäuscht wieder und erzählte: „Wir waren etwa fünfundzwanzig Bewerberinnen. Aber da war ein Herr, der hat jede mit dem Zentimetermaß nachgemessen, vom Scheitel bis zur Sohle, und hat gesagt, wir wären alle zu groß. Es hätte anders in der Zeitung gestanden. Zum Schluß habe ich gefragt: „Warum darf denn eigentlich eine Eisverkäuferin nicht über 1,63 groß sein?" Da ist der Herr ziemlich böse geworden und hat gesagt: „Das geht Sie gar nichts an. Ich will's Ihnen aber sagen: weil meine Eisbude bloß 1,64 hoch ist. Sie können doch nicht mit dem Kopp durch die Decke, Fräulein!"

Grausamer Brauch — oder Sprachsünde?

In Nummer 2, Jahrgang 2 (1934) der Monatsschrift „Neues Volk" ist ein Bilderaufsatz über das Bauernhausmuseum in Bad Zwischenahn bei Oldenburg enthalten. Man erfährt aus den einleitenden Worten, daß Pflege und Aufsicht einer Bauernfamilie übertragen sind, „die die Verpflichtung hat, ständig die alte Ammerländer Tracht zu tragen und alle ihre haus- und landwirtschaftlichen Verrichtungen vor den Augen der Besucher ausschließlich mit dem alten Bauernhausrat zu tun."
Das ist sicherlich ein glücklicher Gedanke im Sinne der Anschaulichmachung, der ja ein totes Museum nur viel unvollkommener dienen kann.
Aber erschrocken liest man in der weiteren Schilderung unter anderem: „Wenn es Abend wird, legt die Magd — immer vor den Augen der jeweiligen Besucher — die alte messingne Bettwanne ins Bett der Bäuerin, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist."

ROTSIEGEL-KRAWATTEN
UND PFINGSTEN – ZWEI FESTFREUDEN

Brunnenkur im Berliner Zoo

Während sich im Zoo die Tiere
animalisch-wild gebärden,
spürt der Mensch jetzt oft Beschwerden
an der Leber, Galle, Niere.

Ach, in frischem Safte prangen
Birken, Buchen, Erlen, Linden —:
doch der Mensch büßt für die Sünden,
die er winterlich begangen!

Drum sieht man im Zoo am Morgen
jetzt viel Büßer, die sich bessern
wollen und mit Heilquell-Wässern
für des Leibs Erneurung sorgen.

Still, doch unablässig, tragen
sie den Bauch durch die Alleen,
bis sie dann mit einem jähen
Ruck sich in die Büsche schlagen — — —

Wenn sie wiederum erscheinen,
siehst du sie verklärten Blickes
und zum Zweck des Frühstückes
sich im Restaurant vereinen.

Kauend nun mit vollen Backen
spricht man da von Gicht und Reißen
und wie sonst Gebreste heißen,
welche ältre Herren packen.

Und in eifriger Debatte
ißt man nun beredten Mundes
eines, statt des halben Pfundes,
das man grad verloren hatte — — —

Benedikt

Der Mäzen / Von Fritz Knöller

„Weiß nicht, Herr Schwamm, Sie haben so einen Riecher für — für —"
„Entdeckungen? Jawohl, prost! Das Lokal da habe ich auch entdeckt. Versehen Sie sich mal emsig, Herr Buxe."
„Nu ist Ingenieur Kasimir vor Hunger gestorben —"
„Schwindsucht, ja. Das Rumpsteak ist feenhaft —"
„Aber den Kasimir haben Sie im Auge behalten."
„Warum auch nicht? Nu trinken Sie mal emsig. Kasimir hat abgedankt. Kellner, noch eine! Ich sage Sie, Herr Buxe, Kasimir wird bald 'ne Berühmtheit, dem pflanzen sie ein extrapfündiges Denkmal. Prost!"
„Auch tolle Sache, abgängiges Licht und Geräusche zu sammeln —"
„Lag doch auf der Hand, Buxe. Käse, ja? Kellner! Erst Lumpen sammeln, Müll, Rauch, dann auch Töne, Lichterchen — Käse!"
„Herr Schwamm, Sie haben die Chose zeitig gerochen —"
„Naturellement. Als Journalist hat man angetreten, jetzt ist man so was wie ein Mäzen. Das ist ja Romadour!"
„Na, erlauben Sie mal, Kasimir ist doch —"
„Gestorben? Jaja, ich bin zu spät gekommen — schließlich doch nicht zu spät gekommen. Prost! Erfindung epochal, Kasimir unsterblich."
„Und Ihre Aktien sind um dreißig geschnellt."
„Warum auch nich? Sehn Sie mal die Dame, fein, was? Kasimir immerzu im Auge behalten. Kellner, noch eine! ‚Herr Schwamm', hat er gesagt, ‚kommen Sie mal gelegentlich vielleicht bei mich rauf, ich habe eine Erfindung.' Prost! — Gelegentlich, jawohl, aber die Herren Erfinder überhalsen mich —"
„Ein paar Minuten hätte man aber — der Mensch ist doch —"
„Gestorben? Naturellement. Prost! Immer mal wieder wollte man rauf, aber vergessen Sie nich, Sie trinken ja nischt —. Wenn da, Herr Buxe, jäh vor Kasimir so ein Lokal wuchtet, sagen wir mal getrost: so ein gottgefälliges, kann da ein anständiger Mensch an so was vorüberrutschen? Der Mensch muß genossen haben — der Mensch —. Bin doch so was wie ein Mäzen. Und wenn man die Haufen Erfinder so power, so ganz ohne gepolsterte Wangen — sind Sie auch wirklich satt? Aufrichtig! Na, da sage ich Sie, muß man essen, immer mal essen, verstehn Sie, aus Sympathie, und so weiter. ‚Gehn Sie', sagte der Kasimir, ‚vielleicht gelegentlich mal rasch zu mich herauf, das Gericht hat meine Apparate geklebt.' — ‚Wohl', sage ich, ‚morgen' — Sind Sie auch wirklich satt? Trinken? Kreatur braucht Feuchtes. Bei mich denke ich, der Gerichtsvollzieher, das Aas, ist imstande und verklopft die Klamotten für Alteisen, und irgendein blödsinniges Weib baut sich einen Herd daraus. Prost, Marke Brauneberg, vierteljahrhundertalter Mosel!"
„Aber hätte man nicht gleich vielleicht —?"
„Herrgott, das famose Lokal da! ‚Kasimir', sagte ich, ‚das können Sie mir nachfühlen, Sie zum mindesten, nich?' Und Kasimir nickte geradezu. Nachträglich fiel mir auf, war was von einem letzten Nickerchen. Na, prost, Tragik, Buxe! Stiefle also den Morgen rauf an Hand eines Sachverständigen, sechs Treppen, kostete mich fünfzig Mark, gemein, was? Mir entgegengeschossen die Wirtin: ‚Herr Kasimir ist tot, Herr Gerichtsvollzieher!' — ‚Ne, Frau, bin Schwamm, Frau. Tot also? Sieh mal an.' — ‚Zweiundsechzig Mark und vierzig Fennige Schulden und unter der Hand sterben', plärrte die Alte. ‚Nunu, Frau, ich bleche hundert Mark, aber der Krempel ist meine.' Prost! Reinste Offenbarung. Man ist mal so was wie ein Mäzen. ‚Von Sie, Herr Schwamm, hat er auch immer geflüstert', grient sie. ‚Sie seien letzte Ursache —.' Na, wie soll man das deuten? Auf dem Boden mittenmang hat er gelegen, der Kasimir, Wände und Fenster mit Trichtern und Gläsern verpappt — Opfermut in Reinkultur! Tapeten zerfetzt, Speis und Wanzen vom Plafond getröpfelt. Na, ein Mensch hält alles aus —"
„Aber Kasimir ist doch —"
„Gestorben? Warum auch nich? Wir alle müssen sterben, Buxe."
„Jetzt sind Sie sozusagen ein Steinreicher, Herr Schwamm."
„Warum auch nich? Habe mir um die Sache angenommen."

Verwandlung

Hier war ein Platz, wohin man Schutt ablud.
Hier fuhren täglich her die Abfuhrkarren
und warfen aus vernutztes, taubes Gut.
Hier rosteten gespenstisch die bizarren

Sprungfedern der Matratzen aus dem Drell
gesprengter Polster wie verhexte Wesen.
Zerbeulte Töpfe hielten hier Appell.
Hier faulte Strohzeug, staken alte Besen.

Hier machten Weinglasscherben dünn klingling,
wenn nachts die Regentropfen auf sie trafen.
Hier ging von Etageren manches Ding,
das früher glänzte, blind im Kehricht schlafen.

Hier rollte Abfall aus vererbter Habe,
den niemand erben wollte, auf den Schutt.
Hier traf Kaputtes sich im Trümmergrabe
und ward gemeinsam durch und durch kaputt . . .

Dann grub man eines Tages Bruch und Tand
endgültig ein. Es kamen Schippkolonnen.
Lastautos rückten an mit Fuhren Sand.
Bald war aus Unrat Wiesengrund gewonnen.

Nun sind hier Schrebergärten, schon voll Grün.
Die Menschen zimmern Lauben. Lustig fangen
die ersten Blumensaaten an zu blühn,
und bunte Wimpel flattern hoch an Stangen.

Walther C. F. Lierke



Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Billige Briefmarken zur Auswahl, nur 1½ Pfg. pro Stück, bessere mit Jubil., Juventute, Flugpost etc. nur 5 Pfg. pro Stück. **Aug. Lambart, Pforzheim,** Postfach.

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8

Briefmarken gratis 150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. **P. Lahn, Berlin-Steglitz,** Kieler Str. 5.

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen

Anzeigenvertreter

der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.

Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus" (F. C. Mayer) München 2 C, Sparkassenstraße 11

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Des Deutschen Michels Bilderbuch Kartoniert RM. 1.— Simplicissimus-Verlag München 13

Empfehlenswerte Hotels

Berchtesgaden Hotel Post	**Luzern** Restaurant Rosengarten Rud. Basler
Biberach/Riss Bahnhof-Hotel	**Oerlikon** Hotel Bahnhof H. Hörwick
Esslingen/N. Bahnhof West	**Romanshorn** Seehot. z. Schweizer Haus H. Oberländer
Geislingen/St. Friedrich Kübler	**Zürich** Carlton Elite Hotel
Memmingen Hotel Bayerischer Hof	
Reichenhall Hotel Deutsch. Haus	
Wangen/Allgäu Hotel Alte Post	

Das deutsche Wort
Die Literarische Welt
Neue Folge
wendet sich unter der Herausgeberschaft von Karl Rauch mit umfangreicher und sachlicher Berichterstattung, strenger und schöpferischer Kritik an alle Leser im In- und Auslande.

Das deutsche Wort
dient volksverbundener deutscher Geistigkeit.

Das deutsche Wort
ist bei wöchentlichem Erscheinen die lebendigste und aktuellste Literaturzeitschrift des neuen Deutschlands.

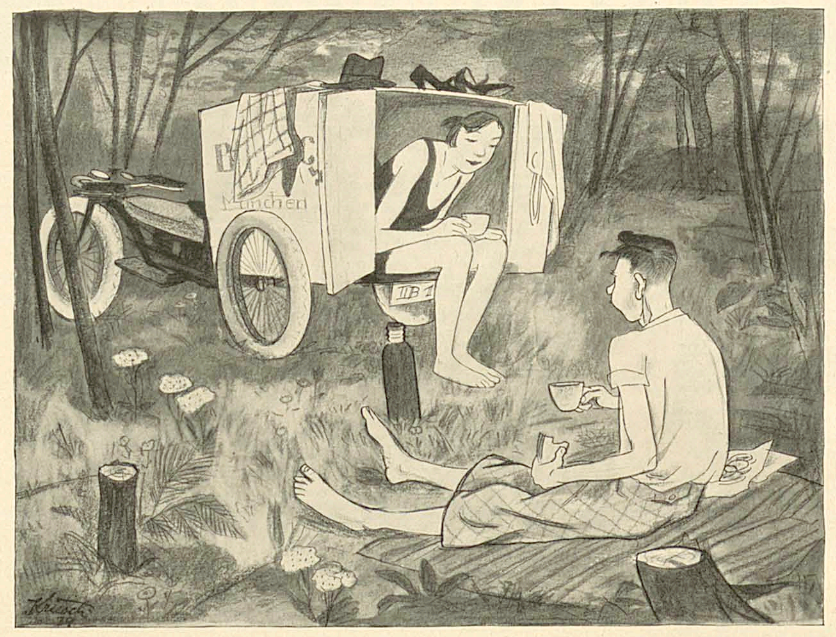
Das deutsche Wort
kostet, 20 Seiten stark, mit den Beilagen „Das lebendige Buch" und „Lose Blätter" wöchentlich nur 30 Pfennige. Vierteljährlich RM 3.40 zuzüglich Zustellgebühr.

An die **Literarische Welt Verlags-Gesellsch. m. b. H., Berlin-Lichterfelde**
Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Probenummern Ihrer Zeitschrift
„Das deutsche Wort"
Name: ....
Ort: ....
Straße: ....

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 15200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Eheanbahnung

(Rudolf Kriesch)



„Erst schimpfst übern Kaffee, nacha is dir d' Marmelad z' süaß! Bei dir fehlt ja zum Ehemann bloß no der Mut zum Heiraten."

Im Dschungel der Familie

Von Weare Holbrook

Sein Lebtag hatte mein Freund Ottinger den Tag ersehnt, da er der Großstadt den Rücken kehren und sich irgendwo in einem verträumten Provinznest würde niederlassen können. „Man ist nirgendwo einsamer als in der Großstadt", pflegte er zu sagen. „Du wirst es mir nicht glauben: aber wir wohnten sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors eigentlich aussahen. Das ist die Großstadt!"

Sein Traum verwirklichte sich, als Frau Ottingers Onkel starb und ihr seinen Grundbesitz in einer kleinen Provinzstadt samt einem hübschen Einfamilienhaus hinterließ. Die Ottingers säumten nicht lange mit der Übersiedlung und versprachen, mich bald einzuladen.

Nach kaum sechs Wochen kam die versprochene Einladung — in Form eines verzweifelten telegraphischen Hilferufs.

Ich nahm den nächsten Zug und fand meinen Freund einem Nervenzusammenbruch nahe vor. „Wer hat dich vom Bahnhof hergeführt?" fragte er, kaum daß ich seine Schwelle überschritten hatte, ängstlich. „Ich weiß wirklich nicht", mußte ich gestehen. „Es war ein Fordauto, aber ich habe den Chauffeur nicht nach seinem Namen gefragt . . ."

„Gott sei Dank, es war Jimmy Biddle", seufzte Ottinger erleichtert auf. „Ich fürchtete schon, du seist mit Vetter Ernst gekommen, dem die zweite Autotaxe hier gehört. Mit Vetter Ernst sind wir nämlich verfeindet . . ."

„Willst du etwa damit sagen, daß du in der kurzen Zeit deines Hierseins schon Familienfehden angefangen hast?"

„Nein, bewahre, wir haben sie nicht angefangen", beeilte sich Ottinger zu erklären, „wir haben sie geerbt. Vor vielen Jahren verkaufte der Onkel meiner Frau dem Großvater Ernsts ein Pferd, das zu lahmen begann, bevor er es noch in den Stall gebracht hatte. Vetter Ernsts Großvater behauptete, daß der Onkel meiner Frau ihn betrogen habe, und sie wurden handgemein. Seither sind die beiden Familien einander spinnefeind. Und wir haben diese Feindschaft zugleich mit dem Grundbesitz geerbt . . ."

In diesem Augenblick trat Frau Ottinger ein und brachte zischende Geräusche hervor. Ihr Gatte begann leiser zu sprechen. „Unsere Hausgehilfin Stella", flüsterte er, „ist eine Schwägerin der Frau, die für Vetter Ernsts Frau das Reinemachen besorgt. Wir müssen uns daher mit dem, was wir sagen, in acht nehmen. Du siehst, hier in Katzelshausen ist jeder mit jedem irgendwie verwandt oder verschwägert . . ."

„Also eine einzige glückliche Familie sozusagen", versuchte ich zu scherzen.

„Glücklich!" Er lachte bitter. „Laß dir nur erzählen. Gleich am Anfang begingen wir einen unverzeihlichen Fehler, indem wir eine Einladung Frau Elmer Spilleys zum Abendessen annahmen. Elmer Spilley ist, wie wir zu spät erfuhren, keiner von den alteingesessenen Spilleys. Er ist ein bloßer Zugereister, der vor weniger als vierzig Jahren in die Stadt kam, und der nach der Behauptung Frau Eulalia Spilleys, deren Gatten Urgroßvater der erste Einwohner von Katzelshausen war, seinen gegenwärtigen Familiennamen bloß angenommen hat, um größeres Ansehen zu erlangen. Obwohl wir nun Elmer wie eine Kreuzotter meiden, können wir unseren ersten verhängnisvollen Fehler nicht mehr wettmachen."

„Ich kann nun echte Spilleys von Pseudo-Spilleys recht gut unterscheiden", fuhr Herr Ottinger fort. „Aber das hilft mir wenig, da auch die einzelnen Familien zumeist in feindliche Parteien zerfallen. Der erste Familienstreit geht auf das Jahr 1852 zurück, da der alte Major Spilley starb und seine beiden Söhne sich wegen

(Schluß auf Seite 82)

Vision

Nächtlich trieb zum Wehr
An der alten Eiche,
Schwarz von ferne her
Eine Wasserleiche.

Die sich jäh und schrill
Grausig losgerissen,
Ruht nun eisig still
In den Wasserkissen.

Schläft jetzt lächelnd hier,
Stumm in Eisesferne.
Kehrt nie mehr zu dir
In die Mietskaserne. —

Franz S. v. Bülow

Cooks Führungen durch die New Yorker Unterwelt (E. Thöny)



„Ladies and Gentlemen! Sie sehen hier ein typisches Verbrecherlokal. Der hohen Preise wegen können neben prominenten Gangstern natürlich nur noch Multimillionäre hier verkehren."

Hein spinnt Gorn / Von Hans Duis

Wenn du auch keine Wasserratte büst
und nicht mal weißt, was Pütz und Pinne ist,
nicht weißt, was Pinne ist . . .

So will ich doch, wenn du mir Grog spendierst,
dir was erzählen, weil du danach gierst,
erzählen, weil du gierst . . .

*

Das war im Jahre neunzehnhundertzwei,
da drehten wir vor Manikiki bei,
vor Manikiki bei . . .

„Ich geh an Land, paß auf das Schiff auf, Hein,
hier gibt's Hanaken!" sagte uns' Kaptein,
so sagte uns' Kaptein . . .

Na, ich paß Achtung, was ich kucken kann, –
da legt auch schon ein Kano achtern an,
ein Kano achtern an . . .

Ich schnapp ein Beil und saus nach achtern hin –
doch kein Hanako ist im Kano drin,
ist kein Hanako in . . .

Ne braune Deern steht da ganz blaß und bang
und slängelt bittend sich an mir entlang,
und slängelt sich entlang . . .

Und sagt in ihrem Cocosdialekt:
„Oh, helf mich, Hein, und halte mich versteckt,
und halte mich versteckt!"

Zu Damens bün ich ümmer gut und nett,
und ich versteck ihr sleunig in mein Bett,
ihr sleunig in mein Bett . . .

Mit dem geht oben ein Spektakel los –
ich raufgestürzt: Mein Gott, was seh ich bloß,
mein Gott, was seh ich bloß?

Da stehn wohl hunnert Deerns ganz blaß und bang,
und slängeln alle sich an mir entlang,
und slängeln sich entlang . . .

Und sagen all im Cocosdialekt:
„Oh, helf uns, Hein, und halte uns versteckt,
und halte uns versteckt!" . . .

Nun sag mal selbst, was hättest du gemacht?
An Betten hatten wir nur Stücker acht,
wir hatten doch nur acht . . .

Wo sollt ich hin mit all die Weiblichkeit?
Und auch die Slängelei ging mir zu weit,
die ging mir auch zu weit . . .

Da kommt uns' Käppen an und brüllt: „Von Bord!
Sonst gibt das hier noch Dootslag, Blut und Mord,
noch Dootslag, Blut und Mord . . .

Denn was Hanaken sind, die kenn' kein' Spaß,
die wollen nix als egal Jungfraunfraß,
die wollen Jungfraunfraß . . ."

Da slängeln ein bei ein sich von mir weg
de söten Deerns – bis auf die unter Deck . . .
bis auf die unter Deck!

*

Das sind so Fahrten, die man nicht vergißt –
besonders, wenn man erst verheirat' ist,
man erst verheirat' ist!!!

Im Dschungel der Familie

(Schluß von Seite 80)

der Erbteilung zerzweiten. John, der ältere Sohn, erhielt schließlich den größeren Teil zugesprochen, einschließlich des väterlichen Hauses in der Ahorn-Avenue. Sein jüngerer Bruder Martin rächte sich, indem er gegenüber dem Hause eine Leimfabrik errichtete. Stets wenn der Wind vom Süden kam, mußten John und seine Familie ihre Nasen durch Klammern verschließen. Bis heute noch kann man Johns Nachkommen an ihren langen, zusammengepreßten Nasen erkennen.

So begann die erste Fehde. Im Jahre 1873 ging Johns einzige Tochter mit einem der Söhne Martins durch, möglicherweise aus keinem anderen Grunde, als um auf die dem Wind abgekehrte Seite der Leimfabrik zu gelangen. Dadurch wurde der Bruch nicht geheilt, sondern nur verschlimmert.

Inzwischen vermehrten sich die Spilleys wie die Goldfische. Martin Spilleys erste Frau starb 1869, ihren Gatten mit sechs Kindern zurücklassend, und im folgenden Jahr heiratete er eine Witwe mit vier eigenen Kindern. Dem Ehebund entsprossen zwei weitere Kinder, das runde Dutzend ergänzend. Nach dem Tode der Witwe . . ."

„Genug, genug!" unterbrach ich ihn, „wo hast du denn deine genauen familienkundlichen Kenntnisse her?"

Ottinger seufzte. „Zum Teil vom Hörensagen, aber zum größten Teil trug ich mir sie selbst durch das Studium der Grabinschriften auf dem Friedhof zusammen. Dort traf ich auch auf die prunkvolle letzte Ruhestätte Onkel Jeremias Spilleys. Er war ein reicher Mann, und kurz vor seinem Tode ließ er sich ein Marmormausoleum für fünfzigtausend Dollar erbauen; als sein Testament eröffnet wurde, fand man, daß er die Bestimmung getroffen hatte, daß vor seinem Mausoleum am Morgen jeden Tages bis zum 1. April 1999 eine Flasche Milch und die Morgenzeitung niedergelegt werden müssen. Seine Nichten und Neffen waren begreiflicherweise wütend, und es gilt heute als ungehörig, seinen Namen auch nur zu erwähnen.

Später begingen wir den Irrtum, unsere Lebensmittel im Warenhaus anstatt im Kolonialwarengeschäft des Ambrosius Botz einzukaufen. Seine Ware ist minderwertig, und er verlangt unverschämte Preise; aber er ist ein Schwager Frau Eulalia Spilleys, und wir dürfen ihn nicht beleidigen, ohne selbst in Acht und Bann getan zu werden.

Aber am fürchterlichsten ist die Familie im Nachbarhaus", seufzte Ottinger. „Sie heißen Biffeldorfer. Nach der letzten Zählung besteht sie aus neunzehn Personen, einschließlich den Schwagersleuten — ausnahmslos chronischen Borgern. Als wir hierherkamen, rechneten wir ja damit, daß ein Nachbar dem andern gelegentlich aushelfen muß. Aber mit den Biffeldorfers hatten wir nicht gerechnet. Es begann damit, daß Frau Biffeldorfer zu uns in die Küche stürzte, um sich ein Pfund Zucker auszuborgen. Dann lieh sich Herr Biffeldorfer unsern Staubsauger aus, indem er erklärte, er fürchte, daß uns der Lärm des Teppichklopfens im Hinterhof stören könnte. Verschiedene jüngere Mitglieder der Familie entliehen unsere Rasenmähmaschine, zwölf Schallplatten, zwei Hängematten, drei Liegestühle, zwei Gartenschirme, unseren Zitronenquetscher, einen Schrank- und einen Handkoffer und sämtliche Bände unseres Konversationslexikons mit Ausnahme von Cro—Fas und Int—Mur. Es ist noch nicht so lange her, daß ich nach Hause kam und einen Biffeldorfer in meiner Badewanne antraf."

In diesem Augenblick näherten sich Fußtritte, und ein herzliches „Hallo!" erscholl vor der Türe. „Biffeldorfers!" flüsterte mein Freund. „Folge mir!" Behutsam führte er mich zu der Kellerstiege. Auf den Zehenspitzen schlichen wir uns hinunter. Durch das Kellerfenster konnte ich einen kräftigen Mann in Overalls sehen, der gerade einen Gartenschlauch zusammenrollte. Sein scharfes Auge hatte uns in unserem Verließ im Nu erspäht.

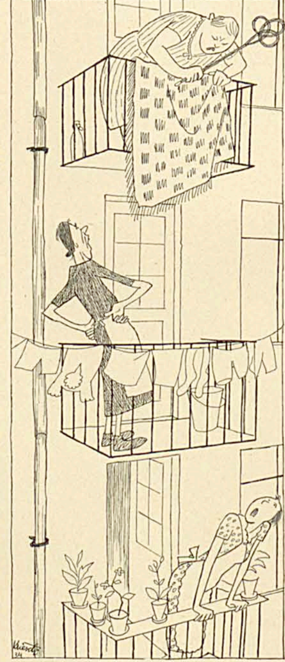
„'n Abend, Nachbar", sagte er. „Unser Rasen wird wieder recht trocken. Es macht Ihnen doch nichts aus, wenn ich mir Ihren Gartenschlauch für eine Weile ausborge?"

„Durchaus nicht, Herr Biffeldorfer", erwiderte Ottinger mit schwacher Stimme. „Bedienen Sie sich nur!"

„Wenn Sie ihn einmal zurückhaben wollen, sagen Sie es mir nur ungeniert!" fuhr der Schlauchaufwickler großmütig fort. „Haben Sie übrigens eine Zigarette bei sich — und ein Zündholz? Ich habe meine in meinem andern Anzug gelassen . . ."

Aber Ottinger war bereits die Kellerstiegen hinaufgestürmt. Ich fand ihn im Schlafzimmer, wo er mit Hilfe seiner Frau hastig einen Koffer packte. „Ich fahre in die Großstadt zurück, solange ich noch die Plomben in meinem Munde habe", stammelte er. „Zurück in die schmutzige, lärmende Stadt, wo nicht jedermann jedermanns Vetter zweiten Grades ist, wo man seine Lebensmittel einkaufen kann, wo man will, und wo es unter den gesamten Passagieren eines Untergrundbahnzuges keinen einzigen Nachbar gibt.

Du wirst es vielleicht nicht glauben", fügte er sinnend hinzu, „aber wir wohnten sieben Jahre in einem Hause der 153. Straße und wußten nicht einmal, wie die Leute auf der andern Seite des Korridors aussahen. Das ist die Großstadt!"



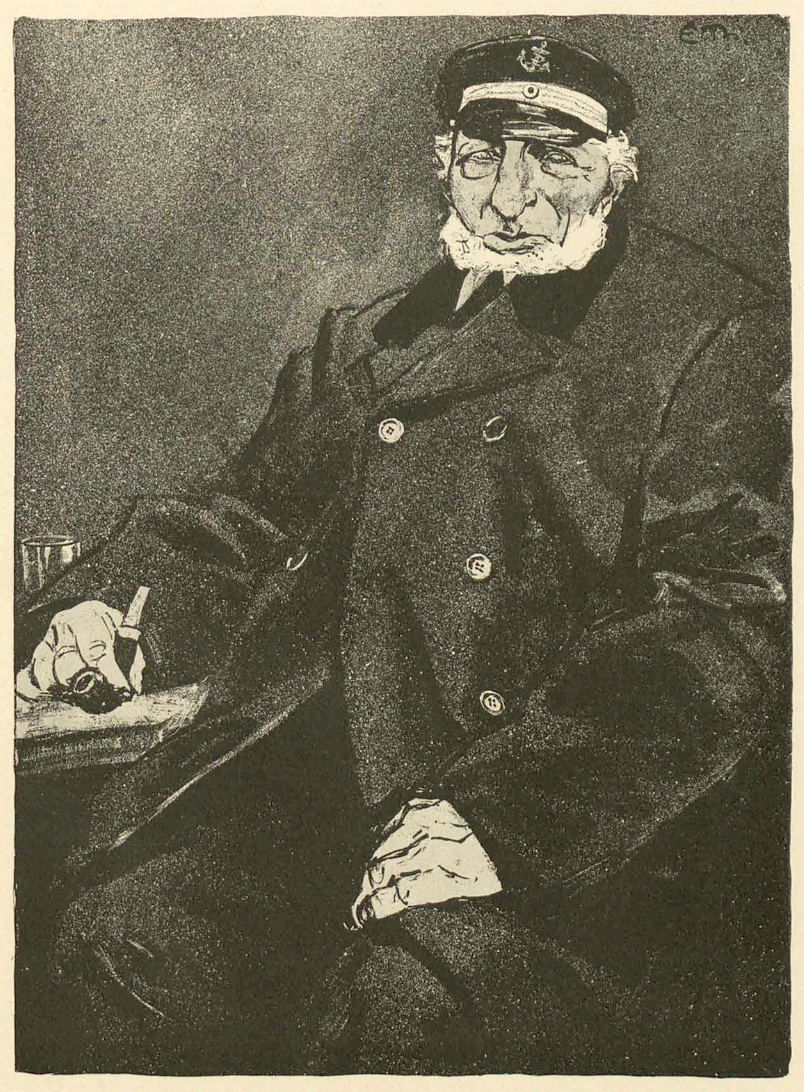
(Kriesch)

Aus der neuen Hausordnung

„Leicht entzündbare Gegenstände dürfen auf Balkonen nicht abgestellt werden."

Der alte Kapitän

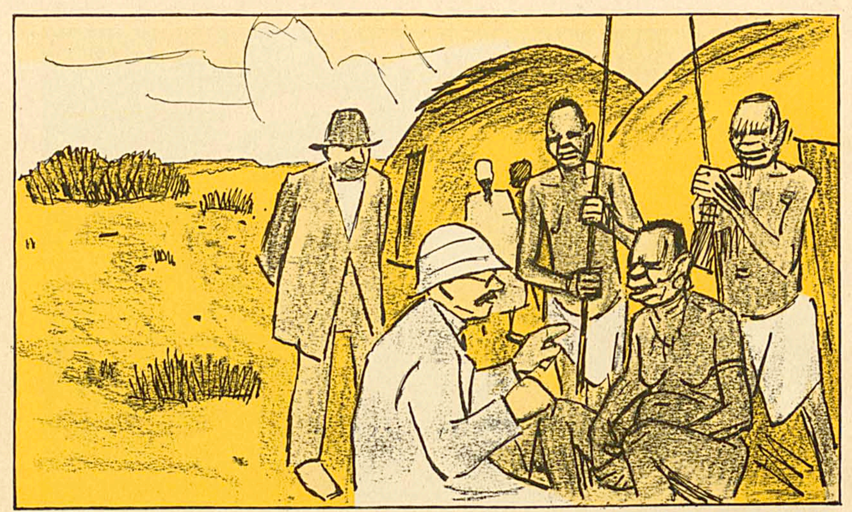
(E. Thöny)



„Unsereens ward eerst seekrank, wenn e an Land bliewen mutt.“

Fünfzig Jahre Deutsch-Südwestafrika

(Wilhelm Schulz)



Auf Grund friedlicher Verträge erwirbt 1883 der deutsche Kaufmann F. E. A. Lüderitz die ersten Landgebiete.

Auf Grund des „Friedens"-Vertrages von Versailles raubt man 1919 alle blühenden Kolonien.

München, 20. Mai 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 8

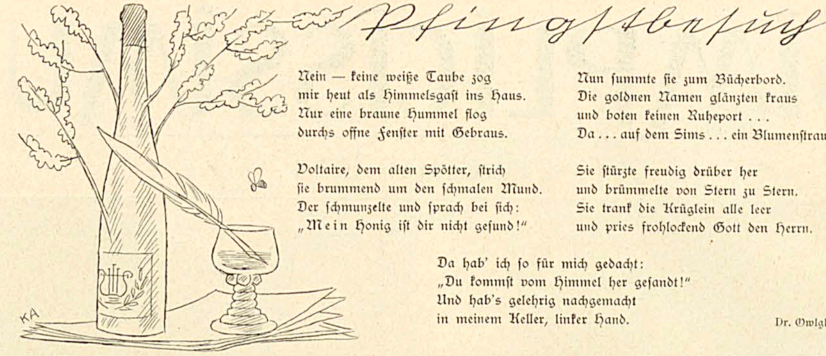
SIMPLICISSIMUS

Pfingsten 1934

(E. Schilling)



Wie soll der Heilige Geist des Friedens zur Erde finden bei so viel Raubvögeln?



Pfingstbesuch

Nein — keine weiße Taube zog
mir heut als Himmelsgast ins Haus.
Nur eine braune Hummel flog
durchs offne Fenster mit Gebraus.

Voltaire, dem alten Spötter, strich
sie brummend um den schmalen Mund.
Der schmunzelte und sprach bei sich:
„Mein Honig ist dir nicht gesund!"

Nun summte sie zum Bücherbord.
Die goldnen Namen glänzten kraus
und boten keinen Ruheport . . .
Da . . . auf dem Sims . . . ein Blumenstrauß!

Sie stürzte freudig drüber her
und brümmelte von Stern zu Stern.
Sie trank die Krüglein alle leer
und pries frohlockend Gott den Herrn.

Da hab' ich so für mich gedacht:
„Du kommst vom Himmel her gesandt!"
Und hab's gelehrig nachgemacht
in meinem Keller, linker Hand.

Dr. Owlglaß

Wer darf die Zeche bezahlen?

Von Reinhard Koester

Wenn zwei elegant gekleidete junge Leute in einem sehr vornehmen Restaurant nach Herzenslust essen und trinken und dann in Streit darüber geraten, wer die Zeche bezahlen soll, so dürfte das meistens darin seinen Grund haben, daß keiner von beiden genug Geld besitzt, es tun zu können. Und nicht einmal beide zusammen. Trotzdem darf man dies — wie diese Geschichte lehrt — nicht als allgemein gültigen Grundsatz aufstellen.

Da fuhr nämlich eines schönen Frühlingabends an einem der ersten Luxus-Restaurants im Bois de Boulogne eine fabelhafte Limousine vor, der zwei fast athletisch gebaute, salopp, aber tadellos gekleidete junge Männer entstiegen, denen man auf den ersten Blick ansah, daß es Sportler sein müßten. Offenbar gute Freunde und in herrlicher Laune. Der Page hörte und sah, daß sie dem Chauffeur einen Geldschein gaben und anordneten, er solle noch dreißig Liter Benzin tanken. Dann suchten sie sich den schönsten Tisch auf der Terrasse aus und bestellten ein fürstliches Abendessen, das mit unzähligen hors-d'oeuvres und Känguruhschwanzsuppe begann und mit einer Ente à la Rouen und Melba-Pfirsichen endete.

Der Wirt war höchst erfreut über diese guten Gäste — aber allmählich wandelte sich seine Freude in leise aufkeimendes Mißtrauen. Denn es ist zwar erfreulich für einen Gastwirt, Gäste zu haben, die alles bestellen, was Küche und Keller hergibt, und nur die erlesensten Weine und Champagner trinken —: aber schließlich nur, wenn er die Gewißheit hat, daß die Zeche auch bezahlt wird. Ein Auto mit Chauffeur bietet allerdings eine gewisse Sicherheit — aber man kann nie wissen — — —

Da sah Monsieur Dumont, der diskret, aber besorgt in immer engeren Runden den Tisch der beiden jungen Leute umkreiste, daß sich von einem ziemlich entfernten Nebentisch ein sehr vornehm-zurückhaltend gekleideter Herr erhob und sich fast schüchtern dem Tisch der beiden näherte, ein Blatt Papier in der Hand haltend. Die beiden jungen Leute sahen erstaunt auf, als er sich vor ihnen verbeugte, und schrieben dann lachend ein kurzes Wort auf das dargereichte Blatt, worauf sich der Herr mit dankender Verbeugung rasch wieder entfernte.

Monsieur Dumont nickte, als der alte Oberkellner ihm diskret zuflüsterte, daß die beiden jungen Leute eben die dritte Flasche Iroy bestellt hätten, und schlängelte sich dann auf Umwegen an den Tisch des Herrn, der die beiden aufgesucht hatte. Ob das Essen gemundet habe, fragte er, obwohl der Befragte nur ein billiges Gericht bestellt hatte. Und dann, die beiden Herren dort drüben seien wohl vom Film —?

„Aber nein", lachte der Herr und zeigte stolz die Autogramme, die er bekommen hatte. „Das sind doch die berühmten finnischen Kurzstrecken-Läufer Zoukanen und Tormi, die vor zehn Tagen in New York Brust an Brust in totem Rennen angekommen sind! Die künftigen Olympia-Favoriten! Eigentlich toll, daß die Jungs die paar tausend Mark, die sie da bekommen haben, nun möglichst rasch verjuxen müssen, statt zu trainieren!"

Herr Dumont schrak auf, denn am Tisch der beiden ging es ungewohnt laut zu. Während die beiden bis jetzt französisch gesprochen hatten, krakeelten sie nun in unverständlichen Lauten! Herr Dumont eilte zu ihnen hin, da schon mehrere andere Gäste indigniert die Köpfe wandten.

„Sind Sie mit irgend etwas nicht zufrieden, meine Herren?" fragte er in den süßesten Flötentönen.

„Ach was", brummte Zoukanen, „mit Ihnen bin ich zufrieden — mit dem da nicht!" Er zeigte verächtlich mit umgedrehtem Daumen auf seinen Freund und sprach nun wieder französisch. „Ich habe ihn zum Abendessen eingeladen, und nun behauptet er . . ."

„Unsinn!" fuhr Tormi wütend auf. „Ich habe gesagt: der wirkliche Sieger lädt den zweiten Sieger ein! Und es war ganz klar, daß ich das Zielband zuerst erreichte — wenn auch nur um den Bruchteil einer zehntel Sekunde. Vor zehn Tagen hat er es drüben selbst zugegeben — und nun will er meine Einladung nicht gelten lassen!"

Die beiden schrieen so erregt, daß sich die Gäste der umliegenden Tische umwandten und lauschten.

„Gut", sagte Zoukanen böse, „ich habe das zugegeben — und ich bleibe dabei, wenn wir unsere Verabredung dahin ändern, daß der zweite Sieger den wirklichen einlädt!" Er hielt ihm die Hand hin und sagte in fremder Sprache etwas, was wohl soviel wie „Topp?" bedeuten sollte.

Aber Tormi nahm die Hand nicht, schüttelte ingrimmig den Kopf und knickte seinem Sektglas mit zorniger Hand den Fuß ab, indes er seinem Freund wieder unverständliche Heimatlaute an den Kopf warf.

Der Herr, der Autogramme erbeten hatte, war hinzugekommen und redete — offenbar ebenfalls ein Finne — in derselben Sprache. Dann erklärte er strahlend den Gästen und dem Wirt: „Ich habe den Herren eben vorgeschlagen, sie sollten doch hier draußen im Bois ihre hundert Meter noch einmal laufen! Jetzt augenblicklich — so wie sie sind — die Jacke können sie ja ausziehen — und alle Gäste sind Ziel- und Schiedsrichter!"

Inzwischen hatte sich der Zwist der beiden im Lokal herumgesprochen — und auch, wer sie waren. Und als sich die verfeindeten Freunde nun herzlich anlachten, applaudierten alle. Herr Dumont wurde einstimmig zum Zielrichter gewählt, und alle begaben sich auf die Straße, um die Strecke abzumessen. Da sie aber nur knapp fünfzig Meter geraden Weg bot, sollte der Lauf hin und zurück gehen. An der Umkehrstelle, einer alten Kastanie, nahmen zwei Gäste Aufstellung, um beobachten zu können, daß alles richtig zugehen würde. Denn es war abgemacht, daß der Baum nicht mit der Hand berührt werden dürfe, um sich einen Schwung in entgegengesetzter Richtung zu geben.

Die beiden jungen Sportsleute zogen ihre Jacken aus und übergaben sie ihrem Landsmann. Dann hockten sie in Startstellung nieder und brausten auf das von Herrn Dumont gegebene Zeichen los, angefeuert von den Rufen der höchst belustigten Gäste.

— Die beiden Herren, die das sachgemäße Umkreisen der Kastanie beobachten sollten, waren sehr erstaunt, als keiner der beiden Läufer umkehrte, sondern beide in einen Waldweg einbogen und verschwanden. Und als man sich schließlich nach dem Landsmann der Finnen umsah, dem sie ihre Jacken und Hüte übergeben hatten, war auch der verschwunden.

Die allgemeine Verblüffung löste sich allmählich in Gelächter, in das Herr Dumont nur sauer-süß einstimmen konnte. Denn auch das Auto, das man zum Tanken weggeschickt hatte, war nirgends zu finden —

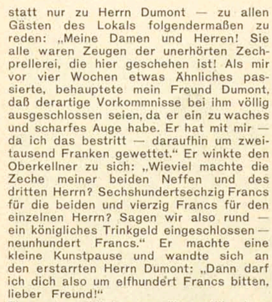
Da es aussichtslos erschien, die drei oder vier Zechpreller einzuholen, kehrten alle in fröhlichster Stimmung — ausgenommen Herrn Dumont — in das Lokal zurück. Und das einzige Gespräch des Abends war dieser neue Zechpreller-Trick, bei dem offensichtlich immer zwei der Bande die berühmten Kurzstreckenläufer und die beiden anderen Chauffeur und „Landsmann" spielten. Das ergab eine so angeregte Stimmung, daß der Wirt den Verlust leicht hätte verschmerzen können.

Dann aber betrat ein würdiger Herr in grauem Gehrock das Lokal, der von Herrn Dumont sofort freundschaftlich begrüßt wurde. Er winkte kurz ab und begann —

Pfingstmorgen

Von Georg Britting

Es weht
Mit schimmernden, kalten Lüften.
Vorm Fenster steht
Der kühlnackte Knabe mit rosigen Hüften,
Tiefblau eine Blume im Haar überm Ohr.
Er bricht
Das nachttautriefende Rohr.
Seine silberne Stimme spricht:
Licht!



statt nur zu Herrn Dumont — zu allen Gästen des Lokals folgendermaßen zu reden: „Meine Damen und Herren! Sie alle waren Zeugen der unerhörten Zechprellerei, die hier geschehen ist! Als mir vor vier Wochen etwas Ähnliches passierte, behauptete mein Freund Dumont, daß derartige Vorkommnisse bei ihm völlig ausgeschlossen seien, da er ein zu waches und scharfes Auge habe. Er hat mit mir — da ich das bestritt — daraufhin um zweitausend Franken gewettet.“ Er winkte den Oberkellner zu sich: „Wieviel machte die Zeche meiner beiden Neffen und des dritten Herrn? Sechshundertsechzig Francs für die beiden und vierzig Francs für den einzelnen Herrn? Sagen wir also rund — ein königliches Trinkgeld eingeschlossen — neunhundert Francs.“ Er machte eine kleine Kunstpause und wandte sich an den erstarrten Herrn Dumont: „Dann darf ich dich also um elfhundert Francs bitten, lieber Freund!“
Einen Augenblick war alles still, dann aber toste das Gelächter los, zumal die beiden Kurzstreckenläufer mit ihrem „Landsmann“ fröhlich singend das Lokal betraten — — —

Irrungen, Wirrungen

Ich will nicht sagen, daß so etwas nur im Schwäbischen vorkommen kann, aber es ist jedenfalls dort passiert, in einem Dorfe nicht weit vom Federsee, wo Geräuchertes mit Kraut zum Sonntagsessen gehört, das der Hausfrau weniger Arbeit macht und ihr Zeit läßt, mit der nötigen Sammlung ihren kirchlichen Pflichten zu genügen. Die Frau Bürgermeister hatte sich schon in den Sonntagsstaat gesteckt und, da sie noch im gefallsüchtigen Alter war, im kleinen Spiegel die Haare unter ihrem Hut in immer noch gefälligere Form gezupft.
Da läuteten auch schon die Glocken, und die Frau Bürgermeister dachte als gute Christin noch schnell an das Weiterleben nach dem Gottesdienst, d. h. sie sagte sich, daß es Zeit sei, dem auf der Herdplatte abseits langsam dünstenden Kraut das Geräucherte beizugeben, damit es während ihres Kirchgangs weich werde.
Indem sie sich zum Gehen wandte, nahm sie vom Küchentisch das weggelegte Gesangbuch und die Scheibe Fleisch. Ein Griff, ein Wurf; die Augen schon auf die Türe, die Ohren auf Gottes Ruf gerichtet, war sie draußen.
Erst als sie in der Kirchenbank ihr Gebetbuch aufschlagen wollte, merkte sie, daß sie das Geräucherte in der Hand hielt, und sie sank vor Entsetzen noch tiefer in die Kniee. Niemand als Gott allein merkte ihre Verwirrung und sah das Gesangbuch im Kampfe mit den Umschlingungsversuchen des Sauerkrautes.
Dafür hatte freilich das Rauchfleisch den Weihrauchduft der Kirche aufgenommen. Aber dem Herrn Bürgermeister, dessen Appetit nicht nur durch die sich ergebende Verspätung, sondern mehr noch durch unbändiges Lachen aufs äußerste gesteigert worden war, schmeckte es dann nur um so besser.

Lieber Simplicissimus!

Von seltener Gemütstiefe eines Akademikers legt nachfolgende Anzeige Zeugnis ab, die mit breitem Trauerrand in den „Strelitzer Nachrichten“ erschienen ist: Alt-Mochum, schon von Fritz Reuter als „Oll-Mochum“ erwähnt, heißt der Stadtteil der früheren Residenz Neustrelitz, wo die bekannte Ingenieurschule Technikum ihren Sitz hat:

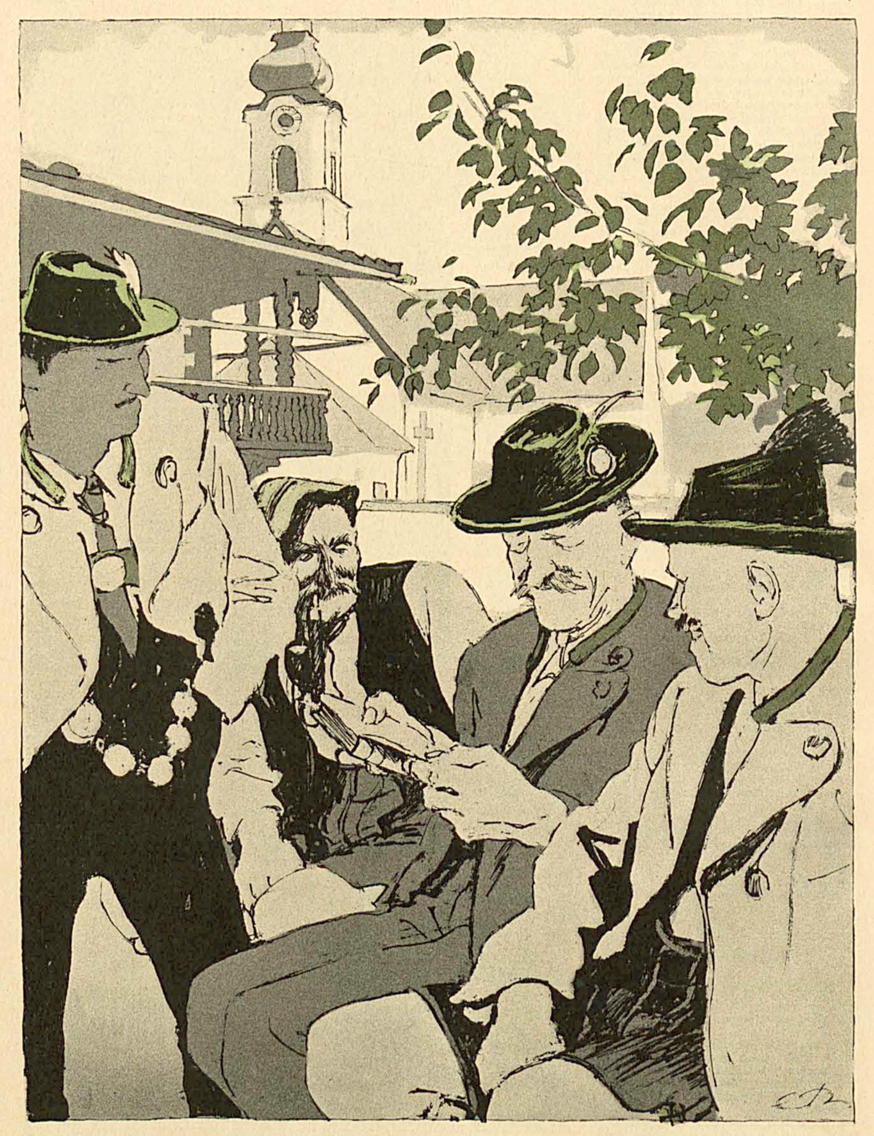
> Nach meiner Studienzeit von zwölf Semestern gebe ich meinen werten Gläubigern zur Kenntnis, daß ich, nachdem ich sechs Monate lang angestrengt an meinem Schlußentwurf gearbeitet hatte, meine liebe Musenstadt Alt-Mochum verlasse.
> Strelitz, 23. April 1934. W.. B........

Das Protzenschild von vorgestern

(Karl Arnold)

„Könn' Se nich lesen? Aufgang für Dienerschaft und Lieferanten is rückwärts!“ — „Kommt jar nich in Frage; ick liefere nich: ick **hole**! Melden Se man ruhig der Herrschaft den Jerichtsvollzieher.“

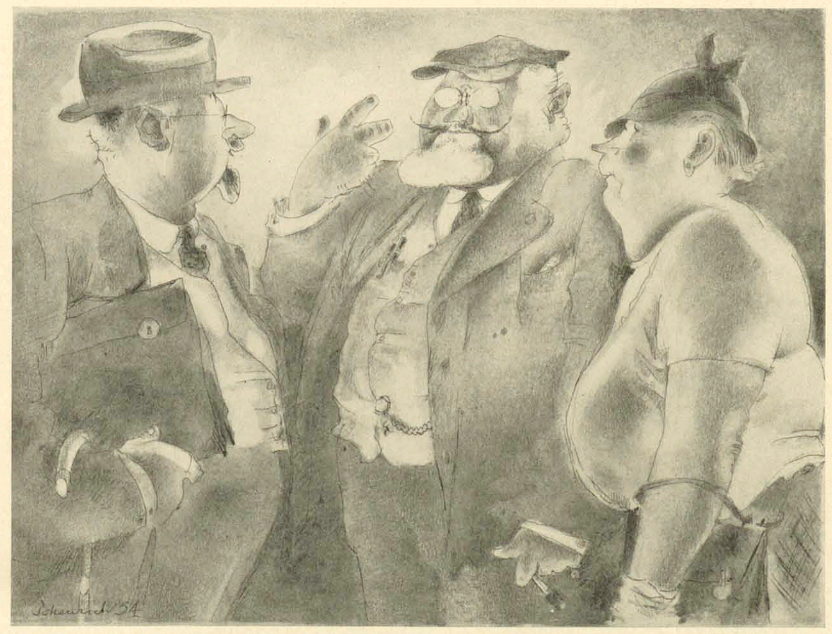
(E Thöny)



„Sixt as, da stehna mir drin, in dem Reiseführer, glei in drei Sprachen! Wann jetz recht vui vo dene Ausländer kemman, wia red'n ma nacha mit eahna?" — ‚Ja, bayrisch, vasteht si! Dös is gratis im Pensionspreis inbegriffn."

Im Bann der Gestirne

(Paul Scheurich)



„Eijentlich wollten wir ja ins Jebirge, weil ich doch 'n Steinbock bin. Aber wissen Se, wat die Astrologin jesacht hat? ,Nich in die Ia mäng, Herr Kulicke! Die Fische sind noch immer obenauf, und dann folgt der Wassermann.' Und nu jehn wa eben nach Büsum."

Die Flucht nach Chemnitz / Von Hans Seiffert

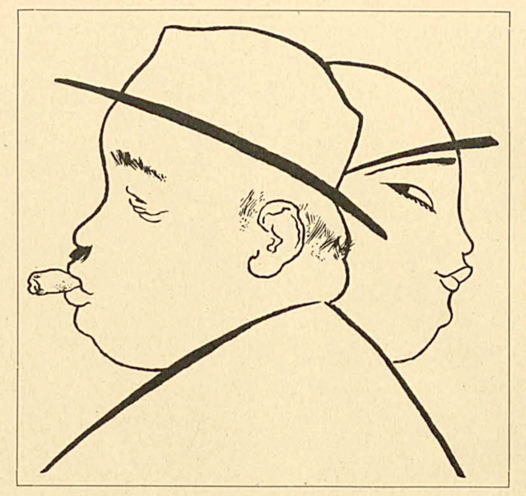
Daß alljährlich viele Chemnitzer Pfingsten in Chemnitz verbringen, ist eine Tatsache, die keinen Menschen wundern wird. Aber daß Hansgeorg zu Pfingsten von Berlin ausgerechnet nach Chemnitz zu einer betagten und tauben Tante auf Besuch fuhr — wo er doch für dasselbe Geld wahrhaftig reizvollere Gegenden hätte aufsuchen können —, das heischt eine Erklärung.
Ich will sie dem Leser keineswegs vorenthalten.
Hansgeorg ist nämlich seit Oktober vorigen Jahres an einer Berliner Zeitung zweiter Feuilletonredakteur, also der Mann, der die einlaufenden Manuskripte sichten, lesen und prüfen muß. Mancher macht das jahrzehntelang, und es schadet ihm nichts, weil er eine eiserne Konstitution hat. Hansgeorg aber hat keine eiserne Konstitution. Im Gegenteil. Und so reibt sich der arme Junge buchstäblich auf. In normalen Zeiten mag es noch angehen; achtzig bis hundert Manuskripte jeden Tag —; man gewöhnt sich dran, und es ist doch immerhin etwas Abwechslung unter den Sachen. Zu den Festen jedoch schwillt die Flut zu beängstigender Höhe und noch viel mehr beängstigender Monotonie. Ein Mount Everest von Gedichten, zwei Montblancs von ernsten und heiteren Skizzen türmen sich dann auf Hansgeorgs Schreibtisch, und in all den Sachen steht, mit ein bißchen anderen Worten natürlich, immer dasselbe. Immer dasselbe. Es ist furchtbar.
Weihnachten und Ostern hat Hansgeorg brav durchgehalten, so sauer es ihm auch wurde. Zu Pfingsten hakte es aus. Auf den Bedauernswerten prasselten zweitausenddreihundertvierundsechzig Pfingstgedichte hernieder. Alle priesen sie die „bräutlichen Schleier der pfingstlichen Birken", reimten Blütenduft und Waldesluft, Linde und Winde, Silberglanz und Elfentanz. Der Reim Tandaradei — Mai kam nur achthundertvierzehnmal vor. Fast noch trostloser sah es in den neunzehnhundertvierundachtzig Pfingsterzählungen aus, die Hansgeorg durchackern mußte. Die Zahl der in den Geschichten getätigten Pfingstverlobungen ließ für künftigen Bevölkerungszuwachs das Beste hoffen, die darin beschriebene Naturschönheit genügte für eine zweite Weltenschöpfung.
Und da — Sie werden das verstehen — hatte den armen Hansgeorg ein Abscheu gegen alle diese pfingstliche Süßigkeit erfaßt. Ihm graute vor den bräutlichen Birken, duftenden Blütenträumen, schluchzenden Nachtigallen, Lämmerwölkchen am blauen Firmament. Es war ihm unmöglich, all das, was er wochenlang Tausende von Malen gelesen hatte, nun auch noch erleben zu sollen. Und deshalb, sehen Sie, fuhr er nach der Industriestadt Chemnitz zu seiner alten und stocktauben Tante. Dort war er gefeit. — — — Seine Berechnung stimmte. Die Tante empfing ihn mürrisch; aus dem Fenster seines Zimmers blickte er auf Fabrikmauern und himmelhohe Schornsteine. Außerdem regnete es. Hansgeorg war glücklich.
Am Spätnachmittag des ersten Pfingsttages bekam die Tante Besuch von einem jungen Mädchen, einer entfernten Verwandten. Als sie sah, daß ein junger Mann zu Gast war, blieb sie auch zum Abendessen. Sie war ein hübsches Ding; sie hörte recht verständig zu, als Hansgeorg von der Zeitung erzählte, und er fand sie nicht unsympathisch. Gegen neun verabschiedete sie sich, um nach Haus zu gehen. Die Tante sagte, Hansgeorg müßte sie begleiten; es wäre weit, beinahe durch die ganze Stadt, und ein junges Mädchen dürfte nachts nicht allein gehen.
Hansgeorg nahm nicht ungern seinen Hut und ging mit.
Es hatte längst aufgehört zu regnen, der Himmel war klar und samtblau. Sie schlug einen kleinen Umweg vor, durch die Anlagen am Schloßteich — „da ich ja nun einen starken Schutz habe!" lachte sie übermütig.
Als man den Park erreichte, bot er ihr galant den Arm. Sie hängte sich zutraulich ein. Es war still, nur aus einem Biergarten in der Nähe tönte Musik. Das Mondlicht lag in silbernen Tafeln auf den Fabrikdächern in der Ferne, es zog einen flimmernden Pfad über die Wasserfläche des Schloßteichs und spielte im Laubwerk einiger Birken, das der Abendwind leise bewegte. „Wie schön das ist! So pfingstlich!" sagte sie und lehnte sich an Hansgeorgs Schulter.
Als er sie küßte, schlug im Gebüsch eine Nachtigall.
Es war akkurat wie in der Pfingstliteratur unterm Strich.
Was nützt es dem Menschen, wenn er nach Chemnitz fährt? . . .

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Raschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Raschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Kleiner Rat für die Pfingstfahrt

Pfingsten fahren alle Knaben,
welche einen Wagen haben
und das nötge Benzin,
mit der Braut zu Mutter Grün.

Blinzelnd in den Himmel kiekend
feiern sie das große Weekend,
bis die Braut in ihrer Hand
aufschreit wegen Sonnenbrand!

Ist die Neigung noch so herzlich —:
Sonnenbrand bleibt trotzdem schmerzlich,
und die Haut, wo er sich zeigt,
ist der Liebe abgeneigt.

Darum soll man nicht verfehlen,
seine Braut gut einzuölen,
wenn sie auch für kurze Frist
daraufhin leicht klebrig ist.

Aber wie bei deiner Lore
denk an Öl auch beim Motore,
weil er sonst genau so bockt,
klopft und keucht und spuckt und stockt.

Braut und Motor brauchen beide
zwecks rein-ungetrübter Freude
— wie das jeder Fachmann weiß —
Öl. Sonst laufen sie sich heiß.

Benedikt

Der Engel der Barmherzigkeit / Von Anton Sailer

Eingehüllt von dem wärmenden Gruß des Lichtes ging der Maler Valentin über die Straßen den nahen Wiesen zu. Er war hungrig; er dachte an die Phantastik des Nichtsgeschehens, die ihn umstrickte, die jeden Morgen und jeden Abend die geringsten Hoffnungen seines kümmerlichen Lebens zerstörte; und seine Müdigkeit ließ ihn still, gleich einem Träumenden wandeln. Ja, sie bettete ihn sogar ein in gleichgültige Wunschlosigkeit, die seltsamen Frieden und merkwürdige Sicherheit brachte. Und immer mehr von allem Grimm befreit, spürte Valentin den Lenztag in wehendem Blinken an seiner Seite gehen, und plötzlich sagte er zu ihm: „Du guter Kamerad!"

Schön war es, draußen zu gehen! Die Stadt schien völlig fern zu sein, ein paar Häuschen nur standen klein und weit verstreut, eine Kiesgrube war da, Wiesen und Felder. Der betörenden Magie, die Kiesgruben auf alle Maler ausüben, konnte sich auch Valentin nicht entziehen; so setzte er sich an ihren Hang, ausruhend und das farbige Wunder unter ihm genießend. Trotz aller Vielfältigkeit breitete sich dort solche Einheit, daß das Auge lange brauchte, um die ganze Skala zu zerlegen und einzeln zu erfassen. In tiefer Ockerfarbe lag der Sand, und das Geröll auf ihm lief in matten, aber vielfältigen Abschattierungen hindurch. Dann waren warme, graue Töne da, von Schutt gebracht. Das Grau war von dem satten Weiß einiger Steine durchbrochen, und in dem beinahe schwärzlichen Braun eines aufgeschütteten Hügels leuchtete kostbares Rot von Ziegelsteinen — ein Rot, welches durch das Blau eines Wellblechstreifens daneben bereits in Orange ausflimmerte und damit also eine bezaubernde Harmonie zu dem beherrschenden Ockerton schuf. Großzügig und in breit fallenden Wellen prägte sich die Zeichnung der Grube aus, in abschließender Rundung eine für sich existierende Welt bildend — mit Hügeln und Flächen Ruhe und Bewegtheit, Geheimnis und Gleichnis aller Erde zeigend. Valentin saß, von sanfter Heiterkeit erfaßt, in gelöstem und empfänglichem Staunen völlig der Betrachtung hingegeben. Sein Atem, sein ganzes Menschsystem wurde ruhig; Geistigkeit flackerte hoch — doch nicht kalte, beherrschte Gehirnmathematik, nein — das Wissen des Herzens, die Güte und der Anstand, die Liebe und die Wärme des Blutes sammelten sich und blühten auf. Die Erkenntnis der Verbundenheit mit Erde, Sonne, Mond und Sternen strich wie warmer Windhauch um seine Fingerspitzen; und der Glückliche spürte, was mit ihm geschah. Er spreizte wohlig die Finger auseinander, weit sie von sich haltend, sie waren zu Gräsern geworden; die Nägel schimmerten wie roter Mohn, die Falten der Gelenke hatten sich zu Ackerfurchen verwandelt, und Ameisen krabbelten darin, erregendes Schauern durch den ganzen Körper sendend.

— — — Das Weiß einer Hausmauer leuchtete von fern, zwei Bäume grüßten. Später ging eine junge Frau nah und langsamen Schrittes vorüber. Sie lächelte ein wenig; ihr Lächeln war wie ein Atmen, aus Verstehen und Freundschaft gemischt — ihre anmutige Silhouette noch glich einer ungewissen Tröstung. Dann war aber mit einemmal die Wärme des Frühlings rasch und ohne Übergang entglitten, und in der Ferne ließ das Licht selbst bereits sich widerspruchslos und willig von dünnen Nebelstreifen verschlucken. Valentin fröstelte leicht.

— — — Er tritt den Heimweg an, und sein Hunger geht mit ihm. Riesengroß und drohend hat sich nach wenigen Schritten nicht abzuschüttelnder, unersättlicher Hunger eingestellt. Er geht in Eile und denkt an seine leeren Taschen, an die beiden leeren Tage hinter ihm — er denkt an Essen; wie verhext kann er nur mehr an Essen denken, und schließlich, kurz vor seiner Wohnung, zwingt ihn plötzliche Schwäche auf eine Bank. Dort aber kommt die Erschöpfung doppelt über ihn, hilflos kauernd starrt er mit aufgerissenen Augen ins Leere, er friert, und wie im Fieber ist seine Brust auf einmal schweißgenäßt. Seine Hände sind feucht, und seine Lippen zittern; hart schlagen die Zähne gegeneinander, und aufschreckend in Furcht vor Erkältung rafft er sich mühsam zusammen, kommt er endlich in Hoffnungslosigkeit nach Hause. Zwecklos dann im Raume stehend, sieht er schließlich zum Fenster hinaus, in leichtem Schwindelgefühl wieder von der betäubenden Reinheit der Luft überfallen. Umgeben von dem lebendigen Schweigen des Abends und nach sich selber lauschend, steht er lange. Und in sein tastendes Grübeln schiebt sich ein plötzlicher Traum, zarte Tröstung bringend und Beglückung. — Es ist nur, daß aus dem Nachbarhaus das Klappern eines Bügeleisens dringt — doch augenblickliche, süße, stärkste Erinnerung ersteht mit ihm. Valentin hat eine Schultasche unter dem Arm und geht in die Küche zu seiner Mutter hinein. Seine Mutter hat eine rotgeblümte Bluse an und plättet. Ein Korb voll Wäsche steht auf dem Stuhl, und der ganze Tisch wird zum Plätten gebraucht, doch auf eine der äußersten Ecken stellt sie ihm etwas zu essen hin. Oh, er bekam immer etwas, doch er weiß, daß es an jenem Nachmittag, als er kam und Wäsche geplättet wurde, Rhabarberkompott gegeben hat. — Valentin lächelt und denkt an dieses Rhabarberkompott. Ah! Rhabarber, Rhabarber! Er berauscht sich an diesem Wort und verspürt eine tiefe Freude dabei, eine Freude, die ihm über den Rücken rieselt, die seine Augen in feuchten Schimmer taucht. Und er wiederholt laut, mit jener Feierlichkeit, wie sie einen bei kleinen Ursachen überfällt: „Rhabarber, Rhabarber!“ — — —

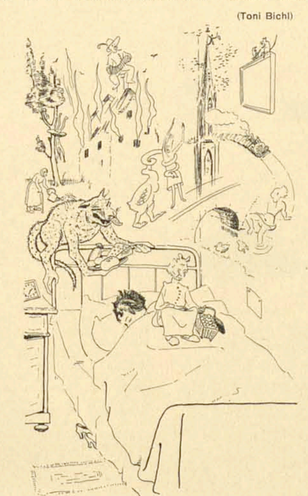
— Plötzlich klang lautes Klopfen an der Tür. Er öffnete, und eine rothaarige Gestalt schob sich herein, in grotesker Verrenkung des Körpers beinahe humpelnd, eine verkrüppelte Hand an rechtwinklig gespreiztem Arm weit vor sich tragend. Gleich einem Gnom eine übertriebene, gezierte Reverenz machend, sagte er mit dünner Stimme: „Guten Tag, Herr Kalm!“ — „Ich heiße nicht Kalm!“ erwiderte Valentin, den Störenfried mißtrauisch betrachtend. — „Oh, ich weiß, ich weiß, Herr Kalm!“ klang es kichernd wider. Valentin wich einige Schritte zurück, doch in unbeirrbarer Sicherheit ihm folgend, begann der andere eine klägliche Geschichte zu erzählen: Wie er über die Bergstraße gegangen sei, hätte ihn ein Auto überfahren; er streckte die verkrüppelte Hand als Beweis noch höher, und dann wären lange Wochen im Krankenhaus gefolgt. Schließlich griff er in die Taschen, blätterte in einem Bündel alter Papiere, suchte nervös und hastig, und endlich einen zerrissenen, schmutzigen Zettel findend, hielt er denselben Valentin entgegen. — „Hier, bitte! Lesen Sie! Ich habe einmal den Rompreis bekommen!“ — Seine Stimme klang heiser, und die Augen leuchteten den Triumph eines Spielers, der seinem Partner die höchsten Trümpfe zeigt. „Den Rompreis!“ wiederholte er eigensinnig, „den Rompreis für Pastellmalerei!“ — Mit befriedigtem Nicken genoß er Valentins höfliches Staunen, und immer weiter redend, Erzählungen über seine Bilder mit sinnlosem Zeug, aus welchem immer wieder deutlicher Haß gegen die Bergstraße hervorbrach, zusammenmischend — kam er endlich auf den Zweck seines Besuches. Früher hätte hier ein Herr Kalm gewohnt und ihn öfter unterstützt, doch dessen Nachfolger, wie er sehe, sei ja auch ein Maler, ein Kollege also, und er würde ihm, dem von Unglück Verfolgten, doch gewiß eine kleine Unterstützung gewähren! — Die letzten Worte waren beinahe gelispelt; mit ihnen versiegte sein Redestrom, und leises Wiegen des Kopfes nur störte die demütig abwartende Haltung, in die er nunmehr versunken war.

Valentin, der allmählich in seinem Besuch unergründliches Mitteilungsbedürfnis eines geistig etwas Gestörten zu erblicken glaubte, erschrak bei dieser Bitte bis ins Herz hinein. Es war der Schrecken seiner eigenen Armut, der ihn überfiel; in doppelter Pein sah er nun, wie hilflos er war, und spürte doch gleichzeitig in alle Ecken; obwohl er wußte, daß nichts zu finden war. Und der enttäuschte Bettler wollte gehen, doch er hielt ihn zurück, dachte einen Moment daran, ihm eine Zeichnung zu schenken, und griff schließlich zu einer alten Jacke, aber der andere wehrte entschieden ab. Die Jacke entmutigt haltend und mechanisch in deren Taschen greifend, entdeckte er darin, gleich einem Wunder — zwei Zigaretten! Der Mangel an Zigaretten war trotz allen Hungers mit das Schlimmste. Valentin hielt einen wirklichen Schatz in Händen und überreichte ihn strahlend als Geschenk. Er stieß auf Abwehren, steckte sie jedoch dem Widerstrebenden in die Tasche, ihn gleichzeitig gehen lassend.

Doch kaum war der gegangen, hatte er ihn nach einem Seufzer der Erleichterung auch schon wieder vergessen. Er vergaß alles, saß still und müde, lief in Aufgeschrecktheit durch den Raum; ging schließlich wieder fort. Wohin? Er wußte es nicht. In die Stadt, vielleicht — doch wozu? In dumpfer Unentschlossenheit vor seinem Hause bereits stehen bleibend, sah er zu, wie der riesige Schuppen gegenüber geschlossen wurde. In wunderbarem Wirrwarr hatten sich darin Fuhrwerke, Wagen und Karren zusammengeschoben — Gebilde von menschlicher Hand dem menschlichen Herdentrieb folgend. Und das gespenstische Holzschnitt-

(Schluß auf Seite 92)

(Toni Bichl)



Maibowlen-Traum

Pläne u. Ziele

ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus **40** Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho**-Graphologe P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Billige Briefmarken

zur Auswahl, nur 1½ Pfg. pro Stück, bessere mit Jubil., Juventute, Flugpost etc. nur 5 Pfg. pro Stück. **Aug. Lambart, Pforzheim,** Postfach.



Haus- u. Einreibemittel seit Jahrzehnten bewährt bei Rheuma, Ischias, Kopf-, Nerven- und Erkältungsschmerzen, Ermüdung, Strapazen, Sport. In Apotheken und Drogerien.

AMOL gegen Schmerzen!

1 Mel.-, 3 Musk.-, 1 Nelk.- 6 Ztr.-, 5 Zimt. u. Lavd.-Oel, 18,14 Menth., spir. dil. ad. 1000

984 Werkzeuge

enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Millionen beginnen den Tag

Millionen beschließen den Tag

mit Chlorodont

Und Sie lieber Leser? Denken Sie daran:

Sie brauchen alle Ihre Zähne - alle Ihre Zähne brauchen Chlorodont!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Des Deutschen Michels Bilderbuch

25 Jahre Simplicissimus. 25 Jahre deutscher Geschichte kartonniert **RM. 1.–**

Zu beziehen vom: **Simplicissimus-Verlag, München 13**

Inseriert ständig im „Simplicissimus“.

Kuckucks-Uhr



25 cm hoch, alle ¼ Stund. rufend, Messingwerk, saubere Schnitz. 2 J. Gar. Nachn. M. 3.80, Auswahlkatal. fr. **Carl Joos,** Schwarzwalduhren, **Schonach** 12 im Schwarzwald.

Völlerei

Simpl.-Bücher! Kart. Eine Mark

Simplicissimus-Verlag München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie **Adolf Schustermann**

GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 30

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W

das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr ✱ 39. Jahrgang ✱ Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.

Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.

Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen

Anzeigenvertreter

der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.

Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus“ (F. C. Mayer) München 2 C, Sparkassenstraße 11

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte“
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

durch **Bessere Photos** PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62

DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS

Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt

Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: Karl Arnold, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Die Frau Frings hat ihren Mann verloren.
„Nu is Eure arme Mann ja auch jestorwe!“ sagt Frau Schmitz, die Nachbarin, zur Frau Frings.
„Jaja“, sagt Frau Frings.
„Wie wollt Ihr et denn nu mit der Beerdijung maache?“
„Et jibt kein Bejräbnis“, sagt Frau Frings, „ich lasse minge Mann verbrenne.“
„Ach so“, meint die Frau Schmitz, „un wat macht Ihr denn mit der Asche?“
„Die benutz ich für 'ne Eieruhr“, sagt Frau Frings. „Dä faule Kopp hät in singem Lewwe keine Schlag jedonn — da soll er wen'gstens jetz, wo er tot is, ein bißche arbeede!“

Die Gemeinschaft der Kreatur

Willst du wahren Pfingstgeist atmen,
mußt du über Felder gehn,
wo die Wolken dich umwittern,
Wald und Wiesen stumm erzittern
und im Zwang der Säfte stehn.

Laß dich von der Kraft durchfluten,
die in allen Poren webt.
Alle Keime, alle Zellen,
sieh, sie bauen, drängen, schwellen,
sieh, wie alles zeugend bebt.

Jede Kreatur ist göttlich,
ist erfüllt vom heiligen Geist,
der in Mensch, Tier, Baum und Blume,
ja der kleinsten Ackerkrume
die Gemeinschaft aller preist.

Julius Zerfaß

(Schluß von Seite 91)
reich eines Lagerplatzes nebenan betrachtend, zu den schwärzlichen Ästen der Bäume blickend, von Traurigkeit erfüllt und von Verzweiflung übermannt, wußte er plötzlich, daß er verloren war. Nie war das Alleinsein bitterer als jetzt, nie war dessen Kälte so groß gewesen. Und in frierendem Frösteln des Körpers, in rieselnder Einsamkeit der Seele schob er sich langsam vorwärts; nach ein paar Schritten schon mußte er seinen Hut abnehmen, so beunruhigend brach Schwäche in Schweiß und Fieber aus ihm.
— — — „Guten Abend!“ klang es im selben Augenblick. Auffahrend blickend, sah er das Kolonialwarengeschäft an der Ecke vor sich. Die Frau wollte eben schließen und hatte auf sein Hutabnehmen ihn gegrüßt. — „Wie geht es Ihnen?“ frug sie weiter, mit mütterlicher Besorgnis sein junges, bleiches Gesicht betrachtend. — „Warum kommen Sie nicht mehr?“ — Er sah reglos zu ihr, und in ihren Augen glomm plötzliches Verstehen auf. — — — „Nun“, ergänzte sie einen nichtgesprochenen Satz, „einmal werden Sie schon wieder Geld haben! Kommen Sie!“ — Er folgte ihr in den Laden. Wie in allen einsamen Geschäften an dem Rand einer Stadt, gab es auch hier alles zu haben.
Und beide Arme voll von guten Sachen, ging Valentin in pochendem, tränennahem Glück nach Hause.

Borgen macht Sorgen

Von K. R. Neubert

Es beginnt meist damit, daß man seinen neuen Anzug, seinen neuen Mantel oder Hut, seine neue Freundin bewundert hat. Dann neigt er sich geheimnisvoll lächelnd an unser Ohr: „Im Vertrauen gesagt: ich bin momentan in Verlegenheit. Kannst du mir bis übermorgen zehn Mark borgen? Du erhältst sie dann bestimmt zurück!“ Diese Zusage bekräftigt er durch irgendein Papier, auf dem zu lesen steht, daß er übermorgen tatsächlich im Besitz einer bestimmten Summe sein wird. Man gibt ihm die zehn Mark. Nun kann der Vorhang fallen. Der erste Akt ist vorüber.
Der zweite Akt der Tragikomödie beginnt damit, daß man übermorgen vergeblich auf ein Lebenszeichen des Schuldners wartet. Man erwischt ihn zufällig ein paar Tage später. Und er erschrickt. Im nächsten Augenblick aber lächelt er schon wieder und begrüßt einen begeistert. „Endlich treffe ich dich! Ich habe dich um Entschuldigung zu bitten. Es war mir neulich nicht möglich. Das Geld war im Nu weg. Die Wirtin, der Schneider, na, und leben will man ja auch; also, sei mir nicht böse. So bald als möglich zahle ich dir das Geld zurück.“
Jetzt rennt man, wenn man Glück hat: acht Wochen, wenn man Pech hat: acht Monate hinter dem Zehnmarkschein her, den man Andreas geliehen hat. Die Telephonspesen sind inzwischen auf eine Mark und vierzig Pfennige angelaufen. Für Fahrgeld hat man achtzig Pfennige ausgegeben. Aber entweder hat man Andreas nie angetroffen, oder man hat ihn angetroffen, jedoch kein Geld.
„Wie dumm!“ ruft er vorwurfsvoll aus, „gestern hätte ich dir das Geld geben können. Warum bist du gestern nicht gekommen?“
Man glaubt ihn mit größerem Recht fragen zu können: „Warum bist du dann gestern nicht zu mir gekommen?“ Diese Frage hört er nicht. Wenn er sie doch hört, weiß er so viel darauf zu antworten, daß man sich schließlich noch entschuldigen muß, gestern nicht gekommen zu sein.
Wenn man ihn dann Wochen später gelegentlich vorsichtig an die gewisse Angelegenheit erinnert, ist er ärgerlich und trumpft auf: „Du hättest das Geld schon längst haben können. Du mußt mich nur im richtigen Moment daran erinnern. Heute ist es leider nicht der richtige Moment.“
Man muß sich fast Vorwürfe machen, daß man ihn immer im falschen Moment belästigt. Es kann nun vorkommen, daß man an den Knöpfen der Weste abzählt, ob man Andreas anruft oder nicht. „Der richtige Moment — nicht der richtige Moment, der richtige Moment — nicht der richtige Moment, der richtige —“
Man ruft an. Leider teilt einem dann die Wirtin mit, daß Herr X. vor einer halben Stunde das Haus verlassen habe. Man hängt tief enttäuscht den Hörer an, denn man hat das Gefühl, daß es heute der richtige Moment gewesen wäre. Heute hätte er großmütig am Telephon erklärt: „Die zehn Mark stehen zu deiner Verfügung. Du kannst sie sofort haben.“
Schließlich reißt einem die Geduld. Man trifft ihn in einem Café, wo er ein reichliches Frühstück mit Schinken, Ei und Konfitüre verzehrt. Man macht ihm Vorwürfe. Redet sich in Wut. Er bietet einem eine Zigarette an.
„Also, nun hör mal auf. Ich kann wirklich gerade noch das Frühstück bezahlen. Ich habe nur noch einen Postscheck in der Tasche. Aber damit du beruhigt bist —.“ Er zieht plötzlich die Brieftasche. Ein freudiger Schreck durchzuckt einen. Ah! Endlich! Er will einem wenigstens den Scheck geben! Doch er denkt nicht daran. Er reißt einen Briefbogen auseinander und kritzelt etwas auf das weiße Blatt. „Hier!“ sagt er dann großartig, „ich habe dir eine Quittung ausgestellt. Damit du keine Angst hast.“ Er reicht einem die Quittung wie einen Zehnmarkschein. Er macht dabei ein befriedigtes Gesicht, als wäre die Angelegenheit nun so gut wie erledigt. Nun kann man nicht anders, man steht wütend auf und sagt: „Du bist ein Halunke!“
Damit ist der zweite Akt der Tragikomödie vorüber.
Im dritten Akt ist man im Anfang also mit Andreas verfeindet. Man ruft nicht mehr an, geht sich aus dem Wege. Dabei könnte man den Zehnmarkschein gut gebrauchen. Da klingelt eines Abends, als man vielleicht gerade an Andreas und den Zehnmarkschein gedacht hat, das Telephon. „Hier Andreas!“ sagt eine gefühlvolle Stimme. „Lebst du noch? Ich möchte dir nur sagen, daß du heute dein Geld bekommen kannst.“
„Herrlich!“ will man losrufen, doch man beherrscht sich. Man verabredet eine Zusammenkunft in irgendeinem Lokal. Man rast los, um den richtigen Moment, der endlich eingetroffen ist, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Andreas sitzt schon da und lächelt fast glücklich. „Alter Freund!“ begrüßt man sich. Man ist ja so froh, daß man sich wieder gefunden hat. Verschämt steckt Andreas einem zwei Fünfmarkstücke zu. Ein denkwürdiger Augenblick! Man ist ergriffen. Alles ist gut! Und man bestellt eine Flasche Wein. Noch eine. Es wird ein toller Abend.
Nachher kommt der Ober mit der Rechnung. Man holt die beiden Fünfmarkstücke hervor und muß noch etwas dazulegen. Schwankend steht man auf der Straße. Mühsam besteigt man den Autobus. Noch ehe man zu Hause angelangt ist, kommt der Katzenjammer. Eigentlich hätte man die zehn Mark besser verwenden sollen. Da ist man ihnen nun monatelang nachgerannt, hat telephoniert, hat sich geärgert, fast wäre eine Freundschaft daran gescheitert, und nun hat man das Geld, kaum daß man es zurückbekam, an einem Abend ausgegeben . . . Und noch etwas mehr. Wieviel Verdruß, Mühe und Spesen hätte man sich erspart, wenn man Andreas gleich gesagt hätte: „Wiedergeben? Lieber nicht! Ich rechne nicht darauf!“

Brief an einen Rechtsanwalt

Herrn Doc. Sch.!

Habe Ihren Brief erhalten, und muß zu meinem größten Bedauern Ihnen mitteilen, das ich mich mit meiner Frau wieder vertragen habe, und bitte Sie höflichst die Ehescheidungsklage zurück zu ziehn. Hochachtungsvoll B. W.

Pfarrer, bleib bei deiner Kirche!

(Olaf Gulbransson)



„Gebn S' fei Obacht, Hochwürden! Da find' i scho' wieder politische Notizen in Eahnam Brevier!"

Dolly mischt sich unter Kegelbrüder / Von Hans Duis

Kein Wort gegen den Kegelsport! Wenn man nämlich den Aussagen so vieler meist wohlbeleibter und geschäftlich solider Herren in den besten Jahren trauen darf, so bringt dieser Kegelsport eine ganz enorme Steigerung des Wohlbefindens mit sich. Ja, diese Wirkung ist so ungewöhnlich, daß der sonst durch geschäftlichen Ärger gereizte und daher brummige Hausherr schon am Tage vor seinem Kegelabend eine merkliche Besserung seines Allgemeinbefindens verspürt und ein entsprechend aufgepulvertes und nach allen Seiten hin menschenfreundliches Wesen zur Schau trägt.

Dies zur Rechtfertigung des Kegelsports, falls ein anormal mißtrauischer Freund des Kegelns auf den absurden Gedanken kommen sollte, daß diese kleine Geschichte in irgendeiner Weise dessen offensichtlichen Wert anzuzweifeln wage. Und nun zur Sache:

Sie müssen wissen, daß Erwin und Franz sehr intime Kegelfreunde sind. Sie müssen auch wissen, daß Erwin seit einiger Zeit sehr glücklich mit Dolly verheiratet ist. Was Sie aber nicht zu wissen brauchen, ist, daß Dolly der Meinung ist, die Vertrautheit zwischen Erwin und Franz sei größer als die Vertrautheit zwischen Erwin und ihr, — denn das zeigt diese Geschichte zur Genüge.

Es ist am Tage nach einem Kegelabend, den Erwin unerklärlicherweise geschwänzt hatte, als Dolly früh um neun Uhr den verblüfften Franz im Büro aufsucht.

„Das ist aber furchtbar nett von dir!" legt Franz allzu laut begeistert los, „leg ab, nimm Platz, was kann ich dir anbieten? Wirklich reizend von dir!" Dabei kratzt ihn irgendwie der Instinkt, mächtig auf der Hut zu sein.

Auch Dolly zeigt ein ziemlich unsicheres Benehmen. Sie lächelt forciert und sagt mit gespielter Leichtigkeit, aber leider zittert ihre Stimme ein wenig dabei: „Ich hatte hier gerade in der Nähe zu tun, und da wollte ich doch nicht verfehlen . . . übrigens", — und nun wird ihr Ton bedeutend natürlicher — „übrigens hat ja Erwin gestern bei dir übernachtet, nicht wahr?"

Da haben wir den Salat, denkt Franz, wenn der Idiot mir doch wenigstens . . . Jetzt heißt es aber scharf aufpassen, alter Junge, damit du den Erwin nicht hineinreitest! — „Tja", lächelt er entschuldigend, „es war reichlich spät geworden. Aber wenn man so richtig beim Kegeln ist, da vergißt man die Zeit und alles."

„Kegeln?" fällt Dolly ihm drohend in die Rede, „kegeln?? Ich denke, ihr habt mit dem Agenten über das Geschäft geredet? Jedenfalls sagte das Erwin am Telephon!"

„Das . . . das . . . war nachher", Franz gerät ins Stottern, und die Flüche, die er verschlucken muß, lassen ihn beinahe ersticken.

„Ist denn das Geschäft wenigstens zustande gekommen?" fragt Dolly mit so spitzen Lippen, daß Franz nicht weiß, ob es noch Ironie oder schon Perfidie ist. Er ist nahe daran, die Fassung zu verlieren; denn er merkt, wenn es noch zwei Minuten mit diesem Verhör weitergeht, wird er sich rettungslos festrennen mit seinen erfundenen Antworten. Also rafft er sich mit letzter Kraft zusammen.

„Ja, Gott sei Dank, es ist zustande gekommen", haspelt er heraus, dabei ostentativ nach der Tür sehend, „und das haben wir doch begießen müssen, dabei ist es ja so spät geworden, daß Erwin gleich bei mir geblieben ist, die Einzelheiten wird er dir heute abend erzählen, ich habe nämlich jetzt eine dringende Konferenz, entschuldige, bitte, daß ich dich hinausschmeißen muß, vielen Dank noch für deinen Besuch und grüß Erwin, diesen . . . Ja, also auf Wiedersehen!" —

Uff! Die Dolly ist fort. Aufatmend steht Franz einen Augenblick an der Tür. Dann springt er mit einem Satz ans Telephon.

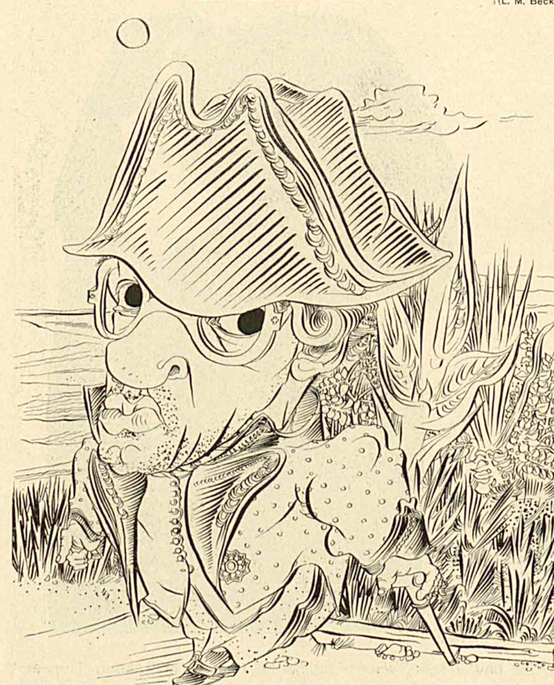
„Erwin? Ja, hier ist Franz. Weißt du, was du bist? Du bist das größte Rindvieh, das mir je auf dieser Erde über den Weg gelaufen ist! Wenn du schon gestern abend dumme Sachen gemacht hast, konntest du mich dann nicht wenigstens rechtzeitig informieren, was für Märchen du deiner Dolly erzählst? Jetzt ist sie eben bei mir gewesen, ich kann dir sagen, ich habe Blut geschwitzt, aber mich doch ganz großartig aus der Affäre gezogen . . . Was, du weißt nicht, was ich will? Wie?? Du bist gestern den ganzen Abend mit deiner Dolly zu Hause gewesen . . . ???"

Wumm! flog der Hörer auf die Telephongabel. Aufgesessen! Diesem Baby von Weibsbild auf den Leim gekrochen! Das konnte nicht einmal mit Sekt wieder abgewaschen werden. Und Erwin, der Schurke, hatte noch dazu gelacht!

Von diesem Tage ab war die Vertrautheit zwischen Erwin und Franz nicht mehr so groß wie zwischen Erwin und seiner Dolly.

Größenwahn

(L. M. Beck)



Südamerikanisches Geplänkel

Die Brasilianer liegen mit den Argentiniern, denen vielfach der Ruf nachgeht, tüchtiger und rühriger zu sein, in ewiger eifersüchtelnder Konkurrenzfehde, und wenn zwei Angehörige dieser Länder sich über den Weg laufen, geht es nur selten ohne kleine Sticheleien ab.

Ein Mann aus Rio trifft mit einem Mann aus Buenos Aires zusammen, und um das vermutete Überlegenheitsgefühl des Argentiniers zu ironisieren, sagt er mit hinterhältigem Ernst: „Was ist eigentlich Wahres daran? Bei uns wird erzählt, in Buenos Aires wäre der Himmel zweihundert Meter höher als in Rio!"

Der Argentinier bleibt todernst: „Nein", sagt er dann kopfschüttelnd, „der Himmel ist bei uns nicht höher: bloß der Horizont ist weiter."

Kleiner Wunschtraum von der Sommerfrische

Von Fritz A. Mende

Auf der einen Seite der Düne lag die Ostsee ruhig in der Sonne. Auf der anderen Seite lag Bertram ebenso, und wer ihn hätte liegen sehen, dem wären wohl Bedenken gekommen, ob sich so ein faules Stück Fleisch überhaupt fortbewegen ließ. Aber es sah ihn niemand. Und weil deshalb auch niemand Ärgernis nehmen konnte, hatte Bertram die weiße Badehose ausgezogen und lag nackt und braungebrannt auf den heißen Sandkörnern. Die Hinterseite streckte er der Sonne entgegen, und die faßte es keineswegs als Herausforderung auf. Vielleicht täuschte sie sich über den wahren Tatbestand, denn Bertram hatte sich heute zum ersten Male von allen Hemmungen und der Badehose gelöst, darum hob sich eine gewisse Stelle weiß von seiner übrigen Bräune ab, so als hätte er noch die weiße Badehose an.

Bertram lag in einer sanften Kule der Düne und war unerhört beschäftigt. Er buddelte nämlich die Badehose in den Sand, dann zog er sie wieder heraus, und dann, ja dann buddelte er sie wieder ein. Ähnlich wie bei einer Eieruhr rann ihm der saubere Sand durch die Finger, aber plötzlich ließ er allen Sand auf einmal fallen,

In memoriam

(Rudolf Kriesch)



„Sehng S', Fräuln Lenerl, grad an die hohen Feiertäg geht ma mei Frau selig scho arg ab." – „Müassen S' halt wieder heiraten, Herr Huaber!" – „O mei, solchene Knödel macht koane mehr . . ."

denn auf der anderen Seite der Düne schrie jemand mit kurzen Abständen: „Die See!" — „Die See!" Bertram schüttelte sich den Sand aus den Ohren, aber er hörte nur immer wieder: „Die See!" — „Die See!" Schnell fuhr er in die Badehose und kroch vorsichtig an der Düne empor. Natürlich, ein Mädchen . . „ dachte er. Gar nicht weit von ihm saß es und jubilierte: „Die See!" — „Die See!"
Bertram kroch leise näher und überlegte, was er sagen könnte. Vielleicht: „Fräulein, wo kann man sie abstellen?" Er verwarf es wieder. Dafür erschreckte er das begeisterte Mädchen durch die Bemerkung: „Verzeihung, es heißt der See . . ."
Das Mädchen warf den Kopf herum. Eine ganze Reihe von Ausrufen, die See betreffend, erstarben auf seiner Zunge. Bertram stellte fest, daß es doch kein Mädchen, sondern eher eine junge Dame sei. Sie hatte sich wieder so weit gefaßt, um ihren Schreck hinter Ablehnung verbergen zu können. „Wer sind Sie denn?" fragte sie.
„Ich bin der Strandwärter", antwortete Bertram und grinste sie an. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie hier nicht baden dürfen."
„Warum nicht?"
„Hier ist das Herrenbad", sagte er schlicht.
Jetzt schien ihr ein Licht aufzugehen. „Ich bleibe aber doch da", lachte sie.
„Dann muß ich Sie leider aufschreiben", meinte Bertram. „Wie heißen Sie?"
„Brigitte."
„Woher?"
„Berlin."
„Beruf?"
„Kunstgewerblerin."
Mit einem dumpfen Wehlaut sank Bertram in den Sand. „Die See!" — „Die See!" stöhnte er.
„Seit einem Jahr freue ich mich darauf, hier sitzen zu können, und jetzt haben Sie meinem Freudengeschrei zugehört..."
Sie schien sich ein bißchen zu schämen.
„Und wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie auch noch allein gereist . . .?"
„Natürlich, ich brauche doch kein Blümchen Männertreu . . ."
„Dann darf ich Sie wohl allein lassen, allein mit dem kunstgewerblichen Blümchen Männertrotz . . ." Damit erhob sich Bertram und zog sich hinter die Düne zurück. In seiner Kule angekommen, streckte er sich wie vorher aus. Nur die Badehose behielt er an. Ja, da lag er wieder, aber nicht mehr faul, eher wie ein Jäger auf dem Anstand.
Nach zehn Minuten rief es ganz nahe: „Männertreu . . ."
Bertram schaute auf. Im Badeanzug und pudelnaß stand Brigitte vor ihm: „Herr Strandwärter, ich habe doch gebadet."
„Männertrotz", ätschte er zurück.
Sie ging nicht darauf ein, sondern fragte, ob er jetzt mit ins Dorf käme. Sie habe Hunger.
Bertram erhob sich. Es geschah etwas Lächerliches. Ein Herr in der Badehose verbeugte sich leicht und sagte: „Ich heiße Bertram."
Mit nackten Füßen stapften sie auf der Düne entlang. Immer weiter entfernten sie sich von dem Ort ihrer Bekanntschaft. Immer kleiner wurden ihre Gestalten und hoben sich dennoch streng gegen den sehr blauen Himmel ab.

Die Pflanze

Von Hermann Sendelbach

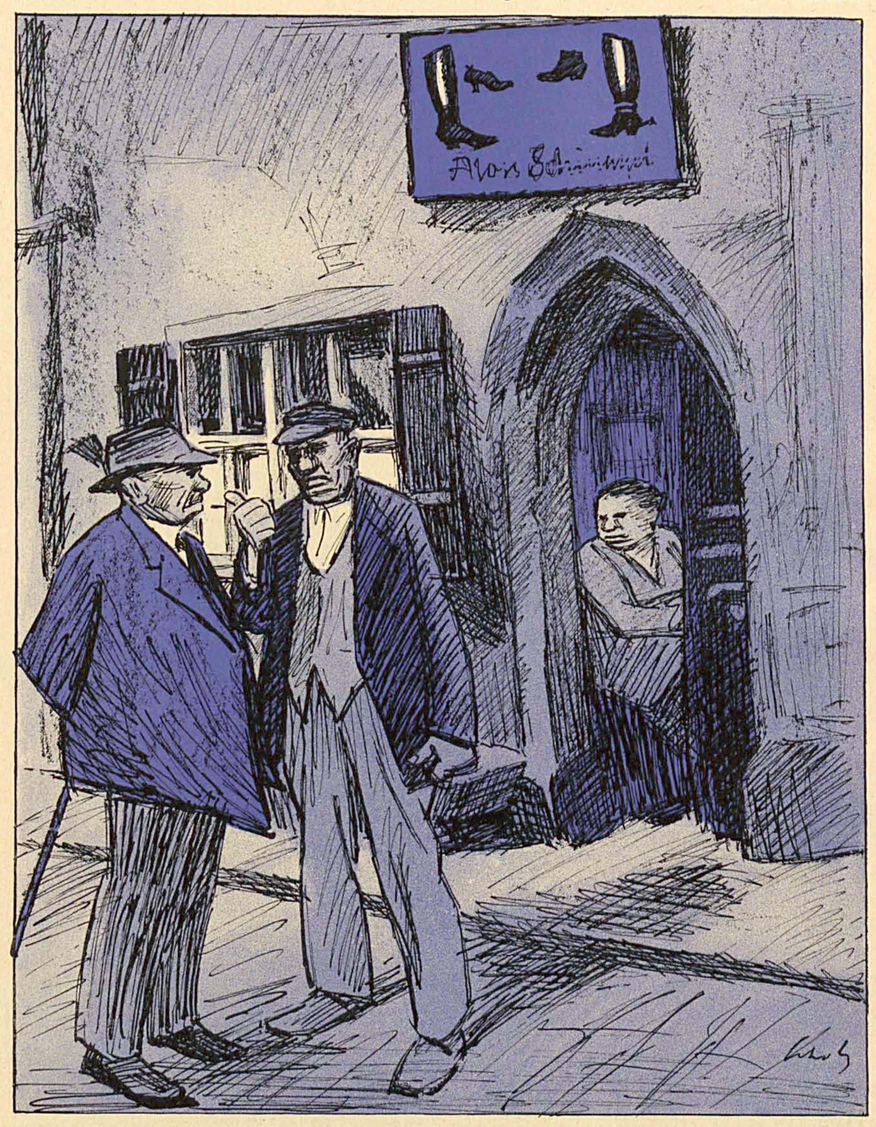
Aus der Erd' und der Gestirne Kräften
Formt sich zaubrisch atmendes Gebild'.
Hauch der Lüfte mischt sich mit den Säften.
Aufbricht's stark in Blättern und in Schäften,
Und das grüne Leben steigt und quillt.

Die Erwachte trinkt in gier'gen Zügen,
Hebt den Seinstraum triebhaft in das Licht,
Als begehre sie nach Sternenflügen.
Doch es bleibt ein leises Nichtgenügen,
Eh' die Blüte aus der Knospe bricht.

Dann verfängt sie sich im Sichbescheiden
Und gibt all ihr Sehnen an die Frucht.
Mütterlich Verzichten und Erleiden
Wird ihr Tag, – bis zu dem jähen Scheiden,
Wenn der Same eigne Heimat sucht.

Denunziantengemüt

(Wilhelm Schulz)



„Da Rohrmoser Franzl von Oberhaching ko am letzten Viechmarkt so was gar net g'sagt ham. Da Franzl is do' scho vor guat dreiviertel Jahr gschtorbn . . ." — „Ganz wurscht! Am Viechmarkt is 's gsagt worn, dös woaß i aus ganz gewisser Quelle!"

München, 27. Mai 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

Französischer Wunschtraum

(E. Thöny)



Um die Freiheit und Unbeeinflußbarkeit der abstimmungsberechtigten Saarländer zu gewährleisten, wird jedem als „Schutzengel" ein französischer Soldat zur ständigen Begleitung beigegeben.

Der Kanonenschlag / Von Heinz Oscar Wuttig

(Zeichnungen von R. Kriesch)



Die Raketen bohrten sich pfeifend in den besternten Himmel und zerplatzten dort in den unwahrscheinlichsten Farben. Goldregen überschüttete die Schrebergärten, und Onkel Ottos Laube spreizte sich in der bengalischen Beleuchtung wie ein monumentaler Palast. Es war einfach großartig! Den Beschluß des Ganzen, die Krönung des Feuerwerks, sollte jetzt ein Kanonenschlag ausmachen, den Onkel Ottos Neffe Robert beigesteuert hatte. Robert war in der Lehre bei einem Drogisten und hatte Schwarzpulver, Schwefel und Phosphor sorgfältig gemischt und das Ganze mit geleimten Bindfaden verschnürt. Der Kanonenschlag war ein ansehnliches Paket geworden. Mit ihm und seinem Gelingen stand jetzt Roberts junge Berufsehre auf dem Spiel. Natürlich wollte er die Zündschnur, den einen halben Meter langen Phosphorfaden, selber in Brand setzen. — Der Kanonenschlag wurde auf einen Stein zwischen die Erdbeerbeete gelegt. Ein Streichholz flammte auf, und Neffe Robert sprang zurück. Die umstehende Gesellschaft zog sich ebenfalls auf respektvolle Entfernung hin gegen den Zaun. Aufgeregt und gespannt wartete man auf das Ereignis. Der Funken züngelte den Faden entlang. Onkel Otto, dem plötzlich die Größe des Paketes unheimlich vorkam, stand der Schweiß auf der Stirn. Tante Olga hielt sich schon jetzt die Ohren zu, der kleine Heini weinte vor Angst. Die anderen standen weit vorgereckten Halses, nur der Neffe Robert stand unbekümmert wie ein Feldherr und beobachtete den laufenden Funken. Bis auf zehn Zentimeter hatte dieser schon den Feuerwerkskörper erreicht. Jetzt nur noch fünf. Noch drei! Gleich mußte er losgehen! Onkel Otto riß weit den Mund auf. Er hatte bei der Artillerie gedient. Allein nichts geschah. Man wartete noch eine Minute, dann wurde man ungeduldig. Neffe Robert umschlich das Erdbeerbeet und pirschte den Kanonenschlag an. — War er vielleicht feucht geworden? — Das wäre natürlich höhere Macht; denn an der Mischung lag es bestimmt nicht. — Oder ob er doch statt Phosphor — Natron genommen hatte? Die Gläser standen so dicht beisammen. Ein beschämender Gedanke! — Der Kanonenschlag lag friedlich auf dem Stein. Robert nahm ihn in die Hand. Die Lunte war bis zum Ende abgebrannt, hatte aber nicht gezündet. Merkwürdig! — Onkel Otto vertröstete inzwischen die Verwandtschaft. Robert sei doch immerhin erst ein pyrotechnischer Anfänger, und er würde schon dafür sorgen, daß es noch knalle. Und der Heini bekäme eine Backpfeife, wenn er nicht aufhöre zu weinen. — Neffe Robert hatte inzwischen aus der Laube Papier und Sägespäne gebracht und machte zwischen den Beeten ein lustiges Feuer. Als er genug Glut hatte, warf er einfach den Kanonenschlag hinein. Ein genialer Gedanke! — Doch die Wirkung blieb aus. Ruhig brannte das Feuer herunter, der Bindfaden war schon fast verkohlt, und der Kanonenschlag lag noch immer so harmlos da, als ob er nur mit Zucker und Salz gefüllt wäre. Neffe Robert war sehr bedrückt. Und endlich gab er es auf. —



Der Abend war jetzt allen verdorben. Die ganze Verwandtschaft fühlte sich um den Abschluß betrogen. Onkel Hans sagte, ein Feuerwerk ohne Kanonenschlag sei überhaupt kein Feuerwerk; und Kanonenschläge kaufe man fertig im Laden und überlasse das nicht so einem Lausejungen. Und Bier hätte es überhaupt zu wenig gegeben. — Klein-Heini fragte noch einmal, wann es denn nun endlich knalle, worauf er noch eine Backpfeife bezog. Und Lenchen, die zum nächsten Sonntag eingeladen wurde, sagte schnippisch, sie gehe lieber in den Lunapark, da gäbe es doch wenigstens ein ordentliches Feuerwerk. So ging man sehr verstimmt auseinander. — Onkel Otto blieb als einziger zurück. Ging noch einmal durch den Garten, hob den verhinderten Kanonenschlag auf und warf ihn in eine Ecke der Laube. Dann schloß er alles ab und ging ebenfalls verärgert nach Haus. —

Im Spätherbst, als die Haselnüsse reiften, saß die ganze Gesellschaft wieder einmal in der Laube. Längst hatte man das verunglückte Feuerwerk von damals vergessen. Draußen war es kalt, und auf dem kleinen Ofen stand der Teekessel und zischte. Diesmal gab es auch für Onkel Hans genug Bier. Er saß dem Ofen am nächsten und warf von Zeit zu Zeit Holz und Reisig in ihn hinein. Schließlich lag nichts mehr in seiner Nähe. Mit unsicheren Schritten ging er in eine Ecke des Raumes und holte aus ihr einen Armvoll Holzkloben, Papier und Brettstücke heran. Warf das alles auf einmal in die offene Ofentür und setzte sich wieder an den Tisch. Der Teekessel summte, es war gemütlich und warm. — Plötzlich gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Eisenstücke, Splitter und Dreck spritzten herum. Tür und Fenster wurden nach außen gepreßt. Die Wand bekam einen Riß, und dicker schwarzer Rauch erfüllte die Laube. Die Frauen schrien, soweit sie nicht in Ohnmacht lagen. Die Männer fluchten und eilten ins Freie. Klein-Heini war durch die offene Tür auf das Erdbeerbeet geflogen, und Onkel Hans sah aus wie ein Neger und hatte einen heißen Ofenring um den Hals. Nur der Neffe Robert stand verklärt inmitten des Chaos und stammelte verzückt: „Das war mein Kanonenschlag!"



Paris

(Zeichnung von Paul Scheurich)



„Mon Dieu! Mir scheint, dieser Dummkopf hat abgerüstet!"

Kleine Gartentragödie / Von Ratatöskr

Am Starenkasten auf der Stange
ist jetzt ein Hochbetrieb im Gange,
weil nämlich aus dem Ehebund
der übliche Effekt entstund.
Fünf gelbe Schnäbel klaffen ständig,
die Freßbegierde ist unbändig
und ebenso das Feldgeschrei.
Der Stoffumsatz geht nebenbei . . .

Von einem Hausdach in der Nähe
bemerkt's mißbilligend die Krähe,
die alles Tadelnswerte bucht.
„Wie? Nennt man das nun Kinderzucht?
Herrscht hier Bescheidenheit und Sitte
und Lebensart und Demut — bitte?"

Hochwürden Krähe sagt sich: „Nein!"
und greift drum pädagogisch ein.
Das heißt, sie wartet, bis die Alten
nach frischem Futter Umschau halten,
fliegt dann herbei, zieht — trotz Protest —
den ärgsten Schreier aus dem Nest
und schlägt sich seitwärts in die Fichten,
um ihn dort sittlich aufzurichten,
wobei sie viel Geschick bezeigt.
Denn siehe: der Krakeeler schweigt . . .

Natürlich fehlt es nicht an Leuten,
die diesen Vorgang schnöd mißdeuten.
Gottlob, die Krähe stört das nicht
dank ihrem innern Gleichgewicht.

Im Lande des Lächelns

(Olaf Gulbransson)



„Halloh, stop, Mister Jap!" — „Oh, ich wahre nur die Interessen Chinas."

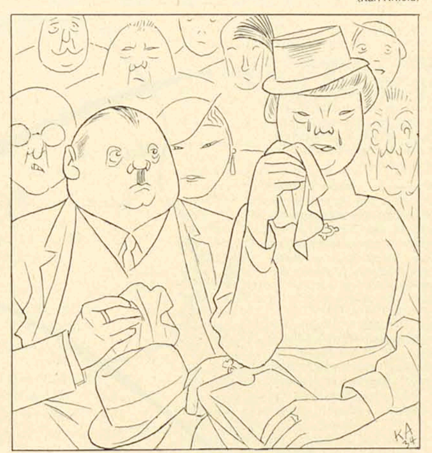
Fräulein Kuhlikes Lebensziel

Von Annette Kispert

Vor Jahren wohnte ich als Untermieter bei Fräulein Kuhlicke. Sie war Aufwartefrau in einem Bürohaus, aber sie hatte durchaus nicht die Absicht, ihr Leben lang dies zu bleiben. Tagtäglich erklärte sie mir: sie besäße Ehrgeiz, sie wolle höher hinaus, sie wolle Toilettenfrau werden.
Ich hatte bis dahin niemals gehört, daß eine Toilettenfrau im Rang über einer Aufwartefrau steht. Fräulein Kuhlicke behauptete es jedenfalls und belächelte nachsichtig meine Unwissenheit. Und dann erfuhr ich von ihr, daß Toilette und Toilette, auch wenn Holz, Porzellan und Wasserlauf sich gleichen wie ein Ei dem andern, noch lange nicht dasselbe sind, und daß überhaupt eine anständige Toilette einem nicht einfach in den Schoß fällt, daß man ein kapitalkräftiger Mensch sein müsse, um Beherrscherin einer besseren Toilette zu werden, es sei denn, man habe besondere Protektion. Und sie warf mit Kautionszahlen um sich, daß ich im Geiste beklommen feststellte, daß mir der Beruf einer Toilettenfrau, auch wenn ich noch so heftig jemals darauf erpicht sein sollte, schon aus pekuniären Gründen ewig verschlossen bleiben wird.
Als ich nach Monaten mein Quartier wechselte und ihr zum Abschied „eine prima Toilette" wünschte, drückte sie mir die Hand mit einem innigen: „Man hofft, man strebt, — wenn's nur kein Luftschloß bleibt."
Und, siehe da, es blieb kein Luftschloß.
Eines Tages betrat ich die Toilette eines eleganten Restaurants, und da, vor mir, inmitten des blitzend gekachelten Vorraums neben blinkenden Waschbecken mit funkelnden Hähnen „warm" und „kalt", neben üppigen Spiegeln und Glastischen mit allem, was die feine Dame zur Aufbesserung ihres Hauptes benötigt, stand, eingehüllt in eine riesige schneeweiße Schürze, Fräulein Kuhlicke. Sie streckte mir beide Hände entgegen: „Daß ich das erlebe, daß ich Sie hier begrüßen darf!" Dann, höflich-sachlich, wurde ich in eine der niedlichen Zellen bekomplimentiert, und als ich wieder heraustrat, erfaßte mich Fräulein Kuhlicke, drückte mich sanft auf einen weißlackierten Stuhl, vollführte eine raumumfassende graziöse Armbewegung — kein Empfangschef hätte es schwungvoller machen können — und flötete stolz: „Ist es nicht ein Schmuckkästchen?!"
Ich versicherte ihr, daß sie zweifellos auf ihre Weise das große Los gezogen habe.
„Und wissen Sie, wem ich es verdanke?" Sie lächelte verschmitzt. „Wittkopfen!! Sie besinnen sich doch noch auf den alten Wittkopf von eine Treppe tiefer?"
Mein Gedächtnis wußte nichts mehr von Wittkopf, aber Fräulein Kulicke sprach schon eifrig weiter: „Wittkopf war doch Kellner hier im Lokal, ganze dreißig Jahre lang. Und er war doch immer so merkwürdig scharf auf mich. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, ich sei die richtige Frau für ihn, und er würde sowieso jetzt abgebaut, und gespart hätte er recht hübsch, und Rente bekäme er auch und also. Aber ich sagte immer: ‚Wittkopf, ich bin an Selbständigkeit gewöhnt, mein Streben geht wo anders hin.' Doch wie Wittkopf eben ist, er ließ nicht locker. Und da gab ich mir denn schließlich einen Ruck und erklärte ihm: ‚Gut, Wittkopf, eine Liebe ist der andern wert; wenn Sie mir die Toilette in Ihrem Lokal verschaffen, dann soll's sein, dann werd' ich Ihre Frau.' Und mein Wittkopf — wie gesagt, er war dreißig Jahre hier tätig und war beliebt beim Chef —, also, mein Wittkopf wie ein Flitzbogen hin und die Sache vorgetragen. Und wie der Chef merkte, daß Wittkopfens ganzes Lebensglück davon abhing, da hieß es auch gleich: ‚Wird gemacht, Wittkopf, wird gemacht.' Und im Handumdrehen hatte ich meine Toilette."
„Und einen Mann dazu", lachte ich.
„Aber gewiß doch! Ich werde doch Wort halten."
„Und Ihr Mann sitzt nun so allein zu Hause? Fühlt er sich denn glücklich auf die Art?"
„Ob der glücklich ist!" Sie reckte schwanenartig ihren mageren Hals. „Wenn ich nachts heimkomme, Sie sollten mal sehen, wie er da schon lauert."
„Lauert?"
„Ich bitte Sie! Ein Mensch, der dreißig Jahre lang wo tätig war, der will doch was hören von der Stätte, wo er gewesen ist. Und ich weiß Bescheid übers ganze Lokal, mir kommt alles zu Ohren, da ist kein Angestellter, den ich nicht persönlich kenne. Wittkopf wäre ja wie abgeschnitten von seiner ganzen Vergangenheit, wenn er nicht diese Verbindung durch mich mit seinem alten Lokal hätte. Das hätte der Mann ja gar nicht ausgehalten, der wäre längst eingegangen, da können Sie Gift drauf nehmen. Wenn ich heimkomme und ihm berichte, das ist einfach Lebensfutter für ihn."
Die Türe schnellte auf. Ein paar Damen traten ein. Frau Wittkopf-Kuhlicke stürzte eilfertig zu den Zellen. Aber noch im letzten Moment raunte sie mir mit funkelnden Augen zu: „Sie müssen mal am Sonntag kommen, wenn's Lokal voll ist. Da können Sie Betrieb bei mir sehen. Kommen Sie mal am Sonntag." Und, schon halb draußen aus dem Schmuckkästchen, hörte ich hinter mir noch ein stolz-zufriedenes: „Ja, ja, ich habe nicht umsonst gehofft und gestrebt."
Wohl Ihnen, Frau Wittkopf-Kuhlicke; nicht jeder kann dies von sich sagen.

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Rührseliges Kinostück. Die Frau weint, daß ihr Taschentuch schon vor Nässe quietscht. Nach dem ersten Akt reicht ihr der Mann sein eigenes trockenes Taschentuch.
Darauf sie: „Ach, laß, Schorsch, der zweite Akt geht auch noch rein!"

Seelengröße

Immer bewundere ich von neuem den alten Rottländer, der von Zeit zu Zeit die Grube des Hauses leert. Da hier nicht von „non olet" gesprochen werden kann, geschieht es so selten wie möglich. Nun mußte mir doch kürzlich mein Brillenfutteral mit Brille in die Grube fallen, und damit war ich in der verzweifelten Lage, auch einmal außer der Zeit den alten Rottländer kommen zu lassen, daß er danach „tauche". Rottländer tut das ohne Zieren, denn er hat als Schutzmittel gegen das Unangenehmste ja seine Pfeife, die er unaufhörlich qualmend im Munde hängen hat, und die wie eine Gasmaske wirkt. Es muß an jenem Tage aber ein Unstern über seinem Tun gewaltet haben, denn bei irgendeinem hingemurmelten Fluch entglitt die wertvolle Schutzwaffe seinen Zähnen und fiel in die Masse.
Und da bewährte sich dieser Mann in der höchsten Gefahr. Was tat er? Er griff wie der Blitz danach, fischte sie heraus, wischte sie ebenso blitzschnell an der Hose hinten ab, steckte sie in den Mund, sog daran und sagte befriedigt lächelnd: „Se zieht no'!"
Und schaffte weiter.

Kulturkritik

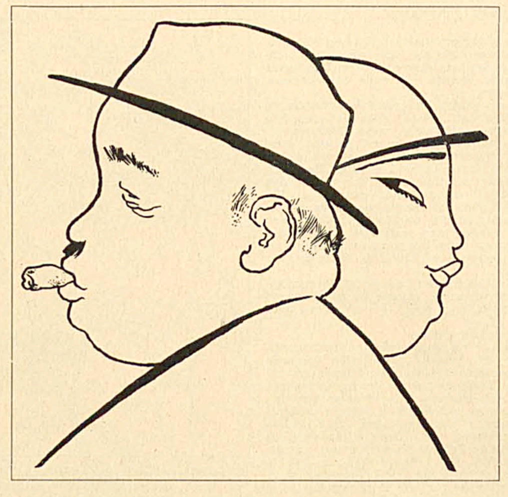
Ich war nach längerer Zeit wieder einmal in das alte Städtchen gekommen, hatte die winkligen Gassen durchstreift, ein stilles Wiedersehen gefeiert mit dem efeuumsponnenen Kreuzgang, unter dessen Gewölben wir uns damals als Domgymnasiasten in den Schulpausen ergangen hatten, und war nun von den Erinnerungen und vom schlechten Pflaster etwas müde geworden. Zeit zum Mittagessen war es auch schon, und so lenkte ich meine Schritte nach dem Ratskeller.
Das Rathaus stand noch mit seinem Renaissancegiebel und dem Turm mit der Barockhaube, über dem Eingang zum Ratskeller lachte noch die derbe, sinnenkräftige Steinplastik; aber die Neuzeit hatte auch ihren Einzug gehalten: vier oder fünf Benzin-Zapfsäulen leuchteten grellbunt in der Sonne, mehrere Autos parkten, die zwei von der Tankstelle hatten alle Hände voll zu tun.
Unten im Ratskeller, im ersten Zimmer, aßen eine Menge Leute laut und hastig. Im nächsten Raum war es still und dämmerig.
Ein alter Kellner bediente mich mit jener feierlich-heiteren Gemessenheit, die aus dem simplen Vorgang des Essens einen Akt voll tiefer und schöner Bedeutung macht. Seine Augen leuchteten väterlich liebevoll, als ich einen guten Wein wählte.
Um ihm eine Freude zu machen, sprach ich zu ihm von den Vorteilen des Autos, das, wie man ja sähe, viele Gäste hierherbrächte . . .
„Pah, diese Leute!" sagte er da unendlich geringschätzig. „Für ihr Auto wollen sie jeder eine andere Sorte Benzin und Öl. Aber für sich selber bestellen sie alle bloß Bockwurst mit Salat und ein Bier . . .!"

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Zweierlei Naturgeschichte

Überall
sitzen Spinnen,
in dunklen Ecken und Winkeln
und sogar frech in der Sonne,
warten und warten,
geruhig und harmlos, –
und gieren doch nach dem Leben ahnungsloser Geschöpfe;
saugen mit dem roten Saft
Wollust ein,
pressen dann
auch ihren eigenen Gefährten
alle Kraft und allen Willen
aus den Wirbeln –
und fressen sie auf!
die eigenen Gefährten!!!
„Jaja . . .", sagt Opa
und schielt auf Omas Bild,
das sie als große Dame,
pompös mit Kapotthut,
darstellt,
„wir alle müssen uns eben,
so gut es geht,
mit Gottes Natur abfinden." –

„Pfui Spinne!"
lacht der Enkel
in Opas zerknittertes Greisengesicht,
„ich,
um in der Naturgeschichte zu bleiben,
halte es mehr mit dem Hahn,
der täglich seine zweiunddreißig Hennen . . .
sagen wir mal . . . versorgt!
ganz ohne gefressen zu werden!"

„Leichtfertige Jugend . . .",
brummelt Opa
in seinen
eisgrauen Bart.

Hans Dais

Der letzte Verrat / Von Mang

„Komm her! — Na, komm her!" Sorgfältig suchte Tip-Top zwischen den Wurstabfällen, die ihm die gutmütige Fleischersfrau zugesteckt hatte, den appetitlichsten und verlockendsten Wurstzipfel heraus, um ihn verführerisch hin und her zu schwenken. Auf dem wüsten Platz, an dessen Rande Tip-Tops Wohnung lag, irrte nun schon seit Stunden ein kleiner, brauner Hund herum. Schmutzig war das glatte Fellchen; um den dünnen Hals hingen die Reste einer zerfaserten Schnur; verschreckt zuckte das Tierchen bei jeder Bewegung Tip-Tops. Der aber hatte Zeit: nichts war so wohlfeil als seine Zeit; endlich gelang es ihm, das Tierchen so weit heranzulocken, daß er es mit schnellem Griff fangen und auf sein „Bett" bringen konnte.

Bett: Das war nun eigentlich eine infame Hochstapelei. In die Lehmböschung des Platzes war eine flache Höhle gegraben; drin lag eine alte Matratze, die ihrer Unwohnlichkeit wegen sogar von den Wanzen wieder verlassen worden war. Holzpflöcke hielten alte Sackfetzen vor der offenen Seite fest. Das war Tip-Tops Wohnung. Tip-Top war ein richtiger Pennbruder; freilich war er in der kleinbürgerlich-respektablen Gegend das einzige Exemplar seiner Gattung und erfreute sich darum sozusagen wohlwollender Duldsamkeit seiner Umgebung. Er bettelte nicht; das war merkwürdig — immer kam er in die umliegenden Geschäfte als Käufer. Freilich verlangte er stets nur „für 'n Sechser Wurstabfall" oder „für 'n Sechser Käsekanten" und erwartete, daß man ihm dafür ein großes Paket der begehrten Dinge über den Ladentisch schob. Aber er bettelte nie. Ebensowenig hatte man ihn jemals bei irgendeiner Arbeit erwischt. Gestohlen hatte er auch noch nicht. Das Inventar der öffentlichen Plätze betrachtete er allerdings als sein Privateigentum. Irgend jemand hatte ihn einmal auf der Post gesehen, wie er unter Vorlegung unsagbar schmieriger Legitimationspapiere eine geringe Summe abhob — und somit war die Legende entstanden, daß Tip-Top der verstoßene Sohn einer guten Familie sei: ein Pennbruder, wie geschaffen für diese Gegend, in der jedermann „etwas Besseres" war und das graue Elend des Stehkragenproletariats in den Häusern nistete, die bis in den Hausflur hinab nach billigem Fett und ewig aufgewärmtem Essen rochen, trotzdem die Frauen nur mit Hut und Handschuhen auf die Straße gingen.

Einiges mußte ja an der Legende von Tip-Tops Herkunft wahr sein, denn unter den Jungen der Gegend war es wohlbekannt, daß man Tip-Top bis in die Pythagorasgegend unbesorgt jede Konstruktionsaufgabe und jede andere mathematische Aufgabe anvertrauen konnte. Wußte er sie auch nicht mehr zu erklären, so löste er sie doch um einen Groschen für Schnaps recht gern und immer richtig. Hatte er dann getrunken, so sang er uralte Schlager und Vagabundenlieder oder führte mit seiner Flasche groteske Tänze auf. Und diese Kinder, denen das unverschminkte Gesicht des Elends fremd war, deren Lebenswege schon täglich in den Wohnungen ihrer Eltern bis auf jedes Semester ihrer Ausbildung festgelegt und vorberechnet wurden, umwoben drum die Gestalt Tip-Tops mit der Gloriole einer roman-

tischen Freiheit; nur, um ihm Brot und Schnapsgroschen zu bringen, wurde manche Frühstücksstulle und mancher Taschengeldgroschen über den Etat hinaus von ihnen erbettelt.

Schon schlug es eins: gleich mußten seine Freunde kommen. Was die wohl sagen würden! Zärtlich strich Tip-Top über den Kopf des kleinen Hundes; er hatte ihn in seinen zerlumpten Mantel geschoben, und das Tierchen zitterte nun nicht mehr. Großartig, daß er nun einen Hund hatte! Wie schön ihm der kleine Kerl die eingesunkene Brust wärmte! Karlchen würde ihm sicher eine kleine Schüssel besorgen, schlafen würde der kleine Hund mit ihm auf der Matratze, und Milch und Wurst würde er für das Tierchen schon heranschaffen.

„Siehste woll — bloß Milch un Wurscht, un so viel du willst, kannste kriegen. Det schaff ick noch immer. Kieck mal — da kommen die Jungs!" Schon hatten sich von dem Schwarm der Schulkinder wohl zehn Jungens abgesondert, die unter der Schar ihrer Altersgefährten Tip-Tops eigentliche Mäzene waren.

„Maxe, Karlchen, Herbert — kuckt mal her! Ick hab 'n Hund — 'n janzen feinen!"

Flink war die ganze Bande bei ihm.

„Knorke, Mensch, Tip-Top . . . hast 'n jefangen? Willste 'n verkoofen?" Aufgeregt umstanden die Jungen Tip-Top und seinen Schützling. Empört wies der das Ansinnen zurück.

„Wo er mir so schön wärmt!? Seit Hujo dot is, bin ick immer so alleene jewesen! Nee, den behalt ick!" Und mit einem ernsten Ausdruck, vor dem auch dem vorlautesten der Jungen der Spott verging, setzte er hinzu: „Erst wenn man fier wat Lebendijet sorjen kann, macht det Leben een bißken Spaß!"

Still gingen die Jungen nach Hause. Hugo, der Freund Tip-Tops . . . den hatten sie ja auch alle gekannt — und wußten alle, wie ihn vor einem Jahr ein Automobil überfahren hatte. Erst jetzt fiel ihnen ein, wie väterlich der lange Tip-Top immer für den kleinen Hugo gesorgt hatte. Kurz vor Hugos Tod war das Freundschaftsverhältnis der beiden freilich etwas erkaltet. „Hujo hat sich in een Weib verjafft", hatte Tip-Top seinen jungen Mäzenen anvertraut, und es war deutlich zu merken gewesen, wie der lange Pennbruder darunter litt.

Am nächsten Tage brachte Max richtig eine alte Untertasse, Karlchen eine leere Bierflasche, Herbert eine alte wollene Decke, und Fritz hatte sogar ein kleines, altes Halsband aufgetrieben. Tip-Top kaufte wieder um einen Sechser Milch für seinen Hund. Nun war er alle Tage Stammgast am Milchwagen, und rührend war es, zu sehen, wie der alte Stromer dem kleinen Tier alles zu verschaffen suchte, was so ein Hundeleben angenehm macht.

Inzwischen aber zog sich das Unheil gegen den langen Pennbruder und seinen vierbeinigen Freund zusammen.

Georg, einer der Jungen, sah auf seinem Schulweg an der Anschlagsäule ein kleines Plakat: „Verloren oder gestohlen Ende voriger Woche ein kleiner brauner Rehpinscher, auf den Namen ‚Chéri' hörend. Wiederbringer oder Person, die den Aufenthalt des Hundes nachweist, erhält 50 Mark Belohnung." Dann die Adresse. Und die Fünfzig — die war ganz fett gedruckt. Beim Heimweg zog Georg seinen Freund Karlchen zu der Anschlagsäule. Ja, es war kein Zweifel — das war Tip-Tops Hund, der hier gesucht wurde. Und fünfzig Mark . . . ach, fünfzig Mark waren ein schauderhaftes Stück Geld — fünfzig Mark, das war für beide Jungen die Teilnahme an der Ferienwanderung, zu der die Eltern kein Geld geben wollten. Aber ihnen würde Tip-Top den Hund nicht herausgeben — sie mußten klüger sein.

Am Nachmittag klingelten zwei nette, sauber gekleidete Jungen an der Tür der Frau Bankdirektor Sterntahl.

„Wir kommen wegen dem Hund . . ." Schon saßen sie in dem atembeklemmend feinen Zimmer und erzählten von Tip-Top und dem gesuchten Hündchen. Gleich, gleich sollte das Hündchen befreit werden, sagte die Dame, die netten Kinder brauchten nur den Chauffeur zum Polizeirevier zu begleiten.

Dann saßen sie im Wagen. Duftwolken entströmten dem Kleid der gnädigen Frau. Ein Beamter kam mit, um das gestohlene Hündchen zu befreien.

Von weitem sah Tip-Top die kleine Karawane über das Feld herankommen. Er dachte nicht daran zu fliehen oder zu widerstreben. Ja, er hatte den kleinen, halb verhungerten Hund an sich gelockt und behalten — er las schon lange keine Säulenanschläge mehr; dem Polizeibeamten schien es plausibel, denn sonst hätte der Stromer sich wohl selbst die Belohnung geholt.

Derweil war das Hündchen auf seine Herrin zugelaufen. Die zog aus ihrer Tasche ein duftendes, weißes Seidentuch, um das Tierchen, schmutzig, wie es war, nicht mit den gepflegten Händen anfassen zu müssen. Dann barg sie den wiedergefundenen Liebling an ihrem umfangreichen Busen. Die kleine Karawane machte kehrt, ohne sich weiter um Tip-Top zu kümmern. Der stolperte vorwärts. Noch einmal wollte er den Kopf des Hündchens, mit dem er in diesen Tagen Lager und Nahrung geteilt hatte, streicheln.

Aber Chéri hatte heimgefunden. Und als seine Herrin vor der Annäherung der zerlumpten, schnapsduftenden Gestalt nervös zurückzuckte, da hatte er seine nadelspitzen Zähnchen in den Ballen der schmutzigen Hand gegraben, die ihm in diesen Tagen so oft das Futter gereicht hatte.

Tip-Top hatte eine harte Haut. Kaum ein Blutstropfen quoll an der Bißstelle auf. Der Stromer wischte ohne ein Wort den Geifer des kleinen Hundes an seiner zerlumpten Hose ab. Mit roten Ohren stapften Georg und Karlchen hinter den Fremden her.

Am nächsten Morgen war Tip-Top verschwunden.

Donausage / Von Hans Watzlik

Der Ferg von Heining hält Hochzeit heut,
eine Bauernurschel hat er gefreit
mit Huben und Rössern und einer Truhe voll Geld.
Auf Geld ist sein falsches Herz gestellt.

Schön Agnes ist nur eine steinarme Magd,
und drum hat der Ferg ihr abgesagt.
Ach Donau, Donau, rinn du mit Blut!
Wie weh doch verstoßene Liebe tut!

Zwischen Mond und Morgen beim Hahnenkraht
halbtrunken stößt der Ferg vom Gestad,
die Braut an der Seite. Das Ungetüm,
die Donau, zieht gar still und gestüm.

Doch wie die Zille strommitten schwebt,
ein Schwall sich schlohweiß und steil erhebt,
er hebt aus der Tiefe sich schäumend dar
und spült der Braut den Kranz aus dem Haar.

Als hätte geheime Gewalt sich gelöst,
das Schiff wird in widrigem Wirbel geflößt,
es taumelt, von fremder Willkür bewegt,
wie klug auch der Fährmann das Ruder legt.

Und wieder aus gärendem Abgrund es zischt
und speit der Braut in den Schoß die Gischt.
Es sprudelt und bäumt sich der Wasserleib,
er schüttet sich kalt gen das plärrende Weib.

Jetzt wildert dem Fergen das Herz, und er schreit:
„Du Donauteufel, ich trutz deinem Neid!"
Das Stichmesser aus dem Gurt er reißt
und blind ins finstre Gekreisel schmeißt.

Und aus gestilltem Wirbel sogleich
auftaucht ein Leichnam, verzerrt und bleich:
Schön Agnes langsam vorüberschwimmt,
im Hals ihr grell das Messer glimmt.



mit Inhaltsverzeichnis zum zweiten Halbjahr
Oktober 1933 — März 1934
des 38. Jahrgangs
Ganzleinen RM 2.50
Simplicissimus-Verlag, München 13
Elisabethstraße 30



Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.



Für das Rheinland suchen wir einen tüchtigen, seriösen und fleißigen
Anzeigenvertreter
der bei der einschlägigen Kundschaft eingeführt ist.
Anzeigenverwalt. des „Simplicissimus"
(F. C. Mayer)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. P. Lahn, Berlin-Steglitz, Kieler Str. 5.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expedition, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: i. V. B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15200 I. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Lieber Simplicissimus!

Des hervorragenden Bankiers Westermann Söhnchen Philipp ist in einem strengen Internat, damit er spartanische Sitten kennenlerne. Nach einiger Zeit schreibt er von dort: „Bitte schickt mir ein Daunenkissen. Es gibt hier nur harte Roßhaarpolster.“ Papa dekretiert: „Nein! Harte Roßhaarpolster sind gesund.“ Postwendend kommt ein zweiter Brief: „Habt Ihr etwa gedacht, daß ich auf dem Daunenkissen schlafen wollte? — Ich dachte es für zehn Pfennig pro Nacht an die andern Jungens zu vermieten.“ Da lächelt der Vater stolz und hält die Zukunft der Firma für gesichert.

*

Nach B., einem oberbayerischen Pfarrdorf, kommen die Burschen der umliegenden Orte mit Vorliebe zum „Fensterln“. B. ist deshalb direkt bekannt. Nun soll nach langer Zeit einmal wieder in B. eine Mission stattfinden. Am Sonntag vor Beginn der Mission sagt der Pfarrer am Ende seiner Predigt, in der er zu fleißigem Besuch der Mission aufgefordert hat, zu den zahlreichen auswärtigen Besuchern, die auch in der Kirche anwesend sind: „So, und ihr Burschen von S., L., K. und R., wenn ihr so gerne zu uns nach B. kommt beim Mondenschein, dann hoffe ich bestimmt, daß ihr auch kommt beim Sonnenschein der ewigen Gnade. Amen.“

*

Wenn ein Mädchen an einem schönen Maitage einen sechzigjährigen Mann freundlich ansieht, dann soll er ja keine goldenen Schlösser bauen. Denn dann sitzt ihm höchstens sein Schlips schief oder ein Knopf steht irgendwo offen.

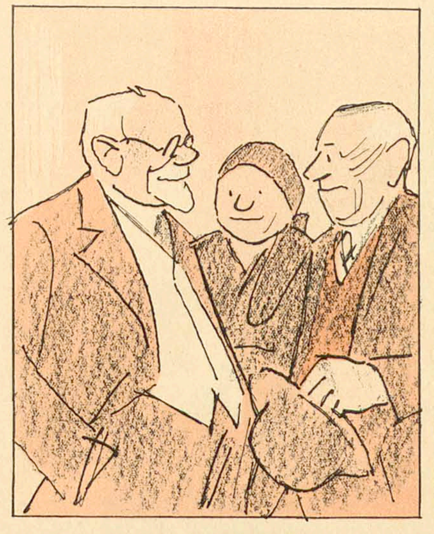
Unsichere Gegend

(Alfred Kubin)



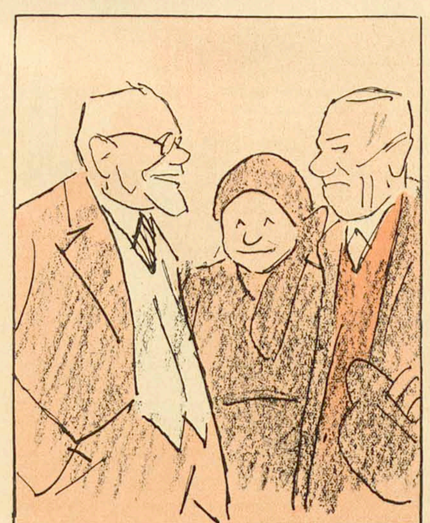
Konsultation

(Wilhelm Schulz)



„Also heiraten möchtet Ihr und ein Ehestandsdarlehen kriegen?" — „Jawui, Herr Bezirksarzt."

„Wie alt sind S' denn, Haslacher?" — „Zwoarasiebazg." — „Und die Jungfer Braut?" — „Sechsavierzg."



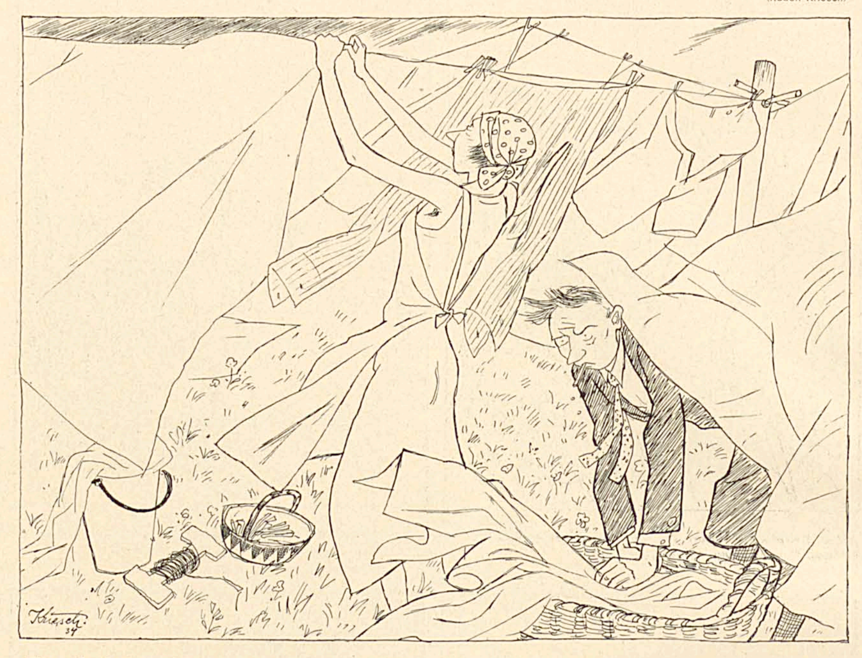
„Da wird aber wenig Aussicht auf Nachkommenschaft sein, mein' ich." — „Mir ham halt denkt, mir tean a Schweinezüchterei auf mit deam Göld."



„So? Aber wenn keine Kinder zu erwarten sind, gibt's kein Geld." — „San scho do aa, Herr Bezirksarzt. I bring zwoa ledige Buam mit."

Männe

(Rudolf Kriesch)



„Nimm dir doch endlich auch so 'n ausgeschultes Mädchen, Ilse, bei uns wird ja dadurch keine Arbeitskraft verdrängt!" — „Allerdings, da haste recht, Arbeitskraft biste wirklich keene, lieber Max!"

Ausflug / Von Johan Luzian

Die Erde wird grün, der Himmel wird weit,
der Tank ist gefüllt,
und die Straßen warten im Land,
daß wir sausend auf Hügel und Halden
unsre Herzen den Winden, den Fernen verschenken!

Die Bäume blühen für uns,
die Wiesen schimmern im Primelgold,
und knospende Wälder nehmen uns auf.
Die Dörfer gleiten dahin, die Türme blitzen im Licht,
und von ragenden Bergen schwärmen die Blicke zu Tal
immer ins Ferne, ins Neue, ins Weite.

Auf spiegelndem Fahrdamm trägt uns der Wagen
den Wolken zu, immer den Wolken zu –
Leben, o Leben, wie lieben wir dich!

Die Tulpe im Rettichbeet

Das Gärtnermädchen hatte zum Scherz eine Tulpenzwiebel mitten in ein Rettichbeet eingesetzt.
Als die Kräuter der Rettiche und die Stengel der Tulpe ans Licht kamen, begann ein Wettwachsen besonderer Art: Die samtgrünen Tulpenblätter schmeichelten sich an dem hochragenden Stil empor und entfalteten erst dann ihre gemessenen Formen in klassisch-strenger Adernführung, als sie keine Gefahr mehr liefen, mit den wirrädrigen, erdbeschmutzten und rauhen Rettichkräutern in Berührung zu kommen.
„Was für ein eingebildetes Gewächs! Und diese steife Haltung! Und diese langweilig einförmigen Blätter!" höhnten die Rettiche. Die der Tulpe am nächsten wachsenden beschlossen, weitere Wurzeln zu treiben und der Hochstengeligen alle Nahrung zu rauben.
Was konnten die Dummkrautigen wissen, daß es auch Geschöpfe gibt, die von ihrer eigenen Substanz leben können, so daß ihnen kein Massenboykott etwas anhaben kann!
Das Erstaunen wuchs: Still, groß und feierlich unbekümmert entfaltete die Tulpe das satte Rot und das flammende Gelb ihrer wohlgeformten Blütenkrone. Tag um Tag aufs neue!
„Auch das noch!" beschwerten sich die Rettiche. „Es ist unerhört, sich wochenlang in einem aufreizenden Faschingskostüm zur Schau zu stellen, während wir uns im sommerlichen Hochbetrieb der Arbeit abquälen!"
Da kam eines Tages das Gärtnermädchen und hackte das Unkraut aus, das in den benachbarten Beeten wucherte.
„So, nun hast du uns die längste Zeit geärgert, nutzlose Närrin!" frohlockten die Rettiche.
Das Mädchen aber murmelte geschäftig ernst vor sich hin: „Jetzt ist es Zeit, daß wir die Rettiche heraustun und auf den Markt richten. Sie haben lange genug ihre Freude an der schönen Tulpe haben können!"
Sprach's, riß die Dickwurzeligen alle heraus, drehte die Kräuter ab und sammelte die wertvollen Rettiche in einem Korb.
Die saftigsten wählte sie zum Vesperbrot aus.
„Wirklich gute Rettiche!" lobte die Gärtnersfamilie, „und so appetitanregend!"
Die Tulpe sah von einer hochgeschwungenen, feingeschliffenen Vase aus zu, wie ihre früheren Nachbarn verspeist wurden, und lächelte samten dazu.

Ernst Christ

Deutsche Stimmen

XI

(Olaf Gulbransson)



„MÖCHTEST DU ES ZUM GROSSEN STIL BRINGEN IN DER KUNST, IN DER DICHTUNG? ICH WEISS DIR EIN REZEPT DAZU: HABE EINE GROSSE SEELE.
WENN MAN'S NUR IN DER APOTHEKE BESTELLEN KÖNNTE!
ES KOMMT ALLES DARAUF AN, OB EINER EIN KERL IST; DAS HEISST, OB ER KALIBER HAT."

FRIEDRICH THEODOR VISCHER

Die rote, schwarze und goldene Internationale

(Karl Arnold)



„Unsere politischen Welterfolge sind, scheint's, vorüber. Wir müssen zusehen, daß wir da und dort wenigstens national getarnt unterkommen."

München, 3. Juni 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

Boxkampf Krieg — Frieden

(Olaf Gulbransson)



In Genf wird die 79. Runde ausgetragen. Beide Weltmeister sind gut in Form, so daß mit einem erneuten „Unentschieden“ gerechnet wird.

Gneisenau in „Wallensteins Lager“

Von Edmund Hoehne

Nun war Napoleon auf St. Helena; nun war Metternich in Wien. Gneisenau aber, dessen Kriegskunst die des Korsen niedergedacht, der Könige und Marschälle hinter: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ und Kongreßplänen bis nach Paris geführt hatte, saß still im plötzlich preußischen Koblenz und führte das rheinische Generalkommando.

Sein Stab sah Clausewitz, den heimlichen Klassiker der Strategie, dazu den Sohn des toten Scharnhorst und zwei Schillsche Offiziere; man korrespondierte mit Ernst Moritz Arndt und Görres, lud Schenkendorff, den Sänger der Erhebung, Gruner, den Schleichjäger zwischen Frankreichs Lagerzelten, den alten General Langen, der den Ackerboden aufständischer Farmer Amerikas unter Steuben gegen Seine heilig-ferne Majestät von England mitverteidigt hatte, ein. Noch waren nach dem Wiener Kongreß Diplomaten und Militärs aller Nationen unterwegs, alle rasteten hier und fanden eine seltsame Welt: geistvolle Offiziere, Künstler in Uniform, Sieger, liebenswürdige Frauen, entzückendes, edelstes Biedermeier, freien Umgang mit allen Bürgern, die keine Spießer waren; was hier fehlte, waren Adelsdünkel, Haudegenton und Waldpavillonpolitik.

Es galt, das spröde, verhandelte Land für die unbeliebten neuen Herren aus der sagenhaften, armseligen Sandmark bei Berlin zu gewinnen. Man fuhr im offenen Winzerkahn Rhein und Mosel hinab. Am Ufer stand die Landwehr (die Junker sagten: Lümmelwehr unter Tütendreher-Leutnants); die derben Böller dröhnten, der Ehrenwein schäumte in biederen Zunftpokalen, und die Bauernfeuer loderten von den Bergen: „General, General des Volks in Waffen!“

„Do hürode mer awwer in een arm Familje“, hatte ein reicher Kölner zur Einpreußung gesagt. Aber halt —, der Gneisenau hat's in sich, der gewinnt das Herz des Landes im Sturm — gut so, denn eins hat die arme Familie immerhin mitgebracht: Ordnung, Fleiß, Unbestechlichkeit, — das kann nicht schaden, seitdem Frankreich alles aufgewühlt hatte, — die arme Familie kann dem Gneisenau natürlich kein Geld geben, etwa für die Landwehrinvaliden, ich geb ihm was —

Aber in Berlin waren wieder die Herren mächtig, die nach Jena 1806 alles Heil in rückhaltlosem Einschwenken in die französische Front gesehen hatten, die mißtrauisch die Reformen von Stein und Scharnhorst, ja, die ganze Frühjahrserhebung von 1813 als Jakobinertum und Insurrektion ansahen, welche die Volksbewaffnung zum Teufel wünschten und am liebsten ihre Bauern wieder erbuntertänig hätten: Napoleon ist fort — gut! Noch besser wäre es, verschwände wieder der ganze Nationalspuk, der ihn verjagt hatte. Und der Geheimrat von Schmalz setzte sich hin und denunzierte die ganze ehemalige Reorganisationskommission von 1807 sowie den „Tugendbund“, den Napoleon verboten hatte, als „Armeejakobiner“, „Demagogengeneräle“, als Militärrevolte im Bunde mit der frechen Studentenschaft, die ein großes, einiges Deutschland von Holstein bis zum Breisgau, ja, bis Graz fordert, die einen lebendigen Staatsorganismus mit verjüngten Ständen, freien Bauern, verantwortungsfreudigen Bürgern und einem stolzen Heerbann aus allen Volksschichten — kurz, die Revolution will —

Und man flüsterte dem dürrhirnigen Friedrich Wilhelm III. ins Ohr: „Majestät erinnern sich an die warnende Frage des Kaisers Alexander von Rußland, ob man nicht eines Tages den König von Preußen vor seiner eigenen Armee in Schutz nehmen müsse? Deren Sieg doch durch Yorck zu Tauroggen eingeleitet und durch das eigenwillige Genie Gneisenau beendet wurde? Welche die verherrlichte Meuterei von Schill manifestiert? Zu Koblenz liegt ‚Wallensteins Lager‘ — Majestät hörten wohl von dem Stück des desertierten Militärarztes Schiller — es setzt uns freche Kritik an der Politik des Kaisers und der erlauchten Fürsten vor, die wohl Fridericus, aber nicht Gemeinen, Korporälen und machtlüsternen Pronunziamentoführern zusteht, — das Drama raunt von einem neuen Deutschland, das über die Köpfe der Dynastien hinwegsteigt und nach Norden blickt statt in südliche Hausmachtteile Österreichs am Po. Nun, es gibt so etwas wie einen Wallenstein vor den Toren Frankfurts, wo der Hohe Bundestag berät, wie die Hydra „Deutsches Volkstum“ geköpft und gebrannt werden kann, — es gibt dort die ganze gefährliche Lagerbrut vom jungen Piccolomini bis zum Seni, — Vorsicht, Majestät, Vorsicht! Gneisenau trinkt Rheinwein mit Teutoniens, er hat die Poesie in Staatsakten verteidigt — er wird eines Tages Turnerhymnen verwirklichen, er nimmt Gelder an —“

„Ei“, sagte der König, „den ‚Wallenstein‘ hat sich mancher respektable Fürst angesehen, und besagter Schiller wurde immerhin geadelt, er soll in Berlin gespielt werden. Kann das Ballett mitwirken?“

Theaterspiel war des Königs einziger Luxus; insbesondere das Ballett in möglichst leichten Spielchen hatte es ihm, in allen senilen Ehren, angetan. Nun, die jungen Damen konnten Pagenkostüme anziehen und das Reiterlied an der leuchtenden Rampe singen, welche die hübschen Beine wie stets zur Geltung brächte (jährlich 150000 Taler Zuschuß).

Inzwischen hatte Gneisenau stolz den Abschied erbeten; er wurde Gouverneur von Berlin, damit man ihn in der Nähe hatte und den Napoleonwürger „Volk“ nicht allzusehr erzürnte. Und Seine Exzellenz der Herr Gouverneur wurde gebeten, der Aufführung beizuwohnen. Die Loge des Königs war halb verhängt: Seine Majestät waren „nicht da“, was das wohlerzogene Haus respektierte.

Das Stück war höchst rüde und unpassend, nicht viel besser als die ungeheuerlichen „Räuber“. Aber die Knabenmädchen als Jungsoldaten waren niedlich; sie sangen:

> Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
> man sieht nur Herren und Knechte;
> die Falschheit herrschet, die Hinterlist
> bei dem feigen Menschengeschlechte;
> wer dem Tod ins Angesicht schauen kann,
> der Soldat allein ist der rechte Mann!



Sub specie aeterni

Von Dr. Owlglaß

Über Ernst und über Spaß,
über Worte, über Taten,
ob gelungen, ob mißraten —
über alles wächst ja Gras.

Wächst einmal auch über dich,
angegrauter alter Junge,
wenn dir der Gebrauch der Zunge
peinlich in das Nichts entwich.

Andre sind bereits dann da,
die sich besser drauf verstehen,
bis auch sie von dannen gehen.
Und so fort . . . etcetera.

Klio sitzt in guter Ruh,
objektiv gewissermaßen,
mäht von Zeit zu Zeit den Rasen
und gießt etwas Lethe zu.

Zwei Fliegen mit einem Schlag

(E. Thöny)



„Ja, siehst du, Mutter, wir sollten eben heraus aus dem Beruf und heiraten. Aber wen?" — „Pah, du inserierst einfach: ‚Tüchtige Kontokorrentbuchhalterin bietet stellenlosem Kontokorrentbuchhalter ihren gut bezahlten Posten gegen Neigungsehe.'"

Und ein beorderter Adjutant in Zivil warf der Chorführerin, wie königlich üblich, einen Rosenstrauß zu. Aber ein General X. von Tz., der 1806 seine Festung pünktlich an die Franzosen übergeben konnte, hatte ihr zusammen mit einer Banknote den Auftrag gegeben, den aller Welt wohlbekannten Strauß roter Rosen in Gneisenaus Loge zu werfen, was sie, schelmisch salutierend, ausführte. Der König hatte zu dem Spaß seine knurrige Einwilligung gegeben; der Herr von Schmalz beobachtete —

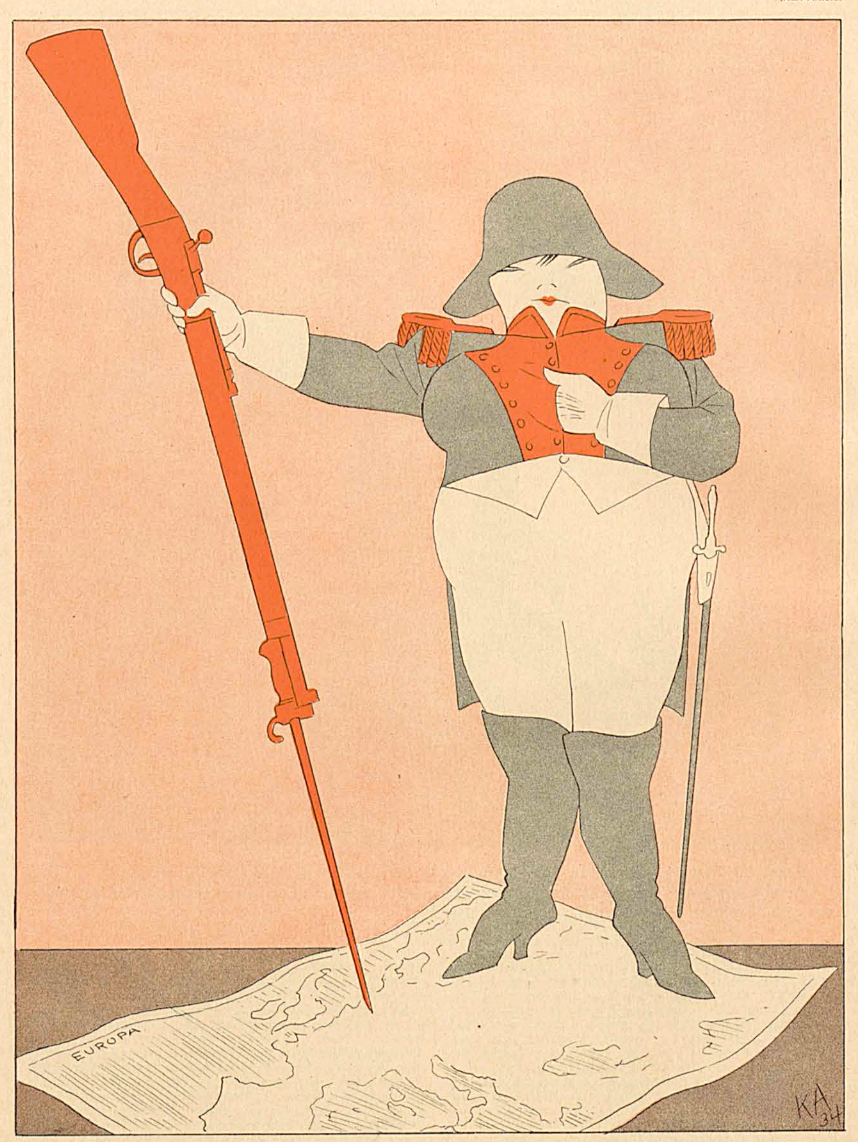
Ein paar Studenten klatschten. Denn wenn die Schmalzgesellen den Gneisenau verdächtigten, konnte man als Bursche wohl auf ihn hoffen; und alldieweil nunmehr die Burschen zu ihm aufsahen, hatte der Schmalz recht gehabt.

Aber Gneisenau nahm stumm die Rosen von der Brüstung und warf sie zu Füßen des Bannerträgers, der vor Questenbergs Zelt das Reichspanier hielt. Das war ein Invalide von 1813, der hier als Statist seine armselige Rente abverdienen helfen mußte (Einfall des Königs), und der als solcher dem „ganzen" Berlin von 1817 bekannt war. Und jetzt klatschten nicht nur die vier Wartburgler, sondern das ganze Haus. Die Damen zogen die Blumen aus dem Haar, und vor dem Invaliden, der unbeweglich mit seiner Fahne geradeaus sah, häuften sich die dankbaren Blüten.

Der Vorhang vor Gneisenaus Loge war zugezogen. Der Held zog einen Brief von Clausewitz aus Koblenz hervor (polizeilich geöffnet und schlecht verklebt): „Das Leben hat hier eine ganz andere Farbe angenommen. Der Scherz ist von unseren Lippen entflohen, die Freude ausgewandert aus unsern Herzen; mühselig schreitet der Geist auf der Landstraße des Geschäftslebens vorwärts. Das magische Bild unseres hiesigen Lebens ist nichts anderes als ein Transparent mit weggenommenen Lampen; niemand mag noch daran Vergnügen haben. Oh, Exzellenz —!"

La France

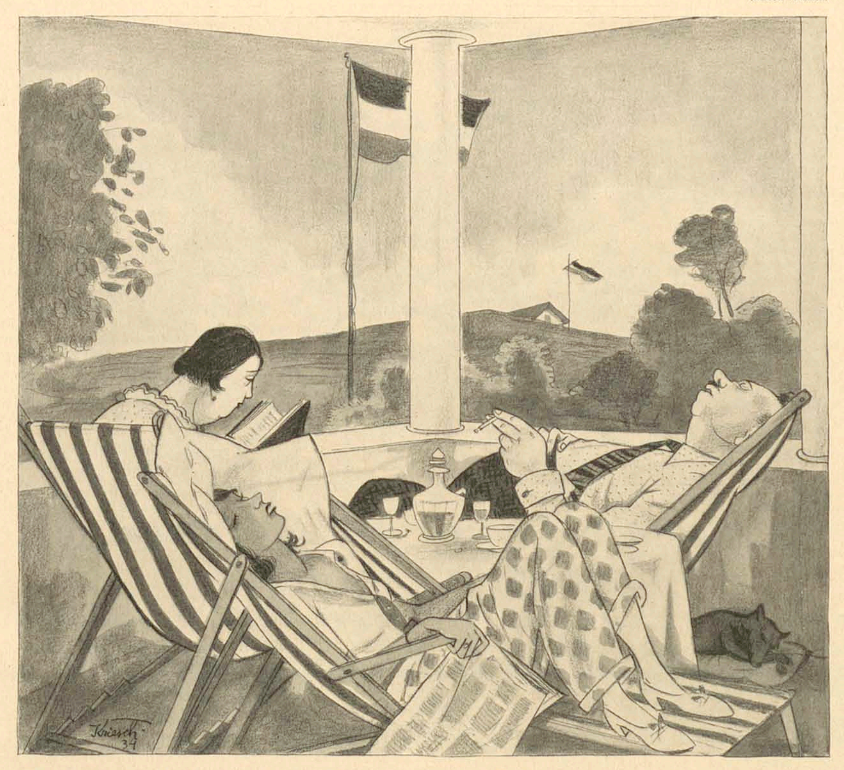
(Karl Arnold)



„L'Europe — c'est moi!"

Auch Einer

(Rudolf Kriesch)



„Tja, man muß eben immer mit dem Strom schwimmen! Seit Jemeinnutz vor Eijennutz jeht, lasse ick unsere Anjestellten aus eigener Initiative zwomal im Tag tief aufatmen."

Tote beklagen sich über Ruhestörung durch Karnickel . . .

wie aus folgender Notiz im „Magdeburger General-Anzeiger" hervorgeht:
„Die Karnickel sind wieder eine richtige Plage auf dem Westfriedhof geworden. In diesen Tagen kam zu mir in die vorderste Grabstelle ein Karnickel am hellen Tage, um sich am jungen Grün einer Konifere gütlich zu tun. Da braucht man sich nicht wundern, warum sie bei aller Pflege allmählich eingehen . . ."

Der Sänger

Herr Paltauf sitzt in seinem Stammgasthaus.
Er läßt sich den doppelten Rostbraten munden und hat nichts dagegen, daß sich ein bleicher, wehmütig dreinblickender Jüngling an seinen Tisch setzt.
Der Jüngling bestellt eine Portion Kartoffeln, Kartoffeln ohne alles, bitte, und blickt verträumt ins Leere.
„Hm —", brummt Herr Paltauf mißtrauisch, während der Jüngling elegisch vor sich hinsummt: „Ich küsse Ihre Hand, Madame!"
Herr Paltauf kämpft mit seinem Rostbraten; der Jüngling bestellt zu seinen Kartoffeln ein Glas Milch und trällert versonnen: „Gern hab' ich die Frau'n geküßt!"
Herr Paltauf schüttelt den Kopf, bestellt das dritte Krügel Bier und sagt zu dem Jüngling, der eben „Ach, wie so trügerisch sind Frauenherzen" intoniert: „Alsdann, wissen S', Erdäpfel und a Glaserl Milch, no jo, da kann ma halt nix net machen . . . Aber wia S' zu derer Diät kummen san, des brauchen S' mir net vorz'singen!"

„Nun ade . . ."

Binnenländer an der Waterkante — du lieber Gott!
Wir sind kaum ausgestiegen in Hamburg Hbf, kaum in einen „Ring" geklettert, kaum zu den St.-Pauli-Landungsbrücken hinuntergeschaukelt, da stehen wir auch schon mitten drin im dicksten Betrieb: alle Kais schwarz von Menschen, Arme heben sich, Tücher flattern auf, die ganze lange Uferstraße ist ein einziges Rufen. Über das Wasser klingt es schmetternd und schmerzlich: „Nun ade, du mein lieb Heimatland . . ."
Und durch das Geheul der Sirenen, umschwirrt von winzigen Barkassen, zieht langsam ein mächtiges Motorschiff der Hamburg-Süd elbabwärts. Alle Decks voll von Menschen. Und auch hier, weiß wehend im Wind, Tücher über Tücher. Und die eine tausendfache Stimme.
Mein Gott, das ganze Hamburg ist ja auf den Beinen, um den Scheidenden ein letztes Lebewohl zuzurufen! Wie herrlich, diese Anteilnahme der Bevölkerung! Und wie schön, daß wir das gleich an unserm ersten Tag in Hamburg miterleben!
„Nun ade . . ."
Ich sehe, wie es in Lilo hochsteigt, zwei kleine Tropfen glänzen in ihren Augen, sie schwenkt beide Arme, ruft, ruft . . . Auch mich beschleicht ein eigenes Gefühl: Auswanderer zu fernen Zielen, vielleicht werden sie nie wieder heimkehren, verdammt noch mal . . .
„Ös man allens halb so slimm, junge Frau", meldet sich da eine freundliche Seebärenstimme neben uns, „die machen ja man bloß 'ne lütte S—pritztour in die Ostsee, drei Tage, nöch . . ."
Tschaaah . . .

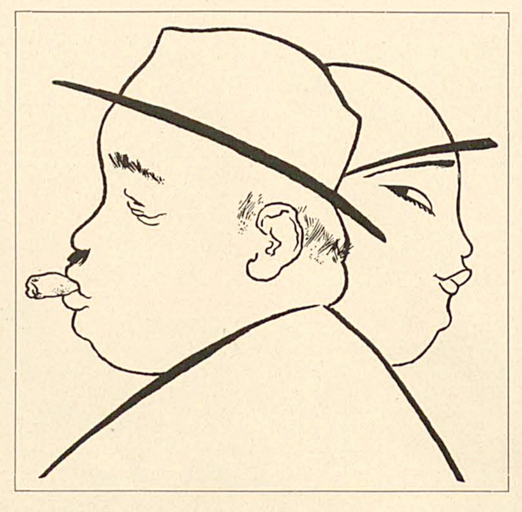
J. L.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger: „Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt: „ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier: „ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung: „ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung: „Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Ein Mensch . . .

XVIII

Ein Mensch denkt oft mit stiller Liebe
An Briefe, die er gerne schriebe.
Zum Beispiel: „Herr! Sofern Sie glauben,
Sie dürften alles sich erlauben,
So teil' ich Ihnen hierdurch mit,
Daß der bewußte Eselstritt
Vollständig an mir abgeprallt —
Das Weitere sagt mein Rechtsanwalt!
Und wissen Sie, was Sie mich können? . . ."
Wie herzlich wir dem Menschen gönnen,
An dem, was nie wir schreiben dürfen,
Herumzubasteln in Entwürfen.
Es macht den Zornigen sanft und kühl
Und schärft das deutsche Sprachgefühl.

Eugen Roth

Der Strich durch den gestrichelten Raum

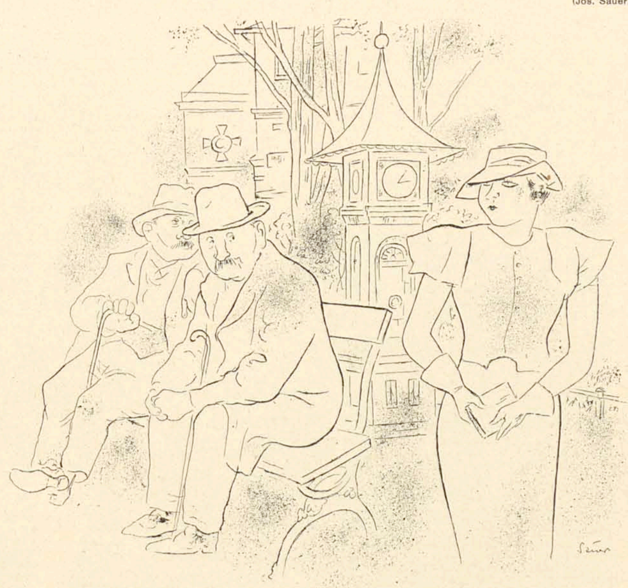
Diese wahre Geschichte trug sich in jener Zeit zu, da in allen deutschen Landen das Kündigungs- und Abbaugespenst umging.
Der Verkehrskontrolleur, Inspektionsrat Pfifferle von der Reichsbahndirektion . . . Nun, wo kann Pfifferle schon her sein? Nehmen wir einfach Stuttgart an, weil es gleich ist. Inspektionsrat Pfifferle also begleitete einen Güterzug.
Pfifferle wurde langsam traurig; denn sein Tagebuch wies heute noch keinen einzigen Eintrag auf. Anscheinend gab es unter den Beamten auf den verschiedenen Güter-Abfertigungs-Bahnhöfen keine Sünder mehr. Pfifferle fing zu denken an. Hmhm! Infolge der Wirtschaftskrise wurden überall weniger Güter angeliefert. Gut, Personal abbauen! Dann waren die anderen Beamten wieder mit Arbeit überlastet, dann bildeten sich Mißstände, dann blühte der Weizen für den — Kontrolleur Pfifferle. Also abbauen!! Aber das war nicht seine Sache, das war Sache der Direktion. Pfifferle wollte ihr wenigstens einmal diesbezügliche Vorschläge unterbreiten. Da lief es ihm blitzplötzlich abwechselnd eiskalt und siedheiß den Rücken hinauf und hinunter. Er sah nämlich im Geiste den allgewaltigen und gestrengen Herrn Direktor mit verschränkten Armen langsam im Zimmer auf und ab schreiten und hörte ihn sprechen: „Abbauen!? Jawohl, Herr Pfifferle, wird besorgt. Aber hören Sie einmal! Ihre Kontrollfahrt ist diesmal negativ verlaufen!? Ich kann das nicht verstehen. Ein bewährter Kontrolleur vermochte während eines langen Tages nicht einer Unordentlichkeit zu begegnen? Ist das im Grunde genommen nicht eine Anerkennung für die Außenbeamten und zugleich der Beweis dafür, daß der Kontrolleur — überflüssig ist??" — „Buwwww!!" Pfifferle beutelte ein richtiger Schüttelfrost. Nein, nein, das ging nicht, daß er seine Direktion darauf aufmerksam machte, daß abermals Personal eingespart werden könne. Indem er das tat, steckte er seinen Kopf selber in die Schlinge und brachte ihn, um mit Seißer zu sprechen, mit einundfünfzig Prozent Wahrscheinlichkeit nicht mehr heraus.
Pfifferle drückte den Klemmer wieder auf die Nase und blätterte die Frachtbriefe neuerdings durch. Er dachte an das Wort eines alten Kollegen: „Was ein richtiger Kontrolleur ist, hat immer Veranlassung, etwas zu beanstanden, und wer das nicht kann, der eignet sich eben nicht für das Amt eines Kontrolleurs." Pfifferle schwitzte.
Gerade wollte er den Pack Frachtbriefe zu dem Stückgutwagen nach, sagen wir Marbach in Württemberg, dem Packmeister zurückgeben, da heiterten sich mit einem Male die Züge des Kontrolleurs auf, und seine Schweinsäuglein lachten nur so vor Glückseligkeit. Nun bot sich doch noch Gelegenheit, in das Tagebuch einen sehr wichtigen Eintrag zu machen. Gott sei Lob und Dank! Ja, auf dem letzten, dem allerletzten Frachtbrief war der „gestrichelte Raum" schlampig — durchstrichen, der gestrichelte Raum, der so bedeutungsvoll ist. Er ist auf der zweiten Seite eines Frachtbriefes rechts oben zu finden und dient wie bei der Postanweisung zur Aufnahme des Wertes der Sendung in Buchstaben. „Da schaut's her!" erging sich Pfifferle gutgelaunt im Selbstgespräch. „Versündigt sich so ein Hecht ausgerechnet am gestrichelten Raum", und er notierte: „Im Frachtbriefe von Lochhausen nach Marbach vom 3. Oktober 1931 ist der gestrichelte Raum nicht vorschriftsmäßig ausgestrichen."
Am nächsten Tage legte Inspektionsrat Pfifferle diesen Befund der Direktion Stuttgart vor und bat um Feststellung des „Fehligen", wie sich Pfifferle fachmännisch ausdrückte. Dieser saß, wie schon erwähnt, in Lochhausen, das unsertwegen in der Fürther Gegend liegen kann. So ging nun ein entsprechend begründetes Schreiben von der Reichsbahndirektion Stuttgart an die Reichsbahndirektion Nürnberg zur Verfolgung des Sünders in Lochhausen.
Dort hatte seinerzeit nach dem Turnus der in Geschichten hinlänglich bekannte Meier, Sekretär Meier, Dienst getan. Er bestritt aber ganz energisch die Schuldfrage und bat um Einsicht in den Frachtbrief. Der Akt lief zurück — zurück an das

Verkehrsamt Fürth — an die Reichsbahndirektion Nürnberg — an die Reichsbahndirektion Stuttgart — an das Verkehrsamt Ludwigsburg — an die Güterabfertigung Marbach zur Beigabe des Frachtbriefes, der mittlerweile dem Empfänger ausgehändigt worden war. Nach einigen Tagen war er beigeschafft. Meier war überführt. Das Verkehrsamt Fürth bestrafte ihn mit einem Verweis.
Die Reichsbahndirektionen Stuttgart und Nürnberg teilten sich in den Akt. Der Frachtbrief aber ging, dienstordnungsgemäß, versteht sich, nach Marbach zur Rückgabe an den Empfänger.
Für die beteiligten Direktionen schien der Fall erledigt zu sein, jedoch nicht für Meier. Er erkannte, daß er im Falle der Annahme des Verweises in Nürnberg auf die gefürchtete „schwarze Liste", die Abbauliste, kam. Meier war ein Tüftler. Was wollten die Herren in Fürth und Nürnberg schon machen, wenn er zum Beispiel kühn behauptete, daß er seinerzeit vorübergehend nicht im Büro gewesen wäre und deshalb den unvorschriftsmäßigen Strich durch den gestrichelten Raum gar nicht ausgeführt haben könne. Hahahaha! Meier lehnte einfach den Verweis ab.
Das Verkehrsamt Fürth berichtete an die Reichsbahndirektion Nürnberg und diese an die Reichsbahndirektion Stuttgart. Die Akten wurden wieder vereint. Vor allen Dingen mußte der Frachtbrief, das Korpus delikti, wieder beigeschafft werden, auf daß mit Hilfe eines Sachverständigen der Übeltäter gefunden werden konnte.
Der dicke Akt kam neuerdings, indem er selbstverständlich den Instanzenweg genau einhielt, an die Güterabfertigung Marbach um nochmalige Vorlage des Frachtbriefes.
Der Empfänger hatte ihn bereits vernichtet. Bravo! Ausführlicher Bericht hierüber an die in Frage kommenden Amtsstellen. Güterabfertigung Lochhausen mußte schließlich davon Kenntnis nehmen. Meier lachte dreckig.
Während eines Tages auch Pfifferle, weil er tatsächlich höchst überflüssig und zudem alt genug war, den Abbaumaßnahmen seiner Direktion zum Opfer fiel, hielt Meier die Stellung tapfer. Aber den gestrichelten Raum eines Frachtbriefes hat er während der gefährlichen „Abbauzeit" nie mehr schlampig durchstrichen . . .

Josef Hübner

Der Materialist

(Jos. Sauer)



„So a Deandl is halt do was netts, grad gern o'schaugn tuat ma 's." — „Wos hast'n vom O'schaugn, wann s' di net o'schaugt?"

Sonntag auf dem Wasser

Sonntag und beim Sonnenscheine
will man unbedingt aufs Wasser,
doch es wär' ein selten-krasser
Fall, tät dies ein Mann alleine!

Wer 'nen Außenbord-Motor hat
oder gar ein Auto-Bötchen,
weiß, daß er bei allen Mädchen
ein geneigtes off'nes Ohr hat.

Wunschtraum jeder Mädchenblüte
aber sind die Segeljachten,
die „schon viele Rennen machten"
und mit Vorderdeck-Kajüte!

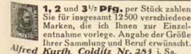
Doch wo Liebe mit Gewalt loht,
träumt ein junges Weekend-Pärchen
seine schönsten Sommermärchen
auch im selbstgemachten Faltboot.

Und man paddelt Welt-vergessen,
wenn da auch die Rennboot-Fritzen
knatternd stolz vorüberflitzen
mit unzähligen Pe-Essen.

Ja, du siehst — willst du als Richter
menschliche Gefühle loten —
in den allerkleinsten Booten
stets die glücklichsten Gesichter — — —

Benedikt

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2


1, 2 und **3½ Pfg.** per Stück zahlen Sie für insgesamt 12500 verschiedene Marken, die ich Ihnen zur Einzelentnahme vorlege. Angabe der Größe Ihrer Sammlung und Beruf erwünscht. *Alfred Kurth, Colditz Nr. 283 i. Sa.*

Des Deutschen Michels Bilderbuch
Kartoniert RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte
BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann


Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Jeden Abend! Jeden Morgen!
Chlorodont
die beliebte Qualitäts-Zahnpaste

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Weilimdorf 2.**

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Kuckucks-Uhr

25 cm hoch, alle ¼ Stund. rufend, Messingwerk, saubere Schnitz. 2 J. Gar. Nachn. **M. 3.80**, Auswahlkatal. fr. **Carl Joos**, Schwarzwalduhren, **Schonach 12 im Schwarzwald.**

Das grosse **65000 RM Preisausschreiben** über **Ihagee Exakta**
Das Ende des Blind-Photographierens!
Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben Beding. gratis durch alle Photohändler oder vom **Ihagee** Kamerawerk Steenbergen & Co.
DRESDEN-STRIESEN 729

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Der Papierkorb / Von Reinhard Koester

Würden Sie, sehr geehrter Herr, jemals auf die Idee kommen, abends nach Ladenschluß noch einen Papierkorb kaufen zu wollen, obwohl Sie nicht die geringste Verwendung dafür haben? Noch dazu einen teuren Papierkorb, trotzdem Sie eigentlich mit jedem Pfennig rechnen müssen? Ich glaube zuversichtlich, hier liegt ein Fall vor, in dem Autor und Leser sich völlig einig sind, wenn die erwartetete Antwort ein entschiedenes „Nein!" ist.
Auch der Schriftsteller Herbert Bolz hätte es sich noch um sieben Uhr abends nicht träumen lassen, daß er sich dreißig Minuten später im Besitz dieses für ihn durchaus unbrauchbaren und unnötigen Zimmer-Ausstattungsgegenstandes befinden würde. Darum vermuten Sie — diesmal auch die verehrten Leserinnen eingeschlossen — nicht zu Unrecht, daß hier seltsame und anormale Umstände mitspielten!
Oder ist es nicht seltsam und anormal, wenn ein Schriftsteller, der mit einer Barschaft von knapp einer Mark trübselig seiner Behausung zugeht, auf diesem Weg einen alten Bekannten trifft, der in wenigen Jahren vom kleinen Chargen-Schauspieler zum hochbezahlten Filmstar aufgewachsen ist und sich trotzdem sofort erinnert, daß er von dem anderen — eben jenem vorerwähnten Herbert Bolz — vor Jahren einmal dreißig Mark gepumpt hat? Nach meinen reichen Erfahrungen ist das äußerst ungewöhnlich. Aber wenn ich Ihnen versichere, daß sich dies tatsächlich ereignet hat, müssen Sie mir es schon glauben.
So stand also Herbert Bolz plötzlich mit dem ungeahnten Reichtum von baren dreißig Mark in der Tasche um sieben Uhr fünf Minuten auf dem oberen Kurfürstendamm, nachdem der Filmstar-Freund sich mit zierlichem Händewinken entfernt hatte, und spürte heftige Lebensfreude in sich aufquellen. Und dies Gefühl stieg zugleich vom Magen und vom Herzen auf, weshalb er bedenkenlos den Entschluß faßte, mit seiner Freundin, die eigentlich seine Braut war, gut und reichlich zu Abend zu essen.
Diese seine Freundin hieß Ellen und war erste Verkäuferin in einem sehr vornehmen Möbelgeschäft, das deshalb „Werkstätten für moderne Innenausstattung" hieß. Da sie die Stellung noch nicht lange innehatte, hatte sie Herbert gebeten, sie nie nach Ladenschluß abzuholen, sie nicht im Laden — wenn dies Wort für ein so vornehmes Geschäft gebraucht werden darf — anzurufen und noch weniger aufzusuchen. Außer in ganz dringlichen Fällen.
Ein solch dringlicher Fall lag heute nach Herbert Bolz' Ansicht vor. Mangels flüssiger Geldmittel hatten sie sich heute nicht wie sonst in der gewohnten kleinen Konditorei verabredet, und wenn er sie noch treffen wollte, blieb nichts übrig, als sie abzuholen. Rasch entschlossen schwang er sich auf den nächsten Autobus, spottete des Geld sparenden Begriffs „Teilstrecke" und stand um sieben Uhr siebzehn vor den blitzblanken Schaufenstern, die höchste Wohnungskultur sehen ließen. Da war ein Herrenzimmer von raffiniertschlichter Pracht ausgestellt, aus edelstem Holz gefertigt. Beim Betrachten des Schreibtisches freilich mußte sich Herbert Bolz unwillkürlich das Schienbein reiben, denn die vorbildlich-moderne Form äußerte sich in lauter haarscharf zulaufenden Ecken, deren unbedachte Berührung zweifellos äußerst schmerzhaft sein mußte.
Schmerzlicher aber war, daß er seine geliebte Ellen nicht mehr in dem sonst noch verschwenderisch beleuchteten Raum erblickte! Vor dem Fenster auf und ab wandelnd ließ er seinen Blick über die kleineren Einrichtungsgegenstände gleiten, die man gemeinhin als Kunstgewerbe bezeichnet. Und da blieb sein Blick auf schlichten Papierkörben haften, die nur aus einem Stück bunter Pappe bestanden, das mit einem bunten Faden zusammengefügt und geschmückt war. Große und kleine — und der kleinste konnte doch höchstens anderthalb oder zwei Mark kosten —!
Um halb acht Uhr pflegte Ellen den Laden zu verlassen — und eben dröhnten zwei Glockenschläge von der Gedächtniskirche. Herbert Bolz wollte Gewißheit haben. Ermutigt durch den reichen Besitz schritt er auf die Tür zu und drückte die Klinke nieder. Die Tür war verschlossen. Aber schon erschien auf dies Geräusch hin ein sehr eleganter Herr im hellen Raum, näherte sich der Tür und öffnete eine Serie von Sicherheitsschlössern, bis die Tür ihren Zweck, Einlaß zu gewähren, erfüllen konnte.
„Verzeihen Sie", sagte Herbert Bolz beklemmt, „ich sah da zufällig diese entzückend-einfachen Papierkörbe —." Und mit entschuldigender Geste: „Aber ich komme vermutlich zu spät . . ."
„Oh, bitte sehr!" sagte der elegante junge Mann. „Treten Sie unbesorgt ein!"
Herbert Bolz warf einen raschen suchenden Blick in den Raum, aber Ellen zeigte sich nicht.
„Ihre Verkäuferinnen scheinen schon nach Hause gegangen zu sein —", meinte Bolz entschuldigend, „und ich möchte . . ."
„Aber bitte, mein Herr, ich gebe Ihnen den Papierkorb gern noch persönlich!"
Nun muß man wissen, daß Herbert Bolz kein junger Mensch war und einer der Vorkriegs-Offizierfamilien entstammte, bei denen Armut zwar keine Schande war — wohl aber, als arm zu erscheinen. Darum zeigte er nicht auf den kleinsten, wenn auch vorsichtigerweise auf den zweitkleinsten der Papierkörbe und nickte: „Den da möchte ich haben!"
„Sehr gern!" sagte der elegante junge Mann, nahm den Korb und wickelte ihn eigenhändig in ein sehr geschmackvolles Papier, das er mit einem entzückenden bunten Band verschnürte.
„Zwölf Mark fünfzig, wenn ich bitten darf!" hauchte er.
Einen Augenblick lang blieb Herbert Bolz das Herz stehen. Dann legte er kühl den eben empfangenen Zwanzigmarkschein hin und ließ den traurigen Rest zu den beiden Fünfmarkstücken gleiten.
„Die Arbeiten aus dem Atelier von Frau Vera Woracek werden jetzt sehr verlangt!" sagte der junge elegante Mann, während er ihn zur Tür geleitete.
Zwei Minuten später stand Herbert Bolz mit dem sehr geschmackvoll verschnürten Paket auf der Straße —: ohne seine Ellen und mit einem Papierkorb, den er wirklich nicht gebrauchen konnte.
Er schalt sich dumm und mußte doch innerlich lachen. Jetzt war schon alles egal! Da er Ellen nun nicht mehr erreichen konnte, wollte er den Abend auf andere Weise festlich beschließen! Und da war ja nicht weit in einem kleinen Lokal ein Stammtisch von Schauspielern, Musikern, Redakteuren, Verlegern, Schriftstellern und allerlei Menschen, die zum Gesamtbegriff „Künstler" zählen. Viele Wochen war er nicht mehr hingegangen, weil er lieber mit Ellen zusammen sein wollte, wenn er mal ein paar Mark übrig hatte. Aber nun —: heute war alles egal!
Großes Hallo empfing ihn. Am Kopfende der vollbesetzten Tafel saß der dicke blonde Gottfried Bulkow, der Feuilleton-Redakteur einer großen Berliner Zeitung.
„Na, das freut mich aber, lieber Bolz", begrüßte er ihn fröhlich, „daß Sie an meinen Geburtstag gedacht haben, obwohl Sie sich sonst nie mehr sehen lassen!" Und nach dem Paket greifend, das Bolz unterm Arm trug: „Da bin ich aber gespannt, was Sie mir mitgebracht haben!"
Während Bulkow das herrlich-geschmackvolle Einwickelpapier abriß, kam Herbert Bolz zur Besinnung und erfaßte rasch die Situation.
„Tja, lieber Herr Bulkow", lächelte er schmerzlich, „da Sie meine Manuskripte in letzter Zeit sozusagen in den Papierkorb wandern lassen, dachte ich, Ihrer sei überfüllt und Sie brauchten vielleicht einen zweiten . . ."
Der Tisch lachte.
„Teufel — Teufel —!" meinte Bulkow, „und um sich diesen kleinen Scherz zu leisten, kaufen Sie eine Woracek-Arbeit aus den ‚Wvml'? Allerhand! Ihnen scheint's ja wieder recht gut zu gehen!" Er schüttelte ihm herzlich die Hand. „Wir sprechen nachher miteinander."
Es wurde ein sehr fideler Abend. Wenn der Papierkorb nicht aus Pappe gewesen wäre, hätte man womöglich später noch Sekt daraus getrunken. Um drei Uhr weinte Bulkow Tränen der Rührung über Bolz' Geschenk. Am nächsten Tag erhielt Bolz einen Auftrag über eine Serie von Aufsätzen. Bulkow hat es Herbert Bolz nie vergessen, daß er es sich so viel Geld hat kosten lassen, ihn zu seinem Geburtstag mit einem kleinen Scherz zu überraschen. Seitdem geht es Herbert Bolz gut. Können Sie verstehen, daß er sich von Herrn Bulkow als Hochzeitsgeschenk den Papierkorb aus dem Atelier Woracek auserbeten hat?!

Der Wald

Von Georg Britting

Die Tannen, Ast in Ast gedrängt,
Werfen die Zapfen in das Moos,
Das lüstern, wie ein Weiberschoß,
Die prallen unhörbar empfängt.

Im Steinbruch kollert Sand und Kies,
Sonst regt sich nichts im grünen Paradies.

Es schärft der Fuchs den Räuberzahn
Am Draht, zerbeißt die Schlinge nicht,
Die ihm den Fuß hellblutig sticht.

Der Marder schleicht, die Schnecke kriecht.
Das rote Licht
Vom Fliegenpilz schwelt giftig durch den Tann.

(K. Rössing)

Tod auf den Schienen

Prognosen

(E. Thöny)



„Na, wird dat Wetter aushalten, Herr Bergrat?" — „'s Wedda? Da feit si nix. Awa ob Sö aushaltn, dös is a Frag!"

Skeptizismus

(Jos. Sauer)



„Da les' ich eben, der Affendrüsen-Professor Woronoff heirate trotz seiner achtundsechzig Jahre ein einundzwanzigjähriges Mädchen." — „Fragt sich nur, ob der jungen Dame mit einem Surrogatten gedient ist."

Der Zeitungsleser

Ich traf Kramer, Dr. Georg Kramer, auf dem Sofa liegend und Zeitung lesend vor. Vor dem Sofa lagen schön aufeinander geschichtet vier Säulen Zeitungen.
„Was machst du denn da?" fragte ich ihn erstaunt.
„Du siehst doch, ich lese die Zeitung."
Ich blickte ihm über die Schulter und las die Schlagzeile: „Die Tscheljuskin-Mannschaft auf einer schwimmenden Eisscholle."
„Die Zeitung ist doch uralt", erlaubte ich mir zu bemerken.
„Selbstverständlich ist sie uralt; ich komme aber nicht dazu, sie sofort zu lesen. Den ganzen Vormittag bin ich beim Gericht, nachmittags im Büro, und abends muß ich die Akten durcharbeiten. So hebe ich mir die Zeitungen auf und lese sie dann alle hintereinander, wenn ich Zeit dazu habe."
„Aber dann sind sie doch nicht mehr aktuell. Zum Beispiel die Tscheljuskin-Leute sind schon . . ."
„Psst!" würgte er rasch meinen Satz ab. „Verrate mir das Ende nicht!"

A. R.

Wiener Guckkastenbildchen

Der Herr Oberoffizial kommt schon etliche dreißig Jahre ins Café Greiletzberger.
Er gehört sozusagen zum eisernen Bestand des Kaffeehauses, und der alte Franz, der den Herrn Oberoffizial seit urdenklichen Zeiten bedient, weiß genau, daß der Herr Oberoffizial ein schwer zu behandelnder Gast ist.
Denn der Herr Oberoffizial bringt die schlechte Laune vom Amt ins Kaffeehaus mit.
Ist der Kaffee licht, will er ihn dunkler, ist er dunkel, will er ihn lichter; hat die Virginia keinen Zug, schimpft er, und hat sie einen, dann schimpft er auch.
Er ist ein grantiger, sekkanter, bissiger Herr, der Herr Oberoffizial.
Dieser Tage aber war er wie ausgewechselt.
Nörgelte nicht, trank den Kaffee so, wie er war, schimpfte nicht über den vorhandenen Zug und hatte sogar so etwas wie ein griesgrämiges Lächeln aufgesetzt.
Der alte Franz war zuerst sprachlos, traute seinen Augen nicht, machte einen Versuch mit einer Virginia, die absolut nicht brannte und vom Herrn Oberoffizial trotzdem anstandslos geraucht wurde, und sagte schließlich verdutzt: „— 'tschuldigen schon, Herr Oberoffizial, heut san S' ja wia ausg'wechselt! . . . Ja, sag'n S' amal, Herr Oberoffizial, san S' leicht in Pension gangen oder ham S' Eahna vielleicht gar de Hämorrhoiden operiern lassen?"

A. K. B.

Lieber Simplicissimus!

Der Berghofer ist dreiundachtzig Jahre alt und hat sich beim Heben eines schweren Kartoffelsacks einen Leistenbruch zugezogen. Aber von dem Bruchband, zu dem ihm der Doktor dringend rät, will er nichts wissen. „Moana S' ebba", knurrt er ihn unwirsch an, „i möcht' zeitlebens mit deam Zaumzeug rumlaffa?!"

*

Stilblüte aus der „Wormser Tageszeitung" (Nr. 109): „Schneider-Creuzot und seine willfährigen Militärs sahen ihre Stunde kommen und rasselten mit ihren Schwertern und langgedrehten Schnurrbärten, daß Mars seine Freude gehabt hätte . . ."

*

Meine Hausangestellte wird von ihrem leutseligen Kassenarzt wegen Mandelentzündung behandelt. Da er mit Vorliebe pluralische Wendungen gebraucht, so komme ich eben recht, um Zeuge folgender Schlußbelehrung zu sein: „Also gel, Fräulein, zuerst tun wir ein paarmal gurgeln, dann nehmen wir noch zwei bis drei Tabletten, und hernach legen wir uns ins Bett!"

*

Soff und Suff wanken nach Hause. Mit starker Schlagseite. Einer stützt den andern. Mit der Straße als Hypotenuse bilden sie ein Dreieck, das sich kraft irgendwelcher physikalischer Gesetze mühsam aufrecht erhält.
Da verliert Soff seinen Hut, seinen schönen, neuen Hut. Wie soll er ihn aufheben, ohne daß Suff kippt?
Ha! Die Litfaßsäule!
Er stellt Suff an die Säule. Und meint: „Hupp . . . halt dir feste . . hupp."
Nach einer Weile ruft Suff: „Soff, zu Hilfe! Zu Hilfe! Ick kann de Säule nich mehr halten! Se rutscht ma ejal aus de Finger!"

*

Von Sentimentalität völlig unbeschwert ist folgendes Inserat, das eine Karlsruher Zeitung brachte:

> Für Muttertag schönstes Geschenk:
> Ruhesessel
> mit auswechselb. Klosetteinrichtung, D.R.G.M.

Kindermund

(Paul Scheurich)



„Wirklich 'n hochintelligentes Gör!" — „Und ob! Wie sie dich kommen hört, ruft sie ganz aufgeregt: ‚Nu will ich bloß sehen, ob der neue Onkel zuerst an den Blumen riecht oder an der Flasche.'"

Wandlungen / *Von Ratatöskr*

Von d'Annunzio gibt es neue Kunde.
Seine vielgewandte Feder schreibt
„Lebensläufe der berühmten Hunde".
— Was ihn wohl dazu bewegt und treibt?

Hat er sich am Menschen übernommen
und sein Schwatzen und Getue satt?
Ist er etwa auf den Hund gekommen,
weil ihm dieser mehr zu sagen hat?

Ward von einem misanthrop'schen Schauer
sein Empfinden plötzlich angeweht?
Fand er gar wie Arthur Schopenhauer,
daß ein Pudel sittlich höher steht?

Jedenfalles hat hier Gabriele,
scheint mir, einen guten Griff getan.
Und voll Rührung grüßt ihn meine Seele,
die ihn sonst nicht grade leiden kann.

Deutsch-französischer Schüleraustausch

(Wilhelm Schulz)



„Laß doch das alte Ekel! Wir Jungen wollen eine Brücke schlagen von Land zu Land!"

München, 10. Juni 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Volare necesse est

(Wilhelm Schulz)

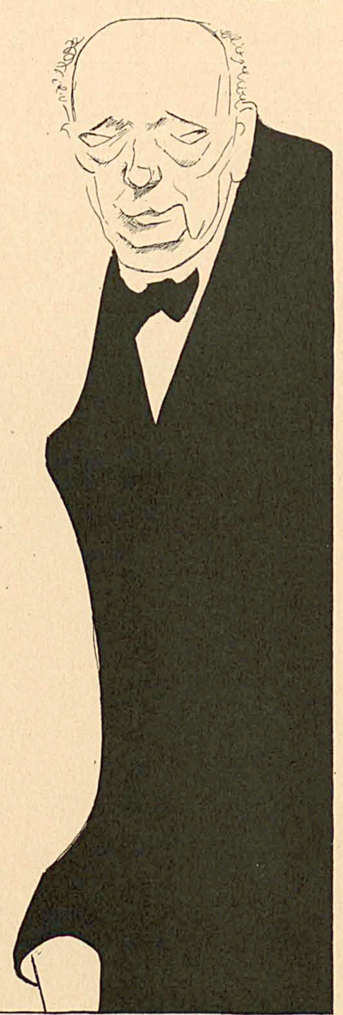


Wenn er leben soll, muß er fliegen können!

Richard Strauß

zum 70. Geburtstag

(O. Gulbransson)



Der großen Meister alte Tönesprache
hast du beschenkt mit tausend neuen Klängen.
Du schlugst den Fels, und er begann zu tönen,
das ganze Weltall zwangst du zu Gesängen.
Du bliebst der Tänzer, Jubler, bliebest treu dem Schönen,
als ringsum alles in Verwirrung sank.
Habe Dank!

Rolf Grasbey

Das Wachsherz

Von Johannes Hardt

An einem schönen Frühlings-Samstagnachmittag erhielt Fräulein stud. phil. Martha Halbreiter einen Eilbrief aus Madrid. Dr. Paul Martin, Kunsthistoriker, zur Zeit gemeinsam mit seinem Freund Hans auf einer Studienreise, schrieb:

„Liebe Martha! Tu mir die Liebe und nimm Dich sofort Marias an. Du weißt, wie sehr sie Hilfe braucht, seit Hans sie verlassen hat. Bisher war sie immer meinem brieflichen Zuspruch zugänglich, aber jetzt muß ihre Verzweiflung einen Grad erreicht haben, der gefährlich scheint. Heute erhielt ich von ihr einen schlampigen, wohl in größter Erregung aus ihrem Skizzenbuch gerissenen Fetzen — man kann es nicht Brief nennen —, auf dem sie mich beschwört, mit Hans zu sprechen und ihn zu veranlassen, daß er ihre letzte Bitte erfülle. Sie schreibt, sie könne ohne Hans nicht mehr leben, und sie sei fest entschlossen, sich umzubringen, aber nur mit einem Revolver aus seiner Hand. Ich bitte Dich, Martha, nimm die Sache ernst, sei nicht ironisch! Gut, Maria scheint hysterisch geworden zu sein, aber Hans hat sie so weit gebracht, und auch Hysterie ist eine Krankheit. Das Gräßliche ist, daß sie diesen Fetzen mit Blut geschrieben hat. Ich habe Hans meine Verachtung gründlich gesagt. Wir alle wissen zwar, wie sehr er unter Marias Wesen gelitten hat, aber jetzt ist er so verändert, daß er hellauf lachte, als ich ihm den tragischen Zettel zeigte. Er machte sich sofort daran, das Blut zu analysieren, und er behauptet, es sei Ochsenblut. Ich finde diesen Zynismus ekelhaft! Ob Ochsenblut oder eigenes Blut, das Mädchen ist in einem fast unzurechnungsfähigen Zustande! Ich habe die allergrößte Sorge um sie. Das arme, kleine Ding! Sie ist so hilflos und so rührend anhänglich. Bitte, Martha, opfere alles andere und widme Dich jetzt ganz der armen Maria. Hilf dem kleinen, blonden Mädchen, Du bist ja so stark! Ich habe alles Vertrauen zu Dir, daß es Dir gelingt. Herzlich P. M."

Als Martha diesen Brief gelesen hatte, war ihre Sonntagsvorfreude ziemlich vorbei. Nichts war ihr fremder und unbegreiflicher als eine so schreckliche Verwirrung, wie sie in Marias Seele plötzlich auftreten konnte. Dabei war sie immer wieder sehr im Zweifel, ob es sich hier wirklich um einen Defekt handelte oder um das Raffinement einer Frau, die weiß, daß Schwäche und Hilflosigkeit an den Beschützerinstinkt des Mannes appellieren und daher sehr anziehend wirken.
Trotzdem machte sich Martha gleich auf den Weg zu Maria. Sie mußte lange läuten, bis geöffnet wurde. „Ach, du bist es!" sagte Maria. „Hast du auch einmal wieder Zeit für mich? Aber das ist dumm jetzt, ich habe gerade Besuch . . . weißt du, der Jürgen ist da. Er ist immer so gut zu mir, seit Hans mich verlassen hat."
„Hm. Ja, dann gehe ich eben wieder. Was tust du morgen, Maria? Wenn du magst, machen wir einen schönen Ausflug nach Andechs?"
„Ach ja, da ist doch die Wallfahrtskirche! Du, Martha, kauf doch bitte schnell noch ein Wachsherz für mich, das könnte ich oben opfern. Ich glaube, bei Huber ist noch auf, wenn du läufst."
„Schon recht, und ich hole dich morgen früh sieben Uhr ab. Gute Nacht, Maria!"
Während sie die Treppe wieder hinunterlief, registrierte Martha: Sie will ein Wachsherz opfern für Hans. Sie hat Besuch von Jürgen und kann mich nicht hereinlassen.
Bei Huber war noch auf. Martha wählte das größte Herz aus, das es gab. Tief nachdenklich ging sie damit heim.

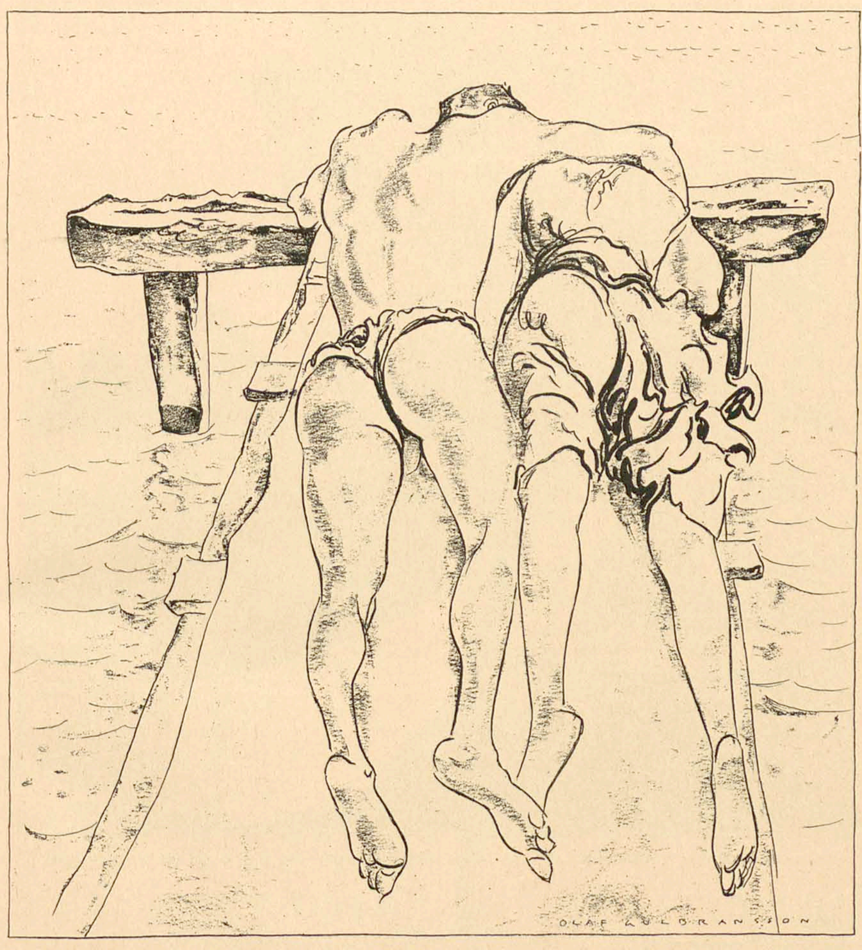
*

War das ein Sonntagmorgen! Martha lief leichten Herzens durch die kleinen Gäßchen Alt-Schwabings. In den Vorgärtlein blühte es durcheinander, überdacht von Goldregentrauben und Fliederdolden. Martha freute sich auf den Tag, und sie wollte recht nett sein zu Maria. Was ging sie die Sache mit Jürgen an? Nichts!
Es schlug gerade sieben Uhr, als sie bei Maria läutete. Nichts rührte sich. Sie läutete geduldig in kleinen Abständen. Plötzlich wurde ihr angst, und ihr Herz gab einen Stich. „Maria", schrie sie und trommelte mit beiden Fäusten an die Tür, „Maria, Maria!" Was war da passiert? In fürchterlicher Sorge wollte Martha gerade zur Hausmeisterin laufen, als Maria öffnete. Sie stand im hellblauseidenen Nachthemd leichenblaß in der Tür, mit blauen Stiefmütterchen im blonden Haar und blutrot geschminktem Mund. Beinahe hätte Martha hellauf gelacht, aber da roch es ja nach Gas! „Was treibst du denn?" schrie sie zornig und stürzte an den Gashahn, um ihn abzudrehen, und riß Fenster und Türe auf. Es war nicht schlimm mit dem Gas. Maria konnte erst kurz vor sieben Uhr die Dummheit gemacht haben, und das sah sehr nach Theater aus diesmal.
Maria hatte sich inzwischen malerisch auf die Couch geworfen und schluchzte herzzerbrechend. „Ich will nicht mehr leben", schrie sie, „ich kann nicht mehr leben ohne ihn! Warum läßt du mich nicht in Ruhe, laß mich doch sterben, du hast ihn mir ja auch genommen!"
„Aber, Maria, du weißt genau, daß ich Hans kaum kenne."
„Das ist nicht wahr, geh, geh, ich will sterben, ich hasse dich, geh fort! Niemand liebt mich, alle hassen sie mich!"
Gas kann sie nicht geschluckt haben, es war ja fast nichts, aber

(Fortsetzung auf Seite 124)

Ablenkung

(Olaf Gulbransson)



„Ist's hier nicht wie im Paradies so schön, Mädi? . . . Und wenn jetzt die Schlange mit dem Apfel käm'?" — „Oh . . . da müßt' uns die Wirtin einfach einen Apfelstrudel draus machen!"

Das Berliner Volksfest in Sicht

Nu fällt det bald wech, wat uns neidisch sein läßt
uff München und Hamburch und Dresden:
nu kriecht ooch Jroß-Berlin sein Fest
und det wird eens von die jrößten!

Da kann det „Oktobafest" jar nich mehr mit,
und die „Vogelwiese" –: na, wat denn!
Der „Hamburjer Dom", meenste? Gittigit,
die stelln wa jlatt in den Schatten!

Wenn wir – det saach 'ck da frisch-fromm-frech –
so wat anpacken, wird det 'ne Sache!
Da bleibt denn den Andan die Spucke wech!
Von wejen – det ick nich lache!

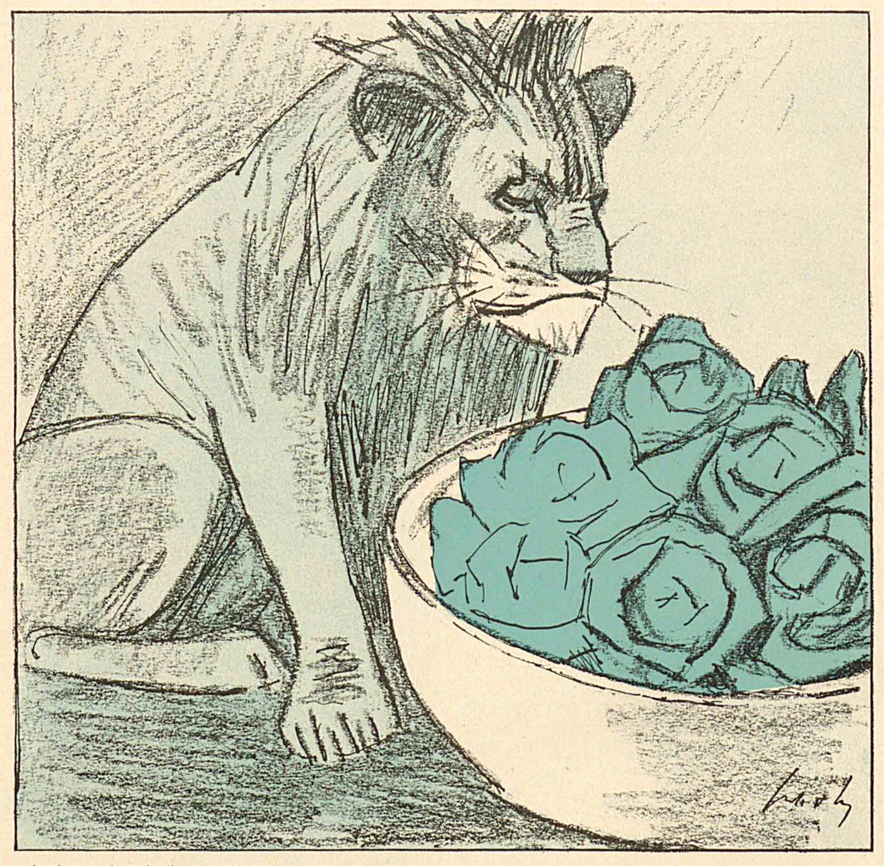
Ick meene, det war ooch die höchste Zeit
und det war een knorka Jedanke –:
Wir wissen doch ooch mit Vajniejen Bescheid
an die Havel, die Spree und die Panke!

Und „jeda eenmal in Barlin!" –
den Spruch könn'n wa jlatt übatünchen,
denn zu unsa Volksfest muß jeda mal hin –
ooch aus Dresden, Hamburch und München!

Benedikt

Münchner Salatdämmerung

(W. Schulz)



„Im Löwenbräukeller a Salatessen abhalten — ja, geht denn dös net gegen die Stammeseigenart?"

Das Wachsherz

(Fortsetzung von Seite 122)

sie hat scheinbar einen Nervenschock, dachte Martha. Sie brachte nasse Umschläge und ging dann zum Telephon.

„Wen rufst du an?" schluchzte Maria.

„Den Arzt."

„Nein, ich will keinen Arzt! Du möchtest mich wohl ins Irrenhaus bringen? Ich bin schon ruhig, ich bin schon ruhig. O Gott, mein Kopf, mein armer Kopf!" Martha begnügte sich also damit, die Umschläge zu wechseln und Maria zu streicheln. Nach einer halben Stunde fragte Maria nach dem Wachsherz. Martha holte es aus ihrer Handtasche, und Maria nahm es feierlich in Empfang. Zuerst küßte sie das Herz, dann küßte sie Marthas Hand, und auf einmal sprang sie auf und tanzte durchs Zimmer. „Wann geht der Zug, Martha? Gott segne dich für das Wachsherz! Ich will nach Andechs pilgern wie eine Büßerin. Soll ich mein schwarzes Kleid anziehn? Ach, Martha, sicher wird mir geholfen, ich will ja auf meinen Knien beten, bis sie bluten!"

„Wenn du in einer Viertelstunde fertig bist, dann geht es gerade noch", sagte Martha. Und so fuhren sie nun doch hinaus.

*

Sie gingen zuerst hinunter zum Ammersee, der frisch plätschernd auf kleinen Wellen die bunten Kähne schaukelte. Dann liefen sie den Weg hinauf, mitten zwischen blühende Wiesen hinein. „Nein, wie süß", rief Maria entzückt, „und die goldigen Blumen, nein, wie herrlich!" Sie wütete in den schönen, weißen Margueriten, und Martha wagte nichts zu sagen. Sie kamen durch lichten Buchenwald und gingen weglos bergauf. Es war etwas mühsam, man rutschte leicht im braunen, glatten Laubteppich, und Maria zerriß sich den Strumpf an einer Brombeerstaude, die sie nicht beachtet hatte. Sie war eine Zeitlang still und scheinbar ärgerlich. Aber als sie oben waren bei dem Jägersteig, zu dem Martha geführt hatte, war sie begeistert. „Ach, wie süß!" rief sie. „Ist der See nicht goldig? Man möchte geradezu dichten, wenn man das sieht!" Martha wagte es: „Darf ich dich erinnern", sagte sie, „daß du dich vor drei Stunden umbringen wolltest? Siehst du, wenn man mit seinen zwei Augen dieses schöne Land ansehen darf, den See, in dem das Licht badet, das duftende Waldmeer, das selige Dunkelblau des Himmels und die silbergraue Ahnung der Berge, ist das nicht schon Freude genug, um zu leben?"

„Wie goldig du das sagst, Martha, ganz poetisch! Aber weißt du, ich kann einfach nicht ohne Liebe sein. Wenn ein Mann so recht toll ist nach mir, dann bin ich glücklich! Was fällt Hans eigentlich ein? Aber ich lasse ihn nicht, ich verderbe ihm alles, was er auch anfängt!" Marias Stimme kippte bedenklich über. „Aber Maria", sagte Martha, du wolltest doch heute um ihn beten?"

„Ja, das werde ich auch, und ich werde erhört werden, das fühle ich! Wenn ich nur wüßte, wer dahinter steckt!"

Martha lachte. „Na also, jetzt bist du ja wieder vernünftig!"
Es war heiß geworden. Die beiden Mädchen legten sich ins Gras und ruhten aus. Die Erdbeeren blühten. Eine Eidechse sonnte sich auf einem Baumstumpf. Die jungen Tannen hatten weiche, lange, hellgrüne Triebe. Über den blumigen Wiesen summte es . . .
Sie hatten noch eine halbe Stunde Weg, und es schlug gerade Mittag, als sie unter den rotblühenden Kastanien der Klosterwirtschaft standen auf dem Andechser Berg.
Enggedrängt saßen die Menschen und aßen Rettiche und Klosterkäse und tranken das gute Bier der Mönche. Alle waren sie fröhlich, ja, es war wie ein Festrausch über ihnen. Auch Martha und Maria setzten sich und aßen und tranken. Von den Kastanien tropften die Blüten ins Bier.
Martha, die Protestantin, beneidete plötzlich Maria. Maria war katholisch. Sie konnte jetzt hingehn mit ihrem Wachsherz und es mit einem seidenen Band an das feine Gitter binden vor dem Marienaltar, zu all den anderen Täfelchen und rührenden Inschriften. „Maria hat geholfen", Maria wird helfen!", gestickt von Kinderhändchen auf Stramin, in Holz gebrannt, auf liniertes Papier mit zittrigen, alten Händen geschrieben . . . Eine verschlossene Welt für Martha.
Ein junger Mann hatte sich an ihren Tisch gesetzt. Er sah nett aus und war gut angezogen. Maria fing sofort an, zu kokettieren, und das zu beobachten machte Martha riesigen Spaß. Der junge Mann war natürlich nicht dumm und nützte die Gelegenheit. Er erzählte auch so nebenbei, daß er mit seinem neuen Wagen

Vor dem Regen

Plötzlich ist alles nah
und seltsam stumpf. Der Wind
ist müd und nicht mehr da.
Die tiefen Wolken sind

wie Schatten über den Wiesen.
Der Tag wird furchtsam und still,
nur eine Lerche will
singend noch überfließen.

Dann schlagen die Tropfen nieder
schwer auf Blume und Blatt:
Der Sommer hat
seine Lichter und Düfte wieder!

Hans Graven

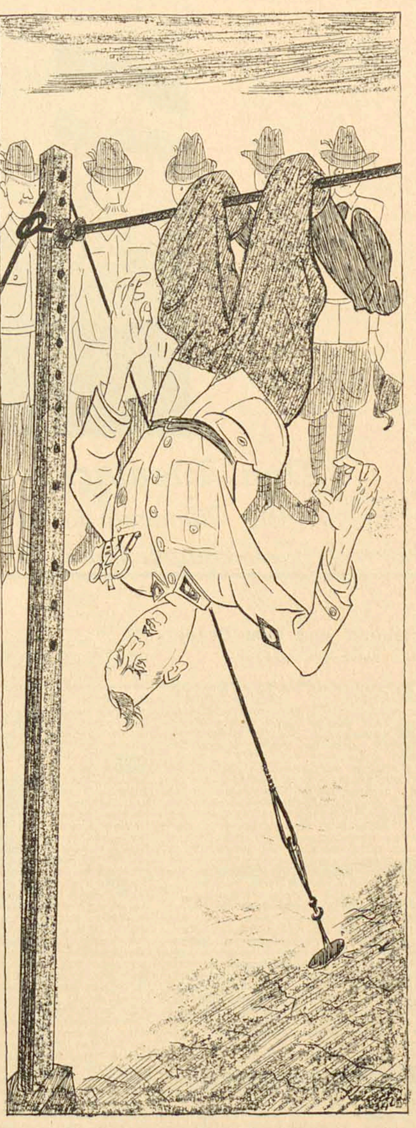
heraufgefahren sei, und daß der Wagen sehr gut gelaufen wäre. Na also! Martha freute sich.
Der junge Mann schlug vor, in den Turm der Kirche hinaufzusteigen. Maria war sofort dabei, Martha wollte unten auf sie warten. Das war natürlich böse Absicht, aber es gab ihr auch zuviel Leute im Glockenturm. Sie erinnerte sich einer wunderbar ruhigen Stunde an einem Schlechtwettersonntag. Da war sie ganz allein oben gestanden lange Zeit, und die Glocke hatte zur Vesper geläutet, und der Turm hatte leise mitgeschwungen. Und dann war ein Laienbruder heraufgekommen, der wohl glaubte, daß niemand oben wäre. Trotzdem war er geblieben, und während sie beide hinausschauten auf die blühende Welt drunten, auf die Kastanienblütensträuße und Fliederbüsche, auf die weithin sich schwingenden Streifen der Felder, auf helle Wege, die ins Land hineinliefen, da erzählte der Laienbruder, daß er einmal ein Bauernsohn war aus dem Schwäbischen . . .
Als der junge Mann, er hieß übrigens Herbert Kirner, mit Maria wieder herunterkam, hatte sich Maria in seinen Arm gehängt und hinkte. Sie hatte sich auf der letzten Stufe den Fuß verknaxt. Martha wollte nichts verderben und glaubte daran, und so fuhren sie im Wagen von Herbert Kirner nach Hause. Sie fuhren durch das wellige Land, zwischen tiefen, herrlichen Wäldern Starnberg zu, und es war ein netter Einfall von Herbert Kirner, dort im Undosa noch zu Abend zu essen und Maiwein zu trinken.

*

Der Maiwein war gut, und Maria trank rasch. Die Laternen brannten auf und hoben im Dämmern Dinge und Menschen ins Unwirkliche, Phantastische. Grau in grau lag der See, weithin rauschend, ohne Ufer.
Herbert Kirner war sehr verliebt. Maria lachte helle Koloraturen in die zärtlichstille Nacht, und das Tischtuch deckte kupplerisch das erste Spiel zweier Hände, die zusammen wollten.
Es war auch der Wein schuld, daß Martha in ein Schweigen hinein fragte: „Maria, wo hast du eigentlich das Wachsherz?"
„Ach, das Wachsherz!" rief Maria, und eine Lachsalve stieg zum Himmel. „Du, das ist herrlich, daß du daran denkst! Ich werde es ertränken, hier im See." Sie kramte es aus ihrer Handtasche.
„Hoppla!" sagte sie, und das Herz flog in weitem Bogen über Bord, fallengelassen von einer weißen Hand. Es kam, nachdem es untergetaucht war, wieder hoch und schwamm noch ein wenig. Plötzlich war es verschwunden.
„Gratuliere, Hans!" sagte Martha leise.
„Was sagtest du?"
„Nichts, Maria."
Martha ging sehr spät allein durch die kleinen Gäßchen Altschwabings heim. Die Kastanie vor ihrem Fenster blühte feierlich in der Mondnacht. Der Flieder duftete . . . Das Leben war wieder schön, denn die Gefahr war vorbei.

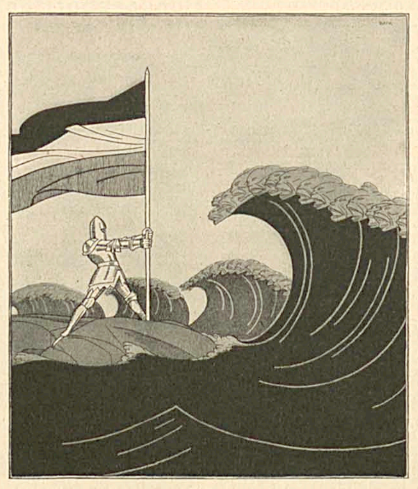
Bundessportführer Starhemberg

(Rudolf Kriesch)



„Jeggerl na, abi is schnöll gang'n, aba wia kumm i wieder auffer?"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postscheckk. München 5802

Der Fleidner und sein Bruder

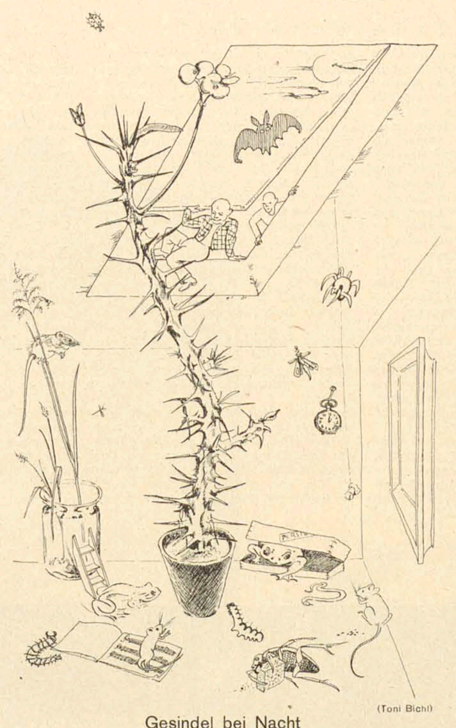
Von Trude Sand

„Kennen Sie den Fleidner, den Maler? Was? Den kennen Sie nicht?"
So fragte kürzlich ein älterer, etwas heruntergekommener Herr, der zufällig in unsere Abendgesellschaft geraten war. Und da niemand den Fleidner kannte, gab der Mann folgende Geschichte zum besten:
„Vor zehn Jahren war er sehr berühmt, der Fleidner; vielleicht auch mehr berüchtigt als berühmt, aber immerhin! Seine Bilder fielen nämlich hauptsächlich dadurch auf, daß sie in keiner Hinsicht, weder in der Farbe noch in der Zeichnung, weder im Thema noch im Material etwas mit dem zu tun hatten, was man gemeinhin unter Malerei versteht. Ich hatte die Ehre, ihn persönlich zu kennen. Er war auch als Mensch ein Kauz. Er ernährte sich fast ausschließlich von Fischen, die er in einem riesigen Aquarium selber züchtete.
Als ich ihn eines Tages besuchte, bemerkte ich, während ich die fünf Treppen zu seinem Atelier hinaufstieg, daß oben jemand stand und in das Treppenhaus spuckte. Ich mußte Obacht geben, um nicht getroffen zu werden. Der sonderbare Schütze schien seine Ladungen keineswegs aufs Geratewohl abzufeuern, sondern haarscharf nach mir zu zielen. Wütend rannte ich nach oben und — stellen Sie sich vor, es war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er lehnte gemütlich über dem Geländer, die Arme verschränkt, und lachte mir vergnügt ins Gesicht. Dann spuckte er seelenruhig weiter, er hatte schon das nächste Opfer aufs Korn genommen.
Ich war so perplex, daß ich nicht wußte, wie ich mich verhalten sollte.
Ich klingelte. Fleidner öffnete die Tür einen Spalt weit, ließ mich hineinschlüpfen und riegelte schleunigst wieder zu.
‚Um Gottes willen!' rief ich, ‚Fleidner, wer ist der Mann?'
‚Mein Bruder!' jammerte er, ‚eine schöne Schweinerei, wie?'
‚Ihr Bruder?'
‚Ja, wer denn sonst! Zustände, sage ich Ihnen! Ich werde verrückt! Er kommt morgens um acht her und hält sich bis Punkt acht Uhr abends auf dem Flur vor meiner Tür auf. Er spuckt allen Leuten, die die Treppe heraufkommen, auf den Hut. Eine nette Beschäftigung, wie? Bis vor einigen Wochen ist er in einer Anstalt gewesen, dann haben sie ihn wegen absoluter Harmlosigkeit entlassen. Wegen absoluter Harmlosigkeit! Wie finden Sie das? Die Polizei erklärte, sie wäre für solche harmlosen Fälle nicht zuständig. Erst wenn es schlimmer käme, könnte sie eingreifen. Wenn es schlimmer käme! Sagen Sie mal, was halten Sie von einer solchen Polizei? Aber setzen Sie sich doch, mein Lieber.'
Fleidner war nur mit einer Badehose bekleidet. Auf dem Kopf trug er einen großen Strohhut, am linken Fuß eine Socke. Er war ein untersetzter Kerl, fett und behaart, aber springlebendig. Überall standen und hingen angefangene Bilder, oder besser: Expressionen. Die Hälfte des Ateliers füllte ein Aquarium aus, in dem viele hundert Fische munter ihr Lebenspensum absolvierten.
‚Wollen Sie mit mir speisen?' fragte Fleidner. Und ohne meine Antwort abzuwarten, griff er in das Aquarium, schnappte ein paar Fische, schlug sie fachmännisch ins Genick, dann schnitt er sie auf und reinigte sie. Man sah, er war ein Meister auch in diesem Fach. Er zündete den Spirituskocher an, tat Öl in die Pfanne und ließ die Fische langsam braten. Dabei klagte er mir sein Leid: ‚Ich bin heute überhaupt noch nicht aus der Wohnung gegangen. Ich traue mich nicht hinaus, wissen Sie. Mein Bruder hat heute seinen bösen Tag. Er hat bereits mehrfach gegen meine Tür gebumst, er hat mir gedroht, er kann mich nämlich nicht leiden. Ich weiß nicht, weshalb. Aber auch dieser Schmerz geht vorüber, kann ich Ihnen verraten. Ich kenne meinen Bruder. Das Bumsen an der Tür, das ist nur der Beginn eines Anfalls. Der schwillt rapid an, ich weiß Bescheid, na, und dann greift eben die Polizei ein, und ich bin erlöst. Ich habe die Herrschaften von nebenan gebeten, sofort die Polizei zu alarmieren, wenn es auf dem Treppenflur kracht oder splittert, ich habe nämlich kein Telephon.'
Die Fische waren nun durchgebacken. Wir nahmen sie in die Hand und knabberten sie ab. Sie schmeckten vorzüglich. Ich fragte Fleidner nach seinen nächsten Arbeiten, aber er hörte kaum zu, sondern horchte angestrengt nach dem Treppenflur hin, ob sich dort noch nichts bemerkbar machte. Es blieb ruhig.
Plötzlich fing der Fleidner an, im Atelier hin und her zu gehen, schneller, immer schneller. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er blieb stehen, hielt sich den Bauch fest, krümmte sich und sah mich verzweifelt an.
‚Was ist?' rief ich, ‚fehlt Ihnen was? Ist Ihnen der Fisch nicht gut bekommen?'
‚Ich bin verloren', winselte er, ‚ich muß wo hin.'
Ich verstand nicht, was er meinte.
‚Verloren', sagte er tonlos.
‚Wieso verloren, das verstehe ich nicht?'
‚Sie haben ja keine Ahnung von dem Ernst der Situation', jammerte er, ‚Sie sehen einen Todgeweihten vor sich. Die Toilette befindet sich auf der anderen Seite des Flurs. Mein Bruder wird mich erschlagen, ich ahne es.'
Bevor ich etwas erwidern und ihm raten konnte, rief er freudestrahlend: „Halt! Ich habe eine Idee! Man muß Verrückte zum Lachen bringen! Eine alte Erfahrung! Dann tun sie einem nichts!'
Er ergriff das Eisbärfell, das vor dem Spiegel lag, und warf es sich um die Schultern. Er band sich einen Staubwedel im Nacken fest, so daß er steil hinter seinem Kopf emporragte, obendrauf spießte er seinen Hut. Er nahm die Bratpfanne und einen hölzernen Löffel und machte daraus ein Schlagzeug. Dann grölte, tanzte und jazzte er wie ein Kannibale, während ich vorsichtig die Tür öffnete und ihn hinausließ.
Und in der Tat! Der Verrückte lachte. Er lachte so laut und unbändig, daß man es durch den höllischen Lärm, den der andere verursachte, noch hören konnte. Das ganze Haus wurde im Nu mobil — und offenbar auch die Herrschaften von nebenan: denn als mein guter Fleidner kurz darauf wieder zurückgetänzelt kam, quakend und die Bratpfanne bearbeitend, kamen vier Polizisten die Treppe heraufgestürmt und nahmen ihn fest.
‚Ich bin ja gar nicht der Verrückte!' schrie er.
‚Das sehen wir!' sagten die Polizisten sanft und führten ihn ab.
Der Bruder lehnte gemütlich über dem Geländer, die Arme verschränkt, und lächelte. Solange die Polizisten im Treppenhaus waren, spuckte er nicht. Dazu war er zu schlau, obwohl er verrückt war.
Der Fleidner ist natürlich einige Tage später wieder entlassen worden. Er war ein Genie, ein expressionistisches! Ich dachte, Sie würden ihn kennen."

Scheidungsgrund

Die Freundin meiner Frau, die uns unerwartet besuchte, war sonst ein frisches, lebendiges Geschöpf. Heute waren aber ihre Augen verweint, die Nase gerötet, sie nahm sich nicht einmal die Mühe, die normale kosmetische Schnellhilfe in Anspruch zu nehmen.
„Was ist denn los?" fragte ich sie teilnahmsvoll.
„Wir lassen uns scheiden!" entgegnete sie ein wenig stolz, aber schluchzend.
„Wieso? Gestern wart ihr doch noch kreuzfidel und glücklich!"
„Ja, aber inzwischen habe ich feststellen müssen, daß Arnold mich elend belügt und betrügt."
Ich brauchte sie nicht weiter zu fragen, jetzt war sie im Schwung und erzählte fließend, nein, reißend: „Ja weißt du, es war so: Am Ersten kam er nach Hause und übergab mir sein Gehalt, behielt aber 75.50 Reichsmark. Ich fragte ihn, wozu er dieses viele Geld brauche; er antwortete, daß er ein paar Raten bezahlen müsse, und Taschengeld müsse er auch haben."
„Das ist doch berechtigt", versuchte ich einzuwenden, ohne den Strom der Rede aufhalten zu können.
„Am Vierten kam er nach Hause. ‚Du hättest ein paar Kuchen aus der Konditorei holen können', sagte ich zu ihm. ‚Wovon denn?' antwortete er, ‚ich habe doch keinen Pfennig.' — ‚Du hast kein Geld? Was hast du mit all dem Geld gemacht, das du behalten hast?' Da nahm der Elende Papier und Bleistift und fing zu rechnen an. Damit du nicht glaubst, ich hätte die ganze Geschichte aus den Fingern gesogen, habe ich die Aufstellung eingesteckt. Sie wird ein wichtiger Beweis in der Scheidungsklage sein, die ich morgen einreichen werde."
Sie kramte aufgeregt in ihrer Handtasche und hielt mir ein Blatt Papier vor die Nase. Ich las: Schneider 20.— Reichsmark, Wäschegeschäft 25.— Reichsmark, Tabak 17.50 Reichsmark, Schulden bei einem Kollegen 8.— Reichsmark, Verlust beim Skat 2.50 Reichsmark, und im Kaffeehaus 2.50 Reichsmark.
Dreimal addierte ich die Summen, jedesmal kamen 75.50 Reichsmark heraus. Ich warf mich noch ein viertes Mal auf die Rechnung: es stimmte. Ich kratzte mich verständnislos hinter den Ohren: „Nun, das ist ein magerer Beweis. Ich glaube nicht, daß du damit beim Gericht durchdringst."
„Du irrst dich", antwortete sie siegesgewiß und verstaute das Papierblatt sorgfältig in ihrer Handtasche. „Diese Rechnung ist ein absoluter Beweis, daß Arnold mich schamlos belügt."
„Aber wieso denn, um Gottes willen? Die Rechnung stimmt doch."
„Eben weil sie stimmt: ich habe am Ersten, als Arnold schon schlief, 15.— Reichsmark aus seiner Brieftasche genommen."

A. R.


(Toni Bichl)

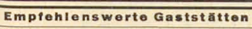
Gesindel bei Nacht

Zeitgemäße Kur

Endlweber geht ein.
Er geht ein wie — wie Rumburger Leinwand.
Trifft seinen Freund Pöltner.
„Endlweber, wie schau'n Sie aus!" staunt Pöltner, „Sie sind ja spindeldürr geworden, seit ich Sie nicht gesehen habe . . . Machen Sie vielleicht gar eine Abmagerungskur?"
„Mhm —", weicht Endlweber einer Antwort aus.
„Sie, Endlweber, seien Sie vorsichtig . . . Das ist gefährlich . . . Ich an Ihrer Stelle würde mit der Hungerkur aufhören, es stellen sich oft Folgen ein —"
Meint Endlweber mit einem traurigen Blick auf entschwundene Fülle: „Ich möcht ja auch aufhören — wenn ich das Geld dazu hätte!"

Der Photograph

Knips ist ein ebenso eifriger wie untalentierter Photograph. Sicher ist er bei seiner Geburt verwackelt und später nicht genug belichtet worden. Wie seine Bilder.
Eines Tages zeigte er einem Freunde stolz ein Photo. „Ganz allein gemacht! Mit Selbstauslöser! Ich zwischen meinen Pferden! Erkennst du mich?"
Sagt der Freund: „Natürlich! Du bist doch der in der Mitte mit dem Hut?"


Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal



„Der Deutsche Jäger", München
erscheint wöchentl. Donnerstags, reich illustr. u. glänz. ausgestattet; Ausgabe A nur RM. 1.80 monatlich. / Ausgabe B mit Unfallversicherung bis RM. 4000.- RM. 2.- monatlich.



Älteste deutsche Jagdzeitung!
Ständige Beilagen:
„Jagdkundliche Umschau" „Der Gebrauchshund"
„Jagdkynologische Umschau" „Waffe / Munition / Optik"
„Jagdrechtliche Umschau" „Für unsere Fischer"
Probenummer kostenlos von
F. C. Mayer Verlag / München 2 C.
Wertvolles u. erfolgr. Werbeorgan für fachl. u. allgem. Bedarfsanzeigen

Inseriert ständig im Simplicissimus

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. **P. Lahn, Berlin-Steglitz,** Kieler Str. 5.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Ein Lexikon – aber noch mehr!
Das deutsche Nachschlagewerk von heute, wie wir es am ausgeprägtesten und wohl auch am vollendetsten im „Großen Brockhaus" finden, zeigt ein ganz anderes Gesicht, als wir dies bei dem Konversationslexikon von ehedem gewohnt waren. Schon rein äußerlich kündet sich dies an: eine verschwenderische Fülle von Karten und Bildern, bunten und einfarbigen, in den mannigfachsten, sorgsam ausgewählten Druckverfahren hergestellt, unterstützt heute das Wort in eindringlichster Weise. Mit Recht hat der „Große Brockhaus" das unschöne Wort „Konversationslexikon" abgelegt und nennt sich heute schlicht und treffend „Handbuch des Wissens".
Er ist ein wirklicher Freund und Berater eines jeden von uns, mit welchen Fragen und Sorgen er auch zu ihm kommen mag. Soeben ist Band 17 erschienen.

Karl Arnold
Berliner Bilder
Kartoniert . . . . RM. 1.70
Simplicissimus-Verlag • München 13

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 15200 I. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Männerscherze / Von Bruno Brehm

Es geht nichts über Männerscherze! Sind sie gut, hat man ein paar Jahre über sie zu lachen. Nirgends aber ist für Männerscherze ein besserer Boden als auf Skihütten; denn die Winterabende sind lang, ewig kann man nicht „Grüne Wiese" spielen; auch die besten Witze werden alt. Dann wird es Zeit, die Scherze zu rufen. Man kann ein Huhn aus dem Stall holen und dieses dem Freund in das Nachtkästchen stecken; man kann in die Gletschersalbe einen Klebstoff mischen; man kann im Stiegenhaus den Ahnungslosen erschrecken; man kann das Hemd zunähen und auf den Sessel Schnee legen — ach, was lassen sich mit Schnee allein für tausend Scherze aufführen, denn Schnee läßt sich überall hineinstopfen, und er wird immer unangenehm, wenn er auftaut.
Mit solchen und ähnlichen Scherzen hatten sich Fritz und Kurt also auf der Skihütte die Zeit vertrieben. Keiner von den beiden war zu Bette gegangen, ohne vorher das Zimmer gründlich untersucht zu haben; keiner hatte sich morgens angezogen, ohne vorher alle Taschen umgedreht und die Schuhe gebeutelt zu haben.
Aber der Urlaub ging zu Ende, Fritz und Kurt mußten wieder in die Stadt zurück, und dort gibt es weniger Gelegenheit für dergleichen Späße. Fritz ging wieder als Rechtsanwalt schön brav in seine Kanzlei, Kurt oblag seinen vielen Vertretungen. Sie hatten einander gut genug kennengelernt auf der Skihütte, Kurt behielt seinen früheren Anwalt, und Fritz dachte nicht daran, seine Autoreifen bei Kurt zu beziehen. Durch Kurts Gespräche auf der Hütte war oftmals eine gewaltige Persönlichkeit stolziert, ein Generaldirektor Rüdiger, von dessen Gunst vieles in Kurts Geschäften abhing. Fritz hatte auch eine jener höflichen Karten unterschrieben, die Kurt an seinen hochmögenden Gönner aus Schnee und Eis gesandt hatte.
Einen Besuch bei Kurt wollte Fritz wohl gelegentlich machen, ganz einschlafen lassen wollte er diese Winterbekanntschaft doch nicht.
Er beschloß den Freund zu überraschen und fuhr eines Tages dort vor. Als er anläutete, öffnete ein kleines, ängstliches Weiblein mißtrauisch die Türe. Von der alten Freude an Späßen gepackt, sagte Fritz: „Bitte, melden Sie in einer sehr dringenden Angelegenheit den Generaldirektor Rüdiger!"
Das kleine Weiblein knickste tief. Fritz mußte ein Lachen unterdrücken. Also auch die Bedienerin wußte wohl, welch mächtiger Mann dieser Generaldirektor war. Das kleine Weiblein ging, Fritz schloß wieder die Tür, warf den Kopf zurück, steckte die Rechte zwischen die obersten Knöpfe des Rockes, wölbte die Brust und wartete. Er hörte bald darauf eine Tür schlagen, vernahm, wie Kurt die Bedienerin schalt, daß diese den Herrn Generaldirektor nicht weitergeführt habe, und sah alsbald in der sperrangelweit aufgerissenen Tür Kurt in tief gebückter Stellung, ganz Ergebenheit und Hingabe, vor sich stehen.
„Tiefer, tiefer, lieber Kurt", sagte er, dem Freund von der Skihütte auf die Schulter klopfend, „wie es mir gebührt!"
Der gute Kurt schluckte nach Luft, verbiß den Zorn, zwang sich zur Freundlichkeit, aber ein böses Funkeln in den Augen ließ sich doch nicht ganz unterdrücken. Fritz besah sich, immer noch erhaben und scheußlich überlegen, die Wohnung Kurts, lobte und tadelte die Bilder, spielte den Generaldirektor eine Weile weiter und empfahl sich dann, den Freund zu weiterem Eifer ermunternd, mit großartigen Gebärden.
„Ich werde mich bemühen", versicherte Kurt beim Abschied.
„Und ich werde auf der Hut sein", erwiderte Fritz, der noch einmal dem hineingelegten Freund auf die Schulter klopfte. „Wenn aber wirklich Rüdiger kommen sollte, dann halte dich bei der Türe an, damit du bei solch einer tiefen Verbeugung nicht auf die Nase fällst."
Fritz glaubte, die Tür etwas heftiger ins

(Schluß auf Seite 130)

Hemmungen

(E. Frauendorfer)



„Was hast du denn nur, liebst du mich nicht mehr, Else?" — „Doch — aber wir sitzen heut grad auf Vaters Vormittagsbank."

Die gelbe Panik

(Olaf Gulbransson)



„Keine Angst, Madame Europa! Ich komme nur, um meinen Dank abzustatten für die ausgezeichnete Erziehung, die Sie mir haben zuteil werden lassen."

Männerscherze

(Schluß von Seite 128)

Schloß fallen zu hören, als dies notwendig gewesen wäre.

Fritz wartete in seiner Kanzlei ein paar Tage auf den Gegenhieb. Nichts rührte sich. Kurt wurde ihm unheimlich. Fritz ermahnte sein Fräulein in der Kanzlei zur Vorsicht. Niemand sollte ohne genaue Prüfung vorgelassen werden. Vom schlechten Gewissen gepeinigt, rief er Kurt endlich an. Des Freundes Stimme antwortete ohne Arg. Wie gut sich Kurt verstellen konnte! Jetzt habe er keine Zeit, nein, heute ganz bestimmt nicht, aber morgen sei Sonnabend, da könne man doch wieder einmal einen gemeinsamen Ausflug machen, die Schneeberichte seien günstig.

Fritz sagte zu, legte den Hörer ab, rieb sich die Hände und lächelte vor sich hin. Morgen ein Ausflug, heute keine Zeit! Die vielen Geschäfte glaubte er dem guten Kurt ganz und gar nicht. Also stand heute der Überfall bevor. Haha, so leicht ließ sich Fritz doch nicht hineinlegen. Er war auf der Hut.

Eine Stunde später schnurrte der Apparat. Das Fräulein meldete: ein Herr sei hier und wünsche in einer sehr dringenden Angelegentlich den Herrn Doktor zu sprechen. Wie der Herr heiße, wollte Fritz, die Brauen hochziehend und die Asche von seiner Zigarette knipsend, wissen.

„Generaldirektor Franz Karl Rüdiger", antwortete das Fräulein. „Der Herr Generaldirektor hat nicht viel Zeit, er wünscht Herrn Doktor sogleich zu sprechen."

Fritz grinste: war es nicht Kurts Stimme, die er da durch den Apparat mit seinem Fräulein sprechen hörte? Fritz überlegte nur eine Sekunde lang; vor ihm lag eine dicke Aktenmappe. Seine linke Hand griff nach ihr.

Den Knaben wollen wir einigermaßen überraschen, beschloß Fritz. Dieses Bündel hier bekommt er auf den Kopf. Es wird schmettern. In der Schule haben wir seinerzeit die gleiche Wirkung erzielt, wenn wir zuunterst den Atlas legten und diesen noch durch ein paar gewichtige Bücher beschwerten. Wenn der Schlag damals den Überfallenen unvermittelt auf das Haupt traf, dann schnappten ihm die Knie ein, blieb ihm der Mund offen stehen und traten die Augen ein wenig hervor.

Fritz wog die Akten mit der Linken: die hatten ein gutes Gewicht. Aber Kurt hält auch mehr aus als ein Gymnasiast. Strafe muß sein. Warum wählte Kurt auch solch ein plumpes Manöver.

„Ich lasse den Herrn Generaldirektor bitten", sagte Fritz überlaut, damit Kurt, wenn er neben dem Fräulein stand, es hören und glauben sollte, daß seine Täuschung vollkommen gelungen sei.

Fritz warf den Hörer hin, ergriff mit beiden Händen das Aktenbündel, sprang auf und stellte sich dicht neben die Türe. Das schwere Bündel erhob er über den Kopf. Der Schlag wird nicht von schlechten Eltern sein.

Die Schritte kamen näher. Tüchtige Schritte, dachte Fritz, hämmernd vor Eifer, klopfend vor Unternehmungslust. Der gute Kurt prahlt sogar beim Gehen! Vertreter und Vertreter ist zweierlei, hatte Kurt immer gesagt, und: Die Art und Weise, wie man eintritt, entscheidet über den Erfolg des Geschäftes!

So, jetzt war der gute Kurt an der Tür. Jetzt ging sie auf. Nun trat er leicht vorgeneigten Hauptes ein. Aber da sauste auch schon das schwere Aktenbündel mit aller Wucht dem albernen Freund auf den Kopf. Dieser brüllte auf, taumelte in das Zimmer, torkelte Luft schnappend gegen die Wand und lehnte dort mit eingeknickten Knien. Fritz sprang vor; aber sein Freudenschrei erstarb ihm im aufgerissenen Mund, und nun war es an ihm, daß die Knie zu zittern und seine Lippen nach Luft zu schnappen begannen: denn dort an der Wand lehnte mit ein wenig heraustretenden Augen ein ihm gänzlich fremder Mann, der Gesichter schnitt, keuchte und wohl versuchte, einen fürchterlichen Fluch loszulassen.

Das Aktenbündel mit der nahrhaften Causa Huber contra Swancina polterte zu Boden; die Eingaben, Expensen, Rekurse und Bescheide flatterten durch das Zimmer; Fritz schwankte, und der Fremde schwankte auch, einmal vor, einmal zurück, wie die sägenden Holzpuppen, die man auf dem Jahrmarkt kaufen kann. Beiden quollen die Augen heraus, beide hatten den Mund offen, keiner aber konnte ein Wort hervorbringen.

Fritz überlegte, während der Schreck ihm das Haar sträubte, was er diesem Manne dort sagen sollte. Der Fremde, dem schon das Mißtrauen des Fräuleins draußen unangenehm aufgefallen war, vermeinte, sich einem Irren gegenüber zu befinden. Irre darf man vor allem nicht reizen, dachte der Fremde weiter, also verhalten wir uns still und schauen wir, wie wir von hier wieder fortkommen.

„Schmerzt Sie Ihr Kopf?" fragte Fritz nach einer Weile.

„Danke, nicht im geringsten!" antwortete der Mann, sich nach seinem entfallenden Hute bückend.

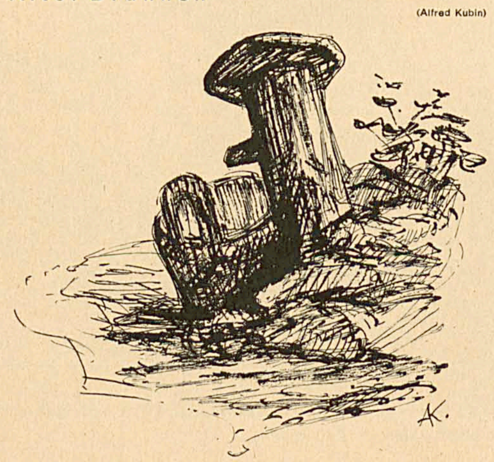
„Ein fürchterlicher, leider kaum zu entschuldigender Irrtum", stammelte Fritz. „Ich dachte, mein Freund käme herein. Ich bin selbstverständlich zu jeder Art von Genugtuung bereit. Ich kann mir leider selbst nicht erklären, was hier vorgegangen ist. Verzeihen Sie mir! Ich bitte Sie darum!" Und dann, einer innern wohlmeinenden Stimme gehorchend, fügte Fritz in bewunderndem Tonfall noch hinzu: „Gut nur, daß Sie so stark und kräftig sind. Ein anderer Mann hätte diesen Schlag kaum ausgehalten!" Welch heilkräftiger Nachsatz, der den Herrn Generaldirektor schließlich doch noch versöhnte. Denn es war wirklich der Generaldirektor Rüdiger, und Kurt hatte ihn zu Fritz geschickt, damit dieser wirklich sehe, daß Kurt mit solch hervorragender Bekanntschaft nicht geflunkert hatte.

Die beiden Herren kamen dann auch ins Gespräch, Fritz erhielt sogar den Prozeß, aber nur unter der Bedingung, daß er dem Gegner mit der gleichen Wucht auf das Haupt schlagen werde wie dem Herrn Generaldirektor. Man versprach einander auch, über diese Sache nicht weiter zu reden.

Auf diese Weise erfuhr Kurt auch niemals, weshalb Fritz seinen Scherz auf der Sonnabendtour (Kurt hatte seinem Freund heimlich einen schweren Stein in den Rucksack gesteckt) so abgeklärt lächelnd hingenommen und mit der Vergeltung dieses Streiches so lange auf sich hatte warten lassen.

Alter Brunnen

(Alfred Kubin)



Lieber Simplicissimus!

Ich kam mit einem Handwerker ins Gespräch, der mich kennt. Er klagte über schlechte Geschäfte, und ich tröstete ihn damit, daß es bei uns erst recht schlecht gehe, weil mit der Kunst eben gar nichts zu machen sei. „Ja wissen S'", sagt er, „das ist aber auch schon eine saudumme Branche!"

*

„Hat's dir in der Kirche gefallen?" fragt der Vater seinen Sohn.

„Ach nein, der liebe Gott stand auf dem Balkon und hat immerzu geschimpft."

*

Meiner Wohnung direkt gegenüber befindet sich ein Leichen-Kommissar. Auf seinem Leichenwagen I. Klasse steht der Spruch:

„Sterben ist mein Gewinn."

*

Ein Siebenjähriger schiebt während des Unterrichtes seinem Banknachbar einen Zettel zu: „Um elfe verhaue ich dich, aber du mußt ooch da sin!"

Triumph der Technik

(Rudolf Kriesch)



„Spar' dir man die Spucke, Justav! Jejen so 'ne kalte Platte kommste mit 'n warmen Jefiehle nich mehr uff!"

Bildnis einer Fliegerin / Von Walter Bauer

Welchen Namen sie auch trage —
ihr wahrer Name ist: Tochter des Ikarus.

Gleich einem Stern, losgelöst vom Gewirr der großen Brüder,
umkreist sie die Erde in langen Reisen,
Jahreszeiten überspringend nach ihrem Gefallen.

Ihre Arme sind zu Flügeln ausgebreitet,
ihr Blut rinnt durch das Gestänge, an dem sich das Eis des Weltraumes ansetzt,
sie spürt den Wolkenstrom in ihrem Rückgrat,
ihr Leben erhebt sich im Gesang motorischen Dröhnens.

Sie durchquert Amazonenströme der Luft, Wildnisse, Wüsten;
Blitze umflammen wie Erleuchtungen den Geist.
Auf ihren Schatten blickt sie manchmal, der wie ein Hund
treu und lautlos ihr folgt bis zum Mount Everest.

Unsere Träume gleichen Andeutungen ihrer Wirklichkeit;
sie beugt sich, lächelnd wie eine Steppengöttin, über die Flucht von Antilopen,
an den afrikanischen Seen erwarten sie blaßrote Morgenröten von Flamingoschwärmen.

Nichts aber ist so seltsam wie die Nacht —
Schatzhaus der Sterne, Haus der Unruhe und Ängste.
Sie möchte sich aufschwingen,
in einem unbewachten Augenblick Gott die Plejaden zu entreißen —
eine Kette von Sternen! Das wäre
ein schöner Schmuck für sie —
veredelt durch Smaragde der Hoffnung,
in ihr selbst gefunden,
wenn sie die Grüße der Landungsfeuer erblickt.

Rußland — Frankreich

(E. Thöny)



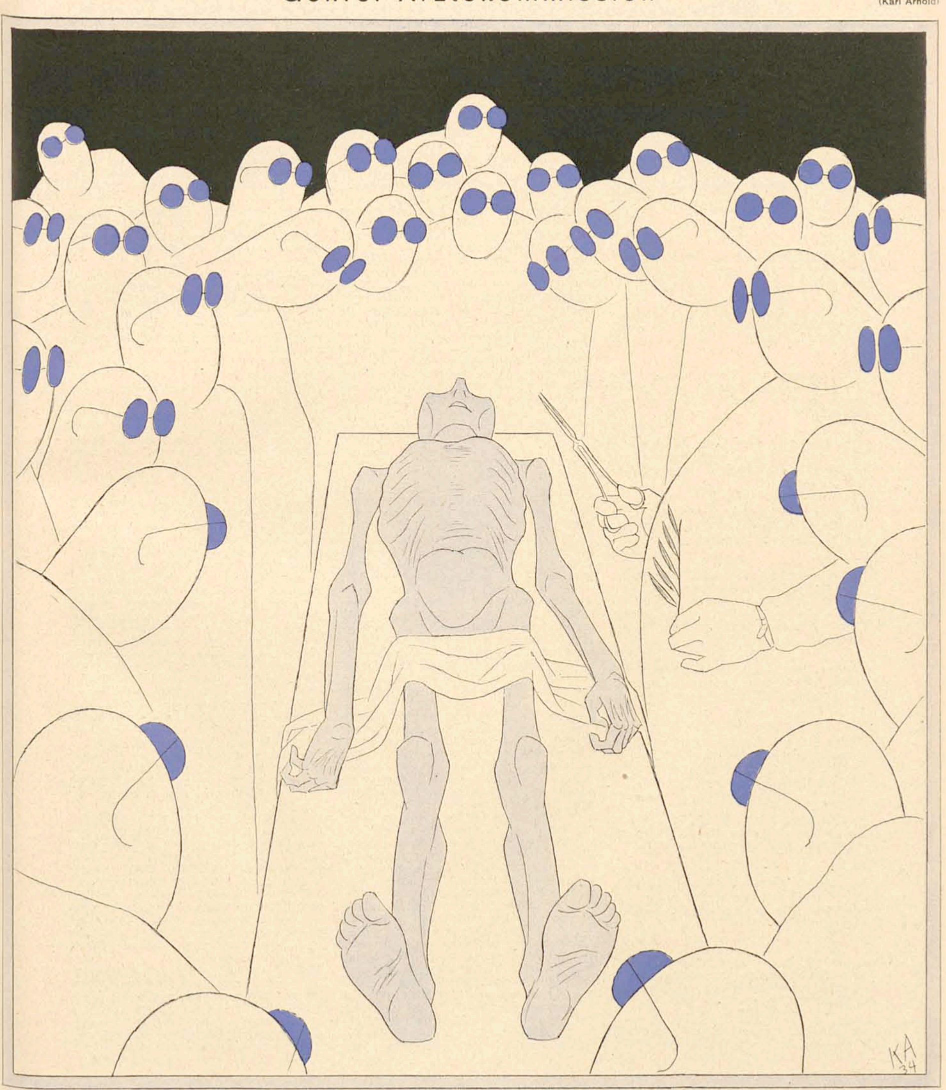
„Vorläufig ist es ja noch Honig . . . aber er kommt mich sicher teuer zu stehen.“

München, 17. Juni 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 12

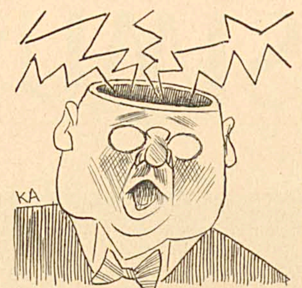
SIMPLICISSIMUS

Genfer Ärztekommission

(Karl Arnold)



„Man darf die Hoffnung nicht aufgeben! Wir transplantieren das bewährte Kraut in die Leiche der Kriegsabrüstung und übergeben diesen Fall einer Friedensaufrüstungskommission zur Nachbehandlung."



Parlamentarische Redeblüten aus den Jahren 1919—32

I.

„Der Völkerbund ist nur dazu da, die Giftzähne von Sowjetrußland auf die Beine zu stellen."

*

„Der Geist Helfferichs ist der nackte Pferdefuß, welcher am Marke des deutschen Volkes nagt."

*

„Die Interessen des Proletariats sind das einzige Band, das vielleicht die Splitter wieder zu einem großen Bau zusammenschweißt."

*

„Das Betriebsrätegesetz ist der langsam fließende Quell, der allmählich das ganze deutsche Wirtschaftsleben zu erdrosseln droht."

*

„Darüber kann gar kein Zweifel sein, daß wir dieser Vorlage der Regierung rückgratlos zustimmen müssen."

*

„Es wirkt geradezu wie ein Brechreiz, wenn man sieht, wie die bürgerlichen Parteien mit demselben Atemzug, mit dem sie zur Einheitsfront aufrufen, gleichzeitig den Dolch schleifen, um das Proletariat niederzutreten."

*

„Glauben Sie, Kapital und Großindustrie würden ihre Knochen dazu hergeben, daß die Kommunisten Honig daraus saugen können?"

*

„Meine Herren! Die Sache ist nicht so einfach. Es gibt unter den Kommissionsmitgliedern Leute, die nicht einmal mit Druckerschwärze reinzuwaschen sind."

*

„Dieses Ermächtigungsgesetz ist der Riesenbandwurm, welchen der Reichstag nur mit großem Widerwillen geschluckt hat."

*

„Man nennt den Etat des Reiches auch Haushaltplan. Der Name rührt daher, daß das Haushalten geplant ist: durchgeführt wird es doch nicht."

*

„Es scheint mir unmöglich, dieses Loch mit einer Kampferspritze stopfen zu wollen." (Zuruf: „Versuchen Sie es einmal mit einer Klistierspritze!")

*

„Zurufe von hinten sind manchmal die wirksamsten."

Hensli flog zur Venus

Von Hans Schubert

Die Rakete stand zum Start bereit. Neben dem langen Reporter vom Kantonalen Radio reckte sich, nervös und glücklich, eine gesunde, hartbäckige, vierschrötig kurzgebaute Denkmaschinerie im Lodenwams. Das war Hensli, Doktor Hensli und Observator vom astrophysikalischen Observatorium zu Nüchtlingen. Eigentlich mochte ich ihn ganz gern. Er war immer angenehm. Er äußerte nie eine Meinung als die seine. Er lebte in ewiger Gewissensangst vor dem ungewollten Plagiat. Und er suchte Orplid oder Thule noch immer irgendwo im Raum. Selbst das Opfer seines lederzähen Lebens — wenn es dazu kam — mußte leerer Schall bleiben. Diesem Hensli aus Nüchtingen fehlte auch die letzte Spur einer Glut. Mit der Erinnerung seiner wenigen Freunde verbindet sich nie eine Frau.

„So 'n Blödsinn!" meinte Schramm, mein Leibmonteur, „jenseits der Heavyside wird er sich den Schnupfen holen. Mir schwant was, daß die Sache schief geht. Er nennt seine Kiste ‚Ikarus'. Gestern hat mir von einem einzelnen Bein geträumt, das in eine Alm mit Sterntalern fiel. Mich dauern nur die Meerschweinchen."

Hensli hatte Vermutungen über die Bewohnbarkeit der Venus aufgestellt, wies dort Sauerstoff und Stickstoff nach, schätzte die Rotation auf dreißig Tage. Das gab immerhin noch Möglichkeiten wie der mittlere Amazonas zur Regenzeit, für einen Gummischwamm unter Umständen bewohnbar. Hensli war aber mehr ein trockenes Brötchen, für den Mars geeignet und von Kindesbeinen gegen jeglichen Durst trainiert. In der Kalahari soll er vor Jahren eine indische Technik der Wüstendurchquerung erprobt haben, so mit Coué oder ähnlich, die ihm dahingehend bekam, daß er seither überhaupt nicht trank. Er konnte einfach nicht. „Mir genügen für diesen Zweck völlig die Atmosphärilien unserer niederschlagsreichen Gegend", pflegte er zu sagen.

Diese Einmannrakete nahm sich doch erschreckend klein aus im Vergleich zum Menschen. Wie, wenn ich mich geirrt hatte? Ich erwartete einen kubischen Verlauf der Beschleunigung und hatte daher mit der Konstruktion des „Wohnraums" ein wenig geknapst zugunsten der Maschine. Man würde es unter normalen Verhältnissen in wenigen Stunden schaffen. Soweit hier „normal" überhaupt am Platze war. Aber Hensli lehnte meine Bedenken lachend ab: „Sie werden sich wundern, wie ich zurückkomme. Die Möglichkeit von Zusammenstößen ist unendlich klein. Meine Tierversuche lassen keinen Zweifel zu. Und schließlich muß einer mal den Anfang machen."

Dagegen war nichts einzuwenden. Nur gerade dieser Hensli —. Ich musterte ihn kritisch, wie er durch die Luke kroch. Erst versuchte er es mit dem linken Bein und mit dem Kopf, dann mit dem rechten Bein und rechten Arm, endlich zuerst mit den Beinen. Ich dachte an Schramms Sterntalertraum und fröstelte. Hensli zögerte einen Augenblick mit dem Kopf im Loch. Wir sahen uns an, etwas dumm und merkwürdig abgebremst gegen die vergangene Nacht am Fernrohr. Das war doch noch anders als mit der Kalahari.

Inzwischen schwatzte der Lange unermüdlich in sein Mikrophon, primitiv aufgezogenen astronomischen Kram für altgewordene Sextaner. Wir hatten ja Zeit. Es war noch früh am Tage, und wir mußten die Kulmination abwarten, die — ich weiß es noch auf die Minute — kurz vor Mittag war. Vorläufig blinkerte das Ziel unserer irrsinnigen Wünsche als blendend weißer Stern zwischen den Schattierungen des Frührots. Luzifer oder der Morgenstern, fiel mir ein. In den Tälern um unsere Alm quoll der Nebel.

Dieses kantonale Mikrophon stand wie ein Kranich, etwas schief und leicht schläfrig in der Wiese. Wie ein Marabu, Symbol der Erkenntnis. Es ging etwas aus von ihm wie eine unhörbare, unerhörte Lästerung gegen die Alm, gegen den Morgenstern, gegen das beginnende Schauspiel in unserem Rücken. Die Berge huben zu brennen an. Luzifer erblaßte mehr und mehr. Mit voller Kraft und ohne eine Spur von Rot kam die Sonne, räumte mit den Nebeln auf, zeigte uns die gegenseitige Häßlichkeit unserer übernächtigen, unrasierten Gesichter.

Ich dachte wieder an die Versuche mit den Meerschweinchen. Es müssen schon einige tausend gewesen sein, ehe der pedantische Hensli zu seinen Schlüssen kam. Lauter kleine Raketen mit Meerschweinchen, ins Nichts hinein. Eine hinter der anderen. Hier und da war eine zurückgekommen, aus China, aus den Staaten, vom Balkan, sogar von einer Insel. Hier und da hatte ein Tierchen noch gelebt. Zuletzt lebten dann alle, die auf vorberechneten Ort zurückkamen. Es ist ein schweres Los, Meerschweinchen in einem kantonalen Institut für Weltraumforschung zu sein. Die Murmler hier oben hatten es besser.

Hensli grinste jetzt durch das Bullauge. Im ungewissen Licht der halbmeterdicken Scheibe glich er einem Gnom. Er hat Pan ermordet, kam mir von irgendwo in den Sinn. Diese Alm hier war die letzte Zuflucht Pans. Einsam stand das Mikrophon. Vielleicht hatte der Redner Schallpause. Vielleicht auch suchte er Edelweiß. Kurz entschlossen trat ich vor den Apparat: „Hier spricht die Hensli-Expedition von der Brautwiesenalm. Wie lächerlich sind unsere Wünsche, wenn sie jenseits unserer Maße und Seelen sind. Wie dumm ist unser Tun mit Zahlen. Solange es nur Zahlen sind, mag es ja sein. Wehe aber, wenn zur Zahl die Gestaltung kommt und sich im Zählen bläht und bläht als Afterschöpfung.

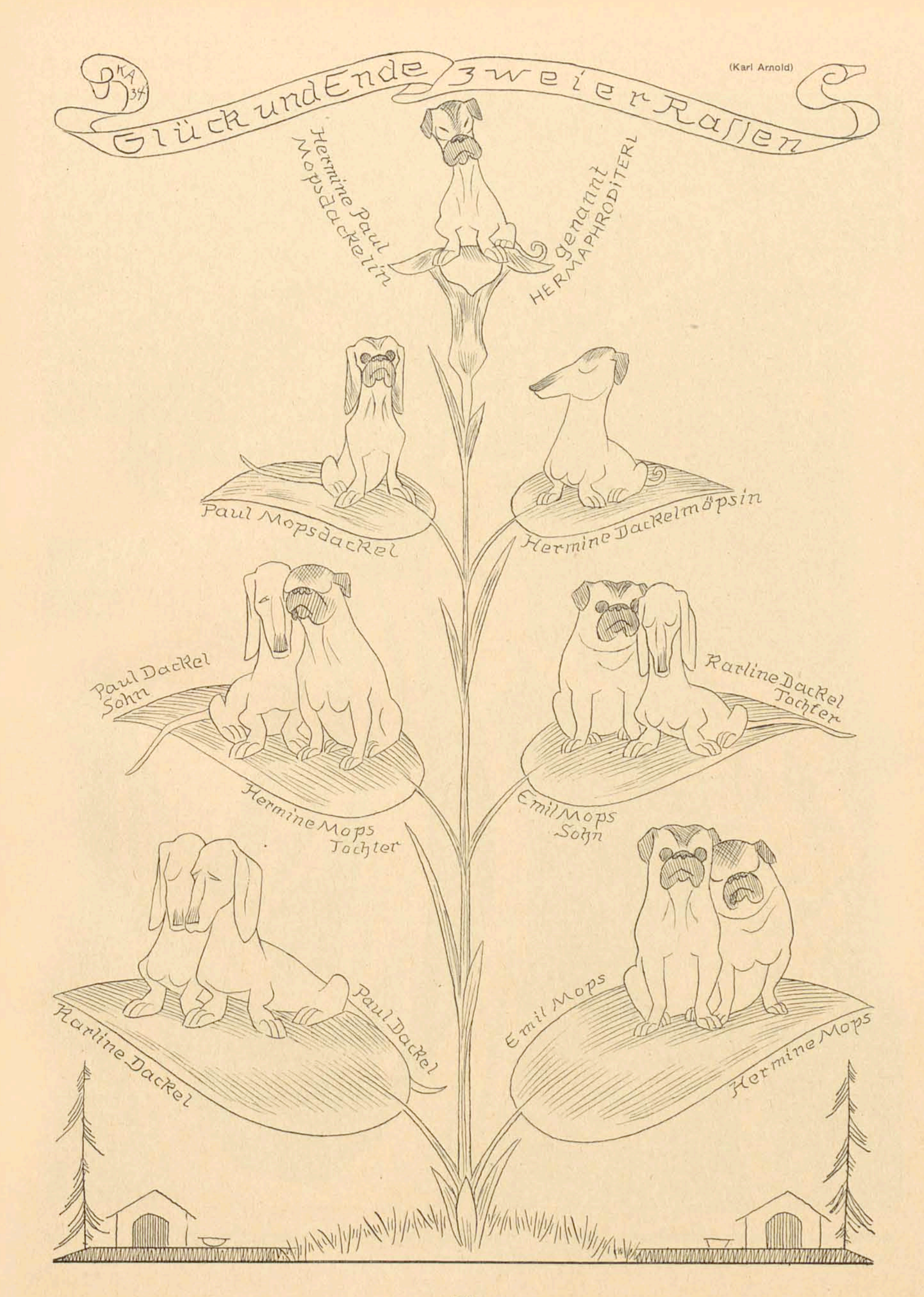
Diese Rakete hier gleicht einem Sarg, einem dicken Metallsarg für einen dicken, kräftigen Herrn, mit Verschraubungen gegen den Vampirglauben. Hier oben auf der Brautwiesenalm leben noch Vampire.

Meine Seele, aus jedem Grund gerissen, versucht sich jetzt an einer ersatzweisen Belebung von Raketen. Das bekommt ihr schlecht. Meine Verantwortung um das Leben Henslis, die Spargroschen eures ehrenwerten Vereins zur Förderung der Weltraumfahrt (die insgesamt verloren sind, denn ich halte hier ein Telegramm vom Mount Hamilton in der Hand, wonach die vermutete Spektrallinie des Goldes einer näheren Untersuchung nicht standhält), meine plötzliche eigene Ernüchterung aus mehr privatem Grund, das immer steiler werdende Tageslicht, die lebende Schallplatte, die dort nach Edelweiß sucht, — alles, alles vermischt sich hier zu einem Wechselbalg von erlogener Stimmung, die ich krampfhaft aufrecht halte. Warum eigentlich? Man sollte dem ganzen Theater kurz den Rücken kehren.

Der Sarg hier hat sich mittlerweile aufgerichtet. Herr Hensli gestikuliert durch das Bullauge, ohne daß er noch eine Möglichkeit hat, sich zu verständigen. Wenn wir die Schraubenflügel jetzt wieder lockern würden, leidet die Dichtung. Hensli hat eine Stoppuhr in der linken, die Zündung zwischen Daumen und Zeigefinger in der rechten Hand, ein Bowdenzug wie bei photographischen Apparaten. Er will jetzt eine Blitzlichtaufnahme von der Brautwiesenalm machen.

So im Stehen ist unsere Alm, Verzeihung: ist unsere Rakete doch ganz imponierend! Man versteht jetzt schon besser, was diese Leute eigentlich wollen und was man sich selbst dabei gedacht hat. Und überdies wird es langsam Mittag. Du lieber Himmel, wie sahen schon die ersten Autos aus.

(Schluß auf Seite 137)



KA 34
Glück und Ende zweier Rassen
(Karl Arnold)
Hermine Paul Mopsdackelin
genannt HERMAPHRODITERL
Paul Mopsdackel
Hermine Dackelmöpsin
Paul Dackel Sohn
Karline Dackel Tochter
Hermine Mops Tochter
Emil Mops Sohn
Karline Dackel
Paul Dackel
Emil Mops
Hermine Mops

Unfall über Unfall

(Olaf Gulbransson)



„Jessas na, san scho wieda zwoa Stern z'sammg'stoßn! Könna s' net aufpass'n, dö Bazi!" — „Kein Wunder! Eure Milchstraße gehört schon längst repariert!"

Hensli flog zur Venus

(Schluß von Seite 134)

Die festgeschraubte Lukentür hat einen stählernen Umfassungsring. Dieser Ring legt sich jetzt wie eine Drossel um mein Herz, denn in einer knappen Viertelstunde wird Hensli Zündung geben. Hensli wird niemals wiederkehren . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß heute nicht mehr, wie lange ich so gesprochen habe. Ich weiß auch nicht, ob ich damals „Haltet!" schrie, wie ich mir manchmal einbilde. Das andere ging in einem fürchterlichen Toben unter. Ein Höllenlärm von Rauch, Licht, Hitze und Gestank. Ein Mensch verließ die Erde auf seine eigene Art.

Dann schob ich mechanisch den Chronograph in die Tasche. Er zeigte elf Uhr dreiundzwanzig Minuten siebzehnkommasechs Sekunden Ortszeit an. Hensli hatte die Kulmination der Venus bis in Bruchteile der Sekunde getroffen. Er würde landen.

Dieser Gedanke war ehrlich schadenfroh und durchaus prophetisch, denn schon nach vierzehn Tagen kam Hensli schwerverprügelt von der Venus wieder. Seine Rakete war über und über mit den Fellen von Meerschweinchen beklebt. Innerhalb der Rakete fand man massenweise Gravuren in einer eigenartig schönen Schrift, ein System mit nur zwei Lettern, entfernt ähnlich den Umrissen von Mann und Weib. Man fand auch den Abdruck einer enormen, gutgegliederten Männerhand, hart und schwielig, wie mit natürlicher Farbe abgeklatscht. Dagegen fehlten alle wesentlichen Bestandteile der wissenschaftlichen Apparate. Zum Beispiel die Optiken beim Filmgerät, die Schieber bei den Kassetten, die Nonien bei den Winkelmeßgeräten oder die Wasserwaagen und Fadenkreuze beim transportablen Refraktor, und was weiß ich noch. In den von Hensli pedantisch numerierten Fächern der Ausrüstung fand man dagegen:

— hier eine seltsame Rübe, dort eine apfelartige Frucht. Anderswo wieder einen hölzernen Becher mit noch feuchtem Rand wie vom Abdruck einer Lippe. Eine Panflöte aus Rohr, Leinen mit Mäanderkante, frauliche Hüftspangen aus einfachem Eisen mit anspruchslosem Stein, ein Sandalenpaar aus Binsen, ganz kleine Löffelchen wie für Kinder und dergleichen noch in Massen.

Über das schmale Ruhebett war ein unendlich fruchtbarer Humus verstreut. In der Brieftasche fand Hensli sehr viel später eine Handvoll Ähren.

Sie wollen noch wissen, ob man die Schrift entziffert hat und was sonst noch? Wir haben sie entziffert, Traugott Löschke und ich.

Aus Hensli bringt niemand etwas heraus. Auch die Folter würde nichts aus ihm herausbringen. Schramm meint, die Deutung der Phänomene läge doch auf der Hand, wenn sie auch nicht erwünscht sei. Was mich selbst betrifft — nun, in meiner Bude hängt eine Photokopie dieser merkwürdigen Schrift aus einer anderen Welt, dieser Venusmenschenschrift, vor deren Dasein bisher alle Philologen die Köpfe panikartig in den Sand steckten. Es soll eine Fälschung des armen Hensli sein. Der Mann ist überhaupt so gut wie ruiniert. Was mich selbst betrifft — zu mir also kommt der Traumgott auch am Tage, in ganz verzweifelten Stunden aber wenigstens mein Freund Traugott Löschke, der Lyriker, der auch sonst nicht kleinlich ist. Über einigen Pullen haben wir einmal folgendes ausgeknobelt, was hiermit der Vergessenheit entrissen sei:

Botschaft der Venus an die Erde:

Viele meinen, die Venus stecke noch im Kambrium. Es schwömmen nur Trilobiten und Brachiopoden dort herum. Das aber ist ein Irrdumm.

Auch wir haben einmal hier Film gedreht. Auch wir haben einmal heiser um Vorschuß gefleht. Immer noch um ein Stockwerk höher erhöht. Die Wälder ganz ratzekahl abgemäht. Bei einigem Erfolg die Nüstern gebläht, gebäht und gedacht: es gäht.

Da aber die Kohlefelder alle wurden und die ehemals darin Beschäftigten heftiger und immer heftiger knurrten und die Stätten des täglichen Wohllauts zusehends zusammenschnurrten —

— haben wir eines Tages umgeschwenkt, und zwar nicht die Ingenieure, aber ihre Produkte in den nördlichsten Eismeerozean dicht am Pol versenkt, bösartig Widerstrebende aufgehenkt, uns nur ganz kurz ratschlagend zusammengedrängt und alsdann in den noch restlichen Wäldern versprengt.

Die Wissenschaftler haben wir sitzen lassen und über ihren Realenzyklopädien schwitzen lassen und haben sie die zurückgelassenen Reste nach Gutdünken besitzen bzw. beschmitzen lassen —

— nach hundert unserer Jahre sind wir dann kräftig wie die Bären zurückgekommen. Alle Wissenschaftler hatten sich inzwischen das Leben genommen.

Die Laboratorien standen offen und bloß. In Sternwarten wuchs Moos. Über den eingebrochenen Kuppeln stand der Himmel, unschuldig groß.

Auch wir haben Erfahrung mit den Mikrozephalen. Sie suchen den Sinn des Daseins in Qualen, beweisen den zwar endlichen, aber unbegrenzten Inhalt der Welt mit Zahlen, und wenn es nicht mehr weiter geht, dann machen sie Wahlen. Und lassen sich als Professor Hensli malen.

Wir haben uns ehrlich abgeschunden und haben nun endlich eine erträgliche Daseinsform gefunden; wir arbeiten, ganz wie es uns selber paßt, acht oder vierundzwanzig Stunden und bestehen sehr überwiegend aus Gesunden.

Wir lassen uns daher keinesfalls von häßlichen Affen, die in Blechpackungen vom Himmel fallen, auf eine rückständige Art begaffen, sondern werden uns solche Gäste postwendend vom Halse schaffen.—

Dieser hier suchte bei uns Ungleichschwänzige, schmelzgeschuppt, und hat sich auch in jeder anderen Hinsicht als lästig entpuppt.

Wir haben ihn darum durchgebleuert und in Richtung auf seine Herkunft wieder abgefeuert.

Ständchen

(A. Kubin)



„Ich fürchte fast, bis sie aufwacht, sind mir meine Beine eingeschlafen!"

Christentum oder Geschäft?

Hört: mit Hilfe meines Zwickers
hab' im Tagblatt ich erspäht,
daß die High Church ihre Vickers-
Aktien gern verkaufen tät'.

Viele tausend Pfunde hat sie
in Kanonen angelegt.
Und nun plötzlich wird vom Pazi-
fismus ihr Gemüt bewegt.

Ist es wirklich das Gewissen
und des heil'gen Geistes Wehn?
Oder tut sie's nur gerissen,
weil die Kurse günstig stehn?

Ratatöskr

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Erste Besetzung / Von Karl Kurt Wolter

Der erste Franzose, der anfangs Dezember achtzehn zu uns ins Quartier kam, hieß Paul Basso und war Kanonier der 26. Batterie im 87. Artillerie-Regiment. Er hustete häufig und hatte sein Gesicht stets glatt rasiert. Er bekam mein Zimmer im zweiten Stock, das sich nicht heizen ließ.

Anfangs gingen wir Kinder ihm ängstlich aus dem Weg, aber am zweiten Tag trafen wir ihn auf der Treppe, und er lächelte uns an, als wollte er mit uns reden. Da er jedoch unsere Furcht bemerkte, fehlte auch ihm der Mut zur fremden Sprache.

Erst bei der folgenden Begegnung wagte er es. „Wie 'eißt du?" fragte er meinen Bruder, der gerade mit mir am Treppengeländer hinunterrutschen wollte.

„‚Heißt du', sagt man", antwortete Herbert zu meinem Erstaunen.

„Iche 'eiße Pohl . . .", erklärte der Soldat und gab Herbert die Hand. Ich hatte Angst, daß etwas geschehen könnte, und griff ein.

„Das ist mein jüngerer Bruder Herbert", sagte ich schnell, „und ich heiße Peter."

„Très bien, Petère . . . Bon jour", meinte der Franzose und drückte mir die Hand. Dann ging er.

Als wir die Haustür zuschnappen hörten, sahen wir uns beide an und lachten; wir wußten eigentlich nicht warum. „Der ist dumm", fand Herbert und rutschte vergnügt am Geländer herunter.

Am nächsten Tag brachte uns der Soldat Schokolade mit. Jedem schenkte er ein großes Stück. „Er ist doch nicht so dumm", erklärte jetzt mein Bruder. Es erschien uns wie eine selige Erinnerung an frühe Kindheit, solange hatten wir keine Schokolade mehr gehabt.

Strahlend zeigten wir den Eltern unsere Geschenke.

„Ihr sollt von den Franzosen nichts annehmen", wollte mein Vater bestimmen; aber meine Mutter wehrte ab. „Laß doch", sagte sie. „Wegen dem bißchen." — „Vielleicht ist sie vergiftet!" meinte unser Dienstmädchen.

„Habt ihr euch wenigstens bedankt?" forschte mein Vater. —

In den folgenden Tagen brachte uns der Soldat jedesmal ein Stück Schokolade mit. Wir zeigten es aber nicht mehr den Eltern, sondern aßen es gleich auf. Mein Freund Heini aus dem Nachbarhaus, dem ich von unserer Einquartierung erzählte, kam jetzt auch täglich, wenn unser Franzose vom Dienst heimkehrte. Zu dritt lauerten wir ihm dann auf der Treppe zum oberen Stockwerk auf. Wir hatten bereits starkes Zutrauen zu dem Soldaten gefaßt und nannten ihn „Pohl".

Pohl hingegen versuchte, in deutscher Sprache mit uns zu reden. Dazu hatte er sich ein grünes Sprachbüchlein erworben. Jeden Tag, wenn er uns traf, hatte er einen anderen Satz auswendig gelernt. Das schien ihm viel Mühe zu machen, zumal er ständig unter Husten litt.

„Gutte Tag, 'err Petehr und 'err 'erbert und 'err 'eini!" begrüßte er uns am Nachmittag. „Wie 'aben Sie geslafen?"

„Danke, gut", antworteten wir ernst, weil das gewissermaßen zum offiziellen Teil gehörte.

„'ier ich 'abbe Ihnen etwas mit-ge-brackt . . .", buchstabierte er mühsam, und wir warteten dabei, gierig wie die Kiebitze, auf seine Schokolade.

Froh aufatmend, daß die sprachliche Anstrengung gut überstanden war, verteilte dann Pohl seine Geschenke. Und wir taten jedesmal freudig erstaunt „Oh, Schokolade!", als wäre es das erstemal, daß wir von ihm welche erhielten, und als ob wir so etwas nicht erwartet hätten.

Pohl betrachtete uns mit stiller Zufriedenheit, gab jedem die Hand, sagte noch „Of Widderseen, meine Kindern . . .", und verschwand nach oben.

Einmal nahm er uns sogar mit hinauf. Man sah vor Kälte ganz deutlich den Atemhauch im Zimmer. Wir fragten — nur um etwas zu sagen —, ob es ihm nicht kalt sei, hier . . . „Non, non, mes enfants . . .", versicherte er geradezu ängstlich, ob man es ihm auch glauben möge.

Niemals hat er sich über etwas beschwert. Als er einmal bei seinem Kommen im Haus meiner Mutter begegnete, hatte sie, die fließend Französisch sprach, einige Sätze mit ihm gewechselt. „Er ist aus dem zerstörten Gebiet bei Lille", berichtete uns hernach die Mutter. „Zwei kleine Geschwister von ihm sind durch einen Granateinschlag im Elternhaus ums Leben gekommen. Er sagt, er wisse, was es heißt, ein ruhiges Heim haben. Deshalb wolle er uns auch möglichst wenig zur Last fallen . . ."

Leider blieb er nur ganz kurze Zeit. Schon nach einer Woche wurde er abgelöst. Er gehörte zur Fronttruppe, die man als ungeeignet für das besetzte Gebiet hielt und zurückzog.

Viele Wochen später, als bereits der Postverkehr wieder aufgenommen war, empfingen wir aus Frankreich einen Brief von Paul Basso. Wir mußten uns erst eine Weile besinnen, bis uns der „Pohl" richtig vor Augen stand. Wie die gute Figur eines schönen Märchens erschien er uns.

Aus dem Brief ersahen wir, daß er uns schon zweimal geschrieben hatte, ohne daß wir etwas erhielten. Er teilte mit, daß sein Deutsch nur langsame Fortschritte mache, und er bedanke sich nochmals für die freundliche Aufnahme bei uns.

Herbert und ich schickten ihm eine Postkarte und schrieben, daß auch wir seine Abreise bedauerten, weil die jetzige Einquartierung nicht so nett sei und uns keine Schokolade schenke.

Nach einigen Tagen erhielten wir aber unsere Karte zurück. Dicke rote Stempel befanden sich

darauf, neben denen etwas in französischer Sprache stand. Meine Mutter sagte, das sei von der Zensur, und wir hätten auf der Karte so etwas nicht schreiben dürfen. Unserem Vater verschwiegen wir es, weil wir sonst gehauen worden wären.
Wir schrieben auch dem Pohl nicht mehr. Was hätten wir ihm mitteilen sollen?

Lupinen

Nun deckt die Ackerkrumen
das Gelb von den Lupinen,
ein Meer von Duft und Blumen,
ein Tummelplatz der Bienen.

Die Blüten sprechen: „Wir!
Wir sind die Sonne droben!
Wir sind des Feldes Zier!
Wir bleiben ewig oben!

Wir nehmen jetzt Besitz
vom ganzen Erdenrund.
Wir sind die Kraft vom Blitz,
sind zahllos, stark und bunt!“

Der Bauer aber lacht:
„Das wird man euch verkünden!
Natur gab euch die Macht,
aus Luft Stickstoff zu binden.

Ihr sollt nur in den Tiefen
des Bodens Wurzeln ziehn,
daß Kräfte, die dort schliefen,
bald oben sichtbar blühn.

Denn — seid ihr davon voll,
pflüg ich euch wieder unter.
Ihr seid vor Hochmut toll.
Korn grünt bald dicht und munter

aus eurer Kraft und mehrt
die ungewollte Tat.
Ihr seid nur Dung und nährt
einst eine bess're Saat.“

Edmund Hoehne

„Aber bitte nicht böse sein . . .“

Von Fritz A. Mende

Es ist nicht nur eben fortgeblasener Zigarettenrauch, der durch das fast gefüllte Nacht-Kabarett schwebt, es ist sozusagen Zigarettenrauch mit Patina, eine Art Traditions-Mief, der von unzähligen Bildern, ja selbst den Stühlen, Bänken und Tischen ausstrahlt. Ein kleines Lied möchte sich vom Podium her deutlich machen, sich aufschwingen, strahlen möchte es, aber es ist doch nur ein ganz kleines Kabarettlied und ihm gegenüber so viel Atmosphäre. Die Töne flattern wie verschreckte Fledermäuse durch den Raum. „Tatata . . .“ macht das Lied. Man kennt solchen Rhythmus.
Ein merkwürdiges Paar kommt langsam durch den schmalen Gang, der zum Kabarett führt. Ein alter weißhaariger — ja soll ich Herr oder Mann sagen . . .? Ach was, ein Kerl, ein richtiger breitgebauter, noch lange nicht ausgebrannter Kerl tappt vorsichtig vorwärts, denn er ist unerhört betrunken. Einen Schritt hinter ihm geht ein bleicher junger Mann, der neben dem alten Recken ausgesprochen unbedeutend aussieht. Er dreht eine Mütze, die ihn als Taxi-Chauffeur kennzeichnet, schüchtern in den Händen und weiß weder mit sich noch mit dem Lokal irgend etwas anzufangen.
An meinem Tisch machen sie halt. Der Alte beugt sich zu mir: „Sie gestatten, daß wir uns zu Ihnen setzen . . .“, und nach einer kurzen Pause fügt er fast schelmisch hinzu: „Aber bitte nicht böse sein . . .“ Ich bin es bestimmt nicht.
Der Alte bestellt Wein. Als die Kellnerin ihn bringt, zahlt er auch schon und gibt ihr eine runde Mark Trinkgeld. Meine Tischgenossen trinken sich zu. Während der Weißhaarige den Römer mit einem Zuge leert, nippt sein Begleiter vorsichtig, und dann bedankt er sich. Er ist wirklich Taxi-Chauffeur, und der Alte, sein Fahrgast, hat ihn eingeladen, nicht erst kurz vorher, sondern — wie ich höre — seit ungefähr sechs Stunden.
„Aber wenn ich Alkohol trinke, darf ich ja nimmer fahren“, bemerkt der Chauffeur.
„Du brauchst heut auch nicht mehr. Wir laufen heim“, beruhigt der Alte.
„Aber ich hätt' halt noch eine Fuhre nach Oberammergau . . .“
Der Alte fährt mit dem rechten Arm durch die Luft. „Oberammergau? Du bist ein großer Idealist!“ Und wieder fügt er leise hinzu: „Aber bitte nicht böse sein . . .“ Ich glaube nicht, daß es bei dem Chauffeur dieser Aufforderung noch bedarf.
Ein bißchen Tatata trifft auf den betrunkenen Alten. Der dazugehörige Text-Fetzen spannt sein gefurchtes Gesicht. „Rue de la Madeleine“, hat er gehört. „Madeleine“, spricht er nach, und während er es spricht, lösen sich die Gesichtszüge wieder. Die Lippen klaffen auf, und naß vom Wein formen sie: „Madeleine . . .“ Die Lippen geraten in bacchantisch-lüsterne Verzückung: „Madeleine, Madeleine“, sagen sie.
Der kleine Wort-Rausch scheint vorüber. „Aber bitte nicht böse sein . . .“, flüstert der Alte. Dann besinnt er sich: „Die Madeleine in Paris . . . die Madeleine liegt Ecke Rue Royale und Boulevard . . . Boulevard . . .“ Es fällt ihm nicht ein. Als wolle er sich entschuldigen, sagt er: „Ich war vor dem Krieg in Paris.“ Dann bohrt er wieder: „Boulevard . . .“ Um ihm in seiner Not zu helfen, rufe ich ihm zu: „Boulevard de la Madeleine . . .“ Der Alte strahlt mich an, beide Hände streckt er mir über den Tisch zu, aber er läßt sie gleich wieder sinken. „Bitte nicht böse sein . . .“, murmelt er begütigend.
Ein Schokoladeverkäufer kommt an unseren Tisch: „Schokolade, Mokkabohnchen“ (ja, er sagt Bohnchen). „Nix gefällig?“
Der Alte verlangt fünf Tafeln, aber der Verkäufer scheint es nicht glauben zu wollen. „Fünf?“ fragt er.
„Ich bin Familienvater“, braust der Weißhaarige auf. „Jawohl, fünf!“
Der Schokoladeverkäufer zählt das erhaltene Geld. Es ist zuviel, aber er darf alles behalten. Ganz fassungslos vor Glück verabschiedet er sich und zweifelt vorübergehend an der Schlechtigkeit der Welt.
„Ich bin Familienvater“, sagt der Alte noch einmal zu mir herüber und verstaut die Schokolade in der Rocktasche. Die einmal geweckte Erinnerung an seine Familie läßt ihn nicht mehr los. Energisch steht er auf. Weil ich ihm eben den Boulevard genannt habe, will er mich wohl nicht so einfach sitzen lassen. Deshalb beugt er sich fast bis an mein Ohr. Kurz formen sich seine Lippen wie vorher zu einem bacchantisch-nassen Bogen und flüstern: „Ich habe nämlich in der Lotterie gewonnen . . .“ Dann hebt er den Kopf und sagt, zärtlich halb und halb pathetisch: „Aber bitte nicht böse sein . . .“

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

„Der Deutsche Jäger“, München
erscheint wöchentl. Donnerstags, reich illustr. u. glänz. ausgestattet; **Ausgabe A nur RM. 1.80 monatlich. / Ausgabe B mit Unfallversicherung bis RM. 4000.- RM. 2.- monatlich.**
Älteste deutsche Jagdzeitung!
Ständige Beilagen:
„Jagdkundliche Umschau“ — „Der Gebrauchshund“
„Jagdkynologische Umschau“ — „Waffe / Munition / Optik“
„Jagdrechtliche Umschau“ — „Für unsere Fischer“
Probenummer kostenlos von
F. C. Mayer Verlag / München 2 C.
Wertvolles u. erfolgr. Werbeorgan für fachl. u. allgem. Bedarfsanzeigen

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus“ (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

Immer schöne weiße Zähne
Chlorodont
die Qualitäts-Erzeugnisse

Empfehlenswerte Gaststätten
BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt, **Motzstraße 69**. Die original süddeutsche Gaststätte
BERLIN: **Kottler** Zur Linde, **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße. Das Berliner Künstler-Lokal

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Heufieber — Heuschnupfen
Jetzt ist es Zeit, sich zu behandeln. Jedem Leidensgefährten gebe ich kostenlos Auskunft, wie ich und viele andere gänzlich geheilt wurden. **F. W. Tribian, Trubenhausen** (Bezirk Kassel).

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Eine Schöpfung von starker Darstellungskraft ist der kleine Roman von **HANS LEIP: Miss Lind und der Matrose**
Dreifarb. Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson
kartoniert **nur** . . RM **1.—**
Leinen **geb.** . . . . RM **2.50**
Ein Buch von unvergänglichem Reiz, voll Abenteuerlust und seltsamer Liebe.
Bei Voreinsendung auf unser Postscheckk. Nr. 5802 München erfolgt Franko-Zusendung
SIMPLICISSIMUS-VERLAG • MÜNCHEN 13

Berliner Bilder von Karl Arnold
Ein Dokument der Inflation und Korruption
Kartoniert RM 1.70
SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Sie hält auf sich

(R. Kriesch)



„Warum kaprizierst du dich denn durchaus auf Gicht, Tante? Es kann doch auch bloß ein chronischer Rheumatismus sein.“ — „Nee, nee, Kinder, Gicht ist feiner.“

Der Rosmarinstock

Herr Müller, Herr Grafe und Fräulein Blaß sind Angestellte eines Leipziger Verlagshauses. Müller hat für seine Frau zum heutigen Geburtstag einen Rosmarinstock gekauft und ihn bis zum Ende der Bürozeit zu Fräulein Blaß auf das Fensterbrett gestellt, damit sie sich immer „mal ne Nase voll nehmen“ kann. So zwischen Maschineschreiben und Fakturenausstellen.

Er kommt nun kurz vor Feierabend zu seinem Stöckchen, um auch mal ne Nase voll zu nehmen. Plötzlich stutzt er, sieht sein Stöckchen scharf an, faßt an die neuen Triebe, die auf jedem Zweig sitzen, und kommt mit etwas auf dem Finger zu Fräulein Blaß.

„Is das ne Laus?“

Fräulein Blaß sieht ein grünes Etwas.

„Sichr“, sagt sie noch uninteressiert, da sie gerade dabei ist, eine Faktur auszuschreiben.

Grafe tritt dazu.

„Is das ne Laus?“ fragt Müller wieder.

„Das weeß 'ch nich, wo isses denn här?“

„Nu, hier vom Schdogg.“

Beide treten vor den Rosmarinstock, und Grafe sieht noch mehr von diesem grünen Etwas auf und unter den Blättern sitzen. Das macht ihn kühn.

„Das sinn Bladleise.“

Jetzt wird Fräulein Blaß interessierter.

„Das sinn ne ganze Masse. Kroße un Gleene“, überzeugt sie sich. „Fui Deifl!“

Müller ist tief deprimiert. Es werden Vorschläge gemacht, wie den Läusen beizukommen ist.

„Zigareddenasche mit etwas Wasser“, schlägt Fräulein Blaß vor. Müller atmet erleichtert auf, doch Grafe will nichts davon wissen.

„Das vrgläbd bloß de Bläddr. De Leise bleim desdrwächn doch läm, un dr Schdogg gehd druff. Nee, da is nischt ze machn. Ich habs emal mit Schmierseefe vrsuchd, abr das had och nischd genidzd.“

Müller ist erschüttert auf den Stuhl von Fräulein Blaß gesunken und sieht traurig auf den Stock. Grafe fühlt in seinem dunklen Drang, daß man den Mann nicht ungetröstet gehen lassen kann.

„Nu, wenn se reef sin, fliechn se sowieso ford“, sagt er und geht wieder an seine Arbeit.

Ch. P.

Herz, Hirn, Hosen . . .

Nicht soll man unterschätzen,
wie einer in den Hosen steht,
es braucht ja nicht den Anstand zu verletzen,
wenn man sehr aufrecht durch die Gegend geht.

Doch ist das Hirn nicht zu vergessen,
das Hosenmaß und -ziele sinnvoll lenkt,
nur am Verstand kannst du ermessen,
ob deine Hose nicht von sich aus denkt.

So wohlbestallt an Hirn und Hosen,
bist du dennoch ein armer Wicht,
wenn zwischen Hirn und Hosen
es dir an Herz gebricht!

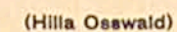
Hans Duis

Ludwig Richter zum Gedächtnis

(Wilhelm Schulz)



Du hast dem Volk ins Herz geschaut
bei Lust und Leid, bei Tag und Nacht,
und hast im stillen mitgebaut
an unsres innern Reiches Macht.


(Hilla Osswald)



Schiffsbewegung der Hornlinie

Von Anton Schnack

M. S. „Presidente Comez" ist am 12. Februar 1934 in Port of Spain eingetroffen.

Ich möchte mit ihm fahren.
Der Tropenhimmel brennt.
Die Nächte duften von gewürzten Waren,
Die keiner kennt.
Ingwer, Zimt, Muskat
Wehen im Passat.

Ich gehöre zu den Schiffsmatrosen,
Länderhungrig, meerbetört,
Nackte Brust, verschmierte Hosen.
Gelber Taifun röhrt.
Inseln, Knabentraum,
Grün im Brandungsschaum.

Wo die alten Weltentdecker fuhren,
Fahr ich nun.
Wellenschlag verlöschte ihre Spuren,
Manche auch in Nacht und Tiefe ruhn.
Holder Robinson,
Warum starbst du schon?

Wo die Kugel pfiff der Seepiraten,
Treiben wir bei Nacht.
Tote können unserm Schiff nicht schaden.
Lang ist her die wilde Enterschlacht.
Roter Strandkorsar,
Warum bist du nicht mehr Raubgefahr?

Riesenfische aus dem Wasserreiche
Schwimmen oft vorbei:
Sägefische, Quallen, dämmerbleiche,
Delphin, Wal und Hai.
Rätselhaftes Meer,
Niemals wird dein Abgrund leer.

Wenn wir laden in den heißen Häfen
Säcke mit Kaffee,
Trommelt hinter den verbrannten Schläfen
Fieber, Koller, Weh.
Irgend etwas muß bezaubernd sein
In dem Hafen Port of Spain.

Immer fahren Schiffe auf den Ozeanen:
Ich bin nicht an Bord.
Und es pfeifen Dampfer, die an Abfahrt mahnen,
Und ich bin nicht dort.
Und ich bin nicht dort;
Paradiesvertreibung, Trauerwort!

„Wenn du einen Onkel in Amerika hättest!"

Von Chrischan Haale

In Südfrankreich war es, an der Küste des Mittelmeeres. Das Dorf hieß Lusanne. Ich arbeitete dort. Als Deutschem war es mir gelungen, dort bei sehr bescheidenen Ansprüchen eine Zeitlang mein Brot zu finden.
Die Menschen sind hier äußerst genügsam. Ihre Weinberge sind nicht für sie da, wenigstens nicht für den Tagelöhner dieser Zonen. Der kennt kaum den teureren Wein.
Im sengenden Sommer, wenn die See kochte und der Kopf dösig quoll, ging ich des Abends gern hinauf in den Wind, der aus der Ebene und vom Meere herankam, um zu atmen und um den Blick, der an klaren Tagen bis zu den Alpen hindrang, zu weiten. Denn unten im Dorf fielen die fjordartigen Felsenwände schroff ins Meer, und daran klebte Lusanne. Oft auch im Herbst, wenn die glaszarten Felsblüten auf den Bergwiesen blühten und starben, und öfter noch in den langen, eintönigen südlichen Wintern stieg ich hinan, träumte vom fernen Glück, das mich nie mehr erreichte, sann und verweilte. So kam es denn, daß ich unter den Häuslern und armen Bauern mit der Zeit einige Bekannte gewann.
Der ärmsten einer war Aristide Bonaparte. Er wohnte in dem kleinsten und dürftigsten der elenden Wohnhäuser, besaß nichts als einen Tisch, einen Stuhl und eine Bettpritsche, auf der er des Nachts ohne Unterzeug schlief. Er hatte sie mit Laub belagert, ein Lammfell deckte ihn zu. Sein Beruf — eigentlich hatte er gar keinen sogenannten Beruf — war sehr schwer. Hier und da benötigte man seine kräftigen Arme. Holzfuhren, die auf großen Eselschlitten unter schwierigen Brems- und Jonglierkünsten zu Tale gebracht werden mußten, bediente er; Viehherden, die unter unsäglichen Anstrengungen auf die hochgelegenen Weideplätze getrieben wurden, hütete er; und doch sagte man, er habe keinen Beruf. Trotz allem, bei der Schwere seiner Tätigkeit und bei dem Rufe der Berufslosigkeit, saß er des Abends doch friedlich vor der niedrigen Tür seiner Wohnhütte. „Dem Genügsamen raucht sein Herd!"
„Möchtest du nie ein anderes Leben führen?" fragte ich ihn eines Abends. „Warum, Herr?" fragte er ehrerbietig zurück. Er sagte „Sie" zu mir, so höflich war er gegen meine bescheidene Eleganz. „Weil es angenehmer, bequemer und damit glücklicher sein könnte als dein Leben hier oben", erklärte ich eindringlich. „Ich bin zufrieden", sagte er einfach. Wobei noch zu beachten ist, daß dortzulande zufrieden und glücklich dasselbe bedeutet. „Möchtest du nicht besser essen, besser schlafen, am Tage wie die besseren Leute spazieren gehen können, so wie die Fremden unten in den großen Hotels?" fragte ich weiter. „Ah, Herr, meine Pritsche ist gut! Und das hier ist Waldlaub, sehen Sie. Dabei esse ich immer gutes Schwarzbrot mit Feigen." Und er wendete sorgsam seinen Feigenvorrat um, den er in der warmen Herbstsonne für den kommenden Winter trocknete.
Es war ihm nicht beizukommen. So mußte ich es anders herum versuchen. Das große Los! Nein, der Onkel in Amerika! Onkels in Amerika waren hier nichts Seltenes, jede dritte Familie am Ort hatte irgendwo in Amerika einen dorthin ausgewanderten Angehörigen.
„Wenn du nun einen Onkel in Amerika hättest", fragte ich ihn neugierig, „und du würdest ihn beerben?" Aristide sah mich verwundert an. „Was würdest du mit dem Geld machen?" fragte ich schnell weiter.
Ganz erstaunt weiteten sich seine Augen. — — — Dann begann er mit einem Male lauthals zu lachen. Es war ein gewaltiges Lachen, das seine mächtigen Zähne im verwitterten Pan-Gesicht aufblitzen ließ. Ein Lachen, das von den Hängen widerdröhnte. Ein Lachen von wahrhaft antikem Ausmaß.
„Ihr seid gut, Herr!" sagte er zwischen immer neuem Gelächter. „Ihr seid wirklich sehr komisch, Herr!" Und er stieß mich gutmütig in die Seite. Dann legte er mir seine schweren dunkelbraunen Tatzen auf den Arm und sagte, noch immer laut lachend: „Wo ich doch gar keinen Onkel in Amerika habe . . .!"

Lieber Simplicissimus!

Der Lehrer erzählt den Kleinen von der Verkündigung Mariä. „Maria saß in ihrer Wohnstube, da tut sich plötzlich die Tür auf, und herein tritt mit zwei weißen langen Flügeln . . ." — „Ich weiß schon, ich weiß schon, der Klapperstorch!" läßt sich da plötzlich eine Stimme vernehmen. „Noch nicht!" fährt der Lehrer fort.

*

Ich saß dieser Tage in einem kleinen Kaffeehaus in Eger, wo auch viele Sachsen, die über die Grenze kommen, einkehren.
Zur Unterhaltung der Gäste spielte eine kleine Kapelle.
Sie spielte deutsche Volkslieder.
Sie spielte eine Stunde.
Zwei Stunden.
Drei Stunden.
Immer noch Volkslieder.
Hinter mir an einem Tisch saß ein sächsisches Ehepaar. Und als wieder eine Volksweise ertönt, murmelt sie zu ihm: „Weesde, Ämihl, nu genndn dii ahwr ooch widr mal was Bärwärses schpiiln . . ."

*

Auf einem Elbdampfer zwischen Hamburg und Altona.
Eng aneinander geschmiegt sitzt auf dem Oberdeck ein junges Paar, bestaunt die riesigen Hafen- und Werftanlagen. Ein großer Überseer, der vorübergeschleppt wird, läßt den kleinen „Grünen Dampfer" leicht auf dem Strom schaukeln.
Sie drückt sich noch fester an ihn.
Er, sehr erfreut, legt seinen Arm um ihre zarten Hüften.
Sie: „Duh, drigge mich nor nich so . . .!"
Er: „Was hasde denne?"
Sie: „Ach, 'ch weeß nich, 'ch gloobe, mir is ä bißchen iewl."
Er: „Awwr da genn mir doch gar nich morchn naach Hälcholand fahrn!"
Sie: „Warumbden niche?"
Er: „Na — da wärschde doch ärschd rächd seegrangk, weil mir da doch uffm richdjen Ozeahn fahrn!"
Sie, mit Entschiedenheit: „Ach, 'es Fahrn machd je mich nich grangk, plohs 'es Waggeln!"

Generalprobe

(Paul Scheurich)



„Leidenschaftlicher, Verehrteste, stürmischer! Eine Heroine, die nach Aktschluß nicht trocken gelegt werden muß, hat ihren Beruf verfehlt!"

Ist Geld mehr als Blut?

(E. Thöny)



Am 6. Februar 1934 hatte das französische Volk die Kraft, im Namen der Sauberkeit gegen die Diebe des Volksvermögens zu stürmen. Wann wird es aufstehn im Namen der Sicherheit gegen die ewig haßerfüllten Rufer des Krieges?

München, 24. Juni 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 13

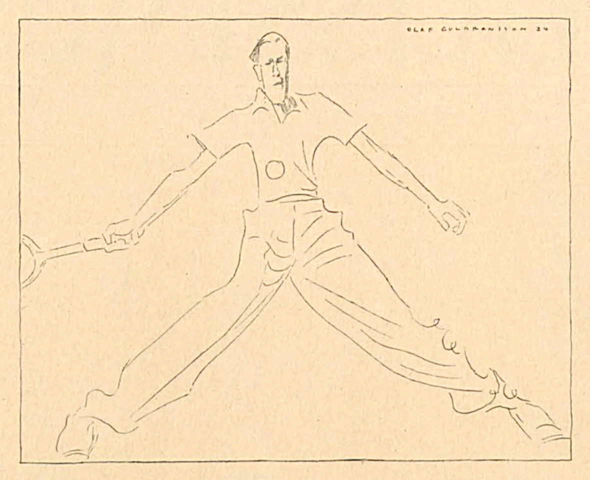
SIMPLICISSIMUS

Amerika, du hast's nicht besser

(Karl Arnold)

Da soll nun Roosevelt die Wirtschaft ankurbeln: die Finanzkräfte beten, und die Arbeitskräfte streiken!

Sport



Der deutsche Meister Gottfried v. Cramm Tennismeister von Frankreich

Wer — so! — lügt, der — — —

Von Katarina Botsky

Trude, ein zukünftiger Bühnenstern (in vierzehn Tagen ging's ins erste Engagement), sechzehn Jahre alt und Tochter eines achtbaren Hutmachers, glänzte noch in einer Strandpension fast ersten Ranges in einem Badeörtchen mit besseren Allüren. Ihr Ruf drang indessen schon in die Weite. Oder — wie hätte sonst eine Dame, die sich Claire-Marie Magunia nannte, eines Mittags kommen können und sie bitten — — —. Man saß gerade beim Nachtisch — Omelette o komm vor die Türe —, da wurde Trude vom Serviermädchen eine pompöse Visitenkarte überreicht. Die dazugehörige Dame wünsche sie dringend zu sprechen. Trude sprang in hohem Bogen zur Tür; doch dort besann sie sich eines andern. So prompt durfte kein angehender Bühnenstern auf einen unbekannten, wenn auch fremdartigen Namen reagieren. Hatte man sie nicht beim Essen gestört? Sich darum am eignen Gürtel festhaltend, nölte sich Trude — o Pein der Neugier! — zur Tür hinaus. Prinzessinhaft langsam schwebte sie vor die fremde Dame im Nebenzimmer hin. Knicksen? O nein! Trude legte die Zungenspitze vornehm auf einen Backzahn und sprach also leicht gekränkt: „Man hat — man hat mich mitten im — Essen gestört." Ja, sagte man so?! Trude errötete verschwenderisch.

„Oh, mein gnädiges Fräulein!" rief hurtig die fremde Dame. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Wenn es sich nicht um eine sehr wichtige Angelegenheit handelte, hätte ich ja nie gewagt, Sie, mein gnädiges Fräulein, zu so unpassender Zeit aufzusuchen. Ich war schon zweimal im Laufe des Vormittags hier, um Sie zu sprechen. Man riet mir, um dreizehn Uhr dreißig wiederzukehren. Da bin ich! Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen als Kollegin vorstelle. Bin allerdings nicht mehr bei der Bühne, erteile nur noch dramatischen Unterricht. Bin zu meiner Erholung hier, denn ich habe eine anstrengend große Schülerschar." Das ältliche dralle Wesen in Grün mit dem verschminkten Intrigantinnengesicht unter einer Art spanischem Hut (Zeit Philipp II.) aus schwarzem Samt hustete prätentiös. Trude empfand sofort Widerwillen dieser Zunftgenossin gegenüber, und es fiel ihr schwer, ihn zu verbergen.

„Oh, mein gnädiges Fräulein! Ich komme zu Ihnen mit einer großen Bitte. Es handelt sich um eine kleine Theateraufführung im hiesigen Kurhaus, die ich mit Ihrer gütigen Mitwirkung zu veranstalten erträume." — Ich bin dabei! wollte Trude sogleich rufen, besann sich aber wieder eines andern. Man mußte sich stets etwas rar machen, nicht gleich ja sagen, sonst hielten die Leute nichts von einem. Trude setzte den rechten Fuß vor und sprach vornehm reserviert: „Madame —!" (wegen des fremdartigen Namens) „Madame —! Ihre Bitte ehrt mich durchaus. Doch wir — ich und meine — Begleitung" (ihre Schwester) „reisen in drei Tagen ab."

„Aber das wäre ja — das wäre ja —."

„Madame" errötete vor Enttäuschung, denn sie gedachte sich mit Hilfe dieser jungen und vielleicht auch talentierten Schönheit den leeren Säckel zu füllen. „Das wäre zu — zu! schade", hauchte sie. „Bei diesem schönen Wetter wollen gnädiges Fräulein schon abreisen?! Der ganze Badeort wäre ja untröstlich darüber! Und ich hätte eine so herrliche Rolle für diesen entzückenden Blondkopf in einem reizenden Stückchen von Fulda."

„Wann lebte Fulda?" fragte Trude gedehnt. Die Magunia überhörte lächelnd die Frage. „Und das Stückchen heißt —", fuhr sie fort, „das Stückchen heißt —." Sie schien im Moment nicht den Titel zu finden. Mit edler Theatralik hämmerte sie sich ein paarmal mit der geballten Rechten an die Stirn: „Hier sitzt der Wurm, der mir meine Karriere zerstörte. Er heißt" — ihre Stimme sank in die Tiefe — „Gedächtnisschwund! Mögen Sie die Götter, mein gnädiges Fräulein, vor einem ähnlichen Schicksal bewahren!" (Sie ist widerlich, dachte Trude, aber ich darf es ihr nicht zeigen.)

Jetzt lächelte die Magunia wieder. „Sie hätten in dem Stückchen von — ein entzückendes Kammerzöfchen zu spielen." (Kammerzöfchen?! dachte Trude gedehnt.) „Wie müßte Ihnen das Häubchen stehen?! Das wäre zum Entzücken gar! Allerdings, wenn Sie abreisen wollen, dann — muß ich mich wohl nach Ersatz umsehen."

„Also wir bleiben noch etwas länger hier, und ich spiele die Rolle!" rief Trude energisch, alle Reserve vergessend. Die Magunia drückte ihr mit innigem Schwung die Hand. „Ich habe es gewußt, mein gnädiges Fräulein! — Vielleicht bemühen Sie sich morgen vormittag in meine Pension" (elegisch): „‚Waldfrieden', dann wollen wir dort eine Leseprobe veranstalten. Das Stückchen

Sommersonnwende

Von Hermann Sendelbach

Des Lichtes Woge darf nicht höher schwellen.
Doch unser Träumen stürmt noch kühner an,
Glaubt und begehrt noch immer größ're Hellen,
Urlicht aus unerschöpflich tiefen Quellen
Und einer Sonne niegebeugte Bahn.

Wohlan, mag's nun auch leise rückwärts fluten:
In unsern Seelen bleibt und wächst das Licht.
Laßt Feuer heut die blaue Nacht durchgluten,
Zum Himmel sprühn in steilen Flammenruten,
Suchend des Ew'gen stilles Angesicht!

Ein Trotzen will die Herzen uns entzünden, —
Und doch hebt eine Demut uns die Hand.
Wer mag der Wende heil'gen Sinn ergründen?
Es sinkt das Licht — und wird ins Steigen münden
Und immer wieder segnen alles Land.

Abschied

(E. Thöny)



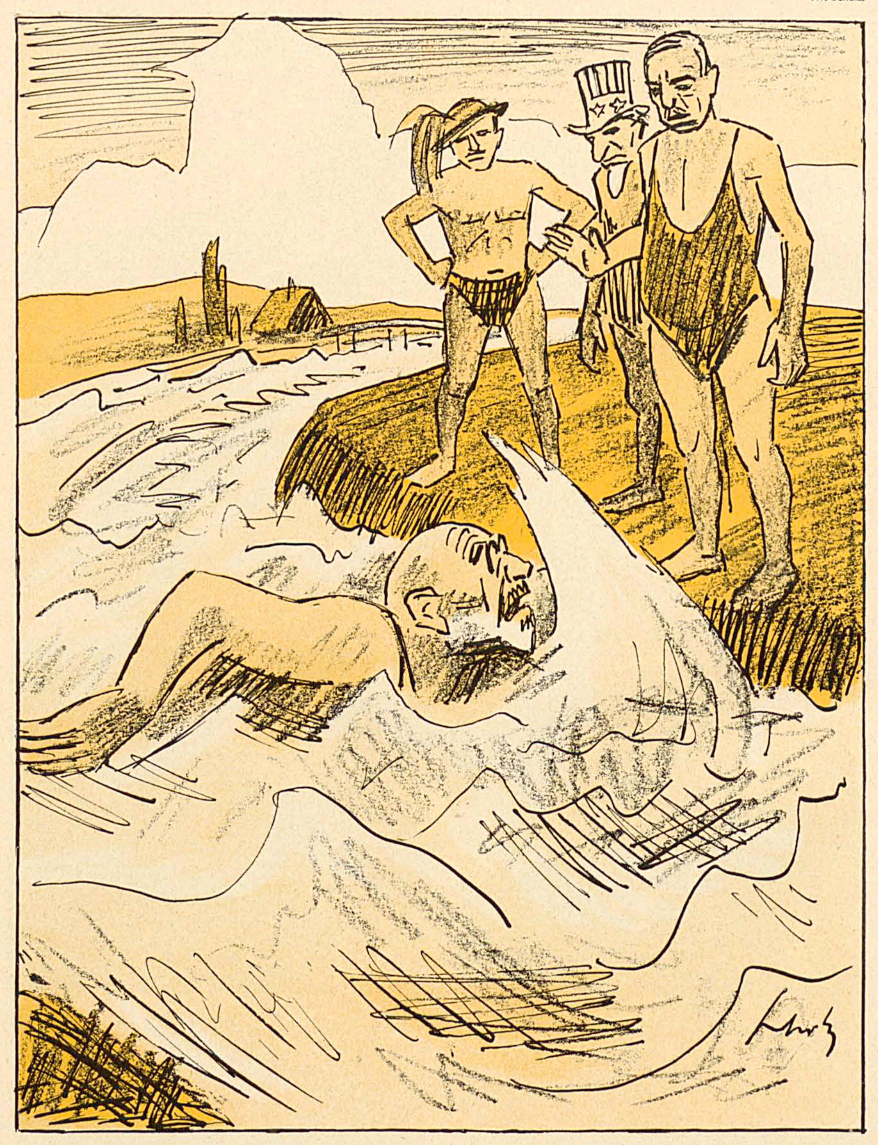
„Und nu gib mir noch 'n Küßchen, Mausi!" — „Nee, du brichst mir ja doch bloß 'ne Wimper ab."

hat nur zwei Rollen. Die eine bekommen Sie, die andere spiele ich."
„Könnten Sie nicht lieber die Kammerjungfer spielen?" fragte Trude naiv. „Wen stellt die andere Rolle vor?"
„Eine Baronin", hauchte die Magunia etwas indigniert.
„Na ja, die spiele ich!" jubelte Trude.
„Aber, mein gnädiges Fräulein, ich verfüge nicht mehr über die erste Jugend, um ein Zöfchen spielen zu können." (Auch nicht über die zweite, dachte Trude.) „Während Sie, mein Fräulein", (Was hat sie gesagt?) „nicht mehr als neunzehn Lenze zählen?!"
„Sechzehn!" rief Trude heftig. „Dessenungeachtet traue ich mir durchaus zu, eine Baronin zu spielen. Doch wenn Ihr Alter für die Zofe nicht paßt — eh bien! — dann will ich sie übernehmen!"
Noch am selben Abend lief Trude außer sich zur Magunia, weil sie soeben gehört hatte, daß eine andere die ihr angebotene Rolle spielen sollte. Das war doch gar nicht zu glauben nach dem Abkommen von heute mittag?! Im „Waldfrieden" (zweiten

(Schluß auf Seite 149)

Gegen den Strom

(W. Schulz)



„Ihre hervorragende Schwimmtechnik kennen wir ja nachgerade, Monsieur Barthou; aber vorwärts kommt man so nicht!"

Wer — so! — lügt, der — — —

(Schluß von Seite 147)
Ranges) saßen die Gäste auch gerade beim Essen, als Trude dort anlangte; aber die Magunia war nicht unter ihnen, denn sie beköstigte sich abends selbst in ihrem Stübchen unter dem Dach. „Vielleicht bemühen Sie sich zu der Dame hinauf", sagte ein Dienstmädchen zu Trude, wobei sie das Wort „Dame" ziemlich wegwerfend aussprach. Hitzig stieg Trude die engen dunkeln Stiegen empor. Ganz oben hielt sie Umschau. Ganz oben sollte „die Dame" wohnen. Aber hier gab es doch nur noch zwei Bodentüren?! Durch die eine schimmerte allerdings Licht. „Hallo!" rief Trude, um sich bemerkbar zu machen.

Da tat sich diese Tür auf, und in ihrem Rahmen stand in einem langen feuerroten Kattunkorsett, aus dem eine gelbe Büste unanständig hochstieg, eine häßliche Alte mit einem Blaubeermund, das ganze Haar auf Papilloten gewickelt und das ganze Gesicht eingecremt. Trude trat mit einer Grimasse wider Willen zurück. Das war doch nicht — die Magunia?

„Mein gnädiges Fräulein — Sie?" (Also doch die Magunia!) „Wie konnte man Sie, mein gnädiges Fräulein, hier heraufsteigen lassen?!" — „Na, wenn Sie hier oben wohnen?!" meinte Trude. „Nun ja, — Aber Ihresgleichen schickt man doch keine Bodentreppen herauf —!" Die Schmeichelei war gut, doch wie mit etwas Unangenehmem beträufelt. Sie hatte nicht den klaren Ton der schönen Worte von heute mittag; sie klang zweideutig. Aber noch wußte Trude nicht, womit sie beträufelt war. „Ich komme meiner Rolle wegen", sagte sie kurz. „Ihrer Rolle wegen?" Die Magunia tat erstaunt.

„Ja, der — in dem Stück von Fa-?, Fu-?." — „In welchem Stück?" unterbrach die Magunia, maliziös grinsend. „In dem mit den zwei Rollen", half sich Trude. Ihr Blick irrte voll Scham über die Claire-Mariesche Fettbalustrade. Die Magunia hob den Busen durch einen stolzen Atemzug noch höher, griff dann aber doch nach einem geblümten Schal, den sie zögernd und zärtlich auf das schwappende Ungetüm tat. „Ach so —!" murmelte sie heiter und überlegen. „Meine kleine unverbindliche Anfrage bei Ihnen —! Aber das war doch kein Fait accompli, mein — liebes Kind! Sie wollen doch auch in drei Tagen abreisen?!"

„Das hatte ich doch schon widerrufen!" Trudes Stimme schwankte zwischen Zorn und Schmerz. „Wer soll nun die Zofe spielen?"

„Eine — Dame der Gesellschaft hat sich dazu bereit erklärt. Denken Sie — eine Dame der Gesellschaft!"

„Die ziehen Sie mir trotz unsres Abkommens vor?! Und vielleicht kann sie nicht einmal etwas!"

„Das spricht doch gar nicht mit — bei einer Dame der Gesellschaft! Sie kennen noch nicht das Leben, liebes Kind."

Trude glaubte zu träumen. Mittags dieses beständige: „mein gnädiges Fräulein", dazu noch ganz unbeträufelt mit — mit? Die wenigen Worte von heute abend — jetzt wußte Trude es — waren mit Hohn durchtränkt gewesen. Und die Schmeichelei von heute abend erst recht. Das ganze veränderte Wesen der alten Komödiantin war plötzlich auf Hohn und Herablassung gestimmt — weil sie eine andere für die Rolle der Zofe gefunden hatte — eine Dame der Gesellschaft! Trudes Temperament begann ins Kochen zu geraten. War sie, die Tochter achtbarer Leute, schlechter als eine Dame der Gesellschaft?!

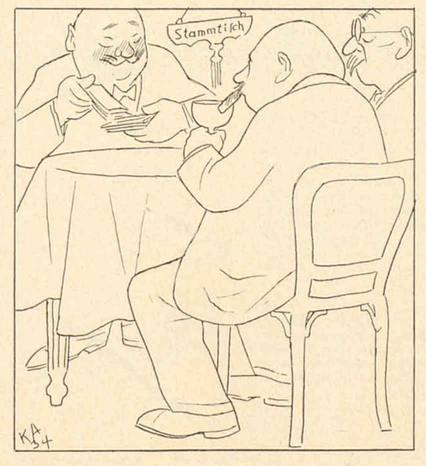
Die Magunia stand so recht erhaben und jedes Schamgefühls bar vor ihr in ihrem feuerroten Korsett, das einen grünen Unterrock krönte, das Papilloten-Medusenhaupt herausfordernd erhoben. „Was wünschen Sie noch, mein gnädiges Fräulein?" Jedes Wort eine Hohnsalve. Das war für die Grimasse, die dieses Gänschen vorher bei ihrem jähen Anblick geschnitten hatte. Das war für die Ziererei von heute mittag. Das war für den Widerwillen gegen ihre ganze Erscheinung, den sie, Claire Marie, sehr wohl bei der jungen Gans gespürt hatte.

Trudes Temperament kochte bei der Hohnsalve über. „Was ich noch wünsche?!" wiederholte sie hitzig. „Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen denke." Sie reckte ihr Gesicht in die nach Käse duftende Bodenkammer und sprühte „Madame" mit den Augen an. Die wickelte sich, maliziös die Zähne fletschend, in ihr schmales Busentuch. „Sie sind eine alte Intrigantin!" entfuhr es Trude ganz hoch. „Hihi . . .", kicherte häßlich die Magunia. „Und Sie", höhnte ihr Blaubeermund, „Sie sind das Gegenteil einer Dame der Gesellschaft. Glauben Sie, ich habe nicht gehört, wie Sie auf der Treppe schimpften, weil sie nicht beleuchtet ist?!"

Trude hatte einen Schritt vorwärts getan, als sie vernahm, daß sie das Gegenteil einer Dame der Gesellschaft sei. Bei dem von der Treppe wich sie diesen Schritt vor lauter Verblüffung wieder zurück. Es ekelte ihr vor der Magunia. „Ich hätte auf der Treppe geschimpft?!" stammelte sie. „Ich habe kaum bemerkt, daß die Treppe unbeleuchtet war. Sie sind auch — eine Lügnerin!" Von Zorn überwältigt, machte sie sich bereit, „Madame" einen Kinnhaken zu landen, da sah sie deren falsche Zähne und ließ es sein. „Wer — so! — lügt", begann sie piano, „der stiehlt auch!" prasselte sie. Dann machte sie stramm kehrt.

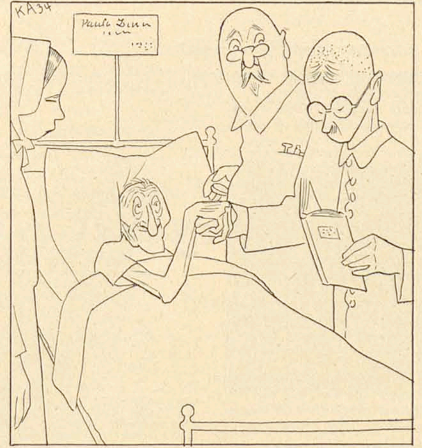
Die Anekdote

(Karl Arnold)



Schulz ist ein wütender Skatspieler. Wenn er irgendwo zwei Männer findet, schon wird ein Spiel arrangiert. Wer nicht Skat spielen kann, wird unbarmherzig angelernt. Die halbe Stadt ist schon verskatet.

Neulich kommt Schulz in ein Restaurant und setzt sich zu zwei Wildfremden an den Tisch. Nach wenigen Minuten holt er die Skatkarten aus der Tasche, mischt und fragt, verbindlich lächelnd: „Sie gestatten doch, daß ich mitspiele?"



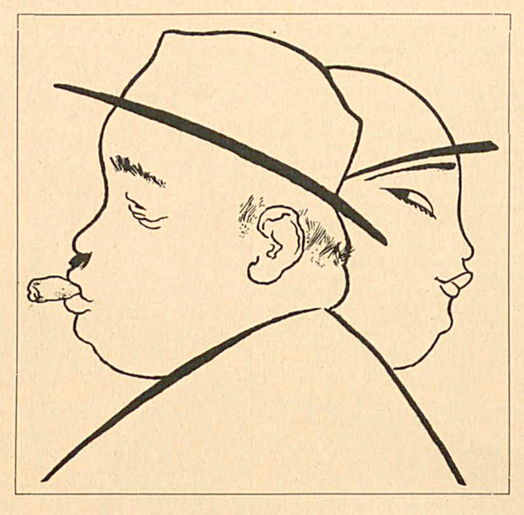
Bei der Chefvisite kommen wir an ein Bett, in dem eine fünfundneunzigjährige Frau liegt. Der Chef fragt: „Sind Besonderheiten in der Anamnese?" Der Stationsarzt: „Ja, Masern im Jahre 1840."

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

In Sachen Gebrüder Saß

Das Schicksal kennt halt keinen Spaß,
einmal erwischt es jeden —:
es nützte auch den Brüdern Saß
nun nichts mehr, nichts zu reden.

Man sieht in Dänemark nicht gern
Importe dieser Sorte,
und drum beschloß man, einzusperrn
die „Brüder ohne Worte“ —

Und böt' zwecks Austausch freundschaftlich
man uns drei Tonnen Eier,
wir sagten: „Danke! Lieber nich.
Die Jungs sind uns zu teuer!“

Wir wären auch um sie nicht bang,
wenn sie nie mehr erschienen
und trauerten ihr Leben lang
hinter dänischen Gardinen.

Laßt sie den Abschieds-Schlußchoral
drei Jahre lang dort proben:
„Grüßt mir die Sore noch einmal,
die wir noch nicht verschoben — — —“

Benedikt

. . . und morgen ist nicht heute . . .

Von Alexander von Keller

Wir waren im Lichtspieltheater gewesen und hatten uns nicht unterhalten. Wir hatten weder geweint noch gelacht. Wir hatten versucht zu schlafen — die Musik war zu laut gewesen.

Nach einer Weile sagte Bartlett, mein Begleiter, nachdenklich: „So ein Film erinnert mich immer an eine Geschichte aus meinem Leben . . .“
Er war vier Jahre Regisseur in Hollywood gewesen und hatte einen guten Namen.

*

„Vor einigen Jahren“, sagte Bartlett, „als ich mitten in der Arbeit war, meldete mir Simm, mein Hilfsregisseur, zwei Herren wünschten mich zu sprechen. Nun — ich war nicht gerade erbaut darüber, da aber Simm irgendwelche Bemerkungen über Kleider, den Schneider des Prinzen von Wales und ähnliche Dinge machte, ließ ich die Herren bitten. Es waren nette, liebenswürdige Menschen. Der ältere, er hieß Williams, schien aus einem Modemagazin gestiegen zu sein; der jüngere — McCormick — grinste ununterbrochen und schien über alle Dinge der Welt eine ungeheure Freude zu empfinden. Ich bot den Herren Zigaretten, Eislimonade und Grape Fruits an.
‚Was kann ich für Sie tun?‘
Mr. Williams sagte: ‚Unser Verlangen ist wohl ungewöhnlich, da wir aber bezahlen wollen, werden Sie uns wohl ruhig anhören . . . Ich habe eine Tochter. Sie heißt Maud. Gefällt Ihnen der Name? Mir nicht. Aber meine Frau wollte den Namen haben . . . Nun — das spielt keine Rolle. Maud ist leidlich hübsch . . . keine Schönheit . . . sie hat eine ganz gute Gestalt — die Beine sind vielleicht nicht ganz gerade . . . man merkt es aber kaum . . . beim Sprechen stößt sie etwas mit der Zunge an . . . Ich finde es nicht schön — aber mein lieber MacCormick — er ist mit Maud verlobt — findet es entzückend . . ., außerdem . . .‘
‚Einen Augenblick‘, sagte ich. ‚Sie scheinen sich geirrt zu haben. Ich bin kein Mädchenhändler . . .‘
Mr. Williams lächelte fein. ‚Darum handelt es sich nicht, Mr. Bartlett. Ich mußte Ihnen meine Tochter eingehend schildern, ehe ich weiterspreche . . . Nun — um es kurz zu machen —, Maud hat eine einzige Leidenschaft — . . . sie will zum Film.‘
‚Ausgeschlossen . . .‘, sagte ich ärgerlich und stand auf.
‚300 000 . . .‘, sagte Williams ruhig und sah mich aus seinen blauen Augen forschend an.
‚Was soll das heißen?‘ fragte ich etwas atemlos . . .
‚Nun . . ., daß Sie mit Maud einen Film drehen. Mr. MacCormick, mein zukünftiger Schwiegersohn, ist damit einverstanden. Wir zahlen Ihnen für Ihre Arbeit 300 000 Dollar . . .‘
‚. . . meine Herren . . .‘
‚400 000 . . .‘, sagte Mr. MacCormick gelassen . . .‘
‚Aber . . . ich . . .‘
‚600 000 . . .‘, murmelte Mr. Williams. Dabei blieb es . . . Das war ein Geschäft . . .! Ich konnte 600 000 Dollar verdienen, ohne viel arbeiten zu müssen. Es galt: Mit Miß Maud Williams einen Film zu drehen. Der Film sollte so schlecht sein wie möglich. Ich durfte der jungen Dame nichts ausstellen. Ich sollte sie spielen lassen, wie sie wollte. Der Titel und der Inhalt sollten so dumm sein, daß dem Publikum nach den ersten Szenen übel wurde . . .
‚. . . es handelt sich darum‘, sagte Mr. Williams grinsend, ‚dem Mädchen jede Lust an der Sache zu verekeln. Verstehen Sie? Wenn sie dann — nach der ersten Aufführung — die Kritiken lesen wird . . ., wenn ihr die Berufenen sagen werden, sie möge doch um Gottes willen Strümpfe stopfen, aber nicht Filme drehen . . ., dann — wird sie geheilt sein. Und das ist unser einziger Wunsch . . .‘

*

Ich fand einen vollkommen untalentierten Autor — er war früher Briefträger gewesen und las nur Frauenromane in Lieferungen — die Lieferung zu 2 Cents. Er hatte keine Phantasie. Er war der dümmste Kerl in ganz Amerika. Er schrieb das Manuskript in zwei Tagen. Der Film hieß: „. . . und morgen ist nicht heute . . .‘
Meine Hilfsregisseure und meine Kameraleute weigerten sich, mitzutun. Ich bestach sie mit je 30 000 Dollar. Als sie Miß Maud Williams zum erstenmal spielen sahen — verlangten sie 50 000 . . ., und ich zahlte die 50 000 . . . Herrgott — das Mädchen spielte so, daß der dritte

ROTSIEGEL das Zauberwort für **KRAWATTEN**

Beleuchter bei einer tragischen Szene seinen Halt verlor und herabfiel. Vor Lachen. Wir unterhielten uns königlich. Wir lachten jeden Tag sieben Stunden, bis uns alle Glieder schmerzten . . ., bis wir nicht mehr konnten. Williams hatte recht gehabt . . . Sie hatte keine Ahnung vom Spiel . . . Ein Kentucky-Gaul hätte mehr Verständnis für die Sache aufgebracht . . . Sie stieß mit der Zunge an . . . Ah — wenn sie sprach, hatte man das dumme Gefühl, sie spucke ihrem Partner alle Zähne ins Gesicht . . . Bewegungen? Wie eine verrückt gewordene Strohpuppe . . ., und dann sang sie auch noch. Schauerlich. Wir steckten uns Watte in die Ohren und ließen sie singen . . . Was ging mich die Sache an . . .? Zum Schluß wurde ich wütend. Es war eine Profanation der Kunst. Ich wollte dem Mädel zeigen, daß man sich nicht ungestraft in Dinge mengen darf, die man nicht versteht . . ., ich änderte das Manuskript des Briefträger-Dichters . . . in haarsträubender Weise . . . Die Dame, die den Film zurechtschnitt, sagte mir: . . . aber es ist Nebensache, was sie sagte. Wären nicht die 600 000 gewesen, hätte ich sie geklagt . . . Und dann — war der Unsinn fertig."

*

Bartlett seufzte. „Heute bedauere ich natürlich alles . . ., aber es ist zu spät. Ich kündigte den Film großartig an. Ich bestach die Zeitungen, die das Bild der Maud Williams bringen sollten . . ., wohlverstanden — handelte es sich hiebei nur um die Fachpresse. Die anderen Blätter beachtete ich nicht . . ., die brauchte ich doch . . . Die sollten das Verdammungsurteil sprechen . . ."

Ich lachte. „Nun — das war ja ein teuflischer Plan. Sie hat sich wohl das Spielen gründlich abgewöhnt? Die Zeitungen und das Publikum müssen ja getobt haben . . .?"

Bartlett nickte. „Sie haben getobt. Aber — vor Begeisterung . . . Sehen Sie mich nicht so an . . . Es war der größte Erfolg des Jahres. Das Zungenanstoßen fand man entzückend als — kalifornischen Dialekt . . ., die etwas schiefen Beine deuteten — so sagte man — auf Cowboy-Ahnen hin . . . Mr. Williams und Cowboy . . . und das Spiel . . .? Ich sage Ihnen . . . es ist nichts schlimm genug! Das Publikum und die Kritik . . ."

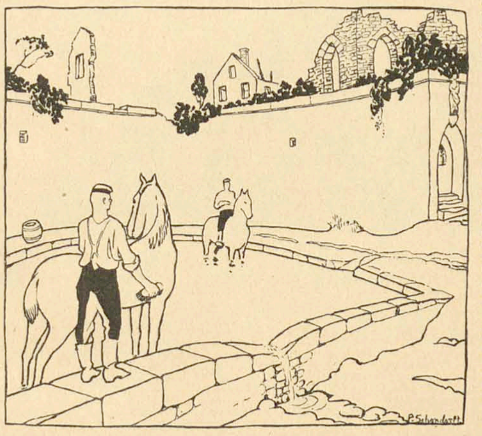
In dem Augenblick fuhr ein schwerer Lastwagen vorbei, und in seinem Klappern ertranken die Worte Bartletts. Unmittelbar darauf verabschiedete er sich. Am nächsten Tag fuhr er nach Hollywood. So weiß ich bis heute nicht, was ein Fachmann über Publikum und Kritik denkt. Und das wäre wichtig und interessant . . .

Ein Mensch . . .

XIX

Ein Mensch liest staunend, fast entsetzt,
Daß die moderne Technik jetzt
Den Raum, die Zeit total besiegt:
Drei Stunden man nach London fliegt.
Der Fortschritt herrscht in aller Welt.
Jedoch, der Mensch besitzt kein Geld.
Für ihn liegt London grad so weit
Wie in der guten alten Zeit.

Eugen Roth



Schiebung

In einem kleinen schwäbischen Landstädtle im Frühjahr 1919, an einem Samstagmorgen.

Beim Metzger steht die Kundschaft Schlange auf den Sonntagsbraten. Eben ist die Pfarrersköchin an der Spitze.

„Kalbshaxen!" verlangt sie.

Der Metzgermeister tut einen furchtbaren Schnaufer, rollt die Augen durch den ganzen Laden, führt mit dem Handbeil einen nutzlosen Schlag auf den leeren Fleischbock und — schweigt.

„No, was isch mit dene Kalbshaxn?" erkundigt sich die Köchin. Aus der Menschenschlange beugen sich links und rechts Köpfe vor: Aha, da ist etwas nicht richtig, wie? — Der Meister hebt noch viel erschrecklicher zu schnaufen an. Aber die Antwort wird ihm endgültig erspart. Denn aus dem Hintergrund ruft mit heller Stimme das Bürgermeistersöhnle in die erwartungsvolle Stille: „Ha! Haxe krieget mir koi, die frißd all dr Nodar!"

Ty

Briefmarken gratis
150 Auslandsmarken und unverbindl. Auswahlsendung geg. Referenz od. Standesangabe. **P. Lahn, Berlin-Steglitz,** Kieler Str. 5.

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen



Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen

guten Erfolg!

Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296 456/296 457.

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. **RM. 1.—** geb. **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Es liegen fertig vor:
Halbjahrsband
XXXVIII. Jahrgang
Zweites Halbjahr
Oktober 1933 — März 1934
Ganzleinen gebunden RM 16.50
und die neue
Einband-Decke
mit Inhaltsverzeichnis zum zweiten Halbjahr Oktober 1933 — März 1934 des 38. Jahrgangs
Ganzleinen RM 2.50
Simplicissimus-Verlag, München 13

Des Deutschen Michels Bilderbuch
Kartoniert RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

„Der Deutsche Jäger", München
erscheint wöchentl. Donnerstags, reich illustr. u. glänz. ausgestattet; **Ausgabe A nur RM. 1.50 monatlich. / Ausgabe B mit Unfallversicherung bis RM. 4000.- RM. 2.- monatlich.**



Älteste deutsche Jagdzeitung!

Ständige Beilagen:
„Jagdkundliche Umschau" „Der Gebrauchshund"
„Jagdkynologische Umschau" „Waffe / Munition / Optik"
„Jagdrechtliche Umschau" „Für unsere Fischer"

Probenummer kostenlos von
F. C. Mayer Verlag / München 2 C.
Wertvolles u. erfolgr. Werbeorgan für fachl. u. allgem. Bedarfsanzeigen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

In der Sommerfrische

(Rudolf Kriesch)



„Sagen Sie mal, warum tragen Sie eigentlich die schöne alte Volkstracht nicht mehr?" — „Ja mei', dös ganz Zeugl hot mir so a Stadtfrack abzwickt; bloß grad mein' Kropf hot a mir g'lass'n."

Die neue Linie / Von Weare Holbrook

Bis vor einigen Monaten wußte mein Freund Milfred kaum, daß es so etwas wie Luftwiderstand gebe. Dergleichen, so meinte er, habe lediglich die Flieger, die Schießsachverständigen und rekordlüsternen Rennfahrer zu bekümmern. Das Problem, die Atmosphäre mit einem Mindestmaß an Reibung zu zerteilen, ließ ihn völlig kalt.
Aber mit dem Ankauf seines neuen Autos trat eine völlige Änderung ein. Milfred wurde ein begeisterter Anhänger von Kurven und Stromlinien. Sogleich ging er daran, seine neue Theorie im Familienkreise in die Praxis umzusetzen. Vor allem ließ er die abstehenden Ohren seines Jüngsten von einem Chirurgen zurücklegen. Dann handelte er seinen Schäferhund gegen einen Dackel ein, vertauschte das Schiffsmodell auf dem Kaminsims mit dem eines Unterseebootes, überredete seine Frau, sich einen Pagenkopf schneiden zu lassen, und bestand darauf, daß das Brot bei Tisch keilförmig geschnitten werden müsse. Sein Vorschlag, die Betten durch Entfernung von Kopf- und Fußleisten der Stromlinie anzupassen, scheiterte jedoch an dem Widerstand seiner Frau.
Seither wendet Milfred seine ungeteilte Aufmerksamkeit seinem neuen Auto, Modell 1934, zu, das den letzten Triumph der Technik über den Luftwiderstand darstellt. An eine in die Länge gezogene Taucherglocke gemahnend, besitzt es winzige schrägliegende Fenster, damit der Luftzug an ihnen abgleiten könne, und fast bis zum Boden herabreichende Schutzgitter, damit sich der Wind nicht in den Speichen der Räder verfange. Die Nymphe auf der Motorhaube liegt platt auf dem Bauche, um den Winden den geringstmöglichen Widerstand darzubieten. Die Insassen des Wagens befinden sich ebenfalls in einer fast waagrechten Lage. Der Konstrukteur hatte offenbar unter den beiden Möglichkeiten, das Wagendach zu erhöhen oder die Passagiere zu senken, die letztere gewählt.
Milfred gab zu, daß er eine gute Weile gebraucht hatte, um sich an das Chauffieren in halbliegender Stellung zu gewöhnen. „Zuerst", so sagte er, „hielt ich oft, sehr zum Verdruß der hinter mir Fahrenden, vor einem vermeintlichen roten Licht. Dann entdeckte ich, daß es überhaupt kein Verkehrssignal war, sondern lediglich der Granatstein meiner Krawattennadel. Aber seitdem ich Maschenbinder trage, haben diese Mißverständnisse aufgehört."
Als ich von Milfred zur ersten Spazierfahrt eingeladen wurde, hatte ich das Gefühl, als sei sein Auto genau meinen Körperformen angepaßt. Als Nachteil empfand ich nur die Möglichkeit eines anmutigen Abgangs. Ein jeder Versuch, seine Füße zurückzuziehen, um sich von dem Sitze aufzurichten, scheitert an dem Sitze selbst, der fast eine Fläche mit dem Boden bildet. Doch das würde wahrscheinlich nichts ausmachen; denn gelänge es einem, sich aufzurichten, wie weit käme man schon? Nur ein paar Zentimeter hoch in seinen Hut hinein — das ist alles.
Das einzig Folgerichtige ist daher, durch Tastversuche die Wagentür zu öffnen und dann sein rechtes Bein aufs Geratewohl auszustrecken, bis man mit den Zehen das Trittbrett fühlt. Nachdem man derart die Verbindung mit der Außenwelt hergestellt hat, rolle man sich auf den Bauch, erfasse den Sitz von unten mit beiden Händen und stoße sich ab, bis einen plötzliche Finsternis umhüllt. Dies bedeutet, daß Ihr steifer Hut sich zufolge des Anpralls an die Wagendecke über Ihre Nase gestülpt hat. Sie haben die größtmögliche Höhe erreicht.
Von nun an müssen Sie sich seitlich bewegen und die Wirbelsäule so waagrecht als möglich halten. Erinnern Sie sich stets daran, daß Sie bereits einen Fuß außerhalb des Wagens haben! Die Schlacht ist daher schon halb gewonnen.
Während Sie sich so nach und nach ins Freie schlängeln, werden Sie wahrscheinlich finden, daß Ihr Fortschritt durch gewisse Teile Ihrer Kleidung gehemmt wird, die darauf bestehen, zurückzubleiben. Machen Sie sich nichts daraus! Die Passanten sind heutzutage an derartige Schauspiele bereits gewöhnt.
Nachdem Sie die oberen Teile Ihres Körpers durch eine Reihe strategischer Flankenbewegungen durch die Türe gewunden haben, werden Sie wahrscheinlich imstande sein, den linken Fuß herauszubringen. Hiebei wird Ihr rechter Fuß vom Trittbrett abgleiten und Ihr Kinn in unsanfte Berührung mit Ihrem linken Knie kommen. So schmerzhaft dieser Anprall auch sein mag, so hat er doch die Wirkung, Ihre Befreiung zu beschleunigen. Bevor Sie es recht wissen — bevor Sie überhaupt viel von irgend etwas wissen —, sind Ihr Kopf und Ihre Schultern aus dem Wagen draußen. Noch halbbetäubt klammern Sie sich an die offene Tür und stammeln unzusammenhängende Dankesworte für eine prächtige Spazierfahrt.
Und während der Wagen weiterfährt gewahren Sie für einen Augenblick sich selbst, wie Sie sich in seinen polierten Flächen spiegeln — mit eingedrücktem Hut, herabbaumelnden Augengläsern, bis zu den Armen aufgestülptem Rock und hochaufgeschürztem rechten Hosenbein . . .
Die Konstrukteure scheinen in ihren letzten Automodellen die Stromlinie zur Vollendung gebracht zu haben. Sie haben den Widerstand der bewegten Luft auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Aber bedauerlicherweise ist das gute alte Modell des menschlichen Körpers auch im Jahre 1934 unverändert geblieben. Ihm die Stromlinienform zu verleihen ist die Technik bis nun außerstande gewesen.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen)

Nur ein Druckfehler

aus dem „Oberländer Volksboten": So wurde ein Strand angelegt, der es nun auch den Nichtschwimmern gestattet, sich den Badefreunden an dem schön und nahe gelegenen See hinzugeben.

Das exemplarische Rhinozeros

(Ludwig Maria Beck)



Nun sieh mal dieses gute Tier:
wie aus dem Aug' ihm, glanzbefeuchtet,
ein schlichter Seelenfriede leuchtet . . .
Warum nicht dir? Warum nicht mir?

Es ruht und dämmert vor sich hin,
ganz in sich selber abgeschlossen,
derweil wir boshaft und verdrossen
uns Würmer aus den Nasen ziehn.

Es ist so still. Wir sind so laut.
Wie sollen wir uns das erklären?
Verweilt sein Geist in höhern Sphären?
Ist's einfach bloß die dicke Haut?

Ratatöskr

Münsteriana

In Münster, der Stadt des tollen Bomberg und des Professors Landois, gibt es noch „individuelle" Gasthäuser und Kneipen. Eine Kneipe mit bester Tradition ist die Altbierkneipe von A., die in manchen Teilen an eine westfälische Bauernstube erinnert, mit ihrem offenen Herdfeuer und ihrer patriarchalischen Bedienung. In dieser Kneipe stand vor gar nicht allzu langer Zeit der alte A., mit dem Rücken am Herdfeuer, hatte die Hände hinter sich gelegt und wärmte sich. Ein Gast versuchte den alten A. aus der Ruhe zu bringen, indem er sagte: „Na, A., hewt Se Hämorrhoiden?" Worauf ihm der alte A. seelenruhig erklärte: „Nä. Aber 'n Bodderbrot mit Skinken, dat könnt Se wol kregen!"

*

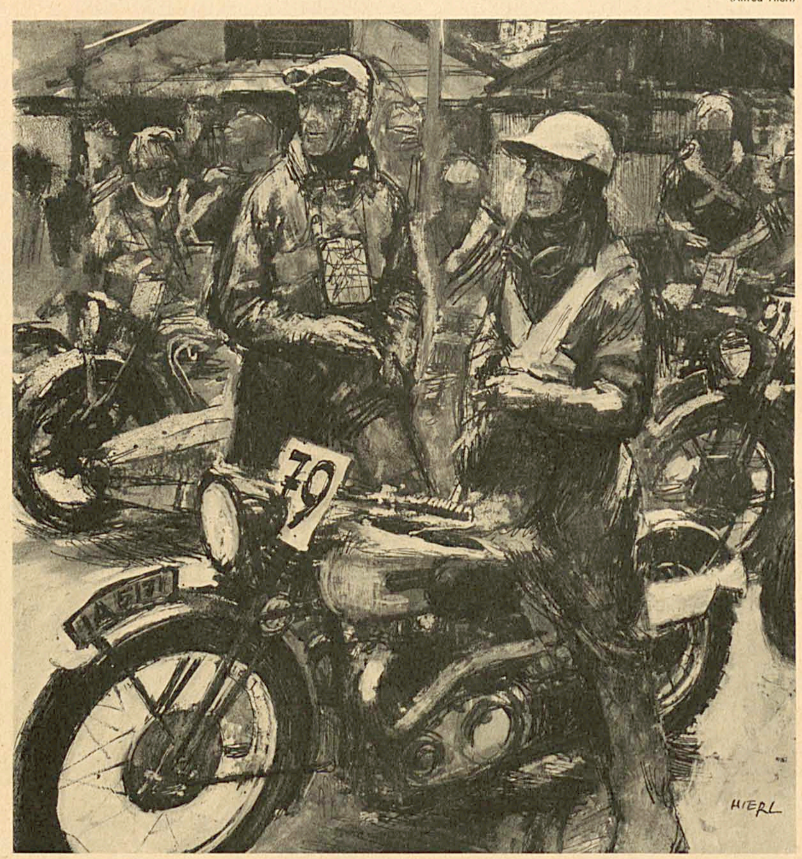
In dieser Stadt sind die „Luthersken" ein wenig verschrien. Es ist noch gar nicht allzu lange her, daß eine Amme, die ihr Kind spazieren trug und an der „luthersken" Kirche vorbeikam, wo das Kind, „wehrig", die Hände nach der Kirche ausstreckte, dem kleinen „Blag" auf die Finger klopfte und sagte: „Muß nich! Is bäbä!"

*

Und der Schulze eines Nachbarstädtchens, der mit seiner Frau auf seinem Dogcart an der Kirche vorbeifuhr, die gerade zu Ende war und den Strom der „Ketzer" auf die Straße schickte, wies mit der Peitsche ein wenig verächtlich auf die Kirchgänger und sagte: „Kiek äs, Trina, wat sich dat Untügs vermiährt!"

Motor und Liebe

(Alfred Hierl)



„Türmt fabelhaft los, der Kerl — wundert mich — neulich habe ich ihn sinnlos betrunken jesehn!" — „Wat, der säuft?" — „Nee — von Jlück betrunken, mein Lieber, dat is schlimmer!"

Ein Schaffner träumt

Er gab gerade das Abfahrtzeichen,
Da hört er, wie er die Plattform betritt,
Eine Stimme, eindringlich ohnegleichen:
Ich will noch mit!

Er läßt den Wagen sofort wieder halten
Und ist furchtbar erschrocken und weiß nicht warum.
Auf der Straße laufen vermummte Gestalten
Und schauen sich nach dem Rufer um.

Der Rufer reitet auf einem Pferde.
Die Stimme klingt hohl und unendlich weit.
Sie tönt wie vom andern Ende der Erde.
Der Schaffner denkt bei sich: Ich habe ja Zeit!

Es fragen die Passagiere im Wagen:
„Warum fahren Sie uns denn nicht nach Haus?"
Er möchte ihnen den Grund gern sagen,
Doch er bringt keinen Ton aus der Kehle heraus.

Er prüft die Nummern auf seinen Karten.
Auf allen sind Pferde im Scherenschnitt.
Und er weiß nur dies eine: Ich muß eben warten,
Denn der Reiter muß mit!

Er schaut auf die Uhr: Er hält schon vier Stunden.
Die Fahrgäste streben vom Platze empor,
Doch sie sind auf den Sitzen festgebunden,
Und das kommt ihm durchaus nicht komisch vor.

Die Nacht ist allmählich hereingebrochen.
Er wartet und wartet. Trotz alledem.
Er hat es jemandem fest versprochen.
Er weiß nur nicht wem.

Plötzlich will er zum Klingeln sich fertig machen,
Als er nirgendwo mehr eine Schnur entdeckt.
Da lacht er unbändig. Und erstickt fast vor Lachen.
Und lacht noch, als ihn seine Wirtin weckt.

Hans Bauer

Ein Band Eichendorff

Von Hans Seiffert

Ein wenig müde saß ich im Zimmer und dachte ins Leere. Es war Nachmittag, die Sonne schien allzuhell herein, so daß ich schon vor einer Weile die Gardine hatte zuziehen müssen. Ein Sonnenstrahl fand aber doch einen Weg zu mir und wanderte langsam über die bunten Rücken der Bücher auf dem Bücherbord an der Wand. Dunkelrot, blau, grün glühten sie auf und erloschen wieder nach einer Weile. Plötzlich aber leuchtete es golden mir in die Augen; das war der Band Eichendorff mit dem zärtlichen goldenen Schnörkelwerk auf dem Rücken. Es war wie eine Lockung.
Ich folgte ihr, nahm den Band vom Bord und schlug ihn auf. Da fiel ein Zehnmarkschein heraus, der darin gelegen hatte!
Wie konnte der in das Buch gekommen sein? Ich war noch nie so reich gewesen, daß ich Zehnmarkscheine als Lesezeichen hätte benutzen und gar achtlos vergessen können. Und Freunde, die das Buch von mir entliehen hatten? Ach, die besaßen ja noch weniger Geld als ich! Seltsamer Zufall! Unschlüssig hielt ich den Schein zwischen den Fingern.
Er gehört dir, sagte ich mir zuletzt. Und da er auf so seltsame und unerklärliche Weise in meinen Besitz gelangt war, beschloß ich, ihn auch auf besondere Weise wieder auszugeben. Ich holte meinen Freund ab, und wir fuhren mit einem Autobus irgendwohin.
Die Sonne stand schon tief, als wir ausstiegen. Wir gingen durch eine Dorfstraße und kamen dann in einen Wald. Es wurde kühler, und die Büsche dufteten stärker. Nach einer Weile war es uns, als ob wir leise Musik hörten, bunte Laternen glänzten zwischen den Stämmen auf, und als wir auf eine Waldwiese traten, fanden wir uns nahe bei einem Wirtsgarten, wo ein Sonnwendfest gefeiert wurde.
Das war uns gerade recht. Wir traten ein und nahmen an einem der langen Tische Platz. Man brachte uns Essen und Wein; wir aßen und tranken, dazwischen tönte immer die seltsame Musik. Es war ein alter Mann, der eine Glasharmonika spielte; mit wasserbenetzten Fingern strich er über die Ränder der Gläser, die, verschieden hoch mit Wasser gefüllt, vor ihm auf einem Klangbrett standen. Mein Freund schüttelte den Kopf. „Daß es so etwas noch gibt", sagte er. „Seit hundert Jahren habe ich keine Glasharmonika mehr gehört." Er redet manchmal so, mein Freund.
Dann trat ein Mädchen an unseren Tisch. Ich hatte schon mehrmals einen sonderbaren Blick von ihr aufgefangen; jetzt kam sie heran, eine große bunte Laterne in der Hand, und streifte erst mich, dann meinen Freund mit der leuchtenden papiernen Kugel. Dabei lachte sie uns an. Wir luden sie ein, sich zu uns zu setzen; sie tat es, ohne sich zu zieren. Sie lachte mit uns beiden, stieß an mit uns beiden; als bald darauf zum Tanz aufgespielt wurde, tanzte sie mit uns beiden. Wir waren wohl auch beide verliebt in sie, und wir betrachteten uns mit Blicken, in denen mehr Nebenbuhlerschaft als Freundschaft zu lesen war. Sie bemerkte es, und es machte ihr Freude. Es dauerte gar nicht lange, so erhitzten wir uns und gerieten in Streit. Die Sommerabendluft, der Wein, die schwankenden Lichter, die Musik, die Liebe — alles kam zusammen. Als das Mädchen uns so stehen sah, bereit, mit den Fäusten aufeinander loszugehen, lachte sie schallend auf und war verschwunden. Ich durchstreifte den Garten und suchte sie überall, aber es war umsonst. Auch mein Freund hatte sie nicht gefunden, wie ich sah, als wir uns an unserem Tisch wieder trafen.
Wir waren beide nüchtern geworden und schämten uns ein wenig voreinander. Schon wurden auch die Laternen ausgelöscht, die meisten Gäste waren gegangen; nun kam der Wirt auch zu uns, wir möchten zahlen, da er schließen wolle. Es sei spät.
Ich legte den Zehnmarkschein aus dem Eichendorffband auf den Tisch. Er nahm ihn, betrachtete ihn, dann sah er mich argwöhnisch an: „Der Schein ist falsch!"
Ich hatte kein anderes Geld bei mir. Mein Freund hatte überhaupt kein Geld mitgenommen.
Der Argwohn des Wirtes wuchs.
„Dann die Uhr zum Pfande, mein Herr . . ."
Die Uhr war weg.
Aber mein Freund hatte seine Armbanduhr noch. Er nestelte sie los und übergab sie dem Wirt.
Dann gingen wir durch die Nacht heimwärts. Die Straßen leuchteten weiß im Mondlicht, und der Nachtwind strich über das Land.

Parlamentarische Redeblüten aus den Jahren 1919—32

II.

„Die Vermehrung der Bevölkerung auf dem flachen Land vollzieht sich auf eine ganz natürliche Weise. Ich werde Ihnen gleich zeigen wie."

*

„Greifen Sie sich einmal nachdenklich und aufrichtig an den Kopf, und Sie werden gleich spüren, wo Sie der Schuh drückt."

*

„Das ist der springende Punkt, auf dem die Opposition so gerne herumreitet."

*

„Die Lammesgeduld des Volkes hat sich über Nacht in eine Lawine verwandelt, die alles in ihren Strudel hinabzieht."

*

„Die Sozialdemokraten in ihrer Hilflosigkeit gegenüber der Weltwirtschaftskrise laufen am Schwanze der Bourgeoisie herum."

*

„Es muß volles und klares Licht eingeschenkt werden."

*

„Meine Herren! Die Lokomotivführer stehen mit einem Fuß im Zuchthaus und mit dem anderen nagen sie am Hungertuch."

*

„Zuerst wurde dem Steuerträger die Haut über die Ohren gezogen, und dann wurde er ausgepreßt wie eine Zitrone."

*

„Bei den Märzvorgängen sind von beiden Seiten Fehler gemacht worden, von rechts wie von links. Jetzt gilt es, festzustellen, wer die richtigen Fehler gemacht hat!"

*

„Da sitzt der Ernährungsminister und kann nichts machen, und dann halten ihm die Koalitionsparteien noch die Stange."

*

„Der jetzige Kultusminister ist ein Mann, dessen linke Hand nie weiß, was die rechte sagt."

*

„Was nützt uns aller Handel und Wandel, wenn er vorn eine schöne Fassade und hinten keine Luft hat."

Sommerbadetag

Ein nasser See, die Luft wenn möglich trocken —
ein Badeanzug und ein Mädchen drin —
wenn man es hat, schwingt man weit aus wie [Glocken,
mal her, mal hin.

Dann läßt man seine kleine krumme Seele
so frei wie einen Hund zur Nacht.
Man gibt sich weder Haltung noch Befehle
und lacht.

Man lacht zum Gluck-gluck-gluck der Wellen.
Man lacht im Wasser, und man lacht an Land.
Man lacht sich Öl auf alle nackten Stellen —
und schließlich lacht der Sonnenbrand.

Da kann man sich mit gar nichts mehr versöhnen
und nimmt auf einmal auch das Leichte schwer.
Man liegt im Bett und wälzt sich unter Stöhnen
mal hin, mal her.

Fritz A. Mende

USSR im Bau

(Olaf Gulbransson)



„Da behaupten unsere Gegner immer, du könnest keine großen Sprünge machen, Iwan Iwanowitsch ... Wenn wir dir nun aber den Brotkorb höher hängen?"

München, 1. Juli 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

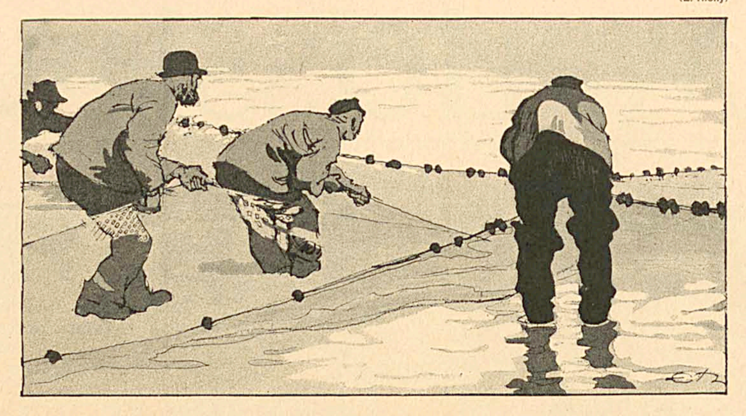
Für unsere Kolonien

(E. Thöny)



Recht muß Recht bleiben! Sie sollen nicht umsonst gefallen sein!

(E. Thöny)



Die Entdeckung Wischhövels / Von Willfried Tollhaus

Als Casimir Wunderschnee, Mitarbeiter zahlreicher Tageszeitungen, das Fischerdorf Wischhövel betrat, erschnupperte er wollüstig Teer und die reizvolle Ausdünstung getrockneter Fische. Er erkannte sofort, daß dies eine Abart des Erdgeruchs sei, mit dem er neuerdings beste Erfahrungen im Feuilleton unterm Strich gemacht hatte.
So schlug er denn sein literarisches Trainingslager im Gasthaus von Wischhövel auf. Bald erschien sein erstes Kind mit der neuen Muse. Er taufte es: „Hein Wittkop spinnt sein Garn."
Seinen Inhalt hatte er durch einige Lagen Grog gewonnen, mit denen er Hein Wittkop veranlaßt hatte, von den Fährnissen seiner Reisen auf der Viermastbark „Kleimi" zu berichten. Besonders dramatisch war es, wie Hein vor Kap Horn in die Wanten zu klettern pflegte, „hier ein Reff einsteckend, dort eines auflösend". Bei dieser Beschäftigung hatte er sich die Nase erfroren, was fortan nur mit angewärmtem Alkohol innerlich behandelt werden konnte. Daß im übrigen der brave Wittkop auch den verführerischen Augen gewisser nicht ganz farbloser Schönen in den verschiedensten Erdteilen nicht widerstanden hatte, war breit ausgeführt, fernerhin auch ausführlich erzählt, warum er bei Miß Brown in Singapore immer noch zwei Pfund schuldete.
So kam es, daß man Casimir Wunderschnee allseitig für einen alten, ehrlichen Seemann hielt.
Aber dieser Ruhm genügte ihm nicht.
Er wollte das unverfälschte Volkstum „an de Waterkant" entdecken. So beschrieb er denn, wie Claus Karsten „ook to Hus mit de Büx to Bett geiht", weil er sich daran gewöhnt hatte, an Bord in seiner im Lauf der Zeiten an verschiedenen Stellen etwas steif gewordenen Hose zu schlafen. Auch daß der Gemeindevorsteher Adje Petersen sechzehn Grogs haben mußte, ehe es ihm gut ging, ward verraten und bezüglich des sommerlichen Liebeslebens „buten Diek" in einer besonderen Studie unter dem Titel „Sandige Liebe" Bedeutungsvolles mitgeteilt.
Das Schönste aber waren Casimirs Aufsätze über das Heroische bei den Wischhövelern. Weil diese nämlich grundsätzlich nicht schwimmen lernten, versackten sie rettungslos, wenn sie in Ölzeug und Gummistiefeln über Bord fielen. Casimir stellte das so hin, als ob es für sie nichts Schöneres gäbe, als auf diese Weise eine Witwe mit unversorgten Kindern zurückzulassen. Diese Witwen hatten es ihm besonders angetan. Er schilderte Irma Katteger, wie sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes erhielt, wie folgt:
„Irma weinte nicht. Ihre grauen Augen starrten auf die weite See, und der Nordnordwest peitschte ihr Blondhaar in ihre Stirn."

*

Das alles ging so lange gut, bis ein Wischhöveler, der im Binnenland lebte, die Arbeiten Casimirs an seine Verwandtschaft schickte.
Nunmehr brach ein Sturm los.
Die Gemeinde in ihrer Gesamtheit war beleidigt und, was schlimmer ist, geschädigt durch die Mitteilungen über Adje Petersen. Wie sollte er als Gemeindevorsteher nach diesen Angaben über seinen Grogkonsum noch bei der Regierung die Not Wischhövels mit Überzeugung vertreten können? Selbstverständlich war an dem Gerede über das Liebesleben „buten Diek" kein wahres Wort. In Wischhövel gab es nur reine Jungfrauen und treue Gattinnen. Besonders wild tobte Irma Katteger, weil sie beim Tod ihres Guschi nicht geweint haben sollte. In ihrer Familie war es üblich, bei solchen Anlässen zu weinen. Außerdem hatte sie blaue Augen, keine grauen. Claus Karsten aber lief rot an, weil nun die Berliner die Sache mit seiner Büx wußten.
Es fand eine Beratung statt.
In ihr erklärte sich Claus unter allseitiger freundlicher Ermunterung bereit, Casimir Wunderschnee mit auf Fang zu nehmen.
So geschah es.

*

Oh — wie lachte das Herz Casimirs, als er mit reichlichem Proviant und mehreren Flaschen Rum an Bord der „Mathilde Karsten" ging! Es störte ihn nicht, daß es in der kleinen Kajüte etwas stank und in der Koje noch mehr. Immerhin ging es gleich wieder in die frische Luft.
Außer Claus war noch der Junge an Bord. Er meinte sofort, daß heute noch „Windstärke fiefundtwintig" zu erwarten sei, was Casimir notierte.
Bei der Ausfahrt schrieb er in sein Notizbuch: „Steife Brise. Mathilde tanzt mit dem blanken Hans."
Als Mathilde drei Stunden mit dem blanken Hans getanzt hatte, ward Casimir übel. Am liebsten wäre er in die Koje gegangen. Aber dort wäre ihm noch übler geworden. Claus ging hart an den Wind.
Nach einer weiteren Stunde fragte Casimir, wann die „Mathilde" wieder in Wischhövel sei. Er erfuhr, es könne achtundvierzig Stunden dauern, denn es seien ungeheure Heringsschwärme östlich Schottland gemeldet.
Nunmehr versuchte der Patient die Medizin Rum. Trotzdem ihm Claus bereitwilligst vormachte, wie man den Buddel vor die Zähne nehmen mußte, mißglückte die Absicht.
Mit erlöschender Stimme erkundigte sich Casimir jetzt, welcher Schaden entstehe, wenn die „Mathilde" ohne Heringe wieder zurückführe.

(Schluß auf Seite 160)

Natur, du schöner Brotzeit-Ort . . .

Wenn Feiertag ist und die Sonne scheint,
belebt sich Wald und Flur —
und alles stürzt sich, Freund und Feind,
nichts als raus in die Natur.

In der Trambahn wird gedrängt, gepufft,
dann geht's auf allen Wegen
so mitten durch die gute Luft
der Brotzeit, der Brotzeit entgegen.

Man ißt und trinkt in vollen Zügen,
und Brotzeit hebt die Städter-Brust,
denn ohne Brotzeit kein Vergnügen
und keine Waldeslust.

Der Abend sinkt. Die Luft wird weich.
Man kann es gar nicht fassen —
Doch keiner will, so merkt man gleich,
die Abendbrotzeit verpassen.

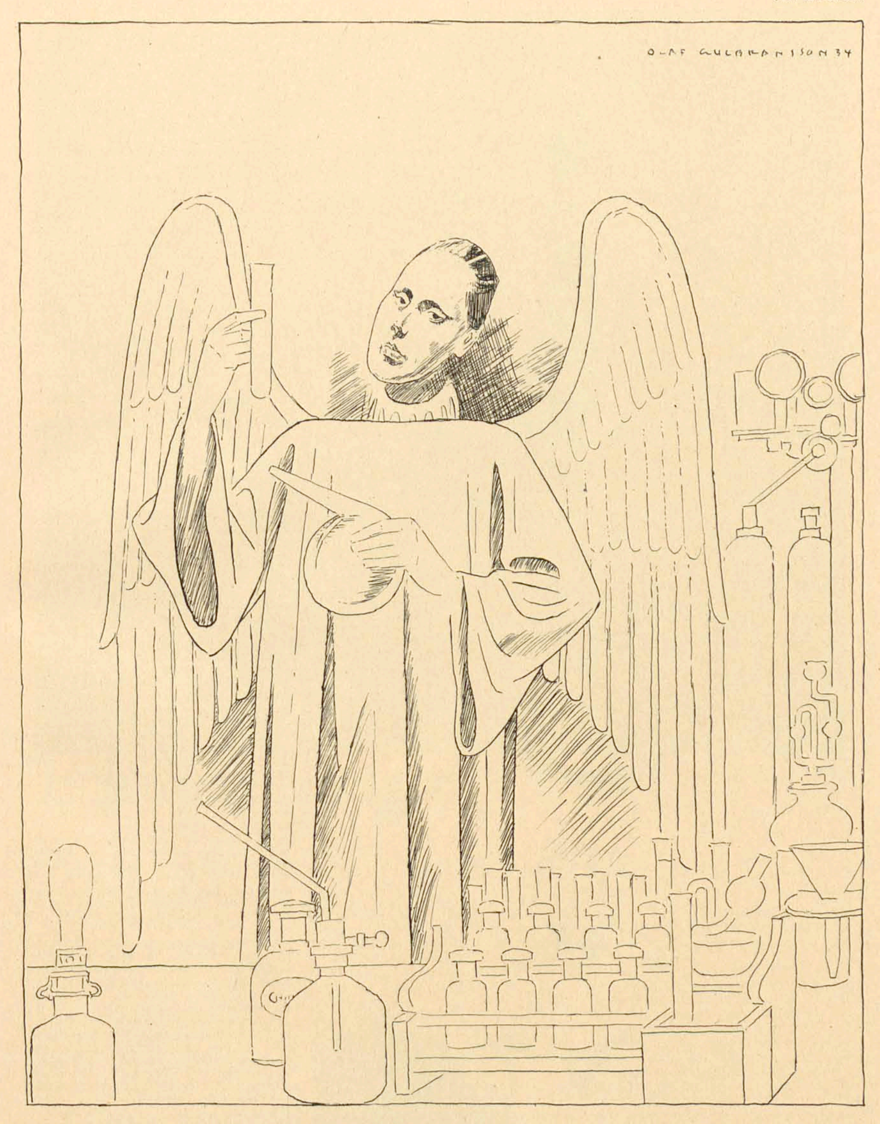
Raus geht es aus der guten Luft
und heim auf allen Wegen.
In der Trambahn wird gedrängt, gepufft —
dem Abendbrot entgegen.

Die Flur ist frei, die Menschheit fort,
der Wald geleert von Gästen —
Natur, du schöner Brotzeit-Ort!
(Man sieht es an den Resten.)

Fritz A. Mende

Ultima ratio

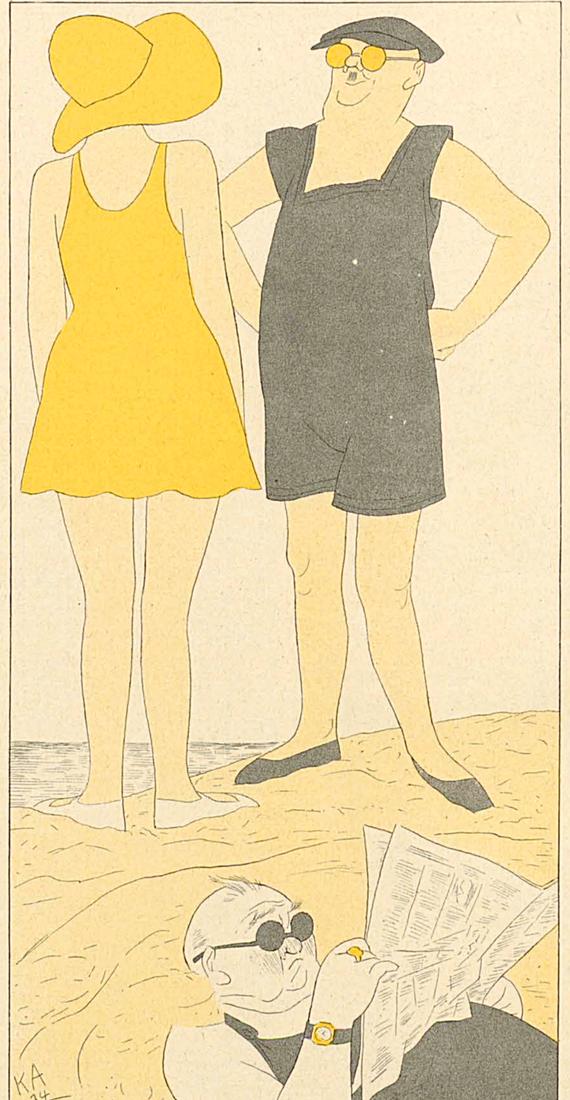
(Olaf Gulbransson)



„Jetzt versuche ich es noch mit der Chemie! Vielleicht gelingt es mir, ein Giftgas herzustellen, das als Abfallprodukt den Frieden bringt.“

Der alte Tatendrang

(Karl Arnold)



„Na, Sie gehören scheint's auch zu den Nörglern und Kritikastern?" — „Das grad net, gnä' Frau, aber wenn man fünfzehn Jahre Mitglied des alten Reichstages war, da kann man halt die Zwischenrufe net nunterschlucken."

Die Entdeckung Wischhövels

(Schluß von Seite 158)

Der Schipper rechnete. Schließlich meinte er „an Hunnert".
Das war viel Geld.
Da Claus aber ein gutes Herz hatte, verriet er jetzt das Wischhöveler Mittel gegen Seekrankheit.
„Büx ut und denn gegen Wind sstehn, dat er von achtern dorch und dorch geiht. Wenn denn so 'n lütter Gesmack von Solt in de Kehl is, denn is dat vorbi mit de Seekrankheit!"
Er versicherte noch, das sei etwas unangenehm, aber es helfe immer.
Schließlich stand Casimir in gestreiften Dessous gegen den Wind und klammerte sich am Mast fest.
Erst jetzt erfuhr er, daß es wichtig sei, bei dieser Prozedur den Achtersteven nicht kalt werden zu lassen und ihn mit einer Hand zu massieren.
Das war schwierig und sah nicht heroisch aus.
Leider ging inzwischen die Hose Casimirs über Bord. Der Junge behauptete, es sei geschehen, als er sie in die Falten legen wollte.
Nun bot der Held der Feder „twintig" für Kurs Wischhövel.
Claus meinte, bei „foftig" sei der Schaden geteilt.
Dann fragte er besorgt: „Smeckt dat Solt noch nich dorch?"
Aber es schmeckte noch nicht durch, trotzdem innerhalb des Casimirschen Gedärmes keinerlei Hindernisse für den Seewind mehr vorhanden waren.
Er bot deshalb „dörtig".
An Bord der „Mathilde Karsten" hielt man auf feste Preise.
Inzwischen begann der Achtersteven von Casimir zu vereisen. Das war sehr gefährlich, denn Lähmung aller Glieder pflegte in solchen Fällen nach Meinung der Sachverständigen an Bord die leichteste Folge zu sein.
Casimir mußte darum in die Koje. Als er sich dort der ff. Wischhöveler Atmosphäre hingab, war er zu „foftig" bereit.
Nunmehr nahm Claus Kurs auf Wischhövel, gab dem Jungen das Steuer und schlug vor, die materielle Seite des Vertrages sofort in Ordnung zu bringen. Als dies geschehen war, erbot er sich, Casimir in der Koje warm zu massieren.
Das tat er denn auch anscheinend sehr kräftig, aber vielleicht nicht ganz sachgemäß, denn als die „Mathilde Karsten" in Wischhövel, begrüßt von fast der gesamten Einwohnerschaft, fest machte, war Casimir sehr am Gehen behindert und mußte sofort zu Bett gebracht werden.
Irma Katteger, die auch zugegen war, erklärte sich bereit, ihm heiße Teerumschläge zu machen.
Er aber wünschte nicht tiefer in die Geheimnisse der Volksbräuche von Wischhövel einzudringen. Er hörte auch nicht hin, als Hein Wittkop sagte, es sei angenehmer, sich die Nase bei Kap Horn zu erfrieren, als einen andern Körperteil, der auch sehr benötigt werde, bei Wischhövel.
In der Nacht war es sehr laut in der Gaststube unter Casimir. Er wurde noch wiederholt mit der Begründung eingeladen: „Claus het sin Gauden. Hei gift een ut!" Aber er lehnte energisch ab.
Als er Wischhövel verließ, stand sein Ruf als „seebefahren Menschenkind" fest. Eine Schiffahrtsgesellschaft hatte darum nicht mehr den Mut, ihm eine Freikarte für eine Wochenendfahrt (von Sonnabend bis Dienstag in See) abzuschlagen. Es ist anzunehmen, daß nunmehr sein wahrer Ruhm als literarische Teerjacke erst zur vollen Blüte kommt. Er hat einer großen Berliner Filmgesellschaft ein Manuskript angeboten, das den Titel trägt: „Trutz, blanke Hans! Stilles Heldentum im Kampf mit Wind und Wellen. Nach persönlichen Erlebnissen von Casimir Wunderschnee. Für Minderjährige erlaubt."

Sommernachtstraum

(Paul Scheurich)



„Die Liebe, Gnädigste, sollten Sie nicht schmähen. Sie macht den Mann zum Gott." — „Ach, darum fällt man oft aus allen Himmeln!"

Nach dem Empfang einer Todesnachricht

Von Hermann Hesse

Schnell welkt das Vergängliche.
Schnell stieben die verdorrten Jahre davon.
Spöttisch blicken die scheinbar ewigen Sterne.

In uns innen der Geist allein
Mag unbewegt schauen das Spiel.
Ohne Schmerz, ohne Spott.
Ihm sind „vergänglich" und „ewig"
Gleich viel, gleich wenig . . .

Aber das Herz
Wehrt sich, glüht auf in Liebe
Und ergibt sich, welkende Blume,
Dem unendlichen Todesruf,
Dem unendlichen Liebesruf.

„Alle Weißen sind Millionäre . . ."

Von Walter Persich

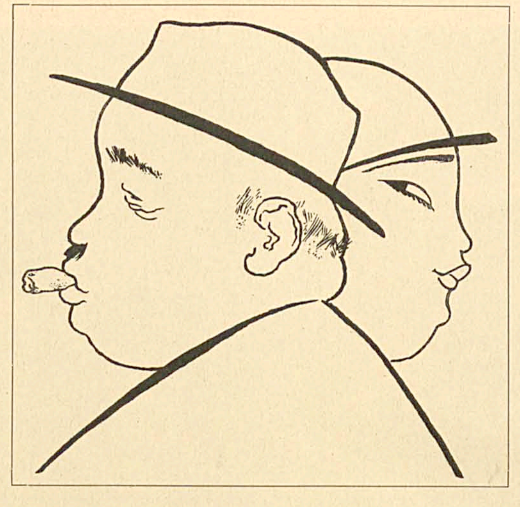
Der Fernsprecher. „Hallo?"
„Hier ist Peter Klüver — du staunst, alter Junge? Ja, ja, nach fünf Jahren Shanghai wieder im ollen ehrlichen Hamburg an den Pier gesetzt! Zu dir kommen ... hm ... ach, weißt du, ehrlich gesagt, wär's mir aus einigen Gründen lieber, wir träfen uns irgendwo, auf St. Pauli oder so . . ."
Peter Klüver war zu nichts anderem zu bewegen. Am Abend schüttelten wir uns in einem Dreizehnpfennig-Café an der Reeperbahn die Pranken.
„Old boy . . .", sagte er immer wieder gerührt. „Daß man dich noch hat — trotz allem! Die Heimat riecht doch immer wieder gut. Und trotzdem, sobald das Reisegeld zusammen ist: ich fahr wieder raus . . .!"
„Blödsinnig?" fragte ich. „Bleibe im Lande . . . und wieso das Reisegeld? Du hast doch ein verdammtes Geld da unten in die Taschen gestopft, Peter. Denke, du kommst als Dollarkönig zurück."
Er lachte rauh.
„Darum hab ich dich doch nicht in deiner Behausung aufgesucht. Ich muß dich ja sowieso bitten, diesen Grog für mich zu bezahlen — ist mir aber angenehmer, als an der Haustür zu stehen und deiner Frau nicht mal einen Strauß Grünzeug mitzubringen. Weil ich faktisch bis auf den letzten Groschen abgebrannt bin. Ohne den deutschen Konsul wär' ich drüben vor die Hunde gegangen. Wie so viele!"
„Du? Und viele? In der Stadt der goldenen Zufälle?"
„Verstehst du nicht, he?" nickte er. „Na, ich will versuchen, es dir klarzumachen. Das kommt von den Ships — und weil jeder Weiße drüben eben Millionär ist,

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

glauben die Gelben. Und danach handeln sie auch."
Ich machte ein dummes Gesicht. Er fuhr fort.
„Hör zu, old boy. Du kommst an. Kofferträger in Scharen. Rikscha. Im Hotel oder Boardinghaus wartet der Boy mit gerundetem Rücken und schmierigen Grientje. ‚Oh, kein Kleingeld, Mister? Mister geben nur Ship, allright . . .' Schon hält er dir einen Zettel und Bleistift vor die Nase. Der Portier nickt: ‚Das ist bequem, mein Herr. Alle Weißen geben Ships. Man geht in Shanghai nicht gern mit Geld spazieren. Machen Sie's nur auch so . . .'
Eine Stunde im Land, bist du mit dieser Gewohnheit vertraut, als hättest du das Wort Ship mit der Muttermilch eingesogen und nie anders als mit papierenen Zetteln bezahlt. Zigaretten? Ein Ship. Dann überfällt dich diese dunstige Hitze Shanghais. Du gehst in den Klub oder in eine Bar. Whisky kostet nur einen halben chinesischen Dollar, fünfzig Pfennige. Sollst du darum umständlich große Scheine wechseln? Die Bank ist geschlossen, die Boys, das hast du bald raus, machen die raffiniertesten Devisengeschäfte auf deine Kosten, arbeiten mit den ältesten Zeitungen in der Rocktasche, um den Kurs des Geldes zu drücken, das du gerade hast. Ship — aber für einen halben Dollar? Lohnt ja nicht! Du trinkst noch einen Whisky, läßt dir zu essen bringen. Kommst mit einem Mann ins Gespräch, der schon die Verhältnisse kennt und behauptet, dir großartige Aufschlüsse geben zu können. Beziehungen zu haben. Du lädst ihn ein. Acht Dollar, oder zwölf — Ships. Bilanz des ersten Tages: du hast für dreißig Dollar Zettel geschrieben!
Gute Vorsätze. Nie wieder! brüllst du dich an. Am nächsten Tag. Deine Wäsche ist ungeeignet. Du gehst in einen Shop. Ein Hemd willst du kaufen — aber ein Dutzend seidener Oberhemden kostet — ein Dutzend! — vierzig Dollar. ‚Oh, Mister, das nichts machen. Bitte geben einen Ship!' Alle nehmen Ships, alle machen es dir bequem. Der Rikschakuli, der Hotelier, der Hausboy, die Wäscherin. Du verteilst nach drei Tagen schon Ships völlig gedankenlos. Im Anfang hast du Buch darüber geführt. Aber das gibst du auf, denn erstens hast du nach Ablauf eines Tages bestimmt die Hälfte vergessen, und zweitens ist es so heiß . . . Man vermeidet in Shanghai gern alle Anstrengungen.
Du lebst den ersten Monat wie ein Gott. Meine Güte, denkst du, dieses blödsinnige Europa! Wie schwer es die Menschen sich da machen! Das sollten sie doch lernen: man schreibt einen Ship, und alles ist in Ordnung! Es gibt überhaupt keine Sorgen, keine unerfüllten Wünsche mehr!
Monatsersten. Du bekommst dein Gehalt von deiner Firma ausgezahlt. — ‚Ah, Mister!' hörst du hinter dir eine ölige Stimme. Und fünfzig Boys grinsen dich an. Der Hausboy, der Rikschakuli, der Mixer, der Hemdenhändler, und da ist auch die Wäscherin. Sie alle haben deine Ships in Händen. Und fängst du nun an, zu bezahlen, so langt es nicht für die Hälfte. Doch alle bleiben liebenswürdig: ‚Macht nichts, Mister, wir wiederkommen nächstes Mal! Haben Mister noch Wünsche?' Noch Wünsche! Da tritt der Hemdenhändler vor und reicht dir ein Paket und einen Ship: ‚Die Pyjamas, Mister — bitte, unterschreiben!'
Drei, vier Tage kämpfst du gegen den Ship wie gegen Opium. Die Händler sind beleidigt, wenn du gleich zahlen willst. Sie haben doch nie Mißtrauen gezeigt, und so willst du sie kränken? Und dann geht es wieder los: mit Whisky und Zigaretten. Vielleicht kaufst du Auto und Haus gegen Ship. Du kannst ihnen nicht verlorengehen — jeder Weiße ist ja doch Millionär, wenn er auch manches Mal kein Geld hat. Er bekommt wieder welches, das wissen sie. Verschwinden kannst du weder im internationalen Viertel, wo dich jeder kennt, wo dein Leben von allen Enden kontrolliert wird, und wo du verdienst, noch in der Eingeborenenstadt: du, der Fremde. Sie haben dich. Und wenn es dann vorbei ist, du kannst nicht mehr zahlen — nun gut, dann nehmen sie dir alles. Siehst du, so gehen jeden Tag dort Weiße vor die Hunde und wissen nicht wie. Ich habe mich gerettet . . . und bin hier . . ."
„Aber du sagst, du wolltest wieder rüber?"
„Klar. Kann doch schließlich mal die große Chance erwischen, die mich über Nacht zum Krösus macht. Ich habe da eine Sache im Auge — alles ist vorbereitet. Wäre was für deine Fähigkeiten. Solltest mit mir fahren. Kerle wie du schaffen es in vierzehn Tagen."
„Danke!" sagte ich. „Ich habe von zwei Jahren Rio genug!"
Er zuckte die Achseln.
„Muß ja jeder wissen — aber in Shanghai liegt noch immer das Geld auf der Straße. Hier schuftest du und kommst nicht weiter . . . Sag mal, old boy, kannst du mir einen Taler pumpen? Ich habe nämlich noch keine Unterkunft in Hamburg . . ."
Erstaunt musterte ich ihn.
„Wo ist denn dein Gepäck? Noch an Bord?"
Er zog ein Taschentuch, das bessere Tage gesehen hatte.
„Mein Gepäck — habe ich hier in der Hand. Das ist allerdings unentbehrlich. Denn . . . püscha — in dieser verdammt kühlen Gegend habe ich mir natürlich gleich einen Schnupfen aufgesackt! Shanghai-Klima ist bekömmlicher!"

Briefkastenanfrage

Dieser Tage erhielt der Briefkastenonkel einer Provinzzeitung folgende Anfrage:

„An den Briefkasten.
Ich wohne Mansarde im dreistökigen Haus und habe einen sehr guten Kanarienvogel, paterre wohnt ein Mieter der eine Katze hat die nur mit rohes Fleisch gefüttert wird und fast dauernd andere Vögel die auf unsere Bleiche rumfliegen fängt. Diese Katze muß mir wohl des Abends zwischen meine Beine geschlüpft sein was ich nicht bemerkt habe, ich gehe zu meinem Schwager als ich nach Hause kam hat die Katze mir meinen Vogel von der Wand gerissen mit Korb und eine Tasse und zwei Teller dabei entzwei gemacht, den Vogel hat sie aufgefressen. Muß der Besitzer der Katze für den Schaden aufkommen oder nicht. Meine Deckadresse bitte Kanarienvogel 53."

W. F.

Kessler Sect

ÄLTESTE DEUTSCHE SECTKELLEREI ESSLINGEN
GEGRÜNDET 1826.

ALTBEWÄHRT & UNÜBERTROFFEN

Lustiges aus Ostafrikas vergangenen Tagen

Der Askari war bei der schwarzen Zivilbevölkerung sehr angesehen, eine Tatsache, die er mit großem Geschick auszunutzen verstand. Es war selbstverständlich, daß ihm in jeder Hütte, kostenlos natürlich, alles zur Verfügung stand. —

Im letzten Kriegsjahr war es, als sich die deutsche Truppe vorübergehend auf deutschem Boden aufhielt. Eine Askarikompanie lagerte in einem Dorf, und die Einwohner mußten für die Herrn Askaris Verpflegung beschaffen. Da kam am Abend eine schwarze Dame zum Kompanieführer, Leutnant B., und erzählte dort mit vorwurfsvoller Miene, die drei Askaris, für die sie gekocht hätte, hätten gesagt, das Essen wäre zu schlecht, und sie bat den Herrn Leutnant, es zu kosten. Um die schwarze Dame loszuwerden, tat er ihr den Gefallen und sagte ihr, daß das Essen gut sei. „Siehst du, Bana, nun hättest du das erst kosten sollen, bevor die drei Askaris hineingespuckt haben!"

*

Nun hatten wir auch einen Stabsarzt. Er war bei Schwarz und Weiß gleich beliebt wegen seiner großen Hilfsbereitschaft. Die Resultate seiner Behandlungen waren allerdings nicht immer so, wie man hoffte, aber ich verstehe nichts von diesen Sachen und kann mir deshalb kein Urteil erlauben. — Eines Abends, wir Europäer saßen alle beisammen, kamen atemlos zwei Schwarze gelaufen, die einen Verwundeten trugen. Der gute Stabsarzt ließ sogleich alle nötigen Sachen herbringen und besah sich den Schaden. Der Mann war von einem Löwen überfallen und böse zugerichtet worden, aber man konnte hoffen, daß er mit dem Leben davonkommen würde.

„Na, was wollt ihr denn noch?" fragte der Stabsarzt die beiden anderen, die auf etwas zu warten schienen. Mit breitem Grinsen sagte der eine: „Wir wollen warten, bis er tot ist!"

*

Eines Tages wurde von der Ersten Feldkompanie ein Sachse in unsere Kompanie versetzt, der seine Tage damit verbrachte, unfreiwillige Witze zu machen. Als er eines schönen Abends mit seinen Leuten von Feldwache nach Hause wandelte, gedachte er seine sehr mangelhaften Kisuaheli-Sprachkenntnisse zu bereichern. Er fragte daher seine Leute in gutem Sächsisch, indem er auf eine Palme zeigte: „Wie heeßt denn der Boom da?" Weil aber die Eingeborenen kein Sächsisch verstanden, sahen sie ihn nur geistreich an. „Was is 'n das fier ä Boom?" — Schweigen. „Goddverdimmich, wie der Boom heeßt, will 'ch wissen!" — Schweigen. „Dämliche Bande!" sagte er und wandte sich ab.

Lieber Simplicissimus!

Es war an einem Samstagabend in einem schwäbischen Städtchen. Ein Ehepaar hatte sich das besondere Fest gegönnt, Brigitte Helm im Film anzusehen. Und nun gingen sie Arm in Arm über den Marktplatz, sozusagen voll des tiefen Erlebens. Am Straßenrand stand ein Mann und erleichterte sich geräuschvoll und in hohem Bogen auf die Straße. Derweil war — wie die Frauen nun mal sind — die Ehegattin bei der Toilette der Brigitte Helm angekommen und sagte, eben als sie an dem beschäftigten Mann vorbeigingen: „In der einen Szene sah die Helm aber wüst aus!" Betroffen drehte sich der Wassermann um und versetzte treuherzig: „Wüst, aber g'sond!"



Baden — eine Lust
aber nur mit **„Ohropax"-Badewolle.** Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. **Schachtel mit 6 Paar hygienisch präpar. Bäuschchen RM 0.95,** überall erhältl. **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Inseriert ständig im Simplicissimus

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Metzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRUNDET 1891
BERLIN S.O.16
RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. **RM. 1.—**
geb. **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch
PHOTO-SCHAJA
MUNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

An alle Jäger

Durch das kommende Reichsjagdgesetz wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Nachdem „Der Deutsche Jäger", München, allen gesetzlichen Voraussetzungen entspricht, empfehlen wir seinen Bezug, wobei wir darauf hinweisen, daß unsere Jagdzeitschrift sowohl textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane steht.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)





Männliche Spannkraft, verscheuchte Müdigkeit, produktive Stimmung, gesteigerte Gedächtniskraft, überwundene Hemmungszustände, ein starkes Nervensystem, alles das erreichen Sie, wenn Sie Ihrem an Hormonen verarmten Körper die lebensnotwendigen Hormone in Form von „Titus-Perlen" zuführen. Daß alle unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte von unserem Hormon-Haushalt abhängen und daß man Hormonmangel durch geeignete Hormonzufuhr ausgleichen kann, ist bekannt. Die Wissenschaft weiß aber auch, daß ferner eingenommene Hormone die Hormon-Eigenbildung im Körper erheblich steigern und so den ganzen Menschen umstimmen. — Hormon-Präparate gibt es viele, doch nach einem besonderen Verfahren gelang es, das Regenerations- und Hypophysen-Hormon so rein zu gewinnen, daß sie in vollster Aktivität den „Titus-Perlen" einverleibt werden. Die ständige wissenschaftl. Sicherung bzw. Standardisierung, d.h. der **genau gemessene Gehalt** an wirksamem Hormon, wurde zum erstenmal bei den „Titus-Perlen" angewandt. Deshalb wirken sie meist auch da, wo andere Mittel versagten. — Wer „Titus-Perlen" noch nicht kennt, erhält gegen 40 Pf. in Briefmarken eine Probe. **Preis 100 Stück „Titus-Perlen" für Männer Mark 9.80, „Titus-Perlen" für Frauen Mark 10.80. Zu haben in allen Apotheken!**

Gutschein
Friedrich-Wilhelmstädt. Apotheke, Berlin NW 7/161, Luisenstr. 19
Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftl. Abhandlung gratis. 40 Pfennig in Briefmarken für Porto füge ich bei.
Frau/Fräulein/Herr: ....
Ort: ....
Straße: ....

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Ein origineller Einfall

Egon, im Hauptberuf Kaffeehausstammgast und Schriftsteller, sitzt mit seinem Freund Kurt beim Schwarzen.
„Du, Kurt", sagt Egon, „ich habe gestern eine prachtvolle Idee gehabt . . . Eine momentane Inspiration . . . Ein kleiner, lustiger, verblüffend origineller Sketch . . . Ich werd ihn dir vorlesen!"
Und schon zieht er das Manuskript aus der Tasche, räuspert sich schwungvoll, macht einen vorbereitenden Zug aus der Zigarette und beginnt.
Und Kurt hört aufmerksam zu.
„Nun", lehnt sich Egon, die Pointe servierend wie uralten Kognak, mit der Miene des Siegers zurück, „was sagst du? . . . Ist die Sache originell?"
„Ja, allerdings —", meint Kurt, „das schon . . . Aber wenn ich mich recht erinnere, habe ich dieselbe Geschichte schon vor längerer Zeit in einer Tageszeitung gelesen . . . Damals war es eine Kurzgeschichte!"
„Na, und?" runzelt Egon, das Manuskript zusammenfaltend, die Brauen, „was willst du damit sagen?"
„Wie kannst du da behaupten, daß dieser originelle Einfall von dir ist?"
„Erlaube", schaut Egon den Freund unwillig empört an, „ist es vielleicht kein origineller Einfall, diese lustige Geschichte dem Vergessenwerden zu entreißen?"

Erledigt

In Dresden-Neustadt auf dem Markt seitlich bekommt man billig alte Bücher. Da steht auch ein Ehepaar in reiferen Jahren und blättert drin. Er nimmt ein Buch, schlägt es auf und liest: „Bismarcks Reden an das deutsche Volk." Darunter klebt ein Zettel: „Gestiftet vom Realgymnasium in Zwickau."
„Eene rechte Biedätlosigkeet, das hierher zu gähm!"
Sie, beschwichtigend-ängstlich: „Amende hadd' ersch schon durchgeläsen?"

Sehstörung

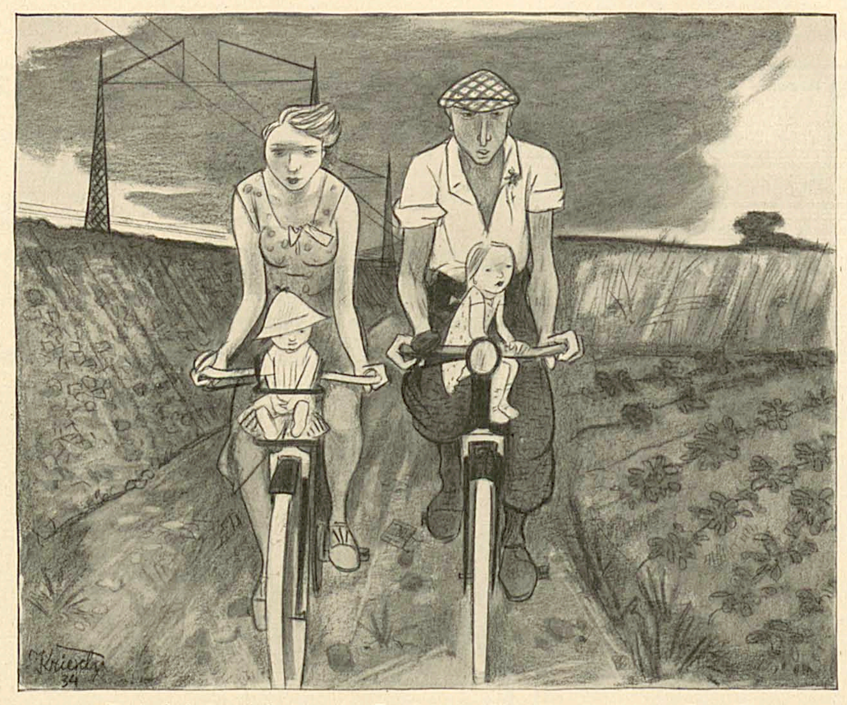
Der Turnlehrer hat von jeher auf Lehmann II einen Rochus. Er weiß selbst nicht weshalb, aber es ist einmal so.
Als die Klasse letztens ihre Freiübungen beendet hatte, donnerte er los: „Immer dasselbe! Wer klappt nach? Lehmann II! Wer steht nicht in Reih und Glied? Lehmann II! Wer versaut uns den ganzen Turnunterricht? Lehmann II! Kommen Sie einmal her, Lehmann II, Sie Schlappschwanz!"
Der Primus tritt vor und sagt: „Entschuldigen Sie! Aber Lehmann II fehlt seit gestern!"

Rassenkunde

Im Unterricht kommt der Lehrer bei seinen Münchener Vorstadtbuben auf die Begriffe Rasse und Arier zu sprechen und schließt: „Ihr seid, dem Äußern nach zu schließen, wohl alle Arier."
Geschmeicheltes Lächeln auf allen Zügen.
Dann aber wenden sich die Blicke einem zu, der verlegen zu Boden schaut.
Der Lehrer: „Nanu, soll der Schmidt kein Arier sein?"
Schweigen — — —
Da erhebt sich sein Nachbar: „Sei' Vata is a Schwob."

Gewitter im Anzug

(Rudolf Kriesch)

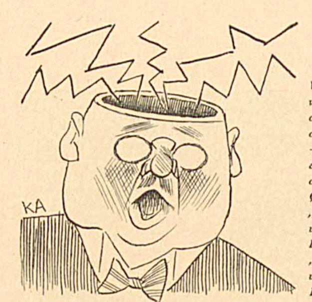


„Du, i g'schpür scho' die ersten Tropfen." — „Vom Himmi oder vom Reserl?"

Der Schmied

(Wilhelm Schulz)





Parlamentarische Redeblüten aus den Jahren 1919—32

III.

„Gewiß, meine Herren, wir alle sind ja Menschen, aber der Witz ist der, daß das Volk es sich nicht länger gefallen läßt."

*

„Der Minister gleicht einem Manne, der auf der einen Seite will und auf der anderen Seite nicht kann."

*

„Ich will hoffen, daß die verschiedenen Fäden, die ich angeknüpft habe, bald Früchte bringen werden."

*

„Gehen Sie nicht so kalten Herzens an dieser brennenden Frage vorbei."

*

„Die Wellen der Weltgeschichte werden auch über diese Institution zur Tagesordnung übergehen . . ."

*

Bei Beratung des Kirchenaustrittgesetzes: „Bedenken Sie den Gewissenszwang, wenn der Mann austritt und die Frau nicht weiß, wo sie hin soll."

*

„Wir Agrarier sind nicht nur die Säulen des Staates, sondern auch die Axt, die an sie gelegt wird."

*

„Die Fleischnot rührt in erster Linie daher, daß die Vermehrung des Menschengeschlechtes mit der des Viehs nicht gleichen Schritt hält."

*

„Bei den geplanten neuen Steuern sollen die breiten Schultern des Bieres abermals eine bedeutende Last tragen."

*

„Wenn das so weiter geht, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo nicht nur der Landmann mit dem Hungertuch durch das Land wandert, sondern auch der kleine Gewerbetreibende am Bettelstab nagen muß."

*

„Ich möchte das Budget mit einem Buch vergleichen, aus dem der mühsam erworbene Schweiß des Volkes rieselt."

*

„Es wird der Regierung ebensowenig wie jener Kassandra gelingen, gegen den Strom meiner Argumente zu schwimmen."

*

„Wie man unsere Hochschulen nur ein bißchen angreift, stellen sie sich auch schon auf die Hinterbeine."

Ein Pfefferminzbonbon

Von Edmund Hoehne

Wir legten bei Marokkos Häfen an,
wir tranken Pfefferminzabsud in Tetuan;
die dunkle Kneipe war voll schwülem Rauch,
die krausen Blätter gaben Kraft und Hauch
— sie krümmten sich in wildem Pflanzenweh —
ans heiße Wasser von dem grünen Tee,
der alle Hitze aus dem Blut uns kocht;
Qualm, Dampf und Dunst erstickt der Lampe Docht.
„Bara Kalofik", sagt der Kapitän
und wünscht die braunen Dirnlein bald zu sehn.
Der Diener legt die Hände vor die Brust:
„Die Mädchen kommen gleich zur Augenlust",
und blinzelt zum Araber: „Aleman!
Drum darf hier weilen dieser fahle Mann."
Da läßt man uns, so weiß wir sind, gewähren:
Wir fochten gegen Frankistan in Ehren!

Aus einer Bafra Saiten schwirren Schatten
und lagern summend mit auf unsern Matten;
halbnackter Leib tanzt auf des Wirts Geheisch,
und kreisend zuckt des jungen Bauches Fleisch:
„Ah – ra – ra – laohlaohla – a – ra!"
Wir träumeln hin; was ist's, was uns geschah?
Der Pfefferminzgeist kann noch mehr als laben
und träufelt uns ins Blut verliebte Gaben.
Ist draußen Loderluft zur Glut entfacht:
Hier ist die kühle Seligkeit der Nacht;
ein Schimmer nur huscht durch die Treppengrüfte
und schmiegt sich an die zitternd-zarte Hüfte.

Dies ist kein Haus vom „quartier-special",
dies ist nicht Afrikas Paris-colonial,
feil jedem Gast mit Cook-and-Sons-Billett,
kein Modeziel mit reserviertem Bett.
Hier hockt der Zorn und Trotz von Abd-el-Krim;
manch' Gruß vom Atlas weckt den alten Grimm.
Hier schwelt die Glut von einem andern Stern;
sie schreckt und bannt die vielverfluchten Herrn;
das Tuch der Tür erstickt ihr Marschsignal;
hier tanzt ein Urkind wie im Zaubertal,
bleibt von des Nordens kranker Brunst gefeit,
hält sich für den erwählten Kreis bereit.
Und als man hört, ich stand in den Argonnen,
verspricht man mir des Sonderlieblings Wonnen.
Der Führer spricht: „Wir sind von eurem Blut;
mein Haus ruht auf Vandalenmauern gut;
der Islam drang bis zu den span'schen Goten;
sie wurden des Propheten kühnste Boten."

Und alles das kann vor mein Auge ziehn,
nur, weil ich in der Hitze von Berlin
ein Pfefferminztablett zum Munde führe
und flüchtig sein Fabrikaroma spüre.

Von einem Auto auf die Straße gebrüllt

Von Hans J. Thins

Aufgepaßt, meine Damen und Herren! Sie sehen hier keinen Affen, der Ihnen die Läuse aus dem Pelz sucht, — Sie sehen hier auch kein Harmonium, das Ihnen auf die Nerven fällt oder sang- und klanglos die Bude vollmacht, — Sie sehen hier erst recht nicht ein Monokel, das Ihnen die Backen entzweischneidet, das Sie am Lächeln hindert und Feindschaft in der Umwelt erregt, — nein, meine Damen und Herren, Sie sehen hier einen Gegenstand, der Sie alle interessiert, den zu besitzen eine Lebensfrage für Sie bedeutet, einerlei, ob Sie Baron Rothschild oder ein einfacher, aber ehrlicher Arbeitsmann sind, — Sie sehen hier in diesem kostbaren Etui aus Brokat einen dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitatium extra superstark.
Wenn Sie, Herr Graf, der Baronesse von Obenaufunduntendurch ein hochherrschaftliches Billett schicken möchten — wenn Sie, Herr Kommerzienrat, Ihre Schuldner brieflich auf den Schwung bringen wollen — wenn Sie, Herr Schachtmeister, eine Lohnerhöhung beantragen möchten — da nehmen Sie keine widerspenstige Stahlfeder, die Ihnen die Lohnerhöhung vermasselt — da nehmen Sie, Herr Kommerzienrat, auch keinen Bleistift, denn der macht nur einen kümmerlichen Eindruck auf Ihre Schuldner — da nehmen Sie auch keinen Blaustift, Herr Graf, denn der verursacht eine schöne Schmiere, wenn die Baronesse von Obenaufunduntendurch einen Kuß hinaufhaucht — da greifen Sie alle vielmehr zu diesem kostbaren Etui aus Brokat und entnehmen ihm den dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitatium extra superstark, füllen ihn eins, zwei, drei aus diesem Gläschen aus Porphyritkristall, und jetzt schreiben Sie ohne Aufenthalt die schönsten Koseworte, die schwungvollsten Mahnbriefe und die überzeugendsten Gesuche.
Aber dieser dreifach gesicherte Sicherheitsfüllhalter ist nicht nur für Grafen, Kommerzienräte und Schachtmeister von so eminent effektiver Bedeutung, er ist für jedermann eine Lebensnotwendigkeit. Es führt ja niemand Tintenfaß und Federhalter in der Hosentasche mit sich herum und vor allem dann nicht, wenn sie gerade dringend gebraucht werden. Wenn Ihr Chef wie so oft sagt: „Ach, reichen Sie mir mal Ihr Schreibgerät", — wenn Ihre Erbtante auf dem Sterbebette liegt und Ihnen ein Testament schreiben möchte, — wenn Ihr Fräulein Braut Ansichtskarten mit Gruß und Kuß an die zahlreiche Freundschaft verschicken will, — wenn in einem Abzahlungsgeschäft Ihre Unterschrift verlangt wird, — was für einen unauslöschlichen Eindruck macht es in allen diesen Fällen, wenn Sie dann mit einer unnachahmlichen Handbewegung dieses kostbare Etui aus Brokat hervorziehen und ihm den dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitatium extra superstark entnehmen.
Nun werden Sie sagen, schön und gut, werden Sie sagen, aber woher nehmen und nicht stehlen? So ein kostbarer Gegenstand will bezahlt sein, der kostet eine schöne Stange Gold, und die finden wir nicht alle Tage auf der Straße. Nun, meine Damen und Herren, dies ist ein verzeihlicher Irrtum, in dem Sie da befindlich sind. Diesen dreifach gesicherten Sicherheitsfüllhalter mit einer Goldfeder aus Osmizitatium extra superstark kann sich jedermann leisten: Er kostet nicht zwanzig Mark, was schon halb geschenkt wäre, — er kostet auch nicht zehn Mark, was er gut und gerne kosten könnte, — er kostet nicht einmal fünf Mark, sondern inklusive zusammen mit dem kostbaren Etui aus Brokat und mit dem Füllnäpfchen aus Porphyritkristall nur sage und schreibe fünfundneunzig Pfennig! Das ist eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt, — das ist ein Angebot, wie es großartiger auch Mr. Rockefeller nicht machen könnte, — das ist eine Chance auf Ihrem Lebensweg, die Sie beim Schopfe fassen müssen, — greifen Sie zu, meine Herrschaften, so lange der kleine Vorrat noch reicht!

Der Mähder

(Olaf Gulbransson)



O weites Land, o Himmel blau!
Wie mäht sich's gut im Morgentau!

Ein aufgescheuchter Vogel schwirrt
feldein. Die Sense saust und sirrt.

Noch stehn die Blumen wie im Traum.
Da kommt der Tod — sie merken's kaum.

Die Sense rauscht, die Sense schürft . . .
Wer auch so stracks vergehen dürft'!

Dr. Owlglaß

Mars und Mors trauern

(E. Schilling)



„Verdammt, das Licht aus Venedig vertreibt noch die ganze schöne Genfer Finsternis!“

München, 8. Juli 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Politik der offenen Sprache

(Karl Arnold)



„Sacrebleu, mit ihrer Verständigung von Volk zu Volk ruinieren diese Deutschen am Ende noch die altbewährte Geheimdiplomatie!“

(Toni Bichl)



Die Gefangenen im alten Hut

Von Hans Friedrich Blunck

Da war einmal ein Hexer bei Plön, der hieß Kuhleback und hatte im Wald ein Zauberei gefunden, in dem es sang und klang. Er wollte eilig damit nach Haus, um es zu zerschlagen und nachzuschauen, was es wohl für ein Wunder bürge. Und weil er über den großen See mußte, warf er seinen Hut ins Wasser. Das war ein rechter Hexenhut, er trug ihn wie ein Schiff, wohin er wollte.

Nun war gerade um dieselbe Zeit ein Student unterwegs, der wollte eigentlich über den Büchern sitzen und die Heilkunde lernen. Er hatte sich aber ein neues Puckerboot gekauft und mußte unaufhörlich damit über den See fahren, solche Freude hatte er daran. Er hat, weil er schließlich ein schlechtes Gewissen bekam, allerhand Bücher mit an Bord genommen, dazu Schädel und Knochen, an denen er studieren wollte. Aber lieber noch sauste er über das Wasser hin und her und redete dabei mit dem kleinen Klabautermann an Bord und mit Takkebuttbutt — das ist der Knirps in der Maschine. Wie er seiner gewahr geworden? Nun, vielleicht hatte der Student in alten Büchern erfahren, wie man übersichtig wird. Vielleicht hatte er sich auch bei allem Studieren ein fröhliches Herz bewahrt, so daß der kleine Takkebuttbutt Zutrauen zu seinem Herrn gefaßt hatte.

Nun kommt den dreien, wie sie wieder einmal quer über den See flitzen und der kleine Takkebuttbutt nur so rattert und knattert, da kommt ihnen ein verrückter alter Hut entgegen, ein fremder Mann darin, der fährt fast ebenso schnell wie sie selbst. Das ist etwas so Sonderbares: Takkebuttbutt kommt aus der Maschine hoch und lehnt sich über Bord, um dem da drüben eins auszuwischen. Er ist dabei aber unvorsichtig und fällt, wie sie dicht an dem Hut vorübersteuern, kopfüber hinein; alle Vögel über dem See ziepen vor Schreck, und alle Wasserfrauen, die unten am Grund des Wassers neugierig dem verhexten Hut nachfahren, meinen auch, es wird dem Knirps nun gewiß entsetzlich schlecht ergehen. Das meint besonders sein Herr, der Student, der sich über den Unfall sehr erschrocken hat; er rennt gleich mit dem Bootshaken nach vorn und will das sonderbare Schiff anhalten, um seinen Freund wieder herauszubekommen.

Aber der alte Hexer Kuhleback ist dem jungen Burschen weit über, er lacht über den Vorwitz, und weil ihm das Boot nicht schlecht gefällt, stülpt er es mit allem Drin und Dran — denkt nur mal an — in seinen Hut hinüber. Der Zauberhut wächst einfach ein Stück, vielleicht kann er noch viel mehr Ladung tragen, ich weiß nicht wieviel.

Das haben sie nun von Takkebuttbutts Vorwitz. Da sitzen sie mitsamt ihrem schönen Boot zu unterst in einem alten Hut, der Student, der Klabauter und Takkebuttbutt. Und der Hut fährt rasend schnell über das Wasser, niemand von ihnen weiß wohin.

Nun hat aber auch das Zauberei, das der Hexenmeister gefunden hatte, unten im Hut gelegen. Und die drei hören, wie sie mausestill dasitzen und sich bedrückt angucken, hundert kleine Laute, Finkenschlag und Starenpfiff, kläffende Hunde, brüllende Kühe, Hühnergegackel, wehende Bäume und ich weiß nicht, was alles, in dem sonderbaren Ding summen und sausen. Sie werden deshalb sehr neugierig und schlagen ein winzig kleines Loch in die Schale, um nur eben einmal hineinzuschauen. Da sehen sie einen herrlichen Hof mit vielen Buchen rundum. Gewiß kommt dem alten Hexer viel auf dies Zauberwerk an, sagen sie sich. Und weil sie ihm gern einen Schaden täten, nimmt der Student sein Messer, schneidet schräg über sich ein Loch in die Hutwand und stößt das Ei ins Wasser.

Sofort merkt der Alte da oben aber, was unten für ein Unfug geschehen ist; der Hut hält an, Kuhleback schilt entsetzlich und will nach dem Ei tauchen. Aber damit ist schon ein Wasserfräulein auf und davon; es ist ihr gerade in die Hände gefallen.

Der Hexenmeister muß also gewaltig schwimmen. Gerade bevor sie in ihr Haus schlüpfen kann, kriegt der Alte das Waterfröken — das Wasserfräulein meine ich — zu fassen, und weil sie ihm soviel Mühe gemacht hat, nimmt er sie zur Strafe bei den Haaren und stopft sie unten in den alten Hut zu den anderen Gefangenen.

Die wären in der Zwischenzeit gern auf und davon gegangen, aber sie haben ihr Boot nicht so rasch über den Rand des Hutes hinüberheben können, der Alte war zu flink wieder da. Und jetzt haben sie ja auch gute Gesellschaft; der Student versucht die kleine Nixe zu trösten, er fragt sie, woher sie komme, wo sie wohne und dergleichen. Aber das arme Ding schluchzt nur in einem fort, solche Furcht hat es vor dem Zauberer, und den andern wird auch immer unheimlicher zumut.

Wie sie nun wieder eine Weile gefahren sind und sich den Kopf zerbrechen, wie sie davonkommen sollen, da meint der Klabauter: was mit dem Hut des Hexenmeisters möglich sei, das müsse doch auch mit seiner alten Mütze angehen. Sie schneiden also wieder ein Loch in die Filzwand, fassen sich alle an den Händen, der Klabauter stülpt sich die Mütze auf und zieht alle Leute gegen das Wasser nach draußen.

Kuhleback ist ihnen indes weit über. Er merkt gleich, kaum daß sie durchgeschlüpft sind, daß etwas nicht in Ordnung ist, fischt die vier zwischen seinen fünf Fingern hoch, streicht mit der Hand über den Schnitt im Hut, so daß kein Wasser mehr hineinkommt, schimpft abscheulich und tut alle Leute mit ihrem schlechten Gewissen wieder in den untersten Filz.

Da müssen sie beinahe verzagen; sie kommen gegen den schlimmen Alten nicht mehr an. Einmal bringen Takkebuttbutt und der Klabauter noch ihr Boot in Gang, das gleitet auf einmal über den Hutrand hinaus, plumpst ins Wasser und will davonfahren. Aber der Alte harkt es mit seinem großen Stiefel wieder herein, als sei's ein alter Stock. Einmal versucht die kleine Nixe auch mit ihrem Fischschwanz die im Wasser zu Hilfe zu winken, aber es hilft nichts, daß sie Bescheid gibt, keiner von den Ihren ist so stark wie Kuhleback in seinem Hut.

Endlich will der Student es noch ein letztes Mal versuchen. Er hat die Hoffnung, davonzukommen, fast aufgegeben, aber er will dem alten Zauberer wenigstens noch einmal einen tüchtigen Schrecken einjagen, ehe er sie alle für immer in seiner Gewalt hat. Er tut also den Ölmantel um und setzt sich einen alten Pferdeschädel auf — den hatte er in der Bootskammer, um daran zu studieren. Und er leiht sich etwas Rauch von Takkebuttbutt, erbittet sich einige Strähnen vom grünen Haar der Nixe und vom weißen Bart des Klabauters und übt sich, alles zwischen den Pferdezähnen hinauszublasen. Dann tut er sich noch Kreide in die Stimme und hebt sich auf einmal mit einem entsetzlichen Blöken und Blasen gegen den Hexenmeister hoch.

Und er hat den schlimmen Kuhleback wahrhaftig da getroffen, wo ihm sein böses Gewissen am wenigsten Ruhe ließ. Der arge Geselle meint nämlich, der Böse selbst steige aus der Tiefe hoch, um ihn heimzuholen: er brüllt vor Schreck, wie er den Pferdekopf sieht, heult noch furchtbarer als der Student, springt mit einem Satz auf den Rand des Hutes und streicht mit einem scheußlichen Schweif von Gestank vogelschnell über das Wasser von dannen.

Da sind die armen Gefangenen den bösen Kuhleback glücklich los. Der Zauberhut, der nun keinen Herrn mehr hat, kreiselt von selbst an einen Bootssteig; sie umarmen einander, Klabauter, Takkebuttbutt, Wasserfräulein und Student, und springen einer nach dem anderen an Land. Dabei läßt der Bursch, der vor Vergnügen über die gelungene List pfeift und tollpatschig tanzt, das Zauberei fallen. Was glaubt ihr? Das Ei zerplatzt mit lautem Knall, es wächst ein herrlicher Hof daraus hervor, viele Tiere und Knechte und Mägde stehen schon bereit, die neuen Herren zu empfangen.

Und sie bleiben alle beieinander; das Erbe des Hexenmeisters gefällt ihnen herrlich, sie verraten niemandem etwas davon. Wäre ich nicht eines Tages beim Baden in die Bucht geschwommen, wobei mir eine alte Krickente die ganze Geschichte vorschnatterte, dann wüßte heute noch kein Mensch davon.

Roosevelt und sein Kongreß

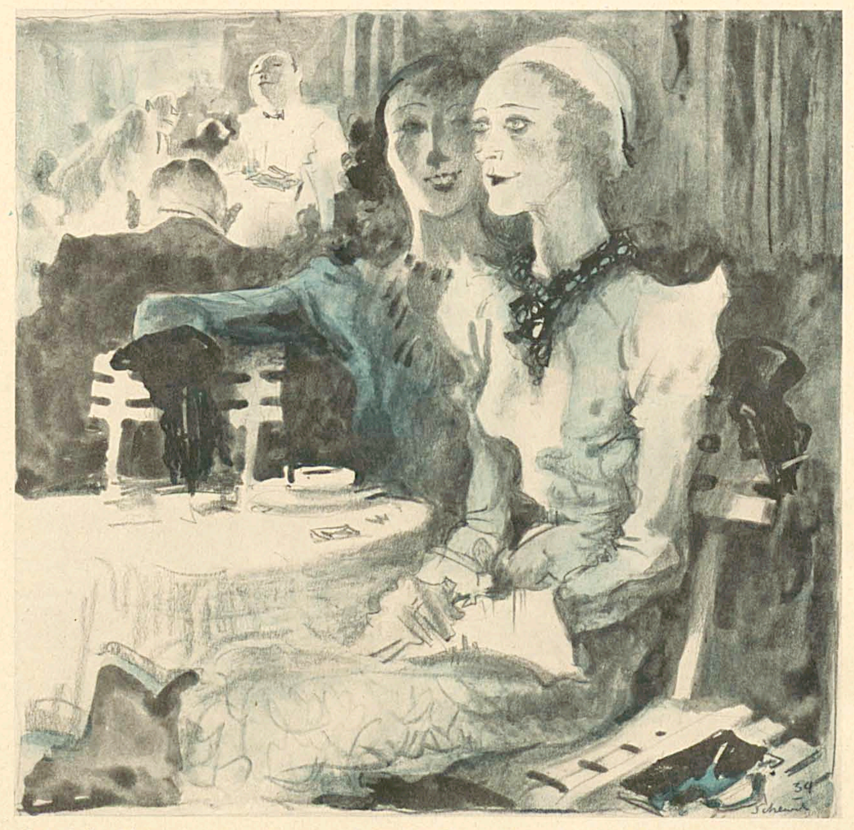
(Olaf Gulbransson)



„Good-bye, meine Herren! Erholen Sie sich, damit ich arbeiten kann!"

Wiener Sehenswürdigkeiten

(Paul Scheurich)



„Hat si der Dicke no net nach uns umdraht, Mali?“ — „Naa, aber an Kellner hat er g'fragt, wo der nächste Papierböller explodiert.“

Mond im Krebs oder Waage: ziehe man über Land!

Von Anton Schnack

Die Wege werden gnädig sein,
Umsäumt von Schattenlaub,
Glück läuft von Stein zu Meilenstein,
Wind wirbelt keinen Staub.
Grün ist der Grillenrain.

Die Bauernhügel stehn im Blau
Mit reifen Obstalleen.
Das Auge trinkt die weite Schau
Auf Städte, Flüsse, Seen.
Und Sommerregen labt dich lau.

Die Nächte sind aus Sternengold,
Ein Brunnen rauscht sein Dorfgedicht.
Wenn ferner Donner drohend rollt,
Er erreicht die Straße nicht:
Er verrollt.

Mond übt Zauber aus:
Unverfälscht rinnt aus dem Faß der Wein,
Den die Wirtin bringt zum Saus und Braus.
Und das Brot schmeckt rein.
Wein und Brot: der beste Reiseschmaus.

Holde Abenteuer laufen mit:
Mädchenblicke, weich wie Samt,
Küsse trägt hinweg der Schritt
Von der Liebe, die vorübergehend flammt
Und die keine Abschiedsschmerzen litt.

Morgenstunde glitzert klar:
Schlaf hat Herz und Fuß gesegnet,
Und die Wanderschaft wird wunderbar.
Und vielleicht, daß dir ein Gott begegnet,
Der dich küßt auf das verstaubte Haar.

Eine Stimme für Wassilij

Von Hans Duis

Wassilij schlendert durch die Straßen einer fremden Stadt. Manchmal fällt sein Blick in ein prunkendes Schaufenster, gleitet ab, hebt sich über die vorbeihastenden Menschen hinweg, hängt sich an den schlanken Bau einer Kathedrale und verliert sich in den Wolken. Es kann aber auch sein, daß Wassilij nur in sich selber hineinsieht; denn hat er nicht am frühen Tag schon Wein getrunken, feurig-süßen Muskatellerwein? Jedenfalls spürt er eine schwebende Leichtigkeit in allen Gliedern, die Luft scheint ihm wie mit Musik angefüllt, und wie groß ist das Wohlwollen, das er allen seinen Mitmenschen entgegenbringt!

Allen seinen Mitmenschen, jawohl, — aber einer gewissen Art der vorbeieilenden Menschen begegnet er mit weit mehr als bloßem Wohlwollen, und es läßt sich nicht leugnen, daß diese gewisse Art vorzüglich aus Frauen und Mädchen besteht. Und wen verwundert das? Männer haben ja natürlich keine Zeit, sich mit dem Glücksgefühl Wassilijs abzugeben. Sind sie ausnahmsweise nicht mit Geldverdienen oder irgendeinem ähnlichen Unsinn beschäftigt, so rennen sie doch lieber hinter ihrer eigenen Nase her. Mit den Frauen ist das etwas ganz anderes: sie warten geradezu auf solch einen Weltbeglücker, und Wassilij, dieser Bruder Leichtfuß, weiß das sicherlich.

Da ist zum Beispiel diese Natascha. Noch nie vorher hat Wassilij sie gesehen, und doch ist sie ihm so unheimlich nah und vertraut, daß sein sehnsüchtiges Herz verlangt, mit leisen Worten und zärtlichen Gesten all das unverständliche Elend ihr abzunehmen, das aus ihren Augen ihn hilfesuchend anschaut. — Schon gehen die beiden allzu Verliebten in beglückender Enge die Straße hinab, viele Minuten und Stunden werden sie zusammen sein, ja, vielleicht sogar ganze Tage und Nächte! Und sicher ist, daß Wassilij noch nach vielen Jahren einen sentimentalen Seufzer nicht wird unterdrücken können, wenn er zufällig an jene Begegnung mit der, ach, so liebenswerten Natascha zurückdenkt. So ist Wassilij; Gott schenkte ihm ein weites Herz, und weite Herzen vermögen für sich viel Glück zu erfassen und andern viel Kummer abzunehmen.

Wie anders ist Gregor Michailowitsch, der Natascha geehelicht hat, als unser Wassilij schon weiß der Teufel wo war! Nie wird Gregor Michailowitsch ohne Absicht durch fremde Straßen schlendern; denn seine Zeit ist mit Wichtigkeiten angefüllt, wie sie der Bedeutung eines Beamten der behördlichen Registratur gemäß sind. Und ist es nicht geradezu lächerlich, seine Blicke an den schlanken Bau einer Kathedrale zu hängen, an der man schon tausendmal vorübergegangen ist, und die man infolgedessen doch überhaupt nicht mehr sieht? Es gilt für ihn, weit ernstere Dinge zu bedenken.

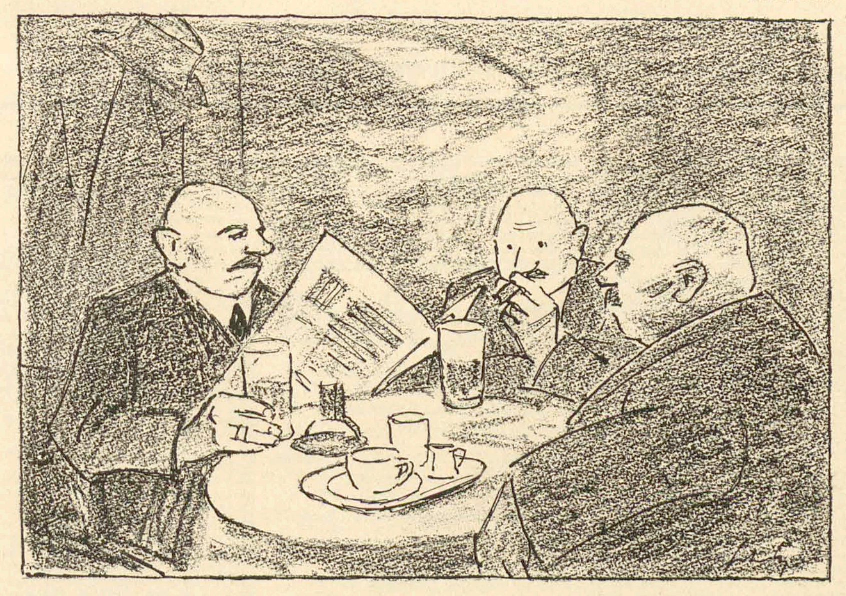
Da sind die Sorgen im Amt, die einem noch in die Träume nachkriechen, und da sind die Sorgen daheim, die auch keineswegs gering sind. Gewiß mag Natascha, so von außen gesehen, eine reizende Erscheinung sein. Wenn man aber mehrere Jahre mit solch einer Frau verheiratet ist, dann weiß man, was hinter dieser reizenden Außenseite verborgen liegt, — nämlich nichts als Eitelkeit, Verschwendungssucht und Hang zum Lotterleben! Und solchen häßlichen Eigenschaften vermag man bekanntlich nur mit peinlicher Ordnung und strengem Maßhalten entgegenzuwirken. Ja, man hat so seinen Sack voll Sorgen und würde gewiß unter dieser Last zusammenbrechen, wenn man seinen Blick in den Wolken verlieren wollte, anstatt den irdischen Notwendigkeiten stündlich und gründlich ins Auge zu sehen.

So ist Gregor Michailowitsch, meine besten Wünsche begleiten ihn, und möge Gott mit ihm sein, denn er wird es nötig haben. Aber mein Herz gehört Wassilij! Und wer, glaubt ihr, hat unsere Natascha besser gesehen — ich sage mit Absicht „besser", denn „richtiger" zu fragen, das wäre eine müßige Frage! —, wer also hat unsere Natascha besser gesehen, der gründliche Gregor Michailowitsch oder der flatterhafte Wassilij?

Ihr antwortet nicht? Überall sehe ich nur hochgezogene Augenbrauen und gar mißtrauische Blicke? Ihr fürchtet wohl, ich könnte weiter fragen und vielleicht eine endgültige Entscheidung über Ehe und freie Liebe von euch verlangen? Mitnichten, schöne Frauen und edle Herren, mitnichten! Gern verzichte ich auf jegliche Antwort, wenn mir nur wieder wohlwollende Gesichter entgegenleuchten und man verstanden hat, daß diese Worte nichts bedeuten als eine Entschuldigung. Eine Bitte um Entschuldigung, daß ich die Welt sehe mit den so wenig gründlichen und leichtsinnigen Augen Wassilijs, dem mein Herz gehört.

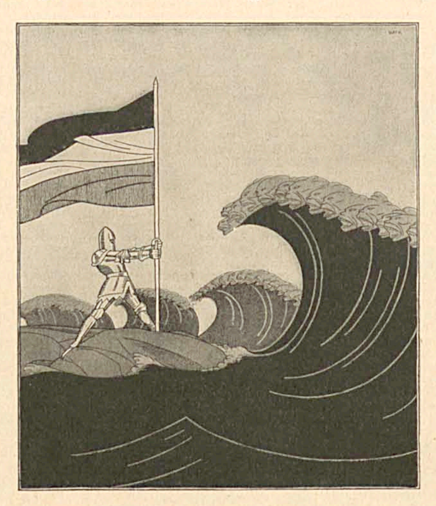
Aus der Praxis

(Wilhelm Schulz)



„Da schaug her, Finnland hat seine Schulden an den Amerikaner 'zahlt! I sag's ja, die kloa Kundschaft is halt do die besser'!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Efeu / Von T. Püttjer

Bender hob schnuppernd den Kopf: schon im Hausflur kam ihm der gute Geruch von frisch gekochtem Kaffee entgegen. Er ließ sich von dem anregenden Duft treppauf ins obere Stockwerk leiten, wo er Frau Seelke — seine „mütterliche Freundin", wie sie sich gern nannte — in ihrer guten Stube, auf dem Mahagonisofa sitzend, fand. „Grade hab' ich mir 'ne Tasse Bohnenkaffee aufgegossen, mehr brauche ich nicht als Frühstück. Man wird ja so bescheiden!"

Die Bemerkung, daß es noch bescheidenere Leute gäbe, unterdrückte der junge Mann, denn er hatte ein Anliegen an die alte Dame: ob sie wohl seine nächste Unterstützung für ihn abheben würde? Es werde die letzte sein, denn vom kommenden Ersten ab habe er Stellung, endlich wieder, nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit. Nun wolle er sich bei Verwandten auf dem Lande erst noch einmal ordentlich durchfüttern lassen, damit ihn die ungewohnt gewordene Arbeit nachher nicht umwerfe.

„Aber natürlich will ich!" antwortete Frau Selke, und dann begeisterte sie sich: „Aber das is je großartig, is je das! Sehn Se, ich habe es je immer gesagt!"

Ja, sagte Bender, in den letzten Monaten habe er auch wieder angefangen zu hoffen, und nun sei es wirklich so weit; er könne es kaum schon fassen.

„Es is und bleibt 'ne großartige Leistung, Hanna sagt es auch. Ich sage zu Hanna: nun is es für mich entschieden! Sehn Se: da haben wir ihn aufgehängt, mitten zwischen unsere selige Kaiserin und unsern Kaiser. Das hat er verdient: wenn man bloß bedenkt, wie gräßlich das immer war mit den vielen, vielen Bettlern, die sonst jeden Tag bei uns kamen! Ich habe so oft zu den jungen Leuten gesagt — manche sahen noch so ordentlich aus —, ich sagte: ‚Gottegott, lassen Se doch bloß das Betteln sein, es is der erste Schritt zum Bösen!' sagte ich. Und jetzt kömmt keiner mehr und auch kein Hausierer, haben alle Arbeit. Was für 'ne großartige Sache! Na, und nun wird es je für Sie auch wieder besser, nichwahr! Ach Gott, wir haben je auch nichts außer 'em Nötigsten. Denken Se mal: meine Rente is bloß noch achtunddreißig Mark, und denn Hanna ihre achtenfuffzig, ja, das übrige müssen wir eben so nebenbei . . ."

„Ja — ja", machte Bender ziemlich unbestimmt. Ihm fiel ein, daß die Tochter Hanna ihm in einer schwachen Minute einmal das ganz hübsche Sümmchen genannt hatte, das sie jeden Monat mit Nachhilfestunden, Klavier- und Sprachunterricht „so nebenbei" erwarb. — „Um Gottes willen nicht weitersagen!", von wegen der Steuer, der Renten und überhaupt.

Die Mama aber, ohne Ahnung von den Gedanken des bescheidenen jungen Mannes, fuhr im Schwung fort: „Und denn die Winterhilfe! Was für 'ne herrliche Sache! Wir haben doch auch unsere neun Zentner Kohlen gekriegt und zu Weihnachten en wunderschönes Paket und was weiß ich noch alles. Das is wohl etwas Großes, meinen Sie nich auch?"

Der Angeredete nickte beklommen, was sollte er dazu sagen? Jedenfalls nicht hier und nicht heute das, was er dachte. Er schaute auf die Wanduhr. Seinem Blick folgten die Augen der alten Frau, und plötzlich bekam ihr eben noch strahlendes Gesicht einen Ausdruck tiefen Kummers. „Sonst habe ich um diese Zeit immer unsern kleinen Tütü gefüttert", seufzte sie, „ja, denken Se bloß mal an, was einem auch alles Trauriges begegnet: ich habe" — ihre Stimme bebte — „ihn totgetreten, unsern kleinen Stieglitz! Wir hatten en

Fahrender

Von Hans Franck

Ein Pferd, ein Weib, ein Wagen voller Kinder
und eine Geige, die vornacht bezwingt,
was übertag kein Herz zu Ende singt —
genug zum Glück! Du Scharrer und du Schinder,

wann stickst du an der Lüge, daß mit Schwitzen
dorrende Lebenssaat sich letzen läßt?
Wieviel an Freude hast du dir erpreßt?
Mit welchem Lied legst du dich nieder? Besitzen??

Was nennst du von dem Unermessenen dein?
Ein abgeschrittnes Stacheldrahtgeviert,
daraus die Angst mit Gitteraugen stiert:

„Schon morgen kann es eines andern sein!"
Ein Pferd, ein Weib, ein Wagen voll — seht her! —
voll Kinder und eine Geige — braucht es mehr?

immer so frei herum fliegen, und da muß er je wohl hier auf 'em Fußboden unter dem Tischdeckenzipfel gesessen haben, und ich habe 'n nich gesehn; wie ich mit 'm Kaffeebrett hereinkam, muß ich 'n getreten haben. Nachher sah ich 'n da liegen, war er schon tot. — Hanna lag grade hier auf 'm Sofa, ich mochte es ihr gar nich sagen. Wir haben beide so geweint."

Von neuem übermannte sie die schreckliche Erinnerung; mit zuckenden Händen griff sie zum Taschentuch. Bender litt anderes: was für eine Welt ist dies, dachte er, wieso stellt sich bei diesen Menschen alles anders dar als bei mir, die Arbeitslosigkeit, die Winterhilfe, die Bettler, die nicht mehr kommen, der totgetretene Vogel? — Laut knurrte er: „Auch ein Schmerz!"

Aber seine Ironie drang nicht durch die Tränen der alten Dame; sie weinte nun wirklich. Da erklärte der junge Mann, hilflos und erbost, er müsse nun aber wirklich fort, „zum Essen", und ging. Dem Enteilenden rief die ums Beileid Betrogene übers Treppengeländer nach: „Aber einen Vogel wollen wir wieder haben! Hanna sagt auch: ohne Vogel kömmt man sich ganz komisch vor!"

Bender geriet in seiner Wut ein Stockwerk zu tief, bis in den Keller. Und traf dort auf Hanna, die in seligem Schauen vor Reihen von Flaschen, Gläsern, Dosen und Krügen stand: Eingemachtem. Sie schrie erschrocken auf: „Um Gottes willen, was machen Sie denn für Augen?"

„Mir ist nicht gut!" fauchte Bender und rannte wieder hinauf und ins Freie.

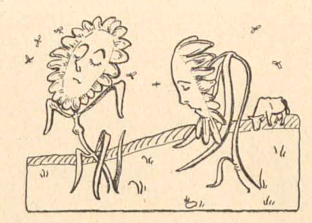
*

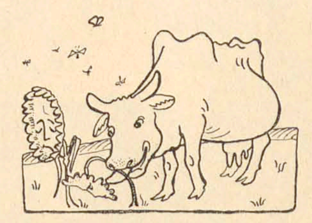
Im Vorgarten war eben der Hauswirt dabei, eine Leiter aufzurichten. „Kucken Sie sich die Schweinerei mal an!" rief er dem jungen Mann zu, „der Efeu erstickt mir den ganzen schönen Baum. Aber jetzt heißt's: nix wie runter mit dem Plunder!"

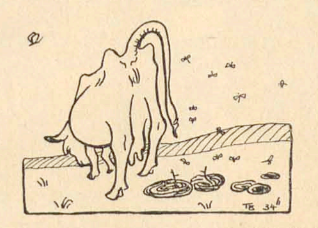
„Efeu ist doch so malerisch", meinte Bender. Diesmal fand er das richtige Echo: „Jawoll!" prustete der Hauswirt, „macht sich wunderschön auf altem Gemäuer, Ruinen und so, aber hier nicht. Mir ist mein Baum lieber, und wenn der leben soll, muß ich den Schmarotzer ausrotten!"

Zur Metamorphose der Pflanzen

(Toni Bichl)







Lieber Simplicissimus!

Vierzehnheiligen. Vor der Wallfahrtskirche sind Stände aufgeschlagen, und Gebetbücher, Heiligenbilder, Spielsachen, Andenken aller Art locken, verführerisch aufgebaut, den frommen Pilger zum Kauf. Einem Kleinen haben es nun die bunten Zuckerschnüre angetan. Er schiebt sich so nah an den Gegenstand seiner Bewunderung und Sehnsucht heran, daß die Gipschristusse daneben bedenklich zu wackeln anfangen. Und schon schießt auch die behäbige Alte hinterm Verkaufstisch hervor und keift ihn zornig an: „Machsta gleich, daß da fortkümmst, du Lauser! So a Herrgöttle is gleich beim Teufel!"

*

In einem kleinen Dorf spielt ein Verein die „heilige Genoveva". Der Ritter ruft in die Höhle hinein: „Komm heraus!"

Weibliche Stimme aus der Höhle: „Ich kann nicht kommen, ich bin nackend!"

Stimme aus dem Publikum: „Nacha kimmscht erscht recht raus!"

*

Inserat aus den „Danziger Neuesten Nachrichten":

Handlungsgehilfe
des Kolonialwaren-Einzel-Handels, der verheiratet sein kann, aber über gute Umgangformen verfüg. muß, zum baldigen Eintritt gesucht.

*

Mein Jugendfreund M. ist Generalkonsul eines kleinen südamerikanischen Staates. Seine Würde erfüllt ihn mit viel Stolz und großer Genugtuung. Jüngst mußte er leider seine Zahlungen einstellen, und da ängstigte ihn der Gedanke, er könnte seine Generalkonsulatswürde einbüßen. Mein Freund telegraphierte also an seine südamerikanische Regierung: „Kann ich wegen Zahlungsschwierigkeiten Generalkonsulat behalten?", worauf nach wenigen Tagen die Antwort einlief: „Was gehen Sie unsere Zahlungsschwierigkeiten an? Natürlich können Sie das Generalkonsulat behalten."

Neurasthenie
Schwinden der besten Kräfte beim Mann behebt zuverlässig nur Neurosin. Kurpack. Mk. 5.40 Nachn Prospekt gratis. Laboratorium Heka, Altbach a. N.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.**

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte **„Sexursan".** Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch Sexursan-Co., Bad Reichenhall 670



Tiefer Schlaf allein
bewirkt das Wunder der tägl. Verjüngung Mit **OHROPAX**-Geräuschschützern i. Ohr haben Sie ihn bestimmt. 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen. **Max Negwer**, Apoth., **Potsdam 79**



An alle Jäger

Durch das kommende Reichsjagdgesetz wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Nachdem „Der Deutsche Jäger", München, allen gesetzlichen Voraussetzungen entspricht, empfehlen wir seinen Bezug, wobei wir darauf hinweisen, daß unsere Jagdzeitschrift sowohl textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane steht.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
karton. **RM. 1.—**
geb. . . **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Knud Hallerström
der unerreichte
Psychographologe
Jetzt auch schriftl. Handschrift-, Bild-Deutung. Individualpsychologische **Lebensberatung.** Ermäß. Honorar: 2.-, 5.-, 10.- RM. Anschr.: **Sekretariat Hallerström, Berlin W 30, Schließfach 19**

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Abwehr der gelben Gefahr

(Rudolf Kriesch)



„Kaufen garantiert chinesisches Kimono, wird sich Wastlbauer aussehen wie eine echte Mandarin.“ — „Bals d' mir net gehst! I mag ja net amol Oransch'n!“

Ritt ins neue romantische Land

Nach durchaus verläßlichen Gerüchten
gelang es, ein lebendes Auto zu züchten
beziehungsweise gleich ihrer zwei:
einen Autohengst nebst Stute dabei,
die ohne Schofför durch die Landschaft wanzen
und die Fähigkeit haben, sich fortzupflanzen.

Mit Agathe und einem gespannten Gemüt
besuchte ich gestern das neue Gestüt.
Da gab es bereits zwei junge Fohlen —
zum Küssen, sag' ich euch unverhohlen,
wie sie so an der Mutter tranken
und dann auf weichen Gummi-Opanken
mutwillig über die Wiese galoppten
und hart am Bretterzaune stoppten,
ein Rapp' das eine, das andre ein Schimmel.

Agathe, natürlich, war wie im Himmel
und hätte am liebsten beide gekauft.
Aber ich habe sie angeschnauft:
„Stellst du dir vor, du Fuchs, du krasser,
wir kriegten die um ein Nasenwasser?
Wo denkst du hin? Zahlst du die Garage
und den chemischen Hafer aus eigener Tasche
und den technischen Tierarzt, wenn wo was gebricht? . . .
Autor und Auto vertragen sich nicht.
Wir müssen uns wohl oder übel bequemen,
mit dem alten Vehikel vorlieb zu nehmen,
und dürfen noch reichlich zufrieden sein . . .“

Agathe sah's denn auch schließlich ein.

Zum Abschied gaben wir ganz verstohlen
zwei Stückchen Zucker den reizenden Fohlen
(aus meiner Taschenfeuerquelle
tropft' ich Benzin drauf — für alle Fälle!)
und sind dann, zärtlich zusammengekoppelt,
auf dem Pegasus billig nach Haus gehoppelt.

Karatöskr

Als Hotelbesitzer — alles erlaubt

In der Weinabteilung in einem großen Berliner Hotel sitzt ein Herr beim Abendessen und trinkt Bier — als einziger in der exklusiven Weinabteilung.
Sonderbar. Die übrigen Gäste verspüren auch Gelüste nach Bier, als sie es bemerken. Ein Herr bestellt beim Ober zu seinem Mosel ein Glas Bier.
Der Ober zieht die Schultern hinauf.
„Bedaure, mein Herr, hier in der Weinabteilung leider nicht möglich!“
„Nicht —? Und warum nicht? Und der Herr in der Ecke?“
Der feierliche Ober zieht die Schultern wieder herab und flüstert: „Das ist Herr Kommerzienrat X., der Besitzer des Hotels!“
Der Gast ist von der Auskunft nicht erschüttert. Er tritt zu dem Hotelbesitzer. Eine Frage, und man weiß, woran man ist!
„Verzeihen Sie, Herr Kommerzienrat, darf man hier wirklich kein Bier trinken —?“
Der Hotelgewaltige blickt auf. Er lächelt mit nachdenklichen Falten auf der Stirn: „Doch, dürfen Sie — — —! Wenn Sie das Hotel kaufen —!“

Onkel Paul

Wir sind seit drei Wochen verheiratet. Neulich besuchten wir meine Schwiegermutter. Onkel Paul war auch da.
Bald nach dem Abendbrot brechen wir auf.
„Bliewt doch noch 'n bißken, Kinnings“, sagt Onkel Paul, „wi sitten nu so jemütlich tausamm!“
„Andermal, Onkelchen“, sage ich, „aber heute wollten wir noch ein bißchen in den Wald gehen, frische Luft schnappen.“
Onkel Paul kuckt zum Fenster. Und kuckt uns an.
„Wat? In de Schummertid noch in'n Wald?! Jeh Düwel ook: juh hewwt doch all heirat —!“

Der ewige Angstmeier

(Wilhelm Schulz)



„Donnerwetter, sind Sie aber dick geworden!" — „Ich esse auf Vorrat — wissen Sie, man kann nie wissen!"

Vom Regen in die Traufe

(Jos. Sauer)



„Und ich Rindvieh hab' mich vom freiwilligen Arbeitsdienst gedrückt!"

Gruselige Wissenschaft

Von Wilhelm Schussen

Heute schon kann man das Wetter auf den nächsten Tag mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, und es wird einmal eine Zeit kommen, wo man nicht nur die Steuern, sondern auch das Wetter verteilt und von Amts wegen künstlich regnen und schneien oder die Sonne scheinen läßt.
Warum auch nicht?
Künstlich erzeugen konnte Mundinger das Wetter allerdings noch nicht, aber es mit unbedingter Sicherheit auf irgendeinen beliebigen Tag im Jahr voraussagen, das konnte er tatsächlich.
So kehrte er einmal an einem Donnerstag auf einem abgelegenen Gutshof ein und sagte: „Am nächsten Montag werden wir Regen haben, so wahr ich Mundinger heiße."
Aber auf einem andern Gutshof, der eine Wegstunde entfernt hinter dem nächsten Hügel lag, sagte er: „Am nächsten Montag regnet es sicher nicht. Ich wollte meinen Kopf wetten."
Als es am nächsten Montag nun richtig regnete, ging er also auf den ersten Gutshof (wenn es nämlich nicht geregnet hätte, wäre er eben auf den zweiten hinter dem nächsten Hügel gewandert) und sagte: „Hab' ich richtig prophezeit oder nicht? Nun, ich kenne mich aus im Wurstkessel, ich habe ja auch ein tiefes Studium hinter mir. Ich bin nämlich seinerzeit als Soldat oft genug im Loch gesessen und habe also Zeit gehabt, über alles mögliche nachzudenken. Ich habe nämlich beim Regiment Nummer 120 gedient. Als ich aber vor meiner Entlassung stand, hatte ich herausgerechnet, daß ich im ganzen 118 Tage Arrest gehabt hatte. Ich meldete mich also bei meinem Obersten und sagte: ‚Herr Oberst, ich habe jetzt 118 Tage Arrest hinter mir, ich bitte, daß man mir noch 2 Tage dazu gibt, ehe ich entlassen werde, damit ich alles in allem 120 Tage habe, weil ich dann nämlich meine Regimentsnummer besser im Gedächtnis behalten kann.' Dieser Oberst war aber noch ein größerer Schelm als ich selber, denn er hat mir dann 12 Tage gegeben, statt 2, wegen unerhörter Frechheit, wie er behauptete. Aber gerade in jenen überschüssigen 10 Tagen habe ich durch unablässiges Nachdenken herausgebracht, wie man auf irgendeinen beliebigen Tag im Jahr das Wetter voraussagen kann. Ich habe also meinen überzähligen Arrest so recht zum Wohle der Menschheit ausgenützt. Die Wetterkunde ist ja eine der wichtigsten Wissenschaften, nicht bloß für die Landwirtschaft und für den Woll- und Kohlenhandel, sondern für den gesamten Verkehr, von der Luftschiffahrt ganz zu schweigen." Er war so recht im Zuge, sich zu loben und herauszustreichen. Er saß in der Stube des Gutshofes im großen Lehnsessel. Es war sehr idyllisch in dieser Stube hier. Die junge Bäuerin saß auf der Bank unterm Spiegel. Der Gutsbesitzer saß am Tisch. Und am Ofen schliefen ein paar junge Schweinchen in einem tiefen Korb im Stroh. Das war in diesem Haus so Brauch. Es kommt nämlich vor, daß ein Mutterschwein die Jungen beim Niederliegen totdrückt. Also trug der Bauer die Schweinchen alle paar Stunden aus dem Stall in die Stube an den warmen Ofen und dann wieder zurück zur Nährmutter und so fort.
Mundinger aber hielt diesen Korb, dem er im übrigen keine weitere Aufmerksamkeit schenkte, für einen Kleinkinderkorb. Und weil er nun schon einmal im Prahlen und Loben war und den Mund voll Honig hatte, lobte er nun auch die blanken Augen der jungen Bäuerin, ihr schönes dickes, braunes Haar und ihr hübsches rundes Ohr. Er erzählte auch, daß seine eigene Frau in ihrer Jugend einst ebenfalls braun, wenn auch nicht ganz so hübsch gewesen sei. Er erzählte ferner, daß er selber als Kind einst ganz schlohweiße Haare gehabt hätte, was offenbar im Zusammenhang mit seiner Weisheit stünde. Und er lobte endlich die Güte des Obstwassers, das die Bäuerin ihm eingeschenkt hatte, in allen Tonarten, weil er dachte, daß er nun eigentlich noch ein Stück Geräuchertes dazu haben müßte. Er leitete also wieder aufs Wetter über und sagte: „Wie der Sommer, so der Winter, im Sommer Klee, im Winter Schnee. Wenn ich aber bloß das Wörtlein Schnee von weitem höre, denke ich alsbald auch ans Schweineschlachten, weil man nämlich bei mir daheim mit dem ersten Schnee immer auch das erste Schwein geschlachtet hat. Ich bin halt nicht umsonst an einem Schlachttag geboren." Und weil er nun schon einmal von der Kindheit redete, deutete er nebenbei auch auf den Korb am Ofen und sagte: „Es schläft wohl, das Babi? Was?"
Der Bäuerin lief ein Schauer über den Rücken. Aber der Gutsbesitzer lächelte verschmitzt und sagte: „Es scheint so." Er freute sich riesig darüber, daß der überkluge Wettermann nun seinen Ferkelkorb für ein Kinderbett hielt.
„Wie alt ist es denn?" fragte Mundinger dem Ehepaar zu Gefallen.
„Fünf Tage", antwortete der Bauer, sich das Lachen verbeißend.
„Ei, was", staunte Mundiger und starrte die junge Bäuerin an. Dann schritt er auch noch vollends auf den Zehen durch die Stube an den Korb. Und weil er aus Erfahrung wußte, wie furchtbar gern die Eltern es immer hören, wenn man ihre Kinder lobt, setzte er sich also, obwohl er kurzsichtig war, nicht erst lange die Brille auf, sondern sah vielmehr bald der Bäuerin, bald ihrem Mann ins Gesicht, beugte sich zum Schein auch ein bißchen über den vermeintlichen Kinderkorb und sagte: „Auf und nieder wie die Mutter. Aber auch vom Vater hat es viel, namentlich die hohe Stirn und den freundlichen Mund, die Ohren dagegen sind eher wieder von beiden."
Die bestürzte Bäuerin deckte ihr Gesicht mit den Händen zu. Und der Gutsbesitzer lachte gezwungen, denn dieser Wettermann war wirklich ein unheimlicher Kerl. Er schenkte ihm also eilig noch ein Gläschen ein und sagte zu seiner Gattin: „Geh, Lene, hole dem Herrn Propheten ein Stückchen Rauchfleisch zu seinem Obstwasser und den Brotlaib."
Da setzte sich Mundinger also schmunzelnd an den Tisch.
Weil er aber bei einem so schönen Essen und Trinken immer munterer wurde, gab er auch noch allerlei Erlebnisse aus seinem Leben zum besten.
Allein unterdessen hatte sich auch der Gutsbesitzer bereits wieder gefaßt. Er trug also seinen Ferkelkorb hinaus und stellte dafür einen andern Korb, in dem sein drei Wochen altes Wickelkindlein lag, in die Stube herein, indem er sagte: „Wir haben nämlich gegenwärtig ein Mutterschwein im Stall, aber leider nur noch ein einziges Spanferkelchen, die andern sind nämlich alle von der Alten im Schlaf erdrückt worden; drum trage ich das letzte Stück immer wieder in die Stube herein an den warmen Ofen." Er freute sich nicht wenig über seine flinke Rache an dem vorlauten Propheten, und er war sehr gespannt darauf, wie der überlistete Pfiffikus sich nun aus der Schlinge zöge.
Da schritt Mundinger wohl oder übel eben zum zweiten Male zum Ofen. Zwar interessierte ihn ein Spanferkel ebensowenig wie vorhin ein Wiegenkind. Doch Biederleute waren nun einmal Biederleute, die auf jeden Fall eben gelobt sein wollten. Er konnte mithin auch diesmal seine Brille im Sack lassen. Er schritt also an den Korb, beugte sich zum Schein wieder ein bißchen und fing dann sofort zu schmeicheln und zu loben an. „Ein prächtiges Ding", sagte er, vollkommen im Ernst, „fett und rund. Und die

richtigen langen Ohren, und auch einen zünftigen Rüssel hat es. Das ist noch eine gute Rasse, wie man sie nicht alle Tage sieht."

Dem Gutsbesitzer aber lief jetzt ein Gruseln den Rücken hinab. Denn dieser Wetterprophet war in der Tat ein verteufelter Gast. Er sagte also zu seiner Gattin: „Geh, Lene, hole dem Herrn Propheten noch ein Stück Geräuchertes in die Tasche, damit er unterwegs nicht zu hungern braucht." Und er war froh, als der unheimliche Kerl endlich wieder draußen war.

Ein Mensch . . .

XX

Ein Mensch erblickt ein Weib von fern
Und säh es aus der Nähe gern.
Er eilt herbei zu diesem Zweck.
Doch zwischen beiden liegt ein Dreck.
Der Mensch, ganz Auge, anzubeten,
Ist blindlings da hineingetreten.
Nicht angenehm für seine Schuhe —
Doch gut für seine Seelenruhe.

Aus einer kleinen Stadt

Bohm und Busch verband eine Jahrzehnte alte, dicke Freundschaft. Bis gestern morgen. Denn da spielte sich nämlich folgendes ab:

Zum 6-Uhr-Frühzug nach H. schlendert ganz gemächlich, die Morgenzigarre im Munde, Busch. Auf dem Marktplatz hört er hinter sich laufen und schnaufen. Bleibt stehen, dreht sich um, sieht Bohm, der in gestrecktem Galopp (wenn man so sagen darf bei einer zweibeinigen Fleischkugel von zwoeinhalb Zentner Gewicht), links die Aktenmappe, rechts den Handstock schwingend, dahergebraust kommt. Busch, nach einem schnellen Blick auf die Uhren der beiden Kirchtürme („eben halb sechs!"), ruft dem Freund entgegen: „Du willst wohl noch 'n Zug eher fahren, wie?" — Den gibt's nämlich gar nicht.

Keucht Bohm, vorbeistürmend: „Nee-nee — alle — Uhren — verkehrt — komm-komm — los!"

Busch stutzt: undenkbar, daß der Dicke sich ohne Grund so abschinden würde. Und irgendein anderes Lebewesen, das man fragen könnte, ist nicht in der Nähe. Also setzt sich auch Busch in Trab, hinter Bohm drein.

Nach geräuschvollem Endspurt erreichen beide gleichzeitig die Bahnhofshalle. Der Fahrkartenschalter ist noch geschlossen, die Bahnuhr zeigt 5 Uhr 37 Minuten.

„Jetzt erklärste mir aber, bitte . . .!" faucht Busch, selber fast atemlos, den unglücklichen Bohm an, der mit hör- und sichtbarem Herzschlag schweißtriefend über der Schalterschranke hängt.

„Bei mir — zu Hause —", ächzt er, „Wecker — stehen geblieben — meine Frau sagt — Standuhr geht — halbe Stunde — zu spät — meine Taschenuhr — gewinnt — wußte schließlich — nicht, woran ich — eigentlich war — gelaufen bis Marktplatz — gesehen, daß — noch Zeit genug — dachte aber — jetzt kannste — mal ausprobiern — wie schnell de — zur Bahn kommst — wenn's mal brennt."

„Na, du Idiot, da konntest de doch mich langsam zur Bahn gehen lassen!"

„Nee, weißte, — das ärgerte mich, — daß ich dich so gemütlich — dahintrödeln sah, — wo ich selber — so schwitzen mußte."

„Ach, du dreckiger Zigeuner, du . . .!"

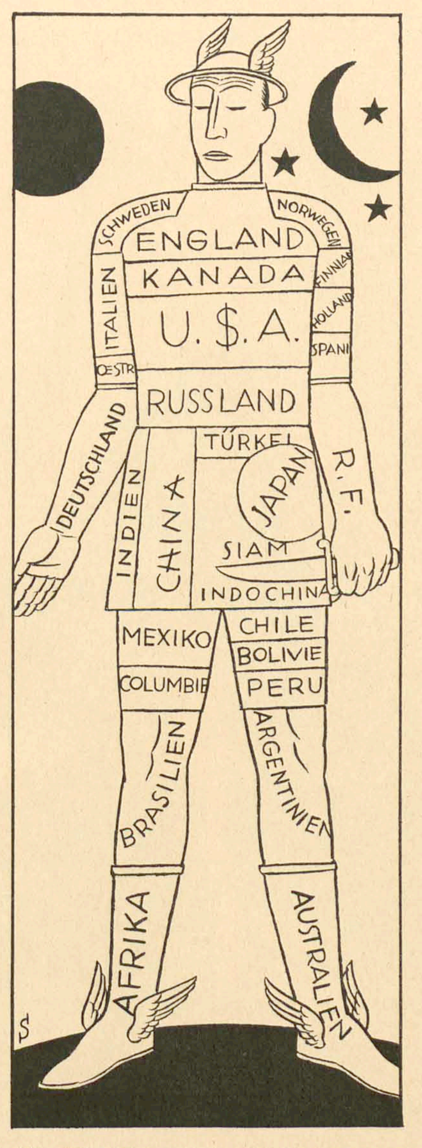
„Ja, und außerdem kannste mir doch jetzt nicht dauernd meine Verrücktheit vorhalten: nu haste die blödsinnige Rennerei ja selber mitgemacht, hä-hä-hä!"

Hier platzte Busch!

„Aber ich kann dir . . .!" schrie er los. In diesem Augenblick rasselte der Rolladen hinter dem Fahrkartenschalter in die Höhe, und Bohm und Busch waren nicht länger unter sich. Sonst wäre sicherlich noch mehr kaputt gegangen als nur die alte Freundschaft.

Welthandel

(E. Schilling)



„Mir scheint, ich kann meinen deutschen Körperteil doch nicht abtrennen, ohne mich ins eigene Fleisch zu schneiden!"

Zum Waffentag der deutschen Kavallerie

(E. Thöny)



Nur wen es in den Sattel drängt, versteht die Sehnsucht „Reiten“,
Nur wessen Herz am Pferde hängt, kennt Reiterseligkeiten!

München, 15. Juli 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

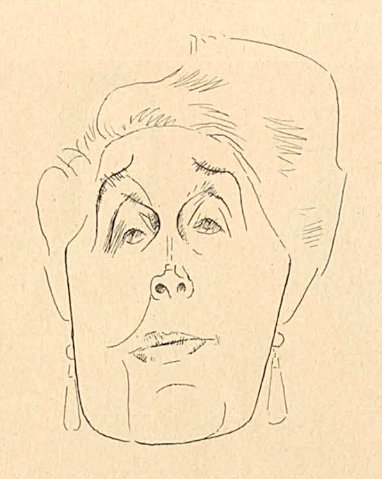
Barthou und das Weltgewissen

(E. Schilling)



„Nur eine gerechte Revision bürgt für eine dauernde Sicherheit, Monsieur Barthou.“ — „Aber, Madame, wenn ich Sicherheit sage, meine ich doch: keine Revision!“

Ricarda Huch zum 18. Juli 1934



Der Frauendichtung Strom mögt ihr getrost durchsuchen:
Kroppzeug gibt's drin genug, doch nur den *einen* Huchen!

Interpunktions-Psychose

Von Matthäus Becker

Professor Stiefreiter war der Vater des Untertertianers Heinz Stiefreiter. Wenn Professor Stiefreiter die Fähigkeiten seines Sohnes objektiv überprüfte, kam er zu dem Ergebnis, daß aus dem Untertertianer Heinz Stiefreiter ein Professor Stiefreiter II niemals werden würde. Schmerzlich, aber wahr!
Es schien fraglich, ob Heinz das Klassenziel erreichen würde.
„Ich kann nicht verstehen", sagte Frau Professor Stiefreiter, „Heinzi ist ein so braver Junge. Wenn er will, kann er, aber er läßt sich immer durch andere zu Albernheiten verführen. Na, und außerdem dieser Lehrer Torfmüller!"
So haben in ähnlichen Fällen Tausende von Müttern gesprochen, und Tausende von Müttern werden künftig ebenso sprechen.
Professor Stiefreiter nahm Veranlassung, die Gattin auf die Inkonsequenz ihrer Meinungsäußerung maßvoll und schonend hinzuweisen: „Charlotte, du sagst, ‚ein so braver Junge. Wenn er will, kann er, aber er läßt sich zu Albernheiten verführen'. Höre: ein braver Junge, der nicht will, obwohl er, wollend, könnte (oder besser, liebe Charlotte, aber leider veraltete Form: könnete) — verdient ein in dieser unrühmlichen Weise, obwohl der Willenskraft nicht entbehrender, so doch des Wollens entratender Knabe wirklich das Prädikat brav? Nun?" Stiefreiter schmunzelte sich Zustimmung.
Aber alle Logik des Gatten überbietend, antwortete Frau Charlotte: „Wenn du ein so gescheites Haus bist, — bitte, dann bemühe dich selbst um Heinzi."
Stiefreiter sah ein: sie hatte recht. Er selbst mußte des Falles Heinzi sich annehmen.
Morgen begannen die Ferien, begann die schöne Zeit, in der die Lehrer sich höchstens über ihre eigenen Kinder zu ärgern brauchen. Papa Stiefreiter wollte mit Heinzi in den Ferien viele Trainingsrunden zur Sicherung des Klassenziels einlegen.
Ferien sind Ferien für die dem Klassenziel Gewachsenen. Nicht für die anderen, die Schwachen, die Hinkenden, Lahmen. Die haben ihre Ferien „möglichst auszunützen".
Wir werden ihn zunächst mal einen schönen Aufsatz schreiben lassen, dachte Professor Stiefreiter. Er wußte: besonders schlimm stand es mit Heinzis Wissen um die Interpunktionsregeln. Richtige Interpunktion, überlegte Stiefreiter, ist zu neun Zehnteln Gefühlssache. Und wenn Theodor Vischer sagt, die Rede soll keine Schreibe sein, so behaupte ich, Stiefreiter, daß in der Interpunktion die Schreibe eine Rede sein muß.
Und auf einmal hatte Professor Stiefreiter einen Einfall, dessen pädagogische Auswertbarkeit einfach noch nicht abzusehen war.
„Heinzi, komm mal her!"
Heinzi Stiefreiter kam.
„Höre: während der Ferien wirst du in der Unterhaltung mit mir alle Interpunktionszeichen hübsch sorgfältig mitsprechen. Bedenke: das Klassenziel!"
Von da ab nahm das Unheil seinen Lauf.
Als Gert Lehmkuhl von Heinzi eine Stunde später die Jacke vollbekommen hatte, verteidigte Heinzi sich vor dem Vater: „Anführungsstriche unten ja Komma also ich weiß überhaupt nicht Komma was Gert Komma dieser Affe Komma eigentlich von mir gewollt hat Punkt Rindvieh ist das nicht eine Beleidigung Fragezeichen Anführungsstriche oben."
Professor Stiefreiter lächelte nachsichtig. „Rindvieh Komma!" verbesserte er.
„Anführungsstriche unten also Rindvieh hat er gesagt Komma ohne daß ich irgend etwas dazu getan hätte Punkt Da habe ich ihm eine geklebt Komma aber feste Ausrufungszeichen Anführungsstriche oben."
Die Tat des Untertertianers Heinz Stiefreiter blieb väterlicherseits ungerochen. Papa Stiefreiter war begeistert über seine Methode des Interpunktierens im Sprachgebrauch. Richtig, man mußte in der pädagogischen Monatsschrift einmal darüber berichten. Etwa unter der Überschrift: „Inwiefern vermag die Unterhaltungssprache die Satzzeichen-Kenntnisse zu fördern und zu festigen?"
Allmählich aber machte man an Heinzi eine merkwürdige Beobachtung: er begann der interpunktierten Sprechweise sich nicht nur im Kreise der Familie zu bedienen. Es schien, als habe er Vergnügen an der Sache. Als das nächste Mal Tante Rita erschien, begrüßte er sie: „Anführungsstriche unten Guten Tag Komma Tante Rita Punkt Das heißt Komma ich weiß nicht Komma ob ich nicht ein Ausrufungszeichen hinter dich setzen muß Punkt Anführungsstriche oben."
Na, und dann war es eines Tages so weit, daß Heinzi von der Sache nicht wieder loskam.
Papa Stiefreiter begab sich mit dem Sohn zu dem berühmten Psychiater Hirnschmalz.
„Interessanter Fall", sagte die Koryphäe. „Man darf Ihnen gratulieren! Wissen Sie was? Wir werden aus Ihrem Sohn etwas Ordentliches machen. Ich werde ihn als klassischen Fall von — sagen wir: Interpunktions-Psychose in die psychiatrische Literatur einführen. Lassen Sie uns den Jungen hier."
Heinzi Stiefreiter blieb in der Anstalt des Professors Hirnschmalz und fühlte sich dort wohler als auf irgendeiner Lehranstalt. Seine Interpunktions-Psychose entwickelte sich zu einem im psychiatrischen Sinne besonders schönen Fall. Sogar die Unterschiede zwischen Komma und Semikolon, sowie zwischen Semikolon und Punkt waren ihm bald unverlierbares Wissensgut.
Professor Hirnschmalzens Weizen blühte. Der Gelehrte schrieb Abhandlung über Abhandlung. Mal lautete das Thema „Psychosen unter Berücksichtigung der Beziehungen zur Pädagogik", mal „Der Fall Stiefreiter — ein Einzelfall? Ein Beitrag zur Geschichte der Psychiatrie". Na, in diesem Sinne!
Auf jedem Kongreß rückte Professor Hirnschmalz mit seinem klassischen Patienten an. Die Kollegen waren wütend, weil ihre schönsten Rosinen den Vergleich damit nicht aushielten.
Und Vater Stiefreiter? „Das Klassenziel", sagte er, „hätte er nie erreicht. Vom Abitur gar nicht zu reden. Was hätte aus ihm werden sollen? Etwa ein Handarbeiter? Gar nicht auszudenken! Nun, ich habe dafür gesorgt, daß er dennoch seine Persönlichkeit in den Dienst der Wissenschaft stellen darf! Der Fall Stiefreiter ist mein Werk! Niemand kann es mir streitig machen!"

Verteidigung der Gedichte

Von Anton Schnack

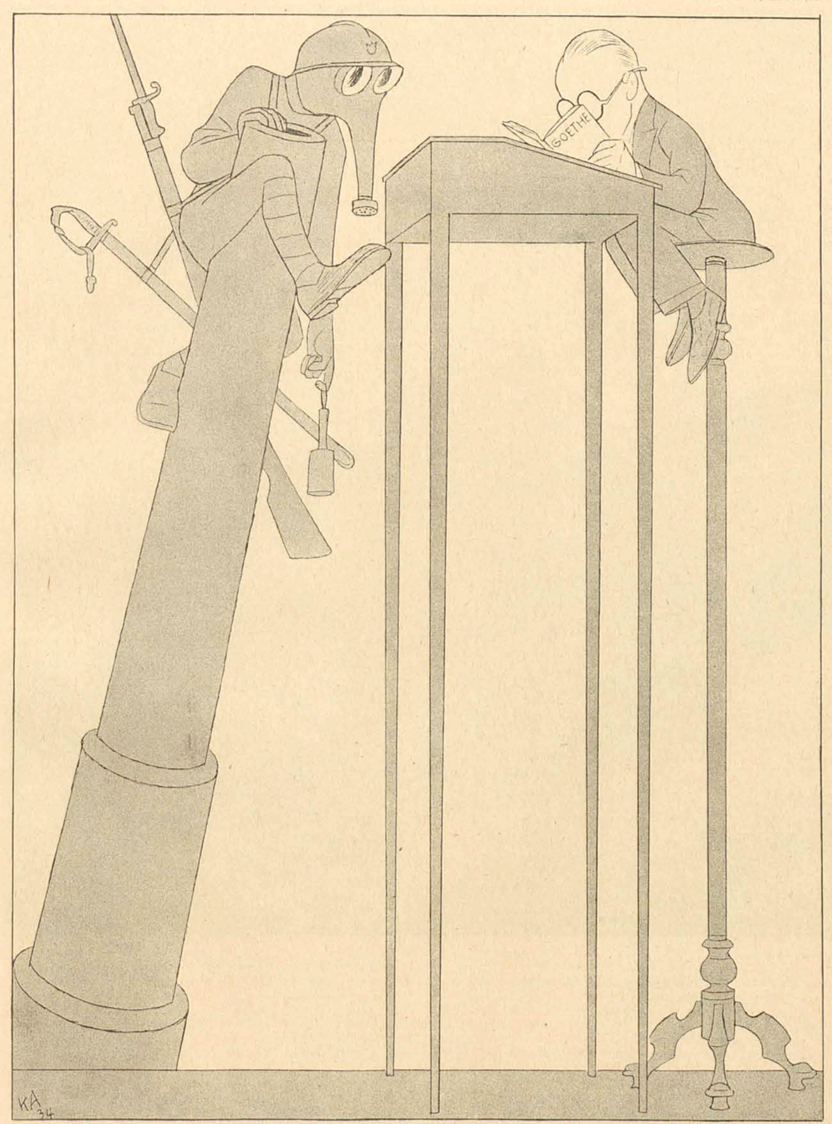
Sie werden sein, solange sich Jahre erneuern,
Solange Wasser ein Tal durchfließt,
Solange Gewitter Blitze in die Sommernacht feuern
Und Regen aus Novemberhimmeln grau sich gießt;
Immer wird ein Herz das als Wunder betrachten
Im Gegensatz zum Eisengießen und Schweineschlachten.

Sie werden sein im Händedruck der stummen Liebespaare,
Solange ein Ohr demütig dem Nachtvogel lauscht,
Sie werden sein, solange noch wild wehen Mädchenhaare,
Solange Wind im Garten rauscht:
Immer wird ein Herz das als Wunder betrachten
Im Gegensatz zum Straßenkehren und Schweineschlachten.

Sie sitzen zu Tausenden noch an den weißen Landstraßen,
An den Brunnen, auf Steinen, im Schnee, am Rain,
Im Lächeln der Kinder, in alten Vasen
Leben sie fort mit Seelenschein:
Wo ein Herz sich öffnet, wo ein Herz zerbricht,
Blüht das Gedicht.

Die Statistik beweist —

(Karl Arnold)



Deutschland ist so hoch gerüstet wie Frankreich!

Der Fluß

(Rud. Sieck)



Hab' manchen Fluß gesehen
so zwischen den Hügeln gehen
im Morgenlicht,
im späten Abendscheine.
Aber der eine,
aber der eine war es nicht:

der schmale Fluß des Knaben
droben in Oberschwaben,
fast nur ein Bach.
Ich hör' ihn heut noch plätschern.
Mit Angeln und Ketschern
stellten wir heimlich den Fischen nach.

Bei Eschen und bei Mühlen,
wie lag sich's lind im Kühlen.
Das Wasser rann
von Dorf zu Dorf und weiter.
Die Himmelsleiter,
selig, flog unser Herz hinan.

O Uferkies und Wellen!
Ihr Tage fern, ihr hellen,
von Glück so schwer!
Was er als Kind besessen,
wer kann's vergessen,
und wär's auch noch so lange her!

Dr. Owlglaß

Das neue Laster

(Jos. Sauer)



„Der da drüben, hat mich der Ober jewarnt, is 'n Moralinist! Eijentlich 'n janz netter Junge — dem hätt' ich so 'n Rauschgift nich zujetraut."

Die Rettung der Wirtschaft / Von Rudolf Schneider-Schelde

Motto: „Wirtschaft ist Schicksal"

Zu jener Zeit, als Amerika dreißig Millionen Erwerbslose hatte, schlug endlich der verblüffend neue Gedanke durch, daß die Massen allein es seien, welche die Schuld an dem unwürdigen, jede Prosperity unterhöhlenden Zustand trugen. In einer glänzend besuchten Versammlung der obersten Finanzleute Neuyorks führte Professor X. P. Dunhirne, der berühmteste Nationalökonom der United States, aus, den Massen, diesen Biestern, fehle ganz einfach die Lust zum Kaufen, keineswegs die Kraft, sondern sie hätten alles, was sie brauchten, und noch einiges dazu, und daher komme die ganze Dauerkrise, der ganze Verfall, der ewige Schweinstall, mit einem Wort. — Wenn beispielsweise, dozierte Dunhirne unter dem aufflammenden Beifall seines erlesenen Publikums, die Massen, diese Biester, keine Stiefel hätten, um ihre ungewaschnen Füße darin zu verstecken, dann würden sie — verdammt noch mal — trotz allem angeblichen Geldmangel morgen schon dahergerannt kommen, um sich Futterale für ihre Gehwerkzeuge zu beschaffen. — „Wenn beispielsweise", trompetete er, „die Massen keine Unterhosen — — —", aber da hustete eine Dame in der vordersten Reihe, und Dunhirne führte seinen Vergleich nicht weiter durch. Es leuchtete trotzdem allen ein, was er hatte sagen wollen, denn es war Winter, und das Thermometer zeigte minus siebenundzwanzig Grad, wenn auch nicht grade in dem Saal, wo der Vortrag abgehalten wurde.

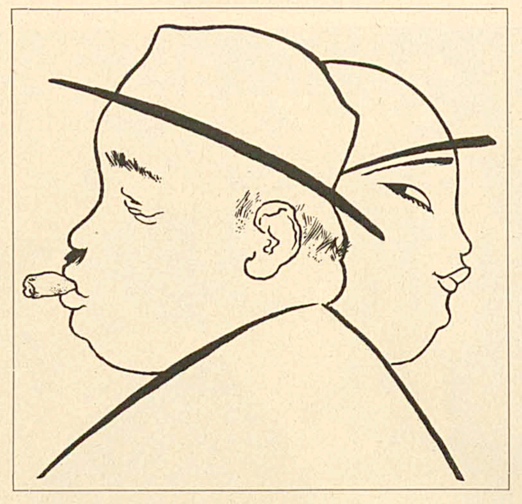
Dunhirne konnte jedoch auch praktische Vorschläge machen. Da leider angenommen werden mußte, daß die sture Masse nicht so ohne weiteres dahin zu bringen war, ihre Stiefel in den Hudson zu werfen, um sich neue zu kaufen, mußte anders vorgegangen werden. Dunhirne schlug die Gründung eines Komitees vor, das unter dem Namen „Menschdichwerdenwirschonzumeinkaufenbringenkomitee" später zu so großer Bedeutung in der amerikanischen Wirtschaft gelangte, und dessen Methoden etwa in dem überraschend einfachen Gedanken gipfelten: Würden nur solche Hemden verkauft werden, die beim Anziehen sofort aus dem Leim gehen, so wäre naturgemäß bei jedem Hemdenträger sehr bald wieder das echte Bedürfnis nach einem neuen Hemd vorhanden. Das Komitee arbeitete unter Anleitung Dunhirnes einige Punkte aus, die als die Grundpfeiler der kommenden Wirtschaftsordnung lebhaftesten Anklang fanden. Sie lauteten:

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Raschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Raschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

1. Die Kauflust kann auf legale Weise geweckt werden durch Verschleiß.
2. Dem möglichen Verschleiß sind keine Grenzen gesetzt, sofern die Ware ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt hergestellt wird.
3. Der Verschleißgesichtspunkt muß im Interesse der Wirtschaft von sämtlichen Produzenten aufgenommen und strengstens durchgeführt werden.
4. Schmutzkonkurrenz in Form von Herstellung sogenannter Qualitätsware ist mit allen Mitteln und aller Rücksichtslosigkeit zu bekämpfen.

In der gesamten amerikanischen Presse wurde die Dunhirne-Theorie eingehend besprochen und bejubelt, es hieß allgemein, sie könne nur mit dem Ei des Kolumbus verglichen werden, und ihre geniale Durchschlagskraft lag ja auch auf der Hand, wie Beispiele bewiesen: Da produzierte eine mittlere Schuhfabrik mühelos drei Millionen Schuhe im Monat, die mindestens zwei Monate lang zusammenhielten. Die natürliche Folge war, daß nur ein Bruchteil der hergestellten Ware verkauft werden konnte, Absatzstockung also, und die weitere Folge war Stillegung der Hälfte des Betriebs. Wären die Schuhe hingegen qualitativ so weit geringer gewesen, daß sie bereits nach acht oder vierzehn Tagen in Fetzen von den Füßen gehangen wären, so hätte dies — vorausgesetzt, daß alle Schuhfirmen das neue Geschäftsprinzip befolgten — zur zwangsläufigen Folge gehabt: Steigerung des Bedarfs, Neueinstellung vieler Arbeiter, glänzender Verkauf, Florieren des gesamten Betriebs. Es war nichts dagegen einzuwenden: Mochte die Qualitätsarbeit einen Schimmer von Berechtigung gehabt haben, als alles nur mühevoll beschafft werden konnte, im Zeitalter der Technik mußte die von dem Menschdichwerdenwirschonzumeinkaufenbringenkomitee zusammengefaßte Lehre vom Konsum an ihre Stelle treten. Und sie tat es auch.

Kaum zwei Jahre nach jenem epochalen Vortrag Dunhirnes waren von den ehemals dreißig Millionen Arbeitslosen neunundzwanzig Millionen untergebracht. Der Rest bestand aus Neuzugängen, die zumeist ganz anderen Schichten angehörten; das waren Tapezierer, Schreiner, Handschuhmacher, in der überwiegenden Anzahl rückständige Handwerksmeister, die sich einfach dem neuen Geist der neuen Zeit nicht anzupassen vermocht hatten.

Im übrigen begann die amerikanische Industrie zu prosperieren wie noch nie. Es hatten sich nach einigem Hin und Her natürlich Standard-Typen herausgebildet, die in der gewünschten Hinsicht kaum übertroffen werden konnten. Man denke nur: Lebensdauer eines Automobils: rund acht Tage. Das hieß Aufträge. Beim ersten Regen weichten die aus lackierter Pappe gemachten Karosserien schon meistens gründlich auf. — Lebensdauer eines Überseedampfers: knapp, daß er hinüberkam. Herüber kam keiner mehr; im allgemeinen mußten die Passagiere auf hoher See in entgegenkommende Schiffe umgeladen werden. Aber die Werften schütteten phantastische Dividenden aus. — Oder, um einen kleineren Artikel zu nennen: Lebensdauer einer Uhr: ein Tag. Man kaufte sie aufgezogen, am nächsten Tage ging sie schon nicht mehr, und man warf sie weg. Das hieß Umsatz.

Natürlich hätte sich, nachdem nun allgemein nach diesen Prinzipien produziert wurde und der erste Widerstand der Käufer gebrochen war, die ganze Fabrikation bedeutend verbilligt, wenn nicht ein unvorhergesehener Umstand dazwischengetreten wäre: Die bisherigen Rohmaterialien erwiesen sich als nicht geeignet für die moderne Fabrikationsmethode. Sie waren zu dauerhaft. Man mußte sie, sofern man nicht puren Dreck verwenden konnte, zuerst ein bißchen herunterbringen. Es entstanden infolgedessen ganz neue Industrien, sogenannte Zerreiß- und Verschleißwerke, die Holz, Leder, Metall und Stein erst ordentlich mürbe machten, damit sie qualitativ nicht aus dem Rahmen der genormten Standardmarken fielen. Begreiflicherweise verteuerte das die Fabrikation, und darum war es mit dem geplanten Preisabbau leider nichts.

Als Folge davon begann man vereinzelt Barfußgeher zu sehen. Aber das mochte schließlich im Zeitalter des Luft- und Sonnenkultes Liebhaberei verschrobener Köpfe sein, und ähnlich konnte es bei den vielen liegen, die ohne Hemd und Kragen herumzulaufen begannen. Auf verwandte Bestrebungen war vielleicht auch die Zunahme der unmöblierten Wohnungen zurückzuführen. Fast alle Leute der arbeitenden Klasse zogen mit der Zeit ein Lager auf dem Fußboden den sogenannten Patentbetten vor, die allerdings eine Lebensdauer von nur 3,5 Nächten bei einer Durchschnittsbelastung von 60 Kilogramm besaßen, und deren immerwährende Neuanschaffung relativ kostspielig war. Bedenklicher schien, daß Sekten auftauchten, welche die Normal-Konservenkost, zu der man im Interesse des geringeren Nährwerts übergegangen war, nicht verdauen zu können behaupteten, Trupps von seltsamen Gesellen, die sich in die Wälder zurückzuziehen versuchten, um dort angeblich naturgemäß zu leben. Allerdings schob man hier durch Radikalabholzung ein für allemal einen Riegel vor. Im ganzen jedoch war das Ganze für die freie Wirtschaft der gigantischeste Erfolg, den sie je gesehen hatte. Und übrigens: So war es keineswegs, daß nun überhaupt nichts mehr so gut wie nur irgend möglich gemacht worden wäre, zum Beispiel waren die Leichenautos allererste Qualität, desgleichen die kleinen, niedlichen Rollcars, mit denen man Zusammengebrochne rasch und unauffällig hinwegschaffen konnte. Böse Mäuler behaupteten allerdings, das sei nur deshalb so, weil diese Einrichtungen sonst der ungeheuren Inanspruchnahme überhaupt nicht mehr gewachsen wären. Aber — wo hat es jemals trotz allem, was erreicht wurde, nicht auch Unzufriedene gegeben? Mochten sie mit absurden Heilslehren nörgeln so viel sie wollten, eines stand fest: In jenen Jahren wurde zur maßlosen Freude aller, die dabei verdienten, in Amerika die kapitalistische Wirtschaft gerettet, von der früher auch bei uns behauptet worden war, daß sie das Schicksal sei. Freilich war das kein Spaß. Ein Schicksal war die Wirtschaft, und was für eines!

Pech

Eine schöne Leich war's gewesen, viel Leut und Kränz, und der Herr Pfarrer hat eine schöne Red g'haltn.

Jetzt saß man nahe dem Friedhof im Erker der mit dem neuen Besitzer in ein Café mit Restaurationsbetrieb umgewandelten Gartenwirtschaft: die nächsten Trauergäste, die Verwandten und was noch nach einem traurigen Abschluß tröstreichen neuen Anfang sucht.

Zunächst wurde der Geist des Toten unter die Lebenden zitiert, sein schmerzhaftes Ende besprochen. Schließlich kam man auf die heiteren Seiten seines Erdenwandels, es wurde gelacht und getrunken.

Auch Würste wurden aufgetragen. Sie dampften würzig durch die Stube.

Die dicke, schwerhörige Angermoserin betrachtete das wunderschöne Besteck, das dazu vorgelegt wurde. Es schien gut versilbert, und sie dachte mit Verachtung an ihre proletarischen Zinkmesser und -gabeln zu Hause. Es war schon vorgekommen, daß dem Besuch der Griff in der Hand geblieben war. Und sie erinnerte sich, daß jetzt bald die Aufwartung des künftigen Schwiegersohnes bevorstand.

Die Unterhaltung ging höher, die Angermoserin saß abwesenden Blickes und hatte nicht teil an ihr, was aber den Trauergästen nicht besonders auffiel: denn mit steigendem Biergenuß stiegen auch die Einfälle und damit stieg die Schnelligkeit von Rede und Gegenrede. Da konnte Frau Angermoser freilich nicht mehr mittun. So merkte kein Mensch, wie sie so nach und nach ihr und ihres Mannes Besteck von den Tellern nahm und unter den Tisch zwischen die Blätter ihres sanft geöffneten Regenschirmes fallen ließ, der neben ihrem rechten Knie lehnte, fiel es keinem Menschen auf, wie sie die beiden Teller hausfraulich in die Mitte des Tisches aus dem Wege räumte . . .

Aus dem Nachmittag wurde Abend. Das Bier macht warm und selig, und man denkt nicht mehr an den kalten Tod in der Erde . . .

Aber auch ein Leichenschmaus geht zu Ende, und man brach so nach und nach auf.

Der Angermoser schrie seiner Frau ins Gesicht: „Alte, jetzt gehn ma!" Und von der Türe aus: „Hast dein Schirm? 's rengt, was ko'!"

Die Kellnerin hielt die Türe auf, und die Angermoserin watschelte ins Freie, ihren Schirm zum Aufspannen vor sich hin haltend. Sie erwischte den Druckknopf, hielt den Schirm schräg nach oben und schüttelte ihn, damit die Falten sich lockern sollten. Dabei fielen die zwei Paar Bestecke auf den Boden, sehr zum Entsetzen der Angermoserin, die nicht mehr an ihr schlechtes Besteck zu Hause und nicht mehr an die bevorstehende Aufwartung des künftigen Schwiegersohnes gedacht hatte.

In ihrer Verwirrung ließ sie das Besteck liegen und segelte der Trambahn zu, während es der Angermoser und die Kellnerin aufhoben, der Angermoser ehrlich entrüstet über die blödn Späß, ei'm a Bsteck in' Schirm reinz'tun, wo man noch leicht in Verdacht g'rat'n könnt', die Kellnerin mit etwas zweifelndem Gesichtsausdruck und der Enteilenden mißtrauisch nachsehend mit der Bemerkung: „Warum saust s' denn jetzt a so, die Frau Gemahlin?"

Und heute noch glaubt der Herr Angermoser, daß sich jemand einen ganz gemeinen Scherz mit seiner Alten erlaubt habe; denn er ist ein gradliniger schlichter Mensch, dem die „höheren Wünsche" seiner besseren Hälfte fremd sind, und dem es ganz egal ist, ob der künftige Schwiegersohn Zink- oder Silberbesteck vorgelegt bekommt.

z.

Vom Tage

Die Erholungsreise des französischen Generals Weygand nach London ist den englischen Tories gut bekommen.

*

Die Abrüstungsverhandlungen brachten die Aufrüstung; die Vorbesprechungen zur Flottenkonferenz brachten neue englische Rüstungskredite. Da die Wirkung im umgekehrten Verhältnis zur Absicht steht, schlagen wir vor, das Thema umzudrehen.

*

Die Blätter meldeten, daß der französische Außenminister Barthou auf seiner Geschäftsreise durch Europa vorige Woche in verhängtem Wagen mit dem Arlbergexpreß durch Budapest gereist ist. Die daran geknüpften Vermutungen waren mannigfach. In Wahrheit wollte Barthou verhindern, daß ihm Ovationen dargebracht würden, weil es ihm peinlich ist, vor wichtigen Konferenzen seinen Namen rufen zu hören, der, laut oder leise gesprochen, nicht von dem Wörtchen partout unterschieden werden kann. Und der Minister wollte begreiflicherweise verhindern, daß damit bekannt würde, daß er um jeden Preis bei seiner Osttournee Erfolge haben müsse.

*

Frankreich hat Rumänien moderne Kriegswaffen versprochen. Solche Lieferungen belasten die Volkswirtschaft nicht. Man zahlt sie lediglich mit — Verträgen.

Lieber Simplicissimus!

Ludwigsthal ist eine ganz kleine Bahnstation im Bayerischen Wald, kurz vor der tschechischen Grenze. Links ragt der Arber, rechts der Falkenstein; die mächtigen Tannen rauschen, und immer duftet es herb nach Harz und Holz.

Dicht neben dem Stationsgebäude aber steht eine Milchbude, in der ein Eingeborener herrliche frische Milch und Buttermilch feilbietet. Tisch und Bank stehen davor, und da saß außer mir noch ein Herr aus Berlin, zur Zeit Sommerfrischler in Eisenstein, und löffelte ein Glas Buttermilch. Der Toni aus der Milchbude wollte mit dem Herrn ein Gespräch beginnen.

„Heier san net so vui Zechen dohie!" meinte er.

„Wie bitte?" fragte der Herr aus Berlin.

„Heier san net so vui Zechen dohie!" wiederholte der Toni.

„Was ist das: Zechen?" fragte der Herr aus Berlin.

„Zechen?" machte der Toni. „Dees san doch dö Leit aus dera Zechei drübn!"

Jetzt geht dem Herrn aus Berlin ein Licht auf.

„Ah, Sie meinen Tschechen, mein Lieber!"

„No jo, i sag doch ollawei Zechen!" sagte der Toni.

Dann kam der Zug angebimmelt. Der Herr aus Berlin stieg ein, und der Toni meinte geringschätzig zu mir: „Grad müessen die Herren Berliner uns belernen, wia man dees ausspricht. Wo wir alle Tag mit denen Zechen zu tun ham . . .!"

Baden — eine Lust
aber nur mit **„Ohropax"-Badewolle.** Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. Schachtel mit 6 Paar hygienisch präpar. Bäuschchen RM 0.95, überall erhältl. **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Denkt an das
Hilfswerk Mutter und Kind



Durch das kommende Reichsjagdgesetz wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Nachdem „Der Deutsche Jäger", München, allen gesetzlichen Voraussetzungen entspricht, empfehlen wir seinen Bezug, wobei wir darauf hinweisen, daß unsere Jagdzeitschrift sowohl textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane steht.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur.
Hummel, München
Neuhauser Straße 20

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Inseriert ständig im Simplicissimus

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte **„Sexursan".** Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch **Sexursan-Co., Bad Reichenhall 670**

Neurasthenie Schwinden der besten Kräfte beim Mann behebt **zuverlässig nur Neurosin.** Kurpack. Mk. 5.40 Nachn. Prospekt gratis. Laboratorium Heka, Altbach a. N. 5.

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kart. **RM. 1.—**
geb. **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen
guten Erfolg!
Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.



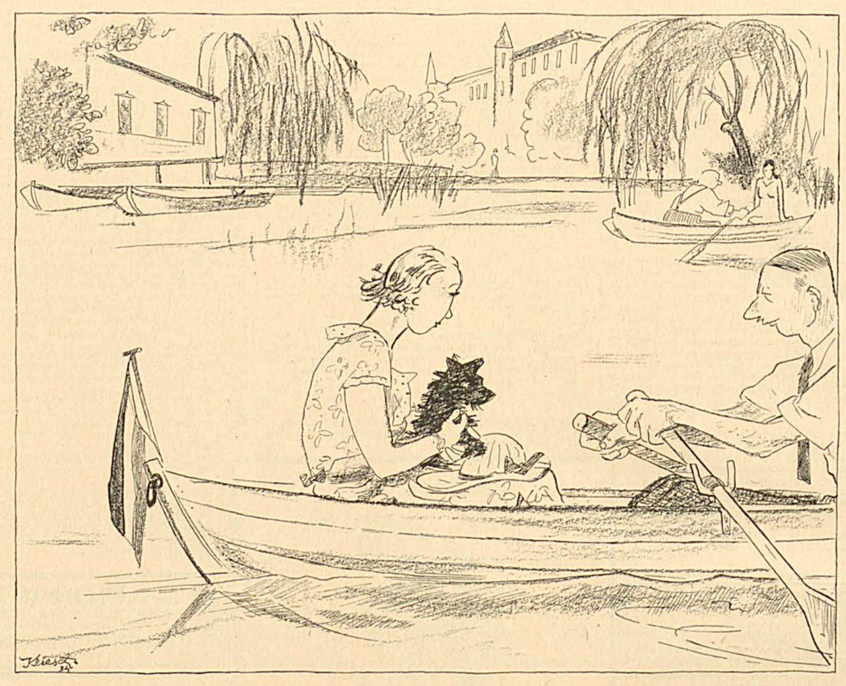
So soll es sein. Das ist die beste Gewähr für Erfolg im Leben. Oft erwacht man mißlaunig, ist matt und energielos.

»OKASA«
bekämpft schlechte Laune u. Depressionen. Zufolge der Zusammensetzung aus Hirnanhang- und Keimdrüsenhormonen sowie nervenstärkenden Stoffen **wirkt Okasa regulierend auf die Drüsentätigkeit, stärkt die Nerven, schafft jugendliche Frische und Leistungsfähigkeit.** Okasa-Silber f. d. Mann, Okasa-Gold f. d. Frau, 100 Tbl. M. 9.50, **in allen Apotheken erhältlich.** Zusendung der illustr. Broschüre u. **Gratisprobe OKASA** veranlaßt geg. 24 Pfg. f. Porto **HORMO-PHARMA, BERLIN SW 355** Alte Jakobstraße 85.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 15 200 I. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Still ruht der See

(Rudolf Kriesch)



„Und sind Sie schon einmal gekentert, Herr Assessor?" — „Einmal, ja! Aber es ist noch ohne Verlobung abgegangen."

Die Ähre spricht . . .

Die Sender funken:
Wir singen das Preislied der Welten!
Des Äthers Boten sind wir!
So grüßen die Aeroplane.
Die Erfinder aber verkünden:
Wirklicher als Dichter
denken wir!

Ich diene den Menschen,
sagt ruhig die Ähre
und neigt das Haupt.
Was wäret ihr Dichter, Piloten, Erfinder,
wenn ich nicht wäre?

Keiner Stimme Klang ist schön
ohne mich!
Keines Denkers Hirn ist fruchtbar
ohne mich!
Kein Held ist stark
ohne mich!
In mir ist der Stein der Weisen
zu Staub geworden.

Ich diene den Menschen,
sprechen der Bauer,
der Müller, der Bäcker.
Das Korn aber spricht:
Durch mich!

Von den schlanken Masten
meiner Antennen
tönt stärkster Hymnus
von Gottes Huld.
Herrlich singt des Schöpfers Werk
durch mich . . .

Julius Zerfaß

Verhängnis und Ordnung

Von Bruno Brehm

Es war vor drei Jahren in Berlin, genauer in Rixdorf, da hatte ich eine seltsame Begegnung. In einer langen Straße kam mir eine große Menge Menschen entgegen, die von einer merkwürdigen, ja rätselhaften Erscheinung angeführt wurde. Es war ein Schwan-kleb-an, soviel ich aus der Ferne sehen konnte, in Gestalt eines etwa zehnjährigen Jungen, der zwischen einer dicken Frau und einem schmächtigen Manne einherschritt. Das Gesicht des Knaben, der offenbar zwischen seinen Eltern ging, konnte ich, da ich ein wenig kurzsichtig bin, vorerst nicht sehen; nur soviel nahm ich wahr, daß es mit einem weißen Verband ganz verhüllt war. Aus der zahlreichen Menge, die jenen drei Menschen folgte, stieg immer wieder Lachen und Jubeln auf. Als ich nun näher kam, merkte ich, daß der Knabe überhaupt kein Gesicht hatte, sondern daß etwas Weißes, Glänzendes über seinen ganzen Kopf gestülpt war. Man mußte ihn wohl auch deshalb bei der Hand führen, weil er nicht sehen konnte. Ich ließ den Jungen und die düster blickenden Eltern an mir vorbei und schloß mich dem lachenden Gefolge an. Was denn los sei, fragte ich einen Mann und erhielt folgende Aufklärung: der Junge hatte daheim gespielt, er hatte ein Ritter sein wollen und sich einen Topf über den Kopf gestülpt, den ihm seine Spielgefährten dann so gründlich eingetrieben hatten, daß er nicht mehr herunterging. Man habe alles mögliche versucht, aber eher könnte man dem Jungen den Hals abreißen als diesen Topf herunterbringen. Das war nun das Verhängnis. Und eine solche Sache kann heute hier und morgen da stattfinden, sie wäre es nicht wert, aufgeschrieben zu werden, so sehr sich auch die mitlaufende Menge darüber freute. Aber das, was mich mit Erstaunen, ja mit Entzücken erfüllte, war: daß der Knabe über diesem weißglänzenden Nachttopf (denn ein solcher war es!) eine Matrosenmütze trug, die man ihm wohl aus purer Ordnungsliebe aufgesetzt hatte. Wohin man denn jetzt diesen Unglücksraben bringe? fragte ich meinen auskunftsfrohen Gewährsmann.
Der Junge sei schon bei einem Doktor gewesen, wurde mir zur Antwort, aber der Doktor könne da nichts machen, dieser Topf müsse mit einer Blechschere aufgeschnitten werden, und deshalb bringe man das Jungchen zu einem Klempner.
Ich blickte wieder nach dem Knaben, der zwischen seinen Eltern dahintappte, dessen dicke Mutter mit scharfen Worten die vielen unziemlichen Scherze, Anfragen und Anspielungen der begleitenden Menge abwehrte; die schwarzen Bänder der Matrosenmütze flatterten über den weißglänzenden Topf hinweg sieghaft als das Zeichen der Ordnung, die sich auch nicht durch das Verhängnis beugen läßt.

(Schluß auf Seite 190)

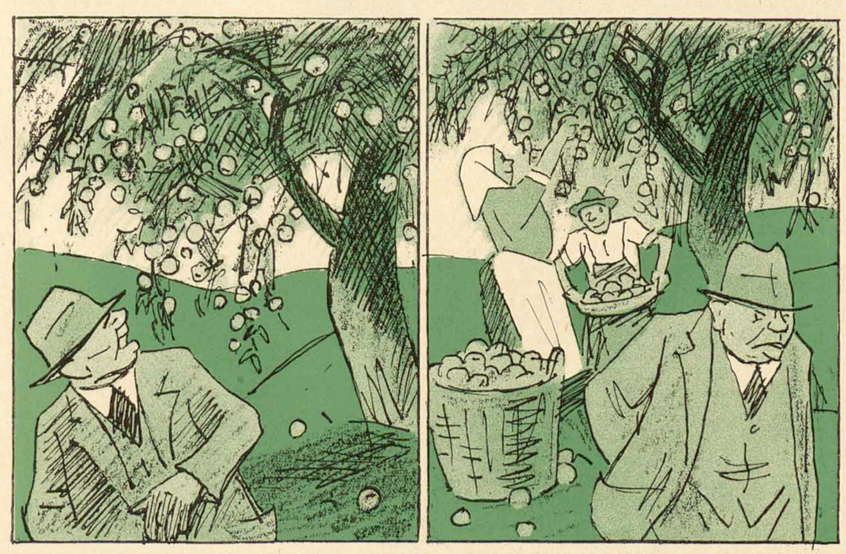
Der unsterbliche Kritikaster

(Wilhelm Schulz)



„Da bin i aber neugierig, ob dös was wird!"

„Blüahn? — Dös sagt no' gar nix!"



„O mei'! Wer woaß, ob dös überhaupts Äpfi san!"

„Desweg'n is no net g'sagt, daß 's nächste Jahr aa was wird!"

Wanderer

(Girod)



Der Blitzzug saust. Sein Atem braust
donnernd an uns vorüber.
Wir kleinen Leut', wir haben Zeit . . .
Sind uns die Reichen über?

Sonntag: hellgrau — blau — silbern . . .

Von Fritz A. Mende

Inge sagt, sie hätte schon als Kind die verschiedenen Wochentage mit bestimmten Farb-Eindrücken verbunden — Montag: rot, Dienstag: grün, Mittwoch: veilchenfarbig, Donnerstag: dunkelblau bis schwarz, Freitag: verschwommen grau, Sonnabend: orange, Sonntag: hellgrau-blau-silbern. Inge ist kein Kind mehr, wenigstens äußerlich, aber die Farb-Eindrücke sind geblieben, und durch die vergangenen Tage ihres Lebens schwingen sich die Regenbögen einer zwischen Sonne und Schlechtwetter schwankenden weiblichen Seele.

Am Dienstag wollte sich Inge einen möglichst grünen Badeanzug kaufen, aber als sie endlich am Sonnabend in ein Geschäft ging, nahm sie, ohne es eigentlich recht zu merken, doch einen in Orange. Wenn es Anfang der Woche gewesen wäre, hätte sie ihn wahrscheinlich der Farbe wegen und zur Freude der Verkäuferin jeden Tag umgetauscht, so aber folgte ja auf den Kauf der Sonntag, Bade-Sonntag — und jetzt liegt sie neben mir und dem See-Ufer, am ganzen Körper in der Farbe von gestern: orange. Dafür hat die Umgebung genügend Sonntagscouleur angelegt. Der See, die Wolken, der Himmel, das jenseitige Ufer: alles ist hellgrau, blau oder silbern. Nur die Bäume und Wiesen halten sich nicht an Inges Wochentage und prangen in Dienstagsgrün. Aber Inge ist Frau genug, derartige Übergriffe im Tuschkasten der Natur glatt zu übersehen.

Ein Dampfer zieht über den See. Er tut, als ob das große Glück am strahlenden Mittag auf ihm Platz genommen hätte. Stolz bläht er seine Sonnensegel. Andere hat er nicht. Die Fahrgäste fühlen sich grundlos über sämtliche Strandgäste erhaben und winken gönnerhaft („Bäh, wir dürfen Dampfer fahren . . .") herüber. Dabei stoppt ihr aufgeblasener Dampfkahn vor dem kümmerlichsten Paddler, der ihm versehentlich in die Bahn gerät.

Das Gras, in dem wir liegen, riecht heiß, und ein Zittern und Sirren ist in ihm, wie es die Sonne nur bei sehr guter Laune hervorbringt. Ein entferntes Koffergrammophon wirft gedämpfte Musikbrocken in die Luft. Kleine Wellen drängen zum Ufer und lecken sich dort zu Tode — und so wäre alles gut, wenn . . . wenn Inge über den Zwiespalt zwischen einem hellgrau-blau-silbernen Sonntag und einem Badeanzug in Sonnabend-Orange hinwegkäme. Das Dienstaggrün der Bäume, die Dienstag-grünen Wiesen, das alles stört sie nicht, weil sie es selbst nicht trägt . . . Doch die Natur hat dem Menschen Grenzen des Schmerzes gesetzt. Inge fällt — nicht in Ohnmacht, sie fällt in einen tiefen Schlummer, und kleine hellgrau-blau-silberne Träume huschen aus den Wolken, dem See und vom jenseitigen Ufer zu ihr hin.

Die Sonne hat sich überanstrengt und steuert zielbewußt dem Horizonte zu. Alle Wellen sind am Ufer gestorben. Die Luft scheint gar keine Temperatur mehr zu haben. Man spürt sie nicht. Die kleine Insel im See nimmt mit ihren gräserbewachsenen Ausläufern immer weiter Besitz von dem allzu stillen Wasser. Ein hellgrau-blau-silberner Sonntag verschwimmt in weiten Schatten am Himmel.

Der morgige Tag wird von Inge — entsprechend ihrer Farbenskala — rot empfunden werden, obwohl die übliche Bezeichnung „Blauer Montag" im krassesten Widerspruch dazu steht. Inge jedoch ist Frau genug, selbst einen „Blauen Montag" rot zu sehen. Ich hingegen werde sie morgen nicht sehen, denn Rot soll sonderbare Wirkungen auf das Nervensystem, besonders das weibliche, ausüben. Nebenbei bemerkt ist der Montag überhaupt kein richtiger Tag, er ist eine Folge-Erscheinung und keine sehr anziehende. Man könnte alles, was auf das Schöne folgt, Montag nennen. Aber das gehört natürlich schon nicht mehr in eine Sonntagsgeschichte.

Verhängnis und Ordnung

(Schluß von Seite 188)

So, nun waren wir bei dem Laden des Klempners angelangt: die Menge bildete eine Gasse, der Geschäftsmann erschien in der Türe, und der Junge wurde in den Laden hineingeführt wie ein entehrend vermummter Parlamentär in das Hauptquartier des Feindes. Der schmächtige Vater hob nicht den Blick, aber die mächtige Mutter faßte unter der Ladentür Posto und verwehrte mit kräftig sitzenden Worten jenen Neugierigen den Zutritt, die auch noch dabei sein wollten, wie der Topf aufgeschnitten wurde. Diese rein technische Lösung der Geschichte weckte nicht weiter meine Neugierde. Ich ging wieder meines Weges und malte mir den ganzen Hergang der Geschichte aus: das Geschrei des Jungen, die Schelte der Mutter, die Versuche, den Topf herunterzuziehen, die Beratung und schließlich die Vorbereitung für den Gang zum Doktor; aber als Krönung der Geschichte sah ich doch, wie die Mutter aus dem Kasten die Mütze holte und sie dem Topfe aufsetzte, vielleicht noch ein wenig an ihr hin und her rückend, damit sie auch richtig und adrett sitze. Aber so ist es ja immer: man bekommt bloß die Ergebnisse zu sehen, und das, was am nettesten ist, die Zurichtung und die Vorbereitungen, die bleiben einem verborgen.

Wiener Scherenschnittchen

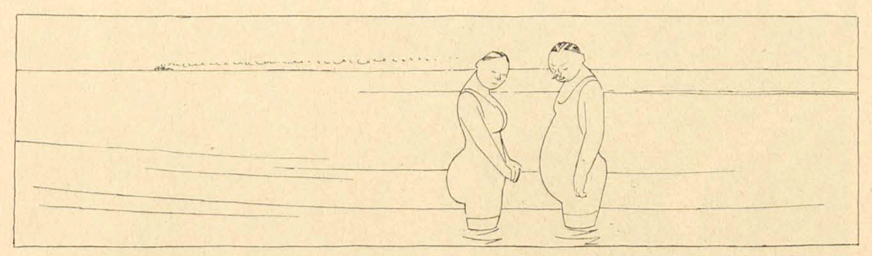
Wien steht zur Zeit im Zeichen des „Blauen Adlers!".
Aus allen Auslagen lockt der „Blaue Adler".
Und überall kann man lesen:
„Wer kauft hilft!"
„Wer kauft schafft Arbeit!"
„Wir tun unsere Pflicht!"
Auch der Antiquitätenhändler Trsnak hat einen „Blauen Adler" in der Auslage, und darunter steht mit großen Lettern:
„Wer kauft schafft Arbeit!"
„Herr Trsnak", fragte ich ihn dieser Tage, „wie ist das gemeint? . . . Wenn Ihnen zum Beispiel jemand diese frühgotische Pietagruppe abkauft oder dieses Kabinettschränkchen aus dem Jahre 1500 oder dieses Ziborium aus dem dreizehnten Jahrhundert oder diesen flandrischen Altarflügel —"
„Sie, das sind hochprima Sachen!" lobpries Herr Trsnak rasch einfallend, „die sind garantiert echt! . . . Die müssen S' Ihnen gelegentlich genauer anschaun!"
„Na, schön", entgegnete ich, „also angenommen, es kauft Ihnen jemand alles das ab . . . Wieso schafft der Arbeit?"
„Aber erlauben S'", erklärte Herr Trsnak gereizt, „und da frag'n S' noch? . . . Wenn ich das verkauf, muß ich's doch wiederum nachmachen lassen!"

Lieber Simplicissimus!

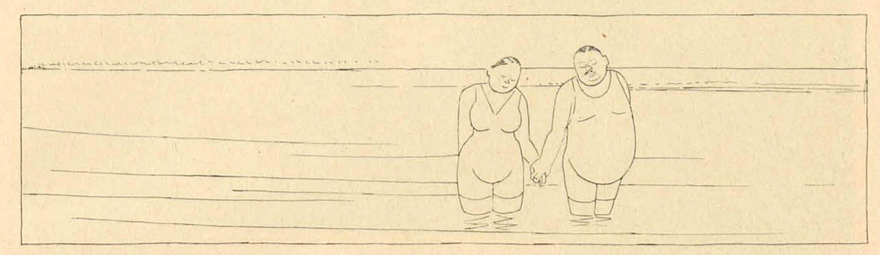
Der Vater hilft seinem Sprößling bei den Schularbeiten. Er stellt ihm die Frage: „Wie heißt der Gott der Unterwelt?" „Dillinger", antwortet der Sohn.

Des Meeres und der Liebe Wellen

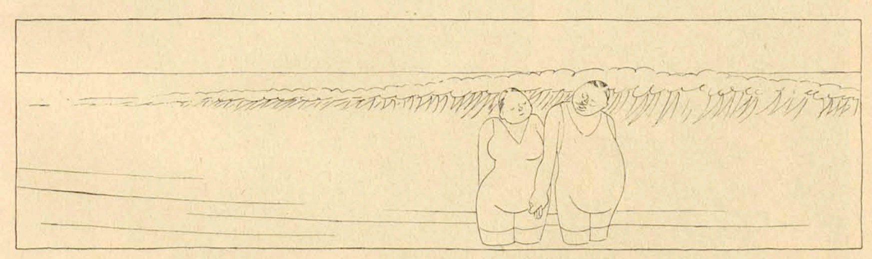
(Olaf Gulbransson)



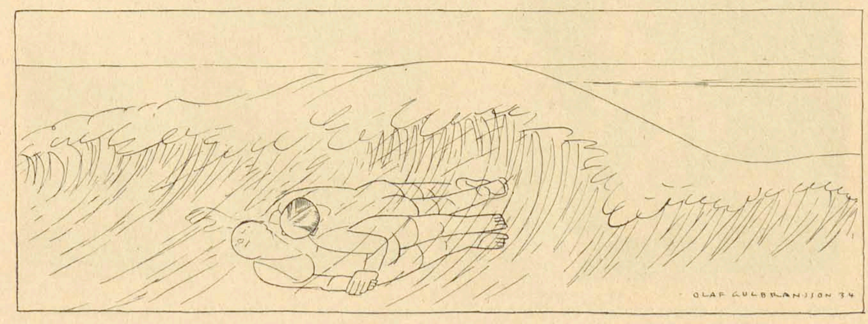
„Endlich treff' ich Sie allein, Fräulein Luise . . ."



„Was ich Ihnen schon immer sagen wollte, Fräulein Luise . . ."



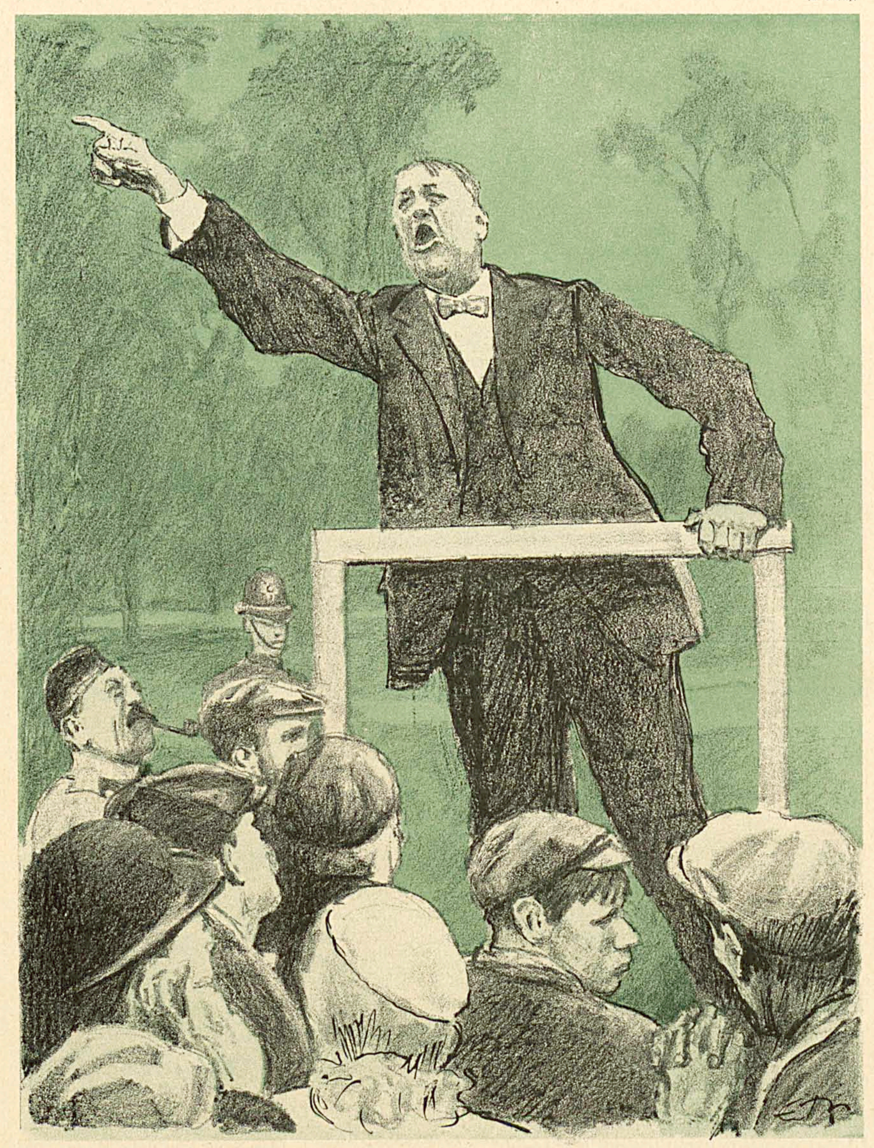
„Wir zwei, Fräulein Luise . . ."



„G'hörn freili z'samm, Paul!"

Deutsche Giftbakterien über England

(E. Thöny)



„Und wie kommt dieser saubere Sir Wickham Steed dazu, euch so hirnverbranntes Zeug vorzufackeln? Weil er selbst keine anderen Waffen kennt als die giftigen Bazillen der Verleumdung!"

München, 22. Juli 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS



(Karl Arnold)

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!"

Der Herr von O... und seine Mädchen

In einem der vielen Höfe unserer Straße — einer ärmlichen und gewöhnlichen Straße übrigens — gibt es ein Fabrikgebäude, das schon seit vielen Jahren leer steht. Es ist ein hohes, mehrstöckiges Haus mit einer eisernen Wendeltreppe.
Eines Tages hieß es, das obere Stockwerk wäre vermietet.
„An eine Kleiderfabrik?" fragten die Leute; denn zuletzt war dort eine Kleiderfabrik gewesen.
„Nein", sagte die Pförtnerin, „an Private."
Mehr war nicht aus ihr herauszukriegen.
An Private also, hm!
Und es stimmte! Die Fabrikböden wurden mit rotem — man denke: mit rotem! — Linoleum ausgeschlagen, die Wände mit dunklem Holz getäfelt, und unzählige riesige Schiebetüren wurden angelegt, um die Räume gegeneinander abzuschließen. Als dann noch ein Badezimmer mit einem teuren Gasbadeofen eingebaut wurde und ein Telephon, da war die Neugier auf die „Privaten" bis aufs höchste gestiegen.
Nein, sie stieg noch höher! Die Möbel wurden angefahren! Die Möbel — man weiß doch, was Möbel sind; aber so was hatte man in unserer Straße noch nicht gesehen. Es waren lauter verrückte Gestelle, schwarz lackiert, ja, und das sollten nun Möbel sein.
Einige Tage später kam ein Herr in Begleitung von zwei jungen Damen in einer Taxe angefahren. Sie hockten inmitten vieler Koffer, die aus gutem Leder und ungeheuer groß waren. Auch solche Koffer hatte man bei uns noch nicht gesehen. Der Herr und die beiden Damen waren sehr fidel. Sie lachten, und der Herr schien überhaupt ein ulkiger Vogel zu sein. Er war etwa dreißig Jahre alt und trug graue Breecheshosen. Er hatte einen runden Kopf und eine richtige Glatze. Vielleicht war er ein Gelehrter oder ein Philosoph, aber dazu war er wieder nicht ernst genug. Um die Augen hatte er kleine Fältchen. Das Merkwürdigste war, daß er, wenn er mal gerade nicht sprach, einen ganz traurigen Gesichtsausdruck hatte.
Die beiden Damen — später stellte es sich heraus, daß es Schwestern waren — trugen sehr elegante Kleider, die sowohl in den Farben als auch im Schnitt ziemlich auffallend waren. Diese Extravaganz wurde noch unterstrichen durch Baskenmützen, die sie recht verwegen aufgesetzt hatten. Die Jüngere mochte etwa neunzehn Jahre alt sein, die Ältere vielleicht fünfundzwanzig. Sie waren schlank und schön gewachsen, und ihre Haare glänzten wie Seide.
Der Chauffeur winkte einen kräftigen Mann heran, der in dem allgemeinen Menschenauflauf stand, und die beiden trugen die Koffer hinauf. Es war ein saures Stück Arbeit.
An diesem Tag sprach man bei uns von nichts anderem als von diesem Einzug. Da man nichts Näheres wußte — und einen Namen mußten die Neuen doch wenigstens haben — nannte man sie „Den Herrn von O . . . und seine Mädchen", und dabei blieb es.
Gleich vom ersten Tag an haben sich die drei ordentlich unter die Leute gemengt. Sie kommen meistens zusammen, Herr von O . . . geht in der Mitte, an jeder Hand hält er ein Mädchen. Na, der kann seinem Schöpfer danken, der hat es gut getroffen; kein Wunder, daß er so vergnügt ist. Die Männer blicken ihm ein bißchen neidisch nach, und die Frauen lächeln verständnisvoll. Ja, der Herr von O . . ., das ist vielleicht einer!
Die Jüngere hat stets einen Photoapparat dabei, und kein Kind ist vor ihr sicher. Wenn sie knipst, dann schaut sie weder rechts noch links und ist direkt besessen. Die Abzüge schenkt sie später den Kindern; wirklich, sie verlangt kein Geld dafür, obwohl die Bilder viel größer sind als die des Standphotographen im Volkspark, der für winzige und ganz undeutliche Bildchen oft bis zu fünfzig Pfennigen verlangt.
Sie ist wohl eine Künstlerin, die Jüngere. Und die Ältere?
Ja, aus der kann man nicht recht klug werden. Sie setzt sich oft zu den Männern in die Kneipe und trinkt Bier mit ihnen. Dann hört sie genau auf das, was die Männer sprechen, und das stenographiert sie mit. Oder sie geht in das benachbarte Obdachlosenasyl und übernachtet dort. Als ob das ein Vergnügen sei! Du lieber Himmel! Und dabei hat sie doch eine einwandfreie Bleibe. Man kann eben nicht recht klug aus ihr werden.
Und der Herr von O...?
Was der tut, das ist noch rätselhafter. Die Aufwartefrau hat erzählt, daß er viel studiert, denn sein Tisch liegt immer voll Bücher, aus denen er sich Notizen macht. Auch hält er den Mädchen Vorträge über die Hegelsche Dialektik, das Matriarchat und die Grenznutzentheorie, aber anscheinend tut er das nicht wie ein Professor; denn die Mädchen lachen dauernd, wenn er spricht, und auch ihm selber laufen dabei meistens die Tränen über die Backen.
Zwischendurch schaltet Herr von O... mal den Lautsprecher ein, und wenn gerade ein Vortrag gesendet wird, so widerspricht er dem Redner lebhaft und diskutiert mit ihm. Und bei einer Konzertübertragung dirigiert er feste drauflos und kopiert alle berühmten Dirigenten. Natürlich, da kann man schon lachen.
Ja, und noch was! Herr von O... kocht auch. Man sollte es nicht für möglich halten, die Mädchen können nicht kochen. Sie können nicht einmal Salzkartoffeln kochen. Aber das stört Herrn von O... nicht im geringsten. So kocht er halt selber, und wenn ihm mal was anbrennt, so ist das nur ein Grund mehr, sich des Lebens zu freuen.
Weiß Gott, die drei sind übermütig!
Und diesen Übermut verbreiten sie überall, wohin sie kommen, beim Bäcker, beim Kolonialwarenhändler, beim Friseur und beim Fleischer. Sie bringen Leben in die Bude, wie man sagt, und wer sie trifft, der kann sich gratulieren.
Oft begegnet man ihnen auch auf dem Rummelplatz. Dort spazieren sie von einer Bude zur andern, spielen am Glücksrad, verlieren oder gewinnen, je nachdem, oder sie schießen nach einem schwebenden Kakadu aus Blech und genieren sich auch nicht, die berühmtesten Boxer der Gegen-

(Schluß auf Seite 197)

Liebespaare im Park

Die dunklen Wege säumen
mit Schweigen ihren Schritt,
leise gehn in den Bäumen
schwankende Schatten mit.
Und ihre Augen wandern
in Dank verschränkt,
als hätte eines dem andern
den Schimmer des Mondes geschenkt.

Rolf Grasher

2000-Kilometer-Fahrt

(E. Thöny)



„Gelt, do luegscht, Ähne! Ond du hoscht no da-n-alte Daimler ausg'lacht!"

Kurota-Skandal

(Olaf Gulbransson)



„Alles macht unser Japan Europa nach. Jetzt haben sie auch die Korruption eingeführt.“

Heimgefunden

(Jos. Sauer)



„Wiss'n Se, frieher hab'ch immer mein'n Nietzsche drbei gehabt — aber seit ich mich bräun'n lass' wie 'n Indianer, fiehl' ich mich mehr zu Garl May hingezoch'n."

Der Herr von O... und seine Mädchen

(Schluß von Seite 194)

wart für einen Groschen sich herumbalgen zu sehen.
Von purem Übermut der Mädchen zeugt auch eine Geschichte, die ich mir aus den Andeutungen der Aufwartefrau zurechtlegen konnte.
Also hört zu! Die beiden Mädchen haben einen Vater, der in einer süddeutschen Stadt Professor ist. Der kam kürzlich auf einen Tag zu einem Kongreß in unsere Stadt und wollte den Abend mit seinen Töchtern verbringen. Sie trafen ihn in einem Weinrestaurant, und dort aßen sie mit ihm zu Nacht. Der Herr von O... saß inzwischen zu Hause und dachte an seine Mädchen. Er war ziemlich betrübt, weil er so lange allein sein mußte. Aber auch die Mädchen waren mit ihren Gedanken dauernd bei ihm. Das konnten sie um so leichter, als ihr Vater ein ganz zerstreuter Gelehrter war, der überhaupt nicht bemerkte, was um ihn herum vor sich ging. Nun tat es den Mädchen leid, daß ihr Herr von O... an diesem üppigen Abendessen nicht teilnehmen konnte. Wirklich, das war schade. Er hatte immer einen so mächtigen Appetit, der Herr von O..., und außerdem war er ein Schlemmer.
Was tun?
Der Herr Professor bestellte sich ein Rumpstück, die Jüngere ein Rieseneisbein und die Ältere eine Kalbshaxe, an der sich eine ganze Familie satt essen konnte. Das freute den Herrn Papa sehr. Er schenkte Wein ein und sagte: „Zum Wohl!"
Kaum hatte er den ersten Bissen seines Rumpstücks im Magen, da bemerkte er, als er aufblickte, daß seine Töchter schon alles verzehrt hatten. Ihre Teller waren leer. Erst wollte er ungehalten sein, weil sie so hastig gegessen hatten; aber dann freute er sich, weil sie so gesund waren und es ihnen schmeckte.
„In meiner Jugend", sagte er, „konnte ich auch ganz anders essen als heute. Seid ihr auch satt geworden?"
„Nein", sagten sie, „im Gegenteil, jetzt haben wir erst den richtigen Appetit bekommen!"
Der Herr Papa schüttelte den Kopf und reichte ihnen nochmals die Speisekarte. Nun bestellten sie Rehrücken mit Preißelbeeren und aßen alles ganz manierlich auf.
Aber der Ober des Restaurants fiel von einer Verwunderung in die andere.
Die Jüngere bestellte eine Flasche Wein, und dann bestellte auch die Ältere eine Flasche. Aber sie tranken kaum. Der zerstreute Herr Professor hatte immer noch mit seinem Rumpstück zu tun und war sehr zufrieden.
Als sie aufbrachen, hatten die Mädchen ein großes Paket zu tragen.
„Habt ihr denn vorhin ein Paket gehabt?" fragte der Herr Papa.
„Nein!" antworteten die Mädchen, „das sind die Knochen für unseren Hund."
„So? Habt ihr einen Hund?" sagte der Herr Professor.
„Und was für einen!" erwiderten die beiden, „er ist kolossal gefräßig."
Das fand der Herr Professor komisch, und die Mädchen fanden das auch, deswegen lachten sie alle miteinander.
Als die beiden gegen Mitternacht endlich nach Hause kamen, da zauberten sie aus ihrem Paket ein Rieseneisbein hervor, ferner eine Kalbshaxe, an der sich eine ganze Familie satt essen konnte, sowie zwei Flaschen Wein. Herr von O... strahlte über das ganze Gesicht, als er hörte, daß er ein gefräßiger Hund wäre, und er lobte seine Mädchen sehr.
Nun wurde ein Wiedersehen gefeiert, als ob man sich ein ganzes Jahr nicht gesehen hätte.
Als in der Frühe die Aufwartefrau kam, war die Feier noch nicht zu Ende. Herr von O... dirigierte gerade das Morgenkonzert der Funkstunde, und die beiden Mädchen applaudierten ihm laut und ausgelassen.
Ja, die Frauen in unserer Straße haben schon recht.
Der Herr von O..., das ist vielleicht einer!

T. S.

Schnappschuß

Dieser Tage unterhalte ich mich mit meinem Buchhändler.
Neben mir wühlt eine Dame in einem Stoß Romane.
„Und Sie meinen", sagte sie zu dem Gehilfen, „daß dieser Roman gut ist? ... Na schön ... Dann legen Sie ihn zu den andern ... Und daß ich nicht vergesse — Sie haben doch alle Neuerscheinungen, nicht wahr? ... Sehr gut ... Mein Neffe schreibt mir nämlich, ich soll ihm ein Buch schicken ... Wie heißt es gleich? ... Ach ja, richtig ... ‚Die Welt als Wille und Vorstellung!'"
„Bitte", beeilt sich der Gehilfe, „— hier, gnädige Frau!"
„Sieht gut aus." Die Dame nimmt einen der beiden Halblederbände und läßt die Blätter rasch durch die Finger gleiten. „Schöner Geschenkband ... Illustriert haben Sie ihn nicht lagernd?"

Quälende Frage

Ach, nun starb auch der Rekordgreis
Zaro Aga, der – wenn's wahr war,
was man freilich nicht aufs Wort weiß –
hundertvierundsechzig Jahr war!

Damals schrien die Temperenzler,
dieses hohe Alter habe
der noch seltsam rüst'ge Knabe
nur erreicht als Abstinenzler.

Und die Soda-Fabrikanten
trieben mit dem armen Mann da
Prohibition-Propaganda
in den damals trocknen Landen!

Zaro Aga ist gestorben.
Und schon vorher längst inzwischen
die gepries'ne Prohibition,
wofür er so stark geworben.

Doch mit einer Frage quäl' ich
jetzt mich manchmal nachts im Bette –:
Wenn er brav gepichelt hätte,
lebte er dann heut noch fröhlich – – –??

Benedikt

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Der Landstreicher

Von Wilhelm Auffermann

Hannes Klüter hat einen schwächlichen und unvollkommenen Körper, und der leere Rucksack schwenkt daran herum wie ein Pendel an einer ruhelosen Uhr. Er sieht beim Gehen wie ein Kind aus, obwohl er so lange Beine hat. Da geht er nun. Warum nur? Ich möchte alle verantwortlichen Faktoren der verworrenen Nachkriegszeit hinter Hannes Klüters Rücken führen und sagen: Das ist Hannes Klüter, ein junger Landstreicher. Er wollte gerne arbeiten. Er durfte nicht. Ihr tragt mit dran Schuld, wandert nun mit ihm!

Wir gehen seit heute morgen dieselbe Richtung. Alles, was ich sage, läßt Klüter unbeantwortet. Nur einmal flüsterte er: „Heute sind es sieben Jahre her . . .!" Was er damit meinte, weiß ich nicht.

Sattessen ist beim Gehen genau so wichtig wie ein paar deftige Schuhsohlen, denn in so einem leeren Magen knurren scharf die Naturgesetze, die sich nicht so leicht umgehen lassen wie jene Gesetze, nach denen die Gerichte Recht und Schuld sprechen. Diesmal ist Klüter an der Reihe, auch hat er mir die Geschicklichkeit voraus. Als wir durch ein Dorf kommen, sagte er mir: „Warte irgendwo!" Und geht sogleich in ein Haus hinein, wo sicher gerade die Bäuerin emsig mit der Mahlzeit beschäftigt ist.

Am Ende des Dorfes warte ich und setze mich neben der Straße auf den Rand einer Wiese. Die Wiese ist gemäht. Der Himmel ist blau und glänzt vor Helle. Die Hitze steigt aus dem trockenen Staub der Straße. Wenn der Wind darüber hinwegfegt, nimmt er den griesigen Staub mit, der in die Augen beißt und widerwärtig schmeckt. Dazu machen die Telegraphenstangen ihr wehmütiges Gesusel, und man muß an zu Hause denken.

Endlich kommt Klüter. Er hat's eilig. Sein Gesicht ist heiß geworden und hat einen verlegenen Ausdruck. Er bringt diesmal ein Scheibchen Speck mit. Eine Seltenheit. „Wir müssen machen, daß wir weiterkommen", sagt er und eilt in langen Sätzen vorwärts. „Hier dürfen wir nicht bleiben!"

Ich beachtete nicht gleich, was er meinte. Erst als wir ein paar Schritte weitergegangen sind, fallen mir seine Worte auf und auch sein veränderter Rucksack. Der Rucksack ist kantig geworden, als wäre er plötzlich über ein Möbelstück gerutscht. Das ärgert mich gründlich, und ich beiße die Zähne zusammen. Ich kann es nicht glauben. Schließlich frage ich doch: „Du, Klüter!" Und ich zeige dabei auf seinen Rücken. — „Das geht dich nichts an!" gibt er schroff zur Antwort. Da zweifle ich nicht länger. Ich habe mich bitter in Klüter getäuscht, er ist doch ein Landstreicher, ein elender Dieb, der vielleicht nicht einmal arbeiten will, sondern nur so tut. Ich bin recht ärgerlich auf ihn und fühle bei mir im stillen, daß ich ihn nur nach Verdienst behandeln werde, wenn ich an der nächsten Straßenecke meine Richtung ändere und allein meines Weges gehe. Fehlt nur noch, daß sie uns bis dorthin erwischen. Nein, ich muß mich sofort von ihm trennen.

Als wir an einem Stadel vorbeikommen, klage ich, daß meine Füße brennen und ich sie einreiben wolle, ich würde ihn schon einholen. Aber ich habe mich verrechnet. Er geht nicht weiter. Er packt seinen Rucksack ab und wartet. Während ich die Schuhe ausziehe, beobachte ich ihn heimlich. Ich möchte nur gern wissen, was er eigentlich gestohlen hat.

Er faßt in den Rucksack hinein und bringt — eine halbe bunte Kiste zum Vorschein. Hält sie zwischen seinen Händen und ruft mir zu, als wenn nichts vorgefallen wäre: „Du, schau her . . . Eine Puppenstube!"

Ich bin verblüfft.

Ich erkenne wirklich eine Puppenstube, mit bunten Tapeten, sogar kleine Glasfensterchen sind an der Seite.

Als sich meine Verblüffung löst, mache ich ihm in den heftigsten Worten, die ich finden kann, Vorwürfe: ob er sich nicht schäme, einem Kind sein Spielzeug zu stehlen. Er antwortet nicht, sondern stellt die Puppenstube zu Boden und legt sich trotz der Hitze davor. Sogar kleine Stühlchen hat er und einen kleinen Tisch, ein Schränkchen und ein kleines Sofa. Auch Gardinen haben die Fensterchen, ganz kleine Gardinen sind es, in grüner Farbe.

Klüters Ernst ist erstaunlich. Er streckt seinen struppigen Kopf in das Stübchen hinein und stellt die Stühlchen rund um den Tisch und das Schränkchen in die Ecke. Dann streicht er mit dem Zeigefinger über den weichen Samt des Sofas, verändert schließlich wieder alles vorsichtig und beginnt von vorn. Er streckt in seinem Eifer sogar die Zunge aus, als wenn auch diese sich beteiligen wollte, und ist glücklich wie ein behaglicher Mensch — in einer guten Stube.

Sogar die Landschaft scheint ringsum zu schlafen, als wenn sie Klüter nicht stören wollte. Und jetzt erscheint auch mir alles so einfach und klar, kein Spiel, sondern bitterer, bitterer Ernst.

Ich schleiche, so vorsichtig wie ich kann, davon. Denn gestohlen hat er ja doch. Laufe atemlos über die Landstraße, die von zwei Reihen schlanker Pappeln eingesäumt wird, die sich im Winde wiegen und wie Pärchen aneinander schmiegen. Die Telegraphenstangen suseln wieder. Singen

mit unsagbarer Traurigkeit, um so mehr, als man nicht weiß, warum. Es ist wohl die Traurigkeit der Einsamkeit und Armut, die nicht in den Tönen liegt, sondern in der Brust des Wanderers, der sie fühlt:
Ich sehe noch immer Hannes Klüter vor der Puppenstube liegen. Sehe seinen struppigen Kopf vor mir, mit den glücklichen Augen, wie er auf dem Bauch liegt und die Zunge und die hageren dünnen Finger nach den kleinen, weichen, behaglichen Stühlchen ausstreckt.
Weiß jetzt auch, was bei Klüter sieben Jahre her ist. Kann das aber keinen Grund nennen, zu stehlen. Es gibt ja abertausende von Klüters, die schon länger als sieben Jahre in keiner Stube mehr waren und kein Heim mehr hatten. Abertausende Opfer eines Systems, das sich schließlich selbst vernichtete.
Und doch liegt gerade darin die Ursache, daß der Landstreicher stiehlt. Auch andere Dinge als Puppenstuben.
Pflicht ist es, daran zu denken!

Vom Tage

In Österreich ist ein Raucherstreik ausgebrochen. Wer mit den Regierungsmaßnahmen nicht einverstanden ist, raucht nicht. Wer also nicht raucht, raucht keinen Guten. Dieser Streik trifft aber nicht nur die österreichische Tabakregie, sondern auch harmlose Nichtraucher, die sich nun, um nicht in Verdacht zu kommen, zum Rauchen gezwungen sehen. Denn wenn das Rauchen auch ihrer Gesundheit schädlich ist, so könnte das Nichtrauchen ihrer Stellung schädlich werden!

*

Die Besorgnisse hinsichtlich der Ernte in Rußland haben ihren Höhepunkt erreicht. Man hofft jedoch, ohne Schwierigkeiten durch den Winter zu kommen infolge der neuen Bestimmungen über Getreideablieferungspflicht für die Bauern. In eingeweihten Kreisen wird diese Ablieferungspflicht als das Ei des Kolumbus bezeichnet. Den Bauern wurde nämlich befohlen, in jedem Fall mehr Getreide abzuliefern, als überhaupt möglich ist. Dadurch verfallen die Bauern ohne weiteres der Strafe der Verschickung. Da aber die Verschickten von der Versorgung ausgeschlossen sind, erreicht man durch die geniale Lösung eine natürliche Herabsetzung der Zahl von Versorgungsberechtigten in einem solchen Maß, daß die Belieferung der Übrigbleibenden spielend gelingen muß.

Aus Aufsätzen fünfzehnjähriger Schülerinnen

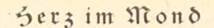
Unsere Freistunden sollen wir zur Weiterbildung der inneren Organe benützen.

*

Schundromane sind übertriebene Romane in vielen kleinen Büchern. Aber ein dickes Buch ist immer ein gutes Buch!

*

Kurz-Maler ist eine Dame, die schreibt, was vielleicht nicht wahr ist!



Hauch vom Mond um First und Erker
silbern und verschwiegen zittert.
Aufgesprungen sind die Kerker,
unser Herz klopft unvergittert.

Über uns wehn bleiche Fahnen,
bauschen sich in matten Schimmern,
und von künftigem Leid ein Ahnen
wandelt um in dunklen Zimmern.

Stärker scheinen nun die Sterne,
sind vom eignen Glanze trunken,
und die tags entrißne Ferne
ist in unsre Brust gesunken.

Karl Bröger

Lieber Simplicissimus!

Zwei Freunde, die nicht gerade überschwenglich mit Glücksgütern gesegnet waren, wurden von einem dritten, sehr reichen Freund auf ihrer Durchreise in Karlsruhe eingeladen und überaus üppig bewirtet. Sie taten sich, wie es wohl begreiflich ist, den Abend über recht gütlich an Speise und Trank, besonders am Trank, verabschiedeten sich in der Nacht noch von ihrem liebenswürdigen Gastgeber und suchten, zugleich schwer und leicht beschwingt, ihre Lagerstätte auf.
Gegen Morgen passierte dem einen nach der ungewohnten Üppigkeit im Bett etwas Menschliches, und er beriet in Melancholie und Angst beim Aufstehen mit dem Freund, was nun zu geschehen habe.
„Müssen m'r halt ä tüchtiges Trinkgeld gebn", meinte der. „Ja, jawohl!" stimmte der andere, rasch getröstet und erhoben, bei. Als sie in der Bahn saßen, fragte der Sünder den Unschuldigen: „Hascht du au wirklich a tüchtigs Trinkgeld gebn?"
„Jawohl, i schon", sagte der.
„Ich nit, ich hab' nix gebn", lachte der Sünder. „So, jetzt bischt du der Bettschisser!"

An alle Jäger

Durch das kommende Reichsjagdgesetz wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.
Nachdem „Der Deutsche Jäger", München, allen gesetzlichen Voraussetzungen entspricht, empfehlen wir seinen Bezug, wobei wir darauf hinweisen, daß unsere Jagdzeitschrift sowohl textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane steht.
Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.
Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.
Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.
Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

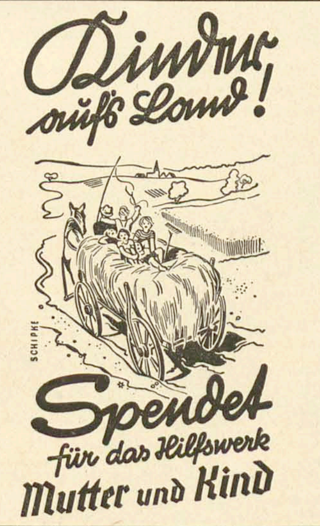
Gut geschlafen, gut gelaunt.
Das macht tatenfrohe Menschen. Alle Störgeister des Lärms werden durch die ins Ohr gesteckten OHROPAX-Geräuschschützer gebannt. 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen.
Max Negwer, Apotheker, Potsdam 79

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

BUREAU FÜR ZEITUNGSAUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W. 35
DÖRNBERGSTR. 7. B 2 LÜTZOW 4807/8
LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN, INSERATEN DES IN- UND AUSLANDES
IM ABONNEMENT ZU MÄSSIGEN PREISEN





Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Völlerei
Simpl.-Bücher!
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte „Sexursan". Lebenskraft und Lebensfreude bis ins höchste Alter. Prospekt diskret durch Sexursan-Co., Bad Reichenhall 670

1. Kostenlos 1/2 Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

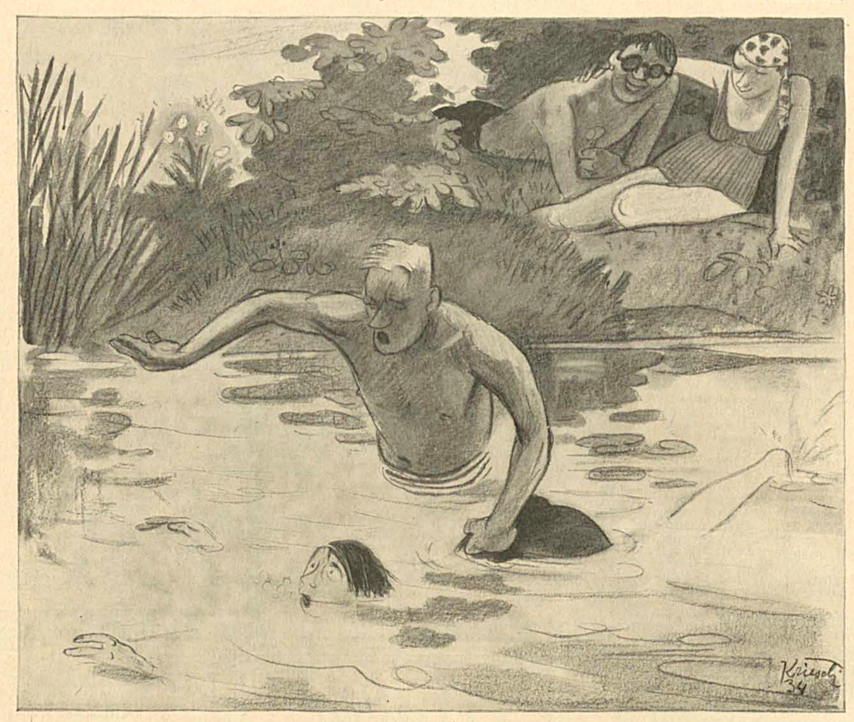
Bessere Photos durch PHOTO-SCHAJA
MUNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter Post Office New York, N.Y.

Objektivität

(Rudolf Kriesch)



„Ein rührender Kerl, der Franzl! Das ist jetzt das zehnte Mädel, dem er heuer Schwimmen lehrt!“ — „Ja, und wenn sie schwimmen können, läßt er sie laufen.“

Im Fegefeuer

Der alte Geheimrat, dessen Name in ganz Deutschland bekannt war, konnte sich mit Recht rühmen, ein guter Sohn seiner Kirche zu sein. Wenn sein rheinischer Humor gelegentlich auch ein paar heidnische Bocksprünge machte, so nahmen ihm das seine geistlichen Freunde nicht allzu übel, denn er renkte bei gutem Anlaß wieder ein, was er mit seinem Witz angerichtet hatte. Obwohl er nun wahrhaftig nicht knauserig genannt werden konnte, blieb er im Eintreiben seiner Honorare unerbittlich, und nichts kränkte ihn mehr, als wenn ihm einmal ein Klient mit unbeglichener Rechnung entkam. Das passierte ihm gelegentlich in seiner nächsten Bekanntschaft, wenn jemand nicht bezahlte, den er nicht gut verklagen konnte, weil er zuviel freundschaftliche Beziehungen zu ihm oder seiner Familie hatte.

So war es einmal auch mit einem Schwippvetter Kankeleit, der sich einen Spaß daraus machte, auf alles Toben und Fluchen, er solle endlich seine Schuld begleichen, antwortete: „Dat Jeld kannste in Schornstein schreiben. Dat kriegste nie!“ Da erwiderte der Geheimrat: „In vierzehn Tagen han ich dat Jeld!“ — „Jut!“ sagte der andere, und dann wurde nicht mehr von der Sache gesprochen.

Der Schwippvetter hatte seine Siegeszuversicht aus der Gewißheit, daß eine Klage oder ein Zahlungsbefehl nicht in Frage kämen. Aber der Geheimrat war mit seinem Plan bereits fertig. Er lud sich das „Dukatemännche“ zu einem Abendtrunk ein. Das „Dukatemännche“ war der Schwiegersohn des Schwippvetters und seines Zeichens Bankier, was bedeutet, daß er keinesfalls aus eigener Tasche Schulden zu bezahlen pflegte, die andere gemacht hatten.

Nach der zweiten Flasche mußte das „Dukatemännche“ einmal hinaus. Als er wieder hereinkam, machte er ein Gesicht, als wäre das „Forster Freundstück 1925“, das der Geheimrat spendiert hatte, inzwischen zu Essig geworden. Ein paar Augenblicke eisigen Schweigens entstanden, dann sagte der steif gewordene Gast in jenem offiziellen Ton, in dem er Kredite abzulehnen pflegte: „Entschuldigen Sie, Herr Geheimrat . . . ich muß Sie ergebenst um Aufklärung darüber bitten, wie das Bild meines Schwiegervaters an die Decke Ihrer . . . Ihrer . . . Toilette kommt?“

Der Geheimrat schenkte neu ein und tat,

Protest

Die eleganteren Familien
bedürfen dringend der Reptilien,
das heißt der Haut von solchen Tieren,
um modisch sich damit zu zieren
in Form von Gürteln und von Taschen,
von Schuhen oder auch Gamaschen.

Infolgedessen stirbt, o Graus,
so Krokodil wie Echse aus,
und gleichermaßen faßt die Schlangen
ein ahnungsvolles Todesbangen.

Ist das der Schöpfung Sinn und Zweck?
Die Arche Noahs hat ein Leck!
Wie? Oder scheint euch zweifelhaft
der Nutzen für die Landwirtschaft,
den die Reptilien betät'gen,
indem sie Ratt' und Maus erled'gen?

Meint ihr, sie trügen ihre Haut
zu Markte, daß ihr sie verfaut?
Und weil als Futteral sie tauge
für euer wertes Hühnerauge?

Ratatöskr

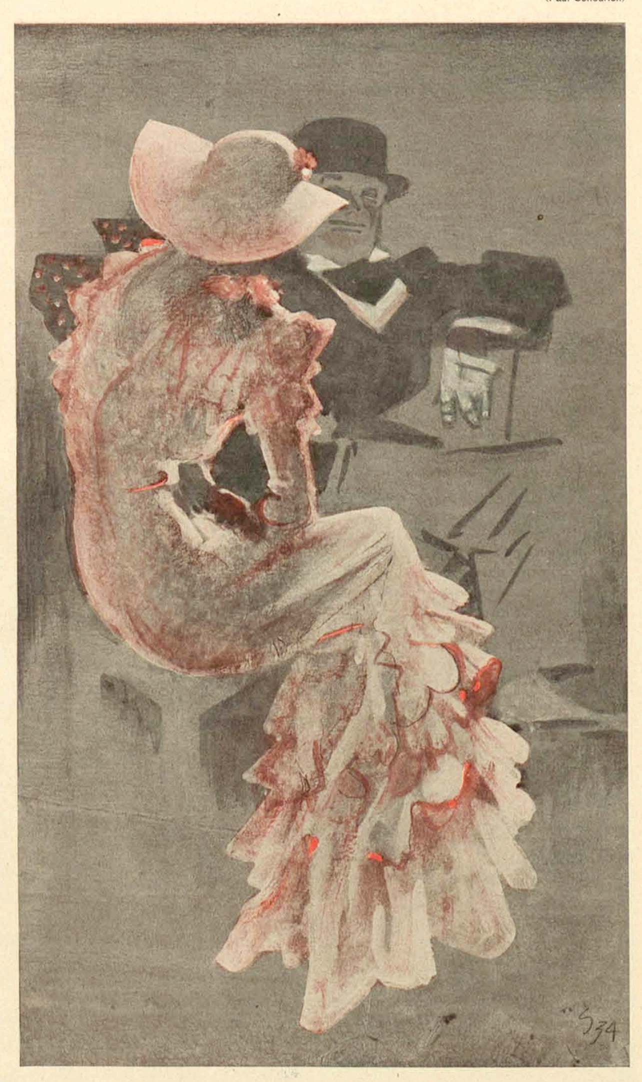
als ob die Unterhaltung noch so gemütlich liefe wie vorher.
„Ja — mein Lieber — er is im Fegefeuer."
„Im Fegefeuer?" fragte das „Dukatemännche".
„Ich han ihn verwarnt, dat er seine Schulden an mich bezahlen soll. Macht 234 Mark und 60 Pfennige. Er aber verjeht sich jejen Jottes Jesetz und hält mir vor, wat mir jebührt. Da han ich ihn in mein Privatfegefeuer verbannt. Trotz des rejen Verkehrs in meinem Hause hat sich leider noch keiner jefunden, der ihn da ausjelöst hat."
Sagt's und schenkt zwei neue Gläser voll.
Das „Dukatemännche" sieht sich eingekreist. Wenn er jetzt einschnappt, ist er in der ganzen Stadt blamiert. Außerdem kann er das Forster Freundstück nicht austrinken. Da schnappt er also nach Luft, lächelt dann und sagt: „Juter Wein, Herr Jeheimrat, aber für ne Mann in meine Verhältnisse 'n bißken teuer! Jenügt et, wenn ich den Ablaß für meinen Schwiegervater morgen auf Ihr Konto abschreibe?"
Der Geheimrat hebt den Hörer des Telephons ab, verbindet sich mit seinem Schwippvetter und sagt: „Jratuliere! Du bist in die Jefilde der Selijen einjejangen. Dein Schwiegersohn hat dich aus 'm Fegefeuer ausjelöst." Und dann brüllt er in den Korridor: „Anna, nehmen Se man dat Bild von Herrn Kankeleit von der Klosettdecke!" W. T.

Wer photographiert, hat mehr vom Leben!

Den ganzen Vormittag hatte es gut salzburgisch Schnürln geregnet, und wir waren unmutig erst bei Tomaselli und dann im Café Bazar gesessen. Gegen Mittag aber wurde der Regen mit einemmal dünner: die Wolkendecke bekam blaue Löcher, und bald segelten nur noch weiße Federwölkchen eilfertig über den dunkelblauen Himmel.
Das mußte ausgenutzt werden, und so überwanden wir unsere Abneigung gegen das Autobusfahren und vertrauten uns solch einem knallroten Ungetüm zu einer Drei-Seen-Fahrt an. Der Wagen war gut besetzt; gerade vor uns hatten zwei Holländer Platz genommen, den unvermeidlichen „Nieuwe Rotterdamsche Courant" und das „Algemeen Handelsblad" in der Rocktasche.
Punkt eins fuhren wir ab. Der schwere Kasten rumpelte durch die engen Straßen der Stadt, gewann die lange Steigung hinter Gnigl, und nun weitete sich der Blick. Hinter uns die Stadt mit ihrem turm- und kuppelüberragten Dächergewirr, darüber in der Ferne die schöne Pyramide des Hochstaufen und, im Sonnendunst zerfließend, andere

USA.-Verstiegenheiten

(Paul Scheurich)



„Oh, sweetheart, man macht es einem so schwer, seine Hochzeit originell zu feiern. Was meinst du, wenn wir alle überträfen und für die Gäste das paradiesische Kostüm vorschrieben?" — „No, Darling, du irrst! Am meisten machen wir von uns reden, wenn wir die Hochzeit in normaler Kleidung feiern und eine anormal glückliche Ehe führen."

Gipfel der Reichenhaller Gegend. Zu unserer Rechten das Felshorn des Nocksteins, vor uns aber, nach dem Regen herrlich klar und fest umrissen, die fernen Zacken und Grate des Höllengebirges. Jede Biegung der Straße, jeder Meter Steigung enthüllte neue Bilder; die Nähe flog vorbei, und die Ferne tat sich immer umfassender, immer großartiger auf.

Die beiden Mijnheers vor uns aber schliefen.

Der St. Wolfganger Schafberg tauchte auf, dahinter die stille Gipfellinie des Toten Gebirges; weit rechts leuchtete eine Zeitlang das Firnfeld des Dachsteins im Sonnenlicht . . .

Die beiden Mijnheers schliefen.

Endlich hatte die Straße die Höhe von Hof gewonnen und senkte sich nun in mehreren Kehren zum Fuschl-See hinab. Dunkelgrün schimmerte er durch die Baumstämme herauf. „Der Fuschl-See!" rief der Autobuschauffeur.

Da fuhr der eine unserer Holländer in die Höhe, rieb sich verschlafen die Augen, blickte verwirrt um sich und trompetete dann dem anderen in die Ohren: „Het Fuschl-Meer, Harry!"

Der andere erwachte, holte blitzschnell die Kamera aus der Ledertasche, machte sie schußfertig — klick-klick! — und het Fuschl-Meer samt Dorf und Felswand darüber war eingefangen.

Dann schliefen sie weiter, dem Wolfgang-See entgegen.

Der Mann, der arbeitet

Von Asbjörn Lund

Wenn nur der Mann gegenüber nicht gewesen wäre . . . Der Mann, der ständig arbeitete. Die halbe Nacht hindurch, über seinen Schreibtisch gebeugt . . . Ich hätte es vielleicht doch früher aufgegeben, aber immer, wenn mich die Arbeitsunlust übermannte, mußte ich zufällig einen Blick auf das Haus gegenüber werfen und sah dort, über seinen Schreibtisch gebeugt, im Schein der Schreibtischlampe mein Gegenüber emsig arbeiten. Was er arbeitete, konnte ich allerdings nicht sehen, aber — er arbeitete, emsig, unermüdlich . . .

Angeregt durch dieses Beispiel, mußte ich mich stets auch an meinen Schreibtisch setzen und eine meiner Novellen schreiben, die ich zwei oder drei Tage später vom „Kurier" prompt zurückbekam.

Manchmal dauerte es auch vier Tage, aber zurück bekam ich sie auf jeden Fall.

Und jedesmal dachte ich mir von neuem: Es hat ja doch keinen Zweck, es ist viel klüger, in ein Kino zu gehen. Aber so oft ich mich fröhlich und erleichtert daran machen wollte, diesen Entschluß auch durchzuführen, fiel mein Blick auf das Haus gegenüber, ich sah den Mann, in Hemdärmeln, über seinen Schreibtisch gebeugt, emsig arbeiten, und alle schlechten Vorsätze waren verschwunden. Der Mann steckte mich mit seinem Arbeitseifer unfehlbar an, und ich konnte einfach nichts anderes machen, als mich ebenfalls an den Schreibtisch setzen und eine Novelle schreiben . . .

Die ich nach zwei Tagen wieder zurückbekam.

Endlich riß mir die Geduld. Warum kam der Erfolg immer nur in das Haus gegenüber, zu dem Mann, der unermüdlich arbeitete, zu dem Mann, der mich mit seiner verdammten Arbeitslust ansteckte?

Auch ich saß doch Nacht für Nacht über meinen Schreibtisch gebeugt, genau wie er, aber meine Arbeit war nutzlos, war sinnlos. Und seine?

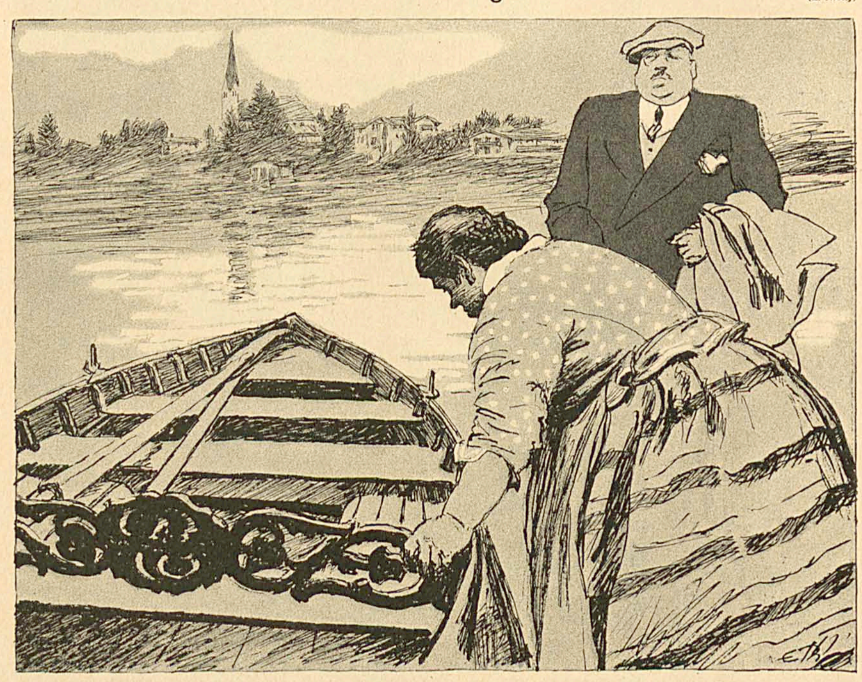
Wer war dieser Mann, dieser unermüdliche Arbeiter . . .?

Und ich stürzte in das Haus gegenüber...

. . . Es war ausgerechnet der Mann, der meine Novellen zu lesen (und sie zurückzusenden) hatte . . .

Archäologie

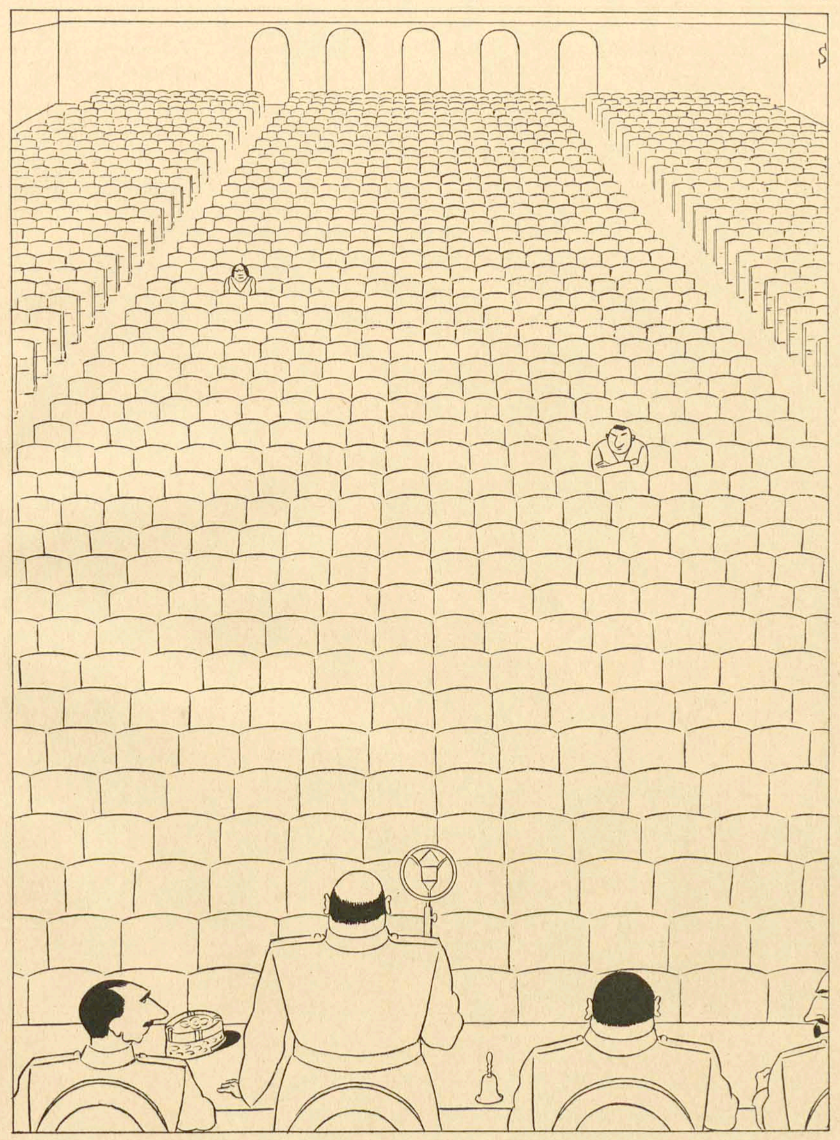
(E. Thöny)



„Orijineller Kahn! Stammt wohl noch aus der Cheruskerzeit?" — „Dös glaabst! Mit dem is scho inser Kini Ludwig auf Herrenchiemsee hinteri g'fahrn!"

Monstreversammlung der Franco-Saarländer

(E. Schilling)



„Messieurs, Mesdames, ich freue mich, daß Sie so zahlreich erschienen sind!"

Deutsche Stimmen



XII

(Wilhelm Schulz)

Die Zähne aufeinander, weit die Augen,
willst du das Ungeheuer „Leben“ binden.
Es gilt! Nimm Waffen, die zum Kampfe taugen.
Ein schlaffes Volk, das gleich sich gibt den Winden.
Voran denn! Bade dich in scharfen Laugen
und nage, muß es sein, an harten Rinden.
Geduld! Am Ende wirst du Honig saugen
und wohnen unter selbstgepflanzten Linden.

Detlev von Liliencron († 22. Juli 1909)

München, 29. Juli 1934

Preis 60 Pfennig

39. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

August

(M. Dudovich)



Der Himmel brennt! Die Ernte steht!
Im Sonnenglast die Zeit verweht!
Aus allen Poren bricht der Schweiß,
aus allen Dielen leuchtet Eis.

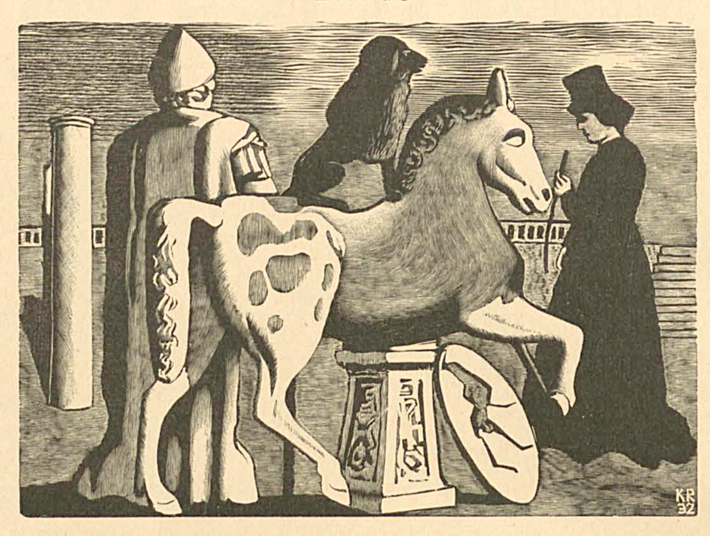
Feige ermatten
apathisch im Schatten;
aber die andern, im Sand,
vereinigt dem Brand,

liegen wohlig und still
auf dem glühenden Grill;
Auf ölglänzende Glieder
stürzt der Sonnengott nieder!

A. Sailer

Zirkus

(K. Rössing)



Lob des Holzes

Aus Fichtenholz erzeugen wir,
wie jeder weiß, das Druckpapier,
aus dem sodann im Handumdrehen
die lieben Zeitungen entstehen,

die man so gern zu Rate zieht,
weil man von selbst nicht deutlich sieht.
So spendet Holz, auch unverbronnen,
uns Licht und Wärme gleich der Sonnen.

Doch nicht genug: man hat entdeckt,
daß in dem Holz was Süßes steckt,
und alsbald holt sich dieses Süße
die Wissenschaft durch Hydrolyse.

Was man nunmehr in Händen hat,
das ist ein Zuckerfabrikat . . .
Wie wird die Zukunft jetzt so trübe
fürs Zuckerrohr und für die Rübe!

Dem Forstmann schwillt das Herz vor Stolz;
denn siehe: alles schafft das Holz!
Es figuriert in unsern Tagen
als Stein der Weisen — sozusagen.

Ratatöskr

Der Nierenbraten

Eine seltsame Liebesgeschichte

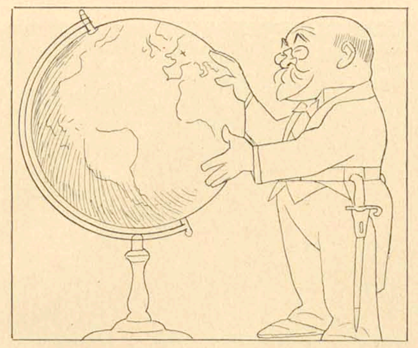
Von Ernst Hoferichter

Durch eine falsche telephonische Verbindung lernten sie sich kennen.
Er hieß Alois Mehltreter und stammte aus der Gegend zwischen Ampfing und Mühldorf, wo die letzte Ritterschlacht geschlagen wurde.
Aber dieses historische Ereignis hatte in seinem Charakter keine Spuren hinterlassen. Er liebte die Freuden des Lebens nur, wenn sie wenig oder gar nichts kosteten, und trug von Herrschaften, Millionären und Doktoren abgelegte Anzüge.
Sie schrieb sich Anni Vierlinger, saß an der Kasse eines öffentlichen Brause- und Wannenbades, verkaufte Seifen und Fichtennadelsalz und verlieh Handtücher. Sie schwärmte für Säulen, Tempel und Weinlaub im Haar — und verliebte sich sofort in Alois' Stimme, die etwas von der Milde echter Tafelbutter besaß.
Am Fischbrunnen trafen sie sich zum erstenmal. Sie trug ein Seidenkleid, das die Farbe einer Vierfruchtmarmelade besaß, und er hatte die Enden seines Selbstbinders aus der Weste gezogen und ließ sie unternehmungslustig im Winde wehen.
Alois schlug eine Fußwanderung vor. Aber Anni stimmte für Fahrt — und so bestiegen sie die Plattform einer Straßenbahn, deren Endstation dem Busen der Natur am nächsten lag.
Aus dem Umstand, daß sie für sich selbst bezahlte, schloß er auf einen feinen Charakter, der nicht teuer kam und somit auch edel sein mußte.
Wiesen, Felder und Wald befreiten sie gegenseitig bald vom Druck der ersten Begegnung. Und als die Sonne sich poetisch hinter die grüne Wand des Forstes senkte, wußte sie schon die Größe seiner Kragenweite, und er kannte die Namen ihrer Lieblingsfilmstare, von denen sie Hochglanzpostkarten besaß.
Er mußte immer reden — und sie vergaß dabei sogar allen Inhalt. So war sie von dem melodischen Klang seiner Vokale gefangen . . .
Alois war sich dieser Wirkung wohl bewußt. Als sie einen Durst nach Kaffee verspürte, begann er zur Ablenkung mit dem Gesang des „Seemannslos".
Und so wohlig und schmalzig gelangen ihm die hohen Töne, daß Anni unwillkürlich nach seinen Mundwinkeln hinsah, in der Meinung, daß sich darin das überschüssige Schmalz sammeln müßte.
In seinem Gesang hausten Wind und Meer mit solcher Deutlichkeit, daß jeder Zuhörer, mitten im Tannenwald, zwischen Moos und Fliegenpilzen, das lecke Schiff in die Tiefen des Ozeans versinken sah . . .
Aber mit der zunehmenden Nacht breiteten sich auch die Übel von Hunger und Durst wie Ungeziefer aus. Der Ostwind trug die Klänge einer Militärmusik aus einer Gartenwirtschaft. Und Alois fühlte, daß jetzt die kostenlosen Freuden wie eine geschenkte Dauerwurst zu Ende gingen.
Im Schein von Bogenlampen traten sie in den fröhlichen Aufruhr des Gartens ein. Dabei hatte er den Gedanken, daß diese Fülle an Licht im Preis der abgebräunten Kalbshaxen rächend zum Ausdruck kommen mußte.
Er wählte einen Platz ohne Tischtuch, um durch Entsagung und Mangel auf nieder angesetzte Preise zu treffen. Sie nahm als Vorspeise noch die Erinnerung der letzten Töne seines Gesanges. In ihrem Gesicht entstand ein Glanz, der nicht nach fettiger Haut aussah. Er kam von innen. Und sogar die Sommersprossen schienen zu lächeln. Sie mußte das Glück wie einen Zentner Würfelkohlen in sich verspüren. So schwer und voll von Wärme . . .! Und diese Fülle der Seligkeit rang nach Ausdruck.
Plötzlich kramte sie in ihrer Handtasche herum.
„Da . . .!" sagte sie und legte ihm einen Füllfederhalter in den Suppenteller.
„. . . damit du mich nie vergißt . . . und mir viel schreibst . . .!" setzte sie leise hinzu.
Alois schmunzelte überrascht. Er, der selten gab, liebte Geschenke über alles. Und er fühlte, wie hinter seinem Brustbein ein festgefrorener Grundsatz schmolz.
Alois Mehltreter wurde im Wirbel dieser unerwarteten Freude unsicher — und ein Trieb nach Verschwendung und Hingabe stieg in ihm empor. Die ganze Welt, seine Brieftasche, die Firmungsuhr und die Manschettenknöpfe „doublé" wollte er ihr zu Füßen werfen . . . hielt sich aber doch vor dem Äußersten zurück.

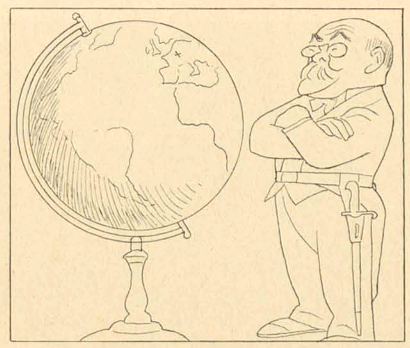
(Schluß auf Seite 209

Paktminister Barthou

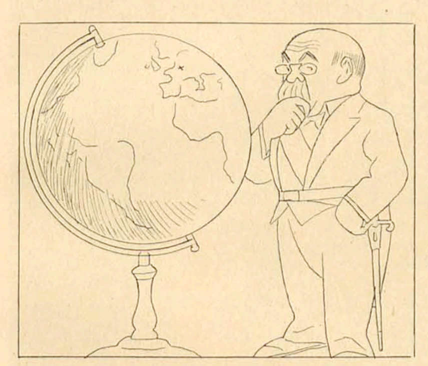
(Karl Arnold)



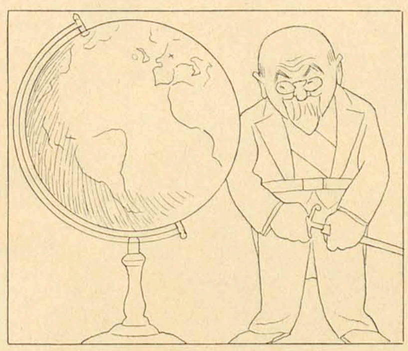
„Belgien, England, Polen, Rußland, die Balkanstaaten, Italien, kurz alles werde ich für uns vertraglich sichern."



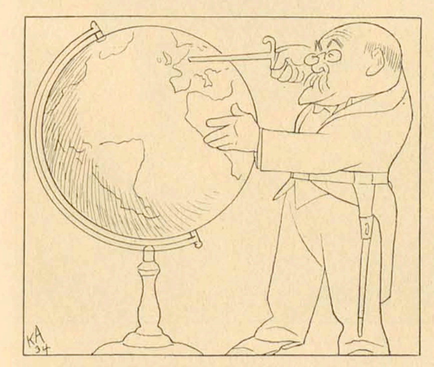
„So hätten wir Deutschland vollständig isoliert!"



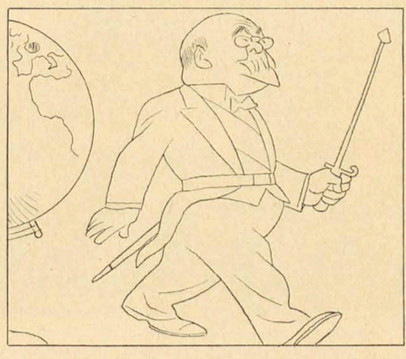
„Aber, immerhin, wo bleibt Frankreichs Sicherheit?"



„Halt — eine Lösung!"



„Ich schneide dieses Land einfach heraus



und bringe das Beutestück unserem Generalstab."

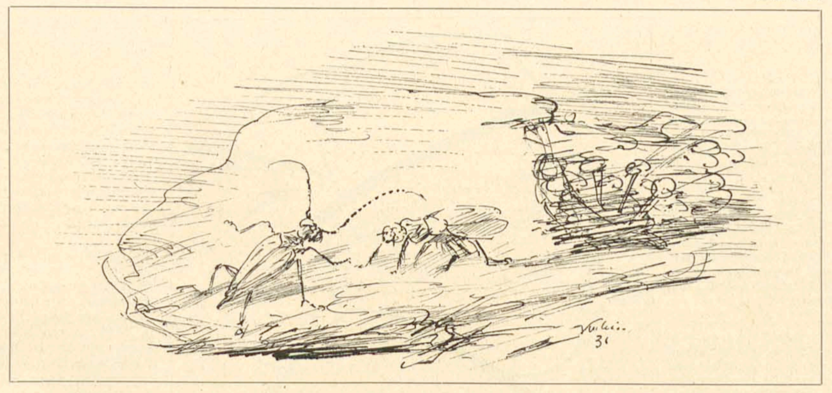
Der antideutsche Lügenbrei

(Wilhelm Schulz)



„Kaum auszuhalten, dieser Gestank! Aber die Welt rundum riecht ihn gerne.“

(Alfred Kubin)



Der Nierenbraten

(Schluß von Seite 206)

Immerhin verblieb ihm noch soviel Schwäche, daß er ihr die Speisekarte hinschob: „So . . ., jetzt such' dir aber etwas Feines auf meine Kosten heraus . . .!"
Und Anni begann mit dem Finger die Rubrik der Preise entlang zu fahren und blieb damit über „1 Mark 50 Pfennig — Nierenbraten mit gemischtem Salat" stehen.
Alois gab dem Finger in Gedanken einen Ruck nach unten — wo ein „Ungarisches Gulasch mit Kartoffeln" für 90 Pfennig gestanden wäre. Aber schon hatte Anni der Kellnerin „Nierenbraten" zugerufen — und mit einem Blick auf den Füllfederhalter ließ es Alois geschehen.
Er bestellte dafür zum Ausgleich für sich nur eine Nudelsuppe, in die er zwei Stück Brot bröckelte.
Und als der Braten mit der Beilage am Tisch landete, entsprang ihm unwillkürlich der Satz: „. . . das macht die Musik . . ."
„Was macht die Musik . . .?" fragte sie erstaunt.
„. . . daß . . . daß dieser Nierenbraten . . .", sagte er versunken.
„. . . so gut schmeckt . . .", half sie ihm nach, indes er dachte: „. . . dieser Nierenbraten so teuer ist . . ."
Und während Anni Stück um Stück zwischen ihre preißelbeerroten Lippen schob, besah sich Alois den Füllfederhalter — und bemerkte plötzlich den Aufdruck „Trinkt die Weltmarke Loreley-Sekt!" . . . Augenblicklich war es ihm klar geworden, daß er nur einen Reklameartikel geschenkt bekommen hatte, der überhaupt keinen Kaufpreis besaß.
Und es war, als ob plötzlich in ihm die Batterie einer elektrischen Taschenlampe ausgebrannt wäre. Kein Wort brachte er mehr hervor, und in seinem enttäuschten Antlitz entstanden Gebirgszüge mit tiefen Tälern.
„Was hast du denn, Alois . . .?" fragte sie besorgt.
Er gab keine Antwort.
„Macht dich die Musik traurig . . .?"
„. . . ja . . .!" murmelte er und zählte der Kellnerin das Geld auf den Tisch. „. . . Die Luft hat dich müd gemacht", tröstete sie ihn auf der Heimfahrt. Und er dachte sich die heimliche Antwort: „. . . natürlich die Luft . . .! Die so anständig war und gar nichts gekostet hat . . .!"
Zum Abschied auf baldiges Wiedersehen mußte er sich zu einer erlogenen Herzlichkeit einen Ruck geben — — —
Und sie schrieb ihm zweimal . . . dreimal . . . er gab keine Antwort. Da kam eines Morgens dieser vierte Brief:
„Geehrter Herr! — — — und da Sie kein Interesse mehr zeigen, ersuche ich Sie höflichst, mir den Ihnen überreichten Füllfederhalter umgehend wieder zurückzusenden. Achtungsvoll: Anni Vierlinger."
Alois schwitzte vor Erregung. Und wenn der Füllfederhalter auch im Wert gesunken war, so hatte er auf eine kleine Weile daran doch seine Freude verschwendet. Und dieses verausgabte Gefühl erschien ihm wie eine Barauslage, zu der noch hinzukam, daß — nein, es war unglaublich. Und er schrieb ihr zurück — mit jenem Füllfederhalter, der ihm zum ewigen Gedenken gegeben war:
„P. P. Nach Übersendung des Betrages von 1,50 Mark (m. W. eine Mark fünfzig) für den verauslagten Nierenbraten sende ich Ihnen den Füllfederhalter zurück. Alois Mehltreter."
Als er diese Antwort in den Kasten warf, freute er sich über seine Tatkraft. Die kurzen Bedenken, daß er dabei nicht als Edelmann und Kavalier gehandelt hatte, zerstreute er mit dem Wert, den ein Nierenbraten darzustellen pflegt.
Für dieses Geld könnte man zehnmal mit der Ringlinie um die Stadt Trambahn fahren, ebenso viele Postkarten nach den entferntesten Punkten auf fünf Erdteilen senden, fünfzig frische Semmeln verzehren und im Panorama sich mehr als ein dutzendmal den Ausbruch des Vesuvs durch Vergrößerungsgläser ansehen . . .
Und es war gar nicht auszudenken, was man noch alles für eine Mark fünfzig Pfennig erleben könnte.
Alois Mehltreter dachte es auch und vergaß darüber sogar sein Liebesabenteuer.
Ein halbes Jahr verging — als er durch ein seltsames Ereignis wieder daran erinnert wurde.
An einem freien Nachmittag bummelte Alois wieder auf seine Art durch das Herzgeviert der Stadt. Er las auf Anlagenbänken in fremden Zeitungen, die seine Mitmenschen vor sich ausgebreitet hielten, ließ sich in Feinkostgeschäften Gratiskostproben von neuen Kaffeemischungen und Suppenwürzen geben und hörte vor den Türen von Musikalienhandlungen dem Abspielen der Grammolaplatten zu.
Gegen Abend sah er plötzlich hinter der Scheibe eines vornehmen Speiserestaurants — Anni Vierlinger mit einem feinen Herrn sitzen. Sie hatte auf dem weißgedeckten Tisch ein ganzes Lager von Eßwerkzeugen liegen, die auf die laufenden Gänge eines königlichen Menüs warteten.
Im Gesicht war sie voller geworden — und unwillkürlich bezog er einige Gramm dieser Zunahme auf seinen einst verausgabten Nierenbraten . . .
Und er stand schon eine geschlagene Stunde hinter einer Litfaßsäule versteckt — und beobachtete, daß sie — noch immer aß. Ja, und er wünschte insgeheim, daß sie gar nicht mehr aufhören könnte.
Dagegen war sein Nierenbraten mit Salat kaum ein Almosen gewesen . . .! Er schnaufte immer leichter und freier . . . Und sein Verlust schrumpfte zu einer mageren Null zusammen.
Der feine Herr gab ihm Mut und Kraft zu einer neuen Tat. Jetzt fühlte er sich auch zu höheren Opfern bereit. Und wenn er daran zugrundegehen sollte . . .!
Er lief nach Hause, verpackte den Füllfederhalter und sandte ihn an Fräulein Anni Vierlinger zurück. Und er legte einen kleinen rosaroten Brief bei, der davon handelte, daß er seinerseits auf alle Rückerstattung der Kosten für den einst verzehrten Nierenbraten samt Salat verzichte — und daß sie diese kleine Orgie jetzt als reines Geschenk seiner Liebe und ernsten Absicht zu betrachten habe.
Alois versprach sich durch diese weitausholende Tat eine große Wendung der Dinge. Tag für Tag horchte er an seinem Briefkasten auf ihr reuiges Lebenszeichen . . . Seinem kleinen Horizont entsprach eine große Geduld. Nachts träumte er alle Ängste um einen Nierenbraten, der immer wieder bezahlt werden muß . . . Und am Tage hoffte er auf die Heimkehr der großen Liebe . . .
Und darauf wartet er noch heute. — — —

Der Ziegelstein

Von Georg Britting

Der zernarbte Ziegelstein
Auf der weißen Gartenstiege
Glüht im prallen Sonnenschein
Wie eine dicke Feuerfliege.

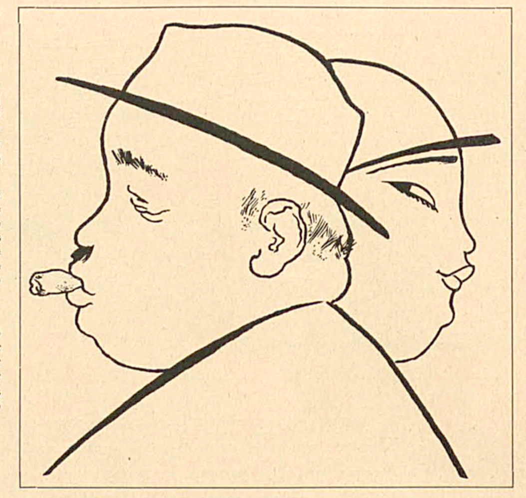
Und am Abend ist er blutrot
Noch, von Fleisch, und bebend,
Und verströmt die Glut wie lebend:
Erst erkaltend wird das Tontier tot.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Die skeptische Melodie von der Notwendigkeit

Von Anton Schnack

Es kommt eine gewisse Stunde
Dann und wann, und ich döse am Fensterglas,
Da reißt durch das Herz eine Wunde,
Ich glühe bis zum Grunde,
Und ich frage mich, was ist das?

Das ist die Frage nach der Notwendigkeit,
Das ist die Frage: was hält von dir die Zeit?
Das ist die Frage: wirst du gebraucht
Wie der Dienstmann, der unten Zigarre raucht?

Da kann ich erbarmungslos sehen,
Und ich denke nach, wohin meine Worte gewandert sind,
Und ich weiß nicht, ob sie mit jemand gehen,
Und ich weiß nicht, ob sie jemand beistehen,
Der im Albdruck ist oder im Regenwind.

Der Anzug des Schneiders hat seine Notwendigkeit,
Der hupende Mann im Auto gehört zum Tempo der Zeit,
Persil wird verwaschen, Parfüm wird gebraucht,
Auch die Zigarre, vom Mann im Dunkel geraucht.

Aber wer hat Verse im Munde
Jetzt bei einsinkender Nacht über Halberstadt?
Männer trinken am Biertisch eine süffige Runde,
Ein Schließmann rasselt am Tor mit dem Schlüsselbunde,
Und eine Frau spricht: „Ich bin satt!“

Das ist die Antwort der einfachen Notwendigkeit.
Eine Frau ist satt: das ist das Gedicht der Zeit.
Das ist der hymnische Satz, den jedermann braucht,
Der im Dunkel wandert und Zigarre raucht!

Der brave Köpeling

Von Willfried Tollhaus

Köpeling war ein geborener Lakai.

Das halte niemand ab, diese Geschichte zu lesen, denn in seinem bescheidenen Dasein spiegelt sich der Glanz eines fürstlichen Hofes und der Zauber jener romantischen Zeit, in der hübsche Komödiantinnen und Tänzerinnen selbst gekrönte Häupter verwirren konnten.

Die Sicherheit, die der brave Köpeling innerhalb seiner beruflichen Servilität besaß, veranlaßte dereinst einen süddeutschen Prinzen, der den Herzogstitel führte, ihn als Kammerdiener anzunehmen. Seine Königliche Hoheit hat es nie zu bereuen gehabt. Um ganz zu würdigen, was diese geschichtliche Feststellung bedeutet, muß man wissen, daß Köpelings Jugend in jenen aufregenden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts lag, in denen das revolutionäre Freiheitsgift Studenten, Bürger, Arbeiter und sogar fürstliche Lakaien häufig zu höchst peinlichem Benehmen gegen Personen von Stand verführte.

Um es gleich offen heraus zu sagen: Auch Köpeling stand einmal unter solcher Infektion. Er schien sich zu gut, seinen Herrn zu rasieren, anzuziehen, ihm die Nägel zu schneiden und ihm selbst die geheimnisvollsten Dienste zu tun, die man in der Öffentlichkeit nicht erörtert.

Und einmal machte er offenen Aufruhr.

Das war, als Seine Königliche Hoheit zu einem Ball wollte und es ablehnte, parfümiert zu werden, weil fürstliche Personen immer gut röchen.

Da kam sich Köpeling vor wie der Marquis Posa vor dem König Philipp, und er erwiderte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Manchmal riechen auch Königliche Hoheit abscheulich.“

Noch in seinem Alter zitterte er, wenn er an die Kühnheit dieses Satzes dachte.

Aber sein fürstlicher Herr fand seine Anmerkung belustigend und schenkte ihm einen Taler dafür.

Als Köpeling das Geldstück mit tiefer Verbeugung entgegennahm, wußte er, daß es sein Schicksal war, ein Lakai zu bleiben. Seit dieser Zeit entsagte er freiheitlichen Wallungen und bemühte sich sehr um eine gewisse Vollendung in seinem Metier.

Er begleitete den Herzog in den Krieg gegen Dänemark, der sich in den Depeschen darüber gefährlicher ausnahm, als vom Hauptquartier aus.

Dann aber kam das dramatische Erlebnis, daß sich Seine Königliche Hoheit in die Schauspielerin Alexandra Wegner verliebte und ihr seine linke Hand antrug. Es gab einen Sturm am Hofe. Der Chef des Hohen Hauses aber war ein sehr vernünftiger Mann. Er machte Alexandra Wegner zur Baronin Rotheck, schenkte seinem Vetter das Schloß Karlsberg, setzte ihm eine gute Apanage aus und beließ ihn in allen Ämtern und Würden, damit wenigstens einer aus der Familie dem Volk eine glückliche Ehe vorlebte.

Karlsberg, das in altem Park auf einer Hügelkuppe lag und weit ins Land grüßte, war schon zu Lebzeiten des Herzogs der Schauplatz einer sehr angeregten Geselligkeit gewesen. Die Unterschiede von Geburt und Reichtümern erkannte man dort nicht an. Man liebte es, auch etwas abenteuerliche Naturen zu empfangen, und der berühmte Rotweinkeller des Herzogs und sein französischer Kognak (die Flasche zu 20 Franken) begünstigten die Entwicklung höchst amüsanter Gespräche.

Als Seine Königliche Hoheit verhältnismäßig früh aus dieser angenehmen Umgebung und seiner äußerst glücklichen Ehe durch eine tödliche Lungenentzündung sich in das großfürstliche Erbbegräbnis zurückzuziehen gezwungen wurde, war Köpeling bereits Hausmeister und ordnete die Beisetzungsfeierlichkeiten peinlich nach der Etikette, daß er vom fürstlichen Hause zu seinen

zwei Medaillen noch ein Verdienstkreuz erhielt. Das klapperte fortan bei festlichem Anlaß auf seiner Livree.
Die Frau Baronin verehrte er abgöttisch. Sie war eine Dame von Welt, mochte sie auch gelegentlich ein derbes Wort gern gebrauchen. Der Schmerz über den Tod ihres Gatten brachte sie selbst an den Rand des Grabes. Wäre nicht der gute Nachbar Graf Berthold gewesen, so würde sie kaum wieder zu Kräften und Frohsinn gekommen sein.
Auch dieser Graf Berthold war ein Ungewöhnlicher. Sein stattliches Vermögen hatte er durch kostspielige Reisen und Liebhabereien ziemlich vertan. Was ihm noch geblieben war, verbaute er in seine alte Familienburg und ihren kunstvollen Garten. Seine Hauptbeschäftigung galt den seltsamen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich der gewöhnliche Sterbliche nichts träumen läßt. Der Graf war Spiritist und nach seiner Meinung ein genialer Entdecker von Medien.
Da nun die Frau Baronin aus ihrer Theaterzeit eine hübsche Sammlung von Aberglauben mit in die Ehe gebracht hatte, ließ sie sich leicht überreden, durch solche Medien die Verständigung mit ihrem geliebten Abgeschiedenen aufzunehmen. Seine Königliche Hoheit beschränkte sich darauf, zu versichern, daß er seine Alexandra noch immer liebe, verweigerte aber jede weitere Angabe über seine gegenwärtigen Verhältnisse. Immerhin tat schon diese Mitteilung wohl.
Köpeling hielt wenig von Medien, erlaubte sich jedoch über diese Seancen weder ein Lächeln noch ein Wort, trotzdem er vor allem die Vorstellung peinlich fand, Seine Königliche Hoheit klopfe persönlich in Gegenwart aller Zärtlichkeiten an seine Frau Gemahlin mit dem Tischbein herunter.
Jahre vergingen. Einige Köpfe des Rotheckschen Kreises wurden kahl, einige grau, andere wieder schwarz, blond oder kastanienbraun.
Aber das Leben auf Karlsberg veränderte sich in seinen Grundzügen nicht.
Eines Tages aber geschah etwas sehr Aufregendes.
Graf Berthold hatte das berühmte Medium Professor Plaschik nach Karlsberg gebracht. Der Professor sah aus, wie ein Zauberer aussehen muß: assyrischer Bart, hagere Figur, blitzende Augen. Selbstverständlich sprach er fremdländischen Akzent.
Nach seiner eigenen Ansicht war er eigentlich ein großer Arzt. Er gab Geschichten von seinen Wunderkuren zum besten, bei denen sich die Mediziner des Rotheckschen Kreises lautlos entfernten, nicht um, wie es naheliegend gewesen wäre, ob der eigenen Unzulänglichkeit Selbstmord zu begehen, sondern um sich dem guter Tradition gemäß an vielen Stellen des fürstlichen Hauses in schön geschliffenen Karaffen aufgestellten Rotwein zuzuwenden.
Die Plaschiksche Untersuchungsmethode bestand in einer Verbindung von physikalischen Erfahrungen und medialen Gesichten.
Sie lehnte zum Beispiel auch die Untersuchung gewisser menschlicher Flüssigkeiten, über die man in guter Gesellschaft nicht spricht — und wir sind in guter Gesellschaft! —, keinesfalls ab. Nur mußte das diesbezüglich gefüllte Fläschchen auf einem Friedhof in einer Vollmondnacht um zwölf Uhr in einem Grabhügel bis zum nächsten Mittag vergraben werden.
Auf Anraten des Grafen Berthold war die Baronin Rotheck bereit gewesen, sich für eine solche Diagnose zur Verfügung zu stellen.
Köpeling hatte die Vorbereitung dafür getroffen und eine stattliche Medizinflasche in sauberem Zustand zur Verfügung gehalten, bis sie dem vorgesehenen Zweck nach erfolgter Mitwirkung der Frau Baronin mit all der Sorgfalt, die einer so wichtigen Arbeit gebührte, zugeführt werden konnte.
Obwohl er nun ein Mann der Aufklärung war, empfand er es doch als etwas peinlich, um Mitternacht auf dem Friedhof dieses Fläschchen eigenhändig bei Vollmondlicht in einem Grabhügel unterzubringen. Aus diesem Grunde nahm er an besagtem Abend eine größere Menge des auch von ihm sehr geschätzten Kognaks ein, für den, wie gesagt, schon Seine Königliche Hoheit 20 Franken für die Flasche anzulegen für richtig gefunden hatte.
Nachdem dies geschehen war, wollte er sich auf den Weg machen. Als er aber nach dem kostbaren Fläschchen griff, fiel es zu Boden und zerbrach.
Längere Zeit sah Köpeling höchst interessiert dem Werden einer kleinen wäßrigen Landkarte auf dem Fußboden seiner Küche zu. Dann überlegte er, ob die Frau Baronin noch einmal zu bemühen sei. Er sah nach der Uhr und fand, daß die dazu noch zur Verfügung stehende Zeit nicht ausreiche.
Nun ist aber nur alle achtundzwanzig Tage Vollmond. Wurde das Fläschchen heute nicht vergraben, so verzögerte sich die Untersuchung um vier Wochen. Das war zuviel für die Nerven der Frau Baronin.
Mechanisch griff Köpelings Hand nach einer anderen gleichgroßen Medizinflasche. Er spülte sie artig in Wasser aus und stellte dann in kurzer Frist persönlich ein Duplikat der ersten Flasche her, das nach Aussehen und Inhalt von der zerbrochenen nicht mehr zu unterscheiden war.
Nachdem er dann die Scherben und sonstigen Erinnerungen an das geschehene Unheil beseitigt hatte, machte er sich auf den ernsten Weg zum Friedhof.
Der Mond stand, wie ihm schien, etwas vergnügt am Himmel, als er das Fläschchen eingrub.
Jedenfalls war alles peinlich genau so, wie die Frau Baronin es gewünscht hatte, geordnet.

*

Die Untersuchung Professor Plaschiks ergab leider, daß bei der Frau Baronin ein schweres, ja in den meisten Fällen tödliches Unterleibsleiden in der Bildung begriffen war.
So erklärten sich also die Schmerzen, die sie gelegentlich im Knie und in der Hüfte gespürt hatte! — Sie waren Ausstrahlungen vom Sitz des Leidens her.
Es ließ sich denken, daß eine solche Nachricht einen Menschen tief erschüttert. Die Baronin blieb zunächst im Bett und befahl Lindenblütentee und geröstetes Brot. Dies war immer das Zeichen, daß sie ans Sterben dachte.
Professor Plaschik aber strich sich das Bartgelock, funkelte mit den Augen und begann eine Kur, die schon wiederholt in gleich verzweifelten Fällen Rat suchenden Personen geholfen hatte.
Nun aber erwies sich, daß der Organismus der ehemaligen Sängerin doch noch viel feiner sein mußte als der mancher uradlig Geborenen. Die Baronin wurde nämlich wirklich krank und machte sich mit dem Gedanken vertraut, bald in das fürstliche Erbbegräbnis zur linken Hand ihres erlauchten Gemahls aufgenommen zu werden.
Man ermesse, welchen Kampf der brave Köpeling in diesen Tagen kämpfte. Durfte er schweigen? Durfte er sprechen?
Schließlich aber stand er doch in großer Livree mit Medaille und Verdienstkreuz am Bett der Frau Baronin, senkte den Kopf und sagte mit dumpfer Stimme: „Ich bitte ein Geständnis ablegen zu dürfen, Frau Baronin."
Ein bleiches Gesicht starrte aus den Kissen, und eine müde, zerbrochene Stimme flüsterte: „Sprechen Sie, Köpeling."
Da erzählte Köpeling stockend die Geschichte der beiden Flaschen.
Er wagte nicht in die Augen seiner Herrin zu sehen, bis er zu Ende war.
Als er dann aber den Blick hob, sah er, daß die Frau Baronin sich im Bett hochgerichtet hatte und über das ganze Gesicht strahlte.
Wie nur ganz selten, wenn sie ausnehmend guter Laune war, duzte sie ihn auf einmal: „Hast du überhaupt einen Unterleib, Köpeling?" fragte sie.
Diese Frage verblüffte den Braven so stark, daß er heftig mit dem Kopf schüttelte.
Da lachte die Baronin Rotheck, daß es auf dem Flur gehört wurde und ihre Zofe ins Zimmer gesprungen kam. Sie befahl ihr, Herrn Professor Plaschik zu fragen, mit welchem Zuge er abreisen wolle, und bestellte ein ordentliches Abendessen für eine gesunde Frau mit gutem Appetit.
Köpeling aber schenkte sie fünf Goldstücke mit dem Bildnis Wilhelms des Ersten. Das war eine besonders zarte Aufmerksamkeit, denn sie wußte, daß er sich gern daran erinnerte, wie er in jungen Jahren, als Seine Majestät noch Prinz Wilhelm waren, ihm einmal hatte den Mantel halten dürfen.
Aber sie tat noch mehr. Sie lächelte ihm verschmitzt zu und sagte: „Ich will Vetter Karl bitten, dir die Rettungsmedaille zu verleihen, denn ich habe mir sagen lassen, daß die meisten Rettungsmedaillen wegen einer Rettung aus Wassersnot verliehen werden."
Das aber war wieder solch ein Scherz, den der brave Köpeling mit jenem erstarrten Lächeln überhörte, mit dem der geborene Lakai einen Abgrund zwischen sich und die übrige Welt legen kann.

„Schaug nur, der herrliche Blick in inser Bayernland!" — „Hör auf! A Blick in an Maßkruag waar ma liaber!"



Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR.20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. **Hummel, München** Neuhauser Straße 20

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

UNTERRICHTS-ANZEIGE
Doktor jur., rer. pol., phil., Ing. Auskunft, Rat, Fern-Vorbereitung. Berlin W 30/H., Dr. jur. Hiebinger, Martin-Luther-Straße 79. Prospekt.

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

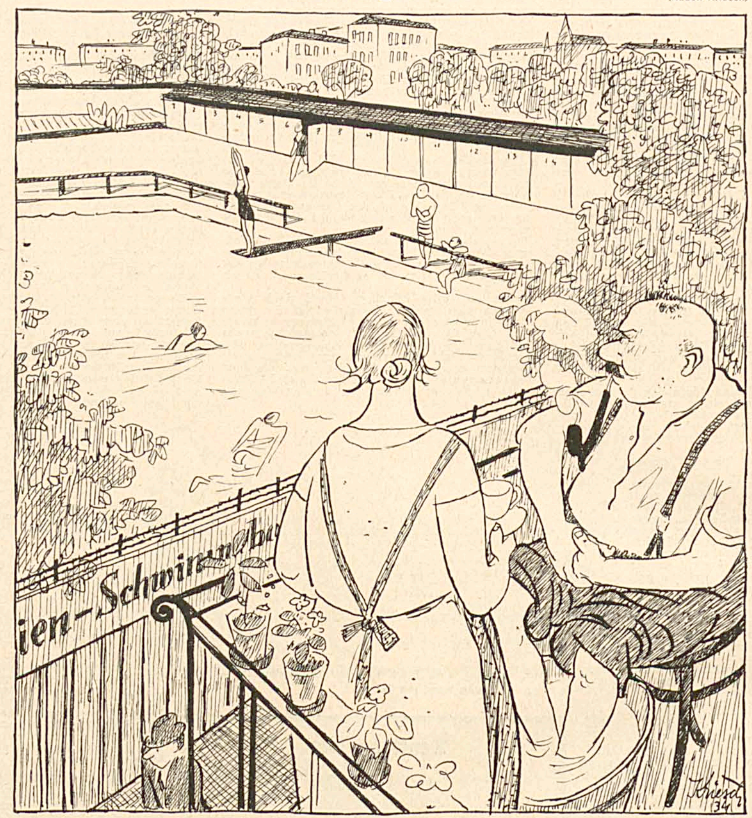
Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. **RM. 1.—**, gebunden **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 14 100 II. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Zaungäste

(Rudolf Kriesch)



„Do schaug her, Alte, an Wimmerl sei' Resl macht an Kopfsprung!" — „Dös hat grad no' g'fehlt! Wo scho' de ganz Nachbarschaft von ihre Seitensprüng' red't!"

Der Mann, der ein Geschäft abschließen wollte

Nach Berlin kam ein Mann, der ein Geschäft abschließen wollte. Es fehlte eigentlich zum Abschluß des Geschäfts nur ein Federstrich oder genauer nur der Punkt hinter diesem Federstrich. Und der Mann kam an und gab seinen Koffer bei der Gepäckstelle ab, weil es ihm nicht lohnte, in ein Hotel zu gehen.

Er ging zu der Tafel, wo die Abfahrtzeiten der Züge stehen, und notierte sich den besten Zug für die Rückfahrt, und dann ging er zu seinem Geschäftsfreund, der aber gerade bei einer wichtigen Besprechung war.

Der Mann wartete eine Zeitlang im Vorzimmer, dann wurde es Essenszeit, und er ging in ein Restaurant und aß und kam nach Tisch wieder, aber da war der Geschäftsfreund inzwischen auch zum Essen weggegangen.

Also ging der Mann, der gekommen war, um sein Geschäft vollends abzuschließen, wieder und trank irgendwo Kaffee, und dann rief er bei dem Geschäftsfreund an, um zu erfahren, ob er schon zurückgekommen sei; aber da war die Leitung belegt. Er bummelte ein bißchen herum und rief wieder an, aber die Leitung war belegt. Er kaufte sich ein paar Zeitungen und las sie bei einem Schnaps und dann rief er nochmals an, aber da war der Geschäftsfreund soeben zu einer wichtigen Sitzung abgerufen worden, und es war unbekannt, wann er zurückkehren würde.

Der Mann, der nach Berlin gekommen war, um rasch sein Geschäft abzuschließen, bekam großen Respekt vor der Überlastung seines Geschäftsfreundes, und abends holte er seinen Koffer von der Gepäckstelle und nahm sich in einem Hotel ein Zimmer.

Nach einer Woche depeschierte er nach Hause um mehr Wäsche und Kleider, nachdem er vorher mit der Firma seines Geschäftsfreundes telephoniert und erfahren hatte, daß der Geschäftsfreund auf zwei Tage nach Zürich geflogen war.

Einen Monat später ließ er seine Frau nachkommen und mietete zwei möblierte Zimmer in einer Pension.

Nach einem Vierteljahr übersiedelte er nach Berlin. Ehe er die Dispositionen dafür traf, hatte er gerade mit seinem Geschäftsfreund eine Verabredung zu einer Zusammenkunft für den nächsten Morgen getroffen, und es hing nur von einem Telegramm ab, ob die Zusammenkunft rechtzeitig stattfinden konnte. Aber der Mann, der nach Berlin gekommen war, um rasch seinen Abschluß zu machen, dachte, es sei vielleicht besser, sich dadurch in seinen Entschlüssen nicht beirren zu lassen.

Er tat recht daran, und seither wohnt er in Berlin. Seither ist ein Jahr verstrichen, und es besteht alle Wahrscheinlichkeit, daß der Federstrich, der zu dem Abschluß des Geschäfts fehlt, nun demnächst ohne Verzögerung gemacht werden wird, da irgendwelche Schwierigkeiten ja eigentlich nicht bestehen.

Man wundert sich manchmal, wie es kommt, daß Berlin zur Millionenstadt angewachsen ist. Man braucht sich nicht zu wundern. Daher kommt es.

R SS.

Höher geht's nimmer!

(Olaf Gulbransson)



„Jetzt fangen diese Engländer auch noch mit neuen Luftrüstungen an! ICH ziehe in den siebenten Himmel!"

Wasser, Wasser!

Frau Taler hat einen neuen Zimmerherrn. Der ist sehr nett, aber eigentümlich. Er heißt Herr Semichau.

Eines Morgens, an einem Sonntag, hört sie ihn aufstehen. Er huscht ins Badezimmer, plantscht und gurgelt wie üblich, begibt sich in sein Zimmer zurück und murkst am Ofen, um einzuheizen.

Frau Taler hantiert in der Küche, als es an der Tür klopft. „Bitte!" — Herr Semichau steckt den Kopf durch den Türspalt: „Ändschulljen Sie, ham Sie vielleicht 'n Gläschen Wasser?" — „Mit Vergnügen, Herr Semichau", und sie reicht es ihm. Er verschwindet.

Nach kurzer Weile kommt er wieder: „Ham Sie vielleicht noch 'n Gläschen Wasser?" — „Selbstverständlich, bitte schön!" und sie füllt ihm das leere Glas.

Es dauert nur Sekunden, da erscheint er wieder: „Ändschulljen Sie, ham Sie vielleicht einen Topf Wasser?"

„Können Sie haben, Herr Semichau." Er verschwindet mit dem Erbetenen, kommt aber in kurzem wieder: „Ändschulljen Sie, ham Sie vielleicht noch einen Topf Wasser?"

Frau Taler beginnt sich zu verwundern, gibt ihm aber ohne zu fragen einen weiteren Milchtopf voll kalten Wassers. Was mag er mit dem Wasser nur tun, denkt sie. Da ist er schon wieder da: „Bidde scheen, ham Sie vielleicht 'n Eimer Wasser?"

Irgend etwas scheint ihr nicht richtig mit dem Mann. Er ist ihr unheimlich, während sie das Wasser in den Eimer laufen läßt. Den reicht sie ihm wortlos, und es scheint, als verschwände er eiliger. Soviel Wasser? Kann man soviel Wasser trinken? Oder weicht er irgend etwas ein. Er ist vielleicht — nicht so ganz — hier oben.

Wenn er nun nochmals wiederkommt, wird sie ihn aber fragen.

Da ist er schon. Er trippelt sonderbar. „Ham Sie vielleicht . . .?" — „Gewiß, Herr Semichau, Sie können Wasser bekommen, soviel Sie haben wollen, aber sagen Sie mir doch — sagen Sie mir doch mal, wozu brauchen Sie denn das alles?"

Er trippelt stark.

„. . . nämlich, mein Bädd brännt."

Wilhelm Gerd Kunde

Im Schauhaus

Von Maria Daut

Eine Leiche hat noch nie geweint;
doch mir scheint,
daß da noch zwei Tränen rinnen,
innen.

Vor dem Fenster, an der Barrière
steht ein Mann,
schaut mich an . . .
Hatte ich mit ihm einmal die Ehre?

Eine grelle Stimme draußen lacht:
Wegen ihm hat sie sich umgebracht!
Weiß sie das nicht mehr? . . .
Groß schwingt Ruhe her.

Fundstücke

Zigarrenabschnitt-Sammelverein Dresden-Altstadt

Der Verein veranstaltet nächsten Dienstag im Linckeschen Bad gemeinsam mit dem Spitzensammlerverein Dresden-Neu- und Antonstadt sein Sommerfest. Der Reingewinn ist zur Bescherung für würdige Arme am kommenden Weihnachtsfest bestimmt. Es sind turnerische Darbietungen und Tanzdarbietungen, eine Tombola und allerlei Unterhaltung vorgesehen.

(Dresdener Anzeiger)

*

Gesegnetes Alter

Kamenz. Die hier wohnhafte Witwe Amalie Lau konnte in bemerkenswerter Rüstigkeit ihren 90. Geburtstag begehen. Die Greisin ist noch heute rühriges Mitglied des Großmütterchenvereins.

(Dresdener Nachrichten)

Laßt Blumen sprechen!

(Otto Herrmann)



„Steck'n Se sich man ruhig zwo Blümekens an, Frollein — vielleicht erwacht denn bei die Herr'n det Kind im Manne."

Litauische Wölfe im Memelland

(E. Schilling)



„Fressen wir ihn schnell! Dann kann er sich ja beim Völkerbund beschweren."

Der Missionar

Im Anschluß an die ostafrikanische Missionsstation Aruscha war eine Art Sonntagsschule eingerichtet. Der dort stationierte Missionar unterrichtete seine kleinen und auch größeren schwarzen Schüler über die evangelische Konfession und alles, was damit verbunden ist. Man sprach von Luther und seinen Schriften, und so kam man auch zu der Bemerkung des Reformators: Wasser allein tut's freilich nicht.
„Ja, was gehört denn sonst noch zu einer Taufe?" fragte der Missionar seine Zöglinge. Es trat ob dieser Frage ein heftiges Schweigen ein. Der Mann Gottes wiederholte also: „Wasser allein nützt bei einer Taufe gar nichts, da muß noch was anderes dabei sein." Der kleine Salimu hebt die Hand. „Na, Salimu, was gehört da außer dem Wasser noch her?" — „Ein Kind!" ruft Salimu freudestrahlend.

*

Es war üblich, daß die kleineren Schüler der Missionsschule an besonderen Festtagen wie Ostern und Weihnachten etwas geschenkt bekamen. Zu Ostern bekamen sie — der Missionar hatte die heimatlichen Gebräuche auch hier im dunkelsten Afrika eingeführt — Ostereier, die meist einige unentbehrliche Gebrauchsgegenstände billiger Art enthielten, wie Kamm, Spiegel, Taschenmesser usw. Manchmal enthielten sie auch nichts, denn ein schönes buntes Papier-Ei hatte ja auch seinen Wert. Der nette Missionar erkundigte sich vorher bei seinen Musterschülern, was sie gerne haben wollten. Zu diesen Auserwählten gehörte auch jener oben erwähnte Salimu. „Nun, kleiner Salimu, was wünschst du dir denn?" fragte der Missionar. „Oh, bwana (Herr), ich wünsche mir ein großes und recht buntes Papierei. Es muß so groß sein wie dein Kopf. Aber mit etwas darin!"

*

Das Wunder

Der bekannte Flieger B. war zu einem Höhenrekord aufgestiegen und war längst überfällig. Auf dem Flugplatz standen die Kommission und die Kollegen. Endlich tauchte B. aus einer Wolke auf. Aber die Maschine taumelte hin und her, kam ins Trudeln, wurde wieder abgefangen, trudelte weiter und stürzte schließlich, etwa zwei Kilometer vom Platz entfernt, ab. Sofort jagten Kommission und Kollegen sowie ein Krankenauto nach der Absturzstelle. Es war ein großer Friedhof neben der Straße. Als man ankam, war die Maschine in einen riesigen Baum gestürzt, und Freund B. saß unversehrt, eine Zigarette rauchend, auf einem Grabhügel.
„Ein Wunder!" beglückwünschte man ihn.
„Kann man wohl sagen!" strahlte B. „Klettert mal runter von einem Baum, auf den ihr gar nicht raufgestiegen seid!"

Enttäuschung

(E. Thöny)



„So kommen wir nie vorwärts, er manövriert so ungeschickt . . .“ — „Ist auch zuviel verlangt! Wärst halt zu Haus geblieben, dann wär' er schneller ans Ziel gekommen!“

München, 5. August 1934 | **Preis 60 Pfennig** | 39. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS



Die Toten an die Lebenden

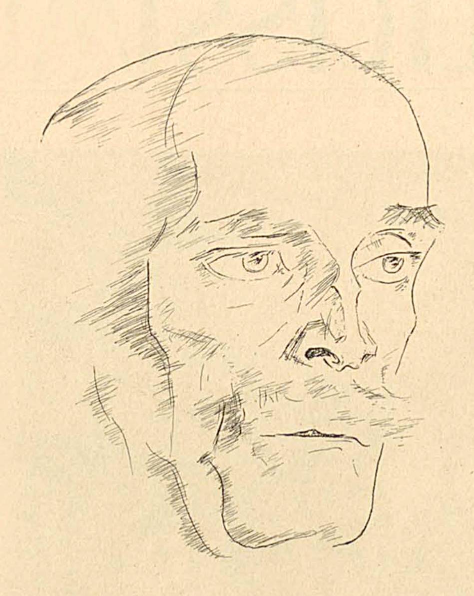
Wohl zwanzig Jahre ist es her.
Wir rangen hart. Wir starben schwer.

Sind nun die Klüfte überbrückt?
Was trägt die Erde, die uns drückt?

Den alten Haß, den alten Zorn
und Dornen statt des Friedens Korn?

Knut Hamsun

(Olaf Gulbransson)



Die Kriegsgeneration der Frauen

Genug des Leids, genug!
Wir haben geleert den bittersten Krug,
als der tausendfache Tod in unsre Jugend einbrach.
Wir liefen den Zügen voll feldgrauer Soldaten nach,
unsre Herzen standen Wacht an der Schützengräben Rand . . .
Was galten die Herzen? — Die Welt stand in Brand!

Und kein Stern ist gesunken zu dem Liebsten ins Grab,
und der silberne Mond, er fiel nicht herab.

Sie leuchten und schimmern und müssen rundum gehn:
Die toten Soldaten, sie wollen auferstehn!
Kein Stein kann sie mehr decken, und wär' er noch so schwer,
die toten Hände strecken sich immer wieder her,
die toten Augen schließen sich nimmer zu,
die Toten aller Völker, sie finden keine Ruh!

HERR über alles Leben und über der Menschen Tun,
gib uns endlich den Frieden, daß unsre Toten ruhn!

Maria Daut

Gestorben Anfang August 1914

Von Hans Seiffert

Zu Beginn des Monats Juli reiste er, wie jedes Jahr, in die Alpen. Da er die großen Zentren des Fremdenverkehrs mied und sich abseits hielt von den vielbegangenen Wegen, erfuhr er so gut wie nichts von den Ereignissen, die in diesem Monat unerbittlich und unaufhaltsam einander folgten und schließlich die Welt in Flammen setzten. Er durchwanderte die einsamen Hochtäler der Tauern, er rastete in weltverlorenen Almhütten und suchte als erfahrener Bergsteiger, der Alleingänge wohl wagen durfte, schwierige und selten betretene Pfade. Daß er noch weniger Menschen traf als sonst auf seinen Alpenwanderungen, bemerkte er kaum; er vermißte die Menschen nicht und war froh, ihnen entronnen zu sein.

Gegen Ende des Monats begegneten ihm mehrfach Männer, jüngere und ältere, die zu den Fahnen gerufen waren und nun aus abgelegenen Gehöften, von Almen und Holzschlägen her zu ihren Stellplätzen eilten. Noch war es mehr Verwundern und ungläubiges Nichtbegreifen, was ihn bewegte; wenige Tage darauf aber las er in einer Schutzhütte das Telegramm, das die alleingebliebene Frau des Hüttenwirtes ihm wortlos und ernst zuschob —: der Krieg war da, die ersten Schüsse waren gefallen.

Am nächsten Morgen brach er sehr zeitig auf. Er wollte den Gletscher überschreiten und über die Hochscharte nach dem nächsten Ort absteigen; dort hoffte er einen Wagen zu bekommen, der ihn durch die langgedehnte Talschaft zur Bahnstation bringen sollte. In zwei oder drei Tagen konnte er dann wieder in seiner Heimatstadt sein.

Der Gletscher war schneefrei und gut gangbar. In einer knappen Stunde hatte er ihn überquert und stieg nun über Fels und Moränenschutt steil aufwärts. Bald lagen auch die gewaltigen Eisbrüche des oberen Gletschers unter ihm und glühten grün und kobaltblau in der Morgensonne; um die schwärzlichen Felswände und die beschneiten Gipfel zogen zarte Nebelschleier. Aufatmend verhielt er einen Augenblick lang an dem Steilhang. Da löste sich plötzlich die schmale Felsplatte, auf der er stand, und ehe er noch mit den Händen einen Halt gewinnen konnte, stürzte er ins Leere und blieb vierzig Meter tiefer auf einem Schuttband liegen.

Als er wieder zu sich kam, war es schon Mittag. Er betastete sich und spürte nur wenig Blut; schwere äußere Verletzungen konnte er also nicht davongetragen haben. Als er aber den Körper vorsichtig zu bewegen versuchte, durchfuhr ihn übergroßer Schmerz wie eine Flamme, und er fühlte den Tod. Lange lag er in dumpfer Betäubung; dann bedrängte ihn verzweifelter Lebenswille. Ein Notsignal müßte er geben, Hilfe, Rettung, Leben herbeirufen! Doch sein schwacher Schrei erstarb ungehört, winken oder ein sichtbares Zeichen aufrichten konnte er nicht, und endlich fiel ihm ein, daß ja alles zwecklos gewesen wäre, da hier oben keiner mehr war, der ihn retten konnte. Die Männer waren längst fort; vor seinem Auge erschienen die, denen er in den letzten Tagen begegnet war, als sie zu Tal stiegen. Und nun begriff er, daß er hier einsam sterben mußte.

Der Tod war ihm nicht schrecklich; er wußte, daß einmal gestorben sein mußte. Und die Einsamkeit war ihm vertraut. Hatte er sie nicht immer gesucht?

Sein Leben zog an ihm vorüber. Es war reich und gesichert gewesen von Anfang an, ohne Schwierigkeiten, ohne Kämpfe. Was die Kultur, was Kunst und Wissenschaft dem Besitzenden zu bieten vermochten an erlesenen Genüssen, er hatte es zu genießen verstanden. Die Höhen des Geistes waren ihm nicht verschlossen gewesen; er hatte sich wohlgefühlt in ihrer kühlen und oftmals eisigen Luft. Reich und unabhängig war er gewesen, Erbe vieler Vergangenheiten, zu Hause überall, wo Seltenes und Kostbares blühte. Aber für die Menschen war kein Platz gewesen in seiner Welt; sie waren ihm fremd geblieben. Er verachtete sie nicht, die Kleinen und Vielen, aber sie waren ihm gleichgültig, mitunter sogar lästig. An das Große und Grenzenlose der Natur konnte er sich verlieren, niemals aber schlicht und demütig sich dem Menschlichen hingeben. War das sein Fehler allein? Es war die Krankheit seiner Zeit. Mehr oder weniger waren sie alle Einzelne, losgelöst von den Bindungen der Gemeinschaft, die sie nicht mehr anerkannten.

Dann erinnerte er sich wieder der ernsten Gebirgsbauern und Holzknechte, die er hatte gehen sehen, sich in die Regimenter einzureihen. Sie gingen dem Tode entgegen; manche mochten schon gefallen sein, und viele, unsagbar viele würden in diesem Krieg noch sterben müssen. Vielleicht würde aus ihrem Massensterben etwas Neues entstehen, woran er freilich keinen Teil hatte, weil seine und die Zeit von seinesgleichen vorbei war?

Seine Gedanken verwirrten sich. Er lag und träumte.

Endlich schlug er die Augen noch einmal auf und wandte mühsam den Kopf. Der Gletscher unter ihm tauchte schon in grauviolette Abendschatten, die ungeheure Felswand gegenüber funkelte schwarz und drohend, die Gipfel standen messerscharf gegen den Himmel. Weit links aber öffnete sich ein Hochtal seinem Blick, und ein Wassersturz, in den schrägfallenden Sonnenstrahlen aufleuchtend, hing unbewegt in der Luft. Kein Rauschen drang herüber, kein Laut.

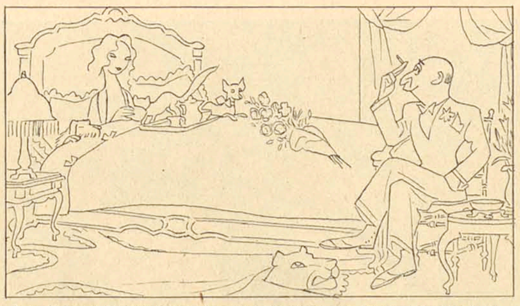
Mit diesem Bilde schlief er ein, und die Nacht deckte ihn zu.

Bilder aus Frankreich

(Karl Arnold)



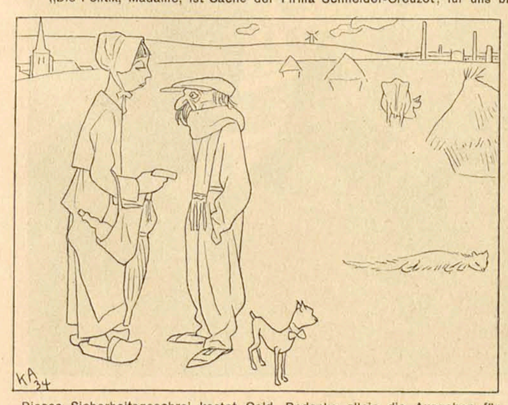
„Die Gründe der deutschen Regierung kenne ich nicht, aber als Journalist muß ich sie mißbilligen!“



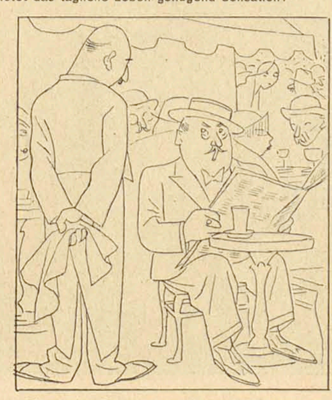
„Dein Aufwand in den letzten Monaten übersteigt den Preis einer Kanone!“ — „Bravo, chéri: dem Haß entzogen, der Liebe geopfert!“



„Die Politik, Madame, ist Sache der Firma Schneider-Creuzot; für uns bietet das tägliche Leben genügend Sensation!“



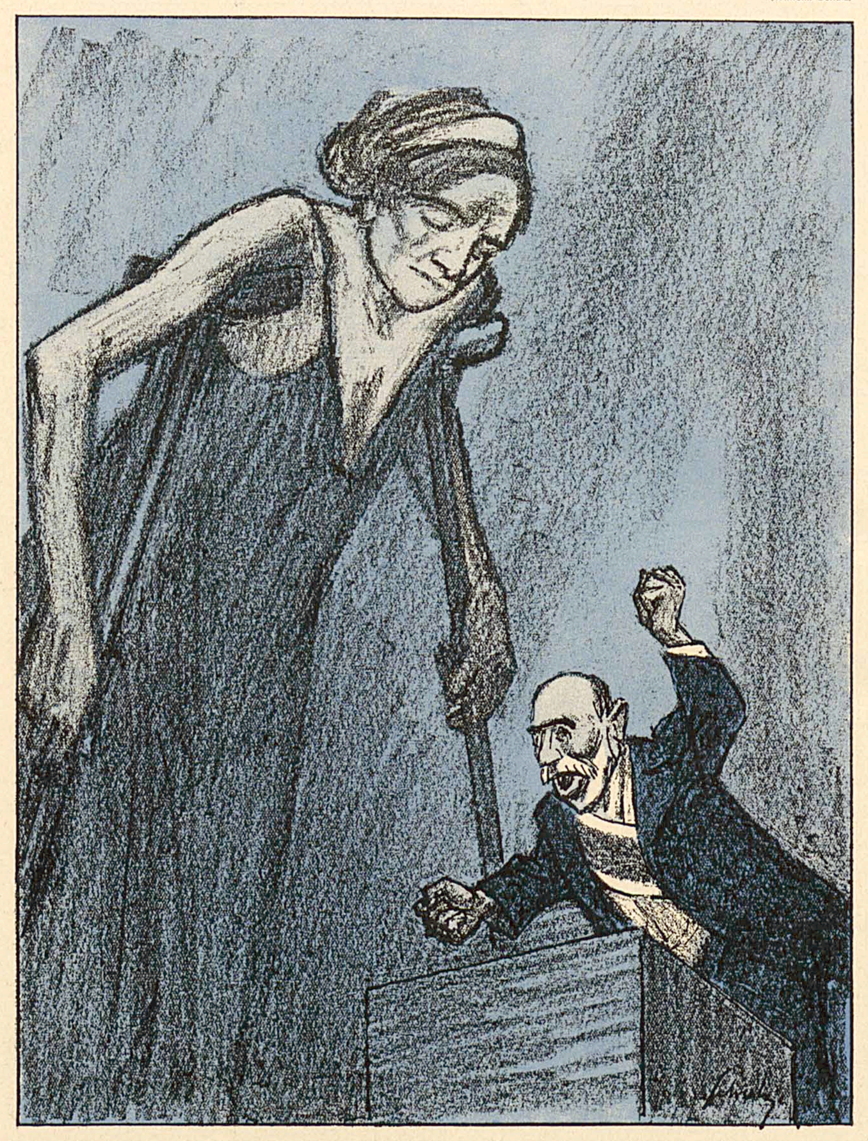
„Dieses Sicherheitsgeschrei kostet Geld. Bedenke allein die Ausgaben für meinen bombensicheren Kaninchenstall!“



„Was reden Sie da, Jean! Wenn man gegen den Krieg ist, braucht man noch lange nicht für einen Frieden mit Deutschland zu sein.“

Mutter Europa

(Wilhelm Schulz)



„Von Ihren Reden werde ich nicht gesund, Monsieur Barthou!"

Besitzfreude

(Rudolf Kriesch)



„Und da sagen diese Klatschmäuler, ich pflege meinen Mann nicht, weil er manches Mal keinen frischen Kragen umhat! Ich pflege ihn eben für **mich** und nicht für andere!“

Fortschritte

Zwei Dinge wird's bald nicht mehr geben;
sie müssen in das Nichts entschweben:
die „gnädige Frau“ wird hingerafft
und der „Kanzleitrost“ abgeschafft.

Ad eins erhebt sich ohne Frage
bei vielen eine Weheklage,
die's bis ins Innerste verdrüßt,
wenn man sie bloß „Frau Müller“ grüßt.

Nun — schließlich werden ihre Nerven
sich doch dem Schicksal unterwerfen.
*Ob auch die **Gnädige** verblich,*
*die **Gnade** bleibt uns hoffentlich.*

Ad zwei jedoch scheint ausgeschlossen
ein Widerstand der Volksgenossen.
Nur grad der Schlappschwanz braucht den Trost,
womit man ihm ein Nein versoßt.

Dies Genus aber, mangels Erben,
ist im Begriffe auszusterben . . .
Im Jenseits findet's dann vielleicht,
was es im Diesseits nicht erreicht.

Ratatöskr

Eheberatung

Eine Freundin von mir ist Sozialbeamtin. In einer größeren mitteldeutschen Industriestadt geht sie ihrer Tätigkeit nach.
Dort begegnete ihr einmal folgendes nette, kleine Erlebnis:
Meine Freundin kannte den Dreher Plehn in der Gartenstraße 30, Seitenflügel vier Treppen, schon seit bald zwei Jahren.
Der unverehelichte Dreher Plehn führte dort mit der gleichfalls unverehelichten Anna Kruschke gemeinsamen Haushalt. Plehn ist ein schmächtiges, bläßliches, absolut gutartiges Kerlchen; seine Anna, blond und üppig, ist eine glänzende Hausfrau und Mutter.
Die beiden haben einen freundlichen kleinen Hausstand und zwei prächtige Kinder.
Eigentlich hat die Fürsorgebeamtin in dem wohlgeordneten kleinen Heim gar nichts zu suchen. Aber da uneheliche Kinder da sind, schreiben die Dienstvorschriften eine Kontrolle vor.
Einmal bei einem Besuch trifft meine Freundin den Dreher Plehn allein an, er gibt gerade dem zweijährigen Ältesten den Morgenbrei.
„Anna ist einholen. Ich habe heute frei wegen des Umbaus im Maschinenhaus. Setzen Sie sich man, Fräulein. Anna wollte noch was fragen wegen der Hafersuppe in der Milch.“
Meine Freundin angelt sich das Jüngste aus seinem Korbe.
Herr Plehn strahlt Vaterstolz.
Da faßt sich meine Freundin ein Herz und tut die schwerwiegende Frage, die sie eigentlich schon lange beabsichtigt hatte: „Sagen Sie einmal, Herr Plehn, warum heiraten Sie eigentlich nicht? Sie beide passen doch so gut zueinander. Und solch tüchtige und vernünftige Frau kriegen Sie auch nicht so leicht. Und für die Kinder wäre es doch auch nett.“
Herr Plehn ist nicht gekränkt über die Einmischung.
„Sehen Sie, Fräulein“, erklärt er umständlich, „ich wollte ja damals heiraten, gleich als ich die Anna kennenlernte. Und wir waren auch soweit richtig versprochen. Da aber sagte mir einer, ein Kollege sagte mir, ich solle doch mal vorher auf die Eheberatungsstelle gehen. Na — das tat ich denn auch. Und der Arzt da — der hat mir das Heiraten abgeraten. Deshalb haben wir es so gemacht. Man will doch nicht — wenn das was schaden kann —.“

L.-W.

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Wie es an meinem dreihundertsten Geburtstag in der Welt aussieht

Von Wilhelm Schussen

An meinem dreihundertsten Geburtstag, also im Jahre 2174, wird endlich und endlich die staub- und rauchlose Stadt, die ich schon immer ersehnt habe und nimmer erleben durfte, fröhliche Wirklichkeit sein, und auch die Bäche und Flüsse werden bis dahin endlich wieder wie am Anfang hell und rein aus den Kläranlagen, die sich hinter jeder Fabrik und Stadt befinden, durchs Land rinnen. Aber das sind ja Selbstverständlichkeiten, denn alles das ist schon längst erfunden und könnte, wenn die Menschheit sich nur Zeit dazu nähme, schon übermorgen als Wirklichkeit zu blühen beginnen.

In diesem Jahre wird der Landwirt im Anzug eines Technikers eine Maschine bedienen, die gleichzeitig mäht und drischt, mahlt und in Tüten eingewickeltes Brot in verschiedenen Sorten backt, und die Bäurin wird am Sonntagnachmittag mit ihren Kindern in einem durch ihren Mann vom Sofa aus im Schlaf und Traum ferngelenkten Vehikel zum Spaß über Land und Meer fliegen. Freilich, Korn und Gras und Kartoffeln werden auch in diesem Jahr immer noch auf dem Boden wachsen, und auch die Hühner und Gänse werden trotz ihrer Flügel ihr Futter immer noch wie am Anfang von der Erde aufpicken.

Im Jahre 2174 wird es keine undurchsichtigen Körper mehr geben, und man wird also von jedem beliebigen Ort aus alles übersehen können, was an jedem beliebigen andern Orte vor sich geht. Auch wird man auf tausend Kilometer Entfernung einem Menschen einen hohlen Zahn ziehen können. Das alles wird sehr unterhaltend und sehr lustig werden.

Trotzalledem aber wird es leider nicht weniger langweilig auf Erden sein als heute, denn die Langweile ist und bleibt in alle Ewigkeit eben eine rein persönliche Angelegenheit. —

Das kommende Schwebehaus habe ich bereits in einer noch ungedruckten Novelle eingehend beschrieben, und es genügt also, wenn ich hier kurz darauf verweise.

Bis zum Jahre 2174 wird man auch endlich imstande sein, das Wetter zu beeinflussen und die Wolken hin und her zu schieben. Infolgedessen wird in der heutigen Sahara eine Millionenstadt entstehen. Diese Stadt wird den Namen Diwoschi tragen, weil eigens hiefür ausgebildete Diplomaten das Wolkenschieben leiten werden. In diesem Diwoschi wird man unter anderem auch einen Mann hinter Glas zeigen, dem die Rückwärtsverwandlung zum Affen bis auf kleine Unterschiede gelungen sein wird. Eben diesem Manne wird man auch die Erfindung zu verdanken haben, tierische Säfte auf Pflanzen zu übertragen. Und man wird dann Silberfüchse und Spanferkel und so weiter ganz nach Belieben von den Bäumen schütteln können. Dieser Mann wird ferner der Erfinder eines Apparates sein, mit dessen Hilfe man sämtliche Gedanken und Gefühle eines Menschen auf einen Sprechfilmstreifen übertragen kann. Und es kann dann ein jeder seine Lebensfilmrolle hinterlassen und sich dadurch mühelos unsterblich machen. Man wird alsdann natürlich auch nicht mehr wie heute etwa in ein Examen steigen, sondern kurzerhand eben seinen aufgehaspelten Sprechfilm nebst Sporteigebühren an die zuständige Behörde zur Prüfung einreichen. Auch die Richter werden es dann nur noch mit solchen Haspelfilmen zu tun haben, die Psychologen aber werden dann überhaupt nimmer zu sich selber kommen. In Diwoschi wird das ausgestorbene Pferd nur noch im Altertumsmuseum zu sehen sein, aber der Amtsschimmel wird selbstverständlich auch dort noch urvergnügt weiterleben.

In Diwoschi wird es unter vielen anderen originellen Berühmtheiten auch einen berühmten Dichter geben, der jederzeit imstande ist, immer genau das zu sagen, was man gerade selber gern gesagt hätte. Dieser Dichter wird ein Staatsgehalt beziehen und bei wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt werden. Trotzdem wird sich dessen siebenzehnte Gemahlin von ihm scheiden lassen und in einen Wald entlaufen, um dort einen Wilden zu heiraten, der noch nach der Art der Wilden von Suppe, Fleisch und Gemüse lebt und Wein trinkt und den Homer und den totgesagten Schiller und auch meine bis dahin gesammelten lustigen Geschichten dazu liest.

In Diwoschi wird man, weil ich alles so genau und deutlich vorausgesehen habe, am 11. August 2174 mit einem gewissen Pomp meinen dreihundertsten Geburtstag begehen und beim Festmahl einen neuen Brotaufstrich herumreichen, der die Eigenschaft besitzt, daß er fortwährend zum Lachen reizt. Von diesem Brotaufstrich wird voraussichtlich auch eine Kostprobe an die Zentralakademie für Dichtkunst gesandt werden.

Aber auch in diesem Jahr wird man immer noch nicht wissen, in welcher Weise nun eigentlich endlich einmal die Weltkriegsschulden aus der Welt geschafft werden sollen und was nun eigentlich richtiger sei, zu sagen: Oberlandgerichtsrat oder Landesobergerichtsrat oder Gerichtsoberlandesrat (Oberstudiendirektor? oder Studienoberdirektor?), und man wird also gezwungen sein, diese Fragen zur Weiterbehandlung auf die nächsten Sterne mitzunehmen. Und leider wird man auch an meinem dreihundertsten Geburtstag immer noch gleich klug und gleich unwissend vor jenem Tor stehen, hinter dem das einzig wissenswerte Rätsel vom Wohin und Wozu aller dieser Dinge schlummert. Und das wird gut sein, denn ich bin überzeugt, daß hinter diesem letzten Tor eine Lösung unserer wartet, in deren Licht alle unsere zeitlichen Errungenschaften wie Kinderspiele sich ausnehmen werden. Und dann werden wir endlich auch Antwort auf die Frage erhalten, wie man nun eigentlich einen Oberlandesgerichtsrat anreden soll, selbst für den Fall, daß er seinen Amtsstuhl im Unterland stehen hat.

Glückliche Reise für Mutter und Kind!
Löst eine Spendenkarte für 10 Pfg

Spenden Karte für Mutter und Kind
1000

Über unsre Kraft

Unser Geschichtsprofessor in Oberprima war ein eingefleischter Junggeselle und überaus mürrischer Mensch. Obgleich er nicht der Führer der Klasse war, schnüffelte er in jeder Stunde minutenlang im Klassenbuch, wo er besonders den durch Krankheit abwesenden Schülern nachspürte.
„Nun, Melior", nörgelte er eines Morgens, „Sie haben wieder mal zwei volle Tage gefehlt. Das sollte aber bei einem jungen Mann wie Sie nicht vorkommen."
Der lange Melior erhob sich langsam von seinem Sitz. Er war gut doppelt so breit und wohl um zwei Köpfe größer als der rügende Professor.
„Bah, gehen Sie, einen Riesen wie Sie darf ein bißchen Kranksein doch nicht von der Schule abhalten. — Da gibt man sich einen Ruck und beißt die Zähne zusammen."
„Herr Professor", unterbricht der Ermahnte trocken, „Herr Professor verzeihen, aber das hätte mir nichts genützt. Ich hatte nämlich Durchfall."
Als das Gelächter der Klasse verebbt war, saß der Professor böse schweigend hinter seinem Pult. — Melior hat noch oftmals gefehlt, gefragt wurde er niemals mehr. E. H.

Aus einer Zuschrift an Herrn Regierungsbaurat X.

„Es dürfte in Ihrem eigenen Interesse sein, Ihren Herrn Architekten, der einige Tage hier war, darauf aufmerksam zu machen, daß er nur die Interessen des Kirchenbaues zu befriedigen hat, nicht aber auch die Dienstmagd des Gasthofes. Für diese gibt es hier genug Material."

Ein Filmstar spricht

Arbeit und Erfahrung meiner Eltern und Voreltern,
Eigene rechtschaffene Bemühung des Geistes
Haben mein Gesicht geformt.

Dem lügenhaften Film-Ragout
Eines geistig minderwertigen Spekulanten
Habe ich mit meinem Gesicht
Den Schein der Wahrheit, der Tiefe, der Echtheit gegeben
Und habe den Ausdruck meiner Seele
Zu gangbarer Münze umgeprägt.

Dirks Paulun

Lieber Simplicissimus!

Fünf-Uhr-Tee in Stuttgart. Meine Nachbarin, eine ältere Dame, welche infolge ihrer Menschenkenntnis in hohem Ansehen steht, hält mir ununterbrochen Vorträge über Physiognomik, Charakterkunde und Schicksale. Allmählich wird zum Aufbruch geblasen, und ich atme erleichtert auf, werde aber leider mit folgenden Worten zurückgehalten: „Jetz saget Se no schnell, bevor Se ganget — wie steht's denn eigentlich mit Ihrem Lebensläufle?"

*

Im „Hamburger Fremdenblatt" lesen wir in einer beweglichen Schilderung der anhaltenden Dürre und Wassersnot im Juli u. a.:
„In den Gärten stehen die Villenbesitzer höchstselbst und geben Wasser auf die durstenden Pflanzen."

*

Aus einem Brief an einen Rechtsanwalt

„. . . und wollen Sie gleich von vornherein den schärfsten und billigsten Paragraphen heranziehen."

*

Ein bekannter Dichter erhielt einmal ein Gedicht zugesandt mit dem Titel: „Weshalb lebe ich?"
Der Einsender las, als er es zurückgesandt bekam, folgenden daruntergeschriebenen Satz: „Weil Sie so vorsichtig waren, Ihre Verse durch die Post zuzusenden!"

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen soll auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt werden. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal



Baden — eine Lust aber nur mit **„Ohropax"-Badewolle.** Sie verhindert das Eindringen von Wasser ins Ohr und gibt größere Sicherheit beim Schwimmen. **Schachtel mit 6 Paar hygienisch präpar. Bäuschchen RM 0.95,** überall erhältl. **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Neurasthenie Schwinden der besten Kräfte beim Mann behebt **zuverlässig nur Neurosin.** Kurpack. Mk. 5.40 Nachn Prospekt gratis. Laboratorium Heka, Altbach a. N. 5.



Bei **Juckreiz** und **Hämorrhoiden** nur die vielf. bewährte, sof. schmerzstillende **Spezial-H-Paste** 1/4 Packg. 1.50, 1/2 2.50, 1/1 4.50 m interess. Aufklär. in **Apotheken**, sonst dch. Hersteller **Apoth. Th. Lang, München 26 S. M.**

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.**

Das grosse 65000 RM Preisausschreiben über



Ihagee Exakta
Das Ende des Blind-Photographierens!
Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben Beding. gratis durch alle Photohändler oder vom Ihagee
DRESDEN-STRIESEN 729

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen

guten Erfolg!

Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus" (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

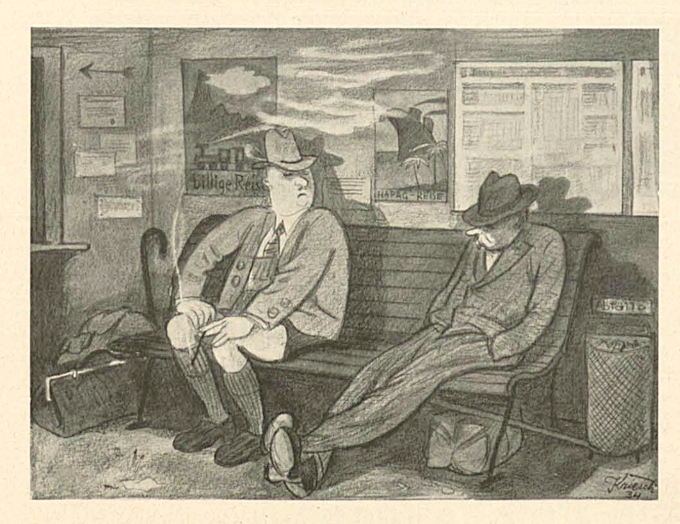
Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8



Männliche Spannkraft, verscheuchte Müdigkeit, produktive Stimmung, gesteigerte Gedächtniskraft, überwundene Hemmungszustände, ein starkes Nervensystem, alles das erreichen Sie, wenn Sie Ihrem an Hormonen verarmten Körper die lebensnotwendigen Hormone in Form von „Titus-Perlen" zuführen. Daß alle unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte von unserem Hormon-Haushalt abhängen und daß man Hormonmangel durch geeignete Hormonzufuhr ausgleichen kann, ist bekannt. Die Wissenschaft weiß aber auch, daß ferner eingenommene Hormone die Hormon-Eigenbildung im Körper erheblich steigern und so den ganzen Menschen umstimmen. — Hormon-Präparate gibt es viele, doch nach einem besonderen Verfahren gelang es, das Regenerations- und Hypophysen-Hormon so rein zu gewinnen, daß sie in vollster Aktivität den „Titus-Perlen" einverleibt werden. Die ständige wissenschaftl. Sicherung bzw. Standardisierung, d. h. der **genau gemessene Gehalt** an wirksamem Hormon, wurde zum erstenmal bei den „Titus-Perlen" angewandt. Deshalb wirken sie meist auch da, wo andere Mittel versagten. — Wer „Titus-Perlen" noch nicht kennt, erhält gegen 40 Pf. in Briefmarken eine Probe. **Preis 100 Stück „Titus-Perlen" für Männer Mark 9.80, „Titus-Perlen" für Frauen Mark 10.80. Zu haben in allen Apotheken!**

Gutschein
Friedrich-Wilhelmstädt. Apotheke, Berlin NW 7/161, Luisenstr. 19
Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftl. Abhandlung gratis. 40 Pfennig in Briefmarken für Porto füge ich bei.
Frau/Fräulein/Herr:
Ort:
Straße:

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.



Resignation

(Zeichnung von R. Kriesch)

„So eine Schlamperei! Nun kommt der Zug wieder nicht fahrplanmäßig!"

„Is eh gleich! Mir Österreicher san allerweil no' z'spät kumma!"

Das kleine Hotel / Von Bruno Wolfgang

Seinen Namen werdet ihr nie erfahren. Es liegt an einem Teich, ganz nahe dem Wald, weitab der großen Heerstraße. Eigentlich ist es gar kein Hotel, keine Maschine der Gastlichkeit, sondern es ist Natur, es wächst wie ein Schwammerl am Waldesrand. Herr Pokorny, der jedes Jahr hinkommt, empfiehlt es nur Leuten, deren Seele er vorher sorgfältig geprüft hat. Den anderen empfiehlt er höhnisch Deauville oder Monte Carlo. Hier herrscht die Natur, nicht eine Hoteldirektrice, die es versteht, in zwölf Sprachen nichts zu sagen. Hier ist die Küche nicht unsichtbar wie der Geist des Menschen, sondern sichtbar wie sein Bauch. Sie liegt gleich neben dem Eingang links. Die Tür ist offen, und drinnen zwitschert eine ganze Schar munterer Mädchen, immer tätig, immer vergnügt.
Ein bißchen wackelt hier alles. Aber die Gäste wissen genau, wo man sich anlehnen darf und wo nicht. Wenn beim Essen plötzlich lautlos ein Tischfuß umsinkt, packen alle Tischgenossen blitzschnell ihre Suppenteller und halten sie hoch. Der Stärkste stemmt sein Knie unter die Tischplatte, die Kellnerin stellt schnell den Suppentopf auf den Boden, die Hühner rennen eilends herbei, und mit erfahrener Hand setzt sie den Tischfuß wieder ein. Nun kann er weiter stehen, jahrelang. Alle lächeln befriedigt: das ist wieder einmal unser kleines Hotel.
Auch in den Zimmern herrscht der Geist der Landschaft. Herr Pokorny erzählt jedem mit Stolz, daß er seinen Kasten wegschieben wollte und dabei die Entdeckung machte, daß er keine Füße mehr hatte, der Gute, sondern auf vier Ziegelsteinen stand. Warum nicht? Er stand ausgezeichnet und verbarg treu Generationen von Spinnweben. Über die Tiere läßt Herr Pokorny nichts kommen. Da ist zum Beispiel die kleine Maus, die des Nachts von einem Zimmer zum andern spaziert. Die Hotelgäste wetten immer beim Abendessen, wer heute die Maus haben wird. Und meist gewinnen alle. Man hört sie emsig krabbeln. Denn die Ärmste versucht immer den Knochen der Quere nach in das Loch zu bringen, was natürlich nicht geht. Stundenlang plagt sie sich. Man kann Licht machen und sich an der Überlegenheit des Menschen freuen, der ähnliches selbstverständlich nicht macht, außer natürlich in der Politik, der Wirtschaft, der Verwaltung u. dgl.
Tiere gibt es in Hülle und Fülle. Vor allem die Hühner, die mit ihren runden, immer ein wenig ängstlichen Augen das Innere des Hotels durchforschen. Die Enten wieder wackeln draußen bei den Tischen und Bänken herum und zwicken die Damen, welche häkeln oder Schwämme putzen, unversehens in die Waden, die sie für eßbar halten. Abends kommen die Kühe von der Weide, von zwei alten Weibern hexenartig begleitet. Sie (die Kühe) treten ruhig und gelassen bis zu den Knien in das dunkle Teichwasser und tunken die breite Schnauze in das köstliche Naß. Auf ihren breiten Rücken ruht der Schein der Abendsonne.
Besondere Hervorhebung verdienen die Wespen. Der Städter hat ungefähr die Vorstellung: die Rose riecht, die Wespe sticht. — Aber den Wespen fällt es gar nicht ein zu stechen. Man muß es nur verstehen, mit ihnen zusammenzuleben. Wenn die Gäste den Kaffee auf den Tischen draußen nehmen, kommen sogleich die Wespen, mindestens zwanzig pro Person. Sie setzen sich auf den Rand der Kaffeeschale, auf den Löffel, auf die Nase, auf die Hand. Alles vollkommen gefahrlos. Nur ruhig weiter essen. Herr Pokorny füttert stets eine ganze Herde mit Staubzucker auf seinem nackten Knie. Sie stillen ihren Hunger und fliegen wieder fort, dankbar mit dem Hinterleib wackelnd.
Es gibt hier weit und breit keinen Zaun, der nicht teilweise umgesunken ist. Was verschlägt es, wenn sich eine versperrte Hoteltüre zuweilen nicht öffnen läßt? Ein kräftiger Druck, und sie weicht lautlos aus den morschen Angeln oder gibt samt dem Türstock nach. Auf dem Teich schwimmen zwei Kähne. Der eine ist ganz voll Wasser, der andere aber nur halb. Die Ruder, von einem längst verstorbenen Kahn stammend, sind ungleich lang und in der Mitte abgebrochen. Sie schwimmen weit drüben bei der kleinen Insel als kleine Striche friedlich im dunklen Wasser. Auch ein Lautsprecher ist da. Aber glücklicherweise gehorcht auch er dem Geist der Landschaft und läßt sich mit allen Hebeln und Schrauben nur ein kleines, verdrießliches Grunzen abringen. Hier kann der Mensch endlich ohne Musik sein. Denn die Natur kennt keine Musik. Sagt Herr Pokorny.
Was kümmert einen hier die Post? Hie und da schüttet der Postbote ein paar Briefe auf den kleinen Schanktisch. Seit vier Jahren liegt schon der Brief an Herrn Nowak dort, der irgend einmal da war. Er (der Brief) ist schon mit unzähligen Ringen von darauf gestellten Bier- und Schnapsgläsern bedeckt. Die Gäste freuen sich alle Jahre, wenn sie ihn wiedersehen.
Und wie wird hier gegessen! Hühner, Gänse, Enten, Fische, Krebse, Rebhühner, Fasane und unvergeßliche Mehlspeisen. Alles billig. Und dazu der Wald, die Teiche, die Beeren, die Pilze, die Felder, die Wolken, die Luft . . . alles umsonst . . . nein, es ist besser, nicht davon zu reden, nur daran zu denken.
Herr Pokorny ist alljährlich der Letzte. Das Hotel wird still. Des Nachts ist die Mägdekammer leer. Denn das Personal legt sich nun in die besten Zimmer und die besten Betten. Herr Pokorny geht nachdenklich durch die Zimmer und sammelt Zündholzschachteln, Zahnbürsten und Nachthemden, welche die Gäste vergessen haben. Er findet den letzten Schwamm und verspeist den letzten Truthahn. Dann besteigt auch er den großen, alten Wagen, der die Arche Noah heißt. Die Mädchen blicken ihm mit feuchten Augen nach und winken mit der frisch gebügelten Wäsche, bis der Wagen hinter dem grauen Zaun verschwindet. Sie sehen nicht mehr, wie der Geist der Landschaft mit dem hinteren Wagenrad ganz leise an den Zaun stößt. Das Rad rollt, seine Speichen verstreuend, langsam in den Straßengraben, neben die alte Gießkanne, die dort seit dem Jahre 1894 ruht. Dann sinkt auch ein Stück des Zaunes wehmütig in sich zusammen und legt sich wie ein müder Gaul auf den kühlen, herbstlichen Rasen. Und dort wird er nun liegen, der Zaun . . . jahrelang . . .

Amerika — etc. . . .

(E. Schilling)



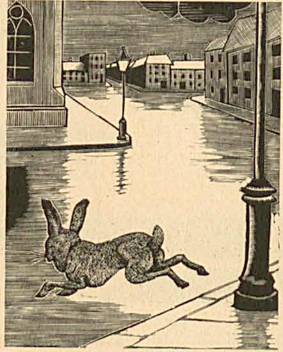
Auf seinem Flug nach Genf läßt das russische Täubchen eifrig Eierchen fallen.

Der hungrige Hase / Von A. M. Frey

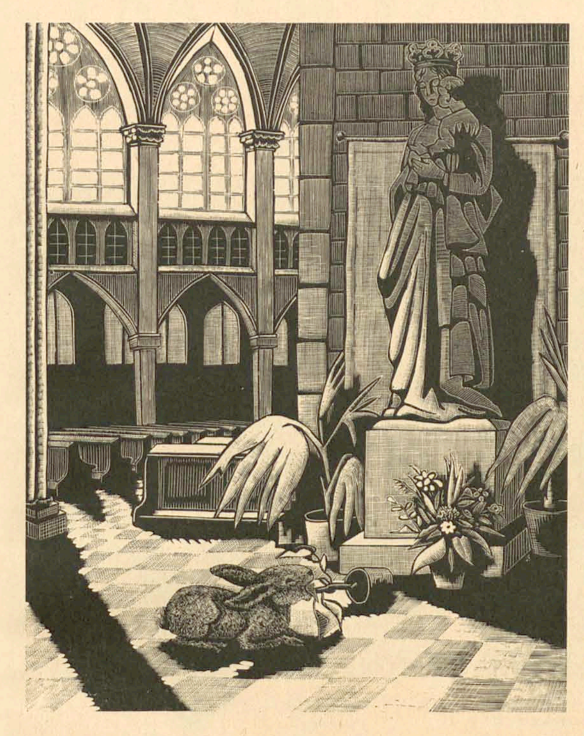
Zeichnungen von Otto Nückel



An Sonntag-Vormittagen gab es auf dem Marktplatz keine Gemüsestände und keine Obstkörbe. Auch die alte kleine hagere Frau war nicht da, mit ihrem zerklopften und zerfransten Holzmaskengesicht, die nach den Vorübergehenden mit der Gabel stach und im Befehlston einer zahnlosen Lehrerin „Heiße — Heiße" sagte. Damit verlangte sie, man solle ihr ein Paar Würstel abnehmen, und mit der drohend vorgestoßenen Gabel rief sie jeden auf wie einen Schüler: Du bist gemeint! Kerzengerade auf dem knolligen Kopf trug sie eine Art Zylinder, bei Regen einen filzigen, bei Sonne einen strohigen, — diese kurze verbeulte Röhre aus stumpfem Schwarz bildete eine unerbittliche tote Senkrechte über der Eiligkeit ihres mit Würstchen und Kunden vielbeschäftigten Körpers.
Sie war nicht da mit ihrem dampfenden Blechhafen und dem Senfteller, auf den bald Regen, bald Sonne herniederfiel, so daß der Senf einmal suppig war und ein andermal brockig wie ausgetrockneter Lehm. Auch nichts Grünes war da, nicht einmal eine Spur des sonst massenhaften Abfalls, und er hätte doch gut und brauchbar herumliegen können.
Denn es waren Stallhasen da an solchen Sonntagen. Halbwüchsige Tierlein, in größeren Pappschachteln auf die Straße gestellt. An rauhen Frühlingstagen froren sie, und später im Jahr in der Sonne lechzten sie nach Deckung. Und immer darbten sie, litten Hunger und Durst. Denn sie standen viele Stunden lang zum Verkauf bereit, und ihre Besitzer, die diesen Besitz los sein wollten, kümmerten sich um weiter nichts als um die Aussichten auf ein profitables Ende.
Die Menschen kamen aus der nahen großen Kirche, wandelten über den Platz und gerieten auf die Straßenseite, wo sich die Hasen-Pappschachteln aneinanderreihten.
Sie brachen in entzückte Rufe aus, untermischt mit Tränen der Barmherzigkeit und Rührung über die hilflose Zartheit dieser in graublaues Fell hineingeborenen Kreatur; die Kinder winselten vor Freude und griffen furchtlos in die Pappschachteln. Das war den Besitzern grade recht. Die Kinder wollten spielen mit den Tierchen, und da blieb dann manchmal eins hängen. Die Tiere ihrerseits wollten gar nicht spielen, sie wollten fressen und gesichert im Warmen oder im Kühlen leben, je nachdem. Dann hätten sie auch gespielt: untereinander, aber nicht mit Menschenhänden.
Diese Hände packten zu und ließen die mollige Weichheit förmlich durch alle Finger rinnen; sie wollten zärtlich sein, aber sie waren bestenfalls nicht mehr als lästig. Manchmal geschah es, daß ihnen aus Ungeschick das Spielzeug wegrutschte und zu Boden fiel. Fiel es nicht zurück in die Schachtel auf die kleinen runden Rücken der Brüder und Schwestern, so fiel es



hart auf den Asphalt. Es verletzte sich vielleicht dabei, es schrie nicht. Den Stallhasen ist es nicht gegeben, viel Wesens und viel Lärm zu machen. Es hätte ihnen auch nichts genützt, zudem gingen immer einige ein, vielleicht war so ein Abgestürzter mit heimlichen Schäden gelegentlich darunter.
Wenn die Kinder genügend gewühlt hatten in der blaugrauen Wärme der verkörperten Geduldigkeit, die alles über sich ergehen ließ, höchstens daß die kleinen Dulder die dunklen Perlen ihrer Augen wegsteckten ins benachbarte Fell — dann kam die Bitte an die Eltern: „Kauf mir so eins!"
Wieviel besser als eine Puppe! Es ist warm und bewegt sich aus sich selbst. Wieviel bequemer als eine Katze: keine Krallen. Wieviel hübscher als ein Hund: so sauber und glatt und weich, wie er nie sein kann.
Das ist der Augenblick für den Händler. Er schwingt den jungen Hasen an den Ohren vor den funkelnden Blicken des Kindes und den zögernden oder abweisenden des Vaters wie ein Pendel hin und her. Leicht zu verköstigen, frißt alles. Leicht zu halten: wohnt in einem brüchigen Korb, einer Schublade, einem Kübel, einer alten Badewanne. Kostet keine Steuer. Kostet — an mich zu zahlen — einmalig den lächerlichen Bruchteil dessen, was Sie für den schäbigsten Köter anlegen müßten. Groß gezogen, im nächsten Herbst oder Winter, mein Herr, ist das Tier geeignet für einen guten Abschluß, für den allerbesten: als Braten kommt es auf die Sonntagstafel. An einem Sonntag billigst erworben, an einem Sonntag köstlich verspeist — so wird eine runde Sache daraus, mein Herr! — Das ist der Augenblick für den Händler.
Es ist aber auch der Augenblick für den Hasen. Für einen, der über die Köpfe der Genossen hinweg den Rand der Schachtel kraft seines Hungers erreicht hat und in die Freiheit hinausgepurzelt ist. Während die Zurückgebliebenen allesamt an einer Schnur nagen, mit der sie nachher wieder



als Unverkaufte in der Finsternis ihrer Schachtel zusammengebündelt werden — hat er, der eine, unbeachtet eine Deckung erreicht, die ihn den Blicken der Menschen vorläufig entzieht. Weit ist er nicht, aber verschwunden. Vermißt wird er nicht, ihrer sind ja so viele, sechs, acht Stück in einem Karton. Knapp neben dem seinen hockt er, im Rinnstein, unter einem Zeitungsbausch. Er verschwindet leicht darunter, er ist ja nicht viel größer als eine Faust. Daß er still sitzt, ist nicht Klugheit und Sichversteckenwollen, sondern der Besen des Straßenfegers hat gestern drei Spinatblättchen übergangen; mit ihnen beschäftigt er sich leise.
Ehe er noch fertig ist mit dieser winzigen Portion, die sorgsam gekaut wird wie alles und deshalb ihre Zeit braucht, geht der Hasenmarkt zu Ende, das heißt die Händler wollen zum Mittagessen. Alle brechen wie mit einem Schlage auf, zumal es zu regnen anfängt.
Der Kleine bleibt allein zurück. Ein Zeitungsblatt ist schnell durchweicht, und ein graublaues Hasenfell pappt in der Nässe strähnig zusammen und wird dunkel, als wär' es mit Tinte übergossen. An weiteren Spinatblättern ist im dürftigen Umkreis der Nase nichts mehr zu erschnuppern.
So hoppelt er heraus aus dem klebrig zerfließenden Papier und schickt die ungeübten Augen über die spiegelnde Wüste des endlosen Asphalts.
Ganz einsam ist er — nichts als ein bißchen bewegtes Leben auf der starren, von Wasser überschwemmten Fläche des künstlichen Steins ist er. Querüber nimmt er die Richtung — es sieht gespenstisch aus, wie da ein Klümpchen hüpft etwa in der Farbe des nassen blaugrauen Grundes — mit eingezogenem Kopf eine Art Riesenfrosch im Fell — oder eine Verlebendigung des Bodens selber, über den er hinsetzt.
Erreicht wird die Kirche, aus der vorhin jene Menschen kamen, die ihn und die Seinen hatten durch ihre Finger gleiten lassen.
Die Stufen des Sockels sind gerade noch zu nehmen, wenn man sich reckt und dabei auf einmal ganz lang wird wie ein Wiesel. Man hat auch weiterhin Glück, denn die Türe steht offen, und man gelangt in die dämmerige Trockenheit des Innern.
Ein Kaninchen, das jung und klein und dunkel in einer mächtigen Kirche zwischen den Reihen der verlassenen Bänke durchhoppelt gegen den von Heiligkeit stumm dröhnenden Altar zu, hat etwas von einer Inkarnation aller geschundenen Kreatur, die ahnungslos auf dem Wege ist und anlangt — vielleicht um schüchtern zu flehen und hoffnungsvoll anzubeten.
Aber da hätten wir nur den bezweifelbar schönen und billig rührenden Anschein, — dem Kleinen war es um anderes zu tun. Er überwand auch die Stufen des Altars und entdeckte bald Feldblumen, Gräser und frische Blätter.
Sie standen in Töpfen, sie standen in Schalen. Er traf seine Auswahl und machte sich darüber her. Ein verjagtes Hasenherz sättigte sich unter dem Bildnis des Gekreuzigten, unter dem Bildnis der Gottesmutter, die auch seine Mutter war, nur wußte er es nicht. Sie gab ihre Blättchen gern dieser mümmelnden Schnauze. —
Wenn man den Magen voll hat, nach einstündiger Arbeit des sorgsamen Kauens, ist man geneigt, sich auszuruhen, aber da war hier nicht viel zu wollen. Steinerne Kühle strömte von unten und allen Seiten her auf ihn zu. Auch durch die Teppiche drang nichts als Kälte. Die Mutter Gottes ist liebevoll, aber doch zu sehr entrückt einem kleinen Hasen, als daß sie ihn wärmen könnte.
In der Luft lag Weihrauch, aber dem Boden haftete noch der Geruch des eigenen Körpers an. So zog der die Spur zurück, die er geschaffen hatte, als er eingedrungen war. Zwei Uhr nachmittags, zu dieser Stunde behinderte den Beter niemand. Er war immer noch allein. Er hüpfte lautlos, ein dunkles Knäuelchen, durch den Dämmer, passierte das Gitter, ohne zu spüren, daß er's tat, so mächtig waren für ihn die Räume zwischen den Eisenstäben, und kam wieder ans Tageslicht, an den Tag, heran an die Straße, an das Feindliche.
Die Straße war auch jetzt noch leer, obgleich es zu regnen aufgehört hatte. Es war noch früh am Nachmittag, an einem Sonntag, da ruht der Bürger aus vom reichlicheren Mahl.
Trotzdem war er verloren, war schnell verloren. Denn wenn auch kein Mensch da war, der ihn langsam erledigt hätte, so waren doch Hunde da, die ihn eilig erledigten.
Zuerst nur einer, der ihn sah und erbeutete. Aber in dieser hundereichen Stadt lungern auf jeder Gasse immer mehrere gleichzeitig und selbstherrlich umher.
Er fand gar keine Zeit, eine Flucht auch nur zu beginnen. Das war vielleicht nicht schlecht so, denn bestand Aussicht, daß er irgendwo behaglich sich zurechtgefunden hätte? Nein. Er wurde ein ziemlich billiges und langweiliges Opfer der verkümmerten Jagdlust eines entarteten Raubtieres. Als der riesige Feind ihm den Nacken durchbiß, als er mit nichts begreifenden Augen, die hervorquollen, und mit im Krampf des Todes starr weggeschleuderten Schenkelchen unterging, stellte ein zweiter Feind sich ein. Die beiden Hunde gerieten sofort in ein Geraufe um den warmen, gut riechenden Leichnam. Sie knurrten kollernd — der Kleine hörte es nicht mehr — und rissen sich um ihn. Und aus dem zerrissenen kleinen Magen trat das schwärzliche Grün der wohlgekauten Blätter hervor, die von der Mutter Gottes der Menschen und der Tiere eben noch gespendet worden waren.



Gedenkfeier in der Hölle

(O. Gulbransson)



„Und nun, meine Herren, wollen wir darauf anstoßen, daß Ihre Nachfolger nicht weniger geschickt sein mögen als Sie Anno 14!"

München, 12. August 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

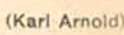
Zustände

John Bulls Luftaufrüstung

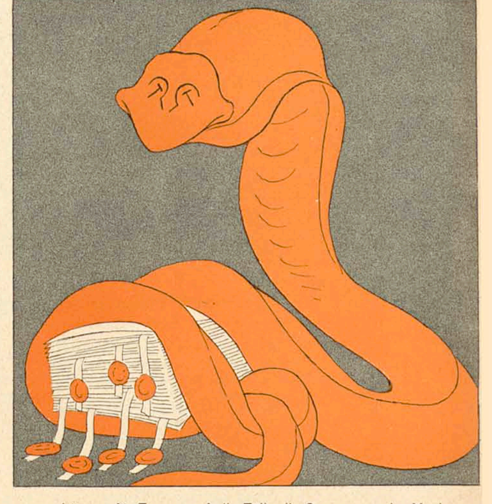


„In meinem Lande darf die Sonne nicht aufgehen!"

Geschlossene Ostpakte



(Karl Arnold)



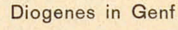
— verbürgen für Europa auf alle Fälle die Segnungen der Moskauer Propaganda.

Französische Sonntagsreden



„Unsere Frontkämpfer haben gar nichts zu sagen! Die hatten ihren Krieg. Der Haß aber ist Sache der erfahrenen alten Diplomaten."

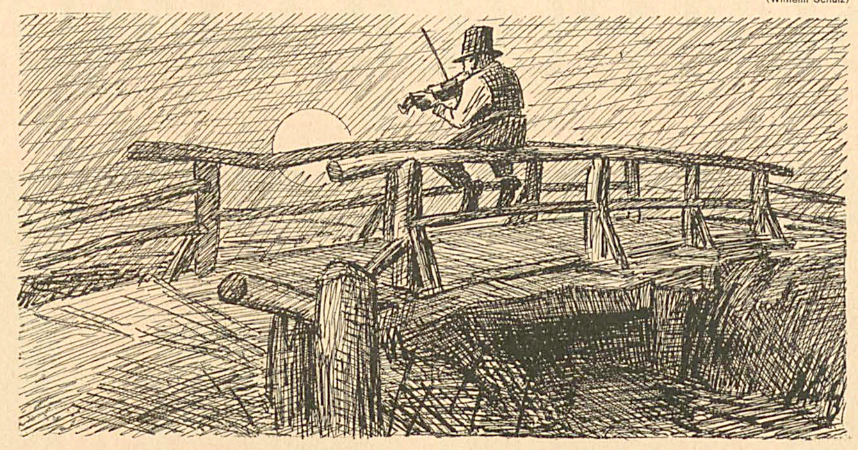
Diogenes in Genf





„Die Friedenstaube lassen Sie hungern? Dann suche ich hier wohl vergebens nach einem Menschen."

(Wilhelm Schulz)



Schmetterlinge im August

Von Hermann Hesse

Die Zeit der vielen Falter ist gekommen,
Im späten Phloxduft taumelt sacht ihr Tanz.
Sie kommen schweigend aus dem Blau geschwommen:
Der Admiral, der Fuchs, der Schwalbenschwanz,
Der Kaisermantel und Perlmutterfalter,
Der scheue Taubenschwanz, der rote Bär,
Der Trauermantel und der Distelfalter.

Kostbar an Farben, pelz- und samtbesetzt,
Juwelenschillernd schweben sie einher,
Prächtig und traurig, schweigsam und benommen,
Aus untergangner Märchenwelt gekommen,
Fremdlinge hier, noch honigtaubenetzt,
Aus paradiesischen, arkadischen Auen,
Kurzlebige Gäste aus dem Morgenland,
Das wir im Traum, verlorene Heimat, schauen,
Und dessen Geisterbotschaft wir vertrauen
Als eines edlern Daseins holdem Pfand.

Sinnbilder alles Schönen und Vergänglichen!
Des Allzuzarten und des Überschwänglichen!
Schwermütige und goldgeschmückte Gäste
An des betagten Sommers letztem Feste!

Der Zug nach Bogotá

Von Hans Schubert

Gegen Aguas perdidas dehnt sich schorfig der alte Lavabruch. Gegen Purissima Concepcion schiebt sich in endlosen, grüngräulichen Stachelwellen der Feigenkaktus wie eine schöne Schöpfungskatastrophe vor. Die astrophysikalische Garciastation liegt als immerhin wohltuender Ordnungsblock völlig einsam und unbegründet in der Mitte. Schatzgräberphantasie knüpft sich seit Generationen an diese kahle Todesfalle im Norden Mexikos. Jetzt ist das Land um die Garciastation offizielles Eigentum der Stillen Gesellschaft Lopez & Steinemann. Eine sehr stille Gesellschaft in der Tat. Steinemann, der verkrachte Haziendero, starb vor unwahrscheinlich langer Zeit an einer leichtfertig zugezogenen Malaria, die man dem tropenfesten Chef der Intelligenzpartei wegen der Eigenart seines Gebarens in der Todesstunde nie geglaubt hat. Lopez erschoß man kürzlich hinterrücks bei der Exhumierung einer enormen Kiste, die aber nichts enthielt außer drei Lot schlechten Silbers in Weiberkram mit den dazugehörigen Gebeinen. Die Firmentilgung hatte man dann wohl vergessen oder gar nicht erst gewollt, weil das bequemer war. Kisten dieser Art sind in Mexiko keine große Sensation. Und vergessene Firmentilgungen schon gar nicht.

In der verrufenen Garciastation wohnte zur Zeit des Mordes an Lopez nur ein einziger Mensch mit seinem Hunde Murr. Dieser einzige Mensch war der absonderlich gewordene Doktor Reibetanz aus Bogotá. Eine kolumbianische Militärrevolte (Offizier mit fünfzehn Mann) hatte Reibetanz um die Existenz gebracht. Ein anschließender Guerillakrieg von Jahren brachte Kind und Kegel ans Gewehr und brachte Reibetanz um das Leben seiner Frau. Knapp vor dem vergoldeten Portal der Kathedrale. Den Säugling schafften zwei mitfühlende Amazonen schleunigst in den Glockenstuhl. Dort sitzt er heute noch. Ein Kordon Infanterie legte sich um die Kathedrale und fing auf Näherkommende zu schießen an. Schlug ein Biwak auf. Richtete sich für längere Zeiten ein. Der Kordon überdauerte die Regenzeit, und seine Ablösung wegen dringender Bedürfnisse der Uniform überdauerte die nächste Regenzeit. In diesen beiden Regenzeiten wurde Reibetanz zum Menschenfeind.

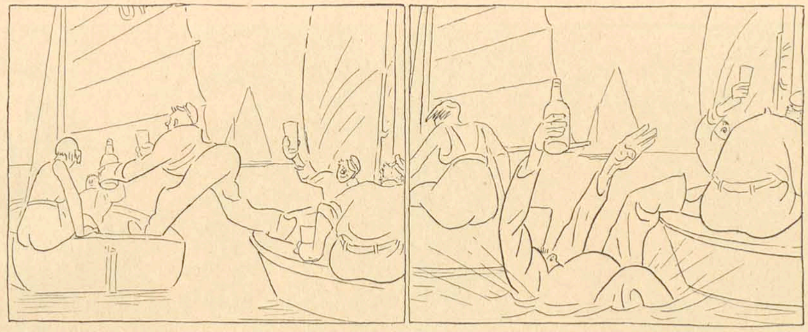
So hatte denn dieser Reibetanz einen wesentlichen Teil der Anden und den höllischen Isthmus mutterseelenallein zu Fuß durchquert, als Tramp unter Tramps, und mit gelegentlicher Unterstützung mitleidiger Automobilisten. Mexiko bot dem verdienten Deutschen einen Posten in der Garciastation. Jeden Monat einmal kam das Flugzeug aus Chihuahua über der Station vorbei und warf die Nötigkeiten mit den ausbedingten Pesos ab. Jede sternschillernde Arbeitsnacht, wenn Reibetanz den Stern 59 im Kleinen Hund aufs Korn nahm, jede dieser Alleinseinsnächte nützte auch der Dobermann Murr zur immer wieder vergeblichen Fahrt nach seinesgleichen. Kam dann Murr gegen Morgen mit den trostlosen Bewegungen eines Gummitiers in die Station zurück, zahllose Kakteenstacheln im Fell, dann lag sein Herr wie tot unter dem Moskitonetz, das hier ganz überflüssig war. Dieses Netz hatte die Reise durch den Isthmus mitgemacht und war Faktotum. Ohne dieses Netz ging es nicht. Längst schon kannte Murr den Stern 59 im Kleinen Hund, wenn er ihn auch gar nicht sah. In diesen Nächten gab es manchmal Erdlaute zu hören wie vor der Schöpfungstat. Ausschließlich für Hunde. Tote Fürsten gingen um. Und in ihr raumentbundenes Gewebe mischte sich unaufdringlich die vor den Menschen so geheißene Frau Reibetanz. Stundenlang stand der Schemen vor der Lagerstatt oder neben dem Okular oder hinter dem Vermessungstisch. Reibetanz aber wußte nichts davon. Nur der kühle Hauch machte ihn auf eine Weile glücklicher als sonst.

Astronomen sind gemeinhin phantasielos. Oder sie geraten in eine falsche Steigerung um ihrer selbst willen. Mit einer ähnlichen Erkenntnis verließ Doktor Reibetanz den Kuppelbau der Garciastation. Er verließ ihn jetzt mit einem heftigen Minderwertigkeitsgefühl nach vollbrachter Durchmusterung von hundertfünfzig Platten zum Vorteil des Sterns 59 im Kleinen Hund. Auf einem Planeten des Sterns 60 im Großen Hund saß zur selben Weltzeit ein präziser Doppelgänger des Doktors Reibetanz und maß an der hunderteinundfünfzigsten Platte zum Vorteil der Reibetanzschen Sonne (die ja auch die unsere ist). Reibetanz fing ob der Katastrophe dieses Gedankens laut zu lachen an. Im Schatten der überdachten Zisterne lag Murr, der Hund. Das war viel wichtiger. Auch dieser etwas feuchte Platz schien gnadenlos unwirtlich für einen kranken Hund. Einen Dobermann kann ich nicht unterm Arm durch die sengende Hitze bis Purissima Concepcion tragen, dachte Reibetanz resigniert. Reibetanz dachte ferner an Cortez,

(Schluß auf Seite 233)

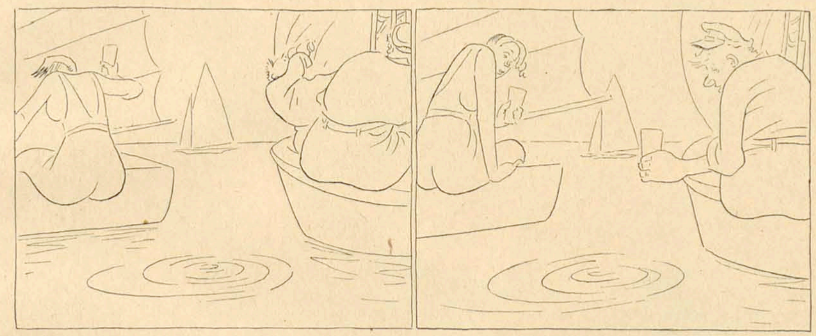
Nichts ist passiert!

(Olaf Gulbransson)



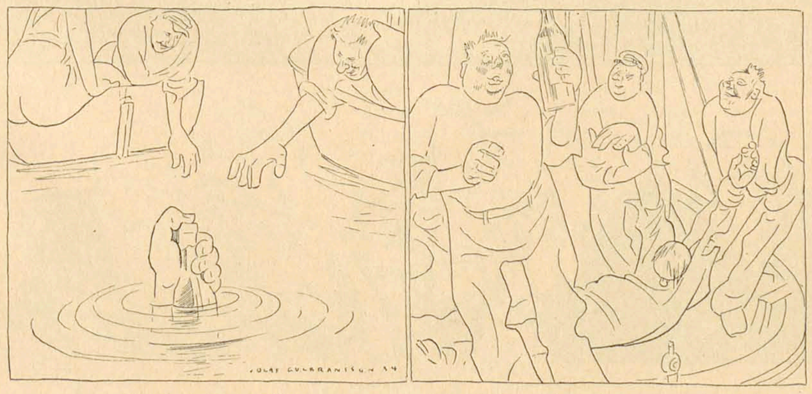
„Die guten Mächens sollen doch auch 'n Troppen abkriegen!“

„Hoppla!“



— — — — — — — — — — — — — — — —

„Wo ist denn Larsen mit der dritten Flasche?“



„Hurrah, da ist sie ja!“

„Kein Tröpfchen Wasser hat er 'reingelassen. Braver Larsen!“

Helden und Spießer

(Wilhelm Schulz)



„Was hoaßt Himalaja! Da Mensch stirbt dahoam, bal' ihn net am Stammtisch da Schlag trifft."

Der Zug nach Bogotá

(Schluß von Seite 230)

an Pizarro, an den Nikolas Federmann. Als er etwas unschlüssig den Coltrevolver zog, fühlte er genau, daß die Malaria zu ihm kam. Spätestens morgen früh. Mit einem schmerzlichen Verwundern im Blick empfing Murr die Kugel. Unsere seelischen Depressionen können sehr gut physischer Herkunft sein, belehrte Reibetanz sein besseres Ich. Wenn ich noch den Zug nach Xochitlan erwische, bin ich morgen früh in Mexiko. Pünktlich mit der Malaria. In Mexiko kann man sich dann ausheilen. Aber für das Leben dann und nicht mehr für die Garciastation. Bei der Kulturbehörde in Mexiko müssen Neger oder Idioten sitzen. Diese ganze astrophysikalische Station ist sinnlos.
So geschah es, daß Reibetanz die Garciastation verließ. Er gab sich den Befehl, daß er ab jetzt wacker fürbaß schritte. Mit dem Coltrevolver, mit dem erfreulich dicken Bündel hoher Pesonoten und mit der schon glimmenden Malaria. Langweilig wie ein mathematisches Pappmodell stand die verlassene Station in den Himmel.

*

Gegen Purissima Concepcion windet sich ein alter Maultierpfad. Nützt jede Bodenfalte aus, krümmt sich wie der Fluß Mäander durch das tote Land. Er hört auf halber Strecke auf. Von dort aus, unschlüssig wohin, sieht man gerade noch das ausgeräucherte Pueblodorf Purissima Concepcion mit seinem eigentlich so geheißenen Kloster und mit dem einsamen Refraktor von Zeiß. Kurioses Gebäu schachtelt sich hier zusammen, kleine Wohnblocks aus Lehm und Hölzern. Die Hölzer sind längst herausgebrannt. Der hartgebackene Lehm steht unverwüstlich wie aus einem Stück geschnitzt. Hier und da steht auch noch ein angekohlter Leiterrest. Treppenartig geht es so vom Parterre in die Beletage, von der Beletage in den Oberstock, vom Oberstock auf das schon recht luftige Dach, das aber nirgendmehr vorhanden scheint. Durchkommender Menschenschritt bringt hier nichts zuwege als ein kleines Echo und das Knirschen im Schutt. Hier und da liegen Maiskolbenreste umher und Reste angenagter Knochen verdächtiger Herkunft. Der praktische Herr dieser Gegend ist der entwichene Abbé Nicephore, der bei den Indios der Rächer, bei den Weißen aber der Perrogerente oder Hundekönig heißt. Perrogerente ist Herr über Leben und Tod sämtlicher Mitglieder der Plateadores. Die Plateadores überfallen manchmal den Fernzug nach Xochitlan, manchmal eine entlegene Hazienda und sind im übrigen geduldet. Ein Kloster überfallen sie nie. Oder es müßte längst gestorben sein, wie das Kloster zur Purissima Concepcion. Von diesem Klostertrümmerbau sieht man dann bei guter Luft die Telegraphenmasten der Fernstrecke nach Xochitlan. Das heißt, man ahnt sie mehr.
Die Kimm nach Purissima Concepcion hinüber ist seit Menschendenken das letzte Erdenbild der Wandernden gewesen, die hier verdurstet sind. Unser alter, tröstlicher Mond wird noch oft über diese Kimm gehen; halb, völlig oder auch verfinstert. Wie es Gott und der Astronomie gefällt. Und wenn die Garciastation eines Tags im Sand verrinnt, im Staub verbröckelt, im Stachelfeigenmeer ertrinkt, dann werden hier wieder Verdurstende auf den Mond warten. Die absinkende Sonne wird ihren Fluch mitnehmen oder ihr Gebet. Und das aufsteigende Mondschiff nimmt für die ersten Morgenstunden ihre Seelen mit.
Reibetanz hat den Zug nach Xochitlan nie erreicht. Er hätte ihn auch nie erreichen können. Denn der Betrieb war eingestellt.

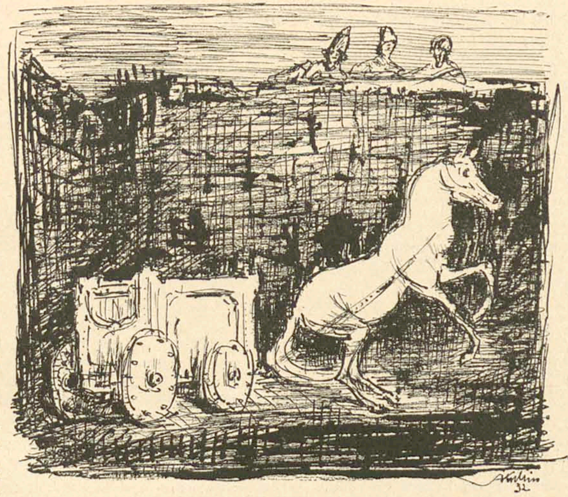
*

Hinter den leeren Asphaltfässern, einziges Kennzeichen eines unbenannten Haltepunkts, lag ein Mensch. Wartete auf den Zug nach Xochitlan. Er lag ganz dicht neben dem Gleis. Manchmal legte er den Kopf auf die trüb gewordene Schiene und lauschte angestrengt. Dann waren Laute da, wie sie aus Ursachen mancherlei Art in einem rostigen Schienenpaar entlanglaufen, das nicht mehr benützt wird. Es konnten zum Beispiel die Coyoten sein, die ihren Bau zuweilen unter Schienen wühlen. Es mußten unendlich viele Coyoten sein über viele hundert Kilometer hin. Geschürr und Geschabe. Gerüffel und Gekratz. Kollern von Erdbrocken. Auch die gesteigerten Herzlaute der Malaria waren dabei wie ein periodisch aufkochender Topf mit Wasser. Es gab kein Wasser hier. Nur Kaltasphalt, Bahnschwellen, Schotter, ein langsam sich auflösendes Blechschild von Shell. Und die linear in den Horizont fliehende Schiene. Eine Motordräsine auch. Aber man konnte sie nicht benützen, denn sie war viel zu schwer und lag seitlich ausgekippt neben der Schiene. Das Sternenlicht machte dann später einen mexikanischen Götterspuk aus der Dräsine. Der Totengott Tezcatlipoca saß am Bahndamm und befahl die Einstellung des Betriebs. Noch einmal legte Reibetanz den Kopf auf die Schiene. Die Coyoten hatten aufgehört. Überhaupt war das gar kein richtiger Bahndamm mehr. Es war ein langsam abrutschender Unterbau von wenigen Zentimetern. Es mochte hier eine Geländeverwerfung gegeben haben, denn wenn man ganz dicht bei der Schiene an ihr entlang sah, soweit es eben ging, dann krümmte sich das Gleis wie eine Schlange. Triumph der Technik! — Es bewegte sich sogar.
Als dann der Frühmond kam wie ein Schiff aus glühendem Kupfer, war auch die Stille Gesellschaft Steinemann & Lopez da. Lopez saß auf dem rechten, Steinemann etwas bescheidener auf dem linken Gleis. Und sie luden den Doktor Reibetanz zu einem deutschen Skatspiel ein. — „Ich habe aber doch noch niemals Skat gespielt!" meinte Reibetanz beschämt. Auf den Schlängelschienen kam das Mondschiff an. Nahe — — — näher — — — ganz nahe jetzt. Geschoben von den fackelschwingenden Leuten des Perrogerente. Reibetanz, Lopez und Steinemann stiegen in das kupferne Mondschiff ein. „Ist das der Zug über Xochitlan nach Mexiko?" fragte Reibetanz etwas unsicher. „Das ist der Zug nach Bogotá", sagte der Abbé Nicephore. „Die Fahrt ist schon bezahlt für Sie." Und stieß seine überflüssig gewordene Fackel in den Sand. Der Morgen kam. Respektvoll standen die ausgefransten Silhouetten der Plateadores im Hintergrund. Standen teils neben der Dräsine, teils etwas abseits am Gleis. Man konnte sie durch Lopez hindurch sehen und erst recht durch Steinemann.

„Wir fahren jetzt nach Bogotá", sagte der sanft gewordene Haziendero Steinemann. „Aber ohne den Stern 59 im Kleinen Hund." Und lächelte dabei. „Ich bin längst nicht mehr der Steinemann von damals her." — Die Leute des Chefs der Hunde entfernten sich. Es war kalt in diesem Schiff und voller Ängste.
„— jedermann hat seinen Ort in diesem Schiff —"
Das mußte richtig sein. Denn aus einem abgründigen Winkel des Mondschiffs kam jetzt der alte Astronomenvater Schorr hervor. Er war im Adamskleid und von oben bis unten mit natürlichen Logarithmen tätowiert. Hatte ein herausfordernd winziges Brötchen in der Hand. „Bist du an den Plateadores gestorben oder an der Malaria?" fragte Reibetanz den Astronomenvater Schorr. Der aber schwieg. Tat nichts als eine feine, stille Geste nach dem Stern 59 im Kleinen Hund. Da wußte Reibetanz, daß er die Plateadores vielleicht überwunden hätte. Mindestens aber die Malaria. Vielleicht hatten die Astrologen doch recht, und der Stern 59 im Kleinen Hund war schuld an der Einstellung des Betriebs.
Der Stern 59 im Kleinen Hund ist unbestimmbare Lichtjahre weit. Zu Zeiten des Kopernikus ist er unter Umständen überhaupt erst aufgeflammt. Und zu unserer eigenen Zeit kam sein Licht hier an. Die photographischen Aufnahmen des hiermit verblichenen Doktor Reibetanz sind also runde vierhundert Jahre alt, haben die Eroberung von Mexiko erlebt und sind für neuere Begriffe unmodern.
Im tiefsten Herzensgrund erlöst sah Reibetanz sich außerhalb des ungeahnten Mondschiffs um. Der Stern 59 im Kleinen Hund war nicht mehr da. Es waren überhaupt keine Hunde mehr da. Dieses unerschöpfliche Mondschiff widersprach jeder physikalischen Erfahrung. Zum Beispiel schwamm es jetzt in einer gläsernen Riesenkugel, in der es irgendwie nach längst verlernten Dingen roch. Nach siebzehn Jahren etwa. Das Mondschiff wurde erst golden, dann silberblaß, dann fadenscheinig weiß wie eine kleine Federwolke. Das Mondschiff schwamm in einem meergrünen See mit ungezählten Cirren. Darüber hin wölbte sich das rotvergoldete Portal der Kathedrale von Bogotá.
Langsam zog das Mondschiff in die Kathedrale ein.

Kriegswagen

(Alfred Kubin)



(Bichl)



Liebe auf der Landungsbrücke / Von Fritz A. Mende

Der Spiegel des Sees lag in diesem Jahr sehr niedrig, und die Landungsbrücke stand gleichsam nur mit den Vorderbeinen im Wasser. Die Landungsbrücke? Ja, welche denn? Oh, eine von denen, die nach unermüdlichem Dampferverkehr aussehen und doch nur zweimal am Tage Gelegenheit haben, sich am weißen Leib eines Schiffes zu reiben. Und wie sie dann ächzte, die Landungsbrücke, und sich wichtig machte, wenn es endlich soweit war! Manchmal stieg gar niemand aus. Das mußte man eben hinnehmen, wenn man dem Verkehr an bescheidenem Orte diente.
Der Morgendampfer hätte eigentlich schon da sein müssen, aber Alex, der junge Mann in Flanellhosen (das Zeichen des Sommergastes) beeilte sich nicht. Am jenseitigen Ufer hing eine kleine Rauchwolke. Es dauerte schon noch eine Viertelstunde, ehe der angekündigte Besuch eines ihm bekannten Ehepaares Wirklichkeit wurde.
Auf der Landungsbrücke befanden sich nur zwei Personen. Ganz hinten, auf der aus neuen Bohlen gefügten Plattform, stand ein Mann und hantierte mit einem Photoapparat. Ungefähr in der Mitte der Brücke lehnte ein weiblicher Sommergast in weißem Leinenkostüm, und dieses Weiß fing die Sonne so, daß Alex geblendet wegschauen mußte.
Nun betrat er die Brücke. Die Bohlen knarrten. Der weibliche Sommergast schaute unbeirrt ins Blaue und zeigte nur den weißgekleideten Rücken. Auf der Plattform blieb Alex stehen. Der Mann mit dem Photoapparat ließ sich nicht stören. Er schaute auf den Sucher und war anscheinend bemüht, die nach dem Ufer zu sich perspektivisch verengende Brücke auf den Film zu bannen. Jetzt beugte er das linke Knie, sah wieder auf den Sucher und — die Brücke hielt den Atem an — „Knips". Die Bretter knarrten erlöst. Der Mann stand auf, schloß den Apparat, wandte sich an Alex und sagte lobheischend: „Ein gutes Motiv . . ."
„Möglich", erwiderte Alex. „Ich photographiere nicht . . ."
„Na ja, dann . . .", meinte der Photograph herablassend. Er sagte nur: „Na ja, dann . . ." Aber es hieß wohl: „Eine Welt trennt uns!"
Der Dampfer war nahe. Leute kamen schnell auf der Brücke entlang gelaufen. Eine Frau, die das Amt eines „Stationsvorstehers" ausübte, hißte eine Fahne und wies — kraft ihrer Autorität — einen kleinen Jungen zurecht, der sich auf die Brüstung setzen wollte. Der Dampfer legte an. Die Brücke ächzte lustvoll. Der Verkehr war in vollem Gange.
Alex begrüßte seine Bekannten. In der Verlegenheit des Wiedersehens fragte man sich fünfmal „Wie geht's?" und war sich gegenseitig unausgesprochen zugeneigt, während man langsam uferwärts ging. Die Dame im weißen Leinenkostüm stand noch immer am Geländer, nur hatte sie sich umgedreht, und als Alex einen gelockerten Sommerfrischenblick mit ihr tauschte, stellte er sachlich fest, daß sie jung und — weniger sachlich —, daß sie schön war.
Als man nach dem Mittagessen beratschlagte, was nun am besten zu tun sei, stimmten Alex und der Ehemann für Spazierengehen im Schatten. Die Ehefrau wollte vom Boot aus baden. Also gingen sie zum See hinunter und mieteten ein Boot. Der Ehemann lehnte es ab, zu rudern. Er war ja überhaupt nicht dafür gewesen. „Wie komme ich dazu", sagte er zu seiner Frau. „Wenn du bei dieser Hitze unbedingt auf den See willst, darfst du auch rudern."
Alex nahm die Ruder, denn er war mit der Frau nicht verheiratet. Nachdem er ein paar matte Züge getan hatte, sah er plötzlich ziemlich weit draußen ein Boot mit einem leuchtend weißen Fleck darin. Neu belebt zog er die Ruder kräftig hin und her. So nahe es, ohne den anderen zwei aufzufallen, ging, fuhr Alex an das fremde Boot heran. Dort zog sich gerade eine Dame ihr weißes Kostüm aus, stand im roten Badeanzug auf und sprang kopfüber ins Wasser, so daß ihr Boot in schwankende Fahrt geriet.
Bald befanden sich drei Personen im Wasser: die Fremde, Alex und die Ehefrau. Der Ehemann war ja schon vorher nicht dafür gewesen. Alex schwamm dorthin, wo ab und zu Stücke eines roten Badeanzugs auftauchten. Als er schon ein nasses Gesicht erkennen konnte, rief es hinter ihm: „Alex, komm doch mal her . . ."
Alex schwamm weiter. Zwei Fischgesichter lachten sich an.
„Alex", rief es noch einmal.
Da schwamm er wütend zurück.
„Ich habe dich dauernd gerufen", sagte die Ehefrau vorwurfsvoll. „Du hast wohl Wasser in den Ohren . . ."
„Ja, ich habe Wasser in den Ohren . . ."
Der Morgendampfer des nächsten Tages kam wider Erwarten pünktlich. Alex stand auf der Brücke. Seine Bekannten waren schon eingestiegen. Abfahrt! Da rief es von hinten: „Halt, halt . . ." Jemand lief schnell die Brücke entlang. Eine junge Dame mit Schirm und Koffer durfte gerade noch mitfahren. Sie trug ein weißes Leinenkostüm. Schnell stieg sie ein.
Alex erstarrte. Der Dampfer fuhr. Die Brücke stöhnte. Aus! Schluß! Schade . . .
Alex winkte lange. Auf dem Dampfer flatterten zwei grüßende Taschentücher. Es waren zwei Damentaschentücher.
Als Alex sich umwandte, stand der Mann mit dem Photoapparat vor ihm.
„Wollen Sie das Bild von gestern sehen?" fragte er lobheischend.
Alex nahm es gedankenlos. Er sah die Landungsbrücke; vorn war sie breit wie das Bild, hinten lief sie zu einem Punkt zusammen. Am Geländer aber stand eine Dame in einem weißen Leinenkostüm.
„Könnte ich davon einen Abzug haben?" fragte Alex.
„Selbstverständlich! Es ist mir eine Freude, daß Ihnen das Motiv so gut gefällt", erwiderte der andere stolz. Dann auf das Bild zeigend, fuhr er fort: „Leider stört diese Person da etwas die Perspektive."
„Das kann ich gar nicht finden", meinte Alex und dachte dabei: Eine Welt trennt uns . . .
Noch einmal blickte er zurück nach dem Dampfer. Flatterte dort nicht ein Taschentuch? Und wenn es ein Taschentuch war, gehörte es einer Frau, die neben ihrem Mann stand, oder gehörte es vielleicht . . ?

Vom seligen Amtschimmel

Ich hatte vor langer Zeit in B. in Österreich Stellung angenommen.
Nach einem Vierteljahr wurde ich nach dem Bürgermeisteramt bestellt und mir wurde zu wissen, daß ich schnellstens einen Heimatschein beschaffen solle und daß ich den Schein als Ausländer schnellstens beschaffen müsse, sonst würde ich per Schub über die Grenze gebracht werden.
Sofort richtete ich ein Schreiben an meine Geburtsstadt G. in Schlesien und ersuchte den Magistrat um Übersendung eines Heimatscheines. Nach Wochen erhielt ich die Antwort, daß ich, da ich seit Jahren meinen Geburtsort verlassen hätte, mich an die letzte deutsche Stadt, in der ich mich aufgehalten habe, wenden solle.
Meine letzte Stellung hatte ich in D. in Sachsen, und so schrieb ich wohlgemut nach dort und bat um Ausstellung eines Heimatscheines. Es vergingen Wochen des Wartens, aber endlich erhielt ich Antwort, und diese lautete: „Da Sie kein Sachse sind, sondern die preußische Staatsangehörigkeit besitzen, können wir Ihnen keinen Schein ausstellen; Sie müssen sich nach dem letzten preußischen Ort wenden, in dem Sie wohnten."
Der letzte Ort in Preußen war N. in Schlesien. Von dort erhielt ich auf mein Gesuch die Antwort, daß ich nur neun Monate daselbst gewesen sei, und daher könnte mir ein Heimatschein nicht ausgestellt werden; ich solle mich nach der letzten preußischen Stadt wenden, in der ich zwei Jahre gewesen sei. Dies war nun D. im Rheinland. Als ich nun von dort nach längerer Zeit ein Schreiben erhielt, dachte ich, nun ist alles in Ordnung; aber wie mußte ich lachen, als ich das Schreiben las. Es wurde mir mitgeteilt, daß mir kein Heimatschein ausgestellt werden könnte, da ich bereits über zwei Jahre den Ort verlassen hätte.
Jetzt packte ich die sämtlichen amtlichen Schreiben zusammen und sandte sie an meinen Geburtsort G. in Schlesien. Nach langer Zeit bekam ich alles zurück, und mir wurde anheimgestellt, nochmals an den Ort in Preußen zu schreiben, in dem ich zuletzt gewesen war. Also nochmals nach N. in Schlesien geschrieben und alle amtlichen Zuschriften mitgeschickt! Hier wurde mir nun mitgeteilt, daß man mir bereits vor Monaten geschrieben hätte, daß N. nicht mehr zuständig sei.
Es blieb mir nichts weiter übrig, als an den Regierungspräsidenten von Schlesien zu schreiben.
Nach vier Tagen erhielt ich auch schon Bescheid, daß der Herr Regierungspräsident angeordnet habe, daß die Stadt N. in Schlesien mir in den nächsten Tagen den Heimatschein zusenden müsse. In der darauffolgenden Woche erhielt ich ihn endlich, nach zehn Monaten!

Wer schafft's in Hamburg?

Alles ist ganz aus dem Häusel,
weil nun unser Schmeling-Maxe
die geheilte Vorderhaxe
proben will an Walter Neusel!

Und die Frage hebt sich jählings:
wird der Maxe Schmeling Neuseln
Nase, Kinn und Lippen kräuseln
oder Neusel jene Schmelings?

Wer wird rechte Schwinger landen,
Leberhaken, Öpperkötter?
Wer muß erstmals auf die Bretter?
Wer haut schließlich wen zuschanden?

Schade, denkt man problematisch,
daß nicht beide siegen können!
Beiden wäre es zu gönnen,
beide Jungs sind so sympathisch!

Doch das ist mal so auf Erden:
da, wo Ruhm und Zaster lockt,
muß halt einer ausgeknockt
oder ausgepunktet werden — — —

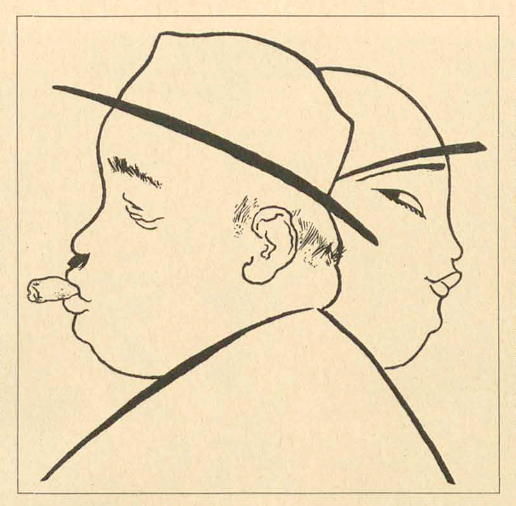
Benedikt

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Lieber Simplicissimus!

Ich war schon oft, besonders in Damengesellschaft, gefragt worden, was der Ausdruck bedeute: „Er ritt mit verhängtem Zügel." Obwohl ich etwas Erfahrung im Reiten besitze, hatte ich niemals recht darauf antworten können. Eines Abends saß ich mit unserem Major im Unterstand. Der Herr Major war von je ein echter Herrenreiter gewesen. Da fragte ich ihn: „Gestatten Herr Major — wie ist der Ausdruck zu erklären: er ritt mit verhängtem Zügel?" Und darauf die Antwort: „Wissen Sie — das hat so ein Rindvieh, so ein Riesenrindvieh von Dichter gesagt." Ein tiefer Zug aus der Zigarre, und dann vollendete er: „Die Sorte hat dem Staat sowieso noch nischt genützt." Damit war dies Thema erschöpft.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Metzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie **Adolf Schustermann** GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen soll auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt werden. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!



DES DEUTSCHEN MICHELS BILDERBUCH
25 Jahre Simplicissimus. 25 Jahre deutscher Geschichte kart. **RM. 1.—** / Bei Voreinsendung des Betrages franko
Simplicisismus-Verlag / München 13

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch **PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62**
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Frankreichs Unsicherheit erwiesen

(Paul Scheurich)



„Die letzten Luftmanöver waren wahnsinnig aufregend. Yvonnes Mann ist vor Schreck unters Bett gekrochen." — „Und dort hoffte er Schutz zu finden?" — „Hm . . . jedenfalls nicht seinen Freund!"

Sommerlicher Spaß

Erinnert sich noch jemand — von einem kleinen Kreis Eingeweihter abgesehen — des Münchener Kunstgelehrten und Konservators Adolf Bayersdorfer? Vielleicht hat man einmal in der Veltliner Weinstube das Lichtbild an der Wand hängen sehen, das ihn mit seinem Freunde Böcklin darstellt. Bücher hat er keine geschrieben, „nur" Aufsätze und dergleichen; was soll man da noch viel von ihm wissen? Auch wenn Josef Hofmiller ihn in die Nähe Jakob Burckhardts gerückt und Alfred Lichtwark ihn einen „faszinierenden Menschen von unendlichem Reichtum" genannt hat . . .

Aber auf der „Post" zu Fürstenfeldbruck ist sein Andenken noch lebendig. Denn hier, in diesem idyllisch reizvollen Markt an der Amper, hat er im letzten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts manche behaglichen Sommerwochen verbracht, wovon die alte Künstlereiche am Eingang des Emmeringer Hölzels Zeugnis ablegt, die neben dem Namensschild des großen Landschafters Adolf Stäbli auch den seinigen beherbergt.

Man hat ihn freilich in Fürstenfeldbruck nicht als scharfsinnigen Gelehrten und tiefen Denker im Gedächtnis, sondern als einen spaßhaften Herrn, der stets zu allerhand „Viechereien" aufgelegt war, wenn er nicht grade mit ortsansässigen Schachliebhabern dem königlichen Spiel huldigte, in dem er — so nebenbei — als eine Weltautorität galt.

Ob er sich wirklich, wie erzählt wird, gelegentlich auf der „Post" eine Serviette unter den Arm steckte und ortsfremde Gäste als Pseudokellner mit seiner Suada in Erstaunen und Verwirrung versetzte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber daß er mit den damaligen hübschen Posthalterstöchtern auf bestem Fuße stand, ist eine historische Tatsache; hätte er ihnen sonst die nachfolgend wiedergegebenen Postkarten versetzen können, um deretwillen diese einleitenden Zeilen geschrieben sind? Eine der besagten Töchter hat sie mir freundlicherweise in meine Autographensammlung gestiftet, und es wäre

(Schuß auf Seite 238)

Ein Mensch . . .

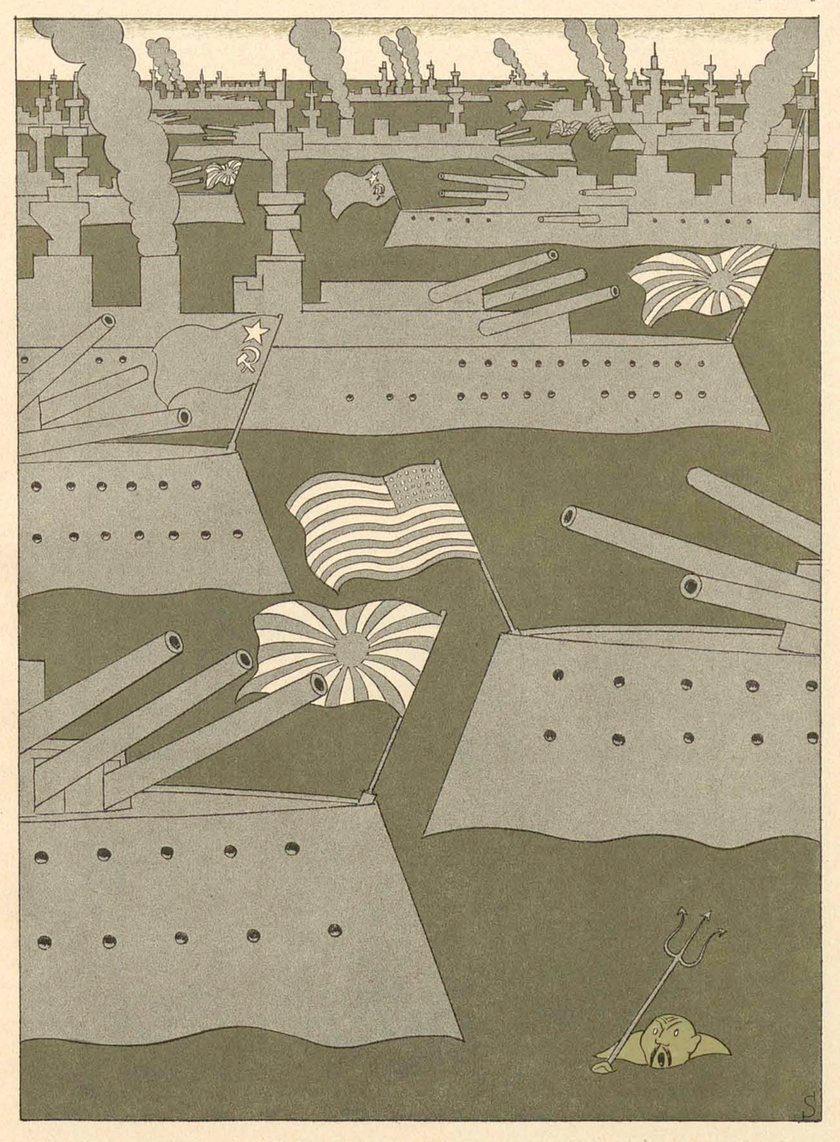
XXI

Ein Mensch, der kalt sich selbst belauert,
Sieht manches, was er tief bedauert,
Und plötzlich steht vor ihm sein nackter
Und äußerst schäbiger Charakter,
Der, statt daß er beschämt verschwindet,
Noch schimpft und es empörend findet,
Daß dieser Mensch, sein Hausherr zwar,
So frech, ihn zu begaffen, war.

Eugen Roth

Der Stille Ozean

(E. Schilling)



„Ich möchte nur wissen, warum ausgerechnet ich der ‚Pazifik' heiße!"

Sommerlicher Spaß

(Schluß von Seite 236)

wirklich schade, wenn so drollige Zeugnisse eines barocken, echt altbayerischen Humors — so harmlos sie sind — in einer Pappschachtel verschimmelten. Eines Kommentars bedürfen sie wohl nicht.

Hier sind sie:

Telegramm der Kölnischen Zeitung, 1. Juli 1898.

Im Markte Bruck bei München ist ein Fremder spurlos verschwunden. Man sah den Unglücklichen zuletzt, wie er den Übergang vom Seitzbräu zum Gerbl versuchte. Wahrscheinlich wieder ein Opfer der touristischen Eitelkeit, schwierige Partien ohne Führer unternehmen zu wollen.

*

Telegramm der Kölnischen Zeitung, 3. Juli 1898.

Der vermißte Reisende Köppke wurde in Ampermoching noch lebend aus dem Wasser gezogen. Er war in eines der Knopflöcher gefallen, die er als Muster bei sich führte. Dieselben sind so solid gearbeitet, daß der Unglückliche sich nicht ohne fremde Hilfe aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte und hilflos in den treibenden Fluß geriet. (Anmerkung der Redaktion: Ampermoching ist nach dem Konversationslexikon ein Ort in Altbayern, der sich durch die Intelligenz und den weltmännischen Schliff seiner Bevölkerung auszeichnet.)

*

Telegramm der Frankfurter Zeitung, 15. Juli 1898.

Die Knopflochfabrik Müller und Schulze in Hannover hat in Hong-kong, Shanghai und Kiau-Tschau große Lagerhäuser errichten lassen. Da die Chinesinnen statt der Augen Knopflöcher tragen, so hofft man auf einen großartigen Absatz des soliden Artikels. Der Vertreter des Hauses, W. Köppke in Shang-hai, hofft nach wenigen Jahren als Millionär zurückzukehren und will dann den Markt Bruck mit Postleberknödeln pflastern lassen. Das soll besser als Basalt sein.

*

Telegramm der Frankfurter Zeitung, 20. Juli 1898.

Nach einer Meldung des holländischen Residenten in Batavia wurde der deutsche Reisende Köppke auf der Insel Djelohlo von den Eingeborenen samt einem ganzen Sortiment Hühneraugen aufgefressen. Man befürchtet diplomatische Verwicklungen.

*

Telegramm des Schwäbischen Merkurs, 21. Juli 1898.

Einem Gerüchte zufolge soll der Reisende Köppke noch am Leben sein. Nur die Hühneraugen seien ihm weggefressen worden. Er betreibt jetzt in einer kleinen Hafenstadt der Insel Amboina ein Geschäft mit schwäbischem Ohrenschmalz, welcher Artikel dort sehr gesucht sein soll.

*

Weitere authentische Berichte über Leben, Taten und Meinungen des Kulturpioniers Wilhelm Köppke haben sich trotz eifriger Bemühungen leider nicht auffinden lassen. Sollte der industrielle Aufschwung Japans in den letzten Jahrzehnten nicht doch vielleicht zum Teil seiner Initiative und Tatkraft zu verdanken sein?

Dr. O.

Die Bumsorgel

Von Hans Leip

Es regnet ohne Ruh,
Und steif geht der Wind.
Wir sehn vom Fenster zu,
Wo wir gelandet sind.

Die Mädchen sehn sich um
Und kommen und gehn.
Die Bumsorgel, schrumm,
Die spielt, und das ist schön.

Sie spielt je nach Bedarf
Bald das und bald dies.
Der eine liebt es scharf,
Der andre liebt es süß.

Saß einer an der Wand,
Horchte, wie es tönt.
Und was er darin fand,
War, wonach er sich sehnt.

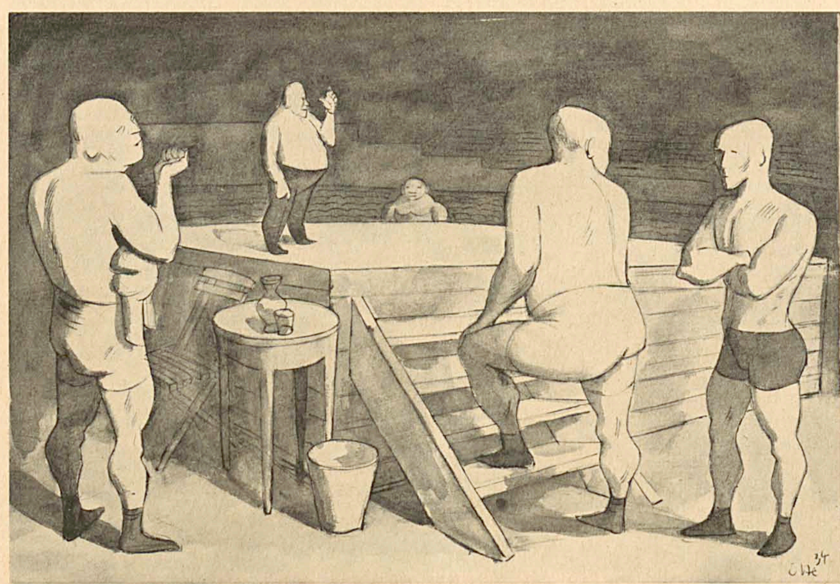
Ach, fern von dem Betrieb
Zu Hause vor der Tür
Und hätte eine lieb
Und säße neben ihr.

Die Mädchen von der Bar,
Die tanzten viele Mal.
Da sah er auf und war
Zu Sidney im Lokal.

Prost! Das ist nun mal so,
Wo Seefahrt ist, ist Rauch.
Die Bumsorgel, hallo!
Und nun tanzen wir auch!

Gekränkte Berufsehre

(Otto Herrmann)



„Jestern hat mir eener interviewt. ‚Na', sachte er, ‚Sie ringen doch eijentlich uff ne leichte Art um det tächliche Brot.'" — „Haste nich jleich 'n Brotbelag aus ihm jemacht?"

Lieber Simplicissimus!

Das war auf einer Reise.
Im seinerzeitigen Galizien.
Ich stehe auf dem Perron und warte.
Um acht Uhr fünfzehn geht der Zug.
Kommt einer auf mich zu, Ringellocken, Kaftan, den Regenschirm unterm Arm, in der Hand ein Henkelkörbchen mit Eiern, bleibt vor mir stehen und gurgelt: „Bedarf der Herr zu wissen, wann geht der Zug nach Rszezow?"
„Um acht Uhr fünfzehn", sage ich.
Darauf er: „Wer sogt's?"

*

Frau Lehmann will ein Buch kaufen. Sie betritt die Buchhandlung und sagt zur Verkäuferin: „Ich möchte Sie nämlich ein schönes Buch für meine Guste zu ihrem neunzehnten Geburtstag."
„Soll es etwas Leichtes oder was Schweres sein?"
„Ach, lieber was Leichtes, Gustes Bücherregal ist so schon so wackelig."

*

In einem österreichischen Kasino geraten zu später Nachtstunde zwei Leutnants in Streit, in dessen Verlauf der Leutnant A. zu Leutnant B. sagt: „Du bist das größte Rindvieh, das je gelebt hat."
Leutnant B. meldet die Sache dem Ehrenrat und gibt als Zeugen den an dem fraglichen Abend im Kasino anwesend gewesenen Major C. an.
Der Vorsitzende wendet sich nun an den Zeugen C. mit den Worten: „Haben Sie gehört, Herr Major, daß der Leutnant A. zu Leutnant B. gesagt hat: ‚Du bist das größte Rindvieh, das je gelebt hat?'"
Der Major streicht seinen Bart und erwidert nach kurzem Überlegen: „G'hört hob' ich's net, ober g'wußt hob' ich's scho lang."

*

Der Maler F. H. hat zwei Buben. Sieben und elf Jahre alt. Nebenbei, etwas schwer zu bändigen.
Vor dem Schlafengehen müssen die beiden stets noch auf die „kleine Seite" oder, wie es in der Gegend mundartlich heißt, „tschullen" gehen.
Tritt der Herr Vater vor die Betten: „Wart ihr schon tschullen?"
Der Jüngere erklärt, heute ginge es nicht.
Der Vater verhandelt.
Neuerliche Einwände.
Der Vater wird pädagogisch. Wenn der Kleine nicht ginge, würde ihm in der Nacht der Bauch platzen, und er müßte im Nassen schlafen.
Aber es ginge halt nicht!
Der Vater greift zur Autorität und zum Rohrstab: „Raus jetzt und marsch aufs Clo! Und wenn du bis drei nicht tschullst, dann setzt's Hiebe!"
Das hilft.
Vater und Sohn marschieren aufs Clo.
Der Vater zückt den Rohrstab und zählt: „Eins" — — — „zwei" — — —, er gewährt eine Pause, „uuund eins ist" — — —, noch eine Pause, „und eins iiist" — — — . . .
Schreit der Sohn: „So sag doch schon ‚drei'!" — Saust ins Bett zurück und sagt zu seinem Bruder, auf den eintretenden Vater zeigend: „Da kommt der Tschullehrer!"

Rezept

Was tut man, wenn man älter ist,
heut dies und morgen das vergißt?
Man legt sich ein Notizbuch bei
benebigst einem Schreibeblei.

In dies beziehungsweis mit dem
vermerkt man zierlich und bequem
den gottgesandten Geistesblitz,
den seltnen Reim, das Bild, den Witz.

Man holt sich dann, je nach Bedarf,
ein Bröcklein süß, ein Bröslein scharf
aus dem Depot und Vorratsraum
und schlägt drumrum den Redeschaum.

So gilt man, wenn man's nur versteht,
als unverwüstlicher Poet,
auch wenn man zu besagter Frist
bereits ein alter Trottel ist.

Ratatöskr

Reise-Andenken

(R. Kriesch)



„Wo sind denn eigentlich die drei Muscheln und der Stachelfisch auf Rädern, Emma?" — „Die hab' ich samt den Seespinnen aus Helgoland in die Badewanne gelegt."

Bündnisse

(E. Thöny)



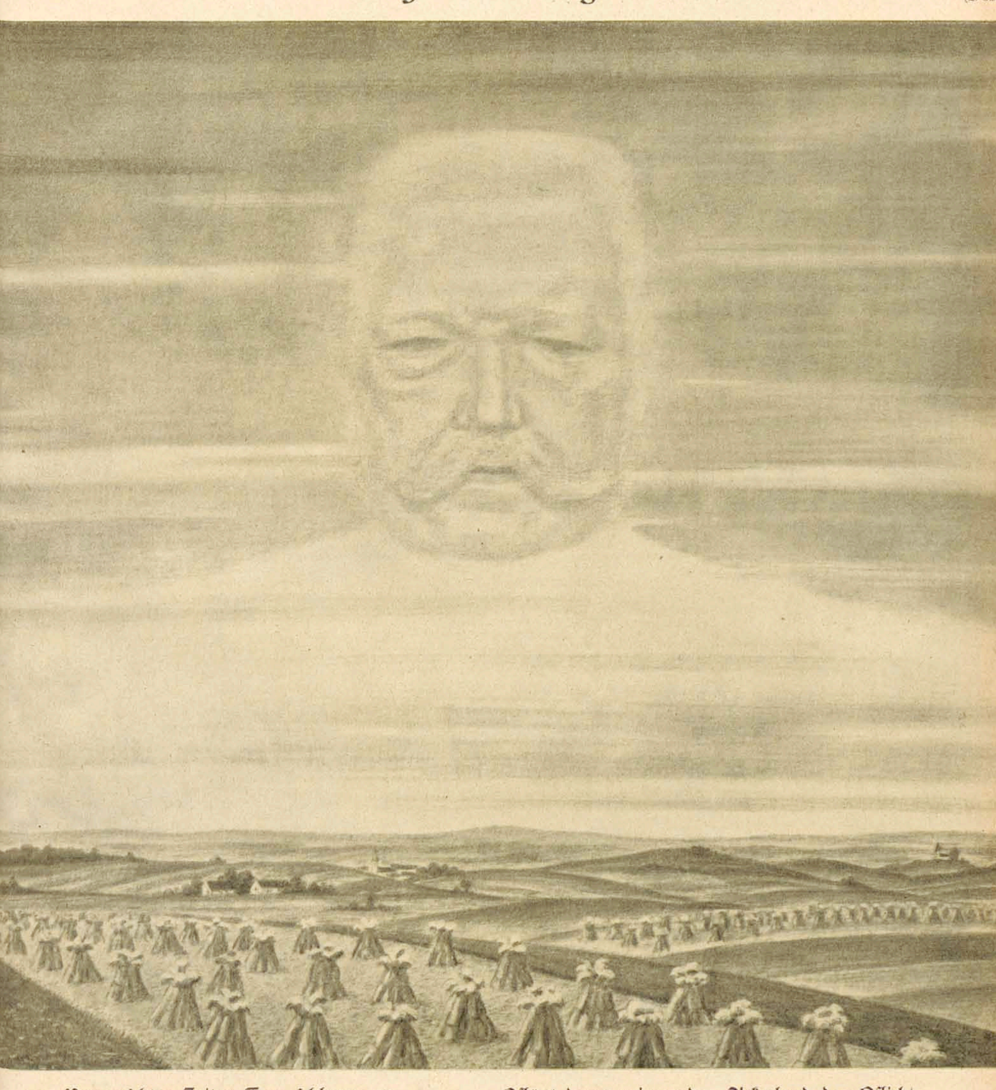
„Eh bien, schwarzer Bruder, ihr seid ein kriegerischer Stamm. Ihr werdet folgen, wenn Mutter Frankreich ruft." — „Steht es so, Herr, daß du Bruder sagst?"

München, 19. August 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

Hindenburg

(E. Sch…

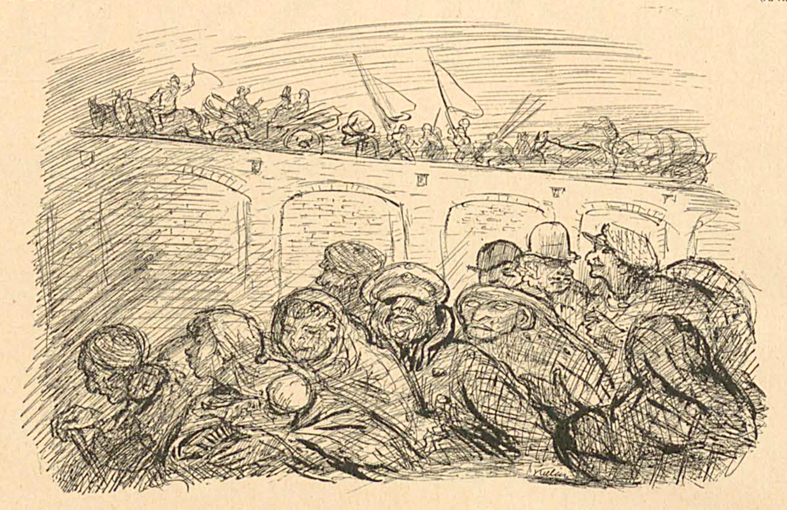


Verrauschter Zeiten Tore schlugen zu.
Das treue, müde Herz — nun hat es Ruh'.
Doch weiter wirke seines Wesens Kraft:
besonnen, schweigsam, ernst, gewissenhaft!

Pflügt drum wie er das Ackerland der Pflicht,
streut Samen aus und eggt und rastet nicht.
Dann reift aus Mühen euch, aus Sorg' und Plag',
langsam heran ein reicher Erntetag.

Flucht

(A. Kubin)



Hadu, der Hund / Von Katarina Botsky

Ein Wagen fuhr auf den langen Hof; Felle türmten sich hoch, hoch darauf. Eine Leine wurde den Hof entlang gezogen, die Felle wurden darüber geworfen, nun wehten sie dort im Winde, und die Sonne entzog ihnen üble Gerüche. Das spürte man selbst auf dem Nachbarhof, da, wo er nur durch einen Staketenzaun vom andern Hof getrennt war, und gerade dort, am Zaun, stand Hadus Bude. Hoch hob er an seiner Kette den Kopf und schnüffelte beunruhigt in der Luft, an einen Bären erinnernd, so zottig und groß und etwas rundbeinig, wie er war. Durch den Zaun zog jetzt sein Schicksal heran — und niemand sah es. Niemand sah das lautlose winzige Gewimmel, das von den Fellen mit nachtwandlerischer Sicherheit in den Dunstkreis von Hadus Blut glitt. Noch am selben Abend war es dort angelangt und nahm Zoll für Zoll von dem schwarzen Riesen Besitz. Hadu weinte laut auf, als er sich seiner Vergewaltigung ganz bewußt wurde, dann stürzte er sich wütend auf den Feind, fand aber immer nur sein eigenes Fell, das er mit Kratzen und Beißen übel zurichtete.

Als der Feind auch in seine Ohren eindrang, wurde Hadu tiefsinnig, bekam rote Augen und einen queren bösen Blick. Manchmal legte er dem alten Hofwart den heißen Kopf verzweifelt an die Brust, jämmerlich aufheulend. Das hieß: kannst du mir nicht helfen? Es ist ja der Teufel bei mir los. Aber der Mann verstand ihn nicht. Wenn Hadu abends die Kette abgenommen wurde, jauchzte er noch immer auf, hoffend, daß damit alles wieder gut werden würde. Jedesmal Enttäuschung. Eines Abends jauchzte er nicht mehr auf, als die Kette fiel; er hoffte nicht mehr. Sobald er frei war, schob er zu einem scharfen Mauervorsprung und scheuerte sich so heftig daran, bis ihm das Haar in Wolken aus dem Pelz flog. Dann wanderte er tiefsinnig oder auch bellend hin und her, und der Mond besah ihn sich. Immer langsamer ging er morgens mit zur Kette, immer trauriger, wie ein Delinquent, der zum Galgen schreitet; aber immer noch gehorsam. Was das höhere Wesen mit ihm vornahm, mußte ja richtig sein. Für den Hund ist ein solches — der Mensch.

Doch allmählich begann Hadu auch gottlos zu werden; er begehrte gegen den Menschen auf. Er wollte sich nicht mehr an die Kette schließen lassen, sträubte sich immer wilder dagegen. Dem Hofwart wurde schon bange vor ihm. Warum sah ihn der Hund immer so komisch an? Hadus brütende Augen fragten: Bist du auch klug genug für ein höheres Wesen? Mir kommen Zweifel daran. Denn sonst brächtest du mich doch nicht jeden Morgen in diesen Höllenwinkel zurück und würdest mir auch helfen. Hadu wurde immer tiefsinniger in seiner Not. Meistens lag er vor der Bude, alle Viere von sich gestreckt, und überließ sich seinem Teufel, der ihn unablässig mit winzigen Zangen zwickte und in ihm den Wunsch entzündete, zu beißen und zu zerreißen. Aber noch bekam des Teufels Wunsch nicht Gewalt über ihn.

In Hadus Nähe verspürte der Hofwart immer bald ein Beißen und Jucken. Endlich — endlich! sagte er aha! Jetzt wußte er, was mit dem Hund los war und was er, der Hofwart, zu tun hatte. Am selben Abend noch wurde die Hundebude an die Pumpe geschoben und immerzu vollgepumpt. Dieses Schauspiel umtanzten die lustigen Kinder von Hadus Herrn. Auch der Hund stand angeregt und mit hoffnungsglühenden Augen dabei, pudelnaß, denn man hatte ihn bereits kräftig geduscht. Hadu fühlte sich wohler danach und war wieder gut und gläubig geworden. Auf einmal brüllten die Kinder: „Was ist mit unsern Strümpfen los? Wie sehen die aus —?!“ Die hellen Strümpfe waren plötzlich schwarze geworden, und ihre Schwärze biß und bewegte sich. Die Kinder warfen die Beine, schreiend, in die Luft, und Hadu sprang täppisch in ihrem Gezeter mit roten Augen, aber frommen Gemütes, so sehr der Lärm in seinen entzündeten Ohren auch klimperte. „Du — du — bist an diesen Strümpfen schuld!“ heulte der Kinderchor, und Hadu senkte bestürzt den Kopf. Ein Hund fühlt sich immer schuldig, wenn er angeschrieen wird, dafür hat der Mensch gesorgt. Hadu wollte vor Schuldbewußtsein in die Erde sinken. Drüben die Felle blähten sich schamlos im Abendlicht.

Als es auf dem Hof still geworden war, trat groß der Mond auf. In seinem Licht ging Hadu wie ein Genesender um die schlafende Pumpe spazieren. Ja, ihm war wohler! Nur sein Kopf, sein Kopf! Gereizt schmiß er ihn von rechts nach links und wieder zurück, drehte sich wie toll im Kreise. Jetzt — jetzt fiel das heiße Eisen, das den Kopf umspannte, ab. Nein, es fiel nicht! Es war unlösbar an den Kopf geschmiedet und dröhnte bei jedem Ton.

Ganz früh pilgerte der Hofwart mit dem

Der Alte vom Walde

Von Fritz Knöller

Der Alte vom Walde mit dem schorfgrauen Bart
steht in der Dickung, pfeift vor sich hin.
Auf seiner Hand sitzen Vögel,
drei auf seines Hutes Krempe, schnabelwetzend.

Sie halten den Bart für armlange Flechten,
für Gebüsch die Brauen, den Arm für einen bresthaften Zweig.
Sie rasten im Geäst des Waldes,
und wie der Himmel schimmern des Mannes Augen blau.

Der Alte vom Walde sitzt nieder im Moos,
bläst von der Jugend Trotz auf einem Halme,
bläst von des Mannes Kraft und von des Greises Schwäche.
Stumm lauschen die Vögel dem uralten Lied.

Huber und die Kunst

(E. Thöny)



„Vater, was macht denn der Mo'?" — „Der druckt si vom Arbeitsdienst."

Hund vor die Stadt zum Teich. Hadu schob dicht an seiner Seite, wohl wissend, wohin es hier ging. Er war jetzt so brav und so gläubig, daß er sich sogar von einem Bäckerjungen streicheln ließ. Bäckerjungen zählte er sonst nicht zu den höheren Wesen. Die Vögel spektakelten lieblich in den alten Bäumen am Teich. Das Wasser war ganz himmelblau. Hadu stürzte sich aufgeregt hinein und schwamm prustend immerzu eifrig hinter dem Stück Holz her, das sein Freund wieder und wieder bis in die Mitte des Teiches schleuderte. Nach geraumer Zeit entstieg er gehorsam dem einsamen Wasser. Erst schüttelte er sich. Was nun? „Nach Hause!" sagte der Hofwart. Eine trostlose Erinnerung glitt durch den Hundekopf. Erschreckt warf sich das Tier zur Erde und blickte demütig zum Menschen empor. Seine Augen flehten: Laß mich hier! Ich muß zu Hause verderben. „Na, mach schon —!" sprach ohne Einsicht das für klug gehaltene Wesen, zu dem Hadu emporblickte.

Darauf erhob er sich mit Hundegehorsam. Der Wille über ihm mußte es doch besser wissen. Rundbeinig und etwas taumelig

(Schluß auf Seite 245)

Ein Reservatrecht

(Wilhelm Schulz)



„Soso, aus Sachsen san dö Herrschaft'n? Ja, mit wos mach'n S' nacha dort Brotzeit, wo 's do koane Radi net gibt?"

Hadu, der Hund

(Schluß von Seite 243)

machte er sich ergeben auf den Weg. Am Torweg kam ihm erneut die böse Erinnerung. Jetzt war sie entsetzlich. Verwirrt blieb er stehen. „Na, mach schon —!" wiederholte das für klug gehaltene höhere Wesen. Hadu blickte es an. Kannst du das wirklich wollen?! Schon wieder beschlichen ihn Zweifel an der Götter Überlegenheit. Hinter seiner buschigen Stirn arbeitete schwer sein tierisches Denkvermögen. Das Tier denkt vielleicht vorwiegend in Gefühlen. Hadu dachte jetzt in Staunen und Entsetzen. Aber er gehorchte noch einmal. Schritt um Schritt ging er nach dem mörderischen Winkel, in den man seine Bude wieder zurückgeschoben hatte. Niemand brachte die Felle in Zusammenhang mit Hadus Zustand, so wenig klug waren die höheren Wesen seiner Umgebung. Als ihn der Hofwart an die Kette schloß, überwältigte den Hund die schreckliche Erinnerung, und er riß groß das Maul auf, um alles zu erzählen; doch da er nicht sprechen konnte, schlug er verzweifelt seine Zähne in des Menschen Brust, als ob er dort das Herz anrufen wollte. „Bist du toll geworden?!" schrie der ihn an, und ein Schlag sauste auf Hadu nieder. Dieser Schlag demoralisierte die auf Erbarmen wartende Kreatur, schlug die Schranke nieder, die sie vom Bösen trennte. Finster warf sich Hadu auf den Grand nieder — frischer Grand — preßte die Schnauze fest herauf und schloß die Augen. Ihn selbst entsetzend war das Gefühl, das ihm soeben gekommen war, das Gefühl: du darfst da tun was du magst, auch beißen und zerreißen. Die Kinder kamen lachend angetanzt, um ihn zu necken. Er stellte sich schlafend. Aber er schlief nicht; er sammelte in sich das Aufbegehren der zu tief enttäuschten Kreatur.

Der Himmel begann in großen Tropfen zu weinen. Ach, waren sie doch dumm, diese lebhaften Gestalten auf Erden! Nun hatten sie das arme Tier schon wieder in dem verruchten Winkel angekettet. Und man konnte nichts tun als regnen. Aber das Wasser verlegte wenigstens neuem Kriechzeug den Weg. Vielleicht hätte selbst jetzt noch alles gut werden können, wenn Glauben und Geduld noch mehr Ausdauer gehabt hätten. Oder wenn die Geschöpfe klüger wären. Aber — — —

„Hadu liegt in dem Guß draußen!" riefen die Kinder seines Herrn am Fenster, und es war etwas in des Tieres Haltung, das sie erschütterte. „Treiben Sie ihn doch in die Bude!" rief der Herr über den Hof dem Manne zu, der nicht weit von Hadu im Rahmen einer Speichertür lehnte.

Der Mann nahm eine lange Stange und begann den Hund zu prickeln, damit er aufstand. Rauh knurrend stellte sich Hadu auf die Beine. „In die Bude mit dir!" rief die Stimme seines Herrn über den Hof. Der Hund wollte automatisch gehorchen; aber dicht vor der Bude kehrte er tiefsinnig um. Da hinein konnte er ja nicht! Da drinnen war die Hölle. Stumm zermalmte er das Ende der Stange, die ihn hineinschieben wollte. Als sie nicht nachließ, wurde sein Knurren fast zu einem verzweifelten Sprechen. „Was sagt er?" riefen die Kinder. „Hadu spricht ja!"

Als der Regen nachließ kam der Herr selbst zu Hadu, hatte eine Peitsche in der Hand und war zornig. „In die Bude mit dir!" herrschte er den Hund an. Hadu lag im Wasser — und rührte sich nicht. „In die Bude, oder —!" Hadu sprang auf; aber er gehorchte nicht, er stellte sich in seinem triefenden Bärenpelz unheimlich auf die Hinterbeine mit Augen, die ihre Seele verloren hatten. Der Herr erhob dicht vor den irren Hundeaugen die Peitsche. „In die Bude!" schrie er zum letztenmal.

Da — da hinein schickst du mich, o Herr? Dann bist du verrucht, sprach Hadus Gefühl, und dann darf ich mich empören. Seine Muskeln spannten sich zu höchster Leistung. Mit einem Jauchzen fast zerriß er seine eiserne Kette und stürzte sich auf den Herrn, kein Herz mehr suchend —: die Kehle! Und er hätte ihn getötet, wenn dem nicht Helfer gekommen wären.

Um seines Ansehens willen fällte der Herr über Hadu das Todesurteil, und der Hofwart sollte es vollziehen. Erst weigerte er sich, dann willigte er ein. Ihm gehorchte das kranke Tier am ehesten. Wenn er es tat, ging es vielleicht ohne Quälerei. Nachdem sich der Hund auf den Herrn geworfen hatte, um ihn zu töten, war er freiwillig in die Bude gegangen — gestürzt, aus riesengroßem Schuldgefühl. Nun gehörte er dorthin. Dieses Gefühl machte ihn still und ergeben, vielleicht auch die dunkle Ahnung um das, was jetzt kommen würde. Bilder flatterten hinter oder vor seinen geschlossenen Lidern. Er wußte es nicht. Immerzu Hände mit Stangen — Hände mit Stangen —. Dazwischen groß und drohend und furchtbar der Herr. Was hatte er, Hadu, getan? Entsetzliches! Hunde wimmelten auf dem Bauch heran, schwarze, geruchlose Hunde. Immer näher krochen sie. Jetzt fraßen sie sein Gehirn . . .

Hoch oben fuhr der Mondkahn. Hekate, die Bleiche, saß darin, die Göttin der geopferten schwarzen Hunde. Sie wartete auf den mit der zerrissenen Kette. Bald — bald würde er kommen. Die andern umschlichen ihn schon.

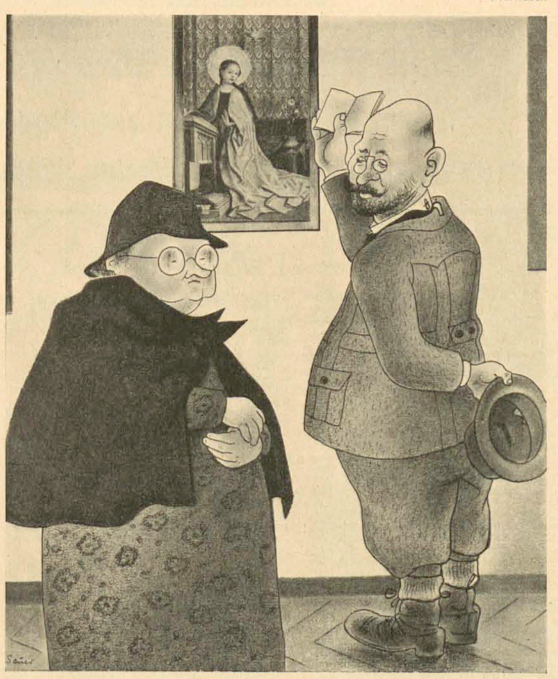
Der Tag stieg auf. Hadu lag im Halbschlaf. Auf einmal eine Stimme, die ihn aus der Bude lockte. Der Hofwart war es, sein Freund. Das Tier richtete sich fast menschlich auf, trat schleppend heraus, stand da, so hager geworden, so unsicher, so gottesarm und doch so bereit, sich dem Herrn aufs neue zu Füßen zu werfen. Wohin ging es? Zum Schuppen.

In rührender Bereitwilligkeit, den schweren Kopf mit der zerrissenen Kette gesenkt, ging Hadu den letzten Gang. Die Schwalben sangen. Im grauen leeren Bauch des Schuppens stieg er gehorsam auf die einsame Bank an der Wand, darüber am Haken eine Schlinge baumelte. Der traurige Henker stand neben ihm und tat sie ihm mit zitternden Händen wie zum Scherz um den Hals. Hadus rote Augen suchten etwas bestürzt des Freundes abirrenden Blick. Was dieser tat, konnte doch nichts Böses sein?! Den Schlag von gestern hatte er ihm schon vergessen. Der Mann sprang rasch von der Bank und stieß sie um. Die Schlinge zog sich zusammen. Hadu hing in der fahlen Luft. Auch du —? schrien seine Augen.

Ein Wagen fuhr auf den Nachbarhof. Die Felle wurden von der Leine gezerrt, auf den Wagen geworfen, dann schwankte er, hochbeladen, die schon sonnige stille Straße herunter. Das Werk war vollendet. Warum —?

Die Skeptikerin

(Jos. Sauer)



„Hinreißend, diese Innigkeit, diese keusche Haltung!" — „Die hätt' ich bloß mal beim Staubwischen sehen mögen!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

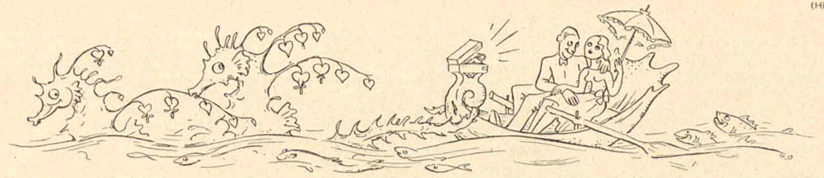
Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Kleine Liebe zu Taschendieben / Von Reinhard Koester

Der Name des Filmschauspielers, der in dieser Geschichte die Hauptrolle spielt, ist heute so bekannt, daß ich ihn leider nicht nennen darf, weil das nicht nur indiskret, sondern auch undankbar wäre. So muß ich — wenn das auch den Wert meiner Erzählung sicherlich schwer beeinträchtigt — einfach von meinem Freunde Karl sprechen.
Als wir Freunde wurden, war Karl ein tüchtiger, aber durchaus unberühmter Chargenspieler an einer süddeutschen Provinzbühne, an der ich als Dramaturg angestellt war. Dann trennte uns das Schicksal aller „Fahrenden" —: er wurde weggengagiert, und ich zog aufs Land und später nach Berlin. Hier erlebte ich seinen plötzlichen Aufstieg auf der Leinwand und las von ihm in den Zeitungen — bis ich ihn eines Tages unerwartet auf dem Oberdeck eines Autobusses wiedersah. Ich war guter Laune, da ich eben ein Honorar von siebzig Mark abgeholt hatte, das ich dringend brauchte. Da ich vorher meine Telefonrechnung eingezahlt hatte, mußte ich, als der Schaffner kam, feststellen, daß ich kein Kleingeld mehr für den Fahrschein besaß. Den Fünfzigmarkschein konnte der Schaffner nicht wechseln, und darum mußte Karl für mich bezahlen. Dadurch kam heraus, daß wir gar nicht weit voneinander wohnten, und wir beschlossen, unser Wiedersehen bei einem Glas Wein zu feiern.
Nun muß gesagt werden, daß es mir damals sehr wenig gut ging. Von den restlichen fünfzig Mark sollten vierzig am nächsten Morgen an den Hausverwalter als Mietsrückstand gezahlt werden. Gerade deshalb aber juckte es mich, den Schein mit nachlässiger Gebärde in die äußere Rocktasche wandern zu lassen, als ob mir an einer solchen Summe wenig gelegen sei. Denn Menschen, die rasch zu Ruhm und Wohlstand gelangt sind, stehen Freunden aus früherer Zeit oft mißtrauisch gegenüber, weil sie fürchten, von ihnen ausgenutzt zu werden.
Karl führte mich in ein kleines Weinlokal — und aus dem einen Glas Wein wurden viele. Da Karl mich mit einer Geste, die keinen Widerstand duldete, eingeladen hatte, wollte ich mir wenigstens selbst neue Zigaretten besorgen. Aber als ich in die Tasche griff, um den Fünfzigmarkschein herauszuholen, war sie leer . . .
„Teufel auch!" fluchte ich und durchsuchte alle Taschen. „Da muß mir im Bus ein Taschendieb . . ."
„. . . die fünfzig Mark gestohlen haben?" fragte Karl. Ich nickte trübselig und wurde wütend, weil Karl selig lächelte.
„Glaubst du mir etwa nicht?!" stieß ich beleidigt hervor.
„Selbstverständlich glaube ich dir's!" strahlte Karl. Er bezahlte die Zigaretten, bestellte eine gute Flasche Wein und zog seine Brieftasche heraus.
„Du mußt mir erlauben, dir den Schaden zu ersetzen. Und als Gegenleistung mußt du eine Geschichte anhören, die dir erklärt, warum dein Mißgeschick mich so fröhlich stimmt! Ich bin geradezu glücklich, daß dir ein Taschendieb fünfzig Mark gestohlen hat, denn ich habe eine kleine Liebe zu Taschendieben — — —." Er lächelte: „Du kannst dich nachher entscheiden, ob du das Geld annehmen willst."
Ich sah Karl verblüfft an. Dann begann er: „Die Sache liegt etwa fünf Jahre zurück. Damals ging es mir verdammt dreckig! Als ich nach ein paar hübschen Erfolgen in Stuttgart und Frankfurt eine gute Film-Rolle bekam, wurde ich übermütig, stellte so hohe Forderungen, daß mein Vertrag nicht verlängert wurde, und fuhr nach Berlin, weil ich fest überzeugt war, daß sich Bühnenleiter und Filmproduzenten nach mir die Hacken ablaufen würden! Aber nicht sie liefen sich die Hacken ab, sondern ich mir die meinen — und so wanderten schließlich meine paar guten Anzüge einer nach dem anderen ins Leihhaus, bis ich nur noch einen besaß. Selbstverständlich war es der schlechteste, der zurückgeblieben war, — und wieder ein paar Monate später wagte ich in einem Lokal kaum noch vom Stuhl aufzustehen, da ich fürchten mußte, daß der hauchdünne Hosenboden, durch den ich jeden Morgen die Hinterhof-Landschaft meines möblierten Zimmers betrachtete, sich in Mißfallen statt in Wohlgefallen aufgelöst haben könne."
Karl machte eine wegwerfende Handbewegung: „Solche Zeiten hat ja jeder von uns einmal durchgemacht! Du wahrscheinlich auch. Aber nun danke ich Gott dafür, denn sie haben mich leichtsinnigen Burschen klug, vorsichtig und sparsam gemacht! Darum habe ich mir — im Gegensatz zu meinen Filmkollegen — auch heute noch keinen starken Wagen gekauft, sondern fahre bieder im Bus und spare mein Geld für ein Häuschen im Grünen."
Er trank mir zu und lächelte: „So, und jetzt kommt die versprochene Geschichte! Als ich schon restlos verzweifelt war, kam da eines Morgens ein Rohrpostbrief von einer großen Filmgesellschaft mit der Aufforderung, mich sofort zum Vorsprechen und zur Probeaufnahme zu melden. Dreißig Pfennige kostete die Umsteigekarte vom Bus zur Straßenbahn — und sechzig Pfennige besaß ich noch. Trotzdem ließ ich drei Groschen in den Fernsprechautomaten fließen, um einen Pump aufzunehmen, der mir es ermöglicht hätte, einen anständigen Anzug auslösen zu können. Verlorenes Geld. Du kannst dir denken, in welcher Stimmung ich mit den letzten drei Groschen die Fahrt antrat! Obwohl es ein warmer Sommertag war, zog ich einen Mantel an, um den dünnen Hosenboden nicht zu gefährden. Und blieb auf der hinteren Plattform des Omnibusses stehen, obwohl im Inneren genug Platz war. Als der Bus eben von einer Haltestelle abfuhr, kam vom Oberdeck eilig ein junger Mann herunter, der noch ab-

(Hilla Osswald



springen wollte. Da der Wagen aber schon wieder in voller Fahrt war, sperrte der Schaffner schützend den Ausgang, um einen Unfall zu verhindern. Der junge Mann war sichtlich sehr nervös und unwillig, daß er sein Ziel versäumt hatte, und der Schaffner hatte Mühe, ihn am Abspringen zu hindern. Gleichzeitig wurden oben erregte Stimmen laut. Er stand dicht neben mir und lauschte nach oben. Jetzt trapste ein dicker Mann in hilfloser Erregung die Treppe hinunter — da zog der Fahrer die Bremsen — der junge Mann sprang ab und lief hastig davon und in die nächste Seitenstraße.
„Halt!" schrie der Dicke mit heiserer, sich überschlagender Stimme: „Haltet den Dieb! Halten Sie, Schaffner! Hat niemand einen Revolver?! Der Kerl hat mir fünfzig Mark . . ."
Ein paar andere Männer sprangen mit ihm ab und beteiligten sich an der Jagd nach dem Taschendieb. Sie verschwanden. Und nach kurzem Warten fuhr der Bus weiter. Aus den erregten Gesprächen erfuhr ich, daß dem Dicken, während er fünf Mark hatte wechseln lassen, ein Fünfzigmarkschein gestohlen worden war. An der nächsten Haltestelle mußte ich aussteigen, um die Straßenbahn nach Johannistal zu erwischen. Die Hände in den Manteltaschen, ging ich wartend auf und ab. Bis ich plötzlich ein weiches Papier spürte. Es war der gestohlene Fünfzigmarkschein, den der Taschendieb heimlich in meine Tasche gesteckt hatte, damit er bei ihm nicht gefunden werden könne!"
Karl sah mich mit seinen guten Augen an und fragte: „Na, mein Junge, was hättest du in meiner Lage nun getan? Dieb und Bestohlener waren längst verschwunden — — —." Er winkte ab. „Ich bin jedenfalls sofort in einem Taxi zum Leihhaus gefahren, habe meinen besten Anzug ausgelöst und ihn dort — da ich mit dem Pfandleiher schon auf vertrautem Fuß stand — angezogen. Und bin im Taxi in Johannistal vorgefahren, habe großartig vorgesprochen und wurde engagiert! Und von da ab . . ." Karl trank mir augenzwinkernd zu: „. . . ging es aufwärts! Ich habe schon oft fünfzig Mark für irgendwelche wohltätigen Zwecke gegeben, um mein Gewissen zu entlasten —: aber nun wirst du verstehen, daß dein Mißgeschick mich erleichtert und fröhlich macht. Bitte!"

Er schob mir den Fünfzigmarkschein hin, den er während seiner Erzählung auf die Größe eines Markstücks gefaltet hatte.
„Nicht wahr? Du machst mir die Freude und nimmst ihn —?"
Ich gestehe ohne Beschämung ein, daß ich ihn genommen habe — — —

Das Inserat von den gewechselten Blicken

Von Anton Schnack

Sie wachsen im Trubel der Städte,
Aus täglichem Zeitungsschaum:
Denn hinter der Tagesglätte
Blüh'n Sehnsucht und Liebestraum.
„Jene Dame, welche . . ."

Sie entstehen beim Gang durch die Straßen,
Bei Regenfall, Schnee, Sommerwind,
Erregen überdiemaßen.
Und Tumult der Herzen beginnt:
„Mädchen, das mit mir Blicke wechselte . . ."

Franz hat im Café rauchend gesessen
Und Klara wippte sanft vis-à-vis.
Sie anzusprechen, schien ihm vermessen.
Nun, verspätet, ruft er sie:
„Ist's erlaubt?"

Karl hat Ruth im Theater gesehen,
Sie erschien ihm erlaucht, eine Sphinx.
Sterngroß tat ihr Blick über ihm stehen,
Karl saß im Parkett, ganz links:
„Residenztheater, Freitag Abend . . ."

Kurt sah Lil, gebräunt vom Sporte,
Im Vorbeiflug auf blitzendem Rad.
Nun rufen sie bittende Worte,
Sehnsucht wurde winziges Inserat:
„Fräulein im blauen Pullover . . ."

Er ist ihr gefolgt von ferne,
Er, ein Kaufmann des Namens Hans Schulz.
Die Dame in Schwarz sah ihn gerne,
Doch ihm fehlte der letzte Impuls.
„Bis Stachus Linie 3 . . ."

Viele schreiben und rufen ins Leere.
Die Zeitung wird zerknittert und alt. —
Kurt ertrank vielleicht schon im Meere
Und Klara sitzt einsam am Wald.
„Wäre Wiedersehen möglich?"

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Kinder aufs Land!
Spendet für das Hilfswerk Mutter und Kind
SCHIPKE

Inseriert ständig im Simplicissimus





Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Höchste Vornehmheit

Es gibt immer noch solche Leute:
Piefkes sind piekfein.
Sie haben Besuch.
Die Zimmertür steht offen. Es zieht.
Man klingelt dem Mädchen, die Tür zu schließen.
Das Mädchen kommt nicht.
Da sagt Herr Piefke zu Frau Piefke: „Alles muß man sich allein machen! Wenn sie nicht kommt — dann mach' du, bitte, die Tür zu!"
Worauf Frau Piefke: „Schön. Aber nur provisorisch!"

Im Tran

In einem schwäbischen Städtchen feiert ein Küfermeister den fünfzigsten Geburtstag. Abends versammelt sich der Gesangverein vor dem Hause des Jubilars, um dem treuen Mitglied ein Ständchen zu bringen. Die Küferin weckt das Geburtstagskind, das schon seit einiger Zeit, überwältigt von den Genüssen des Tages, auf dem Sofa schläft, mit den Worten: „Du, Xaver, se brenget dir a Schtendle! Stand auf!" Und bekommt die behagliche Antwort: „Se sollet's drweil en d' Werkstatt stella, i mach's so bald als möglich."

Lieber Simplicissimus!

In der Sonnenstraße zu München erfolgt an einer Ecke ein Zusammenstoß zwischen einem Münchner Bierwagen und einem Lastauto aus der Umgebung. Der Schuldige ist nicht festzustellen. Obgleich kein Schaden zugefügt wurde, entspinnt sich zwischen den beiden Wagenführern eine heftige Auseinandersetzung. Bis schließlich der Münchner weiterfährt und dabei seinen letzten Trumpf ausspielt: „Bleib' halt draust auf dei'm Land, wenns d' net fahr'n kannst, II B-Depp, damischer!"

*

Vater hat zwei Billetten zur Brunnenhofserenade geschenkt bekommen und nimmt den Peperl mit.
Der bekannte Sänger R. singt auf dem Turm ein paar Lieder, kommt dann herunter und ist im Begriff, quer durch den Brunnenhof zu gehen. Da sagt der Peperl zum Vater: „Gel, Vadder, jetzt kimmt er und tuat samm'ln?"

Gipfelstürmer

(Rudolf Kriesch)



„Ob man da oben wohl so 'ne schlanke Jemse sieht?" — „Vazichte! Mir hat schon jestern eene vasetzt!"

Propaganda und Wirklichkeit

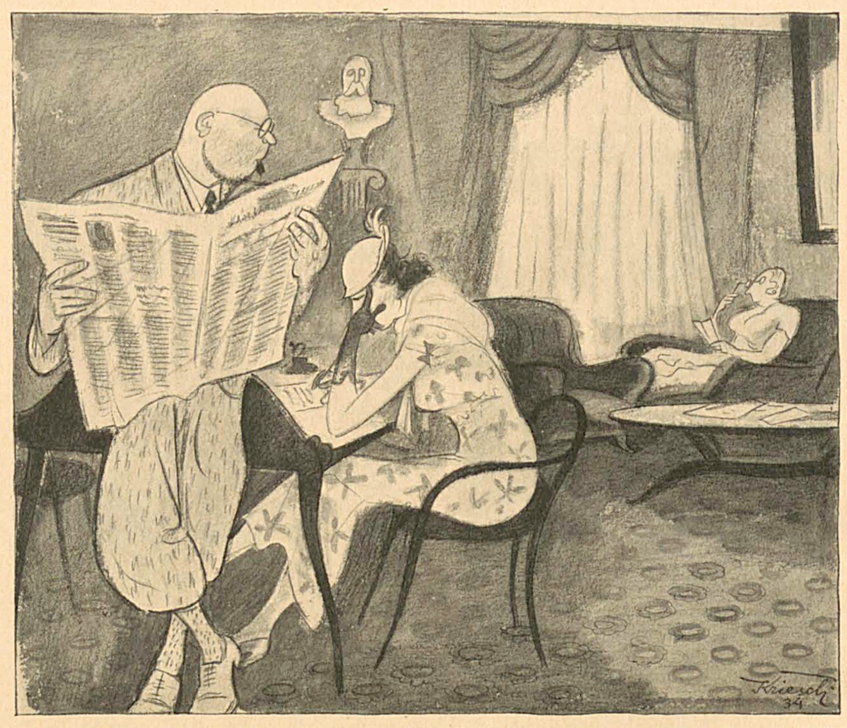
(Olaf Gulbransson)



„Hier sehen Sie das Paradies auf Erden, wie es die Sowjets in Rußland geschaffen haben. Wer trotzdem verhungert, treibt Sabotage!"

Bei feinen Leuten

(Rudolf Kriesch)



„Was soll ich denn nun auf diesen saugroben Brief von dem Tapezierer antworten?“ — „Schreib' ihm . . . die Tatsache, daß wir ihm Geld schulden, berechtige ihn noch nicht zu vollem Familienanschluß.“

Lob des Gefahrenwerdens / Von Heinz Weis

Während der Nacht und in den frühen Morgenstunden fiel mit Unterbrechungen ein schwerer Regen. Nun verzog sich das Gewölke, der Himmel blieb verschleiert zurück.

Auf allen Uhren der Stadt schlägt es ausgiebig sieben. Der Bahnhof liegt blank gewaschen und etwas vor der Stadt. Die Bäume der Zugangsstraße lassen Tropfen fallen. Die Luft ist von feuchter Schwere, die dem Rauch der Schornsteine und der Lokomotiven nicht erlaubt, in die Höhe zu steigen. Rauch und Ruß senken sich zur Erde. Nur der blendend weiße Dampf einer D-Zugmaschine zischt als festliche Wolke in den perlgrauen Himmel. Eine unsichtbare Sonne saugt am Gelände. Der Tag wird schwül werden.

Mein Eilzug ruckt an. Ich fahre in die Universitätsstadt, um die Ohrenklinik aufzusuchen. Der schöne, neue Eilzugwagen rüttelt über die letzten Weichen. Schon haben wir hohe Fahrt. Die weichen, rhythmischen Bewegungen und die Geräusche des Gefahrenwerdens wiegen in leise Trunkenheit.

Die Vorstadt läßt uns in die Hinterhöfe schauen. Aprikosen an den Südwänden fangen Farbe. Im Garten einer Gaststätte lehnt eine Kellnerin und gähnt. Die Schrebergärten flimmern vorüber. Ein Lattenzaun läuft zwischen Zug und Landschaft ab, gleich einem Schlitzverschluß. Die Landstraße legt sich neben das Geleis.

Das Nahen des Zuges wirkt auf die Geschwindigkeit der Kraftwagen beschleunigend. Die Männer am Steuer schielen verstohlen nach dem Zug. Ich wette, sie drücken den Gashebel durch, und dabei tun sie, als berührte sie diese Begegnung mit dem Zuge nicht. Wir überholen einen Roten, einen Grauen, einen Blauen. Ein

Sommermorgen

Von Georg Schwarz

Die schwarzen Wälder schlafen noch und schweigen,
Nur Nebel schwebt und lockert sich am Hang,
Er weiß nicht, soll er fallen oder steigen.

Da grüßt ein blasser Stern im Niedergang,
Als wollte er dem Tag die Fährte zeigen,
Der schon erwacht, aufschwebend mit Gesang.

Motorfahrer hält mit uns Schritt. Eine große Limousine fährt vor. Ihre Auspuffsirene schrillt alle Geräusche nieder.
Gleich einem bleichen Schafspelz deckt das Korn die Ebene. Es wogt nicht mehr. Seine Halme sind steif und starr vor Reife. Frühkartoffeln werden geerntet. Eine gescheckte Kuh schreitet gemächlich vor einem Pflug.
Die nahen und fernen Bäume taumeln ineinander. Die Straße springt nun vom Geleise ab. Schrebergärten melden eine Stadt. Ihre Gartenhäuschen weisen die merkwürdigsten Ausmaße, Formen und Farben auf. Eine Baufirma empfiehlt sich in Tiefbohrungen. Haufen roten Sandes flitzen greifbar nahe vorbei. Ballen von Korkeichenrinde werden vorübergetragen.
Unser Wagen rattert über Weichen. Stellwerke hallen vorüber. Ein D-Zug kommt in überhöhter Kurve auf uns zugedreht und schließt sich uns an. Wir können ihm von unten her sozusagen unter die Röcke sehen. Obschon er angeschrieben hat, daß er noch nach Basel will, läßt er sich von uns allmählich überholen. Dabei können wir einander in die Fenster sehen und in die — Augen. Ein dunkelhaariges Mädchen erwidert meinen Blick. Wir lächeln beide, sehr nahe und fast vertraut. Die Zeit genügt, um ein erregendes Wohlgefallen aneinander zu entdecken. Mein Zug fährt jetzt merklich rascher. Nun bin ich ihr voraus und — da mein Geleis sich senkt — zugleich tief unter ihr. Wir tauschen Winken und ein letztes Lächeln. Eine Kurve trägt mich völlig in die Versenkung.
Jetzt weiß ich, warum ich es tat: sie war sehr schön. —
Ich lehne mich zurück und nehme mir fest vor, ein Buch zu schreiben: Lob des Gefahrenwerdens. Ich weiß zu gleicher Zeit, daß es nie geschehen wird. Was ich zu schreiben beabsichtige, läßt sich in drei Sätzen sagen: Wer sich so fahren läßt, bekommt auf die anmutigste Weise vorgelegt, woran er gerade zu denken hat. Er braucht sich nicht um den Fortgang und Ablauf der Ereignisse zu bemühen. Was auch (diesseits oder jenseits der Geleise) geschehen mag, er befindet sich in Urlaub. Konflikte, die aus Annäherung der Seelen und in der Tat erwachsen könnten, werden durch Niveauveränderung und die Verschiedenheit der Beschleunigung vereitelt, und die Gedanken rollen locker und reinlich wie Kartoffeln aus trockenem, sandigem Erdreich. Patente wurden im Gefahrenwerden erfunden.
Zu meiner Rechten dehnt sich noch immer die Ebene. Zur Linken ist mit der Stadt auch das Gebirge herangetreten. Am Abhang liegen Steinbrüche. Eine Kirchturmspitze huscht an den steilen, gelben Bruchstellen entlang. Als sie an einem dunkleren, vorspringenden Gesims vorüberstreift, löst sich dort ein Sprengschuß.
Eine halbe Stunde später sitze ich dem Arzte gegenüber. Neben mir brennt eine Milchglasbirne. Der Arzt spiegelt in mein Ohr. Mit seinen Geräten kommt er mir empfindlich nahe. Endlich, und seelenruhig, als ob er vom Wetter spräche, meint er: „Wir müssen Sie hierbehalten. Denn es ist eine böse Geschichte."

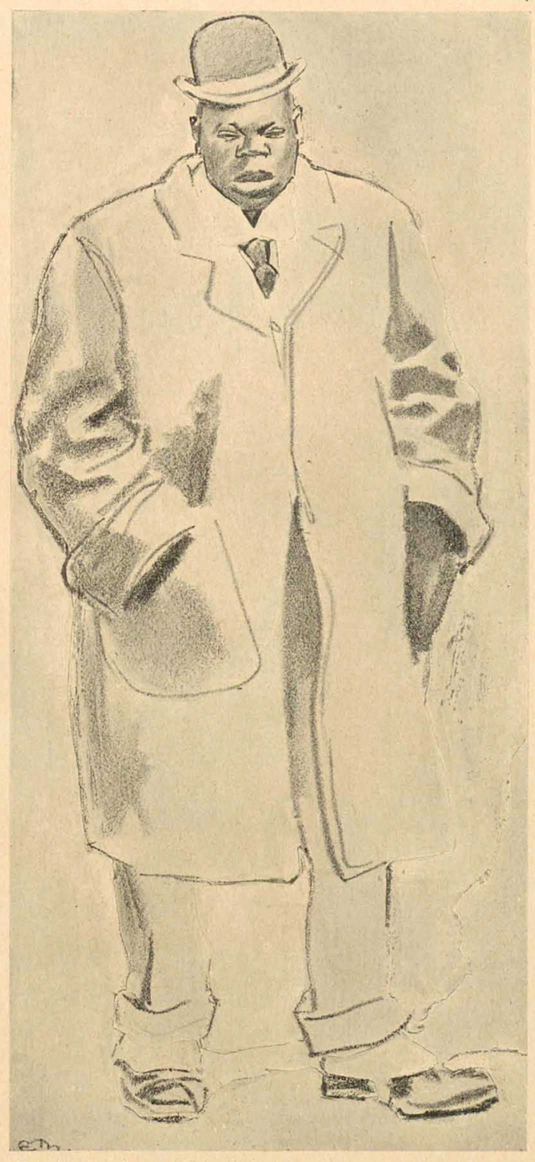
* * *

Lieber Simplicissimus!

Ein noch jüngeres Fräulein kniete im Beichtstuhl. „Ferner klage ich mich an", gestand sie, „einen jungen Mann sehr geschätzt zu haben!"
„Geschätzt?" fragte der Beichtvater. „Wie oft?"

Entrüstung

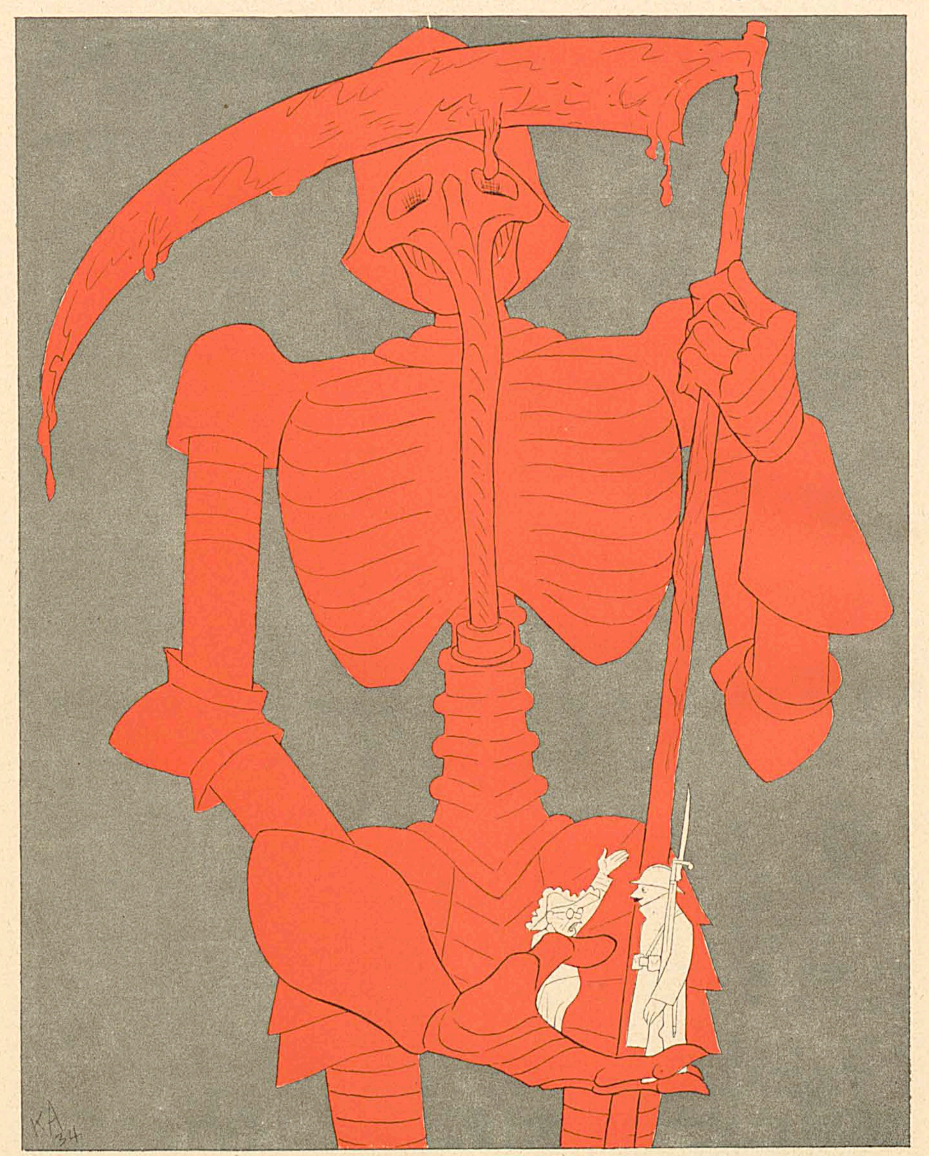
(E. Thöny)



„Kein Alkoholschmuggel, kein Mädchenhandel, keine Jazzband mehr — ja, wo bleibt denn da die Kultur?"

Hört, ihr Diplomaten, und laßt euch sagen:

(Karl Arnold)



Waffengewalt schafft keine politische Beruhigung, es sei denn, ihr wollt Europa zur ewigen Ruhe befördern!

München, 26. August 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

Tannenberg

(Wilhelm Schulz)



Deutschland war und bleibt der Fels, an dem die asiatische Sturmflut zerschellen muß.

Die höchst bedenkliche Meerfrau

Eine Geschichte von der ZK 14 / Von Martin Luserke

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Man begann damals im ganzen Fischerdorf schon unruhig darüber zu werden, daß der alte, versoffene Obadjah in der genugsam berüchtigten ZK 14 seit einiger Zeit so unerhörten Erfolg beim Fischen hatte. Wenn die Boote jetzt Freitags am Nachmittag oder Abend durch das Siel in den kleinen Hafen kamen und der ganze Wall von den Holzschuhen des Weibervolkes klapperte, wenn die Begrüßungsreden zu den Schiffen hin und von Bord zurück kurz vor dem Anlegen des ersten zu einem betäubenden Chor wurden: Wieviel hast du? Große?, dann war die ZK 14 nun schon zum zweitenmal das Hafenereignis gewesen. Alles schaute auf dies eine Boot. Obadjah tat am Ruder natürlich ganz gleichgültig. Aber der Junge, mit dem er damals fuhr, der schwammige, sommersprossige Maurus, der stand wie ein kindlicher Gott Neptun auf dem Vorderdeck und hob aus dem silbrigen Haufen mal eine zehnpfündige Seebarbe oder einen Aalkönig oder einen Dorsch, fast so groß wie er selber, heraus. Oh, Mann, was? Die anderen Fischer brachten doch bloß Butt! Und der Obadjah war doch nie für die unnötige Arbeit gewesen. Woher hatte die ZK 14 diese herrlichen Fleischfische, die sonst nur die Großfischer von der hohen See brachten und nur eingesalzen?

Obadjah trank fast übers Menschenmaß in den zwei Wochen, die diese Herrlichkeit dauerte. Aber er schwieg sich über seine Fischgründe aus. Den Jungen durfte man ja nicht gut über seinen Bas ausfragen, das ist gegen die Erziehung. Und die anderen Fischer konnten Obadjah draußen trotz aller List nie beim Fang ertappen. Von Montag bis Freitag sah man die ZK 14 im Gegenteil nur faul herumliegen und das Netz höchstens mal wässern. Aber Freitag früh hatte er jetzt zum zweitenmal schon vierzehn Zentner und mehr an Bord. Daß Obadjah ein Genie war, solange ihn etwas reizte, wußte man ja. Aber wenn das hier nur nicht allzu vorwitzig zuging!

Es ging in der dritten Woche auch schlimm aus, und kein Boot als nur die ZK 14 hätte das Abenteuer auch nur einigermaßen überstanden. Als Obadjah nachher wieder darauf angewiesen war, von gutherzigen Fischermännern zum Schnaps eingeladen zu werden, erzählte er auch die Geschichte und verlängerte auf diese Art die glorreiche Zeit noch um einige Wochen. Man muß ja auch sagen, daß sechs Wochen gehobener Stimmung es hinterher rechtfertigten, daß ein alter Junggeselle es nicht lassen kann, sich sogar mit den höchst bedenklichen Meerfrauen einzulassen.

Ehe man die seichten Fischgründe draußen erreichte, mußte man immer eine tiefe Stromrinne, das sogenannte schwarze Rohr, passieren. Schlickgrund und viel Strom — kein vernünftiger Mensch fischte dort, von der Tiefe schon ganz abgesehen. An einem Donnerstagnachmittag war nun dem alten Obadjah auf ZK 14, nachdem er schon sowieso die ganze Woche nicht viel an Bord gebracht hatte, auch noch der Schnaps ausgegangen. Obadjah hatte sich's zur strengen Regel gemacht, daß er immer noch mit wenigstens einer unangebrochenen Steinkruke auf dem Heimweg vorm Siel ankam. Man wußte noch nicht, wie lange man dort aufs Aufmachen zu warten hatte. Tatenlos vor Anker zu liegen war sowohl Obadjah unerträglich als auch der vielerprobten ZK 14. Von einem gewissen Rauschzustand an konnte Obadjah sich aber mit seinem Schiff unterhalten und das Schiff dann auch mit ihm. Die beiden mußten wohl diese poetische Pause vor jeder Heimkehr in das Loch von Hafen ganz besonders lieben. Jedesmal war entweder Obadjah zu früh vor dem Siel oder, wie er behauptete, das Schiff aus eigenem Willen.

„Maurus", sagte Obadjah an jenem Donnerstagabend zu dem Jungen, „da steht nun schon die letzte volle Kruke. Wir gehn jetzt nicht zur Koje, sondern setzen Segel. Du kannst in deinem Leben noch genug schlafen, und nachher erst recht." Es war Neumondnacht, und die ZK 14 verschwand unbeobachtet von den Fischgründen.

In der schwülen, stillen Sommernacht gab es natürlich ein gewaltiges Meerleuchten um das dahinziehende Boot. Als sie über dem schwarzen Rohr waren und Strom gegen sich hatten, wallten manchmal ganze Placken vom grünen Feuer hoch, als wenn jemand aus der Tiefe zauberisch geladene Wasserbälle nach ihnen heraufwürfe, die mit einem schmatzenden Rauschen an der Oberfläche zergingen. „Da hat sich heute nacht aber mal das Wasservolk", sagte Maurus ganz benommen. „Das ist nun auch bloß eine arme, dumme, unselige Kreatur", philosophierte Obadjah, der die letzte Kruke „gewöhnlichen Klaren" liebevoll auf dem Schoß hatte. „Sie sollten zur Bescheidenheit mal sehen, was sie alles da unten nicht haben. Hol' mal die Flaggenleine, Maurus!" Und Obadjah band die volle Steinkruke an die Flaggenleine und ließ sie übers Heck hinunter, um das Meervolk solcher Art zu demütigen.

Indem gab es einen Ruck an der Leine. „Maurus", rief der Alte entsetzt, „die Buddel hat sich an was verfangen und ist weg. Sofort drehst du in den Wind!" Aber als sie nun dalagen und Obadjah die Leine aufholte, zeigte sich der Knoten ganz ordentlich aufgemacht. Und aus der Wassertiefe quoll in dem Augenblick dicht neben der ZK 14 plötzlich eine solche Wolke von Meerleuchten herauf, als wenn da unten ein Bettkissen vom Mond



geplatzt wäre. Maurus behauptete sogar steif und fest, es habe „zum Wohle" geblubbert.

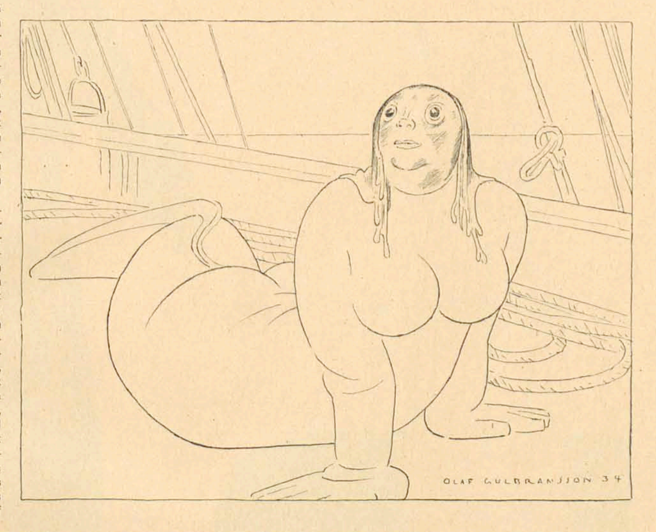
Obadjah dachte mit äußerster Schärfe nach. „Maurus", sagte er, „du bist zu dumm, als daß es einen Sinn hätte, dir was von Handelsbeziehungen zu erklären. Aber fier das Netz herunter und laß uns wie die Helden arbeiten, ehe daß wir weiter abtreiben." Und in dieser Nacht holten die beiden zum erstenmal eine Ladung der herrlichen Fleischfische herauf.

Der schwerfällige Obadjah hielt auf seine Findigkeit. Bei aller Verkommenheit pflegte er auch immer, obgleich ihm von den Weibsleuten schon längst und eigentlich auf häßliche Art jede Hoffnung abgewöhnt worden war, seinen blonden Kinnbart. „Maurus", sagte Obadjah, als sie die ZK 14 damals am Freitag früh schon

durchs leere Sielbecken schoben, „du legst dir im anderen Dorf ein Sparbuch an. Sieh zu, daß du mich verstehst. Mit diesen Sachen ist das nun so wie mit dem Heiraten: nicht zu oft, und nicht zu viel davon verlangen. Aber man soll sich auch nichts entgehen lassen." Obadjah hielt auf Erziehung. Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehörte sich das.

Beim zweiten Male in der nächsten Freitagnacht ging die Sache auch noch immer gut, obwohl es windig war und der halbe Mond verräterisch durch die Böenwolken schielte, was für neue Abenteuer wohl die ZK 14 da unten ganz allein vorhatte. Es war harte Arbeit auf dem schwer stampfenden Schiff, als sie in die schwarzgleißenden Seen hinein beigedreht hatten. Oben wischte das Segel toll zwischen Wolken und Sternen herum und knallte alle zwei Minuten eine dumpfe Salve. Der Großbaum schwenkte sich schnarrend über ihren Köpfen hin und her, und in der schwarzen Höhlung des Hinterschiffes suchte irgend etwas Hölzernes polternd immerzu herum. Obadjah lag mit der Krukenangel neben der Ankerwinde vorn nach draußen, mal hoch in der Luft und mal dicht überm Wasser. „Maurus", sagte er, als der Mond einen Augenblick hell auf den Tumult schien, „die Kreatur da unten hat, dünkt mich, soviel Vernunft, daß sie die Kruke nicht zu Bruch gehen läßt. Ich seh sie heraufkommen. Aber geh du man besser hinter den Mast; denn es ist ein Weibsbild." Auf einem Schiff wie der ZK 14 gehören sich die Jungens zum Anstand erzogen. Maurus konnte hinterm Mast vor nur manchmal einen weißen Arm sehen, der die Fische einzeln über Bord gab. Aber den Alten sah er eifrig nach unten gucken.

So war es also das zweitemal zugegangen. Obadjah war in den Tagen danach sehr versonnen und streichelte seinen Bart fort und fort in tiefem Grübeln. Als sie am Montagnachmittag wieder mit der Flotte zu den Fischgründen hinaussegelten, zeigte er dem Jungen eine blitzneue Mundharmonika. „Kennst du dich damit aus?" fragte er. Nee, Maurus hatte kein Geschick dazu. „Es ist nicht gerade ums Geschick", sagte Obadjah, „es ist mehr ums Laute, und daß dir bloß die Luft nicht ausgeht dabei!" An Bord befiehlt der Bas, und der Junge mag selber herausbringen, was das alles wohl soll. Das ist die rechte Erziehung auf See.



Sie ankerten abseits für sich. Das Wetter war die ganze Woche bis zum Vollmond heiß und still. Der arme Maurus mußte in dem dunklen Loch hocken, das unter dem schweren Decksgebälk beim Mast neben der Kajüte ist, und mußte sich üben, die Mundharmonika zweckentsprechend zu blasen. Obadjah räkelte sich auf den verschiedensten Plätzen auf dem Schiff immer bloß herum. Er hörte zu und gab Anweisungen zur Verbesserung. Das Erfindergenie des Alten war in dieser Woche der Fluch auf dem Dasein des anspruchslosen faulen Jungen. Obadjah kriegte aber auf die Dauer genau das zustande, was er sich als wirksam vorstellte, und Maurus überstand ja diese Woche immerhin noch lebendig.

Als sie in der Freitagnacht bei herrlichem Mondschein und ganz leichtem Wind wieder mutterseelenallein, das letzte Fleckchen Schatten in einem Weltall von Silber, über der bewußten Stelle trieben, mußte Maurus in das Balkenloch hinab. „Nun zeig, daß du auf der ZK 14 was gelernt hast, und flöte, bis ich stop sage", befahl Obadjah und zog sich die Hosen stramm herauf.

Und Maurus blies unten. Schöne, heulende Tonbänder, so breit wie möglich und manchmal mit der freien Hand an den Hals getrommelt, so daß es wie Engelstimmen von Sternbildern herunter zitterte. Später hat der Junge erzählt, daß er während seiner Musik erst ein Rauschen im Wasser hörte, und dann ein platschendes Geräusch vorn auf Steuerbord. Dann quietschte der Anker, der vorn hinunterhing. Dann war so lange Zeit nichts zu hören, daß Maurus ganz neugierig wurde und schließlich, immer blasend, den Kopf mehr und mehr hinterm Mast vorzuschieben wagte.

War das ein Mondschein! Und vorn auf dem dicken, runden Bug der ZK 14 sah Maurus wahrhaftig die Meerfrau auf der Ankerkette sitzen. Er wurde rot, wenn er das später genauer beschreiben sollte, und meinte nur, ihm sei schon damals vorgekommen, das Ding habe merkwürdig breit in der aufgeschossenen Kette gesessen, als wenn sie das Eisen so richtig schön kühl zum Sitzen fände. Obadjah aber steckte, mit dem Rücken zu dem Lauscher, schon halb in der Kajütenluke. Er winkte dem weißen Bild immerzu. Und das Ding da vorn glubschte ihn unter ihren dicken, schattenden Haarzotteln hervor an — oh, so lustig und so gefährlich zugleich! Dem Jungen blieb fast die Luft weg; aber das merkte er wohl, er mußte flöten, flöten, egal was, nur flöten! Solange er flötete, war sie außer sich.

Und dann richtete sie sich hoch und begann zu dem Bas zu kommen. Sie stützte sich auf den Armen vor, platsch, platsch, und zog den Fischschwanz nach und war ganz betörend anzusehen. Aber da sah Maurus im Blasen, wie immer unter ihren aufplatschenden Händen das Eichenholz des Decks rauchte und daß hinter ihrem Leib her eine kohlende Spur entstand. Das verschlug ihm den Atem derartig, daß er zu flöten aufhörte.

Und in demselben Augenblick verwandelte sich das liebliche Weibsgesicht in eine höllische Fratze, aus der die grünen Augen gehässig glühten. Und das Ding zischte und spie Wasser und wälzte sich heftig zurück wie eine Katze und schmiß sich über Bord und sackte mit einem grausigen Platsch ab. Dann krachte es nochmal um den Jungen.

Als Maurus sich von der Backpfeife und dem Tritt wieder aufsammelte, untersuchten sie das Schiff. Obadjah war ja im Grunde nicht bösartig. Ein Junge bringt eben nicht allemal richtig heraus, was der Bas will, damit muß man bei der Erziehung an Bord rechnen . . . Das Vorderdeck zeigte sich wahrhaftig voller Brandspuren, und die Ankerkette war vom Sitzen der Meerfrau auf ihr zusammengedrückt und verbacken, als sei das Eisen Wachs gewesen. An dem dicken Anker konnte man ihre Finger eingedrückt sehen. Sie mußten die ganze Bescherung über Bord werfen, und das Deck schrapten sie am Morgen sorgfältig sauber. „Die Leute an Land können sich doch all ihr Tag nich richtig vorstellen, was es hier draußen auf dem Wasser für Sachen gibt", sagte Obadjah. „Die Mundharmonika kannst du sehen zu verkaufen, daß du noch einmal was auf dein Sparbuch kriegst." Als sie fertig waren und vor der Fischerflotte her, die im Nordwesten hinter ihnen stand, auf den Deich zuhielten, lachte der Alte stolz: „Das kann doch bloß auf ZK 14 passieren", sagte er, „daß man einer Meerfrau die Handelsbeziehungen nahezu beibringt."

Unter Nachbarn

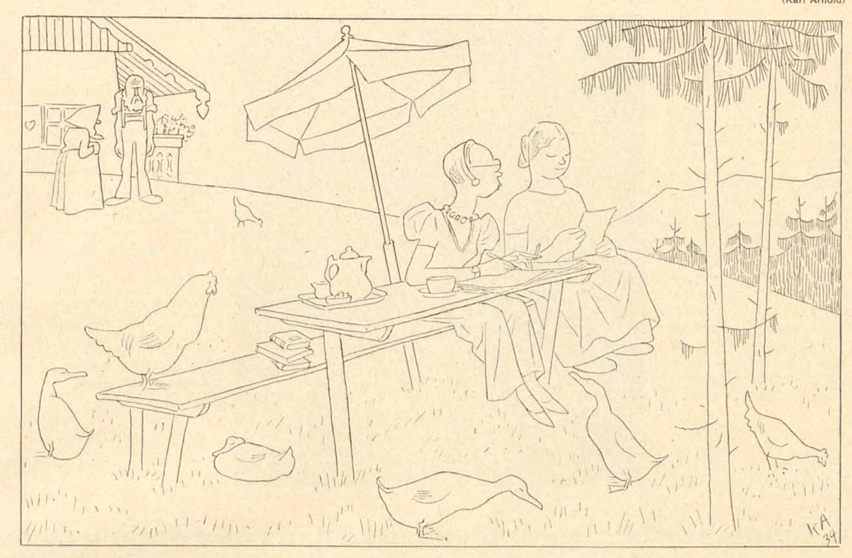
(E. Schilling)



„Na, hör mal, Marianne, die Hände sind doch nicht dazu da, daß man sie ewig zu Fäusten ballt!"

Konjunktur

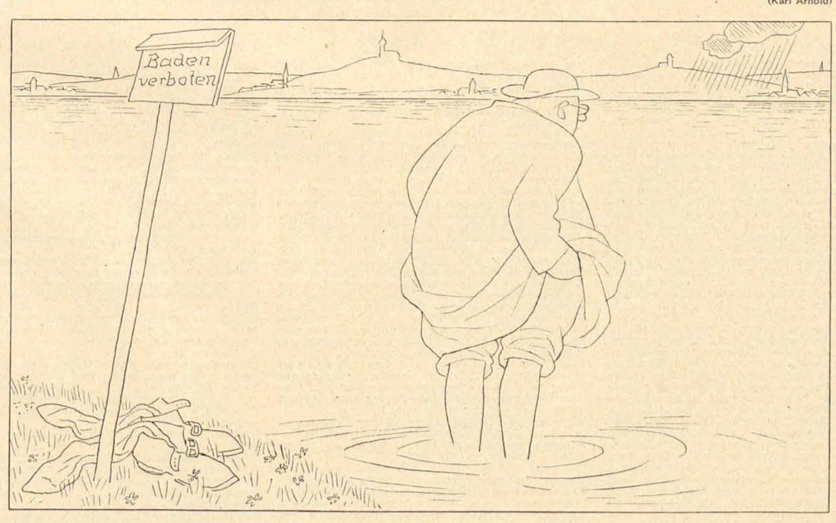
(Karl Arnold)



„Wos macht d' Marie beim Fräuln?" — „Zweg'n an Dialekt schaugt s' nach, 's Fräuln schreibt an Bauernroman."

Opposition

(Karl Arnold)



HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM –.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

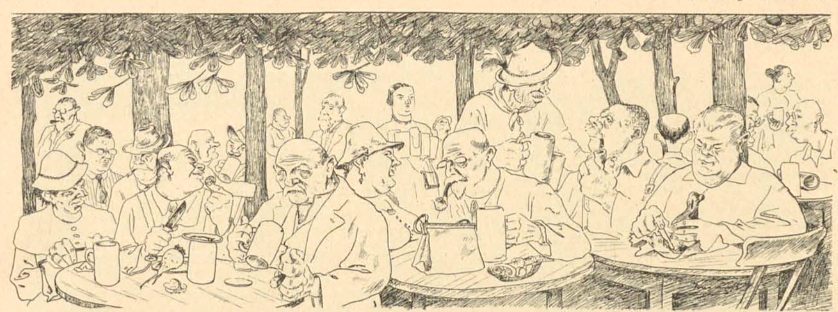
Die feindlichen Brüder / Von Wilfried Tollhaus

Vogelsangs waren allgemein beliebte Leute und lebten der Auguststraße ein gutes Familienleben vor. Der Vater (H. F. Vogelsang, Im und Ex) galt als vermögend, kreditwürdig und reell. Die Mutter Lisbeth (geborene Hausers von Hausers & Co., Felle und Häute) war eine reizende, immer fröhliche und immer fleißige Frau. Die drei Kinder (Eva, Gretchen und Karl) sahen blond und artig aus. Saß die Familie an guten Sommersonntagen nachmittags beim Kaffee in der Veranda ihres kleinen Gartenhauses, fanden alle, die vorüberzogen, daß es sehr gemütlich bei ihnen war.
Auch Peter Wendemuth, sechzig Jahre alt, Sohn des seligen P. A. Wendemuth (Exportagent), machte diese Feststellung. Er war eine Art von Ehrenprokurist bei Sammelhaaß & Wöbke (Tabak) und galt als kirchlicher Mann, weil er seine Sonntagvormittage auf seinem Stammplatz in der Johanneskirche verbrachte. Von dorther kannte er Heinrich Vogelsang. Er suchte seine Freundschaft und ward zum Sonntagskaffee eingeladen. Das bedeutete die große Wende in seinem Leben.
Wer sie verstehen will, muß wissen, daß der Vater Peter Wendemuths angeblich ein Lebemann gewesen war. Seine Exportagentur galt als dauernd notleidend, bis er eine in jeder Beziehung solid fundierte Bäckerstochter geheiratet hatte. Da deren Vater am Tage zu schlafen pflegte, hatte er sich ihrer Erziehung nicht allzusehr widmen können. Sie war darum in den Umgangsformen der guten Welt nicht erfahren. Deshalb beschränkte Wendemuth Senior seine persönlichen Beziehungen zu ihr auf die Herbeiführung zweier Söhne. Der älteste hieß nach Vater Paul, der zweite Peter. Nomen est omen. Paul sollte nach dem Vater geschlagen und mit einer Nachbarstochter gemeinsam in einer Schonung hinter Tannen und Weidenkätzchen angenehme Nachmittage verbracht haben.
Seitdem haßte ihn die Mutter und schenkte ihr ganzes Herz Peter.

Als Papa Wendemuth das Zeitliche gesegnet hatte, nährte Peter die Unfreundlichkeit der Mutter gegen Paul, indem er ihr Wüstlingsgeschichten von ihm erzählte. Der Beweis für sie wurde dadurch erbracht, daß Paul frühzeitig die Haare ausgingen.
Die innige Verbindung Peters mit den Schürzenbändern der Mutter hinderte ihn am Heiraten. Auch Paul blieb Junggeselle, was aber vielleicht andere Gründe haben mochte.
Nachdem sich auch Mama Wendemuth entschlossen hatte, die himmlische Ruhe ihres allzu früh Verewigten durch ihre Übersiedlung in seine Nähe zu unterbrechen, zogen die Brüder auseinander. Sie sahen sich jetzt nur zweimal im Jahr. Das erstemal an ihrem Geburtstage, wo sie sich Geschenke überreichten. Grundpreis war zehn Mark für eine Brieftasche, Portemonnaie, Regenschirm, Reisenecessaire, Zigarrenspitze oder dergleichen. Einer behauptete vom andern, daß er ihn bei solchem Anlaß schoflerweise dadurch verärgere, daß er nur acht Mark anlege. Am ersten Weihnachtstag mißgönnten sie sich mehrere Jahre lang in einem feinen Restaurant das größere Stück Karpfen, bis sie sich entschlossen, jeder solle für sich serviert bekommen.
Paul hatte gewiß viel vom Leben gehabt. Aber eines nicht: das Glück der Familie. Das lebte nun Peter bei Vogelsangs, denn er war dort bald d e r Sonntagsbesuch geworden und gehörte zu den Vogelsangs wie der Tipfel aufs i.
Wenn er kam, brachte er vier Tüten Bonbons zu je einhundertfünfundzwanzig Gramm mit: Rahmbonbons, saure Drops, Himbeerkugeln und Schokoladeplätzchen.
Die drei Kinder teilten sich das, womit sie längere Zeit beschäftigt waren. Kam aber noch Tante Karoline zu Besuch, so mußte diese Arbeit insgeheim vorgenommen werden, denn sie war für süße Lutschers, hielt die Hände auf und sagte: „Schütt' mal rein, mein Kind. Ich mag das gerne!"

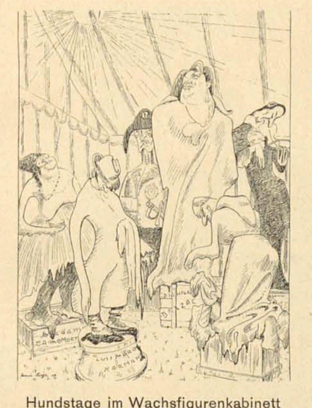
Das aber war Onkel Peter nicht angenehm.
Hatte ein Kind Geburtstag, schenkte er zehn Mark, zu Weihnachten zwanzig und den Eltern eine Marzipantorte.
Auf sein Unkostenkonto buchte er jährlich unter „Familie Piep" (das war das Geheimkonto Vogelsang) einhundertsechsundfünfzig Mark. Das bedeutete, jeder Sonntag kostete ihn drei Mark, Kaffee, Kuchen, Abendessen und Getränke. Abzurechnen die Vogelsangschen Geschenke, wozu zweihundert Zigarren und zwei Flaschen Portwein gehörten.
Seine Einnahmen gingen leider immer mehr zurück, so daß „Konto Piep" eine schwere Belastung war. Aber er hatte dafür ja auch jenes „wahre Familienglück", das vor allem sein Bruder Paul so hochschätzte.
Wenn er Sonntags zwischen Kaffee und Abendessen einen Spaziergang machte, während dessen ihm die Kinder an den Armen hingen, führte er sie durch die Richardstraße und zeigte ihnen, wo sein Bruder wohnte. Von ihm sagte er mit geheimnisvollem Lächeln, er sei menschenscheu und habe seine Gründe dazu. Die Kinder nahmen an, daß Paul entweder im Zuchthaus oder im Gefängnis gewesen wäre.
Eines Tages starb Peter. Vogelsangs kümmerten sich um die Beerdigung und stellten fest, daß Peter viel zuviel für seine Sonntagsbesuche ausgegeben hatte, denn sein Einkommen war zuletzt nur hundertzwanzig Mark im Monat gewesen.
Die Kinder trauerten gewiß um den guten Onkel, aber noch mehr um seine Bonbons und die schönen Geschenke. Obwohl sie unterdes zwischen dreizehn und sechzehn Jahre alt waren, schienen sie in bezug auf Süßigkeiten durchaus konservativ zu sein.
Da geschah etwas Seltsames.
P a u l tauchte auf. Er besuchte Vogelsangs und sagte, er wolle nun erst einmal den Unfug richtigstellen, den sein Bruder Peter sicher über ihn

(Zeichnungen von Toni Bichl)



erzählt habe. Es sei jedenfalls nicht richtig, daß er menschenscheu wäre, und außerdem sei er kein Lebemann, sondern er sammle Briefmarken.
Darauf lud ihn Vogelsang zum Kaffee auf nächsten Sonntag ein.
Paul erschien und brachte s e c h s Tüten zu je einhundertfünfundzwanzig Gramm Bonbons mit.
Er konnte sich diese Ausgabe erlauben, denn er bezog zweihundertsechzig Mark im Monat. Außerdem bekam er Großeinkaufspreise. Aus diesem Grunde erhöhte er auch die Geburtstagsraten auf zwölfeinhalb Mark, die Weihnachtsgaben auf fünfundzwanzig Mark pro Kopf und vergrößerte den Umfang der Marzipantorte.
Nun aber erfuhr die Familie Vogelsang erst, wer Peter in Wahrheit gewesen war.
Die sonntäglichen Kaffeestunden füllten sich mit dramatischen Spannungen. Immer lebendiger wuchs eine Wiederholung des Konflikts der ungleichen Brüder (siehe Schillers Räuber) vor den blauen Augen der Vogelsangs auf.
Franz Moor war ein angenehmer, liebenswürdiger junger Mann mit erfreulichem Familiensinn, gemessen an Peter Wendemuth.
O — Paul entwickelte sich zu einem ausgezeichneten Pädagogen des Hasses. Jede Erinnerung an den Spender unzähliger Bonbonstüten wurde in den Kinderseelen Vogelsangs ausradiert. Zuletzt wußten sie, daß auch sie nur Werkzeuge in dem schnöden Kampf Peters gegen den herrlichen Bruder Paul gewesen waren. Ihr Anblick sollte den einsamen Glatzkopf, der sonntäglich in der Richardstraße hinter den Gardinen aufschimmerte, schmerzlich verwirren und kränken.
Man nahm fortan von Peters Geburts- und Todestag zum Leidwesen des Blumenhändlers nicht mehr Notiz. Aber Paul tat es. Er stand dann vor dem Hügel mit dem ironischen Gesicht, das er einst zu zeigen pflegte, wenn er das bemißtraute Geschenk abgab. Nun erst war der Kampf zwischen ihm und Peter zu Ende. Jetzt hatte er ihn in den Herzen ausgelöscht, in die er sich mit Bonbons, Marzipantorten und Bargeld einzuschleichen bemüht gewesen war. Dort saß jetzt er — Paul —, der Geschmähte, und genoß das Siegerglück.

Mit hundertzweiundachtzigeinhalb Mark pro Anno war Peter geschlagen worden!
Das Gefühl würde herrlich für Paul gewesen sein, wenn ihm nicht immer dabei die Frage aufgetaucht wäre, ob sein Triumph nicht vollkommen gleichgültig sei, wenn Peter mit dem Bewußtsein seines eigenen Sieges gestorben war und nun endgültig keine Notiz mehr vom Leben nahm!



Hundstage im Wachsfigurenkabinett

Gab es keine Unsterblichkeit, dann war diesem verschlagenen brüderlichen Todfeind nicht mehr beizukommen.
Aber es gab eine! Wenn es Paul feststellte, stieß er mit dem Stock energisch auf, daß der Kies des Friedhofsweges herumspritzte.
Selbstverständlich gab es eine! —
Immerhin war es gut, fortan Sonntags auf dem Platz Peters in der Johanneskirche zu sitzen und sich diese Gewißheit durch aufmerksames Anhören der Predigt stärken zu lassen.

Fundstücke

Aus der „Kölnischen Zeitung“:
„Herr, diesmal nicht aus gebildeten Kreisen und sogar vierzig Jahre alt, geizig, verschlossen und grob, wünscht aus purem Übermut und aus Lust am Streiten die Bekanntschaft einer gleichgesinnten weiblichen Person — für Spaziergänge — mit strittiger Unterhaltung, Kino, Theater, Ausflüge, bei getrennter Kasse.“

*

Aus dem Romanteil des „Frankfurter Volksblattes“:

„Sie war doch so reizend frisch und ursprünglich, dann wieder stieß ihn ihr lautes, zu übermütiges Wesen ab.
Einmal geschah es, daß sie sich ihm lachend und scherzend auf den Schoß setzte.
Unmerklich fast ließ er das Knie etwas sinken.
Sie sprang sofort wieder auf und sagte betreten: Fortsetzung folgt.“

*

Auf dem Postamt „Alte Kolonnaden“ (Kurhaus) in Wiesbaden ist folgende postalische Sommerstilblüte zu lesen:
„Zur Verminderung von Lärm wolle man die nachhaltige Befestigung der Freimarken nicht mit der Faust, sondern mittels Fingerdruckes bewirken.“
Es scheint, daß den Kurgästen die Kur recht gut bekommt.

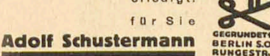
Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Helmeranstraße 2

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M.
Miete / Reparatur.
Hummel, München
Neuhauser Straße 20

UNTERRICHTS-ANZEIGE
Doktor jur., rer. pol., phil., Ing. Auskunft Rat, Fern-Vorbereitung. Berlin W 30/N. Dr. jur. Hiebinger, Mart. Lutherstr. 79. Prospekt.

Inseriert ständig im „Simplicissimus“.

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie



Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen soll auch die ä l t e s t e deutsche Jagdzeitung „D e r D e u t s c h e J ä g e r“, M ü n c h e n, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt werden. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für sachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!



Gesundheit u. Schlaf
sind unzertrennlich. Ungestörten, tiefen Schlaf, trotz Lärm und Geräuschen, bringen die ins Ohr gesteckten **OHROPAX-Geräuschschützer.** 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen.
Max Negwer, Apotheker, **Potsdam 79**

Des Deutschen Michels Bilderbuch
Kartoniert RM. 1.—
Simplicissimus-Verlag München 13

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Neurasthenie Schwinden der besten Kräfte beim Mann behebt zuverlässig nur Neurosin. Kurpack. Mk. 5.40 Nachn. Prospekt gratis. Laboratorium Heka, Altbach a. N. 5.

Völlerei Simpl.-Bücher I Kartoniert Eine Mark
Simplicissimus-Verlag / München 13

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Das Alpenveilchen

Eine Ballade

Herr Knetschke sprach zum Alpenveilchen:
„Ich komme wieder, wart ein Weilchen!
Ich gehe nur mal nebenan,
Wo ich mich etwas stärken kann.“

Das Alpenveilchen hold errötet,
Als Knetschke solches zu ihm redet.
Es senkt beschämt das liebe Köpfchen.
Herr Knetschke eilt zum Henkeltöpfchen.

Das Alpenveilchen wartet, wartet,
Derweilen Knetschke bierwärts startet.
Die Sonne klettert schon ins Tal.
Der Gast bestellt zum achten Mal.

Schon dämmerts in der Alpenwelt:
Herr Knetschke hat noch was bestellt.
Das arme Alpenveilchen weint,
Weil Knetschke gar nicht mehr erscheint.

Das Alpenveilchen schlummert schon,
Da kommt Herr Knetschke, der Patron.
Er will das Alpenveilchen pflücken
Und muß zu diesem Zweck sich bücken.

Knabatsch! Da liegt er hingestreckt,
Wobei das Blümchen er bedeckt.
Am Himmel glüht das Morgenrot:
Herr Knetschke schläft. Das Veilchen tot!

Iacobus Schnellpfeffer

Ingeborg schreibt . . .

Von Fritz A. Mende

Eine zarte Mädchenblume, Ingeborg heißt sie, die mir monatelang teils auf dem Herzen, teils auf dem Geldbeutel lag, die liegt mir jetzt auf dem Gewissen, und ihre dünnfleischigen hundert Pfund sind zum schaurigen Alpdruck geworden, der Schlaf und Freude nicht mehr aufkommen läßt.

Wie es geschah? Zuerst geschah folgendes: an mich gelangte eine Aufforderung, Reklame-Märchen um ein gewisses Wunderprodukt zu schreiben. Die sollten dann illustriert und dem kaufenden Publikum zwecks Erbauung vorhandener Kinder verehrt werden. Was für ein Auftrag . . . Eigentlich wollte ich, da mir eine weit höher gespannte schriftstellerische Sendung im Busen kocht, wutentbrannt ablehnen. Dann erhoben sich innere Stimmen und sangen die stets wiederkehrenden Worte: „Du brauchst Geld, du brauchst Geld . . .“ Nie hatten innere Stimmen so wahr gesungen. Da stand ich und schwankte zwischen Pflicht und Neigung. Wie es sich für ein anständiges Drama gehört, siegte die Pflicht.

Mit gebrochener Dichterseele machte ich mich daran, die bewußten Reklame-Märchen aus dem Bleistift zu zaubern. Nach siebenmaligem Beginn „Es war einmal . . .“ war ich nahe daran, den Auftrag doch als unwürdig abzulehnen, denn es ging nicht. Ich brachte auch nicht das kleinste einigermaßen glaubwürdige Reklame-Märchen so richtig märchenhaft zustande. Selbst literarischer Schmalz bedarf einer bestimmten Begabung, und ich gestehe stolz: diese fehlt mir.

Also klagte ich erwähnter Ingeborg mein Leid. Ingeborg war damals noch ein Mädchen mit Rosen im Gemüt, Kitsch in den Adern, kurzum: taufrisch. Zu ihr sagte ich: „Liebe Ingeborg, ich weiß, daß du mir einen Gefallen tun willst. Schreibe ein paar nette“ (ich verschluckte das Wort „kitschig“) „kleine Märchen für noch kleinere Kinder mit eingeschobener Reklame für . . .“

Ingeborg, die seit ihren Schulaufsätzen, was noch gar nicht lange her ist, nie den Ehrgeiz in sich gespürt hatte, Schriftstellerin zu werden, nahm Papier und Bleistift und schrieb auf Grund ihres ausgeruhten Köpfchens gleichsam mit der linken Hand vier Märchen auf einen Sitz. Es kam stets das arme, aber ehrliche Mädchen vor, das im Walde entweder Pilze oder Reisig, Blaubeeren oder — wie im vierten Märchen — alles zusammen suchte. Ja, und dann kam der Prinz mit den Greta-Garbo-Locken und schenkte dem armen, aber ehrlichen Mädchen sich selbst, sein Schloß und, wenn die Zeit paßte, auch den großen, echt silbernen Vollmond. Und warum? Weil das arme, aber ehrliche Mädchen irgendwo im Walde eine Tube Schönheitscreme „Venusia“ gefunden hatte und davon so schön geworden war, daß sich die sieben Zwerge hinter dem siebenten Berge vor Entzücken die Barthaare einzeln ausrissen.

Der Auftrag war damit zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt. Ingeborg hätte also Papier und Bleistift ruhig wieder weglegen können, aber sie hatte — was den schreibenden Dilettanten sonst versagt bleibt — sie hatte ein halbes Honorar geleckt, und um ihre Taufrische war es geschehen.

Ingeborg schrieb, daß die Bögen zu kurz wurden. Sie schrieb mit einem unheimlichen Drang zur Quantität — und i c h war schuld daran. I c h hatte die Schriftstellerin in ihr wachgeküßt, und jeden Tag mußte ich aus ihrem noch immer schönen Munde den Satz hören: „Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Schreiben so leicht ist . . .“

Der Postbote jener Gegend kommt jetzt immer mit einem kleinen Handwagen und bringt zurückgesandte Manuskripte für Ingeborg. In unzähligen Redaktionsstuben ist die Tollwut ausgebrochen. Ingeborg lächelt und schreibt.

Ich, der ich hinter ihrer Schaffenskraft weit zurückbleibe, bin natürlich kein Umgang mehr für das fleißige Kind. Wir haben uns nach einem furchtbaren Krach, bei dem ich das Wort „kitschig“ nicht mehr verschluckte, getrennt.

Ingeborg wird auch darüber schreiben — Wahrscheinlich ein Märchen, in dem ein armes, aber ehrliches Mädchen einen Bleistift im Walde findet, mit dem es so viele schöne Romane schreibt, daß sich trotz aller Ränke eines Bösewichts, der ihr den Bleistift rauben will (das bin ich!), zwanzig Verleger teils um das Mädchen und teils um die Romane streiten. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann streiten sie immer noch. Kurzum: ein Märchen, wie es nur im Märchen vorkommt.

Süßholz

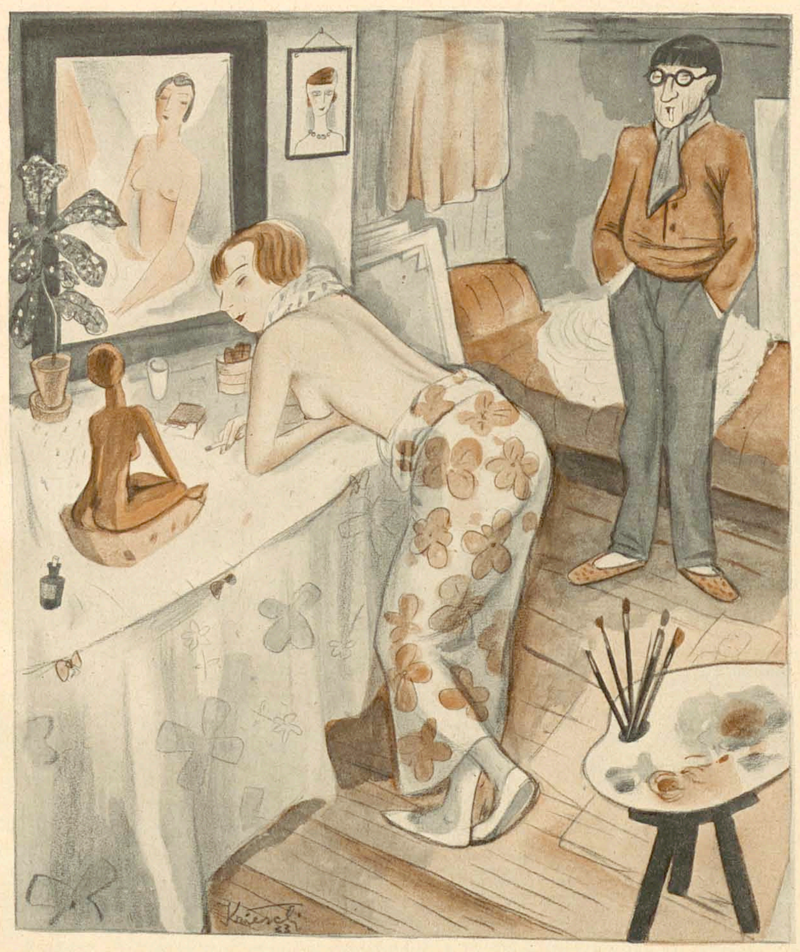
(Josef Sauer)



„Ich glaube, Herr Kapitän, das müßte Ihnen gut stehen, so als letzter Mann mit Ihrem Schiff unterzugehn.“ — „Wenn Sie mich dabei knipsen würden, Gnädigste, wüßte ich mir keinen schöneren Tod.“

Trost im Leid

(R. Kriesch)



„Zu deinem heutigen Geburtstag kann ich dir leider nichts schenken, Mimi — aber dafür mal' ich zu Weihnachten einen Pelzmantel auf dein Porträt!"

Neubau

Der Motor drüben blafft
und lärmt tagein, tagaus.
In meiner Nachbarschaft
ersteht ein neues Haus.

Grau wächst das Fundament
aus grünem Wiesengrund,
und Ziegelröte brennt,
wo blaß die Weide stund.

. . . Sei's denn! Ein jeder will
sein Domizil und Dach.
Es wird auch wieder still
und friedlich nach und nach.

Die Lücken schließen sich,
die ich jetzt klaffen seh' . . .
Bloß, bitte, bleib' für dich,
Herr Nachbar du in spe!

Ratatöskr

Gehetztes Wild

(Otto Herrmann)



„Warum tragen Sie denn in der Sommerfrische einen Ehering? Sie sind doch gar nicht verheiratet, Herr Kunze!" — „Nu eben — weil ich's bleiben möchte."

Festliche Beleuchtung

Von Nikolaus Schwarzkopf

Man will es mir einfach nicht glauben, und so liefere ich hiermit den Beweis, wie er mir zu Rom, in der ewigen Stadt, gelungen ist.

Ich sitze gegenüber von St. Peter am Fenster und schaue über die Kolonnaden hinweg nach der Kuppel, deren Kreuz noch hell in Gold leuchtet, deren ehemals vergoldete Kugel aber stumpf auf den sechzehn Säulen, der sogenannten Laterne, liegt, als wär sie nur mühsam da oben zu halten.

Ich lese gerade, daß man diese Kugel beschlüpfen könne, lese, daß Goethe sie beschlüpfte, und fühle mich als guter Deutscher verpflichtet, den Fußtapfen des Altmeisters nachzugehen, nachzusteigen. Meine Frau, die bei mir sitzt, möchte den beschwerlichen Aufstieg nicht mitmachen. „Anzuseilen wie im Hochgebirge", sage ich, „brauchen wir uns nicht!", aber wie Frauen nun einmal sind: sie will lieber hier am Fenster sitzen bleiben, und wenn sie mich auf dem Gipfel erblickt, will sie einmal winken. Na, denke ich, winke du, wenn du mich da oben siehst! und breche auf.

Mühsam wendele ich empor, tummele auf halber Höhe zwischen den Kaufläden herum, breche hoch oben im Faltenwurf des hl. Andreas einen kleinen Storchschnabel, den ich einem Bekannten des Namens Andreas mitbringen will, klettere weiter, besehe und behöre die Riesenkuppel von innen, tief unter mir strömen Menschen über die Marmorplatten des Domes, ich rufe, das berühmte Echo zu vernehmen, den Namen meiner lieben Frau, die jenseits der Kolonnaden am Fenster auf mich wartet, strebe weiter empor, immer empor — der Weg zur Höhe ist selbst auf St. Peter nicht ohne, wie man so sagt —, trete aus der Finsternis heraus an die Säulen der Laterne und laufe rundum, das Weichbild der Stadt zu betrachten und das Meer im Osten zu sehen und das Meer im Westen. Dann springe ich auf die eiserne Leiter zwischen den Säulen, um über fünfunddreißig Sprossen hinanzuklimmen, und endlich schlüpfe ich in die ungeheure Kugel, die unsere Erdkugel bedeutet, mitten hinein. Sieben Menschen hocken schon drinnen, ich aber denke: hier hat Goethe geweilt. Wenn ich der Papst wär, wollt ich hier oben wohnen. Längsschnitte leuchten in dem Zink der Kugelwand zwischen den schmiedeeisernen Trägern, und die Welt da unten erscheint in Längsschnitten. Kein Landsmann ist zugegen, nur Italiener umgeben mich, eng an mich geschmiegt, mit lautem Geplauder, das ich kaum verstehe. Wo nur meine Landsleute stecken mögen?, frag ich mich, und ich antworte: sicher sitzen sie an den warmen Fenstern, gucken herauf und meinen, genug getan zu haben! Welch eine Welt ist das doch heute! Da laufen sie mit ihrer klassischen Bildung wie wandelnde korinthische Säulen durch unsere Städte, und wenn's einmal drauf ankommt, sind sie nicht da! Aber ich denke nicht etwa nur an meine lieben Landsleute, ich denke auch an den lieben Gott. Denn hier oben, angesichts der ewigen Stadt, über dem Grab des hl. Petrus, fällt es einem nicht schwer, an den lieben Gott zu denken. Freilich denk ich auch an meine liebe Frau, das versteht sich! Ich suche umher, wo unser Haus stehen könnte, find es aber nicht. Über den Petersplatz laufen, zu Haufen gebündelt, die Menschen, groß und klein, dahin und dorthin. Ein Haufe hat seine eigene Fahne, die im Wind nur beschwerlich zu entfalten ist. Schwarz erscheinen im grellen Sonnenlicht alle Menschen, auch die Fahne erscheint auf dem weißen Untergrund völlig schwarz. Winzige Kapuzinerlein flattern hochauf. Ein bischofsblauer Fleck bewegt sich nach der Treppe zu. Die schwere Glocke, die da im linken Flankenturm hängt, klopft eindringlich. Ich spüre die Erschütterungen durch die Schläge und stehe ganz allein — wie im Rhönrad — in dem Erdall. Ich denke, meine Frau läßt sich von der Glocke nach St. Peter rufen.

Ich komme heim, da springt meine Frau am Fenster auf und ruft: „Menschenskind!" ruft sie, „solang du in der Kugel gesessen hast, hat die Kugel hell aufgeleuchtet!"

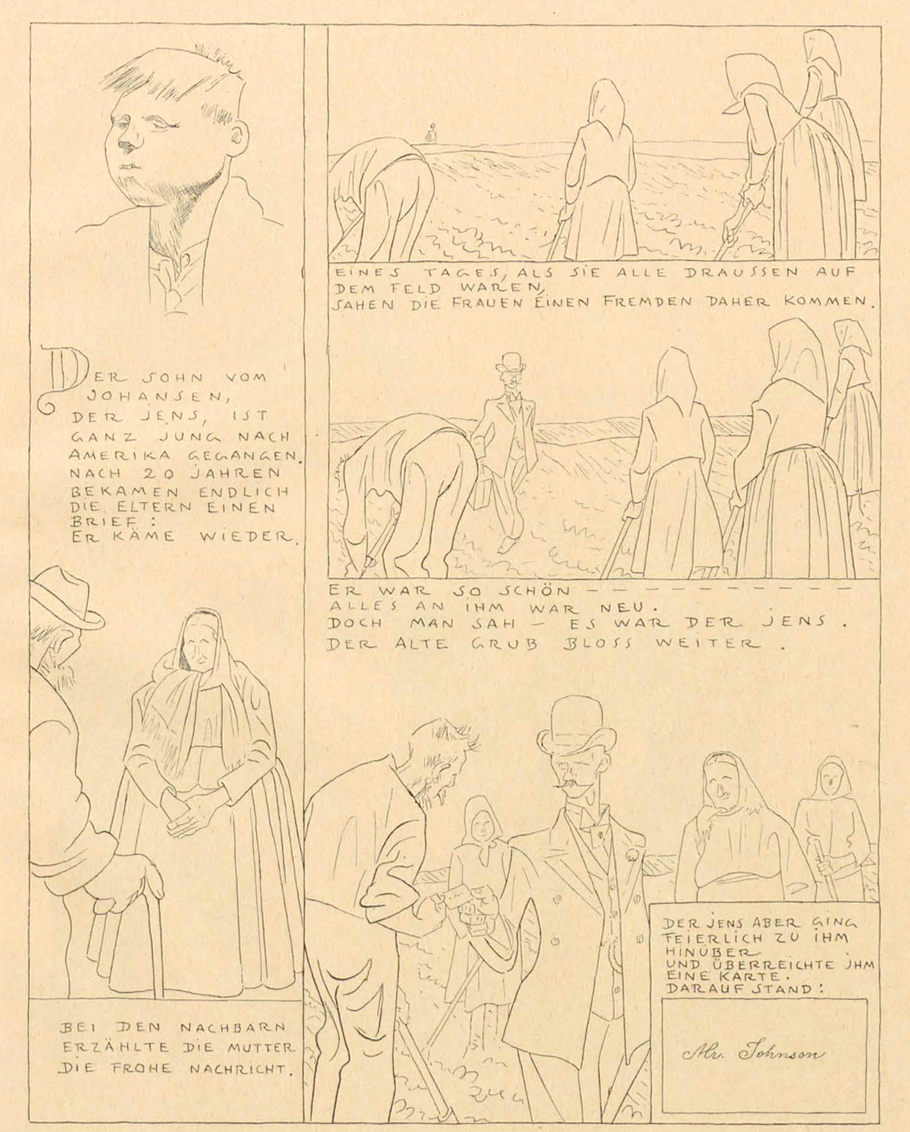
„Na also", erwidere ich und gucke nach der völlig verwitterten Kugel, die unsere Erdkugel bedeuten soll, aber gänzlich stumpf da oben hockt, kein eigenes Licht mehr in sich hat und nicht einmal fremdes Licht, dem guten Monde gleich, widerspiegelt. Ob überhaupt noch einmal jemand kommt, der ein neues Licht in die Finsternis stößt? Ich? . . . Nee!

DER HEIMKEHRER

NORDISCHE GESCHICHTEN

I

OLAF GULBRANSSON 34



Nur Zeit lassen!

(E. Thöny)



„Lüag'n säen s' grad gnua aus im Ausland über uns — aber ernten müass'n sie s' halt nacha aa!"

München, 2. September 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

Immer wieder Genf

(E. Schilling)



In Genf werden energische Vorbereitungen für die 81. Völkerbundsratstagung getroffen. Bereits werden die bewährten alten Platten sorgfältig abgestaubt.

Seufzer / Von Ratatöskr

Ach, wie sind die Dinge flüchtig!
Des Chronisten Stift und Schritt,
sei der Mann auch noch so tüchtig,
kommt ganz einfach nicht mehr mit.

Nimmt er auch sofort beim Wickel,
was ihm heut vorüberrollt:
sein Gedicht, sein Leitartikel
ist bis morgen überholt.

Und die Leute, die ihn lesen
(insoweit es sie noch gibt),
gähnen: „Längst schon dagewesen!"
... Tja, so wird man unbeliebt.

Oh, wie gut hat's da der Bäcker!
Niemand ist ihm abgeneigt,
der für alle Art Geschmäcker
schlichte Morgensemmeln zeugt.

Während wir im Nichts versacken,
schätzt man sie tagein, tagaus.
Ja sogar, wenn altgebacken,
formt man Knödel noch daraus.

Das abgeschabte Individuum / Von Hans Schubert

Ort der Handlung: Zwischen Dittersbach und Dürröhrsdorf. — Zeit und Stunde: Eine Mitternacht im Mai. — Mitwirkende: Der dicke Mann. Das junge Mädchen. Der Lehrling Max. Der Mann mit der roten Mütze. Mehrere Enten und die Eisenbahn.

Der dicke Mann sitzt unscheinbar am Fenster. In einer förmlich materiellen Distanz von ihm sitzt das junge Mädchen auf derselben Bank. Gegenüber in der Mitte sitzt der Lehrling Max. Da es ein Wagen für Traglasten ist, ergibt sich immerhin ein Dreieck von Belang. Max legt sich eine passende Unterhaltung mit dem dicken Mann zurecht, die selbstverständlich über diesen Umweg auf das junge Mädchen zielt. Junge Männer sind mal so. Eine Schönheit ist sie gerade nicht. Sie ist intensiv rothaarig, und sie hat intensive Sommersprossen. Aber sonst — — —. Max hat den mehr räumlichen Bildhauerblick seiner Lehrjahre und meint es sowieso auf Tod und Leben. Wohlgefällig mustert das junge Mädchen von Zeit zu Zeit den netten jungen Mann im guten Sakko. Dem Alten gönnt sie keinen Blick und keine ihrer raffinierten Gesten. Sonst aber sieht sie ganz so aus, als dürfe Max ein wenig weltgewandter sein. Endlich hat der Max den Faden. Das Gespräch entrollt.

Max: „Ist das der Zug nach Dittersbach?"

Der dicke Mann: „Das weeß ich selber nich genau."

Max: „Ich will nämlich gern nach Dittersbach."

Der dicke Mann: „Ich ooch so weid."

Max: „Ich weiß aber hier nicht recht Bescheid."

Der dicke Mann: „Ich ooch nich gans."

Max, mit einem raschen Seitenblick: „Wenn wir nun aber alle drei im falschen Zug sitzen —?"

Der dicke Mann: „Ei verbibbch nochmal!"

Der Zug hält an einer Baustelle. Nachtlaternen täuschen einen ländlichen Bahnsteig vor. Der dicke Mann bastelt seelenruhig an seiner Mitbringe; ein Problem für sich. Achtern hat er einen prallgefüllten Rucksack wie ein Weihnachtsmann. Rechts und links hat er Bastkörbe mit betäubten Enten. Unter dem linken Arm — ich rate — einen Schinken. Und zwischen den Knien hat er seinen Schirm.

Das junge Mädchen steht auf, greift nach ihrem schweren Netz mit Spargeln, prallt geschickt mit Max zusammen, der dasselbe will. Sie hat einen regenfarbenen Pullmann over und rückt sich einen regenbogenfarbigen Hut zurecht. Aber sie hat sex appeal. Ungeduldig tritt sie auf Maxens Schuh herum. Max — der zweifelt immer noch. Junge Männer sind mal so. Das junge Mädchen sieht den Max gewaltsam an. Ihre Blicke sind gründelnde Wasservögel in der wehrlosen Seele Maxens. Das Gespräch geht weiter. Aber wie im Kern gelähmt.

Das junge Mädchen: „Hier wäre also Diddersbach —."

Der dicke Mann: „Das scheind mr' ooch wisso."

Hörbar stöhnt der Dicke unter seinen nahrhaften Lasten. ‚Auf die Minute kommt es hier nicht an', ahnt Max.

Max, zum dicken Mann: „Darf ich Ihnen etwas behilflich sein?"

Der dicke Mann: „Wenn Se so liemswirdch sein wolln —."

Das junge Mädchen, sehr bestimmt: „Der Zuch häld awer nur eine Minute hier."

Der dicke Mann: „Ä — der häld ooch länger."

Max öffnet die Wagentür und versucht es erst einmal mit den Enten. Weil aber hier der Bahnsteig fehlt, taucht Max für beide Zurückbleibenden in einen Nachtschlund ab und ruft nun — leicht beklemmt — von unten: „Hier geht es ziemlich tief herunter. Geben Sie mir erst mal Ihren Rucksack her!"

Schon aber ist der Dicke im Begriff des Hinterhertauchens. Da fährt der Zug an. Das junge Mädchen seufzt etwas, zuckt die Schultern. Macht einen ärgerlichen Mund. Der dicke Mann kniet mit dem rechten Bein — rechte Hand am rechten Griff — auf dem Trittbrett. Mit dem linken Bein tastet er schon den Schotter ab. Im nächsten Augenblick wird er landen und — um Gottes willen! —, der Zug nimmt Tempo an. Max rennt mit den Enten wie besessen nebenher, so gut es eben mit den Enten geht, schlägt fast über einen Signaldraht hin, schreit, brüllt: „Festhalten —! —" — da kommt eine Dreimeterbrücke über irgendwelches Rinnsal. Diese Zweckbrücken sind aber nur stählerne Leitern mit der Schiene drüberhin. Und es ist zappenduster. Voll Abschiedsschmerz verschwindet Max zwischen den Sprossen. Unten platscht es auf. Die Enten zetern. Aber sie haben nun wenigstens ihr Element. Max sitzt bis zum Hosenbund in Wässern und sieht die Lichterschlange heimwärts ziehn. — Was ist aus der schweren Unglückstraube Mensch geworden, die da am Trittbrett hing?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Keuchend, durchnäßt, mit zerrissener Hose und verbleutem Hinterteil, Entenfedern zwischen Schuh und Socke, Wasserlinsen im Gesicht kommt Max im Dittersbacher Bahnhof an. Sein Zug wird gerade abrangiert. Um den besorgten Herrn mit der roten Mütze stehen — der dicke Mann und das junge Mädchen. Dem Dicken ist nichts passiert. „Da können Sie aber Ihrem Herrgott danken!" meint Max in aufquellender Erleichterung. „Und Sie", wendet sich Max an das junge Mädchen, „Sie haben den Herrn wohl wieder hochgeholt?"

Keine Antwort. Nur ein glupscher Blick von seitlich her.

Der dicke Mann, zum Mädchen: „Nu red doch schonn. Was solln der Herr dänggn?"

Max, zum Mädchen: „Verzeihen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich heiße Maximilian Max."

Der dicke Mann: „Die Endn sinn ja nu wech. Arme Viecher. Haben Se sich weh gedahn?"

Max, unentschieden zu wem: „Das ist nicht so schlimm."

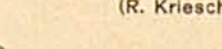
Der dicke Mann: „Ich bin nämlich der Riedschlwird aus Diddersbach. Gommen Se, mir dringgn einen Gorn zusamm!"

Das junge Mädchen mit dem glupschen Blick ist mittlerweile durch die Sperre. Mit völlig damenhafter Haltung schwingt sie ab. Unnahbar. Unklar wohin. Max und Rietschel unbeteiligt hinterher.

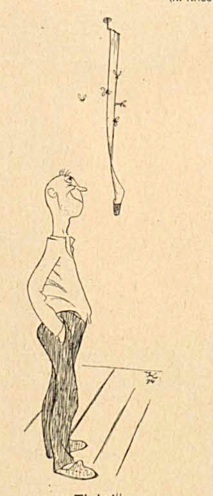
Rietschel, sehr vertraulich zu Max: „Das is nämlich meine Braud. Mir redn awer nich zusamm, weil se mich nich leidn gann. Das gibd sich awer noch."

Max, nach Worten ringend: „— und so ein junges Mädchen mit dem klugen Blick?"

Rietschel, merklich abgekühlt: „Ja, gluhg is se schonn. Un jung auch. Uffgeglährd is die, gann ich Ihnen saachen! Uffgeglährd. Der gennen Se nischt vormachen, Herr.



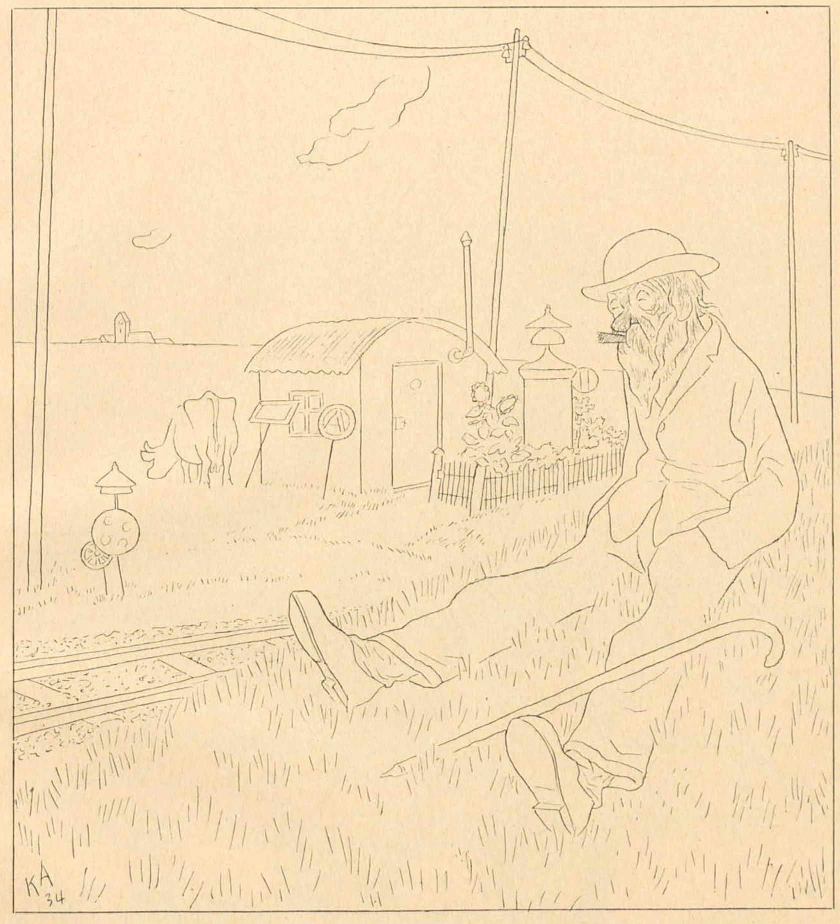
(R. Kriesch)



„Tjaja!"

Der neue Fußweg

(Karl Arnold)



„Eine segensreiche Erfindung, die Eisenbahn — nun die Autos die Landstraße unsicher machen, kann man wenigstens beruhigt auf den Schienen tippeln."

Reine gar nischt. Da gennen Se gar nich mid landen. — Bassen Se doch mal auf meinen Ruggsagg auf, ich gomm gleich wieder!"

Max steht neben dem Rucksack wie ein treuer Hund, obwohl das gar nicht nötig ist in diesem Nest um diese Zeit. Der Rietschelwirt und das junge Mädchen führen eine Unterhaltung um die Ecke. Rietschel hat aber vergessen, daß man ihn hören kann, auch wenn man ihn nicht mehr sieht. Und das junge Mädchen will klar gehört werden. Das Gespräch wird laut und lauter. Es wird ein zäher Kampf daraus, der scheinbar an Minuten hängt. Der Kampf einer irgendwie bedrängten Frau. Zum Beispiel —

— Rietschel: „Nu hör schonn mit den Saggo auf un gomm. Ich gann doch nischd dafier."

Das junge Mädchen: „Gommd nich in Frage."

Rietschel: „Du gommsd!"

Das junge Mädchen: „Auf geinen Fall!"

Rietschel: „Awer warum denn nich, mei guhdes Ginnd?"

Das junge Mädchen: „Mid so ein abgeschabdn Indifiedium sedze ich mich nich an einen Disch. Da genn Se machn, was Se wolln!"

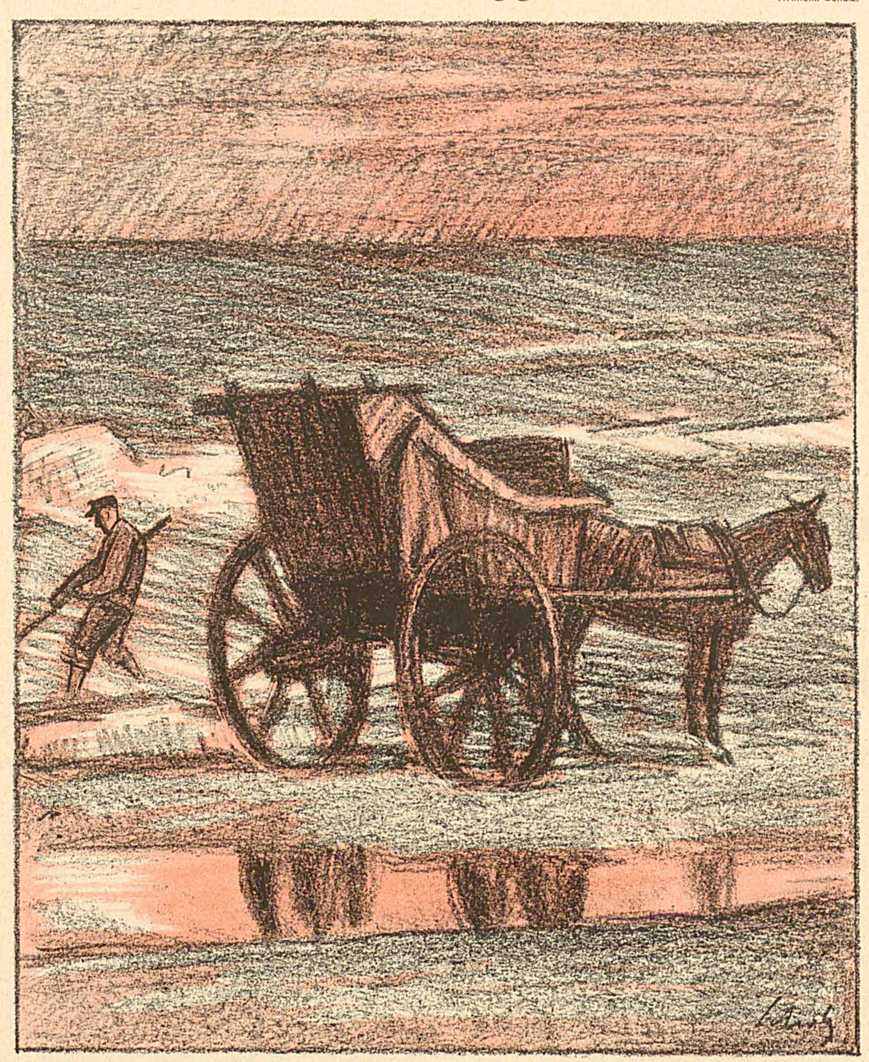
Max, ins Herz getroffen, wendet sich zum Gehn. Schon im Freien, vor der Tür des kleinen Warteraums, steht der Mann mit der roten Mütze ohne sie, deutlich dienstentbunden, einen Schlüssel in der Hand. Jeder Zoll am Mann ist Hochmut.

Der Mann mit der roten Mütze, sehr diskret zu Max: „Gommen Se der bloos nich zu nahe, Herr! Das is nämlich meine Braud.

(Schluß auf Seite 269)

Der Schmuggler

(Wilhelm Schulz)



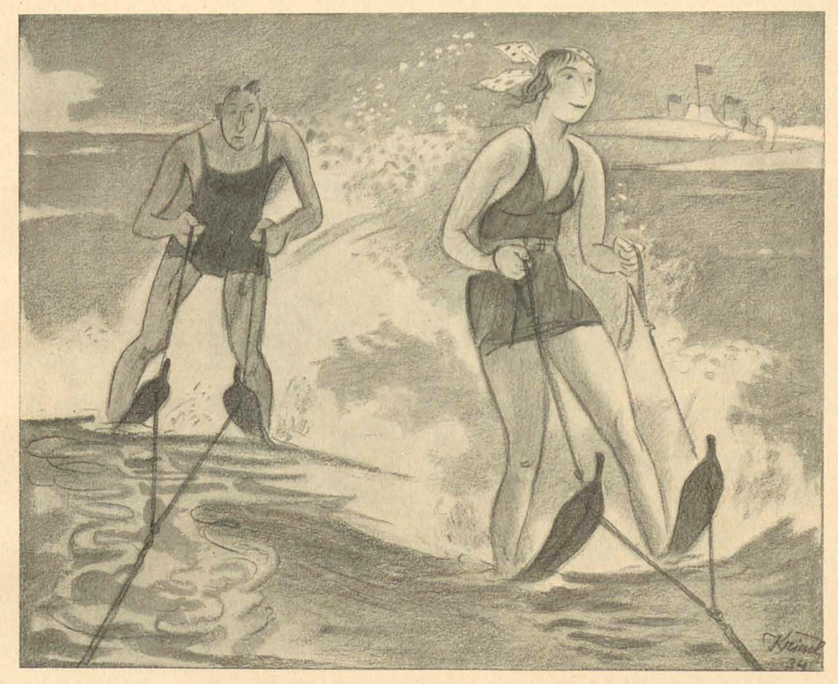
„Bist tags nur in der Schenke du,
Wie schaffst du dir das Geld dazu?“
Als man Jan Lührs hat so befragt,
Hat er gelacht und dann gesagt:
„Beim Muschelfischen jüngst am Strand
Im Netz den Wassermann ich fand.

Und war's ein schlechter Groschen bloß,
Für den ich ihn gab wieder los.
Als ich den hatte eingesteckt,
Hat einen Taler er geheckt.
Und macht er das nun jeden Tag,
Leb' ich dabei ohn' Müh und Plag.“

„Ja“, sagte man, „so kommt das Glück!
Jan Lührs, ging anders nicht das Stück?
Gehst nachts aus Meer du, liegt zur Zeit
Ein fremder Schoner da nicht weit — —
Gib acht, Jan Lührs, sei nicht so dumm
Und schmuggle unverzollten Rum!“

Wilhelm Schulz

(Rudolf Kriesch)



„Eigentlich so 'n richtiger Damensport: Zügel in der Hand – und sich schleppen lassen!"

Das abgeschabte Individuum

(Schluß von Seite 267)

Das eine gann ich Ihnen saachen, Sie Weechelaacherer, Sie!"

– – – – – – – – – – – – – – – – – – –

Im schopenhauerschauerlichen Dittersbach schlägt eine Turmuhr eins. Max, am Leben leidend, sieht und hört nichts mehr. Sieht nicht die Hand vor Augen. Max umkreist den Markt. Tastet Mauern ab. Spürt mit dem Instinkt Gebrochener etwas Zweites, Weiches, welches lebt. Die Phantasie schlägt Räder. Und Maxens Lage ist nicht angenehm.

Das junge Mädchen, überraschend aus der Finsternis: „Gomm, jedz genn mer gehn." (Unsicher): „Wer issn da –?!"

Max, mit Stentorstimme in die Nacht hinein: „Das abge-schaaaaabte Indi-viiiiiiiduum!!"

Das junge Mädchen: „Prüll nich so, du Schafsgobb du! Ich hab doch den diggn Gerl gemeind, das alde Egl!"

Ein weicher Arm schiebt sich wohltuend unter Maxens Arm. Gibt mit Bestimmtheit eine Richtung an. Ist völlig Herr der Lage. Hähne krähen. O Diddersbach!

Das junge Mädchen, flüsternd: „Wächn dän Saggo brauchsde dich nich zu ärchern, Max. Den stobb ich dir."

Im Bann der Welt

Die höchste Schönheit — arm und weltgebannt;
Der letzte Sinn — von jedem Stein bekannt
Und täglich doch von Fragen wild umrannt.
Die tiefste Güte — allen offenbar
Und doch in Ohnmacht ringend Jahr um Jahr — — —

Der Weise lächelt im Vorübergehn,
Auch Gott den Herrn im Bann der Welt zu sehn,
Und weiß uns nur e i n tröstlich Fingerzeigen:
Die hohen Sterne und das große Schweigen!

Hermann Eßwein †

Modebrief — nur für Herren

Wenn das männliche Geschlecht in Dingen der Mode konservativ bleibt, so ist dies nicht ausschließlich sein Fehler. Beschreibungen von Louise-Boulanger-Abendkleidern und Reboux-Hüten werden zugleich mit den Meldungen von Erdbeben, Überschwemmungen und Regierungskrisen über den Ozean gekabelt, und die täglichen Schwankungen des Rocksaums werden von den Frauen mit mindestens ebenso gespanntem Interesse verfolgt wie die Schwankungen der Börsenkurse von ihren Gatten. Die Frauenmode ist zum Thema eines niemals endenden Sensationsromans geworden.

Wie anders steht es um die Herrenmode! Die wenigen Zeilen über diesen Gegenstand, die zum Druck gelangen, lassen alle sensationellen Wendungen vermissen: sie

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl ... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

sind nüchterne Feststellungen von belanglosen Tatsachen, von denen viele schon seit dem vorigen Jahr selbstverständlich sind.

Wer kümmert sich schon viel um das schneckengleiche Emporsteigen des Rockaufschlags? Im Verlauf des letzten Jahrzehnts ist er, wenn es gut geht, um ganze drei Zentimeter halsaufwärts gestiegen, und im Jahre 1944 wird er vielleicht die Ohrläppchen erreicht haben. Und wenn schon! Es gibt niemanden, der über seinen Fortschritt in einem flotten, die Phantasie beflügelnden Stil berichten und die Millionen Rockaufschlag-Träger aus ihrem Zustand der Gleichgültigkeit aufrütteln würde.

Da ich mich gerade in Paris, jener Stadt, die noch immer als in der Mode führend gilt, aufhalte, glaube ich es nicht verabsäumen zu dürfen, meinen Lesern einen kleinen Vorbericht über die zu erwartende Herrenmode des Spätsommers und Frühherbstes darzubieten.

Welche Tendenz weist die Herrenmode auf? Nach gründlicher Beobachtung bin ich zu dem Schlusse gelangt, daß die Tendenz der Beinkleider nach oben gerichtet ist. Viele Franzosen sind anscheinend von dem Ehrgeiz beseelt, für ihr Kinn auf der Gürtelschnalle einen Ruhepunkt zu finden, und bisweilen hat man den Eindruck, daß ihre Beinkleider eigentlich als Brustschützer gedacht sind.

Die Kragen werden heuer länger getragen — wahrscheinlich wegen einer Erhöhung der Putzereipreise. Der Hausdiener in meiner Pension trug einen Kragen, der seit mehr als vierzig Jahren ein geschätztes Familienstück war und so ziemlich denselben Zweck wie ein neuer erfüllte — was nicht viel zu seinen Gunsten besagen will. Er war aus Zelluloid und besaß einen atlasähnlichen Glanz wie eine alte Stradivari. Man wäre übrigens kaum auf die Vermutung gekommen, daß er aus Zelluloid war; er sah eher wie Meerschaum aus.

Zelluloidkragen scheinen die französische Sitte, sich zum Mittagessen im Sommer teilweise auszuziehen, mit sich gebracht zu haben. In Paris ist es nichts Ungewöhnliches, daß ein Gast ein Restaurant betritt und Rock, Kragen und Krawatte ablegt, bevor er die Speisekarte zur Hand nimmt. Er tut dies, um die Feuergefahr zu vermindern; ein auf seinen Kragen fallender Tropfen heißer Suppe könnte ihn leicht zur Explosion bringen. Und wenn er gar einen jener in Frankreich noch immer nicht ausgestorbenen Krinolinenbärte trägt, vermehrt sich die Gefahr ins Ungemessene.

Die französischen Friseure haben so komplizierte Arbeitsmethoden, daß eine zusammenfassende Darstellung nur mit Hilfe einer Reihe von Blaudrucken möglich ist. Der Haarwuchs in Frankreich scheint heuer spärlich geraten zu sein und stellt die Friseure vor allerlei Probleme. Zuerst wird das Haar in der Mitte bis zum Genick geteilt. Dann werden zwei weitere Teile hinzugefügt — je einer in der Nähe der Schläfen —, und das lange Haar wird über die Notstandsgebiete gelegt. Vielleicht leitet sich hievon Julius Cäsars berühmter Ausspruch ab, daß alle Gallier in drei Teile geteilt sind — so übersetzt ihn nämlich mein Neffe Paul.

Stark riechende Pomade wird für diese Instandsetzungsarbeiten verwendet. Ihr Duft zieht Mücken und Fliegen an, und die nervöse, gestikulierende Art vieler Pariser dürfte einfach auf ihren übermäßigen Pomadeverbrauch zurückzuführen sein. Sie sind fast ständig von Schwärmen kleiner Insekten umgeben, und ihre Nervosität braucht uns daher nicht zu verwundern.

Auch das Vorhemd scheint sich in Paris zunehmender Beliebtheit zu erfreuen; es wird am vorderen Kragenknopf befestigt und wird unter besonders günstigen Voraussetzungen, etwa an nebeligen und windstillen Abenden, von leichtgläubigen Leute mitunter für eine Hemdbrust gehalten. Sein Hauptnachteil besteht darin, daß es, aus dem Gleichgewicht gebracht, die Neigung besitzt, in die Höhe zu fliegen und seinem Besitzer in boshafter Weise ins Gesicht zu schlagen. Nur langjähriges Tragen und viel verschüttete Suppe können seinen Übermut brechen und die Stärke aus ihm entfernen.

Man sieht also, daß auch die Männerwelt in Dingen der Mode in der französischen Hauptstadt so manches lernen kann. Eines Tages werde ich meiner Frau mit bis zur Brust reichenden Beinkleidern und mit einem Vorhemd bewaffnet vor Augen treten und ihre Proteste mit der Feststellung: „Das ist das Neueste aus Paris!" beantworten. Dann wird sie es sich vielleicht zweimal überlegen, bevor sie von mir verlangt, daß ich ihr einen neuen Hut — Pariser Originalmodell 1934 — kaufe.

W. Holbrook

Lache, Bajazzo!

Von Benedikt

In Moskau ward, wie die Zeitung verkündet,
eine staatliche Schule für Clowns gegründet,
für Akrobaten und dergleichen
Leute, die Kummer und Unmut verscheuchen.

Der Grund hierfür ist leicht zu begreifen,
denn bis die Fünf-Jahrespläne reifen
und alle und jeden glücklich machen,
haben die Menschen dort wenig zu lachen —

Drum muß man, sollen sie hoffnungsvoll bleiben,
zum mindesten ihnen die — Zeit vertreiben:
die Zeit des Wartens aufs Paradies,
das man seit Jahren für morgen verhieß.

Und wenn bald überall Clowns agieren,
wird man den Hunger weniger spüren!
Fehlt Fleisch und Brot — herrscht Elend und Not —:
na, Mensch, dann lachst du dich eben tot —!

ROTSIEGEL das Zauberwort für KRAWATTEN

Der Mittelpunkt der Welt

Wenn unser Direktor auf Dienstreisen ging, vertrat ihn der alte Oberlehrer Bräsigke, der nun schon lange tot ist, in der Wahrnehmung der Amtsgeschäfte. Der alte Herr mit dem schiefen Mund und den bedeutenden Gesten des in Ehren grau gewordenen, erfahrenen Mannes thronte dann auf dem Sessel seines Vorgesetzten im Direktorzimmer der Schule. Er fühlte sich merkbar. Daraufhin wurde ihm von den Schülern folgende Überlegung untergeschoben:

„Ich sitze hier auf dem Stuhl des Direktors inmitten des Zimmers. Ja!“

(Er legt die rechte Hand an das Kinn.)

„Das Direktorzimmer ist der Mittelpunkt der Schule! Ja!“

(Er nickt mit dem Kopf.)

„Die Schule ist der Mittelpunkt von X.! Ja!“

(Den Namen der Stadt verschweigen wir.)

„X. ist die Hauptstadt und mithin der Mittelpunkt unseres Heimatlandes!“

(Er zieht die Stirn in Falten und denkt angestrengt nach.)

„Unser Heimatland ist der Mittelpunkt von Deutschland! Ja!“

(Er sieht das Ende seiner Überlegungen vor sich. Sein Blick hellt sich auf.)

„Deutschland ist der Mittelpunkt der Erde!“

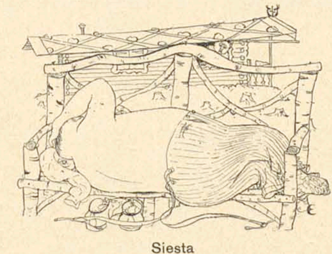
(Der Patriotismus verwirrt sein geographisches Urteil.)

„Die Erde ist der Mittelpunkt der ganzen Welt! Ja!“

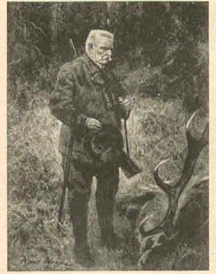
(Versonnen streift sein Auge die Bäume vor dem Fenster, und fast bescheiden spricht er vor sich hin:) „Also bin ich, Oberlehrer Bräsigke, stellvertretender Direktor der Aufbauschule in X. — Mittelpunkt der ganzen Welt! Ja!“

(Im Direktorzimmer ist es inzwischen ganz still geworden.)

H. J.



Siesta



Hindenburg vor einem gestreckten Kapitalhirsch

Größenformat 48×64 cm, Bildformat 30,7×42 cm

Hindenburg vor dem toten Hirsch

Helio-Gravüre nach einem Kolossal-Gemälde von Karl Hans Krohn, für den billigen Preis von RM. 2.50 (ungerahmt) zuzüglich RM. —.50 für Porto und Verpackung einschließl. Rolle gegen Voreinsendung. Nachnahme RM. 3.20.

Dieses Monumentalbild gehört in jedes Jagdzimmer, sowie in das Arbeitszimmer des Jägers und eignet sich auch vorzüglich als Geschenk sowie als Ehrenpreis. Der Preis von RM. 2.50 ist derart niedrig gestellt, daß jeder Jäger in der Lage ist, zur ewigen Erinnerung an den großen Heerführer, Staatsmann und Jäger diese wertvolle Gravüre zu erwerben.

Zu beziehen durch den Kommissionsverlag

„Der Deutsche Jäger“, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Postscheckkonto F. C. Mayer, München Nr. 4180.

Wenn Ihr zur Erholung reist, denkt an die Bedürftigen, die zu Hause bleiben!

Spenden Karte für Mutter und Kind

Pfg 10 Pfg

Berlin-Stettiner Bahnhof K.

3027

Darum löst eine Spendenkarte für „Mutter und Kind“!



Blinde kämpfen — helft ihnen!



Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken“.

Des deutschen Michels Bilderbuch

Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text / Preis **70 Pfg.** franko.

Simplicissimus-Verlag München 13 / Postscheckkonto München 5802

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

von Karl Arnold

Kart. Mk. 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag München 13

Die große Verbreitung des Simplicissimus, sein guter und kaufkräftiger Leserkreis im In- und Ausland sichert Anzeigen aller Art einen

guten Erfolg!

Die Insertionspreise sind sehr niedrig angesetzt. Verlangen Sie unverbindlich Angebot von der Inseratenverwaltung des „Simplicissimus“ (F. C. Mayer), München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprech. 296456/296457.

Gratis

sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.

Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68

Alte Jakobstraße 8

984 Werkzeuge

enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte“
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62

DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS

Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt

Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Empfehlenswerte Gaststätten

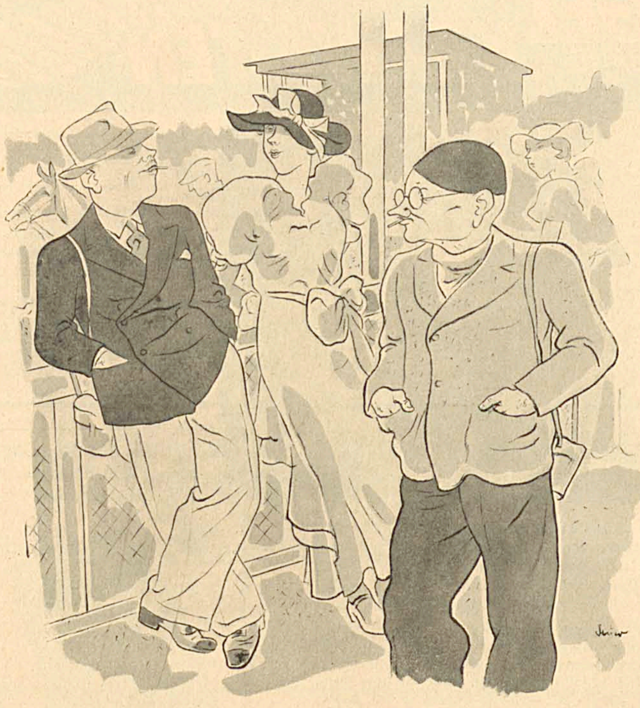
BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Schöne weiße Zähne **Chlorodont**

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Ferner liefen . . .

(Jos. Sauer)



„Setzen Sie auf die Italiener, die sind gut in Form!" — „Weiß nich — — die versprechen immer mehr, als sie halten."

Lieber Simplicissimus!

Sitzt einer und angelt. Am Ufer neben ihm sitzt ein Junge. Plötzlich rutscht der Junge ins Wasser und versinkt.
Ein Spaziergänger sieht, wie der Angler sofort ins Wasser springt und den Jungen rauszieht.
„Das war Heldenmut!" sagt er zu dem triefenden Angler.
„Heldenmut — nöh!" sagt der. „Ich mußte ihn ja rausholen, er hat meine Regenwürmer in der Tasche."

Für Jugendliche erlaubt

Eine Dame sitzt im Kino. Neben einem halbwüchsigen Jungen.
Der Junge übt sich, ein früher Meister, mit schöner Beharrlichkeit im Glöckerlaufziehen.
Die Dame wird nervös.
Der Junge läßt sich nicht stören.
„Pst!" macht die Dame.
Und der Junge, versunken in seine Genüsse, reagiert mit einem erheblichen Räusperzug.
Endlich wird es der Dame zu dumm.
„Junge", sagt sie während der Pause, „hast du kein Taschentuch bei dir?"
Der Junge kramt in den Taschen herum, zieht auf, sucht in der Hosentasche, findet mancherlei, nur kein Taschentuch.
„Nun?" fragt die Dame.
„Na", sagt der Junge, „Schneiztüachl hob i kan's bei mir . . . Aber wissen S' was, machen S' es a so wia i!"

Zu spät!

Trina Grimm, die junge Bäuerin in Bergemoor, war Witwe geworden. Da sie ein stattliches schönes Weib war und einen schuldenfreien Hof hatte, waren alle unverheirateten Männer im Dorfe hinter ihr her. Wenn auch nach uralter Sitte an eine Heirat vor Ablauf des Trauerjahres nicht zu denken war, so stand dem doch nichts im Wege, ihr so früh als möglich einen Heiratsantrag zu machen. Nach überkommenem Brauch konnte dies auf schnellstem Wege dadurch geschehen, daß der Heiratskandidat am Tage der Beerdigung die Angebetete mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Schulter tippte.
Nun wohnte auf dem Nachbarhofe ein Junggeselle mit Namen Jan Menke. Ihm kam es zu, der Witwe behilflich zu sein, die nötigen Botengänge zu machen und — was in diesem Falle sehr wichtig war — am Tage der Beerdigung der Nachbarin zu jedem Dienste bereit zu sein.
Jans Mutter, die eine kluge und erfahrene Frau war, sagte zu ihrem Sohne: „So, min Jung, nu is et Tid, wedder freen mot Trina. Nu nümm di tosamen, dat du nich to lat kommst. An 'n Doenbeersdag*, wenn Trina op den Likenwagen stigt, denn holtst du ehr de Ledder, als Nober kommt di dat to. Un denn mußt du dat wahrnehmen; dann tippst du ehr mit dem Finger an de Schuller, un denn is de Sak in Ordnung. Keen ander hat son schön Gelegenheit als du. Un nu wees ok nich bang, min Jung; denn is de schöne Hof din."
Als nun der Tag der Beerdigung kam und der Sarg auf den großen Kastenwagen gestellt war, und nach Sitte und Brauch Trina auf dem Sitz hinter dem Sarge Platz nehmen mußte, da stand Jan mit der Leiter bereit, um ihr beim Besteigen des Wagens behilflich zu sein.
Ach, wie klopfte sein Herz, als er sie kommen sah, und wie hatte er sie angeblickt, als sie an den Wagen trat und das Kleid ein wenig in die Höhe hob, um den Fuß auf die Leiter zu setzen. Gott, wie zitterte ihm die Hand, als er sie nun hoffnungsfreudig erhob, um damit seine Werbung anzubringen.
Aber — was war denn das? Trina hatte sich umgedreht und hatte Jan mit einem mitleidigen Blick angesehen und leise, so daß nur er es verstehen konnte, gesprochen: „Jan, ik bin all tippt."

Aug. Kohlenberg

* Doenbeer = Totenbier.

Fundstücke

Die „Konstanzer Zeitung" erfreut ihre Leser mit folgender bilderreicher Auseinandersetzung:

„Es ist ein altes Problem, das jetzt in neuen Schwung gebracht endlich, wird jeder Kenner der Verhältnisse sagen, mit Blut gefüllt zu werden scheint. Die zweite Rheinbrücke von Konstanz marschiert! Eine Lebensnotwendigkeit seit Jahrzehnten wird einem neuen Abschnitt zugeführt, aus dem, so erwartet man von der neuen Zeit, ein Phönix zum Licht steige. Deutschlands erste Rheinbrücke, von der Quelle des Stroms her gerechnet, soll zum Zwilling erhoben werden oder eine neue Schwester in einigem Abstand bekommen, je nachdem, wie die Endpläne sich zur Körperhaftigkeit verdichten . . ."

*

Von meinem Weinlieferanten in einem kleinen Moselstädtchen erhielt ich Ende Juli den beruhigenden Bescheid:
„. . . Der Versand erleidet deshalb eine kleine Verzögerung, weil die Unwetter das hiesige Wasserwerk ungünstig beeinflußten, so daß der Kellereibetrieb infolge trüben Wassers abwarten muß . . ."

Der Folklorist

(E. Thöny)



„Gestern habe ich aus wissenschaftlichem Interesse das landesübliche Kammerfensterln versucht und bin dabei gleich auf einen anderen Volksbrauch gestoßen.“ – „Auweh, hot Eahna da Sepp dawischt?“

Nachtgedicht von einem kleinen Hund

Von Walter Bauer

Abends sperrt der Herr den kleinen Hund hinaus,
und das letzte Streicheln seines Felles spricht: bewahre Gut und Haus!
Verstummt des guten Herren Mund,
dann ist allein in tiefer Nacht der kleine Hund.

Er soll nun wachen. Ach, Angst hat er viel.
Lieber säh er des Feuers heitres Abendspiel
am Ofen, kurz vorm Ausgehn, wenn die Funken auch einschlafen,
weil sie zu fressen, zu zerstören nichts mehr trafen.

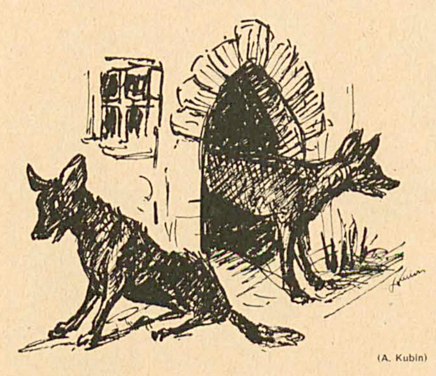
Der Schritt verstummt, es löscht das Bauernlicht.
Jetzt wird die Nacht dem kleinen Hund ganz dicht
und still. Nun ruft ihn niemand Phylax mehr,
die Nacht ruft keinen Namen ihm, sie rauscht nur schwer.

Sie rauscht in seinem Hundeohr,
sie kommt aus seinem Aug hervor,
in seinem Händchenherzen klopft die Angst vorm Mond,
der gelb und frech und schweigsam kommt, der oben wohnt.

Biss' er ihn doch mit seinen kleinen Zähnen tot!
Dann würde aus dem frechen Lachen todestiefes Rot.
Den kleinen Hund streichelt die Dunkelheit,
Kühle und Sterne ruhn in seinem Felle aus.
Ihm wird der Hof jetzt unermeßlich weit,
ganz grenzenlos, und unermeßlich wird der Schlaf im Haus.

Zuletzt verkriecht er sich in seiner Hütte schwarzes Stroh
und trinkt vom Wasser, das von Nacht gefärbt erscheint.
Er hört des Brunnens Wasserfall. Der lebt! Es macht ihn froh.
Dann hört er, wie auf fernen Dächern eine schwarze Katze greint.

Und manchmal knurrt er, bellt zum gelben Mond empor.
Dem Hündchen spielt zum Trost die Nacht im leichten Traum
ein Liedchen vor.



(A. Kubin)

Leben nach dem Tode

Von Anny Nadolny

Als ich Rübsam kennenlernte, war es hoher Sommer, und es geschah in einem weltfernen mecklenburgischen Dorf, dessen Pfarrersleute mich für die kurze Stadtflucht meiner Ferien aufgenommen hatten.
Ich saß gerade auf der schattigen Bank unter der Pfarrhauslinde, da traf Rübsam ein. Das heißt, zunächst vernahm man nur in der wundervollen Lautlosigkeit des Spätnachmittags die unverkennbaren Lebensäußerungen eines Autos, das mit Sand und Karrenspuren kämpft. Ordentliche und gepflasterte Wege kannte dieser paradiesische Ort nicht, und ebensowenig hatte er darum für gewöhnlich Umgang mit Fremden. Also war ich neugierig. Es kam ein Wägelchen in Sicht, hopsend und fauchend im zweiten Gang, klein, verbeult und unelegant — ein Auto, wie es manchmal ganz junge Leute für ihre Wochenendausflüge zu besitzen pflegen. Der Mann jedoch, der knapp vor meiner Nase das Vehikel zum Stehen brachte und heraussprang, war älter. Schien auch dem herbeieilenden Pfarrherrn wohlbekannt zu sein. Dann lernte ich den lebhaften, vergnügten Herrn kennen. „Rübsam, Theodor Rübsam", sagte er so unzeremoniell wie nur möglich. Und der Pfarrer fügte an: „Fachmann für Turmuhrreparaturen." Ich konnte mich eines erstaunten Ausrufes nicht enthalten. Man trifft ja allerhand Merkwürdigkeiten in diesem Leben, Menschen und Berufe eingerechnet, aber jene mit aller Ernsthaftigkeit erwähnte „Branche" war mir neu.
Ich wurde erst während einer anregenden Vesperstunde über diesen Spezialzweig der Uhrmacherei, wenn man so will, belehrt. Herr Rübsam tat im Winter nichts. Der Winter war „tote Zeit" für ihn. Rübsam ist Rentier sozusagen bis zum ersten warmen Tag eines jeden Jahres. Wenn die Schwalben kamen, hatte Herr Rübsam den letzten ersparten Pfennig aufgezehrt. Es hielt ihn nicht länger in dem möblierten Stadtzimmer. Er kündigte es auf und zog das würdelose kleine Auto aus dem Stall. Zur Reise aufs Geratewohl über Stock und Stein und unwegsame Wege, das Handwerkszeug eines Turmuhrenreparateurs im Fond wie andere den Marschallstab im Tornister. Rübsam hatte keine eigentlichen Kunden, er wußte auch nie im voraus, welches der unendlich vielen kleinen Kirchdörfer des deutschen Landes ihn brauchte oder nicht. Er kam einfach, war da und fragte an. Überall wohlbekannt und wohlgelitten und gastlich aufgenommen, auch wenn der Winter oder ein anderes Mißgeschick keinen Schaden an der jeweiligen Kirchturmuhr angerichtet hatte. Ich hatte mehr als eine Frage auf der Zunge. Es blieb jedoch kaum Raum für Fragen. Seit einer Viertelstunde hat der Pfarrer ausschließlich das Wort, denn er ist froh, dem Gaste einen Auftrag erteilen zu können.
Der kleine Zeiger der guten alten Kirchturmuhr ist schon einige Zeit unverläßlich. Er hinkt mehr als angängig dem großen Bruder nach. Als ob es hierzulande auf Zeit und Pünktlichkeit ankäme! Theodor Rübsam jedoch ist ganz Ohr und Aufmerksamkeit und strahlt übers ganze Gesicht wie ein Kind am Heiligen Abend. Er wird sich morgen mal den Schaden besehen, meint er, oder besser noch übermorgen. Es eilt ja nicht, nicht wahr? Ein Lachen kommt warm und geradher vom Herzen. In Herrn Rübsams Gegenwart kann sich einfach kein Griesgram oder Zweifel halten. Herr Rübsam ist schlechthin ein Erlebnis, und zwar eins von den ganz seltenen. Die hellblauen frischen Augen sind die eines ewig Siebzehnjährigen. Das Gesicht — und dies störte mich anfangs etwas — war kreuz und quer durch häßliche lange Narben entstellt, die jetzt nach dem Genuß gutgelagerten pastörlichen Weines wie ein ganzer Sonnenuntergang glühten. Schmisse, Zeugnisse verjährter Studentenzeit, vermutete ich. Aber dem war nicht so! Ich erfuhr es allerdings erst drei Tage später, nachdem Herr Rübsam einen Tag geschwommen, einen Tag geangelt, zehn weitere Stunden untätig und eine Stunde bastelnd auf dem Kirchturm oben verbracht hatte, um dann mit kleinem Entgelt, vielen Butterbroten und ungezählten Händedrücken in einer hochsommerlichen Staubwolke wieder zu entschwinden, Richtung nächstes Kirchdorf.
Das gute Pfarrersehepaar erzählte, was es für eine besondere Bewandtnis mit den Schmissen, dem Leben und Beruf dieses seltsamen und sympathischen Herrn Rübsam hatte. Es war die Geschichte einer Wiedergeburt, die Geschichte der Untreue gegen ein früheres Leben in ein und demselben Leben.
Theodor Rübsam ist ein schlichter und ordentlicher Kaufmann gewesen in einer mittelgroßen deutschen Stadt. Er besaß Bürgerlichkeit, Bildung und Ehrgeiz in ganz normalen Grenzen, nannte ferner ein einträgliches Kolonialwarengeschäft und eine altmodische Dreizimmerwohnung sein eigen. Er hat alles, nur eins nicht, das Wichtigste: die reine und sorglose Freude am Leben! Er sitzt ängstlich und ältlich auf seinem Hab und Gut, mißtraut allem. Den Späßen und dem harmlosen Spott der Freunde, dem Sport, der „Tagedieberei" freier Berufe, der Witterung. Er ist ein Prophet des Bösen und steckt dauernd voller Ahnungen. Die Welt birgt nichts wie Unheil und Verdruß — weswegen sich die Welt Herrn Rübsam auch so präsentiert. So — ein unverbesserlicher und einsamer Hypochonder — der mit schlechten Meinungen und ewiger Kaninchenfellweste Ärger und Erkältung heraufbeschwört, wird er seines kaum vierzig Jahre alten Lebens nicht froh.
Das Schicksal, das wir häufig Zufall nennen, bedient sich oft der umständlichsten Eingriffe. Es sagt nicht einfach: Bessere dich! Es handelt, und dabei geht es meistens hart auf hart.
Herr Rübsam, der eingeschworene Feind allen Sports und besonders des motorischen, da dieser voller tückischer Gefahren für Leib und Leben steckt, unterliegt eines schönen Sonntags widerwillig den Überredungskünsten seiner Autofreunde. Ahnungsvoll tritt er die Autofahrt ins Grüne an. Und bei der Rückkehr geschieht es!
An einer scharfen Straßenkurve rast mit Höchstgeschwindigkeit ein entgegenkommendes Auto, dessen Lenker die Führung über den Wagen verloren hatte, geradeswegs auf Herrn Rübsam und seine Freunde zu. Herr Rübsam ist trotz der Ewigkeit der Schrecksekunde nicht mehr dazu gekommen, seine Unglücksprophezeiungen über motorische Ausflüge speziell mit vielen Worten bestätigt zu finden. Der Zustand todesähnlicher Bewußtlosigkeit, der bald nach dem Zusammenstoß bei ihm eintrat, hinderte ihn daran. Es ist ein sehr schwerer Unfall! Von den fünf Wochenendlern insgesamt ist kein einziger mehr am Leben, und mit den beiden Wagen wird auch nicht mehr viel anzufangen sein. Unser Interesse muß sich ganz allein Herrn Rübsams ungewöhnlichem Schicksal zuwenden. Die Sanitäter haben ihre traurige Pflicht getan. Da liegt nun Herr Rübsam mitten unter den Leichen

im Totenkeller des nächsten Krankenhauses auf einer Bahre, das Gesicht zerfetzt und aus vielen schweren Wunden blutend. Zwar versucht sich noch die ärztliche Korrektheit an ihm mit Kampferspritzen, jedoch das Herz Herrn Rübsams ist still, bleibt still wie bei den anderen. „Er ist tot", sagt der Chefarzt und geht. Der kleine Assistent aber ist sehr jung und naseweis. Die grausame Unweigerlichkeit des Totseins ist ihm noch nicht geläufig. Auch hat er seinen Posten erst kurze Zeit, und mit der schweren Kunst des Spritzens hapert es noch etwas. Also gibt sich der ebenso gläubige wie strebsame junge Mann daran, füllt einmal, zweimal, mehrere Male seine Kampferspritze, um sie dem Leblosen zu verabreichen. Und siehe da, der Mühe und der Übung Lohn bleiben nicht aus. Rübsam erwacht! Die Herztätigkeit, gestört durch den starken Blutverlust, setzt wieder ein, sehr schwach, doch für den Kundigen durchaus wahrnehmbar. Nur den mit aller Zähigkeit wiederholten Belebungsmethoden ist es zu verdanken, daß Herr Rübsam nicht zeitlebens ein Toter blieb. Nach etlichen Wochen sorgsamer Pflege und Behandlung beginnt unser Freund ein zweites Leben im besseren Jenseits seines Lebens. Er fängt es sozusagen ganz neu an, als ein neuer Mensch mit neuen Eigenschaften, mit Änderung von Beruf und Wohnsitz und anderen Wesensmerkmalen, mit unbeschwerter und leibhaftiger Freude an sich und der Welt. Nach Unfall, Herzlähmung, Narkose und Operation wird aus Theodor Rübsam, Kolonialwarenhändler en détail, weil ihm nichts Besseres einfiel, ein Fachmann für Turmuhrenreparaturen, ein Autofreund und sommerlicher Vagabund, der weder feste Kunden noch feste Tarifsätze nebst Registraturkasse hat. Ausübung siehe oben!

Wie diese Metamorphose sich vollzog, ob Theodor Rübsam bewußt den Wink des Schicksals befolgte oder sich instinktiv wandelte, das vermag niemand und am wenigsten er zu ergründen. Ich wage auch nicht zu vermuten, daß die hohe medizinische Wissenschaft dabei ihre Hand im Spiele hatte.

Lieber Simplicissimus!

Oberlehrer Bräsigke war Mitglied des Landeskirchentags, den die Schüler respektlos „schwarzen Landtag" nannten. Auf diese Mitgliedschaft war er stolz. Während der Sitzungsperiode war Bräsigke vom Dienst beurlaubt. Eines Tages kam er kurz vor Beginn des Unterrichts in die Klasse und sagte: „Ach, meine Herren, Sie müssen mich entschuldigen!" (Er wurde formell vor Wichtigkeit.) „Ich habe für die heutige Sitzung des Landeskirchentags noch zwei Gesetze zusammenzuarbeiten! Beschäftigen Sie sich, bitte, allein!"

Als er gegangen war, betrat Paul Berger, den er nicht ausstehen konnte, das Lehrpult und sprach: „Bräsigke wird jetzt die beiden Gesetze: 1. Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt werden, und 2. Im Verwaltungsgebäude müssen Hunde an der Leine geführt werden, zu dem einen Gesetz zusammenarbeiten: Im Verwaltungsgebäude dürfen Fahrräder nicht auf den Fluren untergestellt und müssen Hunde an der Leine geführt werden."

Sprach's, und wir glaubten ihm gern.

*

In einem Städtchen des westlichen Odenwaldes lebte vor etlichen Jahren ein Oberamtsrichter, der ob seines urwüchsigen Wesens weit über die Grenzen seines Amtsbezirkes bekannt war. Einstmals wurde das kleine Amtsgericht durch den Herrn Landgerichtspräsidenten revidiert. Nach der Revision, die für beide Teile befriedigend verlief, geriet der etwas sarkastische Präsident mit dem Oberamtsrichter in ein Gespräch. — „Nun, Herr Kollege", meinte er und lächelte verdächtig, „so etwa in drei Stunden hätte ich Ihre Tagesarbeit wohl erledigt." — „Drei Stunden?" erwiderte der Oberamtsrichter, „drei Stunden, ist das Ihr Ernst, Herr Präsident? — Hm, was mich anbelangt, schaff' ich's, mit Verlaub, in zwei."

Landhilfe

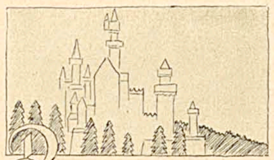
(R. Kriesch)



„Macht nichts, Bäuerin, ich komm' nachher mit meinem Föhnapparat heraus und trockne das ganze Zeug!"

Die Huldigungsfahrt

(Olaf Gulbransson)



Dort oben auf steiler Höhe ragt einsam das Schloß des vielgeliebten Fürsten empor, der nun schon seit langen Jahren zu seinen Vätern versammelt ist.



Aber in dem Herzen des Feuerwehrkommandanten Blasius Reitmayr, wohnhaft zu Manglgries, ist die Treue zum angestammten Herrscherhaus nicht erloschen und flammt jedes Jahr, wenn die hochsommerliche Zeit herannaht, lichterloh wieder auf.
Dann wirft er sich in den ordenübersäten Uniformrock, gürtet die Lenden mit dem Beil, stülpt sich den stolzen Messinghelm aufs Haupt und tritt mit seiner Gattin Kreszentia die altgewohnte Pilgerfahrt zu dem Stammschloß des Unvergessenen an.

Lang und steil ist der Weg, glühend heiß sticht die Sonne herab. Nicht einmal ein Feuerwehrkommandant ist dieser Glut gewachsen, und so beginnt Herr Blasius Reitmayr sich den Uniformkragen aufzuknöpfen und dann den Rock und dann das Hemd und dann immer mehr, und seine Erscheinung verliert zusehends an Höhe und Würde.





Aber nun ist man auch hart am Ziel angelangt und steht vor dem Portal des Schloßgartens.
Siehe, da tritt aus dem Hintergrund, wo sie sich bisher bescheiden zurückhielt, Frau Kreszentia hervor und spricht die verständigen Worte: „Aber Blasi, so ko'st do net vor Seine hochselige Gnad'n hintret'n!", wischt ihm den Schweiß ab, wo sie ihn erwischen kann, rückt ihm den verrutschten Helm zurecht und beginnt ihn von unten an bis obenauf sorglich zuzuknöpfen, bis wieder ein imposanter Feuerwehrkommandant dasteht.



Militärisch kurz und stumm wird nunmehr der schöneren Vergangenheit gehuldigt. Dann wendet man sich zum Abstieg, und Herr Blasius Reitmayr seufzt: „Soo, Zenzi, dös hätt'n ma g'schafft! Und iatz kunnt'st m'r d' Hafteln wieder aufmoch'n!"

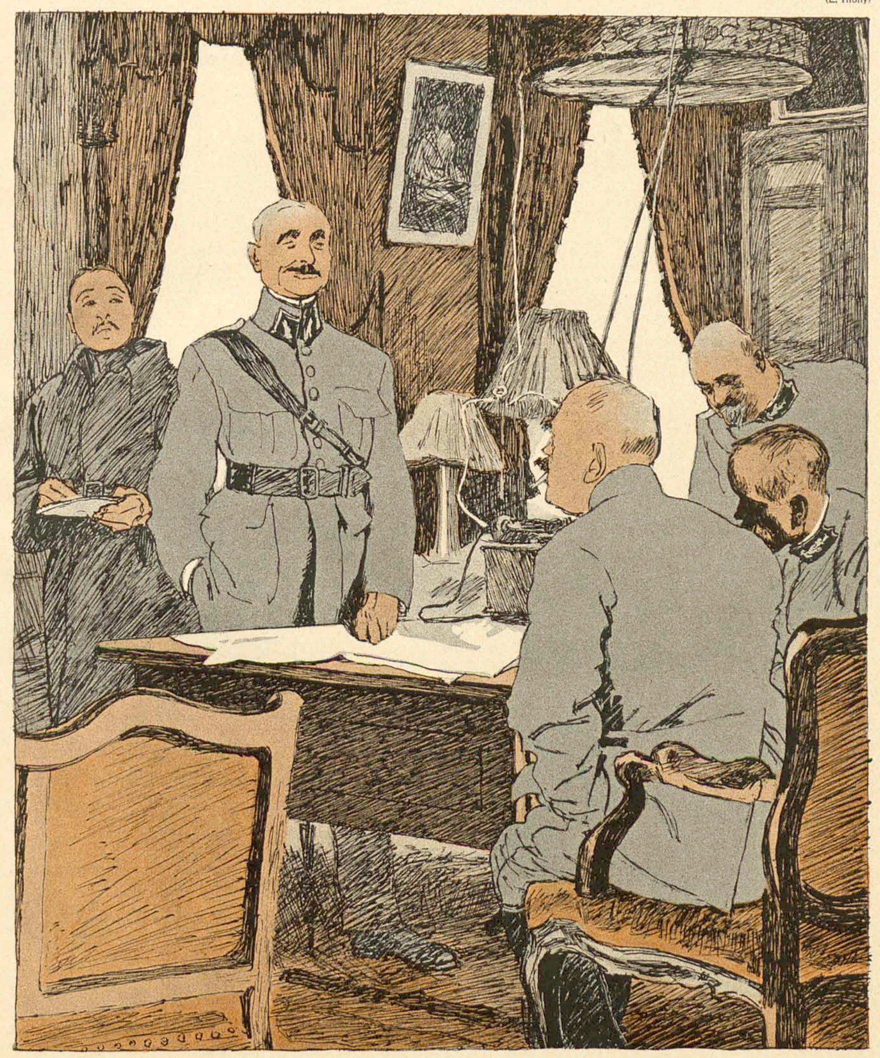
München, 9. September 1934

39. Jahrgang Nr. 24

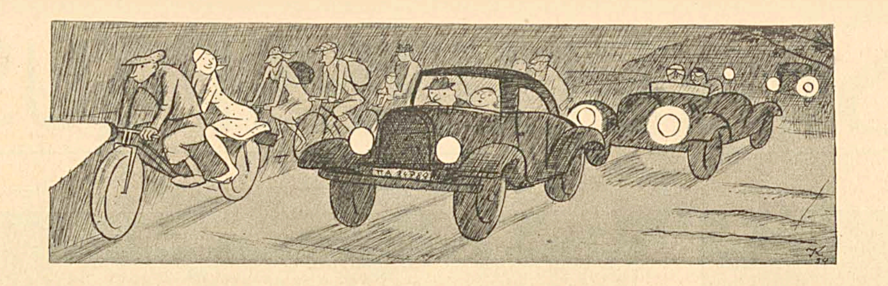
SIMPLICISSIMUS

Es dämmert

(E. Thöny)



„Verdammt! Die deutsche Einigkeit scheint kein leerer Wahn zu sein. Wir hätten es doch nicht auf eine Volksabstimmung an der Saar ankommen lassen sollen!“



Das „künstliche Paradies“ / Von Willy Seidel

Ich hatte vielleicht vor zehn Jahren einen guten Bekannten, der ein verstohlener Abenteurer war. Äußerlich merkte man ihm das gar nicht an. Doch unter seiner spießbürgerlich ruhigen Maske verbargen sich allerhand Allotria und tolles Phantasiespiel.

Eines Tages hatte er die „Künstlichen Paradiese“ von Baudelaire vorgenommen und wurde ganz tiefsinnig darüber. Haschisch war etwas, das er noch nicht kannte. Er war ganz scharf darauf.

„Ich habe es“, meinte ich beruhigend, „schon in Kairo probiert. Auf der Wasserpfeife und in Zigaretten. Ich kann dir verraten, daß es ein ziemlicher Schwindel ist. Jeder griechische Tabakhändler gibt dir eine Stange, die aussieht wie Kautschuk. Brennt es, so entsteht ein bleigrauer Qualm, der süßlich-brenzlich riecht. Du hast das Gefühl, ein Zeppelin zu werden, und ladest alle Welt ein, dir gewogen zu bleiben.“ Solcherart waren die goldenen Worte, die ich zunächst sprach.

Mein Freund Kaspar Wirsch dachte lange darüber nach. Es vergingen Tage, da fing er mich plötzlich auf der Straße ab und sprach geheimnisvoll: „Du hast es falsch gemacht.“

„Was denn?“

„Das mit dem Haschisch. Du hättest es essen müssen. Du kannst es aber auch in flüssiger Form zu dir nehmen. Ich glaube, das gäbe eine tolle Sensation.“

Ich starrte ihn an. — „Ja, aber wo kriegst du das Zeug her?“

„Kindisch einfach, wenn man einen Apothekergehilfen gut kennt . . . Hier ist es.“ Er produzierte ein Fläschchen mit einer grasgrünen Flüssigkeit. „In dem Lexikon für Medizinalgifte steht ganz genau vermerkt, wieviel man nehmen darf. Wir machen das heute abend. Das wird ein Mordsspaß.“

Wir aßen spärlich zu Abend und trafen uns etwa um halb neun in seiner Junggesellenwohnung. Hier war alles von seiner eigensten Atmosphäre durchtränkt. Die abgenutzten, speckig schimmernden Sessel, der zerfranste Kelim an der Wand, der wacklige, abgeschabte Mahagoni-Hausrat . . . Vielleicht bedarf es noch der Erwähnung, daß eine feuchte Rosette an der Badezimmerdecke schon seit Wochen wie ein Damoklesschwert über der morgendlichen Rasierschale hing und daß eine andere höchst wichtige Wasserspülung nur durch eifrigstes Zerren an der Auslösung aus dem Schlaf zu rütteln war und dann stundenlang erbärmlich röchelte . . .

„Glückauf zur Weihe der Stunde!“ begrüßte mich Wirsch, und sofort erschien mir das kahle und etwas bedenkliche Räumchen, das er „Salon“ nannte (eine Bezeichnung, die sich nur an der Hand einiger zerschlissener Wollquasten an jenen „Sesseln“ aufrechterhalten ließ), in Regenbogenfarben gebadet.

Er zog die Vorhänge aus dunklem Rupfen eng zusammen und brachte nach einer Weile den Teekessel zum Summen. Lexikon und Fläschchen lagen auf der Tischplatte, scheu betrachtet wie rituelle Gegenstände. Zwei Diwane, ein kleinerer und ein größerer, waren aus anderen Zimmern herbeigeschafft worden. — „Wenn die Visionen kommen“, sagte Wirsch und kratzte sich an der Nase, „dann legen wir uns hin. — Wenn wir dann beide wieder munter sind, erzählen wir uns alles haarklein.“ Er schenkte Tee ein. — „Im Lexikon steht, zehn Tropfen seien die schwächste Dosis. Allmählich steigern wir uns dann.“

„Übernimm du nur die Regie“, stimmte ich fröhlich zu. „Aber paß auf, daß du uns beide nicht umbringst!“

„Ich? Ha, mein Lieber, du weißt doch, daß solche Sachen mein Steckenpferd sind. Bombenfest kann man sich auf das Buch verlassen. Bombenfest. Wir gehen ja so vorsichtig vor . . .“

Mit großer Geste erhob er das Tropfgläschen und ließ in jede Tasse zehn Tropfen hineinplumpen. Wir tranken die Tassen leer.

„Du mußt dir nur nicht einbilden“, hub Wirsch einen Vortrag an, „daß es nun mit den Visionen hopp hopp geht. Ganz allmählich (so steht es hier) gerätst du in einen Zustand tiefster Heiterkeit und seligen Friedens. Wir wollen ruhig weiter plaudern und möglichst wenig an die Wirkung denken; dann stellt sie sich ganz von selbst ein.“ Wir redeten über Motorräder; über seine geplante Erfindung; den stereoskopischen Film; über einen Schrankkoffer, den ich ihm gegen ein Fahrrad eintauschen wollte, und sonstige gleichgültige Dinge. Auf einmal lachte er prustend und wurde still.

„Was gibt's denn?“ fragte ich leicht verblüfft.

„Ach — nichts.“ Er schien verlegen. „Nur die — Quaste an deinem Sessel . . .“

„Was ist mit der Quaste?“

„Ich weiß nicht . . .“, meinte er schwankend. „Aber findest du nicht auch? Sie sieht so . . . albern aus. So, als hätte sie ein Gesicht.“

Ich blickte hin; nun kam es mir auch so vor — irgend was an der Quaste stimmte nicht. Sie schien sehr drollig. Wir kicherten beide noch ein wenig über die Entdekkung.

„Ja . . . also was die Fahrräder betrifft, so halte ich nicht viel von der Felgenbremse . . .“, fuhr er bedeutsam fort und lehnte sich zurück. Plötzlich gackerte er wieder. „Was das überhaupt für ein Blödsinn ist!!“ schrie er schallend und klatschte sich auf die Schenkel. „Da machen sie nun drei Bremsen an ein Rad, und keine von ihnen funktioniert . . .“ Die Vorstellung erschien ihm derart schwanger von Komik, daß seine Heiterkeit sich volle fünf Minuten lang nicht legte. Auch ich fand eine Fabrik, die so was herstellte, grundalbern. Wir schüttelten uns; wir schrieen vor Lachen. Jäh wurde er wieder ernst. „Hör mal“, meinte er, „bemerkst du eigentlich schon was? Ich meine: spürst du schon so etwas wie Wirkung?“

Ich erstaunte. „Nicht das geringste“, sagte ich nachdenklich. Immerhin beschloß ich mich ein wenig zu beobachten, um der erste zu sein, der das Alarmsignal geben würde. — „Da der Fall so liegt“, sprach Wirsch mit großartiger Entschlossenheit, „steigern wir die Dosis.“

„Ja . . . dürfen wir denn das?“ meinte ich und spähte nach dem Buch.

„Du bist lächerlich“, brummte er und preßte seinen Zeigefinger auf eine Zeile. „Hier steht es doch ganz deutlich: ‚Minimaldosis.‘ Gehen wir getrost auf zwanzig!!“ Seine Augen blitzten begeistert. „Es ist überhaupt zu sonderbar, daß wir beide noch gar nichts spüren; ich glaube, dieser Schuft von Apothekerlehrling hat uns beschummelt!“ Wir gossen uns noch je zehn Tropfen hinzu und tranken die Tassen aus. „So!“ sprach mein Freund befriedigt; „mehr wollen wir nicht riskieren. Du weißt: das erstemal . . .“ Der Bock der Schelmerei stieß ihn wieder. Auf einmal kam mir eine Erleuchtung. „Du!“ sprach ich hastig und packte ihn am Arm . . . „eigentlich sind wir doch Kamele. Worüber lachen wir eigentlich!??“

„Du hast recht“, echote er verblüfft. „Mensch — das ist ja schon die Wirkung!!“

(Fortsetzung auf Seite 280)

Fröhlicher Regen

Von Georg Britting

Wie der Regen tropft, Regen tropft,
An die Scheiben klopft!
Jeder Strauch ist naß bezopft.

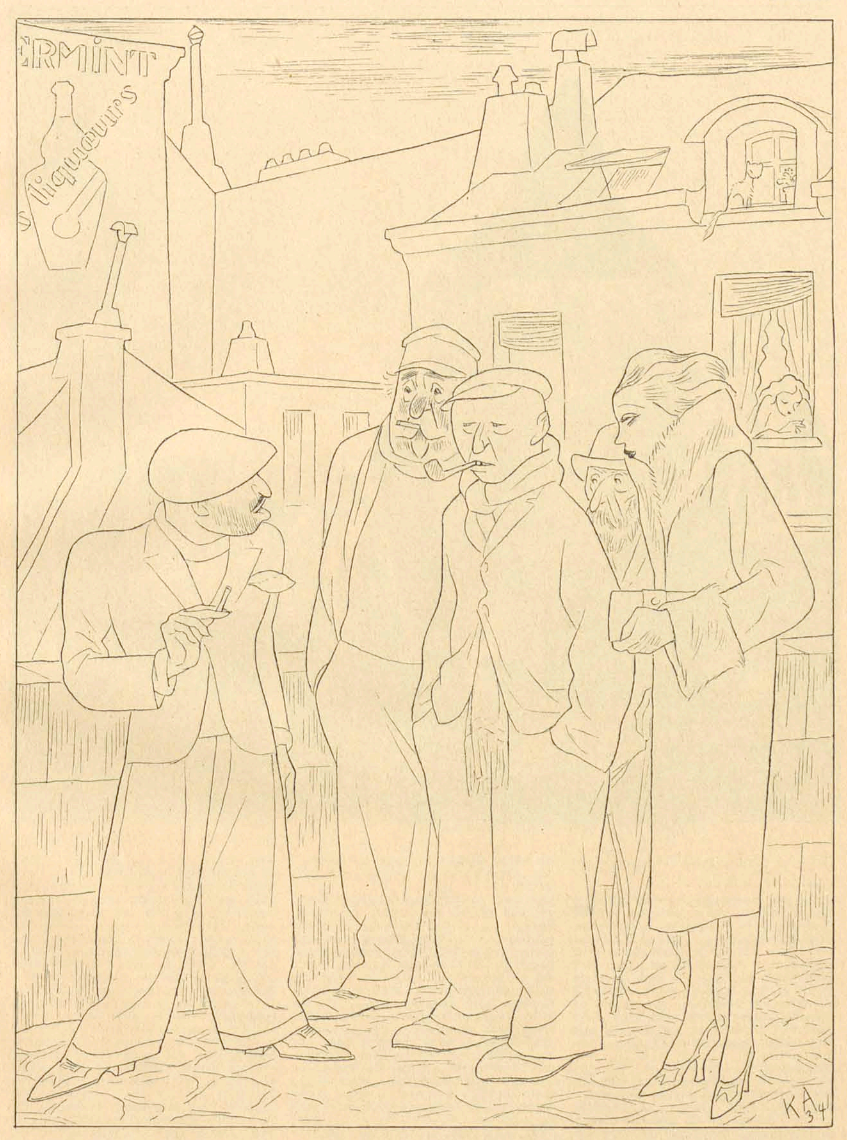
Wie der Regen springt,
In den Holunderbuschblättern singt:
Eine Silberuhr.
Durch das Gras hin läuft
Wie eine Schneckenspur
Ein Streifen weiß beträuft.

Das stürmische Wasser schießt
In die Regentonne,
Daß die überfließt,
Und in breitem Schwall
Auf den Weg begießt
Stürzt Fall um Fall.

Und der Regenriese,
Der Blauhimmelhasser,
Riesend faßt er in der Bäume Mähnen,
Lustvoll schnaubend in dem herrlich vielen Wasser.
Und er lacht mit fröhlich weißen Zähnen
Und mit kugelrunden, nassen Freudentränen.

Monsieur von gestern

(Karl Arnold)



„Ich sehe nicht ein, warum wir mit den Deutschen nicht in Frieden leben sollen." — „Naturellement, aber den Frieden haben wir den Deutschen doch schon 1918 diktiert!"

Sulzfeld am Main

(Wilhelm Schulz)



Das „künstliche Paradies"

(Fortsetzung von Seite 278)

Unser neu einsetzendes schallendes Gelächter ließ die ganze Wohnung in allen Fugen erzittern. Das mochte wohl so eine halbe Stunde gegangen sein, dann konnten wir einfach nicht mehr. Ganz abgespannt, wenn auch noch tief erheitert, rangen wir nach Luft. — „Fühlst du dich auch so wohl?" stöhnte Wirsch. — „Kannibalisch!" erwiderte ich prompt. — Ein ungeheuer listiger Ausdruck trat in seine Züge. „Wie großartig", flüsterte er, „würden wir uns erst fühlen, wenn wir noch zehn Tropfen . . ."

„Aber Wirsch!"

Er erhob sich schwankend. Ich sehe ihn noch vor mir stehen in der ungewissen Ampelbeleuchtung, wie ihm die Zigarette (zu $1\frac{1}{2}$ Pfennig) an der etwas wehmütig herabgezogenen Unterlippe verkohlte und er sie mit einem schußähnlichen Geräusch der Zunge ins Zimmer schleuderte. — „Probieren wir's!" verkündete er schlicht. Es lag etwas Großartiges in dieser Geste.

„Ja, aber Wirsch . . . ist das nicht riskiert?"

„Ach was, riskiert! Der Mensch ist zäher, als man glaubt. Hier steht: ‚Gegengift: Atropin.' — Ich hab's in meinem Wandschränkchen. Nebenbei gesagt sind erst achtzig bis hundert Tropfen verhängnisvoll. Hier steht es." Er las den Passus stotternd vor. Es konnte ihm, nehme ich jetzt an, nicht mehr ganz leicht fallen, den wellenförmigen Zeilen zu folgen. Auch ich blickte in das Buch und las, was ich lesen wollte. Seine Hand schwankte auch: so müssen wohl einige Dutzend Tropfen mehr, als beabsichtigt war, in den Tee hineingerutscht sein. Wir leerten die Tassen in grimmiger Entschlossenheit. „Wenn die Visionen jetzt noch nicht kommen", posaunte er, „dann ist es ein Schwindel, und wir geben es auf!"

„Wie wär's, Wirsch, wenn wir uns hinlegten?" schlug ich vor.

„Kapitale Idee!"

Wir legten uns also, jeder auf seinen Diwan, nieder. „Wenn man nur jetzt ‚schöne Eindrücke' hätte!" murmelte er. „Auf die Begleiteindrücke kommt es nämlich sehr stark an!" Ich suchte nach Eindrücken, fand aber keine. An der Wand hing ein großes Filmplakat mit einer spärlich bekleideten Dame, die in einer Arena vor sehr realistischen Löwen flüchtete. „Halten wir uns doch an diesen Vorgang da!" schlug ich vor. Wir starrten beide hinüber. Jedoch die Reize der Dame ließen uns kalt; im Gegenteil: uns wurde auf undefinierbare Weise immer ungemütlicher zumute. „Mensch!!" fuhr plötzlich Wirsch in die Höhe und wankte zu dem Fläschchen hinüber, das er mit zitternden Händen vor die Augen führte: „Herrgott . . . mir scheint, wir haben die ‚bedenkliche Dosis!!'"

„Also wir sind vergiftet??" brüllte ich. Er sank schon wieder auf seinen Diwan zurück. „Hoffe nicht . . . hoffe nicht . . .", schnaufte er dabei . . .

Hemmungsloseste Autosuggestion feierte ihren Triumph. Kalte und heiße Ströme

wechselten auf meinem Rückgrat. „Hinaus!!“ schrie es in mir. „An die frische Luft! Hinaus! Hilfe holen!!“ — Von fassungslosem Entsetzen gepeitscht tat ich meinen bleischweren Beinen ungeheuren Zwang an und bewegte mich in den Hausflur. „Soll ich telephonieren?“ schrie ich zurück. „Welche Nummer hat dein Doktor?“ — Er wußte die Nummer, Gott sei Dank. Ich brachte es grade noch fertig, anzurufen; doch blieb ich nicht, sondern hatte, aus Schonungsbedürfnis für ihn, das Bestreben, in meinen eigenen vier Wänden zu sterben, und schob mich auf die Haustür zu. Hinter mir hörte ich dumpfes regelmäßiges Röcheln. Das war die bewußte defekte Wasserspülung; in diesem Augenblick aber war es bestimmt die Agonie des guten Wirsch. Von allen Schauern der Vernichtung gejagt, erreichte ich die Straße. —
Die Häuser waren alle sehr höflich und verbeugten sich vor mir; auch Wolkenkratzer schienen in dieser regnerischen Nacht wie Pilze entstanden zu sein. Die Pflastersteine waren durch tiefe Schluchten voneinander getrennt; die Kletterei darüber war stark ermüdend. Wo der Asphalt anfing, wuchs er zu welligen Hügeln, in deren Tälern, nach jedesmaligem Erklimmen, ich trostbedürftig landete. Das Röcheln des guten Wirsch schien in der Ferne zu klingen wie eine Windmaschine.
„Jetzt ist er bald mausetot“, machte ich mir klar. „Es ist eigentlich ein jämmerliches Schicksal, sich sein schönes Leben einfach dumm abzuschneiden, einer läppischen Spielerei halber . . .“ Abgrundtiefer Gram erfaßte mich; ich setzte mich auf den Randstein und schluchzte. Meine Beine waren wie aus Watte, und in meinem Kopf drehte sich so etwas wie eine illuminierte Radschaukel vom Lunapark.
Wie ich dann wirklich heimgefunden habe, ist mir heute noch nicht klar. Als ich auf dem Bette lag, hatte ich einen Puls, der wie ein Motor brauste. Die Gegenstände meines Zimmers waren springlebendig geworden. Es war, als lauerten sie stumm, um in Momenten, wo ich sie ertappte, unschuldige Ruhe zu heucheln; sonst aber machten Ofen, Tisch und Bücherbretter Ausfälle gegen mich, wobei sie wuchsen, und schnellten dann wieder ins Dunkel zurück. Auch die Zimmerdecke war nicht mehr aus Gips, sondern hing wie eine gebauschte Leinwand dicht über meiner Nase. Es war ein unbeschreibliches Theater!

*

Wir haben es beide überlebt, der gute Wirsch und ich. Zu ihm war der Arzt gekommen, hatte ihm ein paar drastische Witze erzählt und sich seine verschiedenen Halluzinationen interessiert vermerkt. Sie hatten dann zusammen noch ein paar Halbe Bockbier getrunken. Es war noch nicht einmal die Hälfte der „bedenklichen“ Dosis gewesen, die wir zu uns genommen!

Erbe / Von Ratatöskr

Ihr mit dem süßen Blut,
laßt das Bedauern!
Mir geht es leidlich gut
mit meinem sauern.

Den Ahn hielt's schon im Bann
und auch den Vater.
Sie stellten ihren Mann
auf dem Theater.

Das Kirschenessen war
mit ihnen schwierig.
Schwamm in der Supp' ein Haar,
sie fischten's gierig.

Da gab's denn Ärger viel
und Wonne selten.
Doch blieb das Schalten Ziel
und nicht das Schelten . . .

Das Blut, das in mir fließt,
das Erbe, waltet,
bis ausgescholten ist
und ausgeschaltet.

Der reine Tor

(A. Kubin



Lieber Simplicissimus!

Bei uns verkehrt noch eine vorsintflutliche Kleinbahn. Und weil eine solche Sekundärbahn schon weiß, was sie sich schuldig ist, hat sie für Hunde einen besonderen Zwinger im Gepäckwagen.
Kommt da vor wenigen Tagen ein älteres Fräulein von sehr gemessener Haltung, das einen Windhund von noch abständigerem Gebaren an der Leine führt. Der Hund muß in den Zwinger. Das Fräulein widerspricht heftig, aber es hilft ihm nichts. Der Schaffner packt schließlich den Hund und führt ihn zum Gepäckwagen. Als er den Verschlag öffnet, sträubt sich das Tier noch viel heftiger als seine Herrin. Der Schaffner redet ihm eine Weile in Güte zu. Plötzlich aber reißt ihm der Geduldsfaden. — „Hörst jetzt auf mit deinem Kritisieren, du Nörgler“, schreit er und gibt dem Hund einen Schubs, „geh' rein, und wenn du schon wirklich 'nen Floh findst, dann fang' ihn dir gefälligst, verstehst?!“

Alfreds süße und bittere Enttäuschung

Wenn man ein großer Schauspieler ist, so hat man Verpflichtungen der Höflichkeit gegen die Damen im allgemeinen und auch gegen die Kolleginnen, besonders gegen die, mit denen man auf Gastspielreise geht. Das klingt sehr einfach, ist aber trotzdem sehr schwierig. Der vortreffliche — wie nennt man ihn, damit ihn nur die Eingeweihten erkennen? — also sagen wir schon „Alfred“ — also der vortreffliche Alfred gastierte mit — auch diesen Vornamen muß man aus Diskretion verbergen — mit Erna. Es war ein sehr großer Erfolg. Erna ging darnach schlafen und Alfred dahin, wo des Volkes wahrer Himmel ist. Es war spät, als er im Hotel anlangte. Trotzdem wußte er, was sich gehörte. Er klopfte an Ernas Tür, und als Erna „Herein!“ sagte, weil sie auch wußte, was sich gehörte, trat er ein.
Alfred hatte vor allem dann gute Manieren, wenn es niemand von ihm erwartete. Also in diesem Falle.
Er legte ab, setzte sich zu Erna auf den Bettrand und erkundigte sich nach ihrem Befinden.
Erna sagte, sie sei müde.
Darauf erwiderte er, daß auch er nicht ganz frisch wäre.
Erna trug ihm nunmehr ihren Kognak an.
Er lehnte nicht ab, und während er den Rest der kollegialen Flasche ihrem Zweck zuführte, machte er einige geistvolle Anmerkungen über die Kunst und das Leben. Außerdem wies er noch mehrmals darauf hin, daß er müde sei.
Da empfahl ihm Erna das seit alter Zeit vielfach erprobte Mittel gegen Müdigkeit, den Schlaf.
Alfred quittierte dankbar für das Rezept.

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl ... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Er bedauerte aber, es nicht anwenden zu können, da es Erna übelnehmen würde.
Da schwor ihm Erna beim Seelenheil ihrer Mutter, sie nähme es nicht übel.
Das war eine große Erleichterung für Alfred.
„Ja — wenn du es nicht übelnimmst . . .“, sagte er mit der angenehmen Empfindung eines Mannes, der sieht, daß er eine Situation zu ungünstig eingeschätzt hat. An der Tür machte er eine sehr höfliche Verbeugung, warf einen Handkuß nach dem Bett und flötete: „Du bist entzückend!“

*

Aber es war nicht immer so mit Alfred.
Einmal gastierte er mit Sonja. Bevor sie ins Theater fuhren, fand sie zwei wundervolle Äpfel auf ihrem Nachttisch. Sie war über diese zarte Aufmerksamkeit Alfreds sehr gerührt.
Es ging wie immer: Erfolg! Getrennter Marsch ins Hotel. Späte Heimkehr Alfreds.
Er pochte gegen drei Uhr bei Sonja an.
Sonja war anderer Meinung über das, was sich gehörte, als die kluge Erna. Sie machte nicht auf.
Alfred verwunderte sich darüber sehr. Er dachte, es sei Ziererei, und pochte nochmals. Da erklärte ihm Sonja, sie würde nicht öffnen, da sie diese Zeit dem Schlaf zu widmen pflege.
Nun wurde es still auf dem Korridor.
Dann aber sagte Alfred sehr bestimmt und durchaus im Gefühl seines Rechts: „Willst du mir dann nicht wenigstens m e i n e n Apfel wiedergeben?“
Sonja mußte gestehen, sie habe sie beide aufgegessen.
Da klang es von draußen, ganz vorne gesprochen und sehr wirksam im Ton: „Falschheit — dein Name ist Weib!“
Worauf Alfred bitter enttäuscht — wegen des Apfels natürlich — ins Bett ging.

W. T.

Krebsgeborene haben Glück auf Wasserreisen

Von Anton Schnack

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Ist das Meer mir hold,
Wenn auch Westwind weht
Und die Wasserwoge langhin rollt.
Auf der großen Fahrt
Bleibe ich von Schiffbruchnot bewahrt.

Wunderbare Länder steigen auf,
Und sie grüßen mich zu gern.
Abenteuer nehmen ihren Lauf,
Und sie sind von gutem Stern.
Und im Bau der heißen Hafenstadt
Machen mich verwunsch'ne Dinge satt.

Eilig stampft das Schiff im Meere fort,
Und es wird mir nichts geschehn.
Frauenauge glüht mir zu an Bord,
Liebe kann ich gnädig sehn.
Und der Mund der feuerblonden Miß
Schenkt mir Kuß und Biß.

Inseln, Wunsch und Knabentraum
Sind mir aufgetan,
Und durch Flut und grünen Brandungsschaum
Schaukelt vogelhaft des Eingebornen Kahn.
Und er reicht mir still die süße Frucht,
Die ich hungrig schon seit langer Zeit gesucht.

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Winkt mir gute Zeit.
Weltwind geht und neuer Weltwind weht,
Und das Herz hat niemals Abschiedsleid.
Fremde Sterne blitzen vor dem Blick,
Muscheln orgeln dumpfe Meermusik.

Wenn die Sonne in den Fischen steht,
Schützt mich Gott Neptun,
Wenn auch unten sich der Wirbel dreht,
Wenn auch in der Tiefe Ungeheuer ruhn,
Wenn auch starren Riff und Felsenstück:
Sonne in den Fischen schenkt mir Reiseglück.

Modernes Wohnen / Von Weare Holbrook

Vor Jahren bemerkte einmal ein Kritiker, daß von allen Räumen einer Durchschnittswohnung das Badezimmer am besten aussehe. Sein Ausspruch kam den Innenarchitekten zu Ohren, und sie faßten ihn buchstäblich auf. Seit dieser Zeit sind sie bemüht, ganze Wohnungen wie Badezimmer aussehend zu machen.

Auch Frau Milfred beschloß, ihr Heim mit Hilfe eines jungen Innenarchitekten den modernen Grundsätzen anzupassen. Die Umgestaltung begann im Eßzimmer. Der alte braune Eichentisch mit der Innenleiste, die dem kleinen Bobby so oft als Versteck für Brotrinden gedient hatte, mußte einem schwarzen Glastisch weichen, der Herrn Milfred stets an ein Miniaturmausoleum erinnerte. Die Blumenvase in der Mitte gab einer einzigen Orchidee in einer Art von Reagenzröhre Raum, und die Speisen wurden auf viereckigen Schüsseln serviert.

Selbstverständlich gab es auch viereckige Trinkgläser, die Herrn Milfred ein gewisses Unbehagen bereiteten. Denn er konnte nie herausbekommen, ob es besser sei, die Ecken oder die Begrenzungsflächen zum Trinken zu benützen. Benützte er nämlich die Flächen, so rann ihm das überschüssige Wasser in die Ohren, und nahm er zu den Ecken seine Zuflucht, so zwang ihn die überschüssige Luft, kleine vogelähnliche lustige Geräusche von sich zu geben, die Frau Milfred heftig mißbilligte.

Auch das Eßbesteck war durchaus modern. Es war aus einem neuen Metall, genannt Delirium, hergestellt, das wie Blei aussah und teurer als Silber war. Herr Milfred erhielt auch einen neuen, viereckigen Serviettenring. Er mochte ihn nicht. Sein früherer Serviettenring war rund gewesen, und er pflegte sich mit ihm zwischen zwei Gängen zu vergnügen. Durch mehr als fünfzehnjährige Übung hatte er es zuwege gebracht, daß der Ring, wenn er mit dem Zeigefinger gegen ihn tippte, bis in die Mitte des Tisches schnellte und dann gehorsam zurückrollte. Der neue Serviettenring aber hatte keine solchen Tricks in sich, was Herrn Milfred stets sehr traurig machte.

„Dieser Bursche“, so sagte Herr Milfred dann von dem verantwortlichen Innenarchitekten, „wird nicht früher rasten, bis er einige Hühner gelehrt haben wird, würfelförmige Eier zu legen.“

Aber offen kam seine Feindseligkeit gegen die moderne Inneneinrichtung erst zum Ausdruck, als der unerbittliche Prophet des modernen Wohnens sein Arbeitszimmer einer Verjüngungskur unterzog. Herr Milfred hatte keine Einwendungen erhoben, als der Salon mit schwarzen Spiegeln und pistaziengrüner Holztäfelung versehen wurde, und er widersprach nur sanft, als im Schlafzimmer das System der indirekten Beleuchtung eingeführt wurde. „Sehen Sie!“, erklärte der junge Architekt, indem er auf das bleiche Licht, das nun von oben kam, wies, „es sieht nun fast so aus, als ob Sie Tageslicht hätten. Man hat den Eindruck, in einer Dachstube zu wohnen.“

„Aber, wenn ich das will“, widersprach Herr Milfred, „dann ziehe ich doch gleich in eine wirkliche Mansarde. Das wäre jedenfalls viel billiger.“

„Ein Mann in Ihrer Stellung kann das nicht. Der Zweck der modernen Beleuchtung ist der, ein sanftes, diffuses Licht wie das einer Kerze hervorzubringen.“

Herr Milfred konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß dieser Zweck durch wirkliche Kerzen müheloser erreicht werden könnte, und wurde belehrt, daß dies nicht modern wäre.

Als Herr Milfred eines Tages sein mit Kork tapeziertes und mit Gummibodenbelag ausgestattetes Arbeitszimmer betrat, das, wie der junge Architekt hervorhob, nun ganz seiner persönlichen Note entsprach, fand er ein sonderbares Ding vor. Das Ding war aus Metall, weiß lackiert, und stand auf vier Nickelfüßen. Es sah wie ein Operationstisch ohne Gurten aus.

„Um Himmels willen!“ rief er aus, „was ist das? Muß ich operiert werden?“

„Nein, Liebster“, beruhigte ihn seine Frau, „es ist eine Chaiselongue. Ich habe sie angeschafft, weil dein Klubfauteuill auf keinen Fall in eine modern eingerichtete Wohnung paßt!“

Herr Milfred hielt verzweifelte Umschau.

Pläne u. Ziele ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Sie schlafen besser m. OHROPAX-Geräuschschützern i. Ohr. Versuchen Sie gleich! Sie sollen mal sehen, wie das hilft. 12 formbare Kugeln nur RM. 1.90. Überall erhältlich. Die reichen lange Zeit. **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Metzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal





Spendet für das Hilfswerk Mutter und Kind

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie **Adolf Schustermann** GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20 Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811 Druckschriften bitten wir anzufordern!

Inseriert ständig im Simplicissimus

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträg Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag) München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

UNTERRICHTS-ANZEIGE

Doktor jur., rer. pol., phil., Ing. Auskunft Rat, Fern-Vorbereitung. Berlin W 30/N. Dr. jur. Hiebinger, Mart. Lutherstr. 79. Prospekt.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.**

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8



Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. Hummel, München Neuhauser Straße 20

Männer! **Neue Kraft** und **Lebensfreude** durch **Kolan-Spezial,** garant. unschädl. Mittel (k. Pillen) bei Unlust, Müdigkeit und vorzeitiger Schwäche, **macht auffallend frisch** und **leistungsfähig,** unmittelbar nach Gebrauch. **Erfolg überraschend.** Probepackung RM. 2.— in Briefmarken franko oder Nachnahme zuzüglich Porto neutral verpackt. Fa. **G. Keller, Stuttgart-N.,** Calwer Straße 18.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold / Kart. Mk. 1.50 franko
Simplicissimus-Verlag / München 13



Männliche Spannkraft, verscheuchte Müdigkeit, produktive Stimmung, gesteigerte Gedächtniskraft, überwundene Hemmungszustände, ein starkes Nervensystem, alles das erreichen Sie, wenn Sie Ihrem an Hormonen verarmten Körper die lebensnotwendigen Hormone in Form von „Titus-Perlen“ zuführen. Daß alle unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte von unserem Hormon-Haushalt abhängen und daß man Hormonmangel durch geeignete Hormonzufuhr ausgleichen kann, ist bekannt. Die Wissenschaft weiß aber auch, daß ferner eingenommene Hormone die Hormon-Eigenbildung im Körper erheblich steigern und so den ganzen Menschen umstimmen. — Hormon-Präparate gibt es viele, doch nach einem besonderen Verfahren gelang es, das Regenerations- und Hypophysen-Hormon so rein zu gewinnen, daß sie in vollster Aktivität den „Titus-Perlen“ einverleibt werden. Die ständige wissenschaftl. Sicherung bzw. Standardisierung, d.h. der **genau gemessene Gehalt** an wirksamem Hormon, wurde zum erstenmal bei den „Titus-Perlen“ angewandt. Deshalb wirken sie meist auch da, wo andere Mittel versagten. — Wer „Titus-Perlen“ noch nicht kennt, erhält gegen 40 Pf. in Briefmarken eine Probe. **Preis 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer Mark 9.80, „Titus-Perlen“ für Frauen Mark 10.80. Zu haben in allen Apotheken!**

Gutschein — **Friedrich-Wilhelmstädt. Apotheke, Berlin NW 7/161, Luisenstr. 19**
Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftl. Abhandlung gratis. 40 Pfennig in Briefmarken für Porto füge ich bei.
Frau/Fräulein/Herr: ……
Ort: ……
Straße: ……

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

„Wo ist mein Fauteuil? Hast du es etwa schon aus dem Haus schaffen lassen?"

„Nein", sagte Frau Milfred. „Es steht noch auf dem Dachboden. Aber willst du nicht die neue Chaiselongue versuchen? Du wirst dich schon an sie gewöhnen!"

Doch Herr Milfred hörte sie nicht mehr. Er befand sich bereits, drei Stufen auf einmal nehmend, auf dem Wege zum Dachboden. Atemlos kam er an und öffnete. Ja, da stand es noch, das altvertraute Möbelstück, und schien ihm einladend zuzulächeln. Da gab es keine polierten Metallröhren, sondern nichts als weiches Leder, in dem man tief versinken konnte. Er atmete auf.

Eineinhalb Stunden später begab sich auch Frau Milfred auf den Dachboden und fand ihren Gatten, die Zeitung lesend, in seinem alten Fauteuil vergraben.

„Willst du nicht lieber in dein Arbeitszimmer hinunterkommen?" flötete sie.

„Hier ist mein Arbeitszimmer, solange der Operationstisch nicht verschwindet", erwiderte Herr Milfred mit unbeugsamer Entschlossenheit. „Eher wird ein Pferd auf einem Omnibus spazieren fahren, als ich meine Glieder auf dem neuen Marterinstrument verrenke!"

Drei Tage verstrichen, ohne daß er den Dachboden verließ. Und am vierten Tage hielt das lederne alte Fauteuil wieder siegreichen Einzug und bildete eine Insel in der zur Hollywoodimitation eines chemischen Laboratoriums gewordenen Wohnung, an der die Wellen der modernen Innendekoration ohnmächtig zerschellten.

Sicherheit

Häberlein hat ziemlich viel getrunken. Nachts drei Uhr steht er an einer Trambahnhaltestelle und äugt vorsichtig nach beiden Seiten. Ein Wachmann kommt dazu: „Was machen Sie denn da?" — „Nichts, lieber Herr. Ich warte nur auf eine Straßenbahn!" — „Jetzt fährt doch keine Straßenbahn mehr!" — „Wissen Sie das ganz bestimmt?" — „Freilich!" — „Na, dann kann ich ja beruhigt die Straße überschreiten", sagt Häberlein und schwankt zur gegenüberliegenden Seite.

Reiseberichte gesucht!

Agathon Ebeseder ist Reiseschriftsteller.
Und zwar einer der gesuchtesten.
Seine zuletzt erschienene Reisereportage „Rund um Australien" hat infolge ihrer naturnahen, lebensechten Schilderung geradezu einen Sensationserfolg erzielt.
Das Buch war, so sagt man doch heutzutage, der Best-Seller des Jahres 1933.
Damit war Agathon Ebeseder gemacht.
Dieser Tage erhielt er von der Redaktion einer großen Wochenschrift ein Radiogramm.

> Herrn Agathon Ebeseder, Partenkirchen. Benötigen dringend spannend geschriebenen Reisebericht Patagonien Feuerland. Stop. Anfragen ob freie Zeit. Umgehend Honoraransprüche. Verlag der Bilder aus aller Welt.

Agathon ging mit sich zu Rate.
Überlegte sich den ehrenden Antrag.
Und depeschierte zurück:

> Redaktion der Bilder aus aller Welt. Akzeptiere. Patagonien Feuerland gefährliches Gebiet. Stop. Doppeltes Zeilenhonorar. Bescheid wieviel Fortsetzungen benötigt. Stop. Erbitte dringdrahtend Honorarvorschuß hundert Mark. Stop. Muß Lexikon Band F und P anschaffen. Dann sofort erste Fortsetzung. Agathon Ebeseder.

Lieber Simplicissimus!

Es war an einem schönen Ferientag in Paris, noch vor der neuen Devisensperre, als Herr Trikotwarenfabrikant K. und Herr Rechtsanwalt B., beides stattliche ehrenwerte Stuttgarter Bürger, mit ihren ebenso ehrenwerten stattlichen Gattinnen den Boulevard de la Madeleine hinangingen. Nun ist da die Versuchung für die Damen in Form von wunderbaren Schaufensterauslagen groß, die Versuchung für das starke Geschlecht in Form kleiner, bemalter Dämchen aber nicht minder überwältigend. Als nun die würdigen Herren ihre würdigen umfangreichen besseren Hälften an einem Schaufenster um ein paar Schritte zurückließen, trat die Versuchung an sie heran mit den schmeichelnden Worten: „Tu viens, chéri, man amüsiert sich ein wenig?" Worauf Herr K. mit strahlendem roten Rundgesicht sagte, indem er mit seinen guten Äuglein zurückdeutete: „Sche veux bien, mais sche ne peux pas — — — il y a un obschtacle!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postscheckk. München 5802

Moskau

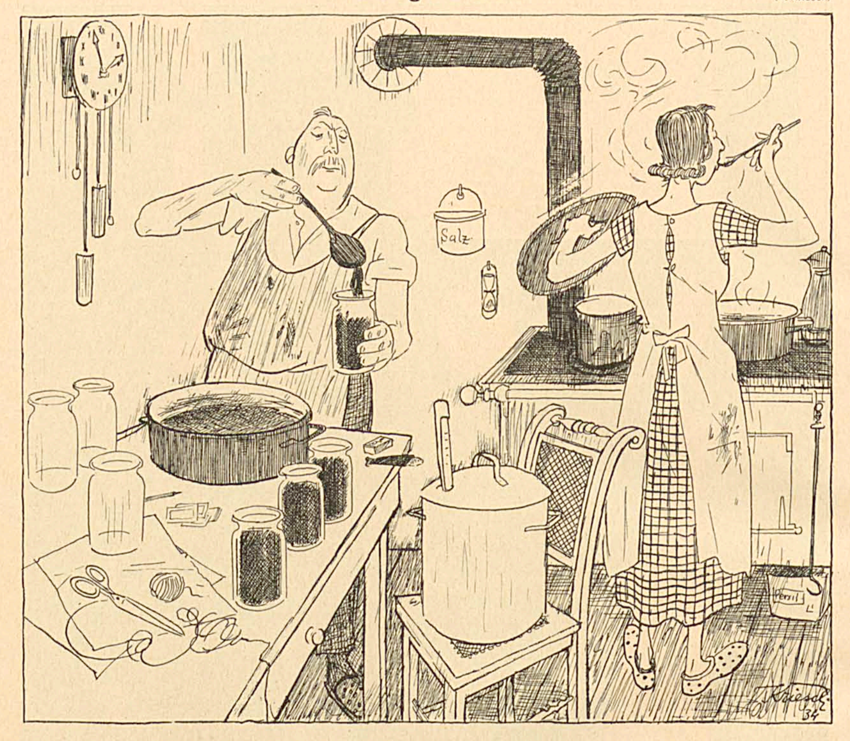
(E. Schilling)



„Was machst denn du da, Iwan?" — „Ich bin angestellt, um sofort die Fahne zu hissen, wenn die Internationale in Europa ausgebrochen ist." — „Und wirst du gut dafür bezahlt?" — „Geht an, aber es ist wenigstens eine Dauerstellung."

Resignation

(R. Kriesch)



„Hör nur auf, Marie, iatz hat's lang gnua 'kocht – Zwetschgenwasser werd's eh koans mehr!"

Die Vergeltung / Von T. Püttjer

Seit und infolge seiner Verheiratung mit Gesche Tripmacker war Barkassenführer Hinrich Sötbeer „dem Limonadenteufel verfallen", wie seine Freunde es nannten. Zwar hatte der Wirt Gerd Kruse, der den größten Schaden davon hatte, im Anfang erklärt, das werde sich wieder geben, verliebte Leute seien eben leider nicht normal. Aber verliebt war Hinnerk Sötbeer nun schon lange nicht mehr, und der Kröger hatte doch nicht recht gekriegt: der Mann blieb weiterhin zurückhaltend, sobald die Frage der Wirtschaftsankurbelung durch Vertilgung geistiger Getränke sozusagen brennend wurde.
Indessen, „för Malör kann de Minsch nich", und etwas anderes als Malheur war es jedenfalls nicht, daß an einem kühlen Sonnabendabend, als Hinrich gerade in der Kruseschen Wirtschaft „zu tun hatte", gleich zwei Stammgäste auf einmal ihren Geburtstag feiern mußten. Da Käppn Sötbeer zur Freundschaft gehörte, wäre es einfach unanständig von ihm gewesen, wenn er nicht mitgefeiert hätte.
Es wurde ein sehr vergnügter Abend. Das Unglück stellte sich erst heraus, als ein sonst sehr umsichtiger Barkassenführer sich auf einem Kurs, den er eigentlich hätte auswendig kennen müssen, durchaus nicht zurechtfand: schuld waren offenbar ein starker Nebel und die Tatsache, daß der Kompaß sozusagen koppheister gegangen war. Das war zu einer Stunde, die vom Kirchturm mit nur sehr wenigen Schlägen bekanntgegeben wurde; was den Zickzackschiffer beinahe ernüchterte. Nach unverhältnismäßig langer Fahrt konnte er endlich doch mit dem linken Arm an der richtigen Türklinke „festmachen", um mit der rechten Hand nach dem Hausschlüssel zu grabbeln. Aber in der rechten Büxentasche war er nicht, in der linken auch nicht und überhaupt nirgends in Hinnerk Sötbeers sämtlichen Kledaschen. „Wat nu?" — Zurückgehen zu Gerd Kruse war sinnlos, da machte ihm jetzt kein Mensch mehr auf. Außerdem konnte das Instrument beim Kreuzen irgendwo auf der Straße über Bord gegangen sein, und dann war an Rettung nicht zu denken. Blieb also nichts anderes übrig, als den „Hafenmeister" rauszupreien.
Am Schlafstubenfenster über der Haustür erschien Gesche auffälligerweise sofort, nachdem Hinrich nur einmal kräftig auf den Fingern gepfiffen hatte. Angesichts dieser verdächtigen Tatsache gehörten seemännischer Mut und Selbstbeherrschung dazu, hinaufzurufen: „Min Gesche, mok mi mol de Dör up, ick hebb keen' Husslötel mitkregen!"
Aber wie verjagte er sich, als „seine Gesche" mit süßer Stimme herunterzwitscherte: „Wer sünd Ssie denn einklich? Ihnen kenne ich ganich."
Einigermaßen bestürzt meldete sich der Schiffer in Not: „Gott! Deern, wo kannst woll sowat seggn! I c k bün dat!" Worauf

Übliche Wünsche

Mitgeteilt von Herbert Hippel

Die Jahre — wie das schon ein altes Lied besagt — enteilen!
Mit jedem Tage wird man älter und kann nichts dagegen tun.
„Käm doch die Kindheit einmal zu Besuch!" wünsch ich zuweilen.
Wie leicht (daß man das heut erst spürt!) lief es sich in den Kinderschuhn . . .

Ich möcht' ganz gern noch mal ein Junge sein von drei, vier Jahren,
der an den Weihnachtsmann, den Osterhasen und so weiter glaubt
und der noch nicht die Menschen kennt und andere Gefahren.
Der dies und jenes sagen darf, was man Erwachsnen nicht erlaubt!

Ich möchte noch einmal die Welt mit Kinderaugen sehen
und über Dinge lachen, über die ein Wickelkind nur lacht.
Und ein paar Jahre möcht' ich wieder in die Schule gehen.
Und jeden Streich wollt' ich vollbringen, den ein Knabe eben macht.

Und langsam möchte ich dann älter werden. Und gescheiter.
So manches freilich würde ich wohl anders machen als bisher.
Es heißt ja, daß man erst durch die Erfahrung klug wird. Leider!
Ich müßte vieles anders machen! Ob das aber besser wär'?

es prompt von oben kam: „Das tut mich leid, ich kenne Ihnen würklich nich!"
Nun wurde es Hinrich Sötbeer aber zu dumm: „Gottsverdori!" grölte er, „nu mok doch keen' Geschichen, Gesche! Ick bün dat doch, din Mann!"
Da ertönte es höhnisch in unverfälschtem Platt: „Neehee, dat kann gor nich angohn! Ick hebb en anstännigen Bokassenkäppn heiradt, ober du büst en versopenes Swin!"
Nach diesen Worten knallte das Fenster zu, und es blieb auch geschlossen trotz Schiffers Pfeifen und Rufen, Fluchen und Dimmen, Bitten und Betteln.
Käppn Sötbeer fand, an Land habe er noch nie in seinem Leben eine so kodderige Nacht zugebracht. Abwechselnd saß er dösend auf den Stufen (seines eigenen Hauses!) oder pendelte, wenn ihm von der Kühle die Knochen steif waren, ein paar Schritte hin und her. Der ekelhaftige Zustand endete erst, als die Haustür für den Bäckerjungen und den Milchmann geöffnet werden mußte.
Gesche empfing ihren Mann so freundlich, als wenn er etwa vom Dienst käme. Hinrich wollte vor soviel Falschheit gehörig auf den Tisch hauen, aber dann besann er sich und hielt den Mund. Und da „sie" auch in den nächsten Tagen den Hausschlüssel, der sich natürlich beim Kröger angefunden hatte, und was damit zusammenhing mit keinem Wort erwähnte, schwieg „er" sich ebenfalls aus. So daß Gesche sich voll Genugtuung sagte, sie habe den rückfälligen Säufer gründlich kuriert.
Aber der brütete Rache. Und die gute Gelegenheit ließ nicht einmal lange auf sich warten.
Eine Zeitlang hatte Gesche sich gehütet, das Haus ohne Hausschlüssel zu verlassen. Aber durch ihres Mannes „Schweigen und Vergessen" sicher gemacht, huschte sie eines Abends ohne diese Vorsichtsmaßregel „noch mal eben nach nebenan". Und bei der Nachbarin, die täglich zum Reinemachen „bei feine Leute inne Stadt" ging, wurde es ziemlich spät: denn da ist ja manchmal das Ende von weg, was bei den besseren Leuten alles passiert, und anhören muß man sich das auf jeden Fall, denn da kann man bloß von lernen.
Hinrich Sötbeer saß derweile sehr friedlich mit seiner Pfeife über einem Geschichtenbuch, aus dem er etwas profitieren konnte. Als er kurz nach zehn Uhr das Gähnen kriegte, vermißte er seine liebe Olsche, und da kam ihm blitzartig: „Töf, wenn sie nu den Schlüssel nich mithat, dennso wolln wir aber mal Revangsche nehmen!"
Der Schlüssel hing richtig an seinem Platz. Einen Augenblick lang überlegte Hinrich noch, ob er es wirklich riskieren, ob er seiner Gesche das wirklich antun sollte . . .? Aber die wieder auffrischende Erinnerung an die kühle Nacht auf den kalten Steinstufen kriegte die Oberhand: da steckte er den dicken Hausschlüssel ins Schloß, drehte ihn mit einem lauten Gnubbs um und dümpelte dann befriedigt wieder zu seinem Lehnstuhl. Es dauerte fast noch eine Stunde, bis jemand an die Türklinke faßte und gleich darauf rüttelte und klopfte. Hinrich schlich leise auf den Flur, und nachdem er hinter der Haustür dem Ramenten eine Weile vergnügt zugehört hatte, fragte er halblaut: „Ist da wer?"— Schon stark geladen, antwortete Gesche: „Mok mol de Dör up, du verrückte Kirl!"
Aha, dachte der so freundlich Angeredete, sie merkt wohl all Mäuse? — In sanftem Ton flötete er: „Sie sünd woll vakehrt gekommen, beste Frau? Szu wen wollten Sie denn, bitte?"
Gesche, die meinte, sie sollte umfallen, konnte die Worte kaum herausbringen: „Wenn du mi nich glieks upmoken deihst, denn kannst du wat beleben!"
Hinnerk bog sich vor Wonne.
„Aber beste Frau!" sagte er so ruhig wie möglich, „regen Sie Ihnen doch man nich auf! Wenn ich Ihnen reinlassen soll, müssen Sie mich doch wenstens ers' sagen, bei wen Sie sein woll'n?"
Im nächsten Augenblick fuhr er erschrocken von der Tür zurück, so entsetzlich kreischte draußen die Gefoppte: „Bei wen ich hinwill, du Schweinepuckel? — Nach den Bokassenkäppn Hinnerich Sötebier! Un nu machst du sofortsens auf, du ausverschämten Pajatz, du!"
Da war es mit Hinrich Sötbeers Haltung vorbei: mit grölendem Lachen bölkte er durch das Schlüsselloch: „Jo, dat hebb ick mi glieks dacht, dat Se nich richdig kommen wörn, lebe Fro. Bokassenkäppn wohnt hier nämlich leider nich, hier wohnt en versopenes Swin!"
Damit trudelte er ab und ließ die „liebe Frau", die vor Gift und Galle halb ohnmächtig war, stehen. Sie hörte ihn — man sollte es nicht für möglich halten! — in die Schlafstube schlurren und gleich darauf das Licht ausknipsen. Und dann war und blieb es still im Hause.
Die Rache war fast vollkommen. Zwar brauchte Gesche nicht auf der Türschwelle zu übernachten, denn die Nachbarin, die zum Glück noch wach war, richtete ihr auf dem Sofa ein Bett ein. Aber Schlaf fand die Frau Barkassenkapitän in dieser Nacht nicht. Beinahe wäre sie noch mit Krach bei ihrer plötzlichen Logisgeberin wieder abgezogen, denn als die meinte, sie müsse die vollkommen Verstörte durch Fortsetzung des alten Klatsches trösten, da erklärte Gesche mit einem Male die Geschichten von den feinen Leuten für „dwadderwatschen Kram" und die Nachbarin für schuld an dem ganzen Unglück.
Der Kröger Gerd Kruse aber konnte von da an endlich bei Hinrich Sötbeer eine „leichte Besserung" feststellen.

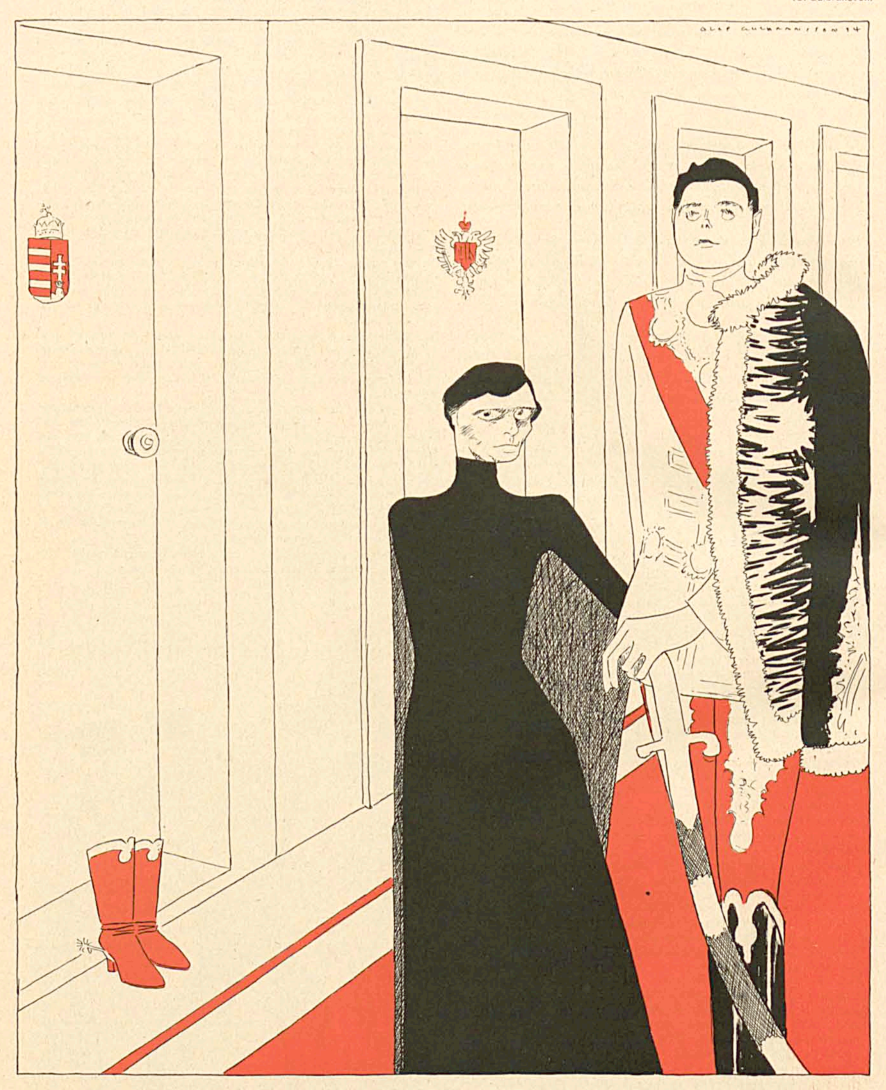
Er schließt sich nicht aus



„Eßt deutsches Obst? . . . No ja, wenn's sei' muaß!"

Such' verloren!

(O. Gulbransson)



„Also, klopf' ganz sittsam an, Otto! Und wo die Tür nicht versperrt ist, da gehst du hinein!"

München, 16. September 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

Schacht hat gesprochen

(Wilhelm Schul



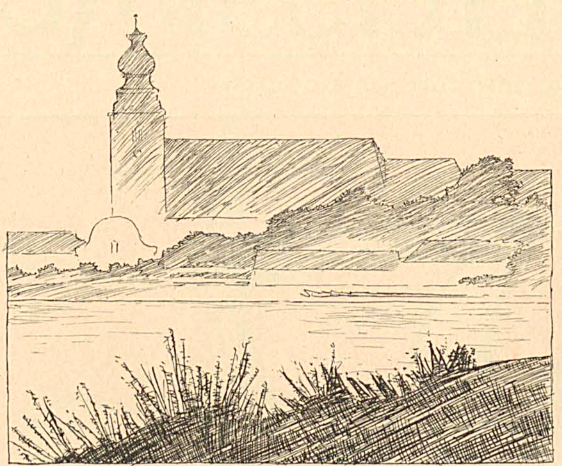
Wir schöpften lang aus fremden Brunnen,
dieweil es uns an Kraft gebrach.

Nun han wir anders uns besunnen
und graben eignen Quellen nach.

Das Kloster am Inn

Von Richard Billinger

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Ich wohne in einem Kloster zu Gaste. Ich lese die Historie der Klostergründerin. Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, gründete im Jahre 1673 das Männerkloster Reihersburg am Flusse Inn. Ein wohl nicht zu häufig sich ereignendes Geschehnis, daß eine Frau mit der Herzkraft edler Sinne dem „Logos", dem „Geiste" dienen will, nicht ihren Geschlechtsgenossinnen den Altar schenkt, sondern dem den Bocksbart tragenden Orden der Kapuziner.

Mein Gastzimmer ist ein Saal. Es könnten die Burschen und Mädels eines ganzen Dorfes darin tanzen! Die Fenster zeigen ihr heiliggläsernes Antlitz den grünen Auen des Innflusses.

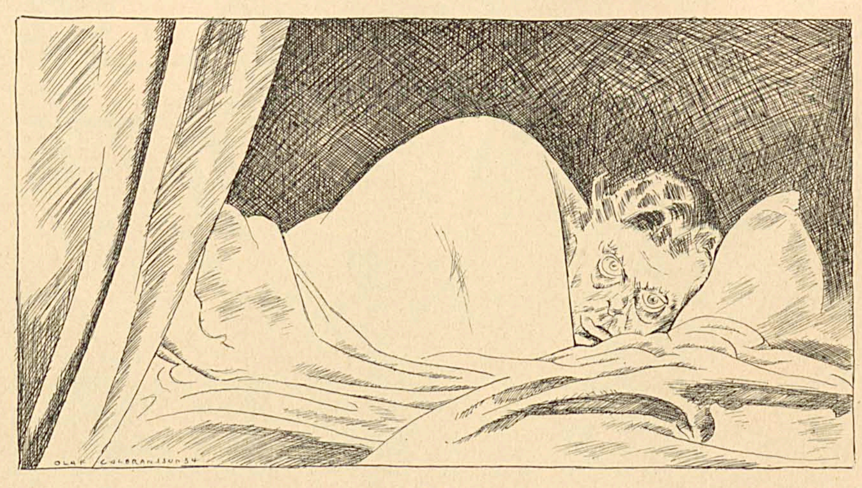
Ich schlafe in einem Prunkbette. Ich höre das Rauschen des Gebirgsflusses. Ein paar Wegstunden weit flußabwärts liegt der Gottesacker meiner Eltern. Die Heimat rieche ich aus jedem Atemschöpfen des Windes, sauge ich aus dem Dufte der Wiesen, höre ich aus dem Schreie der Wildenten. Wie lange wehrt sich noch mein Herz dem Schlafe? Ich sehe die braunen Feldwege, über die ich als Schuljunge lief. Die Glorie der „Welt" leuchtete damals aus jedem Ährenhaupte, aus jedem Baumeswipfel, aus dem Riesenbette des Innflusses!

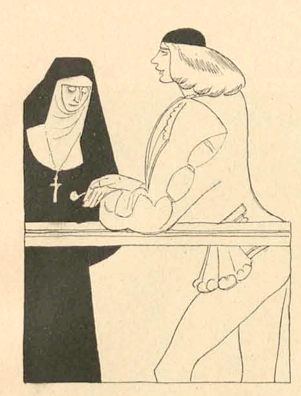
Wiesenduft ist in den Saal gezogen! Ich liege wie ein Igel im Laube, ich horche jetzt dem goldenen Klang der göttlichen Triangel: der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Ein jähes Erschrecken löst mich aus meinem Schlummer. Ich zünde die Kerze an. In der Nacht gleicht der Saal einem schönen und übergroßen Sarge! Kein Laut ist hörbar. Der Innfluß nur rauscht, als triebe die Wellen die Angst vor dem Ruhen, vor dem Totwerden. Kaum sichtbar stehen himmeloben die Sterne.

Jetzt läuft eine Maus über die braunen, glänzenden Eichbretter des Saalbodens. Die Bilder von Klosterherren hängen an den Wänden. Ihre Wappenschilder in rot und goldener Farbe prunken gleich Nabelschnüren eines irdischen Gottes. Ein Papst hat einmal in diesem Saale übernachtet, als er nach dem Wallfahrtsorte Altötting pilgerte. Und in den Kriegszeiten war den Obristen und Feldherren das Pfühl hier bereitet worden. Eine zweite Maus huscht jetzt wie ein gottarmes Tierlein über den Saalboden. Plötzlich stehe ich, durch den Saal wandelnd, vor einem altersgeschwärzten Bilde. Es ist viel kleiner, unscheinbarer als die vielen Gemälde und Schaubilder der fürstlichen Personen, die die Saalwände zieren.

Ich kann beim Scheine meiner Kerze die Bildinschrift entziffern. Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, vermelden die gerankten Buchstaben. Ich habe ihr Abbild nicht beim Tage entdeckt. Jetzt schaut

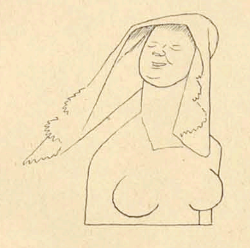




auf einmal die Klostergründerin mich an, eine Frau in der Nonnentracht, sie streckt ihre überlange Hakennase wie ein Habicht aus der Kopfhaube.
Hat die mich geweckt? Hat diese „Frau" ihr Leid gleich einem glühenden Steine auf mein Herz fallen lassen?
Ich verbeuge mich vor dem Porträt, vor einem Dornenbündel von Weibeshäßlichkeit. Ich sage leise das Gebet, den Seufzer für die Abgestorbenen:

„O Herr, gib ihr die ewige Ruh,
und das ewige Licht leuchte ihr, Amen!"

Ich will nun nicht weiter die Unnahbare mit meinem Mitgefühle bedrängen, ihre Lebensgeschichte, die ich bis zu meinem Einschlummern in einem Chronikbuche des Klosters las, mir wieder vorerzählen, ich lege mich wieder zu Bette, lösche die Kerze aus und versuche in das Tor des Schlafes zu schlüpfen! Umsonst! Taghell leuchten meine Sinne, ich schlage die Augen auf, starre in die schwarze Nacht, höre einen Hofhund wo den Mond anbellen.
Was hat Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, in ihr Herz ernten dürfen? Wie ein kleines, häßliches Eulenkind soll sie, zum Entsetzen der gräflichen Eltern, schon in der Wiege gelegen sein! Früh schon kam sie zu den barmherzigen Menschen, zu den Nonnen, zur Erziehung. Und Anna Elisabeth wäre unter dem Mantel Gottes sicher zur Ruhe und Wonne des Herzens gelangt, hätte nicht mit ihrem achtzehnten Lebensjahre die „Weltheit" sie gepackt, der Teufel einer irdischen Liebe sie aus dem Nonnenkloster gelockt.
An einem Pfingstsonntage haben einmal ihre Eltern sie besucht, wie ja alle Jahre, um vor der ausgehängten Heiligengeistestaube der Klosterkirche mit ihrem Kinde zu beten. Nach dieser Kirchenandacht war Anna Elisabeth auf ein nahegelegenes Schloß geführt worden, das einem ihrer Vettern zu eigen war. Der Verwandte studierte auf der Lateinschule des Klosters Kremsmünster. Er war eben auf Pfingsturlaub zu Hause. Anna Elisabeth erblickte den schon Zwanzigjährigen zum ersten Male. Wie ein roter Blitz mußte da die Liebe in ihr Herz gefahren sein! Sie vermochte kein Wort der Unterhaltung zu bieten. Ihre Eltern schämten sich gar bitter über ihre so unerfahrene, in höfischer Art noch gar ungebildete Tochter. Zur Zeit des Kornmähens aber desselbigen Jahres fuhr Anna Elisabeth in der Klosterkutsche auf das Schloß der Eltern, und sie erklärte, nie mehr zu den Nonnen heimzuziehen, „auf der Welt" fürderhin atmen zu wollen.
Bald besaß Anna Elisabeth Kleider, goldene Halsketten, eine Harfe, auf der sie ihren erfreuten Eltern vorspielen konnte. Der Vater der Häßlichen erwarb, von der Tochter mit sanften Worten erobert, das von Gläubigern bedrängte Besitztum ihres studierenden Vetters. Der Graf lud nun den jungen Verwandten während der Sommervakanz auf das Schloß am Inn ein.
Hatte Anna Elisabeth Grund und Beweise, heimlichen Huldblick oder werbendes Wort von dem jungen Gaste ihrer Eltern empfangen? Nichts steht von solcherlei Amorspiele in der Geschichte ihres Lebens.
Graf Anton Albrecht zu Schildorn genoß alle Freuden des Sommers, so las ich nur; er ritt auf die Falkenbeize, er lernte zum Entsetzen aller gottchristlichen Menschen das Schwimmen im Innflusse. Er lernte auch das Ruderboot lenken, er ließ sich von einem Tanzmeister die neuen Tanzschritte zeigen, benahm sich als der groß-



mächtige Herr, nicht als der Gast, gebärdete sich als der Besitzer aller Bäche, aller Dörfer und Meierhöfe. Die Eltern Anna Elisabeths ließen den Grafen gewähren. Sie gaben ihm alles Recht und alle Gewalt, in der Hoffnung, den Tapferen, Schönen, Feurigen ehebaldigst als ihren Schwiegersohn begrüßen zu dürfen.
Die Blindheit des liebenden Herzens trug die Schuld an den folgenden schrecklichen Geschehnissen. Die Gräfin hatte der etwas ungeschickten, körperarmen Tochter eine Zofe aus der Stadt Salzburg kommen lassen, die die Grafentochter die Anmut, Grazie, Lebhaftigkeit des Wortes, das Fächerhalten, den Tanzschritt, die Schalkhaftigkeit des Liebeswerbens lehren sollte. Gabriella, die Zofe, erwies sich über alles Erwarten als liebenswürdige, gewandte, immer lächelnde und dienstwillige Helferin.
Wie es nun kam, ob die Gestirne ihr Feuer verschwendeten, der Teufel die Obergewalt über Engel und Hausdämonen gewann: der umliebte, umschwärmte und gefeierte Gast, Anton Albrecht zu Schildorn, verliebte sich in die Salzburgerin in solchem Maße, daß er der Sünde und dem abscheulichen Verbrechen Knechtschaft zollen mußte. Er versuchte Anna Elisabeth und ihre Eltern bei einer Bootsfahrt auf dem vom Firnwasser trächtigen Innflusse zu ersäufen, indem er das Boot böswillig zum Kentern brachte. Salzflößer retteten im letzten Augenblicke die jämmerlich schreienden Schloßleute. Anton Albrecht war an das Ufer geschwommen. Auf der Folterbank erst gestand er die Missetat ein. Er wurde in der Stadt Passau öffentlich hingerichtet, mit dem Henkerbeil enthauptet. Die Zofe Gabriella wurde als überführte Hexe in Salzburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt.
Im selbigen Jahre noch starben, da der Wasserschreck ihr Blut verdorben hatte, die Eltern Anna Elisabeths. Und die Erbin zweier Schlösser, reicher Ernten, hundert Scheunen, fischereicher Bäche ging wieder aus der „Welt". Sie befreite die Hörigen und Bauern von Robot, Zehent, aller Dienstbarkeit und schenkte das Schloß der Eltern dem Orden der Kapuzinermönche. Das Schloß des Enthaupteten überließ sie dem Untergange, der Zerstörung, dem Verfalle. Sie befahl und setzte es testamentarisch fest, daß kein Dachziegel erneuert, keine Fensterscheibe wieder eingesetzt werde, bis der Regen dort in der Kammer sich betten, der Wind in den Sälen hausen konnte.
Anna Elisabeth, Gräfin zu Hackenbuch, starb, von den Mönchen verehrt, als Neunzigjährige in der ärmlichsten Zelle ihres „gottreich" gestifteten Männerklosters Reihersburg am Inn.
Wasserenten schreien in den Flußauen. Die Morgenglocke wird wach. Ich bete zu allen goldgewandeten Heiligen, zu allen vierzehn Nothelfern, mir den Schlaf noch auf die Polster zu locken.
Als ich aufwache, scheint der weißglänzende Nebelmorgen in die Fenster des Saales. Die Bilder an den Wänden haben alle ihre schreckenden Gesichter verloren, das „Porträt" Anna Elisabeths, Gräfin zu Hackenbuch, hängt vergessen und schier unauffindbar in einer Saalnische. Ich stehe wieder davor, will die Jahreszahl entziffern, lese „Anno Domini" — kann aber die Ziffern des Jahrhunderts nicht mehr lesen, nur die schreckende Hakennase der Klosterstifterin hat der verderbenden Zeit standgehalten, sie ragt wie eine Sichel aus der Nonnenhaube.



Die Ost-China-Bahn

(E. Schilling)



Ex oriente lux?

Eifersucht

(R. Kriesch)



„Holdriodulijehdulididi . . .“ — „Ja, hör’ nur grad’ auf! Möchtst jetzt den Mann im Mond aa no narrisch mach’n?“

Herbst in Sicht / Von Ratatöskr

Des Dichters Auge blinzelt trüber,
und seine Harfe wimmert matt.
Die Zeit der Rosen ist vorüber,
die er so hübsch beklimpert hat.

Wovon soll man denn jetzt bloß reden,
wenn die Natur so spärlich borgt?
Von roten Astern und Reseden?
Das hat schon H. von Gilm besorgt.

Wirf dich in deine Lodenkutte
und pilgre mit mir hinters Haus:
die Rose ward zur Hagebutte
und schaut auch so nicht übel aus.

Falsch wär’s jedoch und jammerschade,
wenn man sie sinnend bloß besäh’.
Die Hausfrau macht draus Marmelade
und aus den Kernchen einen Tee.

Der Dichter aber wird sie sammeln
und gut zerquetscht mit großer List
in einem Standgefäß verrammeln,
drin Zucker, Geist und Wasser ist.

Das läßt er dann gemütlich gären.
Und sieh’, nach wenig Wochen schon
wird’s einen Labtrunk ihm gebären
und neue Inspiration.

Probleme

Im „Blatt der Hausfrau“ findet sich folgende Anfrage: „Wir wohnen in einer kleinen Stadt und haben einen evangelischen Frauenhilfsverein gegründet. Ich selbst bin als Vorstandsdame gewählt worden. Da wir unerfahren sind, bitten wir um Mitteilung, wie wir nützlich wirken können.“

Aus einem Schulaufsatz

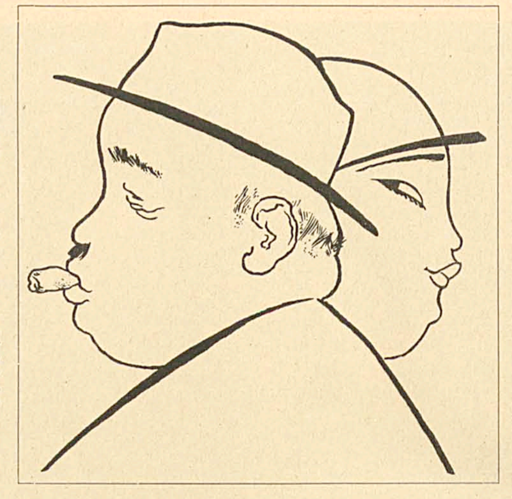
„Ich bin am 13. Mai 1922 geboren, beinahe ein Sonntagskind. Meine Eltern, aus Vater und Mutter bestehend, wohnten damals in der Langengasse 15. Bis zu meinem 6. Jahre lebte ich froh und vergnügt zu Hause, aber dann kam ich in die Schule . . .“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Die Technik fraß den Menschen

Motto: Die Technik frißt den Menschen. — —
Frißt sie ihn?

Bei Grabungen auf dem Münchner Nockherberg, die zwecks Anlage eines neuen Bierkellers gemacht wurden, fand man in Erdschichten, die dem Neolithikum (3000 v. Chr.) angehören, eine Reihe von Runensteinen, deren Entzifferung dem bekannten Professor Kennstnix restlos gelungen ist. Es handelt sich bei dem Fund um nichts Geringeres als Teile eines Tagebuchs aus jener Zeit, das die eigentümlichsten Parallelen zwischen Einst und Heut heraufbeschwört. Der Verfasser des Tagebuchs muß ein für seine Zeit ungewöhnlich hochstehender, wenn auch etwas eigentümlicher Herr gewesen sein. — Unseren Bemühungen ist es gelungen, das alleinige Veröffentlichungsrecht des hochinteressanten Dokuments zu erwerben. Die Übersetzung in gefälliges Deutsch besorgte auf Anregung von Professor Kennstnix Herr Rudolf Schneider-Schelde.

I.

Was sagt man? Jetzt ist drüben (vermutlich ist die Gegend von Schwabing gemeint, d. H.) einer aufgetaucht, der einen sogenannten Karren hat. Das heißt: Unter ein paar länglichen, flachen Hölzern ist eine drehbare Rolle befestigt, die Rolle besteht aus einem Stück von einem Baumstamm, ganz glatt und rund. Da ist der Länge nach was durchgesteckt, was sie Achse nennen. — Mein Gott, diese Neuzeit! Es ist ja nicht zu leugnen, daß man mit so einem Karren eine Menge Sachen auf viel bequemere Weise transportieren kann als früher, aber wohin soll das führen, wenn man anfängt, so künstliche Hilfsmittel zu benützen? Muß da der Mensch nicht entarten? — Ganz abgesehen davon, daß durch die neumodische Erfindung eine Zuzahl von Lastträgern brotlos werden wird. Ich sehe schon ein Heer von Arbeitslosen entstehen.

II.

Die Leute sind verrückt geworden. Die Bande vis-à-vis ist aus ihrer Höhle ausgezogen und hat Quartier in einem Kasten genommen, den sie Haus nennen. Ich möchte wissen, wozu es in der Natur Höhlen gibt, die warm und trocken sind, wenn jetzt die Menschen dazu übergehen, Höhlen aus Holz gewissermaßen auf freiem Feld zu konstruieren, indem sie Balken aufrichten und einen Deckel drüber machen.
Ich bin dort gewesen und hab' mir die Sache angesehen. Innen ist der Kasten gar nicht so übel, das ist wahr; und die Leute sagen, der Vorteil sei, daß man jetzt überall leben und sich Häuser bauen könne und nicht mehr auf die paar finsteren echten Unterschlupfe angewiesen sei. Das mag bis zu einem gewissen Grad richtig sein, aber der Mensch löst sich ja von seinem tiefsten Zusammenhang mit der Mutter Erde völlig los, wenn er sich niederläßt, wo es ihm grade paßt; und außerdem wird die ganze Natur aufs elendste verschandelt durch solche Bauten. — Wie diese Kästen, die sich nirgends dem Landschaftsbild organisch eingliedern, nur aussehen! Dagegen muß man beizeiten etwas tun!

III.

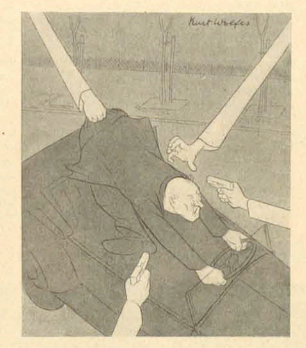
Es wird immer schlimmer. Wir befinden uns inmitten einer geradezu rasenden Epoche technischer Erfindungen. Gestern hat mir einer von den jungen Leuten etwas gezeigt, was er am Leib hat, eine Art künstliches Fell aus Fäden, das geflochten oder gewebt ist, wie er sagte. Da waren zwei Röhren dran für die Beine und zwei für die Arme; einfach widerwärtig sah der Kerl in dem sogenannten Anzug aus. Der Profit soll wieder sein, daß man von den Pelztieren unabhängig wird, aber was für ein Nutzen kann für den Menschen schon in derartigen künstlichen Ersatzstoffen liegen? Früher waren wir verwurzelt in Wald und Feld und nah verbunden allem Getier; jetzt, durch diese Entwicklung, lösen wir uns immer mehr vom Erbe unsrer Väter und unsrer wirklichen Bestimmung. Was ist zum Beispiel das Allerneueste, wobei einem tatsächlich der Verstand stillstehen kann: Lampen! — Sie machen die Nacht zum Tag und lästern ungeniert den großen Pan. Einer hat Fasern in ausgekochtes Fett hineingesteckt, und das brennt, wenn man es anzündet, und gibt Licht wie eine kleine Sonne. In allen Höhlen und Häusern sieht man jetzt abends diese Funzeln, um die sie herumsitzen und miteinander reden.
Die Folgen, besonders in sittlicher Beziehung, bleiben nicht aus. So sind unlängst ein paar Kerle auf die Idee gekommen, Weiber nur dann noch zu sich zu nehmen, wenn sie ihnen gefallen. Hat man so was je gehört?! Wohin das führen muß, liegt auf der Hand. Die Mädels werden anfangen, sich aufs unerträglichste herauszuputzen, bloß um an den Mann zu kommen; sie werden sich wunder was auf ihre Larven und ihre Figuren einbilden, und kein Mensch wird mehr darnach fragen, ob sie zum Kinderkriegen und zum Arbeiten tauglich sind. Hat doch neulich sogar einer in der Versammlung die Behauptung aufgestellt, er halte es für unmoralisch, mit Frauen zu schlafen, die man nicht liebe. — Liebe? Was ist das? Früher ging's auch ohne das. — Aber die Früchte dieser destruktiven Tendenzen erblickt man ja auf Schritt und Tritt. Schon laufen ein paar Frauenzimmer herum, welche die Füße auswärts setzen, die Bäuche einziehen und die Brust herausrecken. Auf den Köpfen tragen sie Federn. Wie die Vögel! Einfach gräßlich!

IV.

Ich greife wahllos ein paar Wahnsinnstaten dieser Neuerer heraus: Obwohl es noch sehr dahingestellt ist, ob das Säen nicht einer Versündigung gleichkommt (anstatt sich mit dem zu begnügen, was uns der Boden freiwillig gibt), ist man jetzt dazu übergegangen, die Erde auch noch

planmäßig zu bearbeiten. Sie graben den Boden um! Sie kehren das Unterste zuoberst, vermittelst einer Maschine, die sie erfunden haben und Pflug nennen, und behaupten, daß der Ertrag auf diese Weise bedeutend größer sei. Schon möglich. Doch man braucht wirklich kein Prophet zu sein, um vorauszuwissen, daß sich die arme, geschändete Erde tausendfach an diesen Frevlern rächen wird durch — wer weiß wie bald eintretende — völlige Unfruchtbarkeit. Dieselben Neuerer haben nun so etwas wie eine Geburtshilfe aufgebracht. Den Weibern soll beim Gebären geholfen werden! Man will es ihnen leichter machen, heißt es, man will das Neugeborene waschen, die Mutter säubern, ihre Blutungen stillen und was weiß ich noch, und von diesen sanitären Maßnahmen erhofft man sich ein Nachlassen der Säuglingssterblichkeit.
Daß ich nicht lache! Soll ich verraten, was totsicher eintreten wird? Dieses verweichlichte Weibsvolk wird nach ein paar Generationen einfach außerstand sein, ein Kind zur Welt zu bringen, und damit wäre ja wohl auch das Ende einer verrotteten Menschheit da. Nun, es ist nicht schade drum. Geschöpfe, die allen Sinn fürs Natürliche so sehr verloren haben, daß sie das Essen kochen und braten, daß sie Schuhe und Mäntel tragen, daß sie Tiere einspannen und zum Ziehen verwenden, daß sie an Stelle ihrer Arme und Hände mühselig konstruierte Hilfsmittel aus Bronze und Stein in Form von Äxten, Speeren und Dolchen verwenden, die auf anderm Gebiet etwas so Absurdes wie die Liebe erfinden und damit dokumentieren, daß sie sich der unkomplizierten Fortpflanzung zu schämen beginnen oder für ihre abgelegten Triebe eines perversen Reizmittels bedürfen; solche Geschöpfe sind in der Tat reif für den Untergang.
Après nous le déluge! Das ist das Schlagwort dieser Zeit. — Faulheit, Komfort und Lüsternheit! Das lacht und scherzt, treibt sich spazierengehend herum, ist stolz auf seine Degeneration und will von dem alten gläubigen Leben, das ja in mancher Beziehung dumpf gewesen sein mag, und von den strengen Gesetzen nichts mehr wissen. Der Fortschritt, heißt es, sei auf dem Marsch; der Technik, der Entwicklung gehöre die Zukunft. — Arme Narren! Noch ahnt ihr nicht, daß alles, was ihr den Göttern abgelistet habt, sich in der nächsten Zukunft gegen euch kehren wird, daß ihr mitnichten die Herren der Natur, sondern die Sklaven eurer Erfindungen sein werdet, daß die Technik euch fressen wird. Ich, der alte Kermatan, werde es noch erleben, wie alles über euch zusammenstürzt, wie ihr versinkt in Dreck und Elend, und wie es von euch heißen wird — ähnlich wie es von dem vermessenen Zauberlehrling hieß: Die Geister, die ich rief, die werd' ich nimmer los!

(Kurt Wolfes)



Traum eines Autodiebes.

Vom Tage

Die französische Regierung hat beschlossen, den Ausbau der Befestigungen an der Ostgrenze Frankreichs zu beschleunigen.
Wie wir aus sicherer Genfer Quelle hören, sollen die neuen Forts anläßlich der September-Tagung der Abrüstungskonferenz feierlich eröffnet werden.

Lieber Simplicissimus

Mutter und ihr kleines Mädel gehen über die Wiesen, auf denen das Kind ein Sträußchen für die Tante pflückt.
Die kleine Else: „Ach gugge mal, die scheen' weeßen Bliemchen da! Die nähm 'ch ooch mit 'nein."
Mutter: „Echa, das sin doch Gamillen! Da denkt se verleichte noch, ich meene, se sollt' sich 'n Gopp waschen."

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 69** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Der 18. Band des „Großen Brockhaus"
Spy–Tot

(In Leinen 23,40 RM., bei Rückgabe eines alten Lexikons 21,15 RM.), Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem drittletzten Bande des „Großen Brockhaus" rundet sich das Kultur- und Weltbild, das er gibt. Die Abschnitte über Staatswesen und Staatseinrichtungen in dem neuen Band haben besonderes Interesse. Sehr anschaulich ist ein Schaubild über die Großmächte seit 1848, das die Staatsformen und die Revolutionen durch sinnfällige Zeichen zum Ausdruck bringt. Daraus ersieht man, daß allein England und Japan in dieser Zeitspanne ohne Revolution oder Staatsstreich geblieben sind. Für die unmittelbare Gegenwart enthält der Abschnitt über den heutigen Ständestaat alles Wissenswerte und registriert und erläutert alles, was man bisher meist nur in Zeitungsausschnitten hat aufheben können. Von den großen Wirtschaftskonzernen, Industriewerken, Verlagsunternehmen und Zeitungen, die man bisher meist vergebens im Konversationslexikon suchte, bringt der „Brockhaus" sorgsam alles Wissenswerte. Technische Probleme behandeln die Abschnitte über Straßenbahn mit sehr sinnfälligen Bildern über Stromzuführung und Stromleitung. Einen interessanten Blick in die Unendlichkeit der Sternenwelt öffnen verschiedene Sternkarten. Sehr anschauliche Bildtafeln erläutern die Technik des Theaters. Prächtige farbige Bilder lassen einen Einblick in die Tiefseefauna tun, andere zeigen das Tier in der Kunst. Es ist wieder ein gehaltvoller Band, den man als den 18. in die Reihe stellt.



Vergrößere mit Ihagee Lumimax
Vom Zwerg zum Riesen
Lumimax Preisliste gratis! Ihagee Kamerawerk Steenbergen & Co. Dresden-Striesen 729

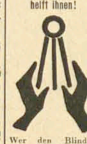
Ihre Handschrift verrät alles, gute und schlechte Charaktereigenschaften Eignung und Neigung usw. Schicken Sie mir zwanglos geschrieb. Schriftstück. Geschlecht und Alter angeben. Charakterskizze 1.80 Mk. Ausführl. Gutachten 3.- u. 5.-Mk. Porto extra. Akad. gebild. Graphologe **Jos. Maurer München,** Postamt 34, postlagernd.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Völlerei Simpl.-Bücher I Kart. Eine Mark Simplicissimus-Verlag München 13

Blinde kämpfen — helft ihnen!

Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken".

Neurasthenie Schwinden der besten Kräfte beim Mann behebt zuverlässig nur Neurosin. Kurpack. Mk. 5.40 Nachn. Prospekt gratis. Laboratorium Heka, Altbach a. N. 5.

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Wenn Ihr zur Erholung reist, denkt an die Bedürftigen, die zu Hause bleiben!


Darum löst eine Spendenkarte für „Mutter und Kind"!

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 •

Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj.
• **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Ein Skalp, Marken und Packpapier / Von Leslie Henderson

„Was Sie sagen!"

„Yes, Mr. Sclarc, er war damals gerade drei Jahre Postmeister in Ponticton am Okanagansee, eine wilde Gegend damals und gottverlassen, als es geschah. Sie schlugen um Mitternacht die Türe zum Postgebäude ein, es war ein etwas besseres Holzhaus, Sie verstehen, — und dann zerrten die rothäutigen Bestien meine Schwester davon, sie war ungefähr vierzehn Jahre alt; wir haben nie wieder etwas von ihr gehört. Meinem Vater trennten sie, ritsch, mit einem Schnitt die Haut vom Kopf und ließen ihn liegen. Mich fanden sie nicht, ich war gerade drei oder vier Jahre alt und war beim ersten Lärm unter das Dach gekrochen. Dann steckten sie die Bude in Brand und sausten davon. Mein Alter wachte ohne Skalp auf, als die Flammen anfingen die Betten aufzufressen. Aber er kam aus der brennenden Bude und hatte sogar noch die Postsachen aus dem Kasten gerettet. Dann fiel er wieder um. 's war eine schauderhafte Nacht, Mr. Sclarc."

„Und seither ist er wahnsinnig?"

„Wahnsinnig kann man nicht sagen. Er ist ein bißchen schwach im Kopf, wissen Sie, — nun, er ist ja auch schon sehr alt. Wahrscheinlich hat ihn der Axthieb so weit gebracht, den er kriegte, als er sich seinen Skalp wieder holte."

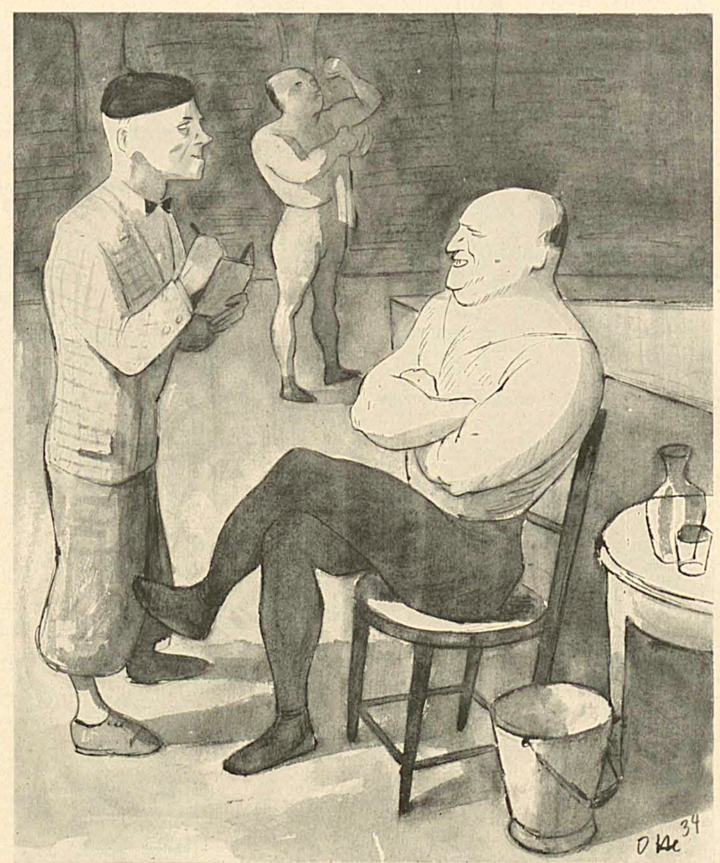
„Er hat sich seinen Skalp wieder geholt?"

„Ja, Mr. Sclarc. Er sammelte ein paar Leute, als sein Kopf nicht mehr gar so blutig war und zu heilen anfing, und jagte ihnen zwei Monate nach, ehe er sie kriegte. Er fand seinen Skalp am Gürtel eines baumlangen Kerls und erkannte ihn gleich an den fuchsroten Haaren. Niemand in der Gegend hatte so fuchsrotes Haar wie mein Alter. Aber da sind wir nun, Mr. Sclarc, treten Sie ein."

Mr. Anthony Sclarc aus Vancouver, seit drei Wochen zur Erholung am Bow River am Fuße des Rocky Mountain Parks, stand vor einer kleinen, rauchigen Hütte. Was war dieser Jim Walsh, den er seit zwei Wochen als Jagdbursche mit hatte, für ein prächtiger Kerl und Jäger! Mr. Sclarc dachte

Am Urquell der Kraft

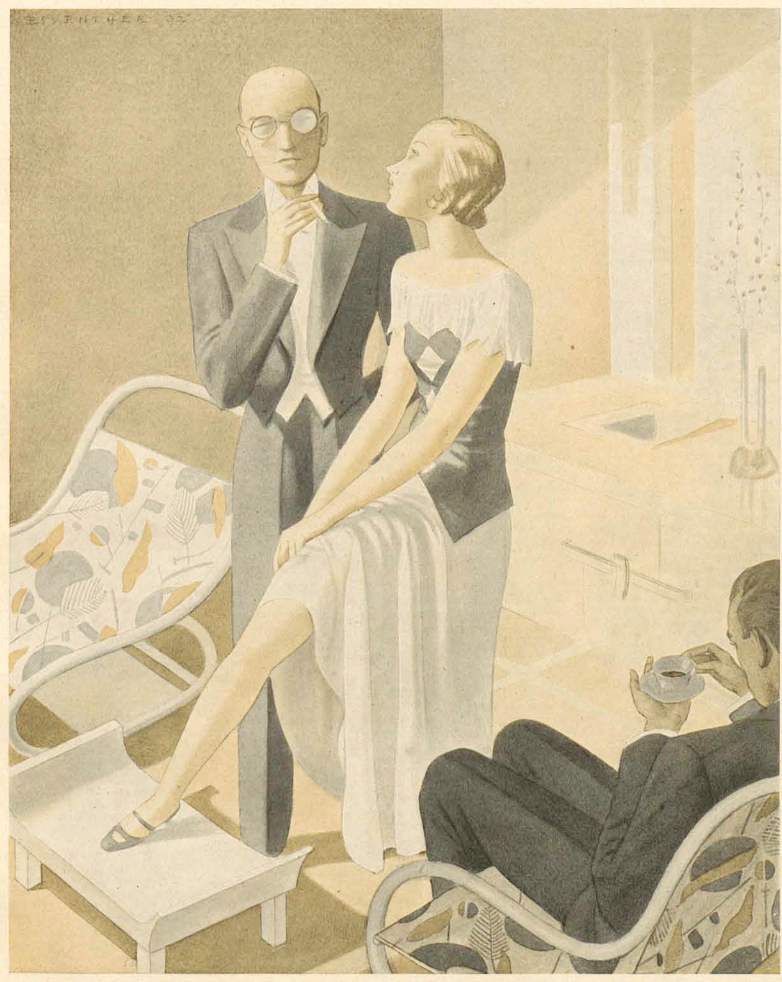
(Otto Hermann)



„Und Ihre persönlichen Eindrücke von Ihrem Jubiläumssieg, Meister?" — „Grad daß as zum fünfazwanzigsten mal gwen is — sunst wüßt i nix."

Textilarbeiterstreik in USA.

(Essenter)



„Was? Sie sympathisieren mit diesen taktlosen Burschen? Sollen wir armen Frauen jetzt etwa in Lumpen herumlaufen?"

wehmütig an seinen kleinen Spitzbauch, der allen Märschen trotzte, und an seinen kranken Magen, der jetzt ein wenig besser war, aber zu Hause in Vancouver bei Hummer und Kaviar bald wieder kaputt sein würde. Aber schließlich kann man nicht zugleich vielbeschäftigter Rechtsanwalt und simpler, gesunder Jagdbursche sein. Jede Würde muß bezahlt werden, das Leben bestand darauf, und Mr. Anthony Sclarc bezahlte eben mit einem Spitzbauch und zu viel Säure im Magen.

„He, Alter", sagte Jim, als er in die dunkle Hütte trat, „Besuch ist da, Vater." Von einem Deckenlager bei der Wand hob sich eine hagere Figur, blinzelte aus kleinen Augen gegen den Fremden.

Mr. Sclarc roch sofort, daß dieser Alte, schwach im Kopf, eine starke Kehle haben mußte. Die Hütte war von Alkoholdunst übersättigt. Jim riß das kleine Fenster auf, das einzige Fenster des Blockhauses. „Er hat nichts als das", murmelte er Mr. Sclarc zu. „Er trinkt sich noch zu Tode, aber ich kann's nicht hindern." Dabei fegte er mit einem Ruck den schweren Holztisch leer. „Nehmen Sie Platz, wir

haben ein gutes Stück Marsch hinter uns.“ Zehn Minuten später stand vor Mr. Sclarc ein Frühstück, so köstlich, wie es nur nach sechs Stunden Jagdmarsch zwölfhundert Meter hoch in den Rocky Mountains schmecken kann. Der Alte war von seinem Lumpenlager zum Tisch gekommen, auf dem alten, knochigen Kopf eine fuchsrote Perücke. Aber ehe er zum Tisch kam, fingerte er unter seinem Kopfpolster herum, zog irgendwo ein kleines, eingewickeltes Paket hervor, legte es beim Tisch unter seinen Stuhl und setzte sich darauf.

„Sein Spleen“, wisperte Jim Walsh, „sein Talisman. Das Zeugs hat er aus seinem Posthaus am Okanagan Lake gerettet, es war bei den Postsachen. Er ist verliebt in das Dings, na, er ist eben kindisch.“ Damit schnitt Jim Walsh neuerdings eine Scheibe dunkelrotes, duftendes Fleisch von der Keule, die auf dem Tisch lag. „Nimm mal deinen Fuchs herunter, Vater“, sagte er dann zu dem Alten, „er muß dir doch heiß machen.“

Der Alte nahm die rote Perücke ab, legte sie auf die Bank und grinste. Und Mr. Anthony Sclarc aus Vancouver sah zum erstenmal in seinem Leben einen skalpierten Schädel. Oh, es sah eigentlich gar nicht so grausig aus, fand er, eine nackte Glatze, sehr narbig und mit einer roten Narbe rund um den Kopf herum, von der Stirne über die Schläfen bis zum Hinterhaupt laufend.

„In Penticton gekriegt“, grinste der Alte, während er mit dem Finger auf seinen kahlen Schädel tippte, „war Postmeister dort, vorher in Calgary, lang vor der Canada Pacific Railway. In Penticton . . .“, er pfiff vor sich hin, „weiß nicht mehr, wann's war, haben sie mich . . .“ Er machte einen Strich quer über seinen Schädel. „Hab' ihn aber wieder gekriegt, meinen Skalp . . . Und meinen Schatz hab' ich auch.“ Er murmelte irgend was mit seinem zahnlosen Mund, langte unter seinen Sitz, zog das Paket hervor, auf dem er saß, und preßte es zärtlich an seine Brust. „Das haben sie nicht gefunden, ist nicht verbrannt . . .“ Er lachte leise in sich hinein.

„Irgend alte Marken sind's, Mr. Sclarc“, Jim wandte sich an den Alten: „Tu doch das Dreckzeugs weg, schlepp's nicht immer mit dir rum, ganz speckig ist der Quark schon.“

„Kein Quark, kein Dreckzeug.“ Der Alte fingerte mit zittrigen Händen an seinem Paket herum. „Ein Schatz, sag ich dir, wirst schon mal sehen, bis ich's dir hinterlasse. Zwanzig Jahre hab' ich gesammelt, aber 's ist nicht verbrannt.“

„Alter Narr.“ Jim murmelte es leise, gegen Mr. Sclarc hingewendet. Aber der Alte hatte es doch gehört. „No“, pfauchte er, „kein alter Narr. Guter Schatz das, du bist ein Narr. Sehen Sie, Herr“, wandte er sich an Mr. Sclarc, „sehn Sie nur, Sie verstehn's vielleicht . . .“ Er löste den speckigen Leinwandüberzug von dem Paket. „Da, gucken Sie . . .“

Drei, vier Dutzend Blätter altes, knittriges und schmutziges Packpapier lagen auf dem Tisch. Aber auf diesem alten Packpapier waren in Reih und Glied Marken aufgeklebt, ausgeschnitten aus Briefen und Karten. Und wie das Packpapier waren diese Marken überaus schmutzig und verpickt, aber aus allem Schmutz leuchtete die Vielfärbigkeit eines wirklichen Markenalbums durch.

„Zwanzig Jahre hab' ich gesammelt“, knurrte der Alte, „war ja Postmeister, großes Postamt in Calgary, Post aus aller Welt. Viele gute Marken . . .“

Mr. Sclarc tat einen Blick auf die Blätter Packpapier mit den schmutzigen aufgeklebten Marken. Und da sah er, — hatte er nicht als Junge Marken gesammelt, sehr lange und eifrig, seine Markensammlung lag noch immer zu Hause, — da sah er . . . Er langte mit der Hand nach dem Stoß Packpapier, aber schon war die Faust des Alten auf den Blättern. „Laß doch sehn, Vater“, knurrte Jim, „'s geschieht dir nichts.“ Er zog dem raunzenden, ängstlichen Alten das Paket unter den Händen hervor. „'s ist Quark, Mr. Sclarc“, sagte er, „unnützer Dreck, aber er schleppt sie seit immer mit sich herum und tut damit wie 'n Kind mit der Puppe.“

Mr. Sclarc sagte nichts. Er schaute auf die schmutzstarrenden Blätter Packpapier und sah und sah . . . War da nicht unter vielen albernen Marken auf diesem Blatt eine alte, gute Pennymarke, eine teure Englisch-Guyana? Ja, sie war es, zum Teufel. Er blätterte in dem Stoß von Packpapier. Und hier, wieder neben vielem Markenmist eine zwar überaus schmutzige, aber ganze und unverletzte Cap de Bou? Und auf diesem Blatt eine verkehrt geklebte, mit Kleister beschmierte alte Ochsenkopfmarke?

Donnerwetter! Sein Jungenherz mit dem Markeneifer wachte über dem alten Spitzbauch auf. Das war ja wahrhaftig ein Schatz. Mr. Sclarc überschlug im Kopf den Wert der seltenen Marken, die er auf drei, vier Blättern sah. Die Englisch-Guyana war mit zehntausend nicht zu hoch gerechnet, die Cap de Bou fast so viel . . . Was er auf den ersten Blick sah, war dreißigtausend Dollar wert. Und ein flüchtiger Blick auf die anderen Blätter zeigte ihm, daß unter diesen beschmierten, manchmal geradezu schmutzstarrenden Marken noch andere, uralte und wertvolle waren.

Er legte die Blätter zurück, wieder vor den Alten hin. Und er tat Ruhe und Kälte in seine Stimme, so wie er es vor Gericht zu tun gewohnt war. „Quark“, sagte er, „Quark ist es gerade nicht. Eine ganz hübsche Sammlung sogar. Natürlich nicht sehr geordnet und sehr schmutzig. Immerhin ganz nett . . .“ Aber er ging dann doch mit einer eigenartigen Erregung den Wildpfad hinunter, seinem Wagen entgegen, der zwanzig Kilometer weiter unten seit dem Morgen auf ihn wartete, um ihn nach dem Jagdausflug wieder in sein Hotel zurückzubringen.

„Nein, Mr. Sclarc“, sagte Jim Walsh am nächsten Morgen, als er ihn wieder abholte, „der Alte will nicht. Er hängt an dem Quark so. Freilich, mir wären hundert Dollar gut, sehr gut sogar, aber wenn er so an dem Quark hängt?“

Mr. Sclarc vermied es den ganzen Vormittag, von den Marken zu sprechen. Aber als er Jim wieder für den nächsten Morgen bestellte, sagte er so beiläufig: „Es sind ein paar Marken drunter, die ich in meinem Album nicht habe. Vielleicht hängt er für dreihundert Dollar nicht so sehr daran.“

„Er hängt an ihnen wie ein echter Narr“, sagte Jim am nächsten Tag. „Denken Sie, er ging mit der Faust auf mich los. Er ist schon komplett fertig. Wie ein Kind . . . Ich müßte sie ihm geradezu stehlen.“

Zwei Tage nachher, es war einen Tag vor der Abreise Mr. Sclarcs, seine Ferien waren zu Ende, kaufte Mr. Sclarc mit Jim zehn Flaschen echten, guten Rum. „Er wird zehn Stunden wie ein Toter schlafen“, sagte Jim, „dann können wir es tun. Aber Sie müssen an die leeren Stellen andere Marken aufkleben, damit er es nicht merkt. Weiß Gott, ich tue es ungern, man soll seinen Alten nicht beschwindeln, aber für tausend Dollar können wir's uns ein bißchen besser einrichten . . .“

Dann kam die Stunde, in der Mr. Sclarc ein paar Marken aus dem Packpapieralbum des skalpierten Postmeisters vom Okanagansee nahm und Jim irgendwelche andre Marken einklebte und dafür einen Scheck von Mr. Sclarc kriegte. „Es ist grade nur, weil just diese Marken in meinem Album fehlen“, sagte Mr. Sclarc, ehe er in seinen Wagen stieg, „hm, Markensammler haben mal einen Spleen . . .“ Dann fuhr er fort.

Gegen Abend nahm Jim Walsh Papier und Tinte vor und schrieb:

„Lieber Leslie, schick mir doch wieder ein paar Marken, Du weißt schon, der diesmalige hat sie einzeln herausgetan. Sorge nur, daß sie genügend schmutzig ankommen und in das Album passen. Übrigens, der alte Billie säuft schon zu unheimlich. Wenn Du einen anderen skalpierten Mann weißt, so schicke ihn mir, oder wir geben die Geschichte mit dem Skalp auf, obzwar sie gut wirkt, glaube ich. Wir gehen morgen von hier fort und trudeln in den Yellowstone-Park hinüber. Diese Gegend hier ist zu leer. Es hat diesmal drei Wochen gedauert, ehe einer angebissen hat . . .“

„Und so geht der Bayerische Marsch . . .“

Alter Mann,
nun liegst du da,
deine Hände sind gelb geworden,
und deinen Augen sieht man nicht mehr an,
was du denkst.
— Nur manchmal,
dann hast du einen Blick,
von dem man nicht weiß,
ob er Sehnsucht ist.

Deine Schultern,
auf denen ich alle Kavalleriemärsche der Vorkriegszeit geritten bin,
sind müde und schmal geworden.

Ja damals!
Damals warst du der fröhliche Handwerksmeister.
Sonntags warst du fromm,
mit Beten und so.
Alltags schimpftest du mit den Gesellen.
Aber wenn wir des Abends nach Hause gingen,
sangst du Lieder mit uns.
Es kam nichts von roten Fahnen darin vor.
Eine Melodie war da . . .
die mir nun nicht einfallen will.
Wir haben sie oft zusammen gesungen,
aber mit unseren Kinderstimmen nicht ganz so schön,
wie wenn du sonntagsmorgens Zither spieltest
und mit der Großmutter um die Wette sangst.

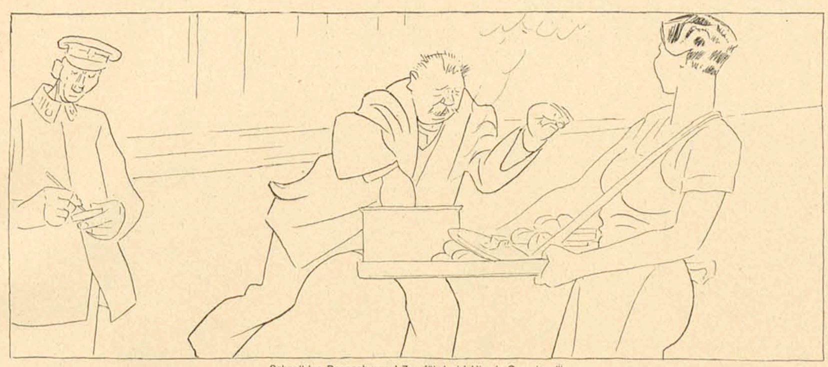
Ja,
du hast viel getan.
Du hast Menschen fröhlich gemacht
und mir Bratwürste spendiert.
Also geht die Liebe der Enkel zu den Großvätern durch den Magen?
Ja, Alter, warst ein feiner Kerl.
Vielmehr, noch bist du es.
Aber morgen?
Oder übermorgen?

Wenn mir nur die Melodie einfiele . . .
Nun liegst du da, Veteran der Arbeit,
und ich kann gar nichts für dich tun.
. . . Doch.
Etwas:
wenn ich jenes Lied pfeife, will ich immer an dich denken,
Großvater!

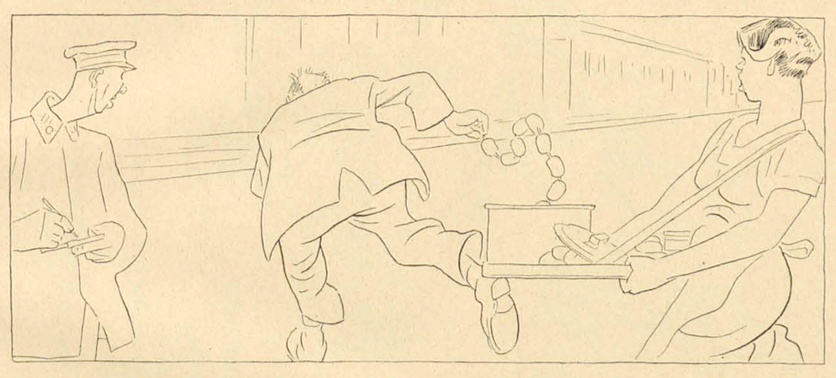
Paul Polte

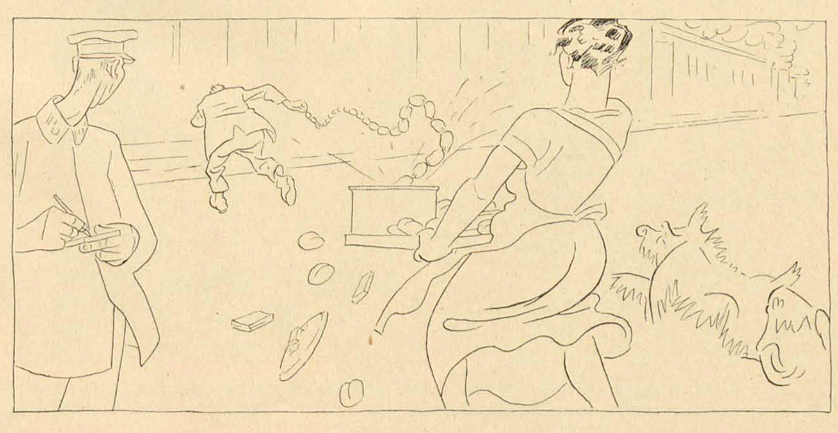
Und das Band, das uns verbindet,
sei kein schwaches Rosenband.

(Olaf Gulbransson)



„Schnell 'ne Regensburger! Zug fährt ab! Hier 'n Groschen!"





Der Blinde

(E. Thöny)



„. . . ‚der Krieg ist die höchste gerichtliche Instanz zwischen den Völkern. Man muß also für den Krieg bereit sein, nicht für morgen, sondern schon für heute!'" — „Maledetto! Diese Barbaren von Deutschen!" — „No, no, padre: das hat der Duce gesagt."

München, 23. September 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Auslandspresse

(E. Schilling)

„Ihre Berichte über den Nürnberger Parteitag sind zu begeistert." — „Aber sie entsprechen der Wahrheit." — „Sie haben nicht der Wahrheit zu dienen, sondern unseren Interessen!"

Rückgedenken im Frühherbst / Von Hermann Hesse

Am Hang die Heidekräuter blühn,
Der Ginster starrt in braunen Besen.
Wer weiß heut noch, wie flaumig grün
Der Wald im Mai gewesen?

Wer weiß heut noch, wie Amselsang
Und Kuckucksruf einmal geklungen?
Schon ist, was so bezaubernd klang,
Vergessen und versungen.

Im Wald das Sommerabendfest,
Der Vollmond überm Berge droben,
Wer schrieb sie auf, wer hielt sie fest?
Ist alles schon zerstoben.

Und bald wird auch von dir und mir
Kein Mensch mehr wissen und erzählen.
Es wohnen andre Leute hier,
Wir werden keinem fehlen.

Wir wollen auf den Abendstern
Und auf die ersten Nebel warten.
Wir blühen und verblühen gern
In Gottes großem Garten.

Die roten Dreiecke / Von Willfried Tollhaus

Wandas Erhebung ins Bedeutende begann damit, daß sie sich die Handflächen ihrer Bekannten zeigen ließ und ihnen dann allerhand Unverschämtheiten über ihr Vorleben und ihren Charakter sagte. Das nannte sie Chiromantie.

Zuerst tat sie das gratis, später gegen kleine Geschenke. Darauf kostete es zwei Mark.

Als sie genügend Erfahrungen gesammelt hatte, um zu wissen, die mangelnde Intelligenz vieler Zeitgenossen sei eine ausgezeichnete Basis für mancherlei Unternehmungen geschäftlicher Art, verlegte sie sich nicht etwa auf das Hellsehen, was jetzt in Verbindung und an Stelle von Wahrsagen eine gute Konjunktur hat, sondern sie gründete ein Institut für seelische Beeinflussung.

Ehe wir uns damit befassen, müssen wir wissen, wie Wanda aussah.

Sie war klein, sogar sehr klein und auf allen Seiten eben, sogar sehr eben. Die einzige Ausbuchtung innerhalb ihrer leiblichen Existenz war ihre Nase. Die hatte sich allerdings nahezu selbständig gemacht. Es ist aber nicht wahr, was böse Zungen behaupteten, daß sie nämlich beim abendlichen Klavierspielen, wobei sie zumeist auf zwei Adreßbüchern zu sitzen pflegte, mittels Klammer eine elektrische Birne an dieser Nase zu befestigen liebe, um die Noten damit zu beleuchten.

Ihre Augen waren grau und hatten das, was man Polizeiblick nennt. Den kleinen, aber breiten Mund zierte eine Reihe ungewöhnlich massiver Zähne, die für einen größeren Kauorganismus bestimmt und im Ausverkauf billig erworben zu sein schienen.

Dieses keineswegs statiöse Persönchen war von quecksilbriger Beweglichkeit und verfügte über einen äußerst beträchtlichen Sprachschatz.

Mit seiner Hilfe setzte sie jedem Klienten ihres Instituts auseinander, daß sie keine Medizinerin sei, was niemand vermutet hatte. Sie behandle überhaupt keine Kranken, pflegte sie zu sagen, sondern sie beeinflusse nur seelisch. In der Regel fügte sie dann mit freundlichem Lächeln hinzu, daß sie allerdings der Meinung wäre, es seien mehr Leute o h n e Ärzte von Krankheiten gesund geworden als m i t Ärzten. Das besagt an sich gar nichts, aber es war bereits eine seelische Beeinflussung und somit honorarträchtig.

Nun behandelte sie selbstverständlich vor allem jene Damen, die sich schon wohler fühlen, wenn sie erzählen können, welch herrliche Geschöpfe sie selbst und welch niederträchtige Gesellen ihre Männer sind. Das aber waren die einfachen Fälle. Sie ließen sich nur selten mit Gymnastik bessern. In der Regel genügte die seelische Massage.

Spezialistin war Wanda in Bezug auf die Hebung des Selbstgefühls. Hier hatte sie sich eine ganz bestimmte Technik herausgebildet, mit der man sich von allen Minderwertigkeitskomplexen und Lebensängsten befreien und sich garantiertermaßen in eine Art von Selbstsicherheit hineinsteigern konnte, die bereits pathologisch zu nennen war.

In diesem Spezialgebiet gab es wieder die Unterabteilung: A u t o a v e r s i o n.

An ihr litt nun Frau Schiff, um derentwillen diese Geschichte hier erzählt wird. Auf einem langen Weg durchs Leben hatte Frau Schiff ihren Vornamen verloren. Sie hieß auch im engsten Familienkreis nur Tante Schiff, Base Schiff, Schwägerin Schiff. Niemand erinnerte sich daran, daß sie auf Philine getauft war.

Tante Schiff, wie wir sie hier vertraulich nennen wollen, hatte etwas viel Tonnage. Sie war aber trotzdem und gerade deshalb seelisch und leiblich ohne feste Grenzen. Eine Freundin aller großen Gefühle, verließ sie gern die Region der Wirklichkeiten. Daraus erklärte sich ihre Abneigung gegen den großstädtischen Verkehr und seinen kategorischen Imperativ: Träume zu Hause!

Aus dieser Abneigung entstand nun jener seelische Zustand, den Wanda als Autoaversion diagnostizierte.

„Alles kommt daher, meine liebe Frau Schiff", sagte sie menschenfreundlich, „daß Ihr seelisches Zentrum verschoben ist."

Ein seelisches Zentrum ist bestimmt etwas, was jeder Mensch haben muß, dachte sich die Patientin. Wenn dem aber so ist, muß es eben richtig sitzen, und sitzt es nicht richtig, dann ist man reparaturbedürftig. In diesem Falle aber muß man Geld in den Beutel tun.

Wie rückt man ein verschobenes seelisches Zentrum zurecht?

Das eben war das Geheimnis der Leiterin des Instituts für seelische Beeinflussung. Sicherlich hatte sie sehr viele Methoden für ihre individuelle Behandlung. Wir wollen uns aber begnügen, die bei Tante Schiff so erfolgreich angewandte zu beschreiben.

Tante Schiff mußte sich zunächst bis auf ihren mattrosa Schlüpfer und die Untertaille entkleiden. Dann wurde sie in einen hellblauen Raum geführt, der äußerst leer war.

(Staudinger)



Dortselbst erfolgte zunächst die Belehrung, Atmen sei das wichtigste für einen Menschen. Tante Schiff hatte schon öfters gehört, daß Leute, die nicht oder nicht mehr atmeten, tot seien. Sie fand also die Behauptung Wandas richtig und sehr beachtenswert.

Höchst interessant war aber nun die folgende geistvolle Anmerkung: „Die Menschen atmen falsch. Dies ist die Wurzel allen Übels!" Auch Tante Schiff mußte zunächst richtig atmen lernen. Dazu ward sie genötigt, gerade zu stehen, die Schultern fallen zu lassen, Luft einzuschlucken und wieder auszuhauchen. Das wurde ihr sehr schwer und mußte dreimal wöchentlich geübt werden.

Dann hatte Tante Schiff die Kunst des Atmens erlernt.

Nunmehr begann die interessante Behandlung, die an mehreren Patientinnen gleichzeitig erfolgte. Jede erhielt einen Zettel. Darauf stand zu lesen:

I.

Auf der Stelle treten. (Bis dreißig.)

II.

Singen:
Hinaus in die Ferne (Hände vor die Brust)
trotz Autohupenklang. (Arme nach oben ausstoßen.)
Die Stimme erhebet (Arme zurück)
zu brausendem Gesang. (Linker Arm bleibt in seiner Haltung, rechter fällt nach unten. Weiter auf der Stelle treten.)
Der Freiheit Hauch (Ausfall mit dem linken Bein. Linken Arm vorstoßen, rechten zurück)
weht mächtig durch die Welt. (Zurück in die vorige Stellung.)
Ein frohes Leben (Ausfall rechts)
uns wohl gefällt. (Grundstellung.)

III.

Auf der Stelle treten. (Bis dreißig.)
Fünfmal wiederholen, dann Pause von zwei Minuten. Dann wieder fünfmal. D a s G a n z e b i s z u m r o t e n D r e i e c k.

Wer wissen will, was es mit dem roten Dreieck auf sich hat, dem muß gesagt werden, daß Wanda nach der zweiten Wiederholung in der Zweiminutenpause zu fragen pflegte: „Sehen Sie lila Dreiecke?" Und zwar fragte sie das in einem Ton, wie man sich zu erkundigen pflegt, ob zweimal zwei vier ist.

Es dauerte sehr lange, bis Tante Schiff lila Dreiecke sah. Jedenfalls aber war sie die erste aus ihrer Gruppe, die sie bemerkte. Eine sehr frechschnauzige Berlinerin, die auch dabei war, glaubte es ihr nicht. Aber Wanda glaubte es. Sie behauptet, es sei zwar erfreulich, aber falsch. Die Dreiecke dürften nicht lila sein, sondern rot. Das Blau in Lila wäre auszubleichen.

Bitte, bleiche einmal jemand das Blau in seinen lila Dreiecken aus! Das ist nicht so einfach!

Es ging also weiter hinaus in die Ferne.

Da fing die unbegabte Berlinerin an, statt „der Freiheit Hauch (Ausfall links) weht

mächtig durch die Welt (zurück)" zu singen:

Und wer es tut (Ausfall links),
den haun sie auf den Hut (zurück),
den haun sie auf die Schnauze (Ausfall rechts),
daß es blut't. (Grundstellung.)

Sie behauptete, das habe sie schon als Kind so in Berlin-Moabit gesungen.
Wanda sagte sofort, das ginge nicht. So werde man nie lila Dreiecke zu roten machen.
Tante Schiff fand den Berliner Mangel an Ernst empörend. Sie war für der Freiheit Hauch.
Und sie wurde belohnt!
Eines Tages war ihr verschobenes Zentrum zurechtgerückt. Sie sah rote Dreiecke!
Man stelle sich ihr Vergnügen vor!
Wanda erklärte ihr, daß nun eigentlich alles geschafft sei. Jetzt kam nur noch die Anwendung im Freien. Sie bestehe darin, daß man sich an den wildesten Verkehrsecken aufstelle, leise vor sich hin summe: „Hinaus in die Ferne" und in Gedanken die Freiübungen mache. Wenn man dann rote Dreiecke sähe und das Verkehrslicht richtig stehe, laufe man einfach los!
Tante Schiff probierte es, und siehe, es ging — es ging sogar ausgezeichnet. Nichts geschah ihr. Die Angst verflog meist schon, wenn sie bei „der Freiheit Hauch" war. Dann ging sie leicht, fast hüpfend wie eine Bachstelze mitten durch den brandenden Verkehr, und alles war gut.
Sie verstand seitdem nicht mehr, warum nicht alle ihre Freunde, Verwandten und Bekannten sich bei Wanda zu roten Dreiecken verhelfen ließen.
Nun wurde ihr das Ausgehen in der Großstadt zur Freude. Sie suchte sich geradezu die schwierigsten Passagen aus. Wenn sie dann die Menschen, die Gott verflucht hat, zu Fuß zu gehen, sich ängstlich auf den Kantsteinen herumdrücken sah, summte sie ihre heroische Melodie, sah rote Dreiecke und schwebte hinüber.
Da geschah ihr eines Tages etwas ganz Furchtbares. Sie stand an einem sehr gefürchteten Übergang, vor dem selbst alte Verkehrsschutzleute blaß zu werden pflegten. Und als sie in sich hinein sang: „Hinaus in die Ferne", kamen ihr die grauenvollen Berliner Verse in den Sinn:

„Und wer es tut —
den haun sie auf den Hut . . ."

Sie erbebte bis ins Mark ob dieser Lästerung. Aber siehe: die roten Dreiecke waren schon aus alter lieber Gewohnheit da.
Da sah Tante Schiff nicht einmal mehr nach den Verkehrslaternen. Leichten Fußes, durchaus erfüllt vom Bewußtsein ihres guten Gewissens, strahlend im Gefühl, der Liebling der roten Dreiecke zu sein, ging sie mitten hinein in das Gewoge der Autos.

„Der Freiheit Hauch (Ausfall links)
weht mächtig durch die Welt . . ."

Als sie es vor sich hin summte, sah sie ein gewaltiges Brauereiauto dicht vor sich. Der Chauffeur schrie etwas Unanständiges, und dann strahlten die roten Dreiecke noch einmal ganz herrlich auf. Tante Schiff begrüßte sie mit: „Ein frohes Leben (Ausfall rechts) uns wohl gefällt", und schon war sie Objekt eines Polizeiberichtes mit der Überschrift geworden: „Tödlicher Verkehrsunfall infolge von Geistesverwirrung."
In der Todesanzeige der Verwandtschaft fand sich dann auch ihr Vorname Philine wieder an.
Wer aber trägt die Verantwortung für Tante Schiffs Ende?
Beileibe nicht Wanda und das „Büro für seelische Beeinflussung". Nur die niederträchtige Berlinerin mit ihrer gemeinen Version aus Berlin-Moabit. Damit ist selbstverständlich das ohnedies nicht geringe Schuldkonto der Berliner um einen neuen beträchtlichen Posten zu belasten.

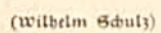
Kampf dem Kitsch!

(Rudolf Kriesch)



„Nanu, bei euch is ja 'n janzen Tag jeschlossen?" — „Kunststück — unsre tätowierte Dame is von der Reichskunstkammer vabot'n!"

Hermann Löns, gefallen am 26. September 1914



Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee, der Schnee;
Scheiden und Meiden
Und das tut weh.

Rote Husaren,
Die reiten niemals, niemals Schritt;
Herzliebes Mädchen
Du kannst nicht mit.

Weiß ist die Feder
An meinem roten, roten Hut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Das grüne Gläslein
Zersprang mir in der, in der Hand;
Brüder, ich sterbe
Fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe
Soll'n rote Rosen, Rosen stehn;
Die roten Rosen
Und die sind schön.

Zuspruch

Was ist dir heute bloß so schwer
in deiner Stubengruft?
Ein Hämmern tönt von weitem her
wohl durch die Morgenluft.

Da regt sich wer, da rührt sich was.
Und du willst grämlich ruhn
und blinzelst durch das Fensterglas?
Gibt es denn nichts zu tun?

Ob klein der Nagel oder groß —
gleichviel . . . Sei nur kein Tropf
und hämmre wacker auf ihn los
und triff ihn auf den Kopf!

Ratatöskr

Casparcarl oder das Prinzip der Wohlanständigkeit

Von Justus Franz Wittkop

Herr Casparcarl war Tanzmeister in dem kleinen Städtchen O. Es lag ihm ob, jedes Jahr einer neu herangereiften Generation nicht nur die Schritte und Figuren der alten und modischen Tänze, sondern auch die Regeln der Wohlanständigkeit beizubringen, allerdings nur soweit diese sich in äußeren Formen, in gesitteter Haltung und gefälliger Gebärde dokumentiert.

Herr Casparcarl war ein hochbetagter Mann geworden, und seit vielen Jahrzehnten war er im Städtchen tätig. Sein graues Haupt erinnerte im Greisenalter ein wenig an einen knochigen und erbarmungswürdigen Pferdekopf. Der grazilen Beweglichkeit seines vom Tanzen gleichsam mechanisch gelenkigen Gliederbaus aber schien das Greisenalter mit seinen Beschwerden fast nichts anzuhaben. Wenigstens war Herrn Casparcarl nichts von Körpersteifheit, von Zittern, von Mühsal oder Altersmüdigkeit anzumerken, solange er noch irgendein Auge auf sich ruhen fühlte.

Anders vielleicht, wenn er des Nachts nach vollbrachtem Tagwerk über den roten Läufer die von Lorbeerbäumen flankierte, steile Treppe zu seinen Privaträumen hinaufkletterte, während die Kristallüster im Parkettsaal erloschen waren, und die Schar der Schüler und Schülerinnen in wonniger Jugendungeduld den Geheimnissen des Tanzstundenheimwegs entgegeneilte. Vielleicht ließ er sich dann ein wenig gehen, seufzte vielleicht still und seelentraurig vor sich hin, wischte sich einen eiskalten Altersschweiß von der Stirn, knöpfte sich im Gehen den steifgestärkten Kragen des Frackhemdes auf oder tat sonst eine unbeherrschte Lebensäußerung, wie sie den strikten Gesetzen der Wohlanständigkeit widersprechen mag. Denn was an den sterblichen Leib und seine niedrigen Funktionen erinnert, hat hinter Haltung und weißer Binde verborgen zu bleiben.

Wie aber, wenn — um es nackt zu sagen — der sterbliche Leib zum Sterben kommt? Wäre es für einen alten Tanzmeister nicht etwa ein angemessener Tod, im Gepränge eines Jungmädchenballs auszuhauchen, während die Fiedeln schluchzen und schwebende Paare sich in den Spiegeln hundertfach in die Unendlichkeit drehen? Oder wäre es nicht vielmehr der Gipfel des schlechten Tons?

Herr Casparcarl hatte an diese provozierende Möglichkeit oft genug gedacht, so oft, daß er sie zu fürchten begann. Innerlich und streng verhohlen nahm jede Aufregung ihn unmäßig mit. Doch gab es eine Aufregung, heftiger als die an Lampenfieber grenzende, die des alljährlichen Abschlußballs im Bürgerkasino?

Wie aber, wenn der Tanzmeister plötzlich zusammenbricht? Er liegt plötzlich röchelnd auf dem blanken Parkett und starrt mit gebrochenen Augen in das Flimmern der Lichter. Herr Casparcarl hatte sich dieses Bild, fröstelnd auf dem Linnen seines Greisenbettes, in vielen Nächten ausgemalt; es war der Wachalp seiner Schlaflosigkeit.

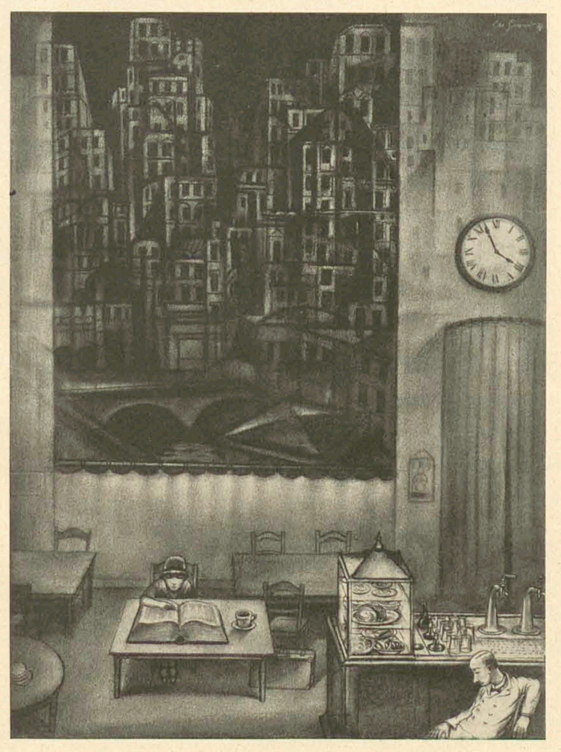
Aber vielleicht fürchtete er es so panisch nur, weil er es im tiefsten Grund seines Herzens ersehnte? Weil es ihm wie eine letzte heiße Genugtuung erschien, wie ein triumphierender Protest gegen den leeren korrekten Zwang seines Lebens? Hier wagte er nicht weiterzudenken, und er zog frierend seine Kniee unter der Decke an. Er kicherte laut in der Dunkelheit; es klang fürchterlich hämisch und schadenfroh. Ohne Zweifel, er benahm sich schlecht in der Einsamkeit auf seinem kalten Lager, vierundzwanzig Stufen vom Parkett seines Schulsaals entfernt. Er erschrak vor sich selbst und streckte sich spindeldürr aus. Und die Angst kroch ihm über das Herz und nistete sich in seinen alten Pferdeschädel ein. Weniger die Angst vor dem Tode; denn zuweilen ersehnte er ihn wie einen letzten Akkord bei den Rundtänzen, die den Atem der Alten allzusehr in Anspruch nehmen. Die Angst, die ihn bei dem Gedanken an den Tod im Ballsaal beschlich, war eher der Schauder vor dem blasphemischen Zufall, vor dem höchsten Verletzen der Form, die sein Element gewesen war.

Der große Abend des Februarballs kam heran, und der Tanzmeister war der Einzige vielleicht im ganzen Städtchen, der ihm klopfenden Herzens entgegensah. Die jungen Damen hatten selbst in O. das Ballfieber verlernt. Aber der Tanzmeister, der alte gewiefte graue Herr Casparcarl, zitterte, weil unaussprechlich peinliche Ahnungen ihn bedrängten.

Als er vor dem Kasinoeingang dem lackierten Coupé entstieg, als er sachte mit hochgerichtetem Rückgrat im frisch gebügelten Frack durch das flirrende Licht der Bogenlampen den Flügeltüren entgegenschritt, da glich er bei aller geziemenden Haltung und trotz der Zierlichkeit seines Gangs, trotz weißer Nelke und Lavendelduft einem pferdeköpfigen Gespenst, das aus den Familienromanen des vorigen Jahrhunderts in die Wirklichkeit einer kalten Februarnacht herüberkam. Von einer abgestorbenen Atmosphäre schien er umwittert, während er in bedächtigem Tippelschritt dem parfümierten Brodem des Ballsaals entgegenstrebte, als suche ein Wiedergänger die Rückkehr in seine längst verflossene Zeit. Hinter ihm in den Palmenkorridoren hörte man das respektlose Kichern aus Mädchenkehlen, das ihn wie ein flüsterndes Kielwasser bis an die Schwelle des Festes begleitete. Er selbst vernahm es, und die Maske seiner welken Züge wurde womöglich noch starrer. Zum erstenmal vielleicht kam es ihm zum Be-

Im Wartesaal

(Ch. Girod)



Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

wußtsein, daß er übriggeblieben sei, ein Repräsentant von Dingen und Werten, die es nicht mehr gab. Und das verpflichtete ihn erst recht zu formvollendeter Zucht. Trotzdem wurde die Beklemmung nicht schwächer.
Sie steigerte sich noch mit dem Anschwellen des Festes. Sie wurde so drosselnd, daß er fast nicht mehr ganz für sich einzustehen vermochte. Körperliche Bedrängnisse kamen hinzu, Blutandrang zum Kopf, jähe Schwindelgefühle, ein plötzliches Stocken des Herzschlags. Und auf einmal wurde es ihm grausam klar, daß sein Angsttraum der Erfüllung entgegenging. Er fühlte, daß in jedem Augenblick ihn die Ohnmacht der Agonie umnebeln konnte.
Noch kommandierte er mit seiner süßlich singenden Stimme die Touren der Française nach den Melodien aus der „Fledermaus". Avancez ... tournez à droit . . . balancez! Er sah die jungen Gesichter vorübergleiten, blonde Schöpfe, bunte Bänder, nackte Mädchenschultern, rote Schulbubenwangen. Es war ihm, als nehme die Schar hinter einem lichtblauen Schleier an Zahl und Bewegung zu. Es rauschte und wogte wie ein Meer von Tänzern, eine Brandung von Jugend. Fast besinnungslos klatschte er den Rhythmus mit den Knochenhänden; er wiegte sein altes Haupt mit dem Lächeln der Courtoisie. Aber vor seinen Augen war es fast schon dunkel geworden.
Der Kontertanz kam endlich zu Ende. Die Paare umfaßten sich, der Schmelz des Walzers floß über das honigsüße Drehen. Es walzte und schleifte der Saal, und die Fiedeln schluchzten. Der Tanzmeister tappte unsicher durch das Gewühl. Man stieß ihn und schob ihn, und niemand schien auf sein Tappen zu achten. Seine tastenden Finger berührten jetzt warme Seide, jetzt erhitzte Haut, jetzt kühlglattes Tuch. Er hielt den Kopf noch erhoben, bleich unter so viel rosenfarbener Festeslust. Nur ein Gedanke beherrschte ihn: den Ausgang zu finden, ehe die letzte Kraft ihn verließ. Die Wohlanständigkeit verbot ihm, in einem Ballsaal zu sterben. Und ihr willfahrte er bis zum Tode.
Endlich berührten seine Finger die eiskalte Glasscheibe einer Tür. Er schluckte vor tiefer Befriedigung. Ein gut Teil der Angst wich von ihm. Es gelang ihm, unbemerkt hinauszuschlüpfen.
Die frische Winterluft schien sein Unwohlsein im Nu zu beheben. Er stand auf einer verlassenen Terrasse über dem nächtlichen Park. Der Schnee glitzerte unter den kreisenden Reflexen, die aus den Fenstern des Festsaals fielen. Das Summen der Ballgeräusche schmolz zu einem getragenen Chor zusammen, der aus einer Krypta zu schallen schien. Casparcarl fühlte sich unendlich müde. Langsam ging er zur Estrade vor. Er setzte sich auf das Steingeländer und lehnte das graue Haupt gegen einen steinernen Delphin. Der Frost ließ seine alten gelben Zähne klappern. Mit den Frackschößen spielte der Winterwind; sie wedelten schwach, als der Greis schon starr geworden war. Der Frack war das letzte an ihm, das über den Tod hinaus noch Bewegung besaß. Zusammengekauert saß er entseelt im fahlen Widerschein des Festes und glich jetzt völlig einem betagten Gespenst.
Ist es aber mit Wohlanständigkeit vereinbar, auszusehen wie ein Gespenst?

Ein Menschenfreund

In der Zeit, als einer, der heiraten wollte, nur zum Pastor zu gehen brauchte und nicht, wie heutzutage, Pastor und Standesamt bemühen mußte, also vor nun gut fünfzig Jahren lebte in Langenhagen ein sehr großer Menschenfreund. Das war der Büdner Kophamel. Dem ist in der Zeit wieder einmal die Ehefrau gestorben. Wieder einmal, denn die Verstorbene war schon seine zweite Frau. Büdner Kophamel hatte, als er sich nach dem frühen Tode seiner ersten Ehefrau wieder verheiratete, die Schwester der Verstorbenen heimgeführt. Als nun diese nach ein paar Jahren verstarb, zog die dritte und letzte der Schwestern zu ihm und führte ihm den Haushalt. Zwar waren seine beiden Ehen kinderlos geblieben, aber in einen Landhaushalt gehört nun mal eine Frau hinein.
Gut ein Jahr nach dem Tode seiner Frau ging Büdner Kophamel zu Pastor Fründt. „Ja, Herr Pastor, ich wollte Ihnen das man mal sagen; also: ich will nu man mal wieder heiraten. Nu wollte ich man bloß fragen, ob der Herr Pastor mich nicht aufbieten möchte?"
„Aber selbstverständlich, mein lieber Kophamel", sagte der alte Herr, „'s ist ja sehr vernünftig, daß Er wieder heiraten will . . ., wenn Er ja auch keine Kinder hat, die der sorgenden Mutterhand bedürften, in Seine Wirtschaft gehört eine Frau! Wen will Er denn heiraten?"
„Tsche, Herr Pastor, die letzte Schwester von meinen Frauen — dacht' ich so."
„Aber, mein lieber Kophamel!" fuhr da Pastor Fründt auf. „Ist Er denn von Gott und allen guten Geistern verlassen? Warum will er denn gerade diese heiraten? Landauf, landab weiß doch ein jeder Mensch, daß Er bisher immer Lärm und Streit im Haus gehabt hat! Nun, mich geht es ja eigentlich gar nichts an, aber Er hat doch nicht nur mit seinen beiden verstorbenen Frauen unglücklich gelebt, auch mit dieser letzten Schwester hat Er doch ewig Streit und Zank. — Mein Gott, Kophamel, Er ist ja noch ein sehr ansehnlicher Mann. Er kann doch wohl eine andere Frau bekommen! Warum will Er denn ausgerechnet diese letzte Schwester auch noch nehmen?"
„Herr Pastor, Sie wissen, daß sonst keine anderen Geschwister da sind. Und da meint' ich so, ich könnt' auf diese Weise die Art ganz ausrotten . . ."

Otto Wettberg

Der Schutzengel

(O. Nückel)

Pläne u. Ziele

ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Inseriert ständig im Simplicissimus!



Tiefer Schlaf allein

bewirkt das Wunder der tägl. Verjüngung Mit **Ohropax-Geräuschschützern i. Ohr** haben Sie ihn bestimmt. 12 formbare. Kugeln für nur RM. 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Völlerei Simpl.-Bücher! Kartoniert Eine Mark

Simplicissimus-Verlag / München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

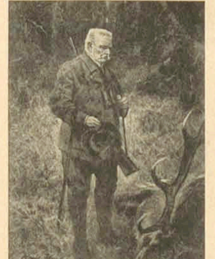
Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:

Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 69
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:

Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal



Hindenburg vor einem gestreckten Kapitalhirsch

Größenformat 48×64 cm, Bildformat 30,7×42 cm

Hindenburg vor dem toten Hirsch

Helio-Gravüre nach einem Kolossal-Gemälde von Karl Hans Krohn, für den billigen Preis von RM. 2.50 (ungerahmt) zuzüglich RM. —.50 für Porto und Verpackung einschließl. Rolle gegen Voreinsendung. Nachnahme RM. 3.20.

Dieses Monumentalbild gehört in jedes Jagdzimmer, sowie in das Arbeitszimmer des Jägers und eignet sich auch vorzüglich als Geschenk sowie als Ehrenpreis. Der Preis von RM. 2.50 ist derart niedrig gestellt, daß jeder Jäger in der Lage ist, zur ewigen Erinnerung an den großen Heerführer, Staatsmann und Jäger diese wertvolle Gravüre zu erwerben.

Zu beziehen durch den Kommissionsverlag

„Der Deutsche Jäger", München 2 C, Sparkassenstraße 11

Postscheckkonto F. C. Mayer, München Nr. 4180.

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann

GEGRÜNDET 1891
BERLIN S.O.16
RUNGESTR. 20

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Schreibmaschin. und Vervielfältig. In jed. Preislage Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. Hummel, München Neuhauser Straße 20

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Männer! **Neue Kraft** und **Lebensfreude** durch **Kolan-Spezial.** garant. unschädl. Mittel (k. Pillen) bei Unlust, Müdigkeit und vorzeitiger Schwäche, **macht auffallend frisch** und **leistungsfähig,** unmittelbar nach Gebrauch. **Erfolg überraschend.** Probepackung RM. 2.— in Briefmarken franko oder Nachnahme zuzüglich Porto neutral. verpackt. Fa. **G. Keller, Stuttgart-N.,** Calwer Straße 18.

UNTERRICHTS-ANZEIGE

Doktor jur., rer. pol., phil., Ing. Auskunft Rat, Fern-Vorbereitung. Berlin W 30/N. Dr. jur. Hiebinger, Mart. Lutherstr. 79. Prospekt.

1. Kostenlos 1/2 Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte"
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch **PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62**

DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS

Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Vom Tage

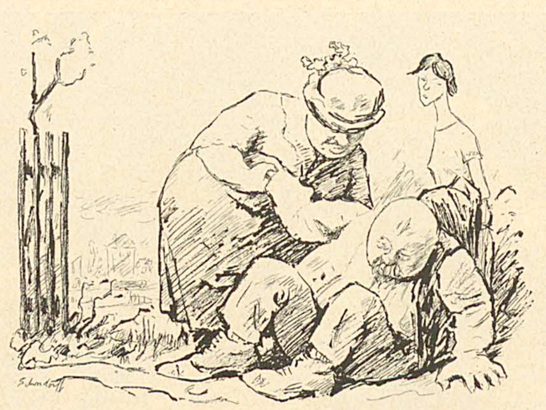
Durch die Presse ging vor kurzer Zeit die Meldung, daß ein Amerikaner, der die Straße von Cabourg nach Paris zu schnell fuhr, zu einer Strafe von 100 Franken verurteilt wurde. Er verweigerte die Zahlung aber mit der Begründung, daß er an eine Regierung, die ihre Kriegsschulden nicht begleiche, keine Zahlung leisten könne. Vor Gericht erklärte er sich dann schließlich bereit, die 100 Franken an den amerikanischen Schatzsekretär zu zahlen, und zwar zur Gutschrift auf das französische Schuldenkonto in USA. Das französische Gericht ließ diese Regelung gelten.
Voraussichtlich werden nun die französischen Verkehrspolizisten verzehnfacht und durchweg mit erstklassigen Stoppuhren ausgerüstet, und dann wird Frankreich wohl in absehbarer Zeit seine Kriegsschulden an Amerika zu begleichen in der Lage sein.

Fundstücke

In den „Amtlichen Mitteilungen der Handwerkskammer für Mittelfranken" war folgendes Inserat zu lesen:

Letzte Etappe

(Schondorff)



„Bal ma 'n nur bis zum Gart'n bringatn, dös bsuffne Wagscheitl, dös bsuffne! Am Zaun kunnt a si nacha scho weiterhantln."

Ihre Urlaubsreise hat für Sie doppelten Wert, wenn Sie vorher Ihre Gesundheit durch gewissenhafte Urin-Untersuchung prüfen lassen. Spezial-Laboratorium der Apotheke X. in Y. — Sammelgefäße kostenlos.

*

Der Romanteil einer kleinen Zeitung brachte unter einem undeutlichen Bilde folgende Unterschrift: „. . . er schob seinen Arm unter den gebräunten der Geliebten . . ."

Handfester Glaube in Oberhessen

Ich gehe mit dem Pfarrer durchs Dorf. Der Rabenwirt schafft und schwitzt in Hemdsärmeln im Wirtshausgarten, um mit seiner Familie das Tanzpodium für das Kirchweihfest fertigzustellen. Der Pfarrer bleibt stehen und fragt: „Na, alles in Ordnung für morgen?"
„Ja, Herr Pfarrer, jetzt heißt's halt nur noch: Ordntlich in die Händ' gespuckt und unsern Herrgott um gut Wetter gebitt'!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Zwetschgenzeit

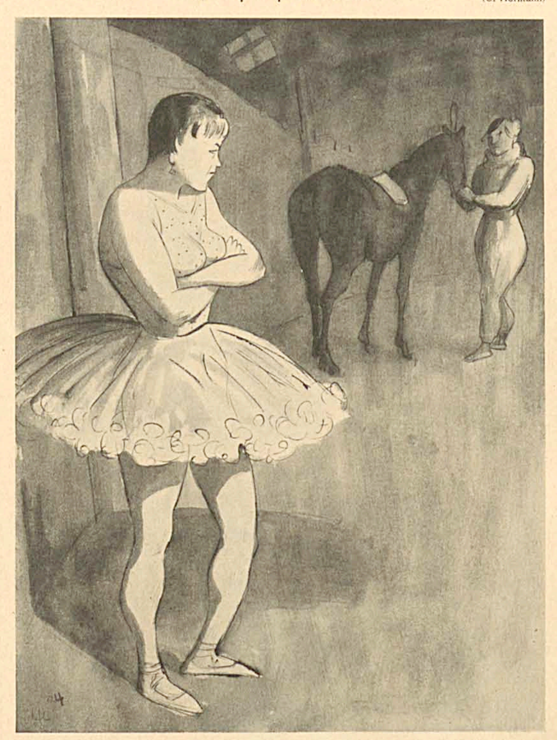
(O. Gulbransson)



Kaum gedacht, kaum gedacht — — war der Lust ein End' gemacht!

Tempi passati

(O. Hermann)



„Daß i iatz so g'schund'n werd! Beim Schichtl selig hab i's schöner g'habt, der hat mi alle Tag bloß auseinanderg'sägt!"

Stille Stunde

Laß uns die Hände verschränken,
daß ich nicht einsam sei,
wenn die Schatten sich senken
bei des Abends Schalmei.

Kehre dich ab von dem Lauten,
tu dich der Stille auf —
wende den Blick zu umblauten
höheren Gipfeln hinauf —

bis wir uns selbst überragen,
jede Grenze verblich,
und wir uns staunend fragen:
welcher von uns — bin ich?

Josef Rigam

Astronomie

Anno 16. Das Regiment wurde ruhehalber aus der Verdunschlacht zurückgezogen. Sein Kommandeur befahl, nachdem der äußere Mensch halbwegs wieder in Schuß gebracht war, daß in den Tagen der Erholung Unterricht zu erteilen sei, um wieder Ordnung in die verwilderte Kolonne zu bekommen („Seid man erst auf dem Kasernenhof — dann geht der Ernst des Lebens wieder los!"). Es stiegen kompagnieweise die üblichen Instruktionsthemen, die das Herz des Rekruten höher schlagen lassen und die da sind: Schießlehre, Rangabzeichen der Marine, Gewehr 98 („Weshalb heißt es 98?" — Eisiges Schweigen. — „Erstens: weil es 1898 eingeführt ist, und zweitens: warum auch nicht!") und — last not least — Gesundheitspflege („Womit wäscht sich der Soldat?" — „Mit entblößtem Oberkörper.").
Alles wäre befehlsgemäß verlaufen, wenn nicht der Kommandeur des 1. Bataillons das Pech gehabt hätte, seines Zeichens Oberlehrer zu sein und so nur en passant et en reserve die Kriegsbemalung eines Häuptlings zu tragen. Bei dem besagten Hauptmann, der sich im Trichterfelde Verduns mit seinen Mannen vorzüglich geschlagen hatte, brachen urplötzlich atavistische Triebe durch; er entwickelte sich in dem Augenblick, als er wieder ein Dach über dem Gelehrtenkopf hatte, zum Oberlehrer zurück und machte seine Kompagniechefs mit dem auch ihnen nicht ganz fremden Gedanken vertraut, daß ihn die üblichen, durch lange Friedensjahre geheiligten Instruktionsthemen (mit Verlaub) ankotzten . . .
In den vier Kompagnien seines Bataillons sollten in den Wochen verdienter Ruhe einmal andere Themen behandelt und so dem schlichten Feldgrauen Gebiete eröffnet werden, die den meisten Kämpen bis dato mehr oder weniger verschlossen seien. Es sei zunächst zu beginnen mit etwas Fernliegendem, mit Astronomie, woraus er das dargestellt sehen wolle, was für die Allgemeinbildung des Soldaten unentbehrlich und zudem überhaupt wissenswert sei. Der Hauptmann verstieg sich in Dimensionen, und die lauschenden Führer der Kompagnien 1, 2, 3 und 4 verstiegen sich militärisch-stratosphärisch mit. Der nächste Tag himmlischer Ruhe erfuhr in den vier Kompagnien einen hühnereierartiggleichen Unterricht über die Grundbegriffe der Sternkunde, und zweifellos hätte sich alles reibungslos entwickelt, wenn nicht gegen jede astronomische Berechnung der Regimentskommandeur auf den absurden Einfall gekommen wäre, sich samt Regimentsstab die Kompagnien im Unterricht einmal anzuhören. In Kompagnie 1 verlief der Piccardflug durch den zuständigen Offizier einwandfrei, ebenso erfolgte in Kompagnie 3 und 4, wo gleichfalls Leutnants ihres Pädagogenamtes walteten, eine glatte Landung.
In den Kompagnien wurde geradezu einstimmig in Frage- und Antwortspiel festgestellt, daß der Lichtstrahl von der Sonne zur Erde reichlich acht Minuten brauche, und daß der Durchmesser der Sonne, dieses glühend-flüssigen Körpers, hundertmal so groß sei als jener der Mutter Erde, die sich im übrigen um die Sonne drehe. Die trauliche Zwiesprache zwischen Leutnant und Füsilieren deckte sich mit den tiefschürfenden Gedanken, die vortags der Oberlehrer-Häuptling seinen Kompagnieführern verzapft hatte. Da nahte das grausige Verhängnis bei der zwoten Kompagnie, dessen Führer plötzlich abkommandiert und somit nur flüchtig in der Lage war, seinen den Unterricht übernehmenden Feldwebel über das vom Hauptmann über die Instruktion Befohlene zu unterweisen. Der infolge der Anwesenheit des Regimentsstabes schwitzende Feldwebel lag mit der Entfernung Sonne—Erde richtig, und seine Getreuen befanden sich auch über die Länge des Sonnendurchmessers in mathematischer Übereinstimmung mit den Erkenntnissen der einschlägigen Wissenschaft; alles klappte glühend-flüssig, wenn nicht die verfluchte Drehung der Erde um die Sonne gewesen wäre, die infolge eines ekliptischen Irrtums der Kompagniemutter in eine solche der Sonne um die Erde verwandelt wurde! Der Regimentsstab wurde korporativ weiß wie Kalk; dem Herrn Oberst entfiel bei der das Weltensystem erschütternden Niete fast das Monokel; den beteiligten Astronomielehrern aber sind bis heute noch nicht die inhaltsschweren Worte der darauffolgenden allerhöchsten Kritik entfallen, die — erhaben über Raum und Zeit — daselbst also lauteten:
„Meine Herren! Der Unterricht in den Kompagnien war zufriedenstellend. Habe mit Jenugtuung bejrüßt, daß im 1. Bataillon vom jewöhnlichen Schema der Instruktion abjewichen wurde und habe nichts dajejen, wenn Sie, Herr Hauptmann, so fortfahren. Ihnen aber, Feldwebel, möchte ich janz dringend ans Herz lejen: Diese Dreherei da — Sonne um Erde, respektive Erde um Sonne — an sich jut — ist im Bataillon" (mit erhobener Stimme!) „unter allen Umständen jleichmäßig zu machen..."
Sprach's und verschwand mit dem Kometenschweif seines Stabes.

Felix Krüger

Ländliches

Vor einigen Wochen war ich in einem kleinen Gebirgsdorf.

Eines Tages saß ich mit dem Bürgermeister beim Dämmerschoppen.

„Jo", sagte er nachdenklich, „jo, liaber Herr, vorig's Jahr, wann S' bei uns g'wes'n war'n, da ham ma no a Sehenswirdichkeit g'habt . . . A Holzschnitzerei aus 'n fuchzehnten Jahrhundert . . . Sö, das war Eahna was . . . Alle meglichen Professoren san kummen und ham s' von hint und vorn photographiert . . ."

„Und wo ist sie jetzt?" fragte ich, „im Museum?"

„Ah na . . . Wer wird denn a so a Seh'nswirdichkeit in a Museum einistell'n, wo s' koa Mensch mehr anschaun geht . . . Bei Nacht und Nebel hab'n s' as uns g'stohl'n . . . Grad aus der Kapelln außer g'stohl'n . . . Und iatzt is d' Kapelln leer!"

„Was Sie sagen!" staunte ich, „ist denn das möglich!?"

„Jawoi!"

„Und was haben Sie gemacht?"

„Du mei", achselzuckte der Bürgermeister, „was soll ma do mach'n? Jetzt'n ham ma halt zu dera Kapelln an Posten hing'stellt!"

Nebelmorgen / Von Hans Franck

Was bangt dich vor dem Nebelland?
Der Morgen geht dir Seit' an Seite.
Nimm hin die ausgestreckte Hand!
Schreite!
Und wo du meinst, daß es dich übermannt,
öffnet sich deinem Fuß die Wolkenwand.

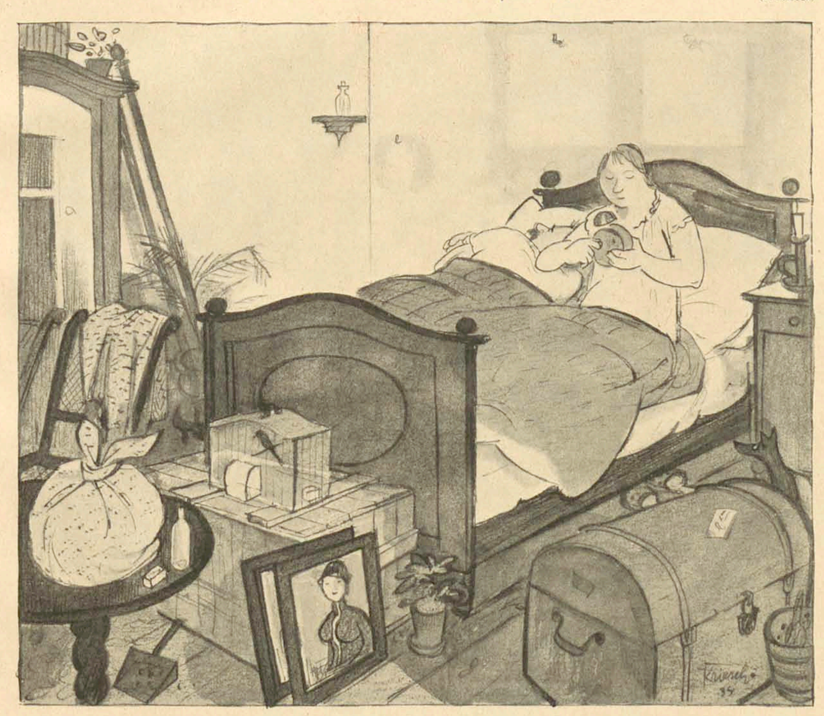
Du siehst den Weg mit Augen nicht?
Weißt nicht, wie ehdem, um das Ziel?
Was mühst du dich um Ferne-Sicht!
Soviel,
daß deiner Nähe Helle nicht gebricht,
verbleibt dir Schritt für Schritt vom Licht.

Die Finsternis im Rücken schreit
danach, zu schlingen deine Spur?
Sieh: Selbst ein Leben, das gedeiht,
ist nur
der Schritt aus Dunkelheit in Dunkelheit,
umschimmert von dem Flackerschein der Zeit.

Was bangt dich vor der Nebelwand?
Der Morgen geht dir Seit' an Seite,
hält deine Hand in seiner Hand.
Schreite!
Und eh du ihren Wunderweg erkannt,
lacht hell am Himmel Sonne überm Land.

Er zieht die Konsequenzen

(R. Kriesch)



„Du sollst die ‚Freundin deines Mannes' sein, woaßt es scho! Also, nacha stell' an Wecker ab und gib a Ruah!"

Oktoberfest-Sulky

(E. Thöny)



„Mei' Gaul wann g'winnt, nacha spendier' i eahm a Wies'nmaß." — „Und wann er net g'winnt?" — „Nacha sauf' i 's selba."

München, 30. September 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

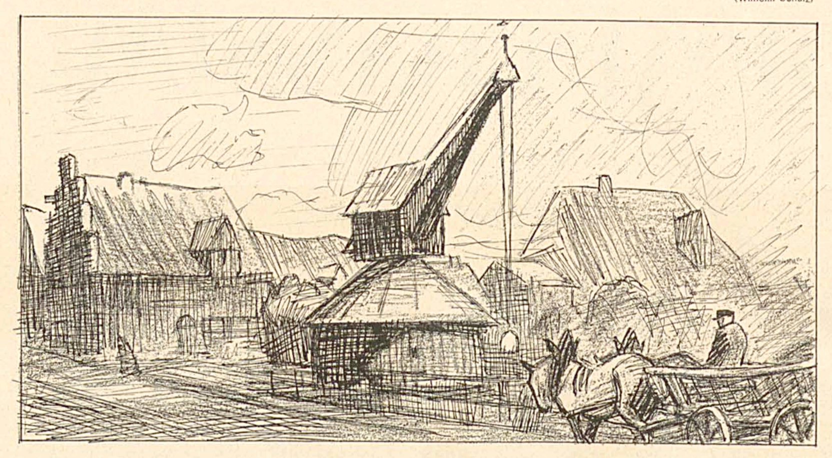
(Olaf Gulbransson)

Der abgelehnte Ostpakt



„Aber, lieber Michel, sei doch gescheit!
Hier wirst du deinen Frieden finden!“

(Wilhelm Schulz)



Vom Krebs

Wieder läuft von Mund zu Munde
die schon oft gehörte Kunde,
daß den Krebserreger man
nunmehr kennt und züchten kann.

Auch bezüglich der Behandlung
präpariert sich eine Wandlung,
wie uns Herr von Brehmer zeigt . . .
Andre sind ihm abgeneigt.

So zum Beispiel meint Herr Kolle,
daß man besser warten solle.
Vieles sei noch nicht recht klar.
— Kurz: es ist, wie 's immer war.

Wenn ich da nun aus der Nähe
mir mein Portemonnaie besehe,
faßt mich die Betrüblichkeit,
weil auch dies am Krebse leid't.

Und so geht es vielen andern,
die mit mir durch 's Leben wandern:
gleich wie an der Pflaum' der Weps,
nagt an uns der Taschenkrebs.

Gibt's für dies „O jerum, jerum"
denn kein Nervus rerum-Serum?
Findet niemand einen Vers?
Herr von Brehmer — nun, wie wär's?

Ratatöskr

Halluzination

Von Anton Sailer

Die Tage waren kurz, brachten Nebel in den Straßen und regloses Dämmern der Stunden, die Nächte aber dehnten sich in Kälte und Leere. Zeigten einen Himmel voll von Sternen, zeigten kühle Weiten voll von wissender Verlassenheit. Jede Nacht hatte einen Himmel, der von Barbara mehr zu ahnen schien als die ärmliche Erde, auf der Augustin ihr begegnet war. Helle Fäden hingen von Stern zu Stern, zogen und webten unendliche Wege, sahen aus, als wenn sie Brücken schlagen würden. Brücken für eine Himmelskatze, die auf den Namen Barbara hörte und dort oben unruhig kreuzte, in huschendem, lautlosem Schritt lässig den Polarstern verrückend, magisch alle Himmelskreise streifend. Schimmernd blieben ihre Spuren, und das Wehen ihres Atems noch hing in den schwarzen Kronen der Bäume, das Knistern ihrer Haare noch stob um die Kirchentürme. Jeden Abend suchte Augustin nach dem Himmelsspuk, dessen Herabsteigen von Milchstraßen zu unbekannten Paradiesen erhoffend und erflehend. „Barbara!" rief er in die Nacht hinein, „warum hörst du mich nicht? Barbara, warum kommst du nicht? — Und wenn du bereits angekommen bist, wenn du schon hier bist, warum bleibst du dann nicht stehen, daß ich dich finden, dich erreichen kann? Laufe ich denn nicht hinter dir die endlose Reihe der Laternen, der Bäume und Straßen entlang? Durch stetige Dunkelheit, die deine Nähe wohl jeden Augenblick ahnen läßt, aber deinen Schatten sogar verbirgt?" — Er suchte sie überall, hinter allen Ecken und allen Bäumen, grad als hätte sie sich versteckt vor ihm. Oberflächlich, kindisch versteckt und vielleicht nur darauf wartend, von ihm entdeckt und gefunden zu werden. Er ging mit Angst und erschreckten Sinnen an alle Plätze, wo sie zusammen einmal gewesen waren. Er suchte das Geschäft, in dem sie sich einen Hut gekauft, und saß in Cafés, in denen er sie erwartet hatte. Und hatte er früher keinem Menschen von ihr erzählt, hatte er sie verborgen vor Neugierde und Bosheit seiner lieben Nächsten, so begann er nun überall von ihr zu sprechen, vor verständnislosen Ohren ihr Bild zu formen.

Einmal, spät nachts nach Hause gehend, traf er einen Bekannten. „Nun", frug ihn der mit teilnahmsvoller Stimme, „wie geht's? Haben Sie Ihre Freundin wieder gefunden? Nein? Warten Sie — hat sie nicht blonde Haare und eine spitze Nase? Ist sie nicht sehr groß und ganz mager und hat sie nicht die Gewohnheit, auf einem Fuß zu stehen, wie ein Storch?" — „Wie können Sie solche Sachen sagen", erwiderte Augustin erschreckt. Doch der andere lächelte heuchlerisch weiter, sich im stillen überaus ergötzend. „Wissen Sie, ich sah eben diese Frau heute auf der Post — und, und da dachte ich an Sie! Aber hören Sie, ich habe noch jemand gesehen (wie ich mich für Sie bemühe, nicht wahr?), sehr merkwürdig sah sie aus, so — ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Was für eine eigenartige Person, dachte ich mir . . ." — „Sprechen Sie weiter", bat Augustin beglückt, „vielleicht . . ." — „Nun, ich sah sie an der Endhaltestelle der Straßenbahn! Ganz klein war sie, hatte Blumen im Arm und war bucklig!" — „Und Sie schämen sich nicht?" frug Augustin, bereits mit Tränen in den Augen dicht an ihn herantretend. „Ja, aber die Blumen!" unterbrach ihn der andere und wich einen Schritt zurück. „Denken Sie nur, sie trug doch Blumen im Arm!" Er sagte es lachend und in Bosheit — er mußte gut und reichlich zu Abend gegessen haben, so widerwärtig satt waren seine Gesten und sein Lachen. Aber die Verzweiflung Augustins sehend, wollte er doch wieder einlenken und erklärte hastig, daß Liebe wohl überhaupt nicht existiere. „Sehen Sie", fuhr er fort, „wenn es sich nun darum handeln würde, daß Sie irgend etwas tun sollten, um Ihre Liebe zu beweisen, irgend etwas Sinnloses und Verrücktes, Sie würden es nicht tun!" — „Oh, doch", flüsterte Augustin, „ich würde es augenblicklich tun!" — Sie standen auf kalter, einsamer Straße, da flackerte plötzlich an der Ecke ein Feuerschein auf. Eine Fackel brannte, leuchtete einer alten Lumpensammlerin, die mit diesem Licht die auf der Straße stehenden Mülleimer durchsuchte. „Wenn nun", klang es an Augustins Ohren, „wenn es sich nun, um Ihre Liebe zu beweisen, darum handeln würde, daß Sie dieser alten Frau Ihren Mantel schenkten — würden Sie das tun?"

„Ohne Zögern werde ich das tun!" sagte Augustin und ging sogleich über die Straße. „Halten Sie ein!" klang es hinter ihm. Augustin hielt nicht ein. Seinen Mantel ausziehend und ihn der Frau gebend, bat er: „Bitte, nehmen Sie! Es ist so kalt, sicher frieren Sie!" Und er hing der Überraschten seinen Mantel um, ging zurück zu dem Peiniger, den ihm die feindliche Nacht gesandt. Der sah ihn fassungslos an, bekam plötzlich Angst, und, ein hastiges „Gute Nacht" auf bestürzten Lippen, lief er eilends weg. — „Der Mantel gehört wirk-

lich mir?" zupfte das Weiblein Augustin am Ärmel, „was soll ich Ihnen denn dafür geben?" — „Etwas Feuer", erwiderte er, aus der Tasche eine Zigarette nehmend, sie an dem glimmenden Fackelstumpf entzündend. Die Alte sah ihn an: „Kommen Sie mit mir, um ein Glas zu trinken! Mama Boule", und sie richtete sich auf, warf den Kopf zurück, „Mama Boule läßt sich nicht ganz umsonst einen Mantel schenken! Kommen Sie, bitte!" Und seinen Arm nehmend, zog sie ihn mit sich, stolperte, eng an ihn gedrückt; ihre Haare, in gelblichen Strähnen hängend, streiften seine Jacke, und als sie in einer Kneipe saßen, hing ein Haar an ihm, in silbriger Helle. In huldigender Höflichkeit nahm er es auf und, es durch das Knopfloch ziehend, band er achtsam einen Knoten, verbeugte sich leise: „Danke, Mama Boule!" — Sie sah geschmeichelt zu, schien plötzlich einen Einfall zu haben, griff in ihren Lumpensack und nahm eine blaue Schachtel heraus. Indem sie deren Inhalt ausschüttete, fielen bunte Sachen auf den Tisch — ein Bild der heiligen Theresia, von weißen Kartonspitzen umgeben; ein Puppenkopf und zwei Puppenbeine, Schleierfetzen, ein Kinderball und vieles andere. Die Alte wühlte in diesen Schätzen, hielt triumphierend ein Täschchen und bewundernd ein Fläschchen hoch, griff ein Sträußchen künstlicher Blumen heraus und schob schließlich alles zur Seite, nur ein Kartenbündel vor sich liegen lassend. Sie forderte Augustin auf, die Karten zu mischen. Müde folgte er ihr, legte das Bündel wieder hin. „Sagen Sie mir nur das Schlechte!" — „Nur das Schlechte?" kam ihre verwunderte Antwort. „Gewiß, etwas Gutes kann mich wohl nicht mehr erwarten!" — Mama Boule legte die Blätter auf, sah schweigend die Reihen durch, hob den Kopf: „Sie haben wirklich nur schlechte Karten! Was ist mit Ihnen? Ich sehe eine Reise, die Ihnen Tränen brachte! Und Ihr Herz — oh, Sie leben nur in Herzensangelegenheiten, wie ich sehe — und Ihr Herz selbst ist, das ist — warten Sie . . ." Und sie griff in das Lumpenhäuflein neben sich, zog eine zerrissene Karte heraus und schob die Stücke zögernd zu ihm hin. Augustin begriff gut, was sie sagen wollte, und nickte ihr zu. In würgendem Schmerz wandte er sich ab und sah zum Fenster — da wurden seine Augen plötzlich starr. Aufzuckend griffen seine Hände in das Leere, um dann den Tisch zu umklammern: durch das Fenster sah Barbara zu ihm! Durch den bläulichen Schein des matten Glases brach die Wärme ihrer Augen, und ihr Stirnhaar traf sich in sanftem Bogen mit dem Fensterkreuz, das in dunkler Drohung ihr Gesicht hinter Gitter setzte. Doch strahlender als je zitterte dafür ihr Lächeln, aus leise geöffneten Lippen, gleich einer Sybille aus vormärzlichen Tagen, geheimnisvollen Zauber gegen das Fenster hauchend. Die bleiche Helle der Haut zog schimmernde Spuren, und wie verschleierter Mond schwamm durch Nebel das Rot ihres Mundes; das Glas verwischte überdies alle Konturen, gleichsam nur einen Traum reflektierend. Aber einen Traum, der so stark und lebensnah sich zeigte, daß Augustin aufsprang, um hinaus zu stürzen. Doch draußen stand keine Barbara gegen das Fenster gepreßt, leer waren die Mauern des Hauses, und einsam lag die Straße. Er lief sie hinauf und hinab, und sein Rufen trug höhnisch pfeifender Wind ihm fort; endlich blieb er schweigend stehen, während alle Dinge von ihm wanderten — die ganze Welt schien sich zu dehnen, ihn im Nichts zurück zu lassen.
Durch das Fliehen dieser Welt kam dann Mama Boule zu ihm. Sie frug ihn nichts, und sie gingen stumm die dunkle, schmale Straße hinab. Um die Ecke stand ein kleines Wägelchen, vollbeladen mit Säcken, gespenstisch und fahl wartete ein armseliges, mageres Pferd davor. Die Lumpensammlerin kletterte ächzend auf den Kutschbock, zog Augustins Mantel fest um ihre Schultern, schnalzte mit der Zunge, und das Wägelchen klapperte weg. Schon weit im Fahren, bereits zu unwirklicher, grauer Silhouette geworden, drehte sie den Kopf und rief zurück: „He! Schönen Dank auch für den Mantel!" — „Bitte, bitte", murmelte Augustin. „Sie haben mir ja dafür Barbara gezeigt!" — — —

Entgleisung am Oktoberfest

(R. Kriesch)



„Awer Ähmil, wenn dich 'n Golläche sieht, was soll 'n der von dir denggen?!"

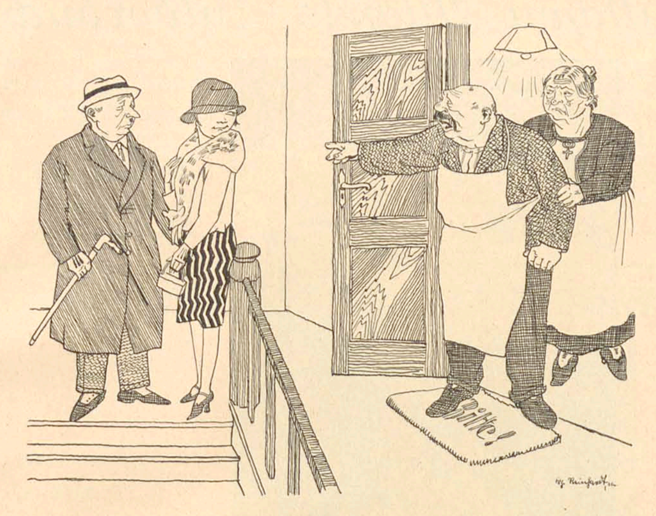
Saar-Polizei

(E. Schilling)



„Wenn sich niemand anderer meldet, nehmen Sie doch unsere Truppe, Mister Knox. Sie hat sich im Rheinland schon gut bewährt."

(Frz. Reinhardt)



Strenge Erziehung

„Daß mei' Mali mit Eahna ins Kino geht, dös is mir wurscht — aber net eher, als bis mir der Fratz mei' Bier g'holt hat! Vastand'n?!"

Alte Spiegel

Vernehmen wir der alten Spiegel Stimmen
In Sälen längst verblichnen Glanzes oft,
Die Segnungen und Tränen unverhofft
Gestalten, die in Farbennebeln schwimmen;

Schicksale, die sich der Vernunft versagt — —
Die laue Asche ungeheurer Brände
Trübt uns den Blick, der sich ins Weite wagt,
In fahle Rahmen altersmorscher Wände.

Wie unser eigenes Gesicht sich kehrt
Zur Maske eines ausgelebten Seins,
Wie unsre Ruh' ein Husch, ein Hauch verzehrt:
Hier ist ein Reich der Bilder und des Scheins.

Hier fallen herbstlaubgleich verschollene Worte.
Hier tritt ein Leben, das der Tod gebar,
Gewaltig aus der blinden Scheiben Pforte
Und scheint allein uns groß, geheim und wahr.

Hermann Eßwein †

Medebac

Von Lothar O. Machold

Wie angenehm ist doch ein Regen im Mai. Das Straßenpflaster glänzt von Nässe, und die Häuser spiegeln sich in den blanken Steinen wider. Auch die pfauenblauen und kanariengelben Farben des Himmels zwischen den dunklen Regenwolken schimmern unter den Füßen der Leute, die auf dem Platz um das Reiterdenkmal mit bloßen Köpfen umherschlendern. So angenehm ist die Luft, daß man vor der Stadt in den Gärten wohl mit den Augen sehen kann, wie jetzt alles fröhlicher und schneller wächst. Alles ist froh, heiter, nur Medebac ist verstimmt. Das macht, er ist alt, er hat es auf der Brust, die Feuchtigkeit reizt seine arme Lunge. Dann hat er auch zerrissene Schuhe, und seine Füße sind nicht nur ganz naß, sondern auch eiskalt. Aber wie er so geht, sieht er doch noch immer stattlich aus, groß und hager, braun von Farbe, mit schneeweißen Locken die Stirn umwallt. Die Leute drehen sich nach ihm um, aber was hat er davon, er hat Hunger, und niemand gibt ihm etwas, denn es weiß ja keiner, wie schlecht es ihm geht.
Medebac geht ins Kaffeehaus Mokka. Sein Geld reicht gerade zu einem Täßchen. Nun sitzt er und wartet. Nach einer Weile geht ein korpulenter Mann zwischen den Tischen umher und begrüßt die Gäste. Es ist Vestris, der Besitzer. In seiner Jugend ist er Tänzer gewesen, zwischen Petersburg und Madrid soll er der schönste Mann gewesen sein. Und heute? Na ja, reden wir nicht darüber, er ging eben den Weg allen Fleisches. Jetzt ist er also Kaffeehausbesitzer. Was fehlt ihm noch?! Doch nichts. Seiner Jugend und seiner Kunst weint er keine Träne nach, er hat eben nur noch die Gedanken eines korpulenten Mannes.
Vor Medebacs Tisch bleibt Vestris stehen. Er stutzt. Er sieht Medebac scharf an. Medebac nickt; ja, ja, wir kennen uns. Vestris klopft sich dreimal auf die Stirn, Erinnerung, komm' vor. Aber sie kommt nicht, er zieht die Schultern hoch und schüttelt den Kopf. „Ich bin's doch", sagt der andere, „Medebac." — „Ach —!" Medebac hebt pathetisch beide Arme, er will sich erheben, doch Vestris drückt ihn auf den Stuhl zurück. Aber der Alte steht dennoch auf, und sie umarmen sich. Nein, solch ein Wiedersehn! Vestris setzt sich zu Medebac, und Medebac muß erzählen. Nicht lange, und Vestris weiß, daß Medebac auf dem Hund ist. Medebac lehnt sich zurück, er hebt die Füße. Vestris, indem er die Hände auf die Schenkel stützt, neigt sich vor und beschaut die Löcher in den Sohlen. „So geht es mir", sagt Medebac gramvoll, „ich bin alt, aber nicht das ist es, sondern die Welt hat sich verändert, sie will nichts mehr von der Kunst wissen, und die wirklichen Kenner sind alle tot. Wenn ich meine Kränze ansehe", sagt er weiter, „die goldnen, die grünen, die silbernen, wenn ich die Schleifen lese — die Tränen kommen mir hoch." — „Tja, ja", sagt Vestris bedrückt; er denkt an die Zeit, wo er mit La Paloma über die Bühne flog, und auch an Medebac denkt er, und wie der die Stimme der Urwaldtiere nachahmte. „Heutzutage lachen sie einen aus, wenn man kommt und sich als Imitator anbietet", sagt Medebac bitter, „dabei stehe ich heute auf dem Gipfel meines Könnens. Nie war ich größer, nie hatt' ich dies Repertoire. Willst du einmal hören, Vestris?" — „Um Gott —", ruft der Kaffeehausbesitzer, und er drückt Medebac die fleischige Hand auf den schon geöffneten Mund. Nun schweigen sie eine Weile. Medebac nickt nur immer mit dem Kopf. So ist es, ja ja, so ist es.
„Es geht dir sehr schlecht", sagt Vestris dann, „und ich könnte dir ja helfen, wenn du willst." Medebac bekommt große Augen. „Ein Engagement?!" ruft er aus. Vestris schüttelt den Kopf. „Es ist", sagt er stockend, „es ist bei mir die Stelle des Toilettenmannes frei . . ." Medebac verzieht das Gesicht, es sieht aus, als ob er weinen will. Vestris ist gerührt, er spricht auf den Alten ein, sagt, daß Arbeit nicht schände, der Dienst sei auch leicht, für die stille Zeit könne er sich ja einen Jungen nehmen, aber zur Hauptgeschäftszeit, da würde er ihm raten, selber unten zu sein, wegen der Trinkgelder — und dann, das sei doch gerade für ihn besonders günstig, hätte er nebenbei genug Zeit, sich weiter zu entwickeln und künstlerisch fortzubilden.
Medebac hebt einen Fuß, er guckt sich unter den Schuh, er sieht das Loch, das nasse Leder, er bewegt die kalten Zehen — und so nimmt er den Vorschlag an. Drei Monate macht er seinen Dienst in dem schönen, weißgekachelten Keller. Er hat es warm, er ist immer satt, er trägt neue Schuhe, sogar einen neuen Anzug hat er, und nächste Woche wird er sich neue Hemden kaufen. Aber was ist das alles, wenn die Zufriedenheit fehlt. Es fehlt die Zufriedenheit. „Nein, nein", sagt Medebac, „ich bin als Künstler geboren, lieber hungern, aber als Künstler leben." Und so steigt er eines Tages die teppichbelegten Treppen hinauf in Vestrisens Zimmer. Vestris stopft ihm eine Meerschaumpfeife, sie rauchen und unterhalten sich, endlich gibt Medebac sich einen Ruck und erleichtert sein Herz. Er kündigt den Dienst. „Medebac", ruft Vestris aus, „ja bist du denn wahnsinnig . . ?" Medebac schüt-

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

telt den Kopf. „Ich komme nicht weiter", sagt er, „ich bleibe auf dem Fleck, nein, ich komme sogar herunter. Ich weiß, was in mir ist, ich weiß auch, daß die Menschen meine Kunst brauchen. Ich will zu ihnen gehen und ihnen Freude machen. Sie haben ja so wenig Freude."

„Unsinn! Unsinn! Unsinn!" ruft Vestris. „Mein alles ist die Kunst", sagt Medebac darauf, „ich bin ein andrer Mensch als du, ich könnte nicht leben wie du." Nun kommt ihm ein Gedanke. „Willst du zuhören?" fragt er Vestris, und wie der nickt, fährt Medebac fort: „Höre und dann sage, ob ich zum alten Eisen gehöre." Nun gibt Medebac also eine Vorstellung; die beiden ahnen nicht, daß es seine letzte sein soll.

Medebac ahmt das Wiehern des Pferdes nach. Er trompetet wie ein Elefant, er brüllt wie ein Löwe; es kann einem Angst werden. Papageien schreien, eine Klapperschlange rasselt — ach, alles, was Laut und Stimme im Urwald hat, ist mit einemmal in Vestrisens Zimmer. Unten im Café werden die Leute unruhig. „Was ist das?" fragen sie untereinander, „wilde Tiere?" Am Ende des Ganges stehen, bereit zum Rennen, drei Kellner: Limonato, Zitronato und Schokolato. Sie sind sich einig, daß man die Polizei holen müsse, Militär, Gewehre. Ihre Kiefer schnattern, und die Hosen beben ihnen wie rote Grütze.

Auch Vestris ist ergriffen. Als Medebac geendet, drückt er ihm beide Hände. „Lieber, alter Kerl, du", sagt er unter Tränen, „du von der alten Garde . . ." — „Für dieses Wort danke ich dir", sagt Medebac königlich, „und nun lebe wohl, habe Dank für alles." — „Leb wohl", sagt Vestris, „lebe wohl, und schütze dich Gott." Medebac geht. Er kommt aber nicht bis zur Tür. Es wird ihm so unendlich weh, so wohl wird ihm plötzlich; er greift sich ans Herz, er taumelt, er fällt. Vestris fängt ihn auf, und in den Armen des alten Tänzers schlägt das Herz des großen Medebac seinen letzten Schlag.

Berlin erwacht!

Keiner kann sich mehr beschweren,
daß bezüglich der Premièren
nischt mehr los sei in Berlin!
Alle Opern, Bühnen, Bühnchen
sind schon fruchtbar wie Kaninchen,
während noch die letzten Sommertage blühn.

Wer als Pressemensch verpflichtet,
daß er täglich dies berichtet,
hält es beinah' nicht mehr aus!
Auch der musentolle Fremde
kommt nun aus dem reinen Hemde
glattweg viele Wochen lang nicht raus —

Und es eifern um die Wette
Varietés und Kabarette —:
Mensch, wie willste das verdau'n?
Den Theaterfimmel habend
mußt du Abend nun für Abend
irgend etwas Neues hören oder schau'n.

Die Erholung muß verfliegen,
die drei Wochen dir auf Rügen
gegen teures Geld gebracht —
Du empfindest's fast als Strafe,
daß aus seinem Sommerschlafe
allzu eruptiv Berlin erwacht — —

Auch im Kintopp premièrt es,
und ein hoch von dir verehrtes
Mädchen will die Filme sehn —
Jeden Tag im Abendkleide,
wünscht man sich, schon schwach durch Freude:
„Einmal nur um neun zu Bette gehn!"

Benedikt

Memento mori

In der Urlaubsliste meines Amtes fand ich folgende Einträge:
I. Sekretär Schnellbögel 3. und 4. Juni 1931 dienstfrei. Grund: Heirat.
II. Sekretär Schnellbögel 5. bis 15. Juni 1931 Urlaub. Grund: Erholung.

Assoziation

Sie war keine lustige Witwe. Sie wollte auf den Friedhof gehen und das Grab besuchen. Sie war so empfindsam. Als sie zur Türe hinausging, bemerkte das Dienstmädchen eine Laufmasche in dem teuren Seidenstrumpf der Gnädigen.
„Oh, gnädige Frau!" sagte sie, „gerade die Strümpfe, die Sie so gerne mochten!"
„Ja, Anna", sagte die Witwe, „was man gern hat, soll man nicht lange haben."

Aus Schulaufsätzen

Eine Arbeit über das Thema: „Völkerbund" lieferte u. a. folgende Betrachtung:
„. . . und jetzt muß man abwarten, was das Viererpack tun wird."

*

„Luther lief nach Worms, der Bannbulle hinter ihm her! Dann blieb er plötzlich stehn und sagte: „Hier stehe ich, ich kann nicht weiter, Gott helfe mir — Amen!"

Wiesen-ABC

Von Eugen Roth

Ausreden helfen oft nicht viel:
Die Alte ahnt dein dunkles Ziel.

Das Bier in Banzen und in Bäuchen
Birgt man hier treu den alten Bräuchen.

Die Cocosnuß schmeckt manchem sehr.
Den kleinen Cohn sieht niemand mehr.

Devisen werden bei uns rar,
Doch d' Wiesn bleibt von Jahr zu Jahr.

Die Eifersucht tut manchmal weh.
Der Eismann haßt den echten Schnee.

Der Fierant wird jetzt bescheiden:
Das Fünferl könnt's dir auch noch leiden!

Die Gaudi hört man schon von ferne.
Die Gaffer sieht man gar nicht gerne.

Das Henndl ist oft nicht sehr groß.
Den Hering riecht man kostenlos.

Ein Irrtum ist es, wenn man meint,
Daß jedes Jahr nur Sonne scheint.

Oft trifft ein Pfeil aus Amors Köcher.
Der Kas hat von Natur aus Löcher.

Der Lausbub kriegt den Luftballon:
„Laß 'man net aus!" — Da fliegt er schon!

Musik macht mühsam gegenseitig
Sich hier die Gunst der Menge streitig.

Selbst „Neue Nuß" sind häufig taub,
Das „Noagerl" endet oft durch Raub.

Der Ochs ziert das Oktoberfest,
Doch nur, wenn er sich braten läßt.

Politiker und Polizist
Kein gern gesehner Gast hier ist.

Quer wankt oft durch die Budenstadt
Ein Mensch, der schon sein Quantum hat.

Der Radi tönt sehr aufbegehrlich
Und macht das Radio entbehrlich.

Zum Saufen braucht man Geld und Zeit,
Drum wird der Suff zur Seltenheit.

Im Tasten zeigt den tiefsten Trieb
Der Herzens- und der Taschendieb.

Die Uhr auf Mitternacht schon zeigt.
Der b'suffne Uhu sitzt und schweigt.

Vergnügen gibt's hier vielerlei.
Das Volk liebt Vieh und Viecherei.

Höchst wunderbar wirkt hier das Weib
Mit oder ohne Unterleib.

„Xund" schreibt der Münchner gern mit X.
Xantippen sind für d' Wiesen nix.

Das Ypsilon wird abgeschafft.
Der Youngplan war hier nie in Kraft.

Die Zeche zahlen niemals gern
Zaungäste oder Zimmerherrn.

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe



Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung

SIMPLICISSIMUS-VERLAG MÜNCHEN 13 / Postscheckkonto München 5802



An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für sachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Karl Arnold **Berliner Bilder**
Kartoniert . . . . RM. 1.50
Simplicissimus-Verlag • München 13

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch das bewährte **„Sexursan"**. Lebenskraft und Lebensfreude kehren wieder. Prospekt diskret durch den **Sexursan-Vertrieb, Bad Reichenhall 670**

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Front-Urlauber

Von Alfred Baresel

Das war nun einmal nicht anders: jeder Soldat, jeder Offizier hatte im Felde seine Läuse. Und noch dazu in Mazedonien. Es gab zwar in Prilep, der letzten Eingeborenenstadt vor der Bahnstation, eine Entlausungsanstalt für Front-Urlauber. Mit sehr viel Kleiderbürsten und Teppichklopfern. Aber über dieses Institut lächelten die Herren in Dresden-Reick nur . . .

In Dresden-Reick wurde nämlich der ganze lange Urlauberzug plötzlich abgebremst. Alles mußte heraus. Alles mußte hinein in jenes prächtige Gebäude ohne Aufschrift, das man in Dresden-Reick, der Balkan-Quarantänestation, errichtet hatte. Niemand konnte, ohne seine Pforten passiert zu haben, nach Dresden-Hauptbahnhof, wo die Braut längst sehnsüchtig wartete. Es nützte nichts, daß man seinen zweimal gestempelten Entlausungsschein aus Prilep vorzeigte. Wie gesagt, die Herren lächelten nur . . .

„Nichts bleibt zurück!" sagte der Herr Oberstabsarzt streng. „Der gesamte Tornister muß mit. Es geschieht ihm nichts. Ihr bekommt alles wohlbehalten wieder. Jawohl, auch das Seitengewehr und das Lederzeug. In den Nähten halten sich die Beester gerade gern auf."

Wir mußten uns also in einer sehr schönen, warmen Halle splitternackt ausziehen. Alle Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände wurden fein säuberlich zusammengebunden, mit einer Nummer versehen und den Sanitätssoldaten überantwortet. Sie schleppten alles nach Abteilung B, „Sachen", während wir uns in Abteilung A in einem prächtigen Schwimmbad mit angewärmtem Wasser ergehen durften.

Das war nun wirklich eine feine Sache, nach sechs Monaten Frontdienst im schmutzigen Mazedonien. Und der Herr Oberstabsarzt ging jovial am Ufer spazieren, klopfte diesem und jenem freundschaftlich auf den Rücken und sagte: „Strammer Kerl." Und dann sagte er: „Seht ihr, während ihr hier behaglich im warmen Wasser plätschert, werden eure Sachen ausgeräuchert, aber gründlich, sage ich euch! Ihr könnt euch getrost bei Muttern zu Hause damit vorstellen. Was sie da in Prilep machen, oder wie das Nest heißt, ist natürlich Unfug. Wir hier erhitzen die Luft in der Kammer, wo eure Kleider jetzt hängen, auf tausend Grad . . ."

Da brach einer aus dem Bassin aus. Er lief stöhnend, unter Wehlauten, bis zur Tür, welche die Abteilung B von uns trennte, rüttelte daran, vergeblich, und sank dann vor ihr zusammen.

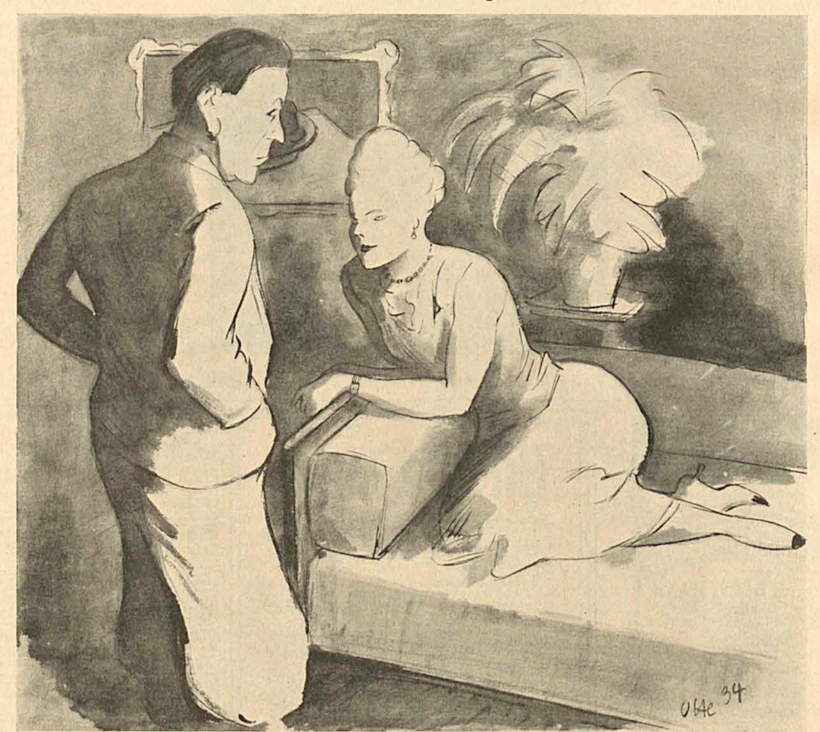
Wir wußten gleich, warum. Der Unglückliche hatte zehn Pfund Butter im Tornister, die er in Prilep eingehandelt hatte, für die Urlaubstage. Denn in Prilep gab es damals noch Butter, zu Hause aber war sie knapp.

Lieber Simplicissimus!

Bei dem letzten Wahlkampf 1932 fand eine Versammlung in einem Dorf statt, dessen Wählerschaft sich schon bei allen vorausgegangenen Wahlen durch fast einstimmige Abstimmung ausgezeichnet hatte. Deshalb konnte der Redner, ein Landtagsabgeordneter, einen Bericht über bäuerliche Fragen geben, der mehr belehrend als propagandistisch war; am Schlusse sagte er, daß er gerne bereit sei, auf Fragen zu antworten. Als nach einer kurzen Pause der Versammlungsleiter um Wortmeldungen bat, rührte sich niemand, nur ein alter Bauer kam zu dem Redner und sagte leise zu ihm: „Herr Abgeordneter, da hinten sitzen ein paar Leute, die wüßten gerne, wie alt Sie sind!"

Trübe Ahnungen

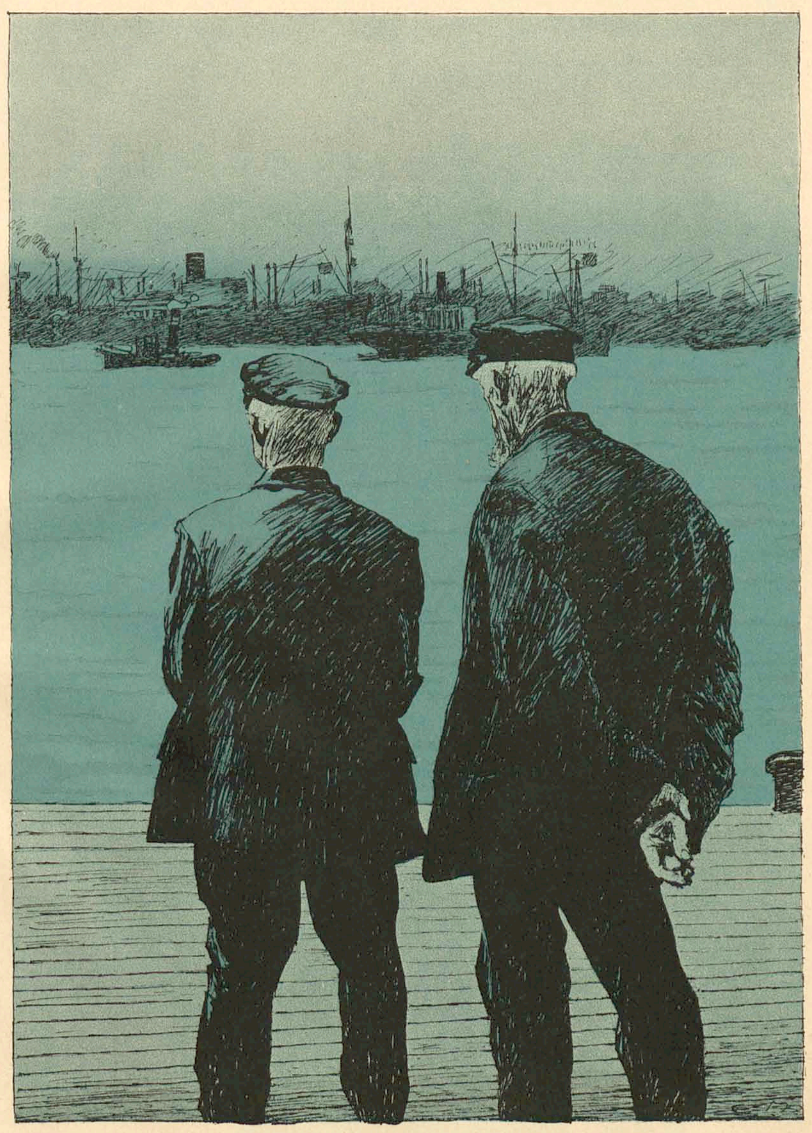
(Otto Hermann)



„Und wieso glaubst du, daß mein Mann etwas gemerkt hat?" – „Hm – er hat mir gesagt, er wäre mir so dankbar."

Der englische Riesendampfer

(E. Thöny)



„Nu hebbt de Engelschen je ook so 'n Mammut vom Stapel laten." – „Man tau! Groot un fix sünd twee Poar Stebbeln!"

Aus den Erinnerungen eines Auto-Vagabunden

Man hat, so erfahre ich aus der Zeitung, ein Verbot gegen das Aufhalten von Autos zum Zwecke des Mitfahrens erlassen, und mancher hat wohl mit einem Seufzer der Befriedigung sein Morgenblatt zusammengefaltet und gemurmelt: Endlich! Da ist es an der Zeit, daß ich das aufzeichne, was ich über die hohe Kunst des Auto-Nassauerns weiß, damit es nicht verlorengehe.

Zunächst einmal ist es gar nicht richtig, daß der Autovagabund immer stört. So hat mich noch vor wenig Tagen ein Mercedes-Kompressor mit den Worten begrüßt: „Warum habe ich Sie nicht schon in Barcelona getroffen? Von dort ab langweile ich mich nämlich." Und ein winziger Chausseefloh sprach: „Gott sei Dank, da sind Sie ja. Mein Wagen tanzt so sehr, wenn nur einer darinsitzt."

Ich denke an schöne Zeiten zurück, an Fahrten mit Geschäftsreisenden und Metzgern, mit Gärtnern, Ärzten und Studenten, mit Last- und Lieferwagen, Luxuskabrioletts, Motorrädern und uralten Nähmaschinen. — In all den Jahren fiel nur ein böses Wort: „Frechheit!", und das von einem Schweizer, den ich allzu energisch zum Halten veranlaßt hatte, und der eine junge Dame neben sich hatte. Ich kann hier gleich mitteilen, daß die Spezies junge Dame, so angenehm und liebreizend sie im Privatleben sein mag, auf der Landstraße ihre Schattenseiten zeigt. Alleinfahrend ist sie ängstlich, als Beifahrerin macht sie aus dem sanftesten Altruisten einen bösen Vorbeifahrer. So auch hier. Sonst waren meine Beziehungen zu den Autofahrern immer freundliche.

Einer ist zurückgekommen, nachdem er mich abgesetzt hatte, um mir noch, nicht ohne Verlegenheit, ein Markstück in die Hand zu drücken. Ein anderer hat mir einen Teller Suppe spendiert — den ich allerdings an einem Tisch mit Landstreichern einnehmen mußte. Immer waren sie besorgt um mein Weiterkommen, gaben mir gute Ratschläge und Butterbrote, erzählten mir Schwänke aus ihrem Leben und warum sie meistens keine Landstreicher aufnähmen, zeigten viel Interesse für meine Erzählungen. Ein Mann entschuldigte sich überschwenglich, daß er mich nur fünfzig Kilometer mitnehmen könne, weil dann sein Weg abbiege. Ein anderer lud mich auf sein Trittbrett ein, weil innen kein Platz war und ich doch nicht so viel laufen könne. Und immer wieder die rührende Frage: „Was hätten Sie denn gemacht, wenn wir nicht gekommen wären?" Da wird man dann regelmäßig ein bißchen verlegen und kann nicht die Wahrheit sagen, daß hinter jedem Auto immer noch ein anderes kommt. Und man lügt und sagt, dann habe man laufen müssen.

Viele Leute nehmen einen mit offenen Armen auf — häufig sind es Ehepaare mit Kindern, die eine kleine Spazierfahrt machen — und fragen einen aus, als sei man ein Wundertier. Aber oft läßt das Interesse rasch nach, und man spürt, daß man stört. Dann soll man nichts erzwingen wollen und bei der ersten Gelegenheit aussteigen.

Umgekehrt geht es mit vielen alleinfahrenden Männern, den Ruppigen, wie ich sie nenne. Sie sind barsch, unwirsch und sagen mit einem Seufzer: „Na, dann steigen Sie eben mal ein", und reden kein Wort. Man muß ganz still sein. Nach etwa zehn Kilometern sagen sie gleichgültig und starren dabei interessiert auf die Landstraße vor ihnen: „Wo kommen Sie denn her?" — Und wenn es dann zum Abschiednehmen geht, dann ist meistens ein bißchen Neid darin, wie sie sagen: „Dann gute Reise auch!" Dann weiß man, wer sie sind und wo sie wohnen und was sie für Streiche gemacht haben, und vor allem hat man alle Einzelheiten über das Auto erfahren. Und dann sagt man: auf Wiedersehen, aber man meint es wirklich und denkt bei sich: Die Ruppigen sind doch die freundlichsten Tiere in unserem großen Tiergarten.

Ich verstehe noch immer nicht, wie es zu dem Verbot kam. Doch, ich verstehe es: Der Pfuscher, der Nichtfachmann hat sich eingedrängt. Der Mann, der lächerliche fünfzehn Kilometer weiter will, der auf gerader Strecke winkt, der kleine Mann der Landstraße, der Dilettant. Er weiß nicht um die Mysterien unseres Berufs.

Das erste heißt: Festes Ziel und fester Weg. Der Mann, der im Wagen seinen Plan ändert und „mitkommt", charakterisiert dadurch sich und seinen Stand als unernst. Und wenn das Herz blutet: du mußt an der Kreuzung den Rolls-Royce aufgeben und dich von neuem dem Schicksal stellen, das dann vielleicht die Form eines Leichtmotorrades ohne Soziussitz annimmt. In einem solchen Fall, dies nebenbei, läufst du besser zu Fuß, laß dir das von einem sagen, der es gekostet hat.

Zweitens: Autotrampen ist keine Nebenbeschäftigung, sondern ein Hauptberuf. Also nicht: „. . . eventuell nimmt mich dann einer auch ein Stückchen mit", sondern: Landkarte her. Wo will ich heute hin? Hierhin. Zweihundertfünfzig Kilometer sind das — (und das ist der gute Tagesdurchschnitt für einen begabten Tramp). Und dann geh auf die Landstraße und winke, und wenn du abends nicht dort bist, wo du sein wolltest, dann werde Radfahrer oder Tourist.

Drittes Gesetz: Winke vernünftig. Also nicht in einer Geraden. Mit fünfundneunzig Stundenkilometern halten nur Leute mit bösen Absichten. Am geeignetsten sind Niveau-Bahnübergänge und Straßenstellen, die gerade repariert werden. Nicht schlecht sind Dorfausgänge und Kurven, in der Not tut es auch ein Berg, ganz ausgeschlossen wirst du dicht vor einer größeren Stadt aufgenommen. Wichtig ist, daß du würdig winkst, also um Himmels willen nicht arrogant schupo-mäßig, auch nicht verzweifelt, sondern eben würdig. Und achte darauf, daß man dich eine Zeitlang auf der Straße sieht. Direkt hinter einer Kurve erschreckst du die Leute. Deine Kleidung flöße Vertrauen ein und sei nicht allzu schäbig. Eine grüne Brille hebt die schlimmste Räuberkluft und macht dich gesellschaftsfähig. Ein Fahrtenmesser im Gürtel weniger — es gibt leider immer noch schreckhafte Naturen.

Das Genie — dies nebenbei — braucht auch in unserm Stand keine Regeln. Es fährt, wenn es sein muß, mit der Feuerwehr ein Stückchen mit.

Viertes Gesetz: Sei nicht zu tüchtig. Versuche nicht, aus der Nummer des Wagens Schlüsse su ziehen. Unser Vaterland ist immer noch so seltsam aufgeteilt, daß ein Auto mit dem Oldenburger O von der Nahe und eines mit der bayrischen II aus Thüringen stammen kann. Versuche auch nicht vorher herauszufinden, ob Platz für dich da ist. Stelle dich fest hin, erhebe deine Hand und winke. Die Entscheidung mußt du schon dem Führer überlassen.

Fünftes, sehr wichtiges Gesetz: Ärgere dich nie. Du hast kein Recht auf Mitnahme, und der dicke Herr in der Riesenkiste hat „seine Gründe", warum er an dir vorbeifährt, als seist du ein kleines Chausseebäumchen. Meistens fürchtet der dicke Herr die Haftpflicht bei Unfällen. Unberechtigt übrigens, denn das Reichsgericht hat entschieden, daß „Gefälligkeitsfahrten" keine Haftpflicht mit sich führen.

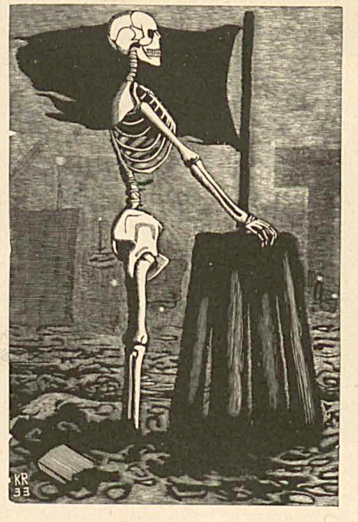
Sechstes Gesetz: Du sollst nicht zu tüchtig sein, sei aber auch kein Esel. Jeder Mensch liebt seinen Wagen, also lobe das Auto verständig; trage nicht zu dick auf, das schadet. Alle Geschwindigkeitsmesser gehen vor — es ist nicht deine Aufgabe, das festzustellen. Als Gast hast du die Pflicht, immer nur das Beste anzunehmen. Es wird dich zuerst befremden, wieviel Wagen plombiert sind und daher nicht die volle Geschwindigkeit entwickeln. Als erfahrener Nassauer wirst du das Wundern bald verlernt haben. Sprich auch nicht von Autos, die schneller liefen. Ein Autobesitzer ist auch nur ein Mensch, und wenn er seinem Wagen nach deinen aufreizenden Reden „auf den Kopf tritt", wie man so sagt, und schneller fährt, als es für den Wagen gut ist, so bist du ebenso gefährdet wie er.

Befolgst du alle diese Ratschläge, so wird dereinst unserm Stand wieder die Sonne scheinen. Die Dilettanten gehören auch bei uns in den Orkus — auf die Reichsbahn.

Jonny Raupt

Tod im Hafennebel

(K. Rössing)



Das Verhältnis

Richter: „Sie sind die Kindsmutter. Sie bleiben also darauf bestehen, daß der Beklagte der Vater Ihres unehelichen Kindes ist? Ja — Gut! Hm! Der Beklagte war nach Ihren Angaben Knecht bei demselben Bauern, bei dem Sie bedienstet waren, und da hatten Sie beide ein Verhältnis miteinander? Ja — hm! Nun — wie lange hat dies Verhältnis gedauert — — — so ungefähr, mein ich?" Kindsmutter: „A Viertelstund guat, Herr Richter!"

Lieber Simplicissimus

Ein norddeutscher Sommerfrischler ergeht sich in bajuvarischen Wäldern. Er stößt dabei auf den Seppl, der eifrig Heidelbeeren pflückt, wobei sich folgender Dialog entspinnt:
„Was machst du da, mein Kleiner?"
„Schwarzbeer brocka!"
„Aber die sind ja noch ganz rot?"
„Jo, weil s' no grean san!"

*

Von der Mittelmeerreise zurückgekehrt, von der sie begeistert berichtet, schwärmt meine Nachbarin besonders von Korfu. „Wie ist dort die Vegetation?" frage ich sie in einer Atempause. „Oh", meinte sie, „wir haben eigentlich jeden Tag Fleisch bekommen."

*

Die Huberbäurin unterhält sich mit der Moserin über einen Todesfall im Dorfe. Sie reden hin und her — anscheinend ist der alte Auer recht schwer gestorben. Wie die Moserin sich verabschiedet, meint sie abschließend: „Ja mei, was will ma da sagn, der oa stirbt leicht und der ander, der verreckt schier dabei."

Filmklatsch

(R. Kriesch)



„Die Mary Mirjam soll nich mehr in Hollywood sein?" — „Det weeßte nich? Die sitzt! Die hat der Micky-Maus Strychnin jestreut!"

DR. ALFRED MEIER
Rechtsanwalt
Von der Reise zurück

Unsichtbare Berge wölben sich hinter den sachlichen Worten,
Waldflächen, Wasserschnüre, Einschnitte von Silberfjorden.
Winde waren ihm hold, die mit Schmetterlingsschwärmen aus Gärten hauchten;
Inseln betrat er, die wie weiße Schilder aus Meeren tauchten.
Er war ein Bewohner großer Hotels, die nur zur Saison erwachen
Mit paradierenden Portiers, Koffergetöse, Jazzmusik, perlendem Frauenlachen.
Ich sehe ihn so: 45½, etwas gelichtete Haare, Brille,
Sorgfältig rasiert, fleischigen Mund; das Kinn ein Keil, nur Wille.
Er hatte vor Antritt der Reise sorgfältig den Baedeker ausgelesen,
Hatte die Kilometer der Bahnen berechnet, Hotelkosten und andere Spesen.
Er trug Knickerbockers zur Schau, eine kesse Taille im Rock, markierte den Flotten.
Doch war nicht alles adrett: seine Unterwäsche duftete leise nach Motten.

*

Als der D-Zug München-Venedig durch Südtiroler Weingärten fauchte,
Kam er sich schon italienisch vor, warum er auch das Wort „Signora" hinhauchte.
Aber „Signora" war nicht venezianisch, sondern stammte aus Meißen
Und wollte — wie er mit einer Signora — gerne mit einem Signore reisen.
Trotzdem kam es zu einem ernsten Gespräche über ewige Sonne und Bläue,
Über des Nordens Verrußtheit, seine Stickluft, über Nebel und Gräue.
In Alfred war ein Gehaben, als sei er Lord oder gar schon Marchese,
Und in Verona dozierte er: „Nehmen Sie zur Kenntnis, von hier stammt Veronese."
Ehering trug er nicht zwecks Eindrucks: gutgehaltener Mann, noch ledig.
In der Nacht dämmerte aus dem Meere auf mit weißen Lichtern die Traumstadt Venedig.
O Märchen, Wunder — sprach seine Seele, — o Perle der Wellen!
Aus dem Dunklen glitten die Gondeln, und fremde Rufe hörte er über das Wasser gellen.
Sein Hirn füllte sich an mit bezaubernden und betörenden Farbenbildern.
Und er nahm sich vor, alles dem Stammtisch seiner Kollegen zu schildern.

*

Und als er zurückkam nach Wochen, braungebrannt von der Sonne am Lido,
Erzählte er Langweiliges seiner Gattin Eugenie, Tolldreistes aber seinem Sozius Maier (Guido).
Dem: „Kaum stand ich am Canale grande an einer der marmornen Stufen,
Wurde ich schon von einer venezianischen Fürstin zu einer Gondelfahrt in den Mondschein gerufen."
Ihr aber: „Liebe Eugenie, du weißt, ich bin ein Mann strengster Moralgesetze.
Ich war auch auswärts gefeit gegen Wollustblicke und ausgeworfene Liebesnetze."

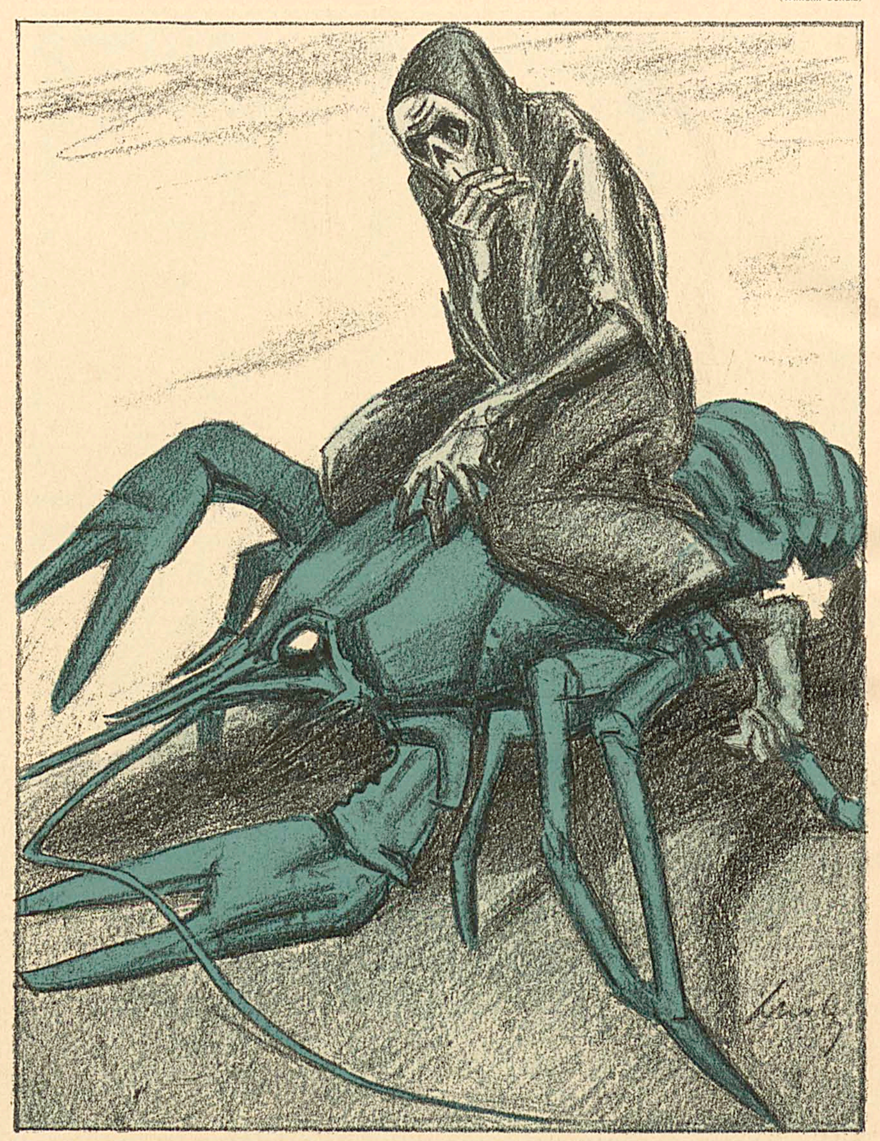
*

Aber wenn ihn ein Abenteuer hätte weiter und weiter getrieben
In ein verwegenes Dasein, gärend von Leidenschaften, Weibern und Trieben?
Was dann, wenn er verkommen wäre in den Kneipen von Marseille und Antwerpen
Und er hätte gepfiffen auf Gattin, Beruf, Steuer und Erben?
Doch mit dem „Zurück von der Reise" versichert er allen Leuten:
So sehr mich auch Meere, Berge und fremde Frauen freuten,
Die Verführung ging doch nicht so weit, daß ich, Alfred, vergessen habe
Amt, Wohnung, Stammtisch, Familie und sonstige Habe.
Und, verehrte Leser, es ist ganz in Ihrem Interesse,
Wenn Sie sich meiner Hilfe bedienen in einem Steuer- oder Eheprozesse.

Anton Schnack

Das Krebsproblem

(Wilhelm Schulz)



Frankreich erhebt den Anspruch der Priorität in der Krebserreger-Frage. Mit Recht: seit Versailles geht es überall auf der Welt rückwärts.

München, 7. Oktober 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Genfer Idylle

(Karl Arnold)



„Sag mal, Marianne, ist es nun wirklich Liebe zu Rußland oder bloß Haß gegen Deutschland?“

Der Jäger

(O. Nückel)



Traviata und Parsifal / Von Katarina Botsky

Am liebsten nährte er eine Sehnsucht, von der er ahnte, daß sie sich kaum erfüllen würde; denn solch eine kann von schöner langer Dauer sein. Jetzt war er bei der Bühne, diese Sehnsucht hatte sich erfüllt und war darum erloschen. Schon zimmerte er an einer neuen, um existieren zu können.

Ein altes vornehmes Theater in einer alten vornehmen Stadt. Hier spielte er — noch nicht ganz erste Rollen. Aber er hatte Talent; die großen Rollen würden ihm schon zufallen, nur — seine Sehnsucht waren sie nicht mehr. Die schlängelte sich jetzt unaufhaltsam an die Partie des Parsifal heran. Sänger wollte er nun werden, den Parsifal singen, denn er besaß eine hübsche Stimme. Genügte das? Kaum! Seine Parsifal-Sehnsucht würde also von Dauer sein.

Draußen war Spätsommer; drinnen im Theater wurde „Tannhäuser" gegeben. Er mußte in dieser Oper statieren, und nicht nur er, das ganze Schauspielpersonal hatte in „Tannhäuser" mitzuwirken. Er trug eine goldene Lockenperücke, ein schönes Rittergewand, stellte einen Gast auf der Wartburg vor. Ein wenig gelangweilt schritt er in der Pause vor dem Auftritt den roten Läufer entlang, der am Konversationszimmer des Theaters endete. Vielleicht war dort drinnen jemand, mit dem zu reden man Lust hatte. Die Tür des Zimmers tat sich gerade auf, eine junge Dame trat heraus, die Tür weit hinter sich offenlassend. Die Heraustretende war nicht hübsch, doch eigentümlich reizvoll durch etwas schräge grüne Augen in einem etwas flachen blonden Gesicht. Leicht aufgestupste Nase, hohe schlanke Figur, fremdartige Anmut. War es nicht die mit dem französischen Namen, die Straßburgerin aus Paris? Ohne Zweifel. Er grüßte stumm. „In Straßburg bin ich geboren", hatte Suzanne Lavigne im Theater erzählt, „dort habe ich auch sprechen gelernt, und mein Herz schlägt gut deutsch. Darum singe ich auch hier und nicht drüben." Sekundenlang blickten sie sich bei der plötzlichen Begegnung, intensiv, in die Augen, dann glitt die junge Dame vorüber, vage lächelnd. Ihr Kleid war schwarz; um den nackten Hals trug sie eine auch schwarze Pelzboa. In die kuschelte sie beim Vorübergehen ihren mattblonden Kopf. Ein fremdes Parfüm folgte ihr. Gestern hatte sie hier mit Erfolg die Traviata gesungen. Wie schade, daß ich nicht im Theater war, dachte Parsifal. Sie ist so reizvoll.

Und sie dachte: Wie drollig unbeholfen und wie naiväugig —! Ein echter Deutscher! Ob er auch ohne die blonde Lockenperücke so gut aussieht?

Er stand in der Tür des leeren Konversationszimmers und sah ihr heimlich nach. Sie ging nicht, sie glitt; ihre roten Schuhe fuhren leicht über den roten Läufer. Ihr Kopf wippte ein wenig beim Gehen, ähnlich dem eines edlen Pferdes. An einer Ecke flog ihr kurzes Haar in einem Luftzug empor, dann war sie verschwunden — wie ein Traum. Liebe auf den ersten Blick, stellte der blondlockige Wartburgritter bei sich fest. Zur Sehnsucht nach der Partie des Parsifal gesellte sich die nach Traviata. Wollte er diese erfüllt sehen? Oder wollte er ihre Dauer??

Die Lavigne wohnte in einer stillen, immer etwas düsteren Straße, durch die ewig der Wind ging; in einem Haus mit nur zwei Fenstern am Ende der gar nicht kurzen Front; Fenster mit Außenläden, die am Abend geschlossen wurden. Niemals begegnete er ihr, wenn er am Abend den Umweg durch ihre Straße machte. Die sie haßte und aus der sie sich heraussehnte, wie er gehört hatte. Nie sah er sie dort, doch einmal — es regnete und war schon spät, er stand ihrem Hause gegenüber halb hinter einem Baum und spähte zu ihren Fenstern herüber, da — tat sich die schmale Haustür ruckhaft auf, erst spaltbreit, dann ganz, und heraus trat „Sie" in schwarzem Kleid, ihre Boa hoch um den Hals. Fast wie ein Spuk glitt sie im leisen Regen an der gelben Hausfront entlang zu den Fensterläden hin, und man konnte ihr anmerken, daß ihr der Gang etwas peinlich war. Das Licht der Laterne ein Stück weiter fiel fahl auf ihr Gesicht. Oder war sie so geisterhaft blaß? Wie nachtwandelnd glitt sie durch den dünnen Regen zu den Läden und schloß sie lautlos. Warum tut sie das selbst? fragte es in ihm. Wo ist ihre Gesellschafterin, die Miß? Ihr Mädchen?

Die waren heute beide beurlaubt, und Suzanne hatte es nicht länger ausgehalten in der totenstillen Wohnung. Da war sie auf die Straße gegangen, um die Läden zu schließen. Vielleicht kam der mit dem Spitznamen „Parsifal" vorüber. Oh, sie hatte seine Abendgänge durch ihre Straße schon bemerkt.

Mit gesenktem Kopf trat sie den Rückweg an. Die Straße war wie ausgestorben. Dazu der Regen —! Suzanne schauderte es. Vor ihrer Haustür blieb sie noch einmal stehen,

(Schluß auf Seite 329)

Im Gebirge

Von Georg Britting

Das geschindelte Dach hängt
Übern kleinen Garten vor,
Das schwarze Wasser des Brunnens drängt
Im Trog noch einmal silbern empor.

Der Berg erhebt sein Haupt,
Die Brennessel wallt feurig schwer,
Die Haselstaude, hell belaubt,
Zeigt ihre hartbeschalten Früchte her.

Des Tümpels schwarze Schande
Glänzt moorig her, ein Mückenbett.
Gelb an des Tümpels Rande
Der Hahnenfuß steht fett.

Krummfingrig greift ins Leere,
Entwurzelt, der gestürzte Stamm.
Er nährt an seiner Schwäre
Den silbergrünen Schwamm.
Die rote Vogelbeere
Erglüht in dunkler Scham.

Der widerspänstige Maurerhobel

(Olaf Gulbransson)



- - - - - - - -

„Luada!“

- - - - - - - -

„Luada, varreckt's!“

- - - - - - - -

„Bals d' jetzt net parierst, bist hi'!!“

Ein Meisterschütz

(E. Thöny)



„A Ehr'nscheib'n! Und, bal ma hoamkemma, Ehr'njungfrau'n aa no! Wos is dir iatz 's liabere, Franzl?"
„I moan oiwei, d' Scheib'n halt si länger."

Neues Quartal / Von Ratatöskr

Stets, wenn ein Quartal beginnt,
packt der Mensch in seinem Kittchen
einen Vorsatz beim Schlafittchen,
weil die Zeit so schnell verrinnt.

Und er schwört sich Besserung
in Bezug auf das, was mangelt.
Und er setzt sich hin und angelt
nach Moral und Seelenschwung.

Aber beißen diese an?
Wird die böse Lust verhindert?
Wird der Rauchtabak vermindert?
Reift zur Tat der schöne Plan?

Brüder, Schwestern, ach, gesteht:
bloß in ausnahmsweisen Fällen
kriechen wir aus unsren Pellen,
wodarin wir eingenäht.

In der Regel zeigt sich nur,
daß wir um drei Monat' älter
sind und dementsprechend kälter
bei der nächsten Inventur.

Traviata und Parsifal

(Schluß von Seite 326)

der Straße den Rücken zugekehrt. Hat sie mich gesehen? fragte es in ihm. Es zog ihn magnetisch zu ihr hinüber; doch seine Füße regten sich nicht. Scham, Schüchternheit und Angst vor Enttäuschung hielten ihn hinter dem Baume fest. Nein, sie hatte ihn nicht gesehen; aber sie fühlte unbewußt seine Nähe. Unschlüssig stand sie da. Der Regen fiel kalt in ihr Haar. Nichts und niemand kam. Es sah aus, als ob sie das Gesicht an die Tür legen wollte, um zu weinen; sie machte so eine triste Bewegung. — Nun glitt sie still hinein. Die Haustür fiel hinter ihr zu. Verschlossen war jetzt die Tür, und der Regen schien stärker zu fallen. „Parsifal" regte sich nicht. Seine Sehnsucht brannte lichterloh; kein Regen konnte sie auslöschen. Drüben lag seine Gralsburg. Die Tür verschlossen; die Läden geschlossen. In einem verborgenen Raum glühte die purpurne Schale, der heilige Gral. Glühte vergebens — — —

Er stützte den Arm auf die Logenbrüstung. Man gab zum zweitenmal Traviata mit der Lavigne. Gleich mußte sie auf der Bühne erscheinen. Nun — kam sie, gleitend wie immer, und in mondblaue Seide gekleidet. Auf dem Haar lag ein großmaschiges Silberkäppchen mit einer grünen Rose über dem linken Ohr, da, wo das Haar bauschig hervortrat. Die schlanke Straßburgerin glitzerte in geheimnisvoller Schönheit. Nie sah ich ihresgleichen, stellte Parsifal fest. Französisches Gesicht; deutsches Lächeln. Traviata hielt ein Glas in der Hand, das hob sie mit Anmut hoch.

„Wer fröhlich das Leben genießet,
der ist mir willkommen als Gast..."

Die Stimme klang schön, doch wie mit einem dünnen Flor von Heiserkeit bedeckt, und gerade dieser Flor machte sie so reizvoll. Für sein Leben gern wäre Parsifal in der großen Pause zu Traviata hinuntergegangen, um sich ihr vorzustellen, um ihr ein Kompliment zu machen; eine ganze Serie von Komplimenten. Er rang wild mit seiner Schüchternheit, und sie blieb Siegerin.

Der letzte Akt: Traviatas Erlöschen. Die Lavigne spielte es herzbeklemmend echt. Plötzlich stieg der verschwimmende Blick ihrer Augen zu ihm empor. Sah sie ihn? Die Augen waren klar wie Wasser, trotz des vergehenden Blicks.

„O, laß uns fliehen aus diesen Mauern..."

Dazu der Blick. Am liebsten hätte er sich hinuntergestürzt in diese Augen. Sein Oberkörper sank langsam über die Brüstung, ihr entgegen. Es zog ihn hinab, hinab. „Wenn du dich nicht losreißt", schrie es in ihm, „dann passiert etwas." Mit einem Ruck sprang er auf, schleuderte den Stuhl beiseite und ging stumm hinaus mit einer schreienden Sehnsucht. Die Kollegen blickten ihm betreten nach.

In der Woche darauf hörte er, daß „Sie" beurlaubt sei; krank. Zu ihrer Großmutter nach Paris gereist, ihrer einzigen noch lebenden Verwandten. In Gedanken reiste er ihr ewig nach, auch in seinen meisten Träumen. Täglich, jeden Abend, lief er durch ihre Straße. Heute begegnete er ihrer Miß. Mit einem Ruck blieb er stehen, zog den Hut und fragte sie nach Fräulein Lavigne. „Ohh!" machte sie langgezogen. „She is very ill, very ill." Und daß sie jeden Tag eine böse Depesche erwarte. „Sehr krank?!" wiederholte er, flüsternd, entsetzt. Sie nickte, wackelte mit dem englischen Mund und entfernte sich behutsam.

Die Läden an den Fenstern der Lavigne wurden jetzt abends nicht immer geschlossen; das Mädchen vergaß es wohl dann und wann, und manchmal, wenn sie geschlossen waren, wurden sie morgens gar nicht geöffnet. Das sah dann nach Tod aus und erschreckte ihn außerordentlich. Überall, wo er ging und stand, selbst beim Spiel auf der Bühne, sah er dann ihre geschlossenen Fensterläden.

Als sie einmal volle drei Tage geschlossen blieben, reiste er nach Paris — im Traum oder in Wirklichkeit? Schon lief er durch eine ihm fremde Stadt. Paris. Grauer Himmel und Abendschweigen. Hier in dieser Straße wohnte bestimmt ihre Großmutter. Wo? „Dort!" sagte seine innere Stimme, „in jenem hohen, alten, grünlichgrauen Haus mit dem Malergerüst davor." Es blendete die Gaslaterne ab, die vor dem Hause stand. Die Straße bekam dadurch an dieser Stelle etwas spukhaft Schattiges und das Haus einen fahlen Lichtbalken auf die zweite Etage.

„O laß uns fliehen aus diesen Mauern..." Ihre Stimme! Dort, in der fahl leuchtenden Etage! Schon klingelte er scharf an der Tür. Eine alte Dame öffnete ihm. Er fragte. „Suzanne?!" wiederholte sie mechanisch und schien sich erst besinnen zu müssen. „Elle est — sie ist — in der Ferne — sie geht jetzt jeden Tag in ein kleines schwarzes Geschäft."

„In ein Geschäft?" wiederholte er staunend. „Aber das hat sie doch gar nicht nötig. Und sie ist doch Sängerin —! Wie konnten Sie das zulassen?!" rief er außer sich. Die alte Dame drehte stumm das Gesicht weg. Noch mehr Personen waren jetzt schemenhaft da, die alle still zu Boden blickten...

Langsam kehrte Parsifals Seele in Raum und Alltag zurück.

Noch einen Tag — die Fensterläden blieben geschlossen — dann stürmte er die Gralsburg. Er klingelte, daß es gellte, zugleich klopfte er hart an die Tür, die ängstlich geöffnet wurde. Koffer standen hier im Flur auf den schwarzundweißen Fliesen. Ein seliges Erschrecken ging durch ihn hindurch: war sie zurückgekehrt? „Wir packen ein", murmelte das Mädchen, „Fräulein Lavigne ist gestern gestorben." — „Nicht doch —!" rief er ganz hoch. „Sie geht doch — sie geht doch —", seine Stimme brach ab. „Jeden Tag in ein kleines schwarzes Geschäft", wollte er sagen. Nun konnte er es sich vorstellen. Sich vorstellen, wie sie am letzten Licht vorbei, endgültig, durch seine enge schwarze Tür geglitten war.

Ungebeten trat er in das Zimmer mit den geschlossenen Läden. Das Mädchen folgte ihm hilflos. „Hier liegt schon alles herum", flüsterte sie. Die Fensterläden klapperten ein wenig im Sturm, der draußen umging. Verlassenheit und Dämmerlicht erfüllten das Zimmer mit schwermütigem Schweigen. Das Mädchen öffnete die Läden. Die Miß erschien in der Tür und erhob abwehrend die Hände. Er starrte auf das Silberkäppchen mit der grünen Rose, das im hereinströmenden Licht auf einem Tischchen auftauchte. Der Kelch der grünen Rose erglühte feurig im Schein des sturmroten Abendhimmels, ein Anblick, der ihn mit Grauen und Verzweiflung erfüllte. Ihr Parfüm fiel ihn an und warf ihn fast um. Alles um ihn schien leicht zu schwimmen im Duft ihres Parfüms — in die Ferne. Auf dem Klavier ein aufgeschlagenes Notenheft mit Worten über den Noten:

„O laß uns fliehen aus diesen Mauern..."

Zum drittenmal der Ruf an ihn. Und er wäre ihm jetzt durch Feuer und Wasser gefolgt; aber — es war zu spät, zu spät dazu! „Darf ich die Rose haben?" fragte er zwischen den Zähnen und pflückte sie ab, ehe eine Antwort erfolgte. Die Rose verblich in seiner Hand; ihr glühender Kelch wurde langsam grau. Der Gral war erloschen. Parsifal hatte nicht nach seinen Wundern gefragt.

(K. Staudinger)



„Du, mein Zeichenlehrer hat gesagt, ich hätte kein Talent!" — „Ja, es ist ekelhaft, was auf einmal alles verlangt wird!"

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen.“

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Herbst in der Großstadt

Auf den Straßen, Plätzen, Dämmen
sieht man Wind die Bäume kämmen,
bis sie kahl im kalten Herbstlicht stehn –
Im Kaffeehaus riecht's nach feuchten
Regenmänteln. Und man muß von leichten
nun zu stärkeren Getränken übergehn.

Denn man sehnt sich so nach Wärme,
wenn die letzten Starenschwärme
vor dem Winter flüchtend südwärts ziehn.
Selbst der ältre Junggeselle
spürt im Herzen plötzlich eine Stelle,
die ihm vorher ziemlich unempfindlich schien.

In nervöser Überreizung
greift man abends nach der Heizung,
die trotz Mietsvertrag noch eisig ist!
Ha! Jetzt stößt du einen Schrei aus:
Auch der Wintermantel liegt im Leihhaus,
wo er schon seit Mai enorme Zinsen frißt!!

Fluchend greifst du in die Tasche,
zählst – und kaufst dir eine Flasche
Weinbrand, Arrak- oder Rum-Verschnitt.
Grog ist Rettung! Nach zwei Stunden
hast den bösen Herbst du überwunden,
und der Traum nimmt dich nach Abbazzia mit.

Benedikt

Der Fremde, die Frau und das Kind . . .

„Eine dritte nach Innsbruck!“
Der Herr zählt das Wechselgeld aufmerksam nach, macht einer Frau, die mit einem kleinen Jungen neben ihm steht und alles interessiert beobachtet, freundlich Platz, nimmt seinen Handkoffer, passiert die Perronsperre, beeilt sich, in dem eben einfahrenden Zug ein leeres Abteil zu finden, und hat kaum sein Gepäck verstaut, als ihm auch schon die Frau mit dem Jungen gegenüber sitzt.
Der Zug rollt durch die Nacht, der Herr raucht, der Junge starrt ihn verwundert neugierig an, und die Frau brütet nachdenklich vor sich hin.
„Verzeihen schon“, sagt sie nach einer geraumen Weile, „aber der Herr is g'wiß ein Fremder?“
„Allerdings!“ entgegnet der Herr.
„I hab mir's eh denkt!“ nickt die Frau, kramt eine Orange aus ihrer Handtasche und reicht sie dem Jungen. „So, Franzerl, da hast a Orantschen!“
„Und woraus haben Sie geschlossen, daß ich ein Fremder bin?“ fragt der Herr.
„Na — so halt —“, weicht die Frau einer Antwort aus, „na — so halt, net wahr, ja!“
„Willst du Bonbons, mein Junge?“ sagt der Herr, „da nimm, damit dir die Zeit vergeht!“
„Na, na, wia kommt denn der Herr dazua!“ Die Frau versetzt dem Jungen einen sanften Rippenstoß. „Wia sagst denn, Franzerl?“
Der Franzerl bedankt sich, und die Frau sagt nach einer längeren Pause: „Und der Herr fahrt nach Innsbruck?“
„Sie sind ja die reinste Hellseherin!“ lächelt er.
„Das grad net — das . . . I hab's nur bei der Kassa g'hört, wia der Herr de Fahrkarten g'löst hat!“
„Richtig“, erinnert sich der Herr, „Sie standen neben mir!“
„Ja — ja . . . Alsdann nach Innsbruck — da hab i do net falsch verstanden!“
„Und wohin fahren Sie?“
„I? . . . Z' Haus . . . Mir kummen von der Frau Tant und fahr'n z' Haus!“ erwidert die Frau einsilbig, schüttelt den Kopf, flüstert dem Jungen etwas ins Ohr, droht ihm mit dem Finger und versinkt in ein abgrundtiefes Schweigen.
Der Zug donnert über eine Brücke, rattert durch die Ebene, und der Herr vertieft sich, immer beobachtet von der Frau und dem Jungen, der ihn staunend anglotzt, in eine Zeitung.
Endlich wird die Abteiltür zurückgeschoben, der Schaffner erscheint, kontrolliert die Fahrkarten, schaut die Karte, die der Herr ihm reicht, von vorne und hinten an und sagt kopfschüttelnd: „Sie sitzen ja im falschen Zug!“
„Was?“ springt der Herr auf.
„Das ist der Schnellzug nach Wien!“
„Aber wieso denn —?“
„Wissen S', Herr Schaffner“, mengt sich die Frau in das Gespräch, „der Herr is nämlich a Fremder!“
„Was ist da zu machen?“ fragt der Herr ärgerlich.
„Vorläufig gar nichts!“ achselzuckt der Schaffner, „an der nächsten Station können S' aussteigen . . . Dort müssen S' aber übernachten, weil S' vor morgen früh kein Anschluß net haben!“
„Der Herr is nämlich a Fremder!“ beharrt die Frau.

ROTSIEGEL KRAWATTEN
der „Knotenpunkt“ der Eleganz

„Na ja“, brummt der Schaffner, „deswegen sitzt er do im falschen Zug!“
„Und er will nämlich nach Innsbruck!“ betont die Frau.
„Jawohl, nach Innsbruck!“ wiederholt der Herr vorwurfsvoll. „Warum haben Sie mich nicht aufmerksam gemacht? . . . Sie wußten doch —“
„Das scho . . . Das scho . . .“, nickt die Frau zustimmend, „g'wußt hab i 's scho . . . Aber das is all's wegen mein Franzerl . . . Der fahrt nämlich manch'smal allanig nach Graz nunter, zu der Frau Tant!“
Der Herr schaut die Frau und den mit halboffenem Mund dasitzenden Jungen erstaunt an.
„Den Zusammenhang zwischen mir, Ihrem Jungen und der Frau Tant verstehe ich nicht —“
„Ja, liaber Herr“, erklärt die Frau, „was man als Kind lernen tuat, des vergißt ma net so schnell . . . Und jetzt, wo er a lebendig's Beispiel vor seiner g'seg'n hat, jetzt wird er sich's wohl merken, der Bub, daß ma, wann ma, bevor ma in ein Zug einsteig'n tuat, immer z'erst fragt, ob's aa der richtige ist, net wahr, ja!?“ H. K. B.

Lieber Simplicissimus!

Es war in Wiesbaden. Aus einer Seitenstraße tippelt ein Schoßhündchen auf die Kurpromenade, nachmittags gerade zur Bummelzeit. Plötzlich sieht es ein Femininum seiner Gattung, und dann ist es auch gleich so weit. Aber schon kommt die Besitzerin nach, ein ältliches Fräulein, stürzt sich auf ihren Liebling und ruft voller Entrüstung: „Aber, Mäxle, doch nit vor de Leut', doch nit vor so viele Leut'!“

Wahres Geschichtchen aus München

Auf der rückwärtigen Plattform eines Straßenbahnwagens steht eine nette, saubere Frau von etwa dreißig Jahren. Der Schaffner ruft brav und mit lauter Stimme alle Haltestellen aus. Trotzdem frägt sie ihn vor jedem Halten des Wagens ängstlich: „Schaffner, muaß i jetzt nacha umsteign?“ — „Naa“, sagt der Schaffner, „no net.“ Endlich ist es so weit. Der Schaffner erklärt: „Sehng S', Frau, jetz wann der Wagen halt', nacha gengen S' da links nüber und steign in die Linie zehn ei', die wo rechts nauffahrt. Ham S' mi vaschtandn?“ — „Ja, freili!“ sagt die Frau. Kurz vor dem Halten des Wagens aber frägt sie zur Sicherheit nochmal: „Also, jetzt muaß i raus?“ — „Ja — und da gengan S' jetzt . . .“, und nochmal erklärt der Schaffner alle Details, und er zeigt ihr auch noch genau die Stelle, an der sie sich postieren muß, um richtig umzusteigen. Die Frau steigt also aus und geht prompt im Geschwindschritt nach der verkehrten Richtung. Kopfschüttelnd sieht ihr der Schaffner nach, und dann entwickelt sich zwischen ihm und mir folgender Dialog: „Ham S' dös ghört, was i dera gesagt hab?“ — „Ja“, sag ich. „Hat ma dös vastehn könna oder net?“ — „Freili!“ — „Ham S' jetzt gsehng, wo die hi'gstolpert is, die Trutschn?“ Ich — lachend: „Allerweil!“ — „Sehng S'“, sagt der Schaffner mit echtem Pathos, „deszwegn hab i net g'heirat'!“

„Kampf der Gefahr!“

Schadenverhütung ist Pflicht!

Auch dich geht es an!

60 Todesopfer täglich, 24 000 jährlich verschulden allein die Unfälle aller Art. Wann wird es dich packen? 1,37 Milliarden kapitalisierte Rentenlast erfordern durchschnittlich die jährlich in den Betrieben vorkommenden Unfälle, auf 2,5 Milliarden Unkosten werden die Folgen allein der Verkehrsunfälle eines Jahres geschätzt. Wer trägt diese Lasten? Letzten Endes die gesamte Volkswirtschaft — also auch du! In Hunderttausende, in Millionen deutscher Familien kommt durch Krankheit und Siechtum, durch Unfälle und Feuersnot, durch Sachschäden und Wertevernichtung — auch durch Betrug und Torheit — Not und Sorge, Kummer, Elend und Verzweiflung. Im neuen Deutschland trösten wir uns nicht damit, daß Versicherung und Sozialgesetzgebung, Staat und Kommune, Wohlfahrt und Fürsorge die Opfer der Arbeit und des Lebens mitleidig mit Almosen betreuen. Verhüten ist besser als vergüten! Vorbeugen ist leichter als heilen! Aber alle müssen mitarbeiten, mithelfen Schäden zu verhüten, die unserer Volksgesundheit und unserer Volkswirtschaft schwerste Wunden schlagen — alle müssen sich willig einordnen in diesen Abwehrkampf, auch du! 75% aller Unfälle sind vermeidbar, die 1400 Todesfälle bei Feuersbrünsten, die 3000 Ertrunkenen alljährlich sind sinnlose Opfer, die 400 Millionen Verluste durch Schädlinge sind leichtfertige Vergeudung. Zielbewußte und organisierte Schadenverhütung kann, ja muß Erfolge zeitigen. Denn durch Erziehungsarbeit ist menschlichen Schwächen wie Leichtsinn, Rücksichtslosigkeit, Unachtsamkeit, Unterschätzung oder Unkenntnis der Gefahren und Schadenquellen erfolgreich entgegenzuarbeiten. Aber jeder muß Disziplin halten, auch du! Sparen wir nur den vierten Teil der Unkosten für Schäden aller Art, so verdienen wir der deutschen Volkswirtschaft direkt und indirekt viele Hunderte von Millionen. Das kommt uns allen zugute — auch dir! Darum unterrichte dich über all die vielfältigen Fragen der Schadenverhütung, es ist interessant und vielseitig genug: Unfall- und Brandverhütung, Krankheits- und Seuchenbekämpfung, Erste Hilfe und Lebensrettung, Gewerbehygiene und Volksernährung, Berufswahl und Eheberatung, seelische Hygiene und Pfuschereibekämpfung, auch Kriminalaufklärung und Schädlingsbekämpfung, alles das ist „Schadenverhütung“. — Dein Arbeitgeber ist daran interessiert, daß du in allen diesen Fragen geschult wirst. Wende dich an ihn, er beschafft dir, kostenlos für dich, das nötige Lehrmaterial.

Fundstücke

Aus der Münchner Illustrierten, Nr. 35, Seite 1122, Plauderei „Väter und Söhne“ von Jos. Magnus Wehner:

„. . . tapfere, straffe oder zerknitterte Bubenhosen . . . aus deren Röhren ergreifende Balladen tönen würden, wenn Hosen reden könnten . . .“

*

Der Verlag einer Funkzeitung erhielt von einem seiner Abonnenten dieses Schreiben:

„Werter Verlag! Da ich im Sommerhalbjahr mit meiner Familie aufs Land mache, wo ich mich in meinem Schrebergarten aufhalte, tritt Ihre werte Zeitung für diese Zeit für mich praktisch nicht in Erscheinung. Ich kündige deshalb ab 1. Juni 1934 das Erscheinen Ihrer werten Zeitschrift und werde ich für Gegenteiliges nicht haften.“

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Männer! Neue Kraft und Lebensfreude durch **Kolan-Spezial**, garant. unschädl. Mittel (k. Pillen) bei Unlust, Müdigkeit und vorzeitiger Schwäche, **macht auffallend frisch** und **leistungsfähig**, unmittelbar nach Gebrauch. **Erfolg überraschend.** Probepackung RM. 2.— in Briefmarken franko oder Nachnahme zuzüglich Porto neutral, verpackt. Fa. **G. Keller, Stuttgart-N.**, Calwer Straße 18.

Männer über 40
die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch Neurosin. Kurp. M. 5.40. Erhältl. in den Apotheken. Prosp. d. Laborat. Heka, Altbach a. N. 5.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.**

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. **Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen**

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. **Hummel, München** Neuhauser Straße 20

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

EHELEUTE
ERHALTEN LISTE 36
über Artikel der Hygiene und Gesundheitspflege
GRATIS
GUMMI-MARTIN
FRANKFURT A. M. / ZEIL 88

Gesunde Zähne: Chlorodont

Des deutschen Michels Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Preis **70 Pfg.** / Bei Voreinsendung des Betrages franko
Simplicissimus-Verlag / München 13

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann


Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Ein Mädchen von der Wasserkante spricht zu ihrem Großvater

Laß man nu den rührseligen Kram,
Mein klein guten alten Opivater!
Auch der längste Walfisch wird mal zahm,
Und husch husch, die Katz, die holt der Kater.
Und der Schutzmann holt den Bösewicht.
(Nee, Grog ist dies nicht.)
Und den Seemann, hol's der Teufel, holt die Gicht.
Und das kommt von der verfluchten See.
Und vom Grog – nicht. Trink man deinen Tee!
Kuck, da fährt so 'n dicken Sottjekasten.
Kannst auch gut von deinem Bett aus sehn?
Nein, das ist kein Seilschiff zu vier Masten.
Muß ja allens mal vor Anker gehn.
Klar, daß manches glatt im Himmel weilt.
(Womit dir's ja noch nicht eilt.)
Alles, womit du auf See geseilt,
Kriegst du frischgeteert da zu Gesicht.
Trink, old Zälor, ist ja für dein Gicht! –
Blau ist die See in Honolulu-Bay.
Und bei Tamatave weht der Wind von Land.
Und viel Schiffe trafen sich im Hafen.
Und viel Mädchen standen da am Strand.

Ja, die runde Welt, wer das so kann,
Sich so zu erinnern augenblicks,
China, Zanzibar –. Solch seebefahrnen Mann!
Wenn Mama auch sagt, sie taugen nichts.
Und sie hat ja auch was durchgemacht.
(Er wollt' schreiben, hatte er gesagt.)
Aber du hast oft was mitgebracht,
Und die Schlangenhaut trag ich als Schal
Heute noch. Nu komm, trink man noch mal!
Weißt du, wenn du abhaust, wird es flau
Wegen deiner Rente mit uns beiden.
Aber Seemannskinder sind ja schlau,
Und Mama wird's reichen zum Bekleiden.
Glaub mir, ich werd hier den Kram schon schmeißen,
Nee, so leicht laß ich mich nicht be-
(Scheinheilig tun sie alle, eh sie beißen).
Hast nun aus? Ach, schön, mein guten O!
Und nun träum man süß von allerwo!
Blau ist die See in Honolulu-Bay.
Und bei Tamatave weht der Wind so brav.
Und die Schiffe schlafen schon im Hafen.
Und nun schlaf auch du, mein guten Opa, schlaf!

Hans Leip

Purgatorio (O. Herrmann)



„Zwetschgen wann d' Leut' mehra ess'n taten, nacha bräucht'n s' glei net so vui Todsünd'n beicht'n."

Lieber Simplicissimus!

Unser Praktikant B. bearbeitet die Urlaubsgesuche der Volksdienst-Arbeiter. Vor ein paar Tagen bittet der Arbeiter Z. für den 12. um Urlaub, da an diesem Tage seine Frau niederkomme. Selbstverständlich gab B. den erbetenen Urlaub. Und weil er ein guter Mensch ist, schickte er eine Glückwunschkarte. Und weil er ein gewissenhafter Praktikant ist, trug er den genehmigten Urlaub in die Personalakten ein, nicht ohne das erwartete freudige Ereignis in der Familie Z. besonders zu betonen. Heute kommt Z. nun aufs Amt. B. springt auf, fragt atemlos: „Bub oder Mädel?" Verlegen stottert Z: „Ja, Herr Bragdigande, wissen Se, 's is noch nischt geworden; de Hebamme hadde sich verrechnet." Und weil der „Herr Bragdigande" ein guter Mensch ist, ist er mit dem „Vater" tief betrübt. Und weil der Herr Praktikant sehr gewissenhaft ist, notiert er in die Akten: „Durch einen Rechenfehler der Hebamme ist aus der Geburt nichts geworden."

*

Es gibt Karlchens Lieblingsspeise. Der kleine Kerl kann gar nicht erwarten, bis ihm die Mutter seinen Teller hinsetzt, wie gewünscht, recht voll. Und wie er gerade mit dem Löffel hineinfahren will, sagt er noch rasch: „Oh, Mama, jetzt wollt' ich, ich wär' Zwillinge!"

*

Mein Mann ist Ahnenforscher und empfiehlt sich seinen Mitbürgern durch Anbringung eines Schildes am Hause für die „zuverlässige und billige Lieferung von Ahnentafeln, Stammbäumen und Wappen". — Neulich ist die Waschfrau wieder einmal bei uns, und beim Vesper gerät die Unterhaltung darauf, daß unser Jüngster im Frühjahr in eine Baumschule als Lehrling eingetreten ist. Bei dieser Feststellung geht ein Leuchten gewonnener Erkenntnis über das Gesicht der Biederen, und sie gibt dem befriedigt mit den Worten Ausdruck: „Ah, deswega hent Sia Stammbäum zu verkaufa!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl ... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM –.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Zum Erntedankfest

(Wilhelm Schulz)



Die Erde hat für den kommenden Winter so reichlich gespendet . . . Nimm dir ein Beispiel daran, deutscher Volksgenosse!

Schwäbischer Weinherbst

Im Wingert kracht der erste Schuß,
Ein Spatzenraubzug flattert,
Die Wolke droht mit kaltem Guß,
Die Vogelrätsche rattert.

Die Sonne hat den Wein gesüßt,
Da bücken sich die Rücken,
Ein Korb, ein weißes Kopftuch grüßt
Aus roten Mauerlücken.

Im Dorf stehn vor dem Keltertor
Die Bütten und die Fässer,
Und Kinder klettern dran empor,
Bacchanten, kleine Fresser.

Vorüber schwankt das erste Faß,
Das herbstgeschmückte, volle,
Es schäumt und spritzt und macht sich naß,
Spielt lustig seine Rolle.

Der Böller kracht, die Kinder schrein
Und tanzen in die Felder —
Gott selbst trinkt roten Himmelswein
Und tritt die Kelter.

Georg Schwarz

Lieber Simplicissimus!

In der noch guten alten Zeit, nämlich 1894, bringt ein Maler ein auf Holz gemaltes Porträtchen über die Grenze und wird von dem jungen Schweizer Zöllner, trotzdem er diesem erklärt, Kunstwerke seien zollfrei, zur Waage geführt. Das Bild wird gewogen, und der Zöllner zeigt es darauf dem Vorgesetzten am Zollschalter mit den Worten: „Ein Kchilo Kchunscht, Herr Vorschtand." Der Herr Vorstand nickte aber lächelnd, und das Kilo Kunst ging — damals noch — frei in die Schweiz.

*

Ein Geistlicher redete vor kurzem von der Kanzel seine Zuhörerinnen folgendermaßen an: „Seien Sie ja nicht stolz darauf, daß unser Heiland nach seiner Auferstehung zuerst einer Frau erschien. Er tat dies nur deshalb, daß die fröhliche Nachricht um so schneller unter die Leute komme!"

Lästerzungen

(Rudolf Kriesch)



„Ihr Mann hätt' einen ganz anderen Geschmack, hat sie gesagt." — „Stimmt! Er schaut auch dauernd zu uns her!"

Minderheitenschutz

(E. Schilling)



„Unsere Regierung will in Genf ja nur lernen, wie sie euch Wolga-Deutsche noch besser schützen kann als bisher.“

Paktomanie

(Karl Arnold)



„Daß sich Monsieur Barthou noch nicht angemeldet hat? Er schließt doch mit allen Regierungen Paktverträge ab."

München, 14. Oktober 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 29

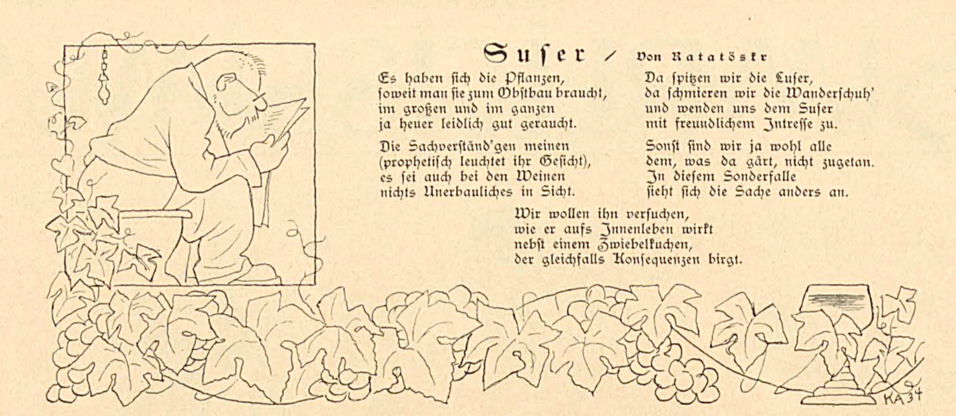
SIMPLICISSIMUS

(E. Thöny)

Das Reiterherz



„Degenerierte Bande! Kommt zur Schnitzeljagd und konstatiert: ‚fabelhaftes Golfgelände!'"



Suser / Von Ratatöskr

Es haben sich die Pflanzen,
soweit man sie zum Obstbau braucht,
im großen und im ganzen
ja heuer leidlich gut geraucht.

Die Sachverständ'gen meinen
(prophetisch leuchtet ihr Gesicht),
es sei auch bei den Weinen
nichts Unerbauliches in Sicht.

Da spitzen wir die Luser,
da schmieren wir die Wanderschuh'
und wenden uns dem Suser
mit freundlichem Intresse zu.

Sonst sind wir ja wohl alle
dem, was da gärt, nicht zugetan.
In diesem Sonderfalle
sieht sich die Sache anders an.

Wir wollen ihn versuchen,
wie er aufs Innenleben wirkt
nebst einem Zwiebelkuchen,
der gleichfalls Konsequenzen birgt.

Die Liebe beim Simon Klacher / Von Karl Springenschmid

Die Liebe pflegt sich bei den verschiedenen Menschen in verschiedenen Formen zu äußern. Beim Simon Klacher äußerte sie sich so:

Er bekam einen ungewöhnlichen Durst, ohne daß er wußte, woher. Er spürte bloß, daß etwas anders war als sonst.

„Bluetsakra!" sagte er, drehte den Maßkrug herum und schob den Hut ins Genick, daß ihm die Locken über die Stirn hereinringelten.

„Bluetsakra!" und schlug mit der Faust in den Tisch, daß es patschte. Dann stand er auf und ging.

Und als ihm der Schluiferer begegnete, der bloß „Servus, Simei!" sagte, blieb er mißtrauisch stehen, musterte den Schluiferer von unten bis oben und sagte scharf: „Was geht dös di an?"

„Was?" fragte der Schluiferer unschuldig.

„Was dös di angeht, ha?" und rückte näher zu ihm hin.

„Es geht mi ja . . . ja eh nix nit an . . .", meinte der Schluiferer unsicher und schaute den Weg hinab über den Platz und wollte grad weiter, da — da faßte ihn der Klacher bei der Brust und stieß ihm die Faust ins Gesicht, und ehe der Schluiferer sich überlegen konnte, wie er da überhaupt dazukam, lag er schon im nassen Straßengraben und der Klacher mit beiden Fäusten über ihm.

Als er fertig war, stand der Klacher auf, knöpfelte sich den Rock zu, der ihm vor lauter Kraft aufgesprungen war, und griff nach seinem Hut, der in der Wiese lag.

„Hiez möcht i do wissen . . .", stotterte der Schluiferer und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. „Wia kimm denn i da dazue . . .?"

„Dös ischt mei Sach!" sagte der Klacher ruhig, setzte den Hut auf und sagte: „Servus!"

„Servus!" gab der Schluiferer vorsichtshalber zurück.

Und so, wie er es mit dem Schluiferer gemacht hatte, machte er es mit den anderen auch. Seine besten Freunde warf er über den Zaun, wenn sie ihm unterkamen. Die Burschen im Dorf wußten nicht, was da los war. Aber zu fragen wagte keiner; denn der Simon Klacher ist ein Bärenkerl, auf und auf eine einzige Kraft, eine Pratzen, die allein schon ein Mannsbild umlegt, und ein Brustfleisch wie drei Roß.

Erst als er einmal den Zischgler Peter verkehrt über die Kirchhofmauer schmiß, kam Licht in das rätselhafte Dunkel; denn als der Zischgler, der sich am steinernen Grabkreuz seines seligen Großvaters den Schädel halb eingerannt hatte, wieder aufkroch, schrie ihm der Klacher nach: „Und bal du no amol die Mali anschaugst, nacher kannst glei liegen bleiben aufm Friedhof!" —

Auf diese Weise entstand um die Schatzlberger Mali, die das schönste und am meisten umworbene Mädchen des Dorfes war, sozusagen ein leerer Raum. Hatten sich früher die Burschen gerne nach ihr umgedreht und da und dort mit ihr ein Wort geredet, so wichen sie jetzt alle aus; denn etwas, auf das einmal der Simon Klacher seine Pratzen gelegt hatte, wollten sie nicht mehr anrühren.

Der Klacher aber tat seine Arbeit gründlich. Er machte sein Anrecht nicht bloß bei jenen geltend, die irgendwie einmal der Mali schön getan hatten, er entfernte alles, was überhaupt auch in der Zukunft einmal hiefür in Betracht kam, so daß er schließlich ganz einsam und allein dastand mit seiner Schatzlberger Mali.

Die aber wußte nicht im mindesten, was eigentlich los war; denn der Klacher war sich selbst erst im Laufe der Zeit klar geworden, warum er gerade jetzt die Burschen, einen nach dem andern, hinlegte, und so schneidig er beim männlichen Geschlecht war, beim weiblichen war es anders. Mit der Mali hatte er noch kein Wort gesprochen, ja, er hatte sie überhaupt noch gar nicht recht angeschaut, wie es sich in so einem Fall doch gehört.

Erst als der Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger ins Dorf kam, geriet die Sache in Fluß. Vinzenz Buchsteiger hatte die ärarische Holzversteigerung geleitet und wie immer den Bauern schundmäßige Preise angesetzt, also daß es in der Stuben beim Oberwirt nur eine Meinung gab: Dem Vinzenz Buchsteiger, dem sollte es einmal einer zeigen. Aber richtig.

„Den laßts lei mir!" zischte der Schluiferer über den Tisch hin und zog die linke Schulter hoch; denn er war ein wenig ausgewachsen.

„Dir?" spöttelten die Bauern. „Wia willst denn du den Forstadjunkten hinlegen, du Häuter, du?"

Aber der Schluiferer zwickte bloß die Augen zusammen und pfiff bedeutungsvoll durch die Zähne.

Er trank sein Bier aus, zahlte, schob der Kellnerin noch einen Sechser Trinkgeld hin und ging.

Beim Unterbräu traf er den Klacher.

Da fing er schön still zu reden an, ein Wörtl um das andere, von den schlechten Zeiten und von den Holzpreisen und daß es den Jagerischen immer noch ein Trumm besser gehe als den Bauern, sonst hätt' der Forstadjunkt nicht einen neuen Dienstanzug, so wunderschön grün auf und auf und das guldene Eichenlaub am Kragen.

Der Klacher schaute in seinen Maßkrug und hörte nicht.

Der Schluiferer meinte, daß so einer, wie der Forstadjunkt, schon wissen werde, warum er den neuen Dienstanzug anziehe, wenn er ins Dorf geht, und so viel ist gewiß, für die Versteigerung macht er sich nicht so schön.

Der Klacher schaute noch immer in die Höhlung seines Maßkruges.

Da riß dem Schluiferer die Geduld. „Was schaugst denn allweil in dein Maßkrueg?" schrie er. „Hörst nit, daß der Forstadjunkt da ist!"

„Was geht denn der mi an?" fragte der Klacher.

„Gell, der gang di nix an!" sagte der Schluiferer mit weinerlicher Stimme und zog die linke Schulter hoch, „und i gang di schon was an!"

Da schaute der Klacher auf.

„Wia moanst dös?" fragte er. Aber er wartete die Antwort nicht mehr ab, stand auf und ging aus der Stube.

Der Schluiferer schaute ihm zufrieden nach. Er kannte das aus eigener Erfahrung; wenn der Klacher so langsam und umständlich begriff und dann aufstand und ging, dann war eine Urgewalt entfesselt. —

In dieser Nacht war es, daß der Simon Klacher zum erstenmal an das Kammerfenster der Schatzlberger Mali kam, das heißt, er warf nur ein Holzscheitl an die Fensterscheiben und rief: „Mali!"

Oben blieb alles still. Das Mondlicht spielte in den Hollerstauden.

„Mali, tue auf!"

Der Klacher wartete, nichts rührte sich.

„Mali, tue auf, sünst dersauft er!"

Vergeblich.

Und wieder nach einer Weile: „Bal du nit auftuest, dersauft er!"

Da ging oben ein Fensterflügel auf, eine Gestalt wurde sichtbar.

„Klacher, du schiecher Lotter, du!" beugte sich die Mali aus dem Fenster.

„Soll i dir 'n dersaufen lassen, den Dein'?" fragte der Klacher.

Da sah die Mali erst, daß der Klacher mit gegrätschten Beinen über dem Brunntrog stand und mit beiden Fäusten etwas niederhielt, ins Wasser nieder, einen Mann, in grünem Gewand.

„Um Gottschristiwillen, Klacher, laß ihn do aus, er . . . er verkühlt si ja . . . du Lotter, du . . ., er liegt ja als a Ganzer im Trog . . ."

„Magst ihn als a Nasser nimmer, den Dein', ha? Dann laß i dir 'n aus!"

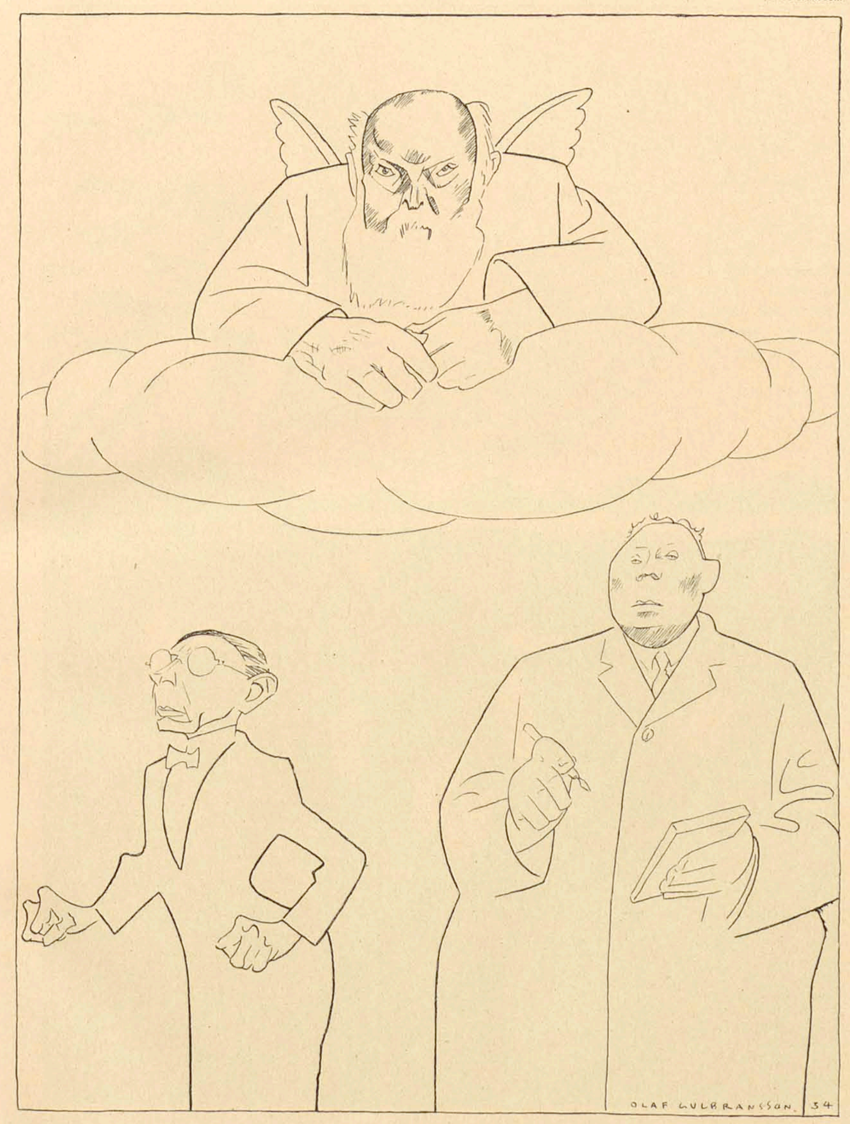
Und der Forstadjunkt stieg aus dem Trog, triefnaß und zerschlagen und verschwand über die Wiesen hin.

Der Klacher ging heim.

(Schuß auf Seite 341)

Deutsche Stimmen
XIII

(O. Gulbransson)



„Die unklaren Ideen über die einfachsten Sachen in der Kunst sind heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden."

Hans Thoma

Der Friede flieht

(E. Schilling)



„Halt, Friede, halt! Wir lieben dich doch!"



Raritäten

(Dugo)

„Feine Fijur haste, Meechen!“
„Stimmt schon; aber mit's Jemüte hapert's. Hast ja keene Ahnung nich, wie det jefragt is!“

(Schluß von Seite 338)

Er war zufrieden mit sich und stolz auf das erste nächtliche Gespräch, das er mit einem weiblichen Wesen geführt hatte, das erste Liebesgespräch mit der Schatzlberger Mali — und das letzte; denn so merkwürdig es klingen mag und so ungewöhnlich für eine Liebesgeschichte: Die Liebe des Simon Klacher war damit beendet.

Mit dem Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger hatte er den letzten der wirklichen oder vermeintlichen Konkurrenten hingelegt, und als niemand mehr da war, der ihm durch seine Anwesenheit die Mali streitig gemacht hätte, als sogar der Schluiferer einmal die Augen zuzwickte und so nebenbei sagte: „Die Mali, die mag eh koaner nit!“, da verlor er jedes Interesse an der Sache, derart, daß der Schluiferer zum Erstaunen der gesamten Burschenschaft des Dorfes an einem der nächsten Sonntage die Schatzlberger Mali vor dem Klacher anlachte und mit ihr den ganzen Weg die Dorfgasse hinunter ging, ohne daß ihm deshalb der Arm verstaucht oder der Schädel eingerannt worden wäre. Ja, der Schluiferer erzählte sogar öffentlich beim Oberwirt in der Stube, wie gut es doch öfters im Leben gehe, wie man oft zwei Fliegen auf einen Schlag treffe, beispielsmäßig mit dem Forstadjunkt, dem nicht bloß die schlechten Holzpreis beglichen worden seien, sondern der auch nach seiner zweiten Taufe, als einziger ernstlicher Bewerber bei der Mali, ihm den Weg zu ihrem Kammerfenster freigegeben habe.

Stunde im Herbst

Schon ziehen Vögel fort,
Schon ist die Ros verdorrt,
Schon hallt von Herdgeläute unser See.
Schon weht im Feld ein Rauch,
Schon glänzt der Dorn am Strauch,
Und müde Falter gaukeln um den Klee.

Freund, laß uns noch einmal
Den Weinberg und das Tal
In unserm zitternd vollen Glase sehn!
Einst wird das nicht mehr sein,
Einst müssen wir vom Wein
Des Lebens in das Reich der Schatten gehn.

Solang die Traube glüht,
Solang die Sonne sprüht,
Laß uns benetzen unsern roten Mund!
Dann können wir wie's Blatt,
Das Glut getrunken hat,
Hinuntertaumeln auf den klaren Grund.

Emanuel von Bodman

Zuviel verlangt

Der Kantor Friedrich Franz Klöhndröhn in Langenhagen bewirtschaftet seine Dienstländereien noch selbst. Er ist Bauernsohn und auf dem Lande aufgewachsen, er hätte also seine Wirtschaft gut selbst führen können — aber er sieht körperliche Arbeit als dem Ansehen seines Standes abträglich an; er muß deshalb einen verständigen Großknecht haben.

Eines Tages muß er wieder einmal einen neuen Großknecht einstellen. Jeden kann er nicht gebrauchen. Es muß ein ordentlicher und arbeitsamer Mann sein. Nun hat Jochen Biermann sich gemeldet, ein Kerl wie ein Baum, mit großen Händen, die von vieler schwerer Arbeit erzählen, und unter der kantigen Stirn und dem strohblonden Haar sehen zwei wasserblaue Augen vertrauend und Vertrauen erweckend in die Welt.

Kantor Klöhndröhn sitzt im bequemen Lehnstuhl, Jochen Biermann steht — die Mütze in der Hand, bescheiden an der Tür. Sie sind sich einig geworden.

„Also, Jochen, du bekommst fünfundzwanzig Mark Lohn im Monat, die Kassen bezahle ich, zu Martinimarkt bekommst du einen Taler und zu Weihnacht Weste und Joppe extra!“

„Ist schon recht, Herr Kantor.“

„Jochen, du mußt aber alle Arbeiten allein machen, . . . ich meine, ich habe keine Zeit, um dir dabei zu helfen!“

„Ja, Herr Kantor, ich will die ganze Wirtschaft wohl schon allein besorgen!“

„Ja, Jochen, du mußt aber an alles denken!“

„— — — Was soll ich?“

„An alles allein denken, Jochen.“

„Denken — denken — Herr Kantor — an alles denken soll ich? Nee, nee, Herr Kantor, denn muß ich fünf Mark Lohn mehr haben!“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Der Krieg der Kameras / Eine amerikanische Streikgroteske

Es wäre ein langweiliger Tag, der nicht Nachricht von irgendeinem Streik in der Vereinigten Staaten brächte. Scharmützel zwischen Polizisten und Ausständigen regen dort keinen Zeitungsleser mehr auf. Und dennoch ist der innere Friede in naher Sicht. Denn, nach den jüngsten Streikaufnahmen in den Zeitungen zu schließen, scheinen die Pressephotographen langsam die Überzahl über die Streikenden zu gewinnen. Eines der letzten Bilder von der Industriefront stellt einen Zeitungsphotographen dar, wie er einen andern Photographen aufnimmt, der gerade dabei ist, einen Photographen aufzunehmen, der eben einen einsamen Streikenden photographiert.
Dies ist ein ermutigendes Zeichen. Wenn wieder der innere Friede in Amerika eingekehrt sein wird, wird man über das Verdienst der Kameramänner nicht hinwegsehen dürfen. Sie waren es, die stets mitten im dichtesten Kampfe standen; wenn auch durch Tränengas geblendet, drehten sie ihre Kurbeln und schalteten ruhig an den Verschlüssen herum — denn das kalte, runde Auge der Kamera weint nicht!
Aber nicht nur um dieser ihrer Tapferkeit willen gebührt ihnen Lob, sondern auch wegen ihrer besänftigenden Einwirkung auf die Unzufriedenen. Da sah man unlängst in den Zeitungen eine Photographie, auf der inmitten einer aufgeregten Menschenmenge zwei Männer standen, von denen der eine im Begriffe war, dem andern mit einem Stock über den Kopf zu schlagen. Aber achtete die aufgeregte Menschenmenge auf dieses Schauspiel? Durchaus nicht. Die meisten Umstehenden starrten unmittelbar auf die Kamera — mit dem dünkelhaften Gesichtsausdruck von Bankettteilnehmern, die auf das Aufflammen des Blitzlichtes warten. Selbst einer der Kämpfenden — der mit dem aufgehobenen Stock — warf einen selbstbewußten Blick zur Seite und schien darüber nachzudenken, ob ihn seine Bekannten auf der Photographie im nächsten Morgenblatt auch erkennen würden.
Der allgegenwärtige Kameramann übt entschieden einen beruhigenden Einfluß in Zeiten der Unruhe aus, da es so gut wie unmöglich ist, sich gleichzeitig in Positur zu stellen und auf den lieben Nächsten loszudreschen. Gelegentlich allerdings wird die Anwesenheit des Photographen von beiden kriegführenden Parteien als unliebsam empfunden. Aber selbst dann hat sein besänftigender Einfluß Bestand; die streitenden Gruppen vereinen sich, um sich auf ihn zu stürzen, und der ursprüngliche Hader wird vergessen.
So ist der Kameramann zu einer nicht zu unterschätzenden Macht geworden. Die Fülle an „authentischen" Weltkriegsaufnahmen, die jüngst auf den Markt kam, scheint darauf hinzudeuten, daß damals zumindest auf zwei scharfe Schüsse ein Schnappschuß entfiel. Die Lichtbildkunst ist heute ein bedeutsamer Teil der Kriegsführung — und es ist ganz gut möglich, daß der nächste Krieg weder in der Luft, noch unter dem Meeresspiegel, sondern in der Dunkelkammer ausgefochten werden wird.
Denn der wirkliche Sieger in irgendeinem internationalen Konflikt wird nicht mehr auf Grund gewonnener Territorien, erbeuteter Geschütze oder gemachter Gefangener zu bestimmen sein, sondern auf Grund der Nachkriegsmeinung der übrigen Welt. Schnappschüsse sind bei der Gestaltung der öffentlichen Meinung wirksamer als Statistiken. Genau so wie ein Kinopublikum, dem Zeitlupenaufnahmen eines sensationellen Boxkampfes vorgeführt werden, „Fouls" erkennen kann, die der Schiedsrichter übersehen hat, genau so kann die Nachwelt beim Betrachten von Photographien kriegerischen Geschehens ihre eigenen Schlüsse ziehen.
Durch ihre bloße Zahl haben die Zeitungsphotographen kürzlich so manche drohenden Ausschreitungen der Streikenden in Amerika verhindert; bei einem Menschenauflauf vor einer Fabrik wurde unlängst die einzige Sensation von zwei sich befehdenden Zeitungsphotographen geliefert, die durchaus denselben Hydranten als Standort benützen wollten.
Und wenn sie sich weiterhin im gegenwärtigen Ausmaß vermehren, dann ist nicht einzusehen, warum der nächste große internationale Konflikt nicht zur Gänze von Kameramännern ausgefochten werden sollte. Sie könnten ja nebenbei auch ein paar Filmstatisten aufnehmen — aber die wirklichen Schlachten würden um die günstigsten Stellen für die Kameras toben. Mit einschnappenden Verschlüssen, zerschmetterten Platten, explodierendem Pulver und vordringender Blitzlichtartillerie, gefolgt von den Tanks der Entwicklerbrigade, würde eine solche Schlacht Bilder ergeben, die manchen Weltkriegsphotographien nicht nachstünden.
Und wenn der Krieg vorüber und der letzte Schnappschuß abgefeuert wäre, hätten wir eine nette Sammlung von Aufnahmen — und keinerlei Verluste, ein paar Fälle von Doppelexpositionen vielleicht ausgenommen. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die photographische Kamera sich als die wirkliche Friedenstaube unserer Zeit erweist.

Weare Holbrook

Lieber Simplicissimus!

Der Sohn des Vorarbeiters E. aus der Ackerstraße ist hochmusikalisch und hat ein Stipendium zum Besuch der Musikakademie erhalten. Wenn der Vater von der Arbeit nach Hause kommt, sieht er erstaunt auf den Sohn, der allabendlich am großen Familientisch sitzt und an seinen Kompositionen arbeitet. Ihm ist nie so recht geheuer vor seinem begabten Sohne gewesen. Gestern gab er seinem Befremden folgenden Ausdruck: „Nu sag mal, mein Junge, nu haste doch schon so ville Noten und schreibst immer noch neue!?“

*

Ich war bei einem Arztehepaar in einer kleinen rheinischen Stadt zu Besuch. Als wir eines Tages einen Ausflug machen wollten, kam im letzten Augenblick noch ein Patient. Der Doktor sagte, wir sollten nur vorgehen und Bescheid sagen. Der Bescheid bestand darin, daß die Frau Doktor zum Zugführer, der gerade abfahren wollte, ging und ihn bat, noch ein paar Augenblicke zu warten, ihr Mann müsse schnell noch einen Patienten abfertigen. Sie wohnten ja gleich um die Ecke rum. Woraufhin der biedere Zugführer meinte: „Jaja, Frau Doktor, Jesundheit jeht vor; warte mer noch en Augenblickche.“



UFA PALAST MÜNCHEN SONNENSTR. 8 TEL. 11110, 11510

SÜDDEUTSCHLANDS GRÖSSTES UND SCHÖNSTES LICHTSPIELTHEATER ZEIGT LAUFEND DIE SPITZENFILME DER **UFA** UND DER ANDEREN DIESJÄHRIGEN BESTEN PRODUKTIONEN

ZUR ZEIT **DER FILM VON DEM DIE WELT SPRICHT: DER WILLI FORST-FILM:**

MASKERADE

EIN KÜNSTLERISCHES FILMWERK GANZ BESONDERER KLASSE MIT:
PAULA WESSELY • ADOLF WOHLBRÜCK
OLGA TSCHECHOWA • PETER PETERSEN

IM FOYER DES THEATERS: **GRAPHIKAUSSTELLUNG** AUS DER ZEIT UM DIE JAHRHUNDERTWENDE (BLÄTTER VON REZNICEK · KAINER · THÖNY)

Großberlin bleibt Großberlin!

Schön ist, was betreffs Touristik
jetzt Berlins Verkehrsstatistik
über den August-Mond lehrt,
denn man liest da froh verwundert,
daß um fünfzig fast vom Hundert
der Besuch des Auslands sich vermehrt!

Also scheint, trotz aller Hetzen,
sich die Wahrheit durchzusetzen,
daß die Reichshauptstadt besteht –
daß wir Fremde nicht verspeisen,
sondern ihnen nur beweisen,
daß auch unser Leben weitergeht –

Daß wir keinen neidisch hindern,
legt er mal mit hübschen Kindern
eine „kesse Sohle hin“ –
daß wir's nicht mal baß verdämmen,
will mal wer bei Horcher schlemmen –:
Großberlin bleibt immer Großberlin!

Selbst die „City“ will erwachen
und sich neu zum Zentrum machen
so wie vor der Zeit der Not.
Hilft man ihr nun auf die Strümpfe,
geht's bald los „bis früh um fümfe“!
Wat denn, Mensch?! Berlin is noch nich dot!

Beneaikt



Das Original-Dr. Ferrol'sche Neue Rechnungsverfahren in 6 Lehrbriefen. Spielend leicht!

Gelobt von Technischen Hochschulen, Universitäten, Gymnasien, Lyzeen, Maschinenbauschulen, Ingenieur-Akademien u. der maßgebenden In- u. Auslands-Presse.

Stark ermäßigter Preis des Werkes **4,85 RM.**

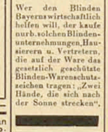
VERLAG DR. WEILER & CO., KÖLN (RHEIN) JAKORDENSTRASSE 5.

Postanschrift: KÖLN (Rh.) 1, Schließf. 776, Postscheckk. KÖLN (Rh.) 86805.

Die anerkannt beste Rechen-Methode der Welt! (234)

:::: Erhältlich in Buchhandlungen! ::::

Blinde kämpfen — helft ihnen!



Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken“.



Durch gute u. schlechte Zeiten führte harter Kampf zum Erfolg. Rückschläge kamen, Aerger, Sorgen. – Die Nerven versagen, hemmen die Arbeit, stören den Familienfrieden. Die Lebensfreude geht verloren. Sie sind mit Ihren Kräften am Nullpunkt. Aber Sie wollen ein vollwertiger Mensch sein. Nehmen Sie

· OKASA ·

DAS WELTBEKANNTE HORMON - PRÄPARAT

Okasa stärkt die Nerven und bekämpft Depressionen. Es reguliert die Funktion der inneren Drüsen, belebt den ganzen Organismus und gibt wieder Leistungsfähigkeit u. Jugendfrische. Okasa-Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau, **in allen Apotheken,** 100 Tabl. 9.50. Fordern Sie illustr. Broschüre u. **Gratisprobe Okasa,** Zusendung veranlaßt geg. 24 Pfg. f. Porto **Hormo-Pharma, Berlin SW 355, Alte Jakobstr. 85**

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
karton. **RM. —.80**
geb. . . **RM. 1.60**
Simplicissimus-Verlag

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W

das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft. Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40. Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.



An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen



1. Kostenlos 1/2 Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte“
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

durch **Bessere Photos** PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Berlin: dringend!

Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatten wir auf dem Brocken eine ganze Anzahl Besucher angetroffen, die gleich uns, vom stillen, klaren Oktobertag verlockt, heraufgestiegen waren, die Herbstsonne unter- und am nächsten Morgen wieder aufgehen zu sehen. Der Abend brach schnell herein, es wurde ziemlich kalt, und die Gäste saßen, eine kleine, vom Zufall zusammengewehte Gemeinde, noch eine Weile im behaglich durchwärmten Zimmer beieinander.
Mit einem Male huschte draußen ein Lichtkegel durch das Dunkel, Motorgeräusch ließ sich vernehmen, es wurde geschaltet — ein Wagen gewann die letzte Steigung und brachte noch zwei späte Gäste. Bald traten sie herein, ein Herr und eine Dame mittleren Alters, gut angezogen, wie eben Leute aussehen, die zu ihrem Vergnügen im eigenen Auto auf den Brocken fahren. Da alles besetzt war, nahmen sie an unserem Tisch mit Platz; der Herr stellte sich vor als Direktor Soundso, den Namen konnte ich nicht verstehen.
Ehe der Kellner erschien, war der Herr Direktor schon wieder aufgesprungen und mit großen Schritten in die Vorhalle geeilt. Dort hörte man ihn sich erkundigen, ob nicht ein Telegramm für ihn, Direktor Soundso, angekommen sei? Nein. Ganz bestimmt nicht? Auch nicht etwa telephonisch durchgesprochen? Nein, aber er werde sofort noch einmal nachfragen, sagte der Geschäftsführer draußen, und der Herr Direktor kehrte mit unruhigen Mienen zurück, setzte sich und trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischkante. Auch seine Frau sah bekümmert drein.
Da sahen wir also einmal einen Wirtschaftsführer, einen Direktor, aus allernächster Nähe. Weiß Gott, was das für ein bedeutendes Tier sein mochte, dieser Direktor Soundso! Und da fährt so ein Mann nun mal zu seiner Erholung in den Harz; aber die Geschäfte lassen ihn nicht los: überallhin verfolgen ihn Blitztelegramme und dringende Telephonate, noch am späten Abend muß er bereit sein, Entscheidungen zu treffen, von denen unter Umständen Sein oder Nichtsein abhängt. Wahrlich ein Hundeleben!
Der Herr Direktor hatte inzwischen hastig ein Glas Wein hinuntergestürzt und etwas gegessen; aber seine Unruhe war noch größer geworden und hatte sich sogar den übrigen Gästen mitgeteilt. Die Gespräche waren ins Stocken geraten, man blickte neugierig und mit einer gewissen scheuen Teilnahme auf den geplagten Mann, der alle drei Minuten den Kellner fragte, ob denn immer noch nichts für ihn da sei. Die Sache fing an, unheimlich oder zum mindesten ungemütlich zu werden, da tönte in die bange Stille schrill die Telephonklingel. Sekunden später erschien atemlos der Ober und keuchte: „Herr Direktor Soundso aus Berlin dringend ans Telephon!" — Und durch das allgemeine Aufatmen schritt der Wirtschaftsführer zum Telephon, von dem langen, angstvollen Blick seiner Frau begleitet.
Minuten vergingen. Welche schicksalsschweren Botschaften und Entscheidungen mochten jetzt den Draht durchlaufen?
Dann kehrte er zurück, merklich entspannt, Cäsar nach der Schlacht, beugte sich zu seiner Frau, die ihn erwartungsvoll ansah, und sagte: „Die Anna ist mit den Kindern im Zoo gewesen, und Schnauzel wird ganz bestimmt morgen gebadet, ich hab' es ausdrücklich noch mal eingeschärft!"
— — — — — — — — — — — — — — —
Es ist etwas Großes, etwas Herrliches um die moderne Technik, finden Sie nicht auch?

Hans Seiffert

Modernste Pomologie

(R. Kriesch)



„Wissen Sie, wir haben uns auf Grund genauer Kenntnis unserer Stammbäume lieben gelernt." — „Ach, wie süß!"

Tag des deutschen Handwerks

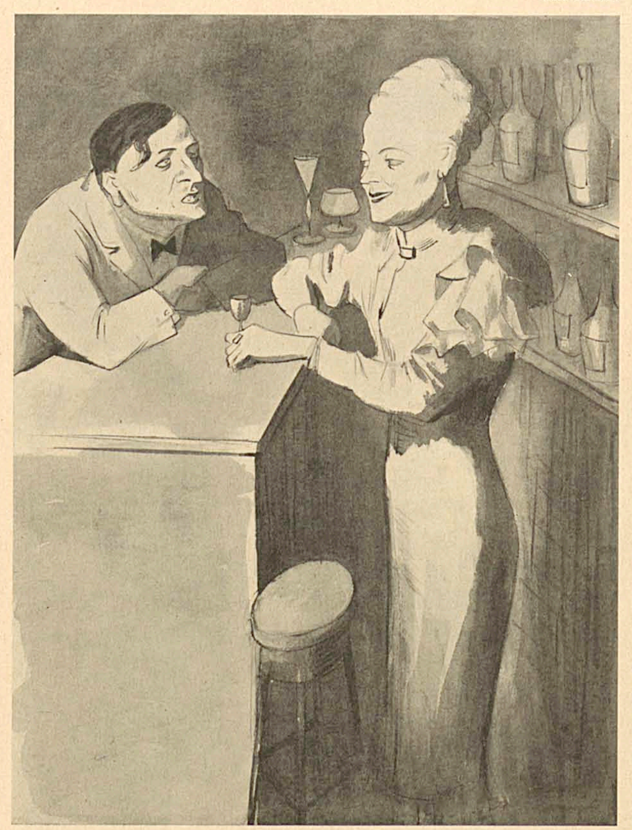
(W. Schulz)



„Wir hämmern und wir sägen.
Wir müh'n uns allerwegen.
Wir mauern und wir schmieden
dem deutschen Volk den Frieden."

Das große Vertrauen

(Otto Herrmann)



„Bedenken Sie, daß ich zu allem fähig bin, daß ich mich heute abend noch . . .“ — „Nee, det jloob ick nich! Ick hab Ihn'n doch Kredit jejeben!“

Das Schleierchen

Und weil Schnellzüge nicht so oft halten, bereiten sich die Leute immer ganz besonders lang auf die Stationen vor, an denen sie aussteigen wollen.
Da saß mir an der kleinen Schiebetüre eine junge Dame gegenüber, blond und schlank und sozusagen modern. Ich hätte sie gar nicht besonders beachtet, wenn sie nicht so unruhig gewesen wäre. Und sie war meiner Ansicht nach so unruhig, weil in zwanzig Minuten das Ziel ihrer Reise in Aussicht stand. Das war aber auch meine Endstation, und ich war wenig beunruhigt. Aber weil ich meine Illustrierte von vorn bis hinten und umgekehrt von hinten bis vorne gelesen hatte, weil alle Rätsel geraten waren (nur beim „mittelalterlichen Begriff von Liebe“ im Silbenrätsel fehlte mir das „Min“ von Minne — ich mußte es wohl irgendwo anders verwendet haben), wandte ich der unruhigen jungen Dame mein ganzes teilnahmsvolles Interesse zu. Sie hatte eine Weile in ihrer Tasche gekramt und nie das gefunden, was sie gesucht hatte. Zum Schluß war es ein Taschenkamm. Hernach ein unzerbrechlicher Spiegel. Die junge Dame stand auf und drehte sich der Bankecke zu, so daß ich nur ihre Rückfassade sah. Was vorne geschah, ahnte ich nur. Denn sie setzte sich eine kleine schwarze Filzkappe auf den Kopf. So schief wie erträglich. Dann kam das Schleierchen. Das Schleierchen war ein zartes netzähnliches Gewebe mit lauter eingewirkten Bommeln. Das tat sie nun um und versuchte, es zu einer Schleife zu binden. Leider muß ich sagen, sie machte das sehr ungeschickt. Und als sie daraufhin in den unzerbrechlichen Spiegel sah, stieß sie einen leisen, mir unverständlichen Fluch aus. Es muß offenbar ärgerlich gewesen sein, was sie im Spiegel sah, sie riß das Ganze wieder herunter, daß ihre Haare nach allen Seiten hinausstanden, als ob sie elektrisch wären. Sie kämmte, daß es knisterte. Dann versuchte sie das Ganze noch einmal. Draußen im Gang hatten sich ein Herr und ein Jüngling angesammelt, die beide gerade im Begriff gewesen waren, sich entschuldigend auf die Füße zu treten. Sie blieben stehen und verfolgten mit dem gleichen Interesse wie ich den Gang der Handlung. Diesmal war es noch schwieriger: Beim Herunterreißen hatte das Schleierchen ein Knödelchen gebildet. Daran zerrte die arme junge Dame verzweifelt. Es nützte nichts. Sie mußte das Ganze nochmals abbauen. Mit erregten Fingerchen bohrte sie an dem boshaften Knödelchen herum. Ich hätte ihr gerne geholfen. Wir alle hätten das gerne. Aber wir hatten Furcht, eine Indiskretion zu begehen. Sie versuchte es ein drittes Mal. Es gelang. Punkt für Punkt. Sie sah in den Spiegel. Es muß wiederum ärgerlich gewesen sein. Sie raffte ihre Habseligkeiten zusammen und verschwand. Die Türen schwappten und klackten hinter ihr. Der Riegel machte „Krecks“, das hieß besetzt. Der Herr und der Jüngling traten sich auf die Füße und entschuldigten sich. Ich machte mich fertig. Der erste Vorort der Stadt war passiert.
Als die junge Dame wiederkam, saß das Schleierchen richtig. Es saß so, daß eine Bommel direkt auf der Nasenspitze war. Darauf schielte die junge Dame zuweilen. Und weil das Schleierchen jetzt sehr straff saß, hatte sie den Blick immer gesenkt. Das sah madonnenhaft aus. Weil sie so erschöpft war und ich Mitleid hatte, half ich ihr tröstend in den Mantel.

Gerhard Heuß

Lieber Simplicissimus

Auf der Wies'n frägt ein Bub seinen Vater: „Du, Vata, warum halt denn der Schenkkellner, wenn er eischenkt, dö Krüag oiwei so schiaf hi?“ Aufklärend erwidert ihm der Vater: „Mei', Bua, bist du dumm! Damit s' wenigstens auf oana Seit'n voll werd'n!“

*

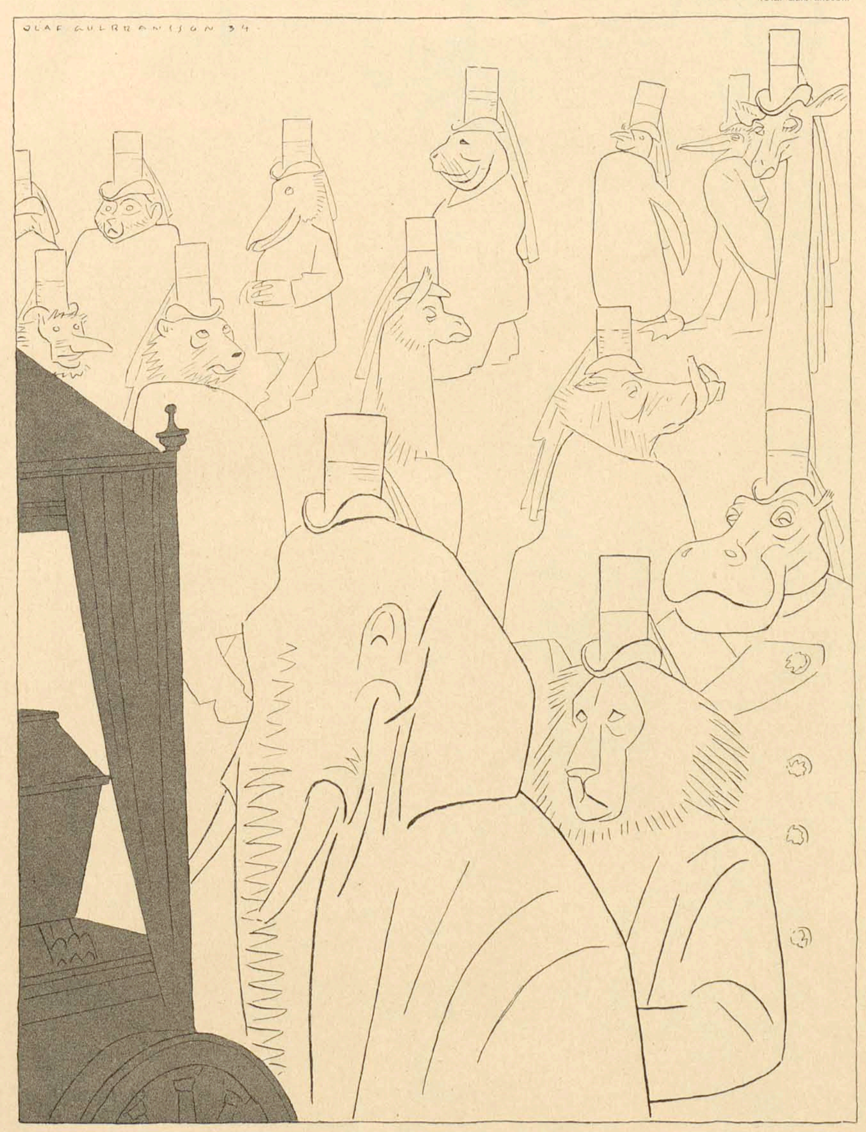
Mein Freund, der Physiker G., lebt in leidenschaftlicher Hingabe an seine Arbeit. Mit den übrigen Forderungen, die der Alltag an ihn stellt, wird er weniger gut fertig.
Gestern klopfte ich ihm auf die Schulter: „Lieber G., ich sehe deinen Jungen jetzt so viel abends auf der Straße herumstrolchen. Wäre es nicht besser, wenn so ein Sechzehnjähriger am — — —“
„So?“, unterbricht mich der Professor, „das weiß ich ja gar nicht.“ Dann denkt er einen Augenblick nach und kommt zu dem Ergebnis: „Gut. Ich danke dir. Ich werde ihn heute abend tüchtig durchprügeln.“
„Aber, lieber G., das würde ich ganz entschieden nicht tun!“
Wieder kurzes Nachdenken. „So? Du meinst also: nicht?“
„Bestimmt nicht. Wenn so ein — — —“
„Schön. Der Arzt hat mir überdies auch jede körperliche Anstrengung verboten.“

*

Ich versäume in Stuttgart den Zug nach Nürnberg, der eben die Halle verläßt, als ich an der Sperre ankomme. „Wann, bitte, geht der nächste Zug nach Nürnberg?“ frage ich den Schaffner. Der aber erwidert gelassen: „Heut koiner meh, aber was wollet Se denn in Nürnberg? Bleibet Se doch in Schtuegert.“

Stosch-Sarrasani †

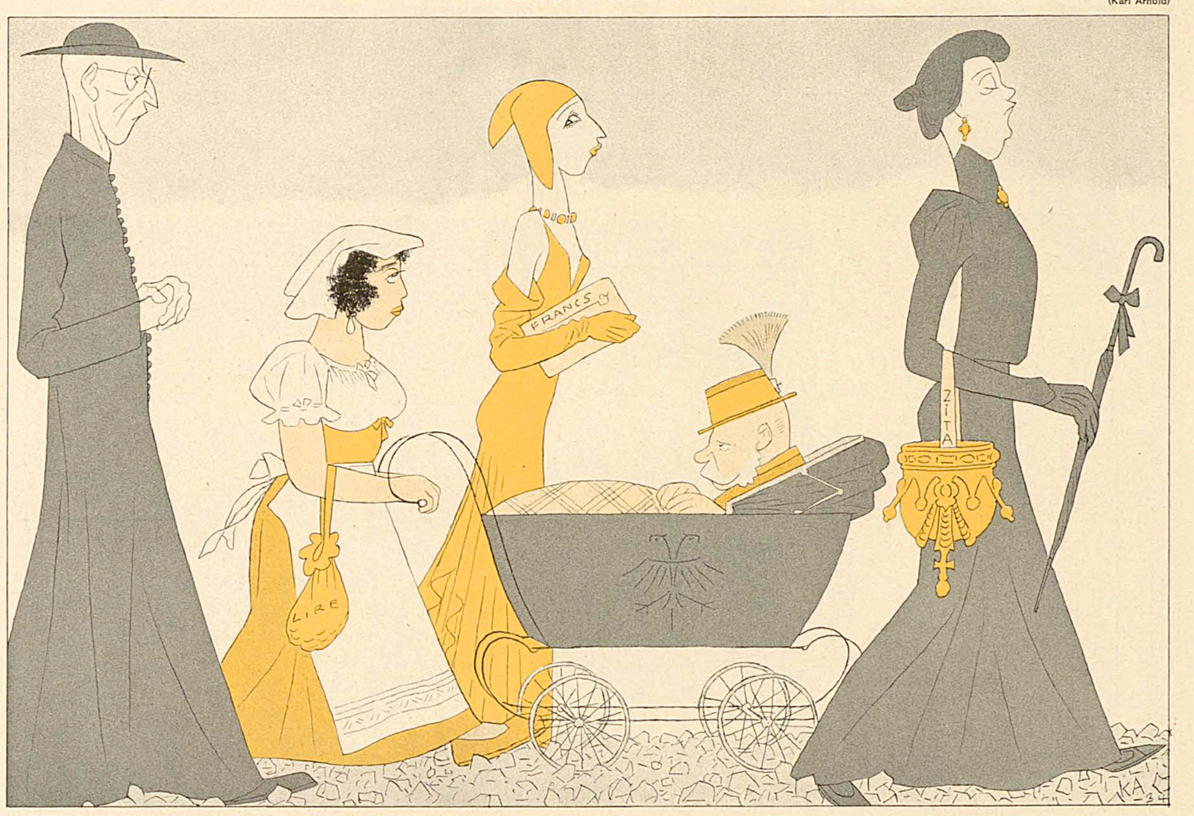
(Olaf Gulbransson)



„Es ist das erste Mal, daß er uns im Stich gelassen hat . . .!“

Österreich

(Karl Arnold)



„Alsdann geht beileifi nix über a guate Selbständigkeit!“

München, 21. Oktober 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS

Die Saar

(Wilhelm Schulz)



Zur Nacht, wenn Lärm und Hader ruht,
durchpilgert treu und unverwandt
der alte deutsche Geist das Land
und hält's in mütterlicher Hut.

Einsame Herbstwanderung / Von Anton Schnack

Sommer hat es aus dem Hügelland geweht,
Und der Rain ist welk und tot.
Ungeheuer wächst der Wolkenberg und droht
Dem, der in der grauen Stille geht.

Schlanker Blumenschaft und Schlehdornstrauch
Stehen blätterlos und kahl.
Und das unsichtbare leere Ackertal
Schwelt in Dunst und Nebelrauch.

Als die Liebende noch Blumen schnitt,
War im Kraut ein Falterschwarm,
Und sie lag verküßt im braunen Arm,
Während Wind im Kornfeld ritt.

Spurlos liegt des Weges Sand.
Niemand kommt, der ihr begegnet.
Dunkler wird die Wolke, die bald regnet
Trostlos, Tag und Nacht, ins Land.

„. . . Ein Erdenrest, zu tragen peinlich"

Tagebuch-Episode

Von Willy Seidel

29. Juli. — Er sah heute wieder so süß aus; so markig! Hätte Nibelungen-Siegfried die Fünfzig erreicht, bestimmt hätt' er so ausgesehn, mit der graudurchschoss'nen Tolle und den blitzenden blauen Augen! Er sprach auch davon, daß „man" ihn wieder in Erwägung ziehe, nach seiner „längeren Indisposition". Ich weiß noch genau, was er sagte! „Man kann denn doch —" (so sagte er, und der ganze Pensionstisch hat's gehört!) „auf meinesgleichen auf die Dauer nicht verzichten." — Onkel Sebastian sagte: „Sie haben einen Namen, der sehr lebhaft erklang, Herr Kammersänger." — Das war nicht geschickt von Onkel, denn Odilo krauste die Nase und sagte: „Erklingt, wollen Sie wohl sagen." Er heißt eigentlich komisch, so furchtbar münchnerisch, nämlich Schratzenstaller; aber der herrliche Vorname macht es wieder gut. Odilo! . . . wie wenn man ins Waldhorn bläst. — Zu dumm, daß mich bei Tisch die dumme Kerbsam verdeckt. Sie ist auch ganz weg von Odilo, aber er guckt schon aus Vorsicht gar nicht her, weil sie ihn mit den Augen so frißt, die Ziege.

30. Juli. — Herrlich! Nun hab' ich's erreicht! Ich sitze ihm quer gegenüber, und heute hat er mich lang, wie versonnen, angeguckt, wobei er Brotkugeln machte, und es fiel nicht sehr auf, weil die Kerbsam grade Hoftheatertratsch auftischte. Odilos Augen ruhten in mir; mir wurde ganz heiß. Onkel Sebastian sagt, mein Jumper wäre zu eng, und ich sei mit meinen Achtzehn schon zu alt für die Nummer. Aber er schenkt mir ja doch keinen neuen. Neulich war Oskar hier mit ein paar Freunden, die haben ein furchtbares Hallo gemacht wegen mir und Odilo, weil sie rauskriegten, daß ich mich interessiere. So dumme Jungens schau ich gar nicht an, ich finde überhaupt ältere Herren viel interessanter, so ab vierzig: die haben wenigstens Welt- und Menschenkenntnis und Zartgefühl. Wie wird das weitergehn? Werd ich ihn endlich, endlich mal richtig kennenlernen? Onkel S. meint, ich bin eine Gans und ich benehme mich auffallend, aber er will mal mit dem Herrn Kammersänger Schratzenstaller ein Gespräch zwanglos vom Zaun brechen, dann sieht man ja. Ich will zur Bühne, das gibt eine Einleitung.

31. Juli. — Hurra! Heute nach Tisch machte es sich. — Onkel sagte ihm, er hätte seinen Gurnemanz noch so frisch in Erinnerung: das seien halt Zeiten gewesen! Odilo war furchtbar nett. „Sie schmeicheln", rief er; „man hat doch auch seitdem Besetzungen . . ." So goldig bescheiden. Und dann sprach er von seiner Indisposition; aber der Arzt halte diese für eine Frage der Zeit, und das Fach stehe und falle schließlich mit erprobten Kräften . . . Und dann ließ er noch was fallen von vorschneller Auslese, die sich rächen werde. — Er rief weiter aus: „Diese Zeit sucht ehrlich das Gute. — Zuweilen jedoch irrt man besten Glaubens und greift daneben. — Gold, mein bester Herr, unterscheidet sich letzten Endes vom Messing; und nun heißt es das Messing ganz ausmerzen, um das Wesentliche, das Säkulare, erneut zu bestätigen." — Ich finde, er drückt sich so wunderbar bedeutend aus. Onkel fragte dann, ob er ihm seine Nichte (mich!!) vorstellen dürfe; ich wäre so theaterbegeistert. Man habe Hoffnung wegen meiner Stimme. — „Und wer", fragte Odilo, „bildet die kleine Dame aus?" — „Gesangspädagoge Bornstein", sagte Onkel. — „So, so", sagte Odilo; „Bornstein." — Er sagte das so komisch, aber dann lächelte er wieder. — „Ich muß mich nun", sagte er fast unvermittelt, „zur Ruhe niederlegen. — Je eher diese . . . rhem, rhem . . . Indisposition behoben ist, desto eher kann ich das Rennen wieder schaffen." Er gab mir einen Händedruck, den ich jetzt noch spüre, und hatte so einen edlen innigen Ausdruck. — Er wohnt in einem Bauernhaus; nicht direkt in der Pension. Er tut es wegen der Ruhe, sagt er.

1.—3. August. — O Gott, was waren das diese letzten drei Tage für Pläne und gewaltige Empfindungen! Odilo ist ein großer Mensch. Er würdigt mich seines Umgangs; warum ihm das nur Vergnügen macht?! Er sagt „Jutta" zu mir!! Wie ist das herrlich, von einem gereiften Mann (Künstler!!) seines Vertrauens gewürdigt zu werden! Ich weiß hinterher meistens alles auswendig, was er sagt. Aber dann ist es so komisch, daß ich im Moment fast gar nichts begreife und an meinen Jumper denke, und er guckt mich immer so von der Seite an, und wenn er meinen Arm in seiner Begeisterung anfaßt, werde ich immer ganz lahm. Heute schlug er mir vor, er wolle mich im Herbst in der Stadt unterrichten. Bornstein sei vielleicht ganz brauchbar für die Grundlagen, aber den Elan und das Seelische mit der Schmiegsamkeit bekäme ich nur durch einen Bühnenpraktiker. — Ich sagte was wegen Geld; ich hätte nicht genug, um es ihm anzubieten; aber hier war er goldig großzügig und sagte: „Ach was, das wird sich schon finden . . ." — Ich hätte fast aufgeschrien vor Jubel, daß er (mein Meister!) so süß taktvoll mit meiner Lage rechnet. „Erneut werden wir beide, kleine Jutta, den Dornenpfad des Ruhmes Hand in Hand beschreiten. Meine Beziehungen, gottlob, sind da; sind enorm; dann wird man sehen, daß der alte Löwe das Brüllen nicht verlernt hat!!" . . . Er hat eine Art, die Haare nach hinten zu schütteln, die einem nachgeht. Seine Figur kommt in der kurzen Wichs ausgezeichnet zur Geltung. Die Taille ist zwar ein bißchen voll, aber ist das wichtig? Schließlich ist doch der Kopf, der Kopf die Hauptsache! Er hat edle Züge, ein richtiger Herrscher. Ich habe ihm auch schon gesagt, daß ich ein feines Abendkleid habe, aus Crêpe Georgette, und er hat gesagt: „Recht so, meine kleine Freundin." Ja, ja, ja!!! Deine kleine Freundin!! Ach, Odilo, du sollst mich hübsch haben; hier komm ich mir so ländlich vor; so hausbacken! Aber warte nur!

5. August. — Manchmal ist Odilo so interessant, ruft Unverständliches und spreizt die Finger. Wenn ich dann frage, was er macht, herzt er mich (ach, Odilo!!) und sagt so schelmisch: „Tja, tja." Einmal sagte er, mit solcher Geste habe er „die Ränge, nicht nur das Parkett, stets zum Rasen gebracht". Er rollt die „R" so himmlisch! Und wenn er ganz lieb mit mir ist, dann fragt er manchmal, ob ich nicht auch den Atem unsrer Zukunft schon spüre als feurigen Anhauch, und unseren gemeinsamen Ruhm, den sehe er schon schimmern wie den Hort im Hörselberg, und mit meinem schönen Enthusiasmus, sagte er, würde ich den verdorrten Ast, damit meinte er sich (und ist doch gar nicht verdorrt!!) — wieder zum Blühen bringen. Mein Odilo! Wir schaffen's schon!! — Zuletzt hat er beim Sonnenuntergang gesungen. Ach, die Stimme! Aber er wurde atemlos, und da mußte ich ihn trösten. Er ist eben ein bißchen heiser; das kommt von der Entwöhnung; aber man merkt doch die Urgewalt.

12. August. — Eine Woche später! Heute war er plötzlich so lieb menschlich; ob ich von Natur so blaß wäre, fragte er, und ich sollte Eisen nehmen und viel Obst essen. Aber ich sagte, es ist die Aufregung, und weil ich doch zur Bühne wollte und immer dran denken müsse. — Aber er redete weiter von Diät und sagte, er ziehe sich von der Pension zurück; das Essen sei miserabel, und ich solle immer zwischen meine Mahlzeiten Zwetschgenkuchen hineinschieben; das tue er auch regelmäßig, und Zwetschgenkuchen sei so preiswert; die Bauernfamilie, wo er wohne, mache welchen; ob ich mal kommen wollte und probieren? Aber Onkel Sebastian meint, er, Onkel, könne mir selber einen besorgen. Ich Gans habe es ihm gesagt, und es war mir nur herausgerutscht; am liebsten hätte ich mir die Zunge abgebissen, und die Kerbsam, die Ziege, redete daraufhin von nichts als von Zwetschgenkuchen. — Nachmittags lud mich Odilo zum Kaffee ein, in Törwang, und ich denke, der Schlag trifft mich, als Onkel Sebastian plötzlich auch da ist. Die beiden haben dann humanistisch gesprochen, und Odilo war so komisch und hat mich zwischendurch so von oben herab gefragt: „Mundet es, kleines Fräulein?" — und gar nicht Jutta und so, und ich war ganz perplex und sagte: „Vielen Dank, Herr Kammersänger." — Es war so anders und fremd. Onkel Sebastian mußte den Kuchen auch zahlen, nachdem Odilo sagte, er hätte nur einen Hundertmarkschein bei sich, und ob der Herr Oberpostrat so freundlich sein wolle und die Kleinigkeit auslegen. — Ich habe mich in den Schlaf geheult.

13. August. — Odilo hatte mich vor ein paar Tagen gebeten, seine Taschentücher zu waschen und zu plätten, und heute bin ich hin und wollte sie holen, aber da sagte er, die Zenzi hätte sie schon, und er wolle mir das nicht zumuten. Ich weiß jetzt überhaupt nicht . . .

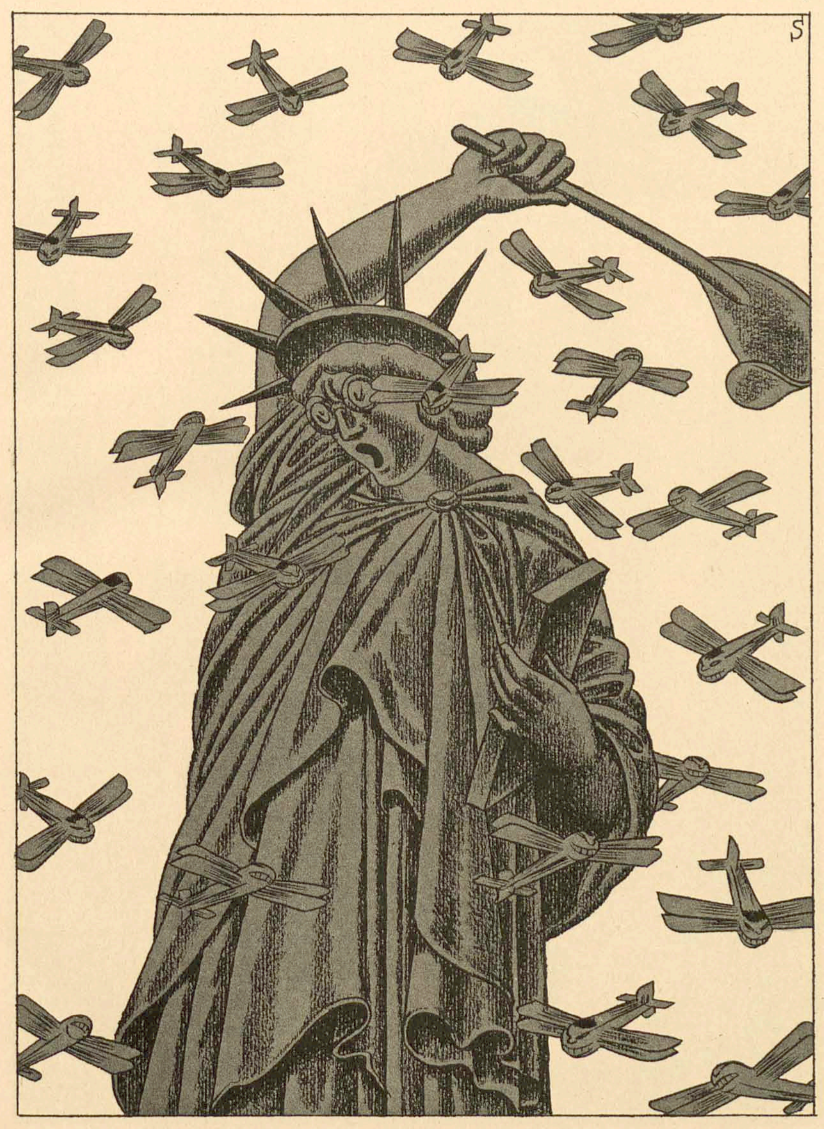
14. August. — Schluß!! Herr Kammersänger Schratzenstaller existiert für mich nicht mehr. —

Er hat gesagt, ich soll ihn um vier Uhr abholen, und er will mit mir nach Schloß Herrenchiemsee, wo heute Beleuchtung wäre, und wolle das Preislied singen in der Spiegelgalerie, wegen der Akustik. — Den Manen Ludwigs wolle er ein Opfer bringen. — Ich habe mich furchtbar gefreut, und wie ich ihn abholen wollte, da habe ich schon gehört, wie er das Preislied übte; und ich habe geklatscht und da capo gerufen. Aber in seiner Stube war er

(Schluß auf Seite 353)

USA. c/a Japan

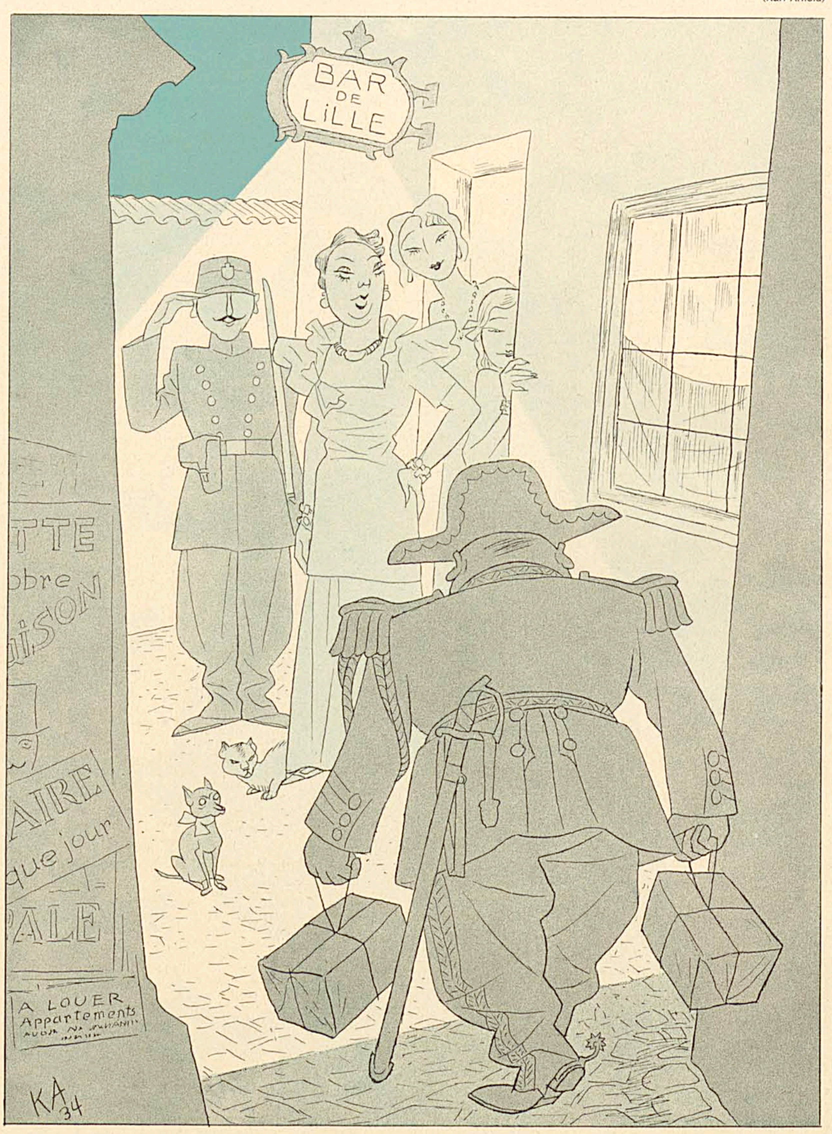
(E. Schilling)



Nach der Rede des Generals Mitchell hat sich die Freiheitsstatue entschlossen, ihre Fackel gegen eine Fliegenklappe zu vertauschen.

Mariani, der korrupte Korse

(Karl Arnold)



„Vor allen Dingen Sicherheit! Unser Monsieur Polizeiinspektor bringt uns Kokain und Opium höchst persönlich.“

Ein kindliches Gemüt

(Paul Scheurich)



„Sind Sie denn immer so stumm, wenn Sie sich mit einer Frau treffen?“ — „Immer — det is jeistige Sammlung!“

(Schluß von Seite 350)
nicht; er mußte irgendwo hinter dem Haus sein, und ich bin nachgucken gegangen. Aber da hat er plötzlich gar nicht mehr gesungen, sondern es war so sonderbar still, und ich habe ihn auch nicht gefunden und habe mich gewundert. Auf einmal hat es ein furchtbares Gerumpel gegeben in dem kleinen Bretterverschlag mit der Stiege, der an die hintere Holzwand angebaut ist, wo man gar nicht richtig hinkann von außen, und ich habe mich so erschrocken und bin zurückgelaufen und habe gedacht: o Gott!
Auf einmal ist auch schon Odilo aufgetaucht und hat so komisch ausgesehn; die Haare waren zerrauft und das Gesicht war krebsrot, und dabei hat er ganz wild geschaut, gar nicht so sanft wie sonst. Und seine kurze Wichs hat ihm so komisch gesessen, gar nicht richtig, ganz verrutscht . . . Und ich war so verdattert und habe gerufen: „Odilo, fehlt dir was? Odilo, soll ich Onkel holen . . ?“ Und er hat mich angestiert wie ein Berserker und hat geschrien: „Freilich fehlt mir was, ein Hunderter fehlt mir, 'neing'fall'n is er mir, der Hunderter, direkt 'neing'fall'n, der fehlt mir, wannst es scho wiss'n willst . . .“ — Und ich habe gestammelt: „Ach, Odilo, kann ich dir nicht suchen helfen? Wo ist er dir denn 'neingefallen?“ Da hat er aber noch viel gröber geschrien und gar nicht wie ein Gentleman: „Himmisakra, wo werd er mir 'neig'fall'n sei'! Steh doch net so saudumm umanand, blöds Frauenzimmer, blöds, marsch, tummel di, hol a Stang'n oder a Fischnetz, sonst versackt a ma ganz . . .“ — Und ich habe immer noch nicht gewußt, was er meint, und war auch so benommen, weil er auf einmal einen solchen Dialekt geredet hat, und da hat er mir einen ganz groben Stoß gegeben, und das hat mich so furchtbar aufgeregt, weil wir doch die Seelenfreundschaft haben . . . Und er ist aber weiter ins Dorf hinein in diesem Aufzug und hat geschrien wie beim Feueralarm. Und dann sind eine Menge Leute gekommen mit Stangen und Mistgabeln, und er hat sie ganz aufgeregt hinters Haus geführt an eine Stelle, wo man sonst gern einen weiten Bogen macht. Und endlich hat einer mit der Mistgabel etwas aufgespießt, was zuerst wie ein Zwanzigmarkschein aussah.
Es war aber der Hunderter.
Und den haben sie ihm vorgelegt, auf die Wiese hin; und Odilo stand da und zog fortwährend seinen bestickten Quereinsatz in die Höhe, wo er ein Königludwigsbild drauf hatte unter Zelluloid, und sagte immerfort wie ein Papagei: „Brav, brav, gute Leut' . . !“ Und dann sah er Onkel Sebastian, der inzwischen auch herangekommen war, und fragte ihn ganz dumm: „Ob man den heute noch verwenden kann . .?“ Und Onkel Sebastian mußte furchtbar lachen und holte ein Kürbisblatt, da sollte er's reinwickeln, und sagte dabei: „Frischauf, Herr Kammersänger. Non olet.“ Und als ich Odilo so sah, wie er sich bückte, und er machte dabei in seiner Unschlüssigkeit eine so alberne Figur, mußte ich auch herausplatzen, und er warf mir einen ganz bösen Blick zu.
— Abends mußte er dann viel Bier für die Leute bezahlen; dann hat er aber um die Rechnung gebeten und hat niemandem — auch mir nicht!! — adieu gesagt und ist am nächsten Tag abgereist. Onkel Sebastian sagt, er findet ihn kitschig, und ich habe auch gesagt, ich finde ihn kitschig; aber in der Nacht habe ich doch wieder heulen müssen.
Vielleicht ist es gut, daß ich bei Bornstein noch nicht abgemeldet bin . . .

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko Simplicissimus-Verlag, München Postscheckk. München 5802

Und jetzt schweigt Silhar

Von Max Maria Rheude

Wir in unserem kleinen Marschdorf sind froh darüber, daß wir eine Persönlichkeit besitzen, welche uns die Theater und Kinos der Großstädte ersetzt, ja selbst deren sportliche Ereignisse aufwiegt und mit ihrer heiteren Note manchmal noch übertrifft. Johannes Silhar macht den betrüblichen Gleichmut dieser Landschaft vergessen. Dieser Mann gibt dem schmalen Strich vom Dorf bis zum Meer jenen unsichtbaren, aber desto wirksameren Glanz, den sowieso nur der merkt, dem diese Gegend eine Heimat bedeutet, die er mit seinem treuen Herzschlag ausfüllt. Den tapferen Silhar hat der Schöpfer mit jenen Gaben bedacht, die unserer Natur mangeln: der Leichtigkeit einer wandlungsfähigen Stimmung, der ins Große zielenden Phantasie und dem Humor.
Ehe das passierte, worauf diese Geschichte hinausläuft, hielt sich Silhar neben dem amtlichen Kreisblatt noch die ansehnlichste Zeitung der Hauptstadt. Dadurch gelang es ihm, alle Begebenheiten, die eine riesige menschliche Gemeinschaft interessieren und bewegen, in ein kleineres Maß zu bringen und von einem solchen Blickpunkt aus im Dorfe auszulegen.
Seht, in der Stadt wird gegenwärtig eine Operette erfolgreich aufgeführt! Eine Operette ist ein gewöhnliches Theaterstück mit etwas Musik und Gesang dazu. Wir haben schon öfter Theater gespielt, schöne Verse ganz einwandfrei gesprochen, darstellerisch erschüttert und mitunter auch lachende Tränen erzeugt. Das nächste Mal trillern und dudeln wir ein bißchen zwischendurch, der Pfarrer leiht sein Harmonium, der Lehrer und sein ältester Sohn üben auf ihren Geigen, der Schneider bringt seine C-Trompete mit, und dann, dann . . . haben wir eine richtige Operette.

Segelflieger

Von Georg Schwarz

Der Luftverkehr, er ist nicht rein
geldzweckbestimmt geregelt,
denn eben kam zu mir herein
ein rotes Blatt gesegelt.

Ein unsichtbarer Luftpilot
bediente die Maschine,
sie landete mit knapper Not
vor meiner Bett-Tribüne.

Du hübsche Flugpost der Natur,
Herbsttelegramm, du rotes,
o müder Abschiedsbrief der Flur,
du Wappenschild des Todes!

Was soll ich, Zeichen, mit dir tun?
Sollst du im Schmutz verderben?
Mußt du im Kehrrichtfasse ruhn?
Nein, du sollst schöner sterben!

Willst du dir nicht im Versebuch
die Rippen pressen lassen?
Magst du auf weißem Tafeltuch
dein rotes Blut verprassen?

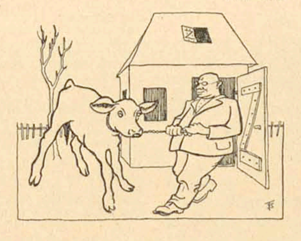
Nein. Eines tut dir sicher gut:
Laß dich im Weine nässen
und trinke Lust im Traubenblut.
Vergeh und sei vergessen!

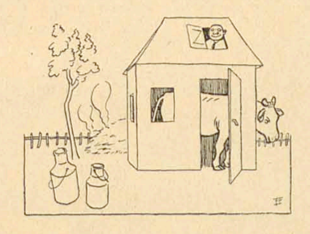
Silhar kennt die heimlichen und unheimlichen Dinge einer gewaltigen und selbstsüchtigen Welt, die unser bescheidenes Dorf gern an ihren äußersten Rand versetzen möchte. Es ist gut, daß die Vorsehung uns einen Menschen beschert hat, der schwerfälligen Marschbewohnern die Augen öffnet und sie empfänglich macht für das Mysterium des Erfolges und der pompösen Aufmachung.
In der Stadt ist eine Katzenausstellung, meldet Silhar. Hat uns der Matrose Lüders nicht im vorigen Jahre ein Angorapaar mitgebracht, das erst unlängst sieben Junge bekam? Die Angorafamilie wäre ein Prachtstück unserer Ausstellung, damit können wir repräsentieren. Wenn wir ein paar finstere Käfige zimmern und darin die besten Exemplare unserer übrigen Katzen unterbringen, dürfen wir es wagen, die Leute vom Nachbardorf einzuladen. Silhar begreift die Einwände nicht. Man hat hier natürlich keine Ahnung davon, daß eine Ausstellungsleitung nicht nur mit praktischen und lebenden Dingen aufwartet. Sie schafft Statistiken und Belege herbei. Das statistische Material wird von der Stadt geliefert. Und als Belege dienen die einschlägigen Bilder aus den Büchern von Hermann Löns. Man braucht sie bloß herauszureißen, notdürftig zu rahmen und geschickt aufzuhängen. Auf diese Weise bringt man selbst eine Wildkatze an die Wand. Ein Vortrag, der bereits mit dem Altertum beginnt, wird für die nötige Überzeugung sorgen. — So setzte Silhar damals die Ausstellung durch.
Unserem Silhar gelingen seine sämtlichen Unternehmungen, denn er arbeitet planmäßig nach den laufenden Berichten der Zeitung. Und weil er als Junggeselle nur einen Magen zu füllen hat, verfügt er über genügend Zeit bei seinen organisatorischen Leistungen. Und insofern ist Silhar universell, als er die verschiedenartigen Ansprüche, welche die überreife Frucht einer sich fortwährend steigernden Zivilisation stellt, in ein ver-

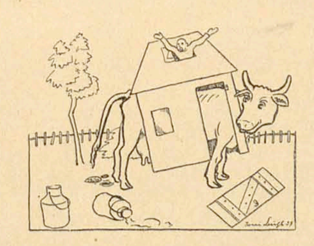
nünftiges Gleichgewicht bringt. Kulturelle und künstlerische, wirtschaftliche und technische, leibliche und sportliche Bedürfnisse kommen bei Johannes Silhar in ein entsprechendes Verhältnis.
Seine neueste und vorläufig letzte Tat war ein Schwimmfest. In der Stadt wären die Leute dankbar, wenn sie so günstig am Wasser liegen würden wie wir. Trotz der benachteiligteren Lage werden dort an jedem hübschen Sommertag Schwimmveranstaltungen zu einer ständigen Einrichtung gemacht. Es ist höchste Zeit, daß unser Dorf seinen gesegneten Platz, so nahe der Bucht, erkennt und ausnützt!
In den folgenden Wochen wird also unter Silhars Führung fleißig trainiert. Eine Jugend- und eine Männerstaffel werden gebildet. Die Rekordzeiten, welche die Zeitung vorschreibt, sind zwar voraussichtlich nicht zu erreichen. Aber die Bucht hat eben ihre Tücken und Besonderheiten, die vielleicht am Fluß in der Stadt nicht zu berücksichtigen sind.
Nun, an jenem feierlichen Nachmittag haben sich viele Leute an der genau bezeichneten Stelle in der Bucht getroffen. Es war das richtige Wetter dazu. Auf der Landungsbrücke und in Booten wurden die Wettschwimmer beobachtet, angeeifert und beklatscht. Die hier sehr naheliegende Betätigung ward nie gebührend geschätzt, denn Schwimmen galt als eine selbstverständliche Voraussetzung für den Beruf des Seemanns oder Fischers. Daß Schwimmen, als Sport betrieben, eine tadellose Körpererziehung ermöglicht und außerdem noch zu Festlichkeiten mit anschließendem Tanz Anlaß gibt, dies erfuhr man erst heute. Den Abschluß des Festes sollte ein kühner Absprung krönen, den Silhar persönlich von der Spitze eines Bootsmastes ausführte, mit brennenden Feuerwerkskörpern in den Händen, ein Effekt, der begeisterten Beifall fand.
Daraufhin wurde Silhar vom Ortsvorsteher begrüßt, und seine Verehrer umringten ihn stürmisch am Ufer. Das an sich schon faltenreiche Antlitz Silhars drückte jedoch Verlegenheit und Verdruß aus, Eigenschaften, die ihm sonst durchaus fremd waren. Man merkte ihm an, daß er am liebsten entweichen wollte. Johannes gab schlecht und unbeholfen zu verstehen, daß er beim Tauchen, wahrscheinlich durch den starken Aufprall, sein Gebiß verloren hatte. Jawohl, dieses schöne Gebiß, das ihm der Flensburger Zahnarzt vor Jahren für teures Geld angefertigt hatte und womit er, unser lieber Silhar, so viel Respekt auslöste, womit er die guten und überzeugenden Sätze formte und wodurch er sich von allen anderen Dorfbewohnern unterschied. Es ist ihm aus dem Mund gesprungen, als er mit den Feuerwerkskörpern in die Tiefe sauste.
Die Suche nach dem Gebiß verlief ergebnislos. Das Meer trug es wohl an ein anderes Ufer, möglicherweise dahin, wo es von dem plötzlichen Schweigen eines tüchtigen Mannes beredte Kunde geben darf.

Das Kälbchen

(Toni Bichl)







Finanzamtliches 1930

I.

Gemäldeausstellung. Zur Belehrung des kunstinteressierten Publikums ist an jedem Bild ein Schildchen mit einigen Daten und dem Lehrgang des Malers angebracht. Hier schrieb einer kurz und bündig: Bin Autodidakt. — Zu Beginn des neuen Steuerjahrs erhält er vom Finanzamt die Aufforderung, sich über die Einnahmen aus seinem Nebenberuf als Auto-Fahrlehrer genau auszuweisen.

II.

Boshaftes Schweigen des Malers. Darauf Drohung der Steuerbehörde, bei Nichtangabe fraglicher Einnahmen durchs Finanzamt eingeschätzt zu werden. Antwortet also der Maler: Einnahme als Autodidakt: RM. 5. (NB. von einem Witzblatt für einen Beitrag über meinen Nebenberuf als Auto-Fahrlehrer.)

Lieber Simplicissimus!

Ein Medizinprofessor einer badischen Universität hat seine Medizinstudierenden weiblichen Geschlechts in zwei Kategorien eingeteilt, die einen mit der Bezeichnung G. A., die andern mit A. G. Ein Kollege fragt ihn nach der Bedeutung der geheimnisvollen Zeichen und erhält den Bescheid: G. A. sind geschlechtslose Arbeitstiere; A. G. arbeitslose Geschlechtstiere.

Herbst-Gebet 1934

Lieber Gott, hab ich auch viel gesündigt,
laß mich trotzdem noch ein Jährchen leben,
denn es wird ein Wein da angekündigt,
wie's ihn siebzehn Jahre nicht gegeben!

Selten brütete die Sonne fleiß'ger
auf den vielgeliebten Traubeneiern —:
bitte, laß mich bei dem Vierunddreiß'ger
meines Lebens letzte Feste feiern!

Jetzt schon, wenn ich nach dem Früh-Most greife,
packt mich innerlich ein Jubilieren.
Darum mußt du bis zur Flaschen-Reife
mich im Lebensbuche vordatieren!

Ist jedoch das Konto meiner Laster
nicht so, daß es Zeit ist abzuwinken,
schenk mir, bitte, auch den nöt'gen Zaster,
noch ein Fuderchen davon zu trinken!

Wein — du weißt's! — ist Sonnenschein auf Flaschen.
Willst du also nicht zum Abschied tuten,
fäll' mir, bitte, gnädigst auch die Taschen —:
Böse Menschen trinken gerne guten — — —

Benedikt



Gut geschlafen, gut gelaunt.
Das macht tatenfrohe Menschen. Alle Störgeister des Lärms werden durch die ins Ohr gesteckten **OHROPAX-Geräuschschützer** gebannt. 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen.
Max Negwer, Apotheker, **Potsdam 79**

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. **RM. —.80**, geb. **RM. 1.60**
Simplicissimus-Verlag, München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)



An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für sachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Inseriert ständig im „Simplicissimus"!

Völlerei
Simpl.-Bücher!
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag
München 13

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2



Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M.
Miete / Reparatur.
Hummel, München
Neuhauser Straße 20

984 Werkzeuge
enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann



Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ●

Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 II. Vj.

● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Wiener Diskurs

Dieser Tage traf ich einen Bekannten.
„Ja — ja —", seufzte er.
„— die Zeiten!" ging ich sofort auf sein Gespräch ein.
„Wissen S'", meinte er bekümmert, „des ganze Leben kummt mir jetzt'n scho so vor als wia a Lawine!"
„Ja wieso denn?" fragte ich.
„No — weil's wahr is!", sagte er nachdenklich, „akkarat als wia a Lawine . . . Amol geht's auffi und amol geht's obi!"
„Entschuldigen Sie", versetzte ich, „eine Lawine geht doch niemals hinauf!"
„Eben desweg'n!" nickte der Philosoph, „eben desweg'n!"

Lieber Simplicissimus!

Im Theaterbüro einer rheinischen Großstadtbühne. Das Telefon klingelt.
„Ach bitte, hier ist das Lehrerseminar in R. Könnten Sie nicht am nächsten Sonntag „Die Karlsschüler" von Laube geben? Wir nehmen nämlich gerade Schillers Leben durch."
Die Sekretärin macht erst eine verlegene Pause, ehe sie antwortet: „Ja, aber — ich bitte Sie doch. Wir haben die Karlsschüler ja gar nicht auf dem Spielplan."
„Können Sie denn das Stück nicht bis Sonntag studieren?"
Die Sekretärin kämpft mit dem Lachen: „Aber ich bitte Sie — was glauben Sie denn, wieviel Zeit so eine Einstudierung beansprucht? Wenn —"
Doch der unbeirrbare Herr unterbricht sie: „Sagen Sie Ihrem Herrn Direktor, wenn er Sonntag die Karlsschüler gibt, nehmen wir dreißig Karten."
W. B.

*

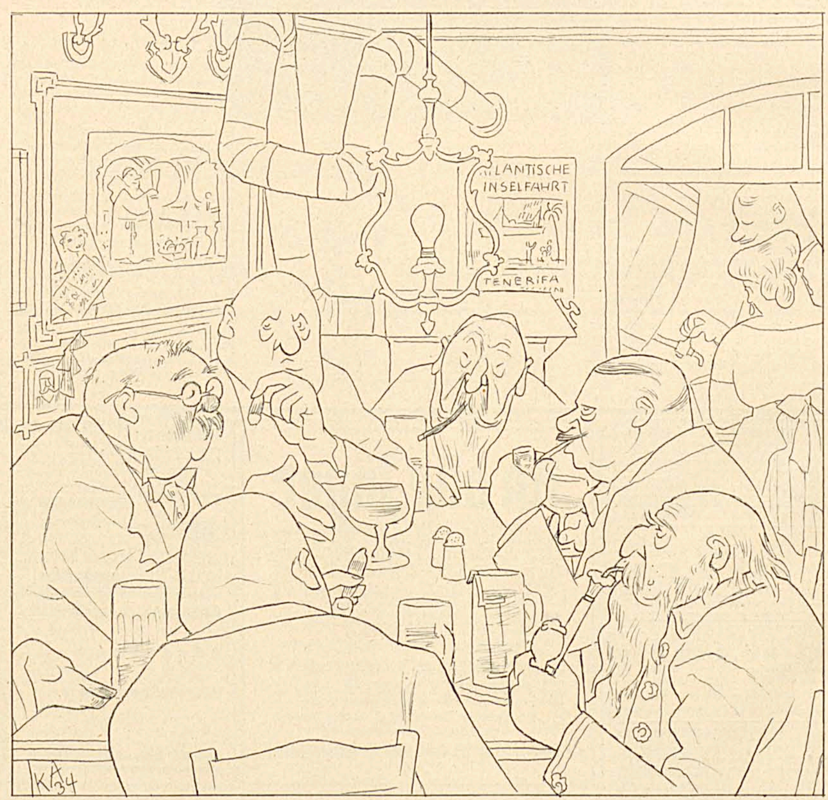
In einem Tanzlokal an der Peripherie von Stuttgart. Tanzpause. Ein Jüngling, der sich mit seiner Angebeteten in eine Nische des Lokals zurückgezogen hat, gerät in steigende Verzückung über den milchweißen Teint seiner Partnerin; es entspinnt sich folgender Dialog:
Er (indem er unaufhörlich ihre Wangen tätschelt): „Ja, Freilein, hend Sie aber a scheas Häutle — a so woich ond so glatt — ja so was findt ma fei net oft —!"
Sie (mit berechtigtem Stolz): „Ha no — so bin i z'na ond z'na — da ganze Ranze!"

*

Unsere Fünfjährige hatte die Mutter mit dem neuen Brüderle im Entbindungsheim mit abholen dürfen. Im letzten Moment wurden dort noch einem dienstbaren Geist fünf Mark gegeben. Zu Haus erzählte die Kleine voll Freude der Nachbarin in Erinnerung an den langgestreckten Krankenhausbau: „Weischt, unser Brüderle hat fünf Mark 'koscht, aber in koim Lade — in 're Fabrik!"

Sichere Position

(Karl Arnold)



„I sag' net aso und sag' net aso; denn wenn i aso sag', oder aso, na kunnt ma später sag'n, i hätt' aso g'sagt, aber net aso!"

Oktober

(Rud. Sieck)



Der Weiher ruht im Abendschein.
Viel Bäume spiegeln sich darein.

Wie still sie aus dem Wasser schau'n,
gründunkel oder herbstlich braun!

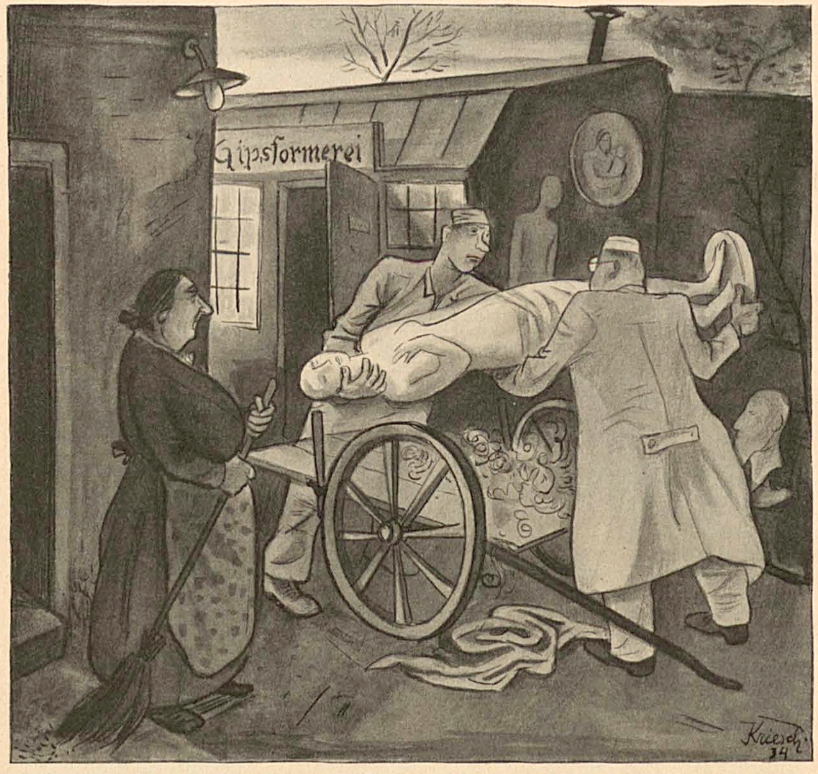
Die Wolk' im himmlischen Gefild'
senkt sanft herab ihr flüchtig Bild.

Kennt kein Verweilen, keine Ruh,
entgleitet fernen Ufern zu.

Dr. Owlglaß

Kunst und Volk

(Rudolf Kriesch)



„Zu wos kauft si jetzt oaner so a Madl aus Gips, wo do lebendige gnua umanandlaffa?" — „O mei, Huberin, zum Abg'wöhnen halt!"

Kritik im Zwischenakt

Unlängst war ich im Theater.
Ich wollte — man hat manchmal leichtsinnige Anwandlungen — einmal bei einer Premiere dabei sein, ging hin und kaufte mir für schweres Geld eine Karte. Obwohl der Autor des Stückes, das zu sehen mich gelüstete, einer meiner besten Freunde ist, will ich jede abfällige Bemerkung vermeiden und berichte lediglich, was mir an diesem Premierenabend zustieß.
Es war nicht viel.
Wenn ich mir aber vorstelle, was geschehen wäre, wenn das ein zünftiger Kritiker erlebt hätte—es ist nicht auszudenken.
Der erste Akt ging vorüber, der zweite — man soll's nicht glauben — nahm auch ein Ende, das Publikum ging nicht gerade mit, dafür aber während der großen Pause ans Büfett, und ich studierte, da ich kein Freund allzu dünn belegter Schinkensemmeln bin, den Theaterzettel.
Plötzlich, ich war schon längst über das Personenverzeichnis hinaus und gerade bei den Inseraten angelangt, sagte ein neben mir sitzender biederer Wiener, der mir Platz gemacht hatte, als mir der Billetteur den Sitz anwies, voll teilnehmender Freundlichkeit: „No — was sag'n S' jetzt'n, Herr?"
„Zu den Inseraten?" sah ich verwirrt auf.
„Ah na —", der biedere Herr schaut mich wohlwollend bedauernd an, „i glaub, Sö müassen Ihna jetzt'n saublöd vorkummen!"
„Wieso?" entgegnete ich befremdet, versuchte ein möglichst geistreiches Gesicht zu machen, und sagte abweisend: „Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?"
„Na hör'n S'", meinte mein Nachbar zutraulich, „wia S' kummen san, hob i's jo g'sehn . . . Sö hab'n jo ka Freikarten nöt!"

Fundstücke

An das Amtsgericht

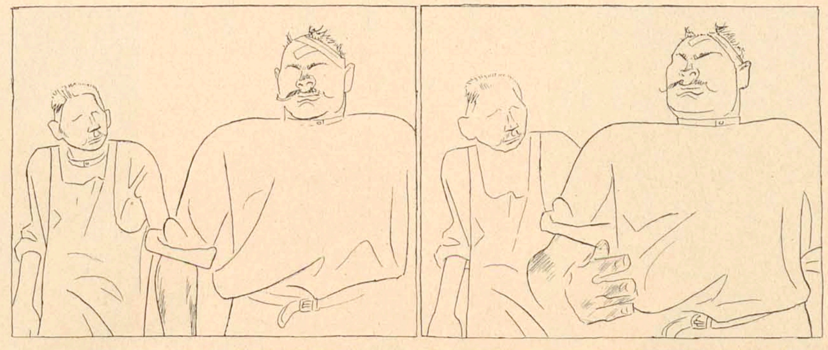
Endesunterzeichneter bittet um Ehescheidung von meiner ehemaligen Frau. Am 31. Januar fand die Trauung bei uns Stadt. Seit dieser Zeit, die sehr kurz ist, führe ich ein Leben des Jammers und Verzweiflung. Durch unerhörte Hetzereien und Stöhrung der Ehe. Durch die Schwiegermutter, die selbst schon viermal von ihrem Mann getrennt gelebt hat, ist es soweit gekommen. Die Schwiegermutter ist zu allen Roheitsdialekten und schwersten Beleidigung zu jeder Zeit bereit. Beweis an ihrem eigenem Ehemann. — — —
Ich bitte deshalb das Gericht, mich von dieser Bestie in Gestalt eines Menschen zu befreien. — — —
Zur Begründung meiner Frau, welche nicht wert ist, sich Mutter zu nennen, da sie eine ganz unwirtschaftliche und unhygyische Lebensweise führt.
Ich habe meine Frau unter Zwang ihrer Mutter geheiratet.
Ich selbst bemerkte aber bald in Ehe, daß meine Frau sich für den Ehestand und vor allem als Mutter auch nicht eignete, erstens die Wirtschaft aufrecht zu erhalten, ein Essen kochen, ein Kind pflegen und sich selbst zu reinigen. Dies alles war für meine Frau ein Fremdwort. Sie führte ein ganz unhygyisches Lebensweise, und das ist zurückzuführen, weil sie beschränkt ist.

*

Aus einer „Lohengrin"-Besprechung im Heidelberger Volksblatt vom 24. September: „. . . Von einer anderen Seite zeigte er sich in der Brautgemachszene, wo er auch die für diese Partie notwendige Beweglichkeit aufbrachte."

Der besorgte Freund
oder: Ein Märtyrer der Phantasie

(Olaf Gulbransson)



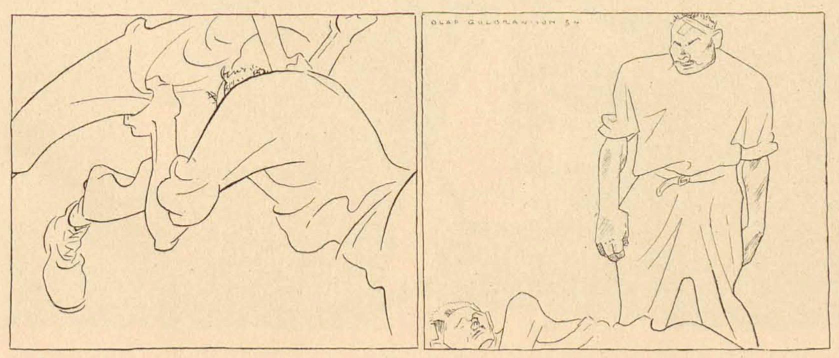
„Um Gotts will'n, wos is denn mit dir passiert, Xare?"

„Der Bluats-Palier, der hundshäuterne, hot mi mit der Wasserwaag' übern Schädel g'haut . . .



Aber i, net faul, pack'n am Krag'n

. . . und heb'n auf . . .

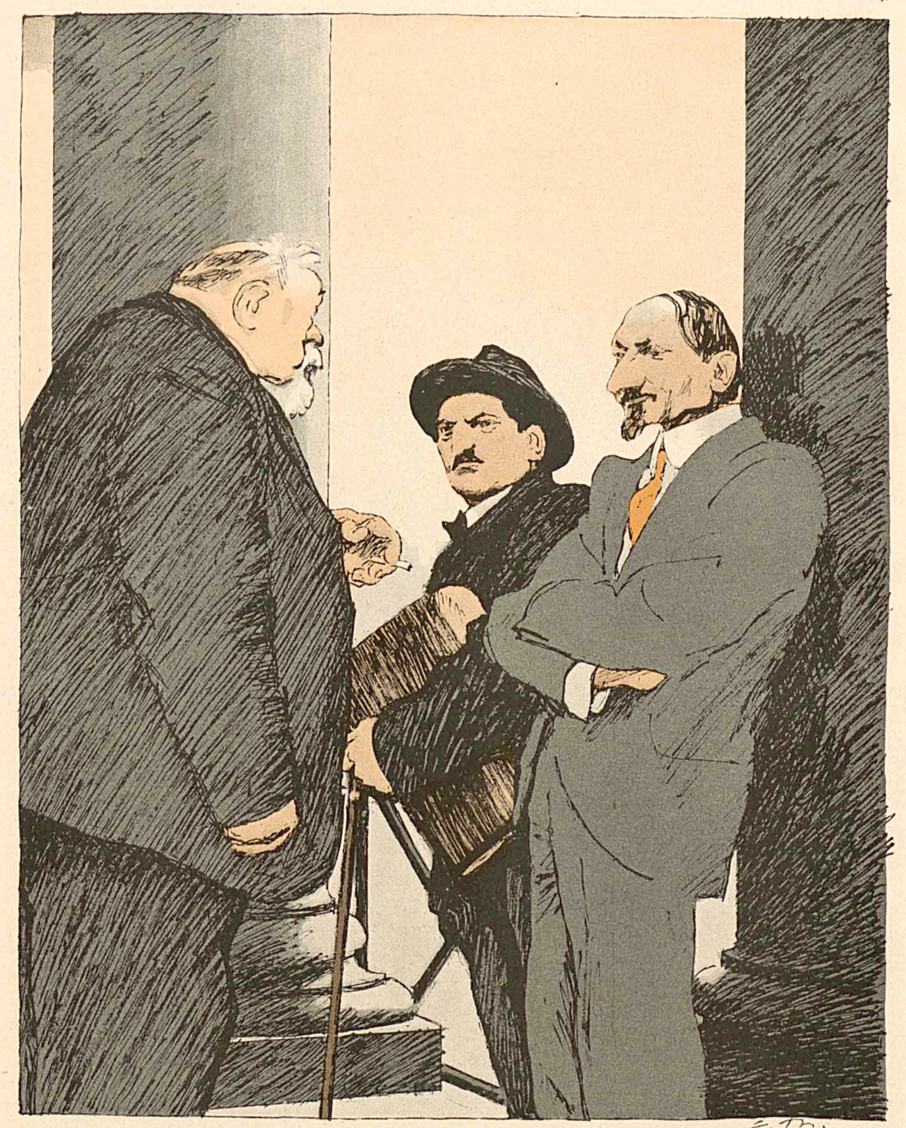


und schmeiß 'n aufs Pflaster, daß eahm der Schnaufer ausbleibt . . .

. . . Ja, was waar denn jetzt dös, Maxl?!"

Das Karnickel

(E. Thöny)



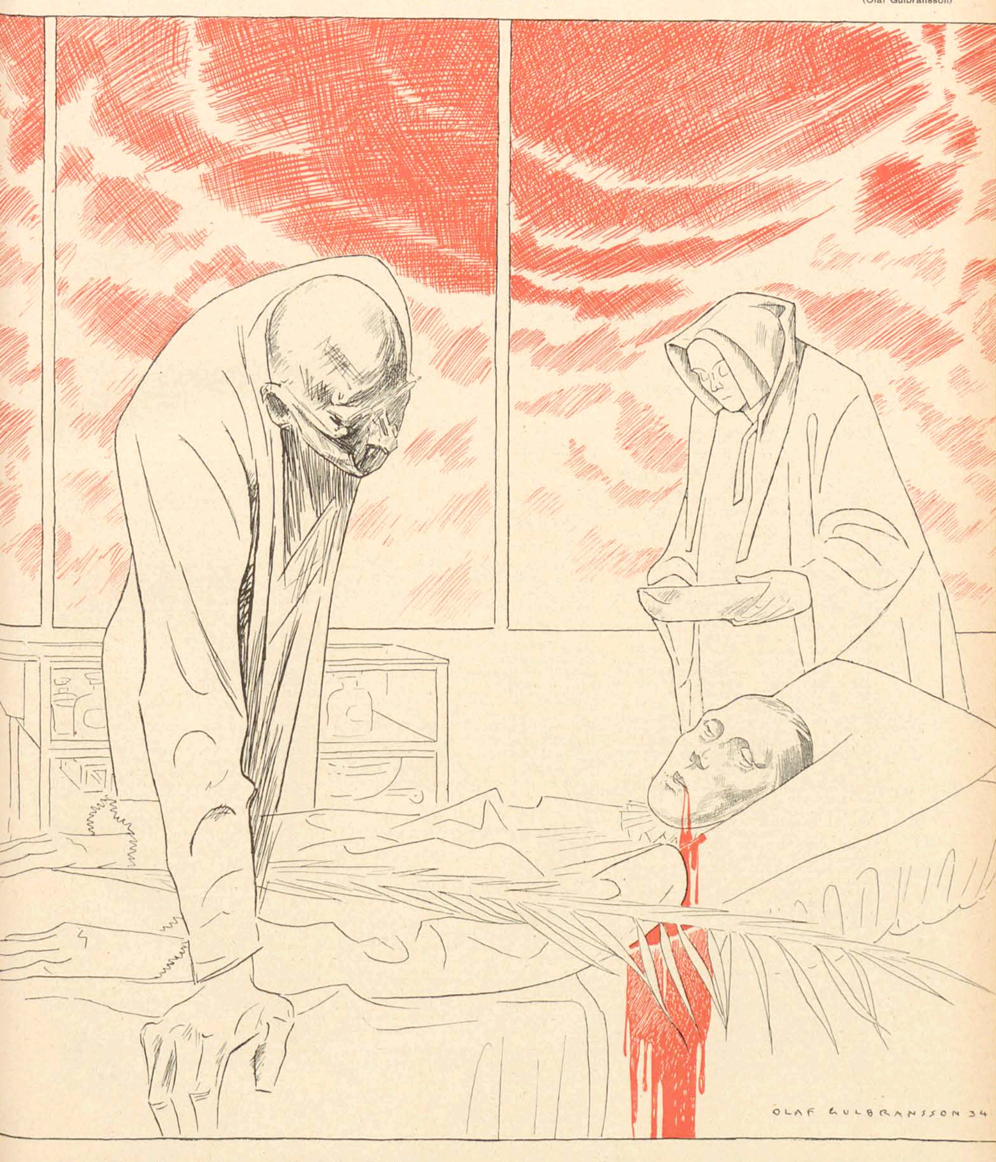
„Nur die Deutschen sind schuld, wenn wir aufrüsten. Sie sind es doch gewesen, die das Pulver erfunden haben!"

München, 28. Oktober 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

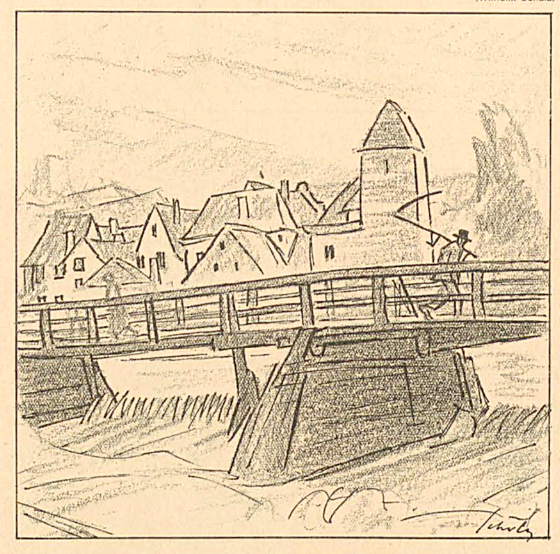
Marseille

(Olaf Gulbransson)



Unter den schwerverletzten Opfern des Attentats befindet sich auch der Friede.

(Wilhelm Schulz)



Der nackte Engländer

Von Georg Britting

Es ist ein braunes Buch, schön und schmal, so lang wie eine gute Männerhand, so breit wie eine, flohbraun ist das Buch, dunkler, kaffeebraun; aus Leder ist der Einband, und auf dem Rücken trägt er ein verschlungenes Muster in Gold. Das Buch ist alt, das sieht man an dem Braun, an dem edlen Braun; kein junger Einband hat diesen Ton. Und das Gold steht matt darauf, müde, altersmüd, zart verwischt, und schlägst du das Buch auf, so siehst du gelbe Seiten, wachskerzengelbe Seiten; hast du weiße erwartet? Auf den gelben, den weizenfarbenen, den honigglänzenden Seiten stehen gedrängte Abteilungen schwarzer Lettern, nein, nicht schwarzer, grauer, mausgrauer, kellerasselgrauer Lettern. Lies nun! Du hofftest ein zärtliches, ein schwermütiges, ein spinnwebschwankendes Lied zu hören; aber da schlägt dir ein Tubaton entgegen, ein wilder, Trompeten schmettern, Schwerter fahren gegen eiserne Strickhemden, ah, Shakespeare! Es ist ein Band einer alten Shakespeare-Ausgabe, es ist Othello, der Mohr von Venedig, und der König Lear und der finstre Macbeth! Dieser Einband! überlegst du, dieser Einband! Ein Liederbuch sollte er umschließen, für lämmerweidende Schäfer und Kinder, dieser Einband! fluchst du, ein Stäbchenzaun um eine Büffelherde, und jetzt liest du eine Seite Othello und noch eine, und das Feuergesicht des Mohren glüht dich an, und jetzt fangen deine Finger zu zittern an, und sie greifen fest in den Deckel, sie zerren, sie reißen, und der Einband, der edle Einband in Rembrandtbraun und Gold, flattert, braust schnatternd in eine Ecke, und du hältst den nackten Shakespeare in der Hand und freust dich und schreist, du mußt schreien, mußt laut und barbarisch und zimbrisch schreien über deinen entkleideten, abgehäuteten, entschuppten Mann. Bis die Frau kommt und sich weinend zu dem Einband in der Ecke niederhockt und ihre Augen voll Wasser auf dich richtet, ihre Rehaugen, ihre Rotkäppchenaugen, ihre tropfenden. Tut's dir jetzt auch leid, du Urmensch, du Waldmensch, du Vieh? Aber du bist kein Waldmensch und hockst dich jetzt auch nieder, vor das Rotkäppchen hin, Aug' in Aug', und jetzt Mund auf Mund; wie glänzen die Tränen! Die linke Hand auf dem Rücken aber hält den nackten Engländer und schwingt ihn, und Tränen hast du auch in den Augen, aber dein Herz innen, tief innen, kichert's nicht?

Herbst der Kindheit

Von Hermann Sendelbach

Als wir Knaben einst Kartoffelfeuer schürten
Und die grauen Knollen brieten in der Glut,
Als wir fröhlich in dem dürren Laube rührten
Und die Flammen übersprangen voller Mut:
Wie wir da das Leben stark und herrlich spürten!

In der schmalen Furche saßen wir und schmausten,
Hieben unsere Zähne in die mehlige Frucht.
Aufgescheuchte Rebhuhnvölker prasselnd brausten,
Jäger schossen jäh in ihre wilde Flucht.
Hoch in sichren Räumen Vogelzüge sausten.

Manchmal stieß ein später Käfer meine Wange,
Zuckte dann erschrocken in die klare Luft.
Drüben langsam zog des Vaters Pflug am Hange,
Mit dem leichten Wind kam frischer Erdeduft.
Und wir stürmten auf mit schmetterndem Gesange.

Das Ärgernis

Von Helene Voigt-Diederichs

Linker Hand im ersten Stock des großen Mietshauses sind die Rolläden niedergelassen. Die Milchfrau, die den drahthaarigen Schnauzer Lumpi in Pflege genommen, weiß: Butenschöns, die haben für einen vollen Monat fortgemacht. Der Hauswirt ist der Meinung, dies hätten sie als Mieter ihm melden können. Hochmütiges Pack, hat sich schon beim Einzug nicht herbeigelassen, die Genehmigung zur Haltung eines Hundes einzuholen. So ein Köter, bellt zur Unzeit, verrichtet seine Bedürfnisse im Hof; täglich kann man seine Stapfen auf dem Mosaik der Treppe wahrnehmen.
In der Frühe, als der Grundbesitzer auf gestickten Pampuschen in seinen Garten schlurft, huscht grade die Austrägerin des Morgenblattes herein. Weil aber Herr Butenschön den Bezug zunächst eingestellt hat, nimmt sie sich heut am Monatsletzten nicht die Mühe, die Zeitung gebührlich unter die Briefkastenklappe zu schieben, sondern läßt sie hastig auf die Fußmatte gleiten. Dort erspäht der gewichtige Mann sie auf seinem besinnlichen Morgengang. Ehrlich gesagt, es wandelt ihn die Lust an, sie aufzuheben und einen Blick auf Anzeigen und Lokales zu tun. Aber statt sich zu bücken, gibt er ihr einen Tritt, will sich an diesem Schandblatt nicht die Finger verunreinigen. Hat es nicht kürzlich in einer Klagesache, die ungünstig für ihn ausgelaufen, berichtet mit einem Seitenhieb auf die Herren Hauswirte, die nicht umlernen können? Ärgerlich genug, daß er daraufhin zum Generalanzeiger übergehen mußte. Der so was nie gemacht hätte, dafür aber, was die Stadtneuigkeiten betrifft, viel weniger bietet als die mit Haß geliebten „Nachrichten“.
Der Handlungsreisende Meyer, Überwohner des Hausbesitzers, kreuzt als dritter den morgendlichen Flur. Er sieht die Zeitung auf der Matte liegen, greift zu und überfliegt den eingedruckten Fahrplan. Herr Butenschön ist Vorstand einer angesehenen Firma — man kann nie wissen... Also klemmt Herr Meyer nachher das Papier achtungsvoll — nun, nicht in den Briefkasten, dies wäre ein Zuviel an Höflichkeit, sondern zwischen das Fenstergitter.
Von dort rutscht die Zeitung gleich darauf dem neugierigen Bäckerjungen, der im ganzen Haus die Rundstücke in die Türbeutel stopft, vor die lustig ausgebeulten Kniee. Kein Fußball! bedauert er, aber wie wäre es? Er stößt sie lachend mit den Zehen vor sich her, jagt und wirbelt sie geschickt hinauf zum offenen Flur der Dachwohnung.
Hier fällt sie im Laufe der Stunden der verwitweten Rechnungsrätin mißliebig in die Augen. Ihr Sinn für Ordnung nimmt berechtigten Anstoß an dem verlaufenen Papier. Aber da sie nicht dazu da ist, andern Leuten ihr Eigentum nachzutragen, läßt sie es liegen, wo es liegt. Fährt selbstzufrieden mit dem Handbesen drum herum.
Ähnlich eingestellt zeigt sich anderntags die Frau Studienrat Sowieso im Erdgeschoß. Ihre Aufwärterin hat die Zeitung vor der Bodenkammertür gefunden und als herrenlos zunächst einmal mit in die Küche gebracht. Dies frühere Linksblatt, das ihrem Mann ein Dorn im Auge ist — die Dame wittert gleich, daß Butenschön der Besitzer sei. Derselbe Butenschön, der die Gewohnheit hat, nachts, wenn sie im ersten Schlaf liegt, über ihrem Kopfe das Wasser im Badezimmer laufen zu lassen. Also distanziert man sich, indem man schleunigst diese zweifelhaften „Nachrichten“ ins Treppenhaus zurückbefördert.
Der Aufwärterin, die sich keine Zeitung halten kann, tun die schönen großen Papierseiten leid. Wie gut könnte sie damit zu Hause den Küchenschrank auslegen. Aber an fremdem Eigentum sich vergreifen, auch wenn niemand der Eigentümer sein will, das tut sie nicht. Mit Bedauern klebt sie das Blatt aufs schmale Fensterbrett.
Dort findet es der fliegende Händler, der unter dem Vorwand von Schnürsenkeln treppauf, treppab sein mageres Brot sucht. Er ist fußwund und müde, nimmt gern die Gelegenheit wahr, für ein paar Minuten bei den gierig begrüßten „Nachrichten“ auszuruhen. Er birgt sie unter seiner Jacke, und weil man doch beim Klinkenputzen von obenher im Hause anfangen muß, läßt er sich lesend auf der höchsten Stufe nieder.
Er vertieft sich in seinen Lieblingsteil: Verloren — Gefunden. Mißt staunend die ausgesetzten Summen an dem, was er selber sich monatlich zusammenschrapt. Unversehens hört er irgendwo hinterwärts eine Tür klappen — sein immer mißtrauisches Gewissen erschrickt, soll er sich als Lesedieb ertappen lassen? Wie ein heißes Eisen läßt er flink die Zeitung in den Treppenschacht hinunter fallen.
Die einzelnen Blätter haben sich entfaltet, sind bald hier, bald dort auf einem Absatz hängen geblieben. Da es ein windiger Tag ist, regt sich das verstreute Papier, schleift und wuselt, sobald die Haustür geöffnet wird.
Naserümpfen der Vorbeigänger. Treffen sich zwei Mieterinnen, so sagt eine zur andern: „grobe Ungehörigkeit“ oder „wo bleibt da die schuldige Rücksicht?“ Am

(Schluß auf Seite 365)

Boykotthetze



„Auf die Ware kann man sich setzen, aber gegen die Arbeitsenergie des deutschen Volkes ist auch Krötengift auf die Dauer ohne Wirkung."

Saarabstimmung

(Karl Arnold)



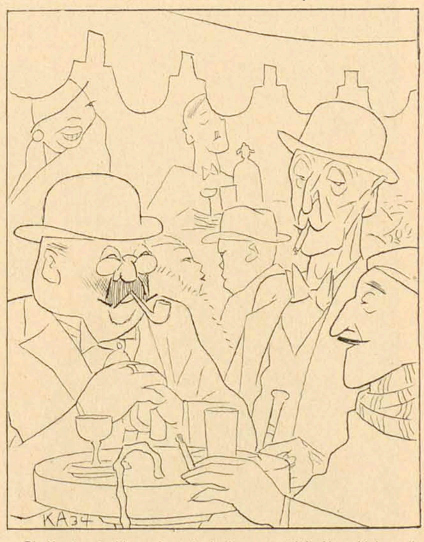
„Aber am 13. Januar 1935 heißt's: Hände weg, Monsieur!"

USSR.-Propaganda



„Mit Spanien ging es zunächst schief. Stecken wir mal unsere Fähnchen nach Frankreich, da hat ja auch Genosse Litwinow gute Beziehungen."

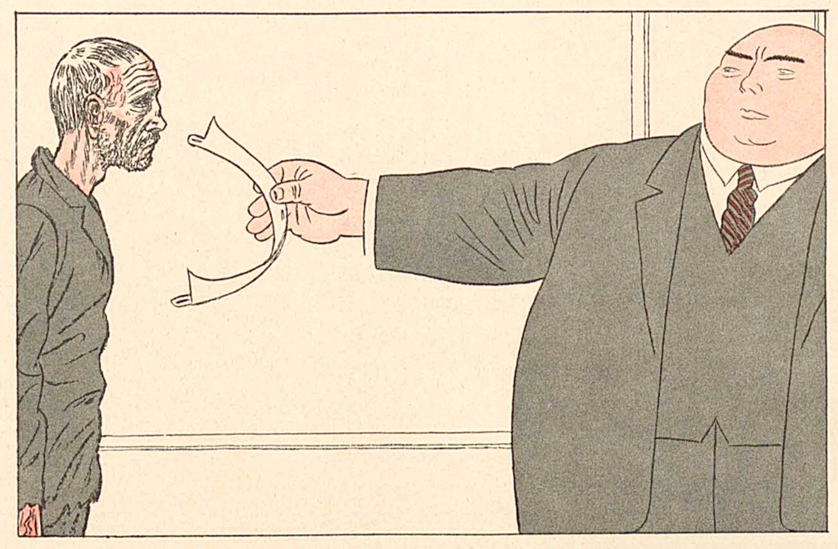
Französische Korruptionen



„Die Kantonalwahlen zeigen doch eine wesentliche Verschiebung."
„Na, wenn nur wenigstens unter den Gewählten keine wesentlichen Schiebungen vorkommen."

Zweierlei Winterhilfe

(E. Schilling)



„Hier ham Se einen tadellosen Kragen, mir ist er nur ein bißchen eng."



„O du arms Hascherl — da hast mei warms Tüchl!"

(Schluß von Seite 362)
meisten empfindlich zeigt sich die Rechnungsrätin. Als sie nämlich abends die erleuchtete Treppe hinanstieg, hat sich ein Blatt im Gegenzug hochgehoben und ist hart an ihrer sauberen Backe vorbeigestreift. Sie versichert sich der Zeugenschaft des Nachbarn, der den Vorgang mit angesehen hat, und beschließt, im Interesse des ganzen Hauses auf Abhilfe zu dringen.
Doch beim Hauswirt ist eben niemand anwesend. So muß sie, am hämisch glänzenden Türschild der Butenschöns vorbei, ihren Groll mit sich in die Dachwohnung hinaufnehmen. Diese windigen Leute, Schlamperei auf der Treppe, wenn das nicht Mangel an Gemeinsinn beweist! Geld aber haben sie, jetzt schon zum zweitenmal in diesem Jahr in die Welt hinaus zu reisen . . .
Hätte sich die aufgeregte Dame doch wenigstens gegen ihren Sohn auslassen können! Aber es ist Sonnabend, er hat Dienst. Nachtübung sogar — wäre nicht schlecht, wenn er gleich in seiner kriegerischen Tracht beim Hausgewaltigen vorstellig geworden wäre . . .
Am Morgen findet sie den Jungen in seinem blauen Trainingsanzug schon über den Büchern hocken. Sie schiebt ihm den Kaffee auf den Tisch und holt weit aus, ihre Kümmernis vorzutragen. Wohnt man auch, seit man Witwe ist, leider Gottes nur in der Mansarde, so hat man doch wohl Anspruch auf einen gepflegten Treppenaufgang. Nein, so ist sie nicht, keineswegs will sie sich heut zuerst ihrer selbst wegen beklagen. Aber wenn nun schon seit Tagen das ganze Haus Anstoß nimmt ...
Der Sohn stippt seine trockene Semmel in den Kaffee. Er wiehert ein herzhaftes Lachen aus sich heraus. Also was ist zu machen — Feuerwehr oder Polizei? Nein, nein, Scherz beiseite. Er findet selber, daß es seiner kleinen Mama nicht gut tut, sich aus — wie sagt sie doch? — aus purem Gemeinsinn so aufzuregen. Darum soll es ihm ganz gewiß nichts ausmachen, nachher, wenn er zur Post läuft . . . Nur soll sie nett sein und ihn jetzt volle zehn Minuten in Ruhe lassen . . .
Nein! überlegt in der Küche die Mutter. Daß er auf der Treppe die ärgerliche Zeitung aufliest, dafür ist ihr der Studentensohn zu schade. Lieber läßt sie fünf grade sein und geht selber . . . Sie tut gelockerten Herzens die Schürze ab, nimmt die Feuerzange zur Hand und steigt die Treppen hinunter.
Doch umsonst fahndet sie nach dem Störenfried. Kurz bevor sie ihren Opfergang antrat, hat der verstohlene Sonntagsbettler die Zeitung zusammengeklaubt. Die Hälfte behält er für sich. In die andere Hälfte wickelt er das geringe Fettbrot, das er soeben an einer Tür erhalten hat, und überantwortet das Päckchen höflich dem Treppenabsatz.
Dort findet es der Schnauzer Lumpi, der von der Milchfrau ausgerissen ist, um die verwaiste Schwelle seines Herrn zu beschnüffeln. Lumpi wittert und tatzt, freut sich spielerisch am Geraschel. Schleppt seine Beute hinaus in die Anlagen. Erstochert sich den unverhofften Bissen, wendet die Hülle und leckt brünstig auch die Fettreste aus.
Ein Windstoß dreht sich über den Rasen heran. Er nimmt die fleckigen Zeitungsblätter lustig mit in seinem Wirbel von staubigem Laub. Eins fängt sich im gelben Spargelfeld, ein anderes kommt zur Ruhe im rostigen Gestänge des Autofriedhofes. Das letzte, das sich drachengleich lüftet in den blauen Oktoberhimmel, wird festgehalten vom Draht der Hochspannung. Kriegsgeschrei einer Rotte unternehmungslustiger Pimpfe. Sie zielen, werfen hoch, freuen sich, wenn es dort oben reißt und klatscht. Vernichten schneidig, dank dem Kastanienvorrat ihrer Taschen, in wenigen Sekunden das willkommene Ärgernis.

Fundstücke

Aus dem „Berliner Tageblatt" vom 4. Oktober 1934:

Auto-Tausch

Sargfabrik sucht unter Diskretion Tausch eines extra schweren Eichenprunksarges, geeignet für Gruft und Erdbestattung, gegen ein Personenauto in Ia Verfassung.

*

Aus dem Briefkasten der „Freiburger Zeitung":
B. B. Frage 1: Das Mädchen gilt als Hausgehilfin. — Frage 2: Die Unfruchtbarmachung geschieht durch den Tierarzt.

*

Tausch

Suche Grabstein. Gebe Motorrad. Elisabethstraße . . .

— Wozu will der Mann eigentlich einen Grabstein, wenn er doch sein Motorrad hergibt? Sinn hat der Grabstein doch nur, wenn er sein Motorrad behält.

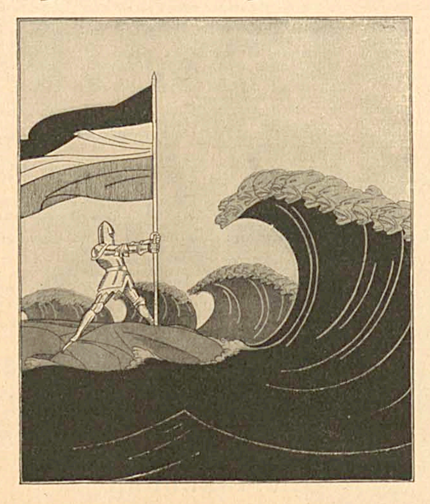
Überraschung

(Paul Scheurich)



„Nee — sowat von Leidenschaft! Und ick dachte, ick bin bei hochanständjen Leuten!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Das verhexte Obst

Von Otto Mittler

„Herrmandsewi!“ flucht der Hinterwieser, und wer denkt, das wäre kein Fluch, der versteht sich sehr mangelhaft auf die bajuwarische Bauernseele. Zwar schaut Gott auf das, was das Herz denkt, und nicht darauf, was die Lippen reden, und somit dürfte vor seinem alles durchdringenden Vaterauge zwischen einem „Herrmandsewi!“ und einem „Herrgottsakrament!“ kein so grundsätzlicher Unterschied sein, wie ihn der Hinterwieser macht, der, sobald ihm einmal die zweite Fluchform ausgekommen ist, gewissenhaft in seinem Beichtnotizbuch, Folio Fluchen, einen Bleistiftstrich anmerkt, für die erste umschriebene Form dies aber nicht tut, sondern sich ohne Buße kurzerhand selbst absolviert.

Warum der Hinterwieser geflucht hat, ist aus der bisherigen Abhandlung noch nicht ersichtlich, wird aber verständlich, wenn man sich ihn vorstellt, wie er morgens bald nach Gebetläuten seine Obstbäume besucht. In der Nacht ist ein frischer Wind gegangen. Was der von den schwer beladenen Ästen geschüttelt haben mag, will der Hinterwieser aufsammeln. Da liegen auch auf dem frisch gemähten Rasen eine Menge Äpfel, Birnen und Zwetschgen, aber — und das ist des Fluchens Anlaß — die Äpfel liegen unterm Zwetschgenbaum, die Zwetschgen unterm Birnbaum, die Birnen unterm Apfelbaum. Der Hinterwieser kratzt sich hinterm Ohr, zupft sich an der Nase und kneift sich dorthin, wo in seiner Arbeitshose der größte Flicken eingesetzt ist. Diese Untersuchung zeitigt zwar den Befund, daß er wach und bei Sinnen ist, ändert aber nichts an der allen Erfahrungsgesetzen hohnsprechenden Lage des Fallobstes.

„Stampfer!“ schreit der Hinterwieser seinem Nachbarn über die mannshohe Hecke zu, „schaug' amoi her!“

„Jetza ko' i neda“, erwidert der Stampfer, der seine Odelgrube angezapft hat und bei der Öffnung der Wagentonne lauert, daß der Spiegel des duftenden Nasses den zulässigen Höchststand nicht überschreite. „Jetza ko' i neda. D' Odelbanzn werd glei' voll sei'.“

„Glaabst es . . .“, schreit der Hinterwieser mit steigendem Mitteilungsbedürfnis, aber der Stampfer zeigt nicht das mindeste Interesse dafür, was zu glauben ihm zugemutet werden soll. Der Abfluß der Grube scheint sich verstopft zu haben; wenigstens stochert ihr Besitzer, ärgerlich brummend, mit einer Stange darin herum und ist für die Umwelt blind und taub.

Was bleibt also dem Hinterwieser übrig, als den seltsamen Fall seinem nächsten Nachbarn, dem Vorderwieser, zu unterbreiten. Der Vorderwieser sitzt auf einem Melkschemel in seinem Kuhstall und hat zwischen den Knieen die Frühgeburt seiner scheckigen Kuh, die sich heute nacht im Kalender verlesen hat. „Mach d' Tür zua! 's ziagt wia narrisch!“ schreit er ohne aufzublicken.

„Unter meine Obstbaam . . . glaabst es . . . schaug amoi selm!“ stammelt der Hinterwieser.

„Jetza ko' i neda“, erwidert der andere und hält dem kläglichen Geschöpf die Saugflasche mit dem Gummidietzl an die Lefzen. „Saafa tuat 's“, konstatiert er erleichtert. Vielleicht läßt sich das Kälbchen doch noch durchbringen.

Der Hinterwieser erkennt, daß er auch diesen Nachbarn jetzt nicht zur Anteilnahme wird bewegen können, und weil gleich neben dem Vorderwieser der Schmied haust, geht er halt in die Schmiede hinein. Der Gehilfe nietet dort gerade mit Donnergetöse einen Blechkessel, und der Meister, dem der Hinterwieser nur mit Gesten sein Anliegen hat verständlich machen können, deutet auf die weißglühende Eisenstange, die er soeben aus der Esse auf den Amboß geholt hat. „Jetza ko' i neda“, schreit er dem Hinterwieser ins Ohr, und der muß einsehen, daß jener das Eisen nur schmieden kann, solange es heiß ist.

Der Bauer hinter der Schmiede, der Breininger, ist mit seinem ganzen Ingesinde auf entlegener Wiese zur Grummetmahd; der Bachmüller hat gerade das Sägewerk angestellt; vom Obermeier sind nur die Stiefelsohlen zu sprechen: der Rest liegt rücklings unter dem bejahrten Kleinauto, das mit den Milchkannen des Dorfes schon längst auf dem Wege zur Bahnstation sein sollte; der Herr Pfarrer ist auf dem Wege vom Pfarrhof zur Kirche, und da darf man ihn nicht aufhalten; der Schuster flickt beim Wagner den Treibriemen; der Krämer darf den Chauffeur des Tankwagens, der ihm die Benzinstelle auffüllt, nicht aus den Augen lassen . . .

Alle, alle sagen: „Jetza ko' i neda“, und wie der Hinterwieser den vergeblichen Rundgang bei seinem eigenen Anwesen beschließt, da schreit seine Frau aus der Küche heraus: „Wo bleibst denn mit'n Obst? Der Dörrofn is hoaß, und net amoi d' Schnitz hab' i schneidn kinna!“

„Glaabst es . . .“, beginnt der Hinterwieser unsicher, aber er weiß schon im voraus, daß seine Alte in dieser Gemütsverfassung nichts Gesprochenes, Geschriebenes oder Gedrucktes glaubt, höchstens ein Telegramm würde vielleicht Eindruck auf sie machen.

„D' Äpfel und Birn bringst her!“ fällt sie ihm ins Wort und kracht ihm die Küchentür vor der Nase zu. Resigniert stapft er wieder zu den Obstbäumen hinaus. Das Obst ist ja da, und wo's liegt, ist jetzt schon gleich.

Der Stampfer muß mit seiner Odelgrube auch allerhand Schererei gehabt haben. Das Fuhrwerk steht noch immer da, aber jetzt scheint alles klar zu sein; der Stampfer steht schon vorn bei den Gäulen und zündet sich die Pfeife an.

„Wos host denn woll'n z'vor?“ fragt er den vorbeikommenden Hinterwieser.

„Unter meine Obstbaam lieg'n d' Äpfl untern Zwetschgenbaam, d' Zwetschgen untern Birnbaam, d' Birn untern Äpfelbaam. Glaabst es?“

„Dees glaab' i neda. Wirst di halt verschaugt ham. I trau mir wettn, daß a jeds Obst unter seim Baam liegt.“

„Was wett' ma?“ schreit der Hinterwieser, schon ganz erbost über all die Widrigkeiten dieses Morgens.

„Die zwoa Fackei“, entgegnet der Stampfer und

EINBANDDECKE
und Inhaltsverzeichnis
zum **„SIMPLICISSIMUS“,** 39. Jahrgang, I. Halbjahr, April bis September 1934 sind herausgekommen. Preis in Ganzleinen RM. 2.50 zuzüglich Porto.

Lassen Sie Ihre gesammelten Hefte binden!

Bestellungen nimmt entgegen: der Buchhändler und der
SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13. Postscheckkonto München 5802.

bezieht sich dabei auf ein zwischen den beiden Nachbarn bereits seit einigen Tagen schwebendes Geschäft. Der Hinterwieser wünscht seine Zuchtsau gegen des Stampfers Jungstier einzutauschen; der Stampfer aber verlangt, daß seitens des Hinterwiesers noch zwei Ferkel mit in den Handel gehen, während der Hinterwieser sie zur Aufzucht behalten will, weil er findet, daß die Sau dem Jungstier auch allein ebenbürtig ist.
„Abg'macht!“ schreit er und schlägt schallend in des Stampfers dargebotene Rechte. „Jetzt hab' i wenigstens 's Stierl billig für all dös G'frett“, denkt er, während sie zu den Obstbäumen weitergehen; denn der Stampfer hat seine Gäule angebunden und ist mitgekommen.
Aber jetzt bleibt dem Hinterwieser wirklich der Verstand stehen. Denn wie sie um die Hecke gebogen sind, da liegen die Äpfel unter dem Apfelbaum, die Birnen unter dem Birnbaum und die Zwetschgen unter dem Zwetschgenbaum, alles ganz wie sich's gehört. „Herrgottsakrament!“ flucht der Hinterwieser vollgültig und vergißt hernach sogar, das Notizbuch zu ziehen. „Herrgottsakrament!“
Der ganze Arbeitsmorgen futsch, die zwei Ferkl verspielt, die Frau daheim stinkgiftig, und dann die lieben Nachbarn! Eben haben sie zwar alle keine Zeit gehabt, aber es wird nicht lang dauern, bis die Neugier sie hergetrieben hat und ein Gesicht nach dem andern hinter der Hecke auftaucht: Der Vorderwieser, der Schmied, der Schuster, vielleicht sogar der Herr Pfarrer, wenn die Messe vorbei ist, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott . . . Hergottsakrament! Jetzt heißt es, wenigstens das Obst schnell auflesen, damit die Frau . . .
Während der Hinterwieser dies besorgt, fährt der Stampfer mit vergnügtem Pfeifen die duftig schwabbernde Fracht auf seinen Acker hinaus. Er hat gut lachen. Der Viehtausch ist nach seinem Wunsche perfekt, und der Spaß geht als Dreingabe; denn er hat, hinter der mannshohen Hecke versteckt, den Hinterwieser auf seinem ganzen Wege durchs Dorf sehen können und dazwischen reichlich Zeit gehabt, das von ihm selbst bereits im Morgengrauen vertauschte Obst wieder auf die rechten Plätze zu bringen, sogar auch noch den Rechen und den Obstkorb, deren er sich bei dieser Manipulation bediente, wieder beiseite zu schaffen. Denn: Wenn der Hinterwieser auch nicht sehr schlau ist, so gewitzt ist er doch, daß er weiß, daß man keinen Rechen und keinen Obstkorb bei sich hat, wenn man zum Odeln fährt.

Jähe Wandlung

Da sitzt ein Mann am warmen Ofen
mit der Zigarre dick und rund,
und mit der Ruh' des Philosophen
entrollt er Ringe seinem Mund.

Es zeigt der vorgewölbte pralle
Bauch, daß er satt und selig ruht —:
es sind ja in besondrem Falle
„Eintopfgerichte“ auch sehr gut!

Der Glanz der rötlich-fetten Farben
auf Wangen, Nacken, Hals beweist:
er muß nicht dürsten und nicht darben
und wußte nie, was frieren heißt.

In Lederpolstern hingebettet
ruht er zufriedenen Gesichts,
und aller Sorgenlast entkettet
verdaut er, raucht und denkt — an nichts.

Da plötzlich schrillt die Haustürglocke
und stört dies erdenferne Sein —
Er ahnt — nah einem Nerven-Schocke:
das Winterhilfswerk sammelt ein!!

O quae mutatio rerum! Plötzlich
erlischt der ganze Glanz im Haus —:
es geht dem Armen ganz entsetzlich,
er weiß oft nicht mehr ein noch aus!

Statt Rauch muß nun dem Munde Klage
betreffs der Not der Zeit entfliehn:
„Sie wern's nich jloom, wenn 'ck Ihnen sage,
ick stehe schlankwech vorm Ruin!“

Tiefseufzend zückt er dann drei Groschen,
kehrt böse und verstimmt zurück.
— Auch die Zigarre ist erloschen —:
Wie rasch vergeht doch Menschenglück!

Benedikt

Petri Heil

Jedermann im Dorf weiß es, daß der Kolochersmichel die Forellen fängt, aber noch niemand hat ihn dabei erwischt. Denn zum einen greift der Michel die Forellen mit der Hand, und zum andern wohnt sein Bruder in dem Wiesental, durch das der Bach fließt.
Doch eines Morgens ist der Kiesgrund, in dem der Kolocher mit Vorliebe dem Fange nachgeht, dicht umstellt. Der Pächter, sein Aufseher und der Gendarm liegen auf der Lauer. Aber der Michel ist rechtzeitig gewarnt worden. Vor Morgengrauen macht er sich auf den Weg zum Kiesgrund. Von den Häschern ist noch keiner da, weshalb er sich in einen Heuhaufen streckt und ein Weilchen schläft. Als er aufwacht, tanzt die Sonne schon verliebt am Himmel, die Vögel lärmen fröhlich, und überaus zärtlich murmelt das Bächlein. Der Michel erhebt sich und trottet gemächlich den Pfad zurück, den er gekommen ist. Aber nach wenigen Schritten schon wird ihm ein kräftiges Halt geboten. Pächter, Aufseher und Gendarm steigen grimmig aus den Weiden, zwischen denen sie sich verborgen hatten.
„Gude Morje, die Herren“, sagt der Kolochersmichel, „aach schon munder so früh, und Sie wünsche?“
„Fragen Sie doch nicht so frech“, fahren ihn wütend der Gendarm und der Pächter an, „wo Ihnen Ihre Schandtat doch zur Rocktasche herausschaut.“
„Die Schandtat?“ spricht der Michel verwundert, „die Schandtat?“ und betrachtet seine Rocktasche. Richtig, da ragen etliche Fischschwänze aus einem Papier. „Aber, meine Herren, wozu die Ufregung . . .“
„Kein Wort mehr“, schreit jetzt der Gendarm, reißt ihm die Tüte aus der Tasche und entfaltet sie rasch.
Und wieder hat der Kolochersmichel das erste Wort.
„Immer ausschwätze lasse, meine Herren. Es sind Hering, nix anderes wie Hering, die ich meinem Bruder hab' bringe wolle. Der ißt se doch so gern. Awer er is schun fort, und hinlege konnt ich se net wege der Katze. Da hab ich se halt wieder mitgenomme, gelt? — Gude Morje, meine Herren, und nix für ungut. Awer erschreckt hawe Se mich doch.“
Spricht's, lüftet seinen Hut und geht pfeifend seinen Weg weiter.

Ernst Handschuch

Zur Hautpflege: Leokrem



An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für sachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Inseriert ständig im Simplicissimus!

Männer über 40 die ihre Kräfte schwinden fühlen, werden wieder jung und lebensfroh durch Neurosin. Kurp. M. 5.40. Erhältl. in den Apotheken. Prosp. d. Laborat. Heka, Altbach a. N. 5.

984 Werkzeuge enthält unser interess. Gratis-Katalog. Westfalia - Werkzeugco., Hagen 253 / Westfalen

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

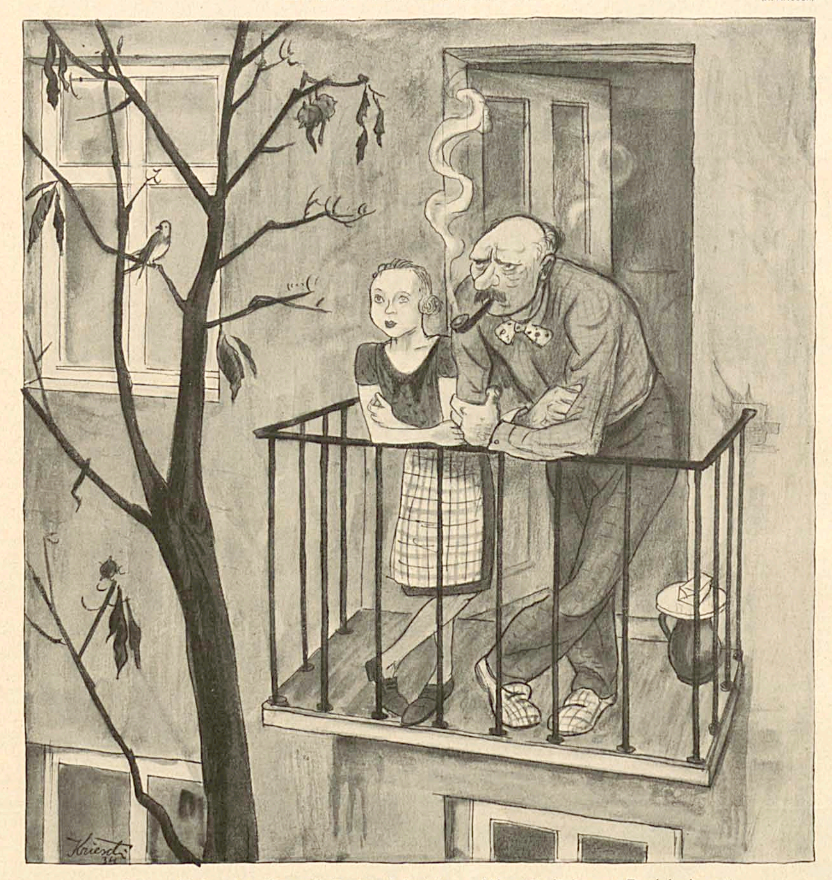
EHELEUTE ERHALTEN LISTE 36 Über Artikel der Hygiene und Gesundheitspflege GRATIS **GUMMI-MARTIN** FRANKFURT A. M. / ZEIL 88

Dr. RIX Potential-Tabletten verschaffen Ihnen wieder **Jugend und Kraft.** Die unterbrochene Drüsentätigkeit kehrt wieder und jede Neurast. wird beseitigt **(selbst bei 60–70 jähr.).** Ein Versuch überzeugt. Diskr. Versand geg. Nachn. 100 Tabletten zu RM. 4.80. **Dr. A. Rix & Co., Düsseldorf,** Hermannstr. 5.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Bleib im Lande...

(R. Kriesch)



„Schau, Vata, dös Vögerl ziagt net fort.“ — „Werd halt koane Devis'n ham.“

Großstadtstraße im Herbstregen

Von Hans Graven

Ins Haus hohl poltern die Kohlen
unter dem grauen verwischenden Regenlicht.
Von dem schwarzen glitzernden Steinbruch bricht
Brocken um Brocken. Die Schaufeln holen,

sie stoßen rutschend und schlingernd die Kohlen hinab.
Die Straße ist von Kohlenstaub schwarz.
Klebrig wie Harz
wäscht ihn langsam der Regen ab.

Träge rinnen die Regenfäden.
Im kühlen Sprühwind schlagen ängstlich die Läden.
Der Abend klirrt an die Fenster. Nun schaufeln sie das Dunkel ins Haus.
Dann springen zwei Katzen sichernd, lautlos durch den Zaun auf die [Straße hinaus.

Wehende graue Bärte
hängen die Wolken in die Häuser hinein.
Die Dächer bücken sich tief und machen sich klein
und kauern schwarz bei schwarz, schlafmüde Herde.

Schnupfenpsychologie / Von W. Holbrook

Wenn es überhaupt so etwas wie eine Macht der Suggestion gibt, dann ist den Reklamebildern ein gerüttelt Teil der Schuld an der Übertragung von Erkältungskrankheiten beizumessen. Es kommt im Leben nicht nur auf die Hygiene, sondern auch auf die Psychologie an. Mag daher auf der Straßenbahn die Ventilation noch so vollkommen sein und jeder sich auch beim geringsten Räuspern das Taschentuch vorhalten, so kann sich der Fahrgast doch nicht dem seelischen Einfluß jener Schreckensgalerie erkälteter Mitmenschen entziehen, die von den Reklametafeln mit schmerzverzerrten Zügen auf ihn herniederstarren.

Da sehen wir den Mann, der keine warme Unterwäsche tragen wollte, im Schneesturm jämmerlich beben und nachdenklich auf seinen wollbekleideten Nachbarn blicken. Da sehen wir eine Hollywoodschöne sich angstvoll an den weißen Hals greifen, den mit dem alleinwirksamen Gurgelmittel sie zu gurgeln unterlassen hat. Wir müssen hilflos mitansehen, wie offenbar zu Schlaganfällen neigende ältere Herren in mitleiderregender Weise husten, weil sie die allgemein beliebte Hustenpastille entbehren müssen. Und daneben stöhnt auf einem Reklamebild ein weißbärtiger Patriarch in rheumatischen Schmerzen, die die neue Tablette leicht beheben könnte.

In der Welt der Plakate bringt jeder Lufthauch einen Bronchialkatarrh, und jedes Niesen bedeutet gesellschaftliche Ächtung. Und der am Halteriemen der Untergrundbahn hängende Mensch, Tag für Tag von diesen Jammergestalten umringt, fühlt immer mehr, daß er nur durch ein Wunder gesund geblieben ist. Und dann beginnt er nachzudenken, ob er denn wirklich gesund geblieben ist. Wenn er auf das Bild der

(Schluß auf Seite 370)

O rühre, rühre nicht daran!

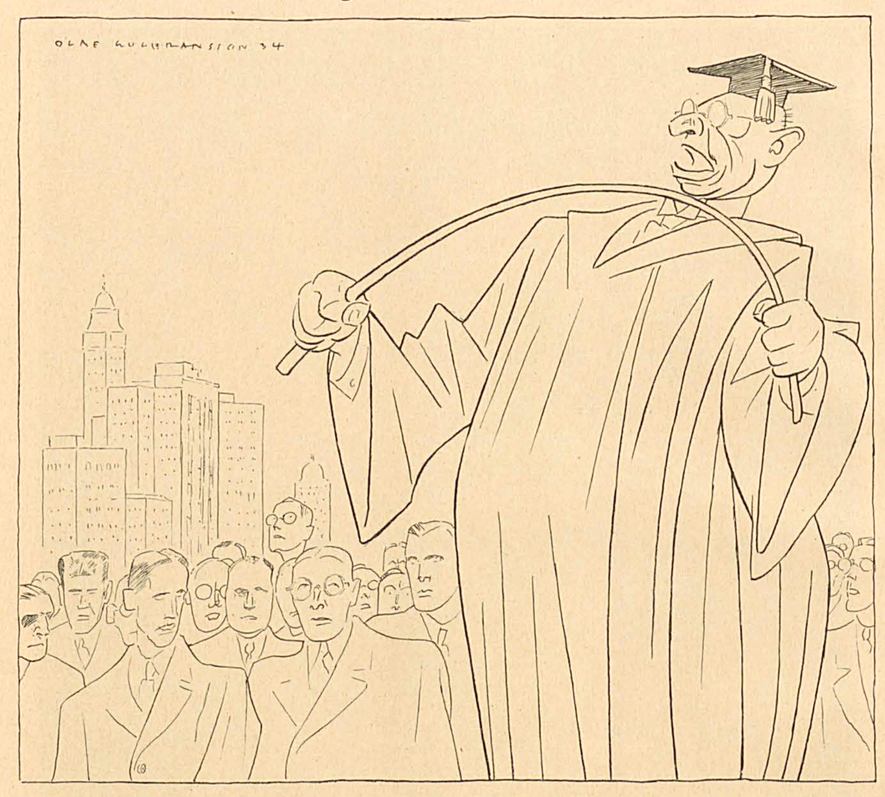
(E. Thöny)



„So leicht is der Bock fei' net z' kriag'n, Herr, der hot net bloß oan Wechsel." — „Geh, san S' staad mit die Wechsel — da herausd mag i nix davon hör'n!"

Das abgelehnte Stipendium

(O. Gulbransson)



„Nein, meine Herren, die ewigen wissenschaftlichen Prinzipien läßt die Harvard-Universität nicht antasten — verstanden?!" — „Oho, old boy: eingepökelt ist noch nicht ewig!"

(Schluß von Seite 368)
jungen Dame mit den Halsschmerzen blickt, beginnt er nervöse Schluckbewegungen zu machen und kommt zu der Erkenntnis, daß auch sein Hals nicht ganz in Ordnung ist.

Wenn er sich dem Bild des alten Herrn mit dem zu einem mächtigen „Habtschii!!" verzogenen Gesicht zuwendet, fühlt er ein unheilverkündendes Kitzeln in der eigenen Nase. Die Macht der Suggestion beginnt zu wirken. Nach einem Blick auf zwei oder drei weitere Reklamebilder ist er überzeugt, daß er eine Erkältung bekommt. Und wenn Sie glauben, daß Sie eine Erkältung bekommen, dann ist es ebensogut, als wenn Sie eine hätten.

Doch die Suggestion geht noch weiter. Genau so wie bei einem Konzert eine einzige hustende Person ihre Nachbarn dazu anregt, ähnliche Geräusche hervorzubringen, genau so kann ein einziger Nieser ein ganzes Regiment von Niesern mit einem einzigen Trompetenstoß vergattern.

Die meisten Erkälteten, anstatt einen entschlossenen Versuch zu machen, sich der krankhaften Atmosphäre, die sie umgibt, zu entziehen, suchen geflissentlich die Gesellschaft anderer Verschnupfter auf, um mit ihnen über ihre Krankheitssymptome zu diskutieren und Medikamente auszutauschen. Wann immer ich diese rotäugigen Hypochonder von ihren Medizinen umgeben sehe, bleibe ich mitleidslos. „Sie haben in Wirklichkeit gar keine Erkältung", sage ich ihnen. „Sie glauben es nur. Sehen Sie mich etwa schnauben und gurgeln und husten? Ich habe den ganzen Winter keinen Schnupfen gehabt."

Und dann sage ich ihnen auch den Grund. Er ist sehr einfach. Früher pflegte ich jeden Winter verschnupft zu sein. Wenn ich ausging, kleidete ich mich wie ein Stratosphärenflieger. Meine Hausapotheke maß ausgebreitet zwei Meter und enthielt eine vollständige Batterie von Zerstäubern und Inhalationsapparaten. Mein aus geröteter Kehle kommendes Gurgeln durchhallte das Badezimmer ein dutzendmal im Tag. Und dennoch erkältete ich mich. Es war äußerst entmutigend.

Doch heuer habe ich mir eine völlig andere Taktik zugelegt. Anstatt mich mit Überschuhen, Halstüchern, Westen und Ohrenschützern zu befestigen, trotze ich in gewöhnlicher Kleidung den Elementen. Anstatt mich zu verhätscheln, mache ich allmorgendlich vor offenem Fenster gymnastische Übungen und halte dann einer eiskalten Dusche stand. Vor allem aber, anstatt mir über Krankheitskeime und Medikamente Sorgen zu machen, konzentriere ich mich auf mein Wohlbefinden und denke gesunde Gedanken. Ich sage zu mir selbst: „Es gibt keine Mikroben in meinen Schleimhäuten. Alles ist gesund, friedlich und keimfrei. Es geht immer besser und besser. Erkältungsbazillus, ich spotte deiner! . . ."

Anmerkung der Redaktion: Weare Holbrooks Manuskript endet hier unvermittelt. Der Autor liegt mit Halsschmerzen und einer Temperatur von 39,5 Grad zu Bett. Trotzdem bittet er uns telephonisch, hinzuzufügen, daß Erkältungen, seiner Ansicht nach, „dichts als Deinbildung sind".

Prozeß der internationalen Rüstungsindustrie

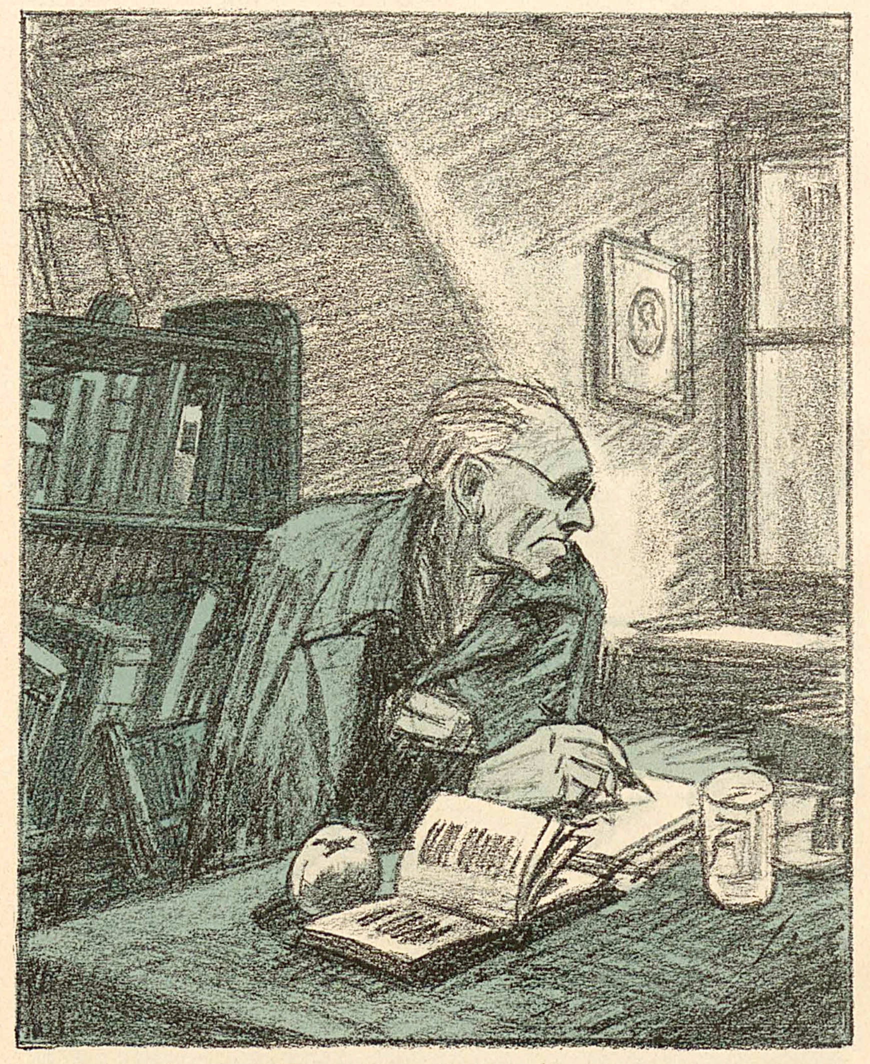
(Karl Arnold)



„Nicht die Helden sollten bluten, die Händler sollten hängen!“

Zur Woche des Buches

(W. Schulz)



Wertgeschätztes Publikum:
sieh, da sitzen deine Sänger,
und ihr Hals wird lang und länger.
Aber du bleibst stur und stumm.

Für ein neues Kleid das Tuch
schaffst du an, Parfüms, Zigarren,
huldigst jeder Art von Sparren.
Aber kaufst du auch ein Buch?

Wo ein zartes Lied erklingt,
das die Seele dir durchzittert?
Wo es schicksalhaft gewittert
und der Geist den Stoff bezwingt?

Unter jedem Dache schier
wirkt schon längst der „Volksempfänger".
. . . Volk, empfange deine Sänger
mit der gleichen Wißbegier!

Ratatöskr

München, 4. November 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS

Götterdämmerung

(E. Schilling)



Einen Greis nach dem anderen holt Charon ins Reich der Schatten. Wird mit der jüngeren Generation langsam ein Reich des Lichtes heraufsteigen?

Um Allerseelen

(E. Schilling)



Gewesen, ach, gewesen! . . .
Wo bist du, leuchtende Welt?
Drei Pappeln starren wie Besen
kahl ins graue Gezelt.

Im Nebel ist versunken
die sommergrüne Au,
im Wolkenmeer ertrunken
das liebe Himmelsblau.

Die Augen suchen und spähen
nach einem Bröslein Trost —
Krähen, Krähen und Krähen
rudern von West nach Ost.

Ich fang' wohl an zu zählen
und zähle wie gebannt . . .
Seid ihr die armen Seelen
derer, die ich gekannt?

Bin ich allein verblieben
an diesem trüben Tag?
. . . Stumm gedenken und lieben
ist alles, was ich vermag.

Dr. Owlglaß

Lola im Kino

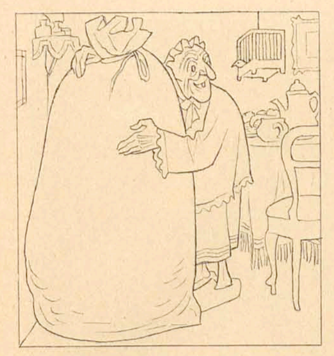
Von Gert Lynch

„Zweiter Platz!"
„Sind Sie schon achtzehn Jahre alt?" fragte das Kassenfräulein.
„Ja, ja", sagte Lola. Sie senkte den Blick und nickte übereifrig mit dem Kopfe, daß ihre Zöpfe flogen.
„Siebzig Pfennig", sagte das Kassenfräulein und legte die Karte hin.
Lola schob den Vorhang beiseite und trat ein. Die Platzanweiserin riß den Kontrollstreifen ab, und der Strahl ihrer Taschenlampe, der scharf und spitz in die Dunkelheit stach, wies den Weg in die dreizehnte Reihe.
Lola atmete auf, als sie saß. Gott sei Dank, es hatte geklappt! Sie bog die dicken Zöpfe hervor und legte sie in den Schoß. Dann schlang sie die Finger zusammen und lenkte den Blick auf die Leinwand. Die Wochenschau lief bereits.
Ein Berg spie Feuer. Es grollte und wubberte. Langsam quoll die Lava heran und steckte alles in Brand. Furchtbar, dachte Lola, als das Bild wechselte.
Windhunde rannten wie albern hinter einem Hasen auf Schienen her, ohne ihn zu erwischen. Viele Leute standen neben der Rennbahn und guckten zu. Barsoi-Hunde sind rassig, dachte Lola; sie wollte es mal dem Vater sagen, vielleicht kaufte er einen.
Nun trat ein Turner ans Reck und zeigte, wieviel er konnte. Fabelhaft, dachte Lola und wurde an ihren Turnlehrer erinnert; schade, daß er rote Haare hatte und so viel Sommersprossen.
Der Film verregnete, es wurde hell. Lola äugte mit scheuem Blick nach rechts und links. Mein Gott, dachte sie, es würde doch niemand hier sein, der sie erkannte. — Warum glotzte denn der Fremde, der neben ihr saß, auf ihre Beine? Sie hatte die Strümpfe erst heute —. Plötzlich zog sie den Rock herunter und versteckte die Waden unter dem Sitzbrett.
Da begann der Hauptfilm. Ein großes Buch wurde aufgeschlagen. Auf den einzelnen Seiten standen die Namen der Darsteller und ihre Rollen. Bekannte Filmgrößen waren darunter. Lola freute sich und rieb die Handballen gegeneinander. Sie war ja so gespannt, was der Film, der nur für Erwachsene lief, alles brachte!
Sie war ganz Auge und Ohr. Die gläsernen Lüster an der Decke eines Saales verglich sie mit Weintrauben. Die gedämpfte Trompete einer Tanzkapelle erinnerte sie an das Plärren eines Wickelkindes. Auf dem Dachboden über dem Saale tanzten die Mäuse wie närrisch im Kreise herum. Hu! dachte Lola und preßte das Kleid an die Beine. Sie bewunderte das Kostüm einer Sängerin, und als ein Strauß Rosen auf die Bühne geworfen wurde, fragte sie sich, ob es wohl Marschall Niel wären.
An einem Tische wurde der Zucker herumgereicht. Alle nahmen ihn mit der Zange, nur einer, ein Mann, griff mit den Fingern zu. Genau wie Vater, dachte sich Lola.
Ein Schoßhündchen wurde gestreichelt. Himmlisch, dachte sie; fast so schön wie Direktors ihre Prinzeß!
Dann fuhr ein Liftboy, der einen Brief zu besorgen hatte, eine abschüssige Straße hinunter. Warum er nicht Freilauf gab?, wunderte sich Lola.
Ein Mann im Frack stritt mit der Sängerin. Ein ekelhafter Kerl, den *sie* niemals heiraten würde. Überhaupt konnte sie Monokel nicht ausstehen. Das ist — affig ist das. Jetzt sollte ihm bloß das Monokel herunterfallen und kaputt gehen! Aber es fiel nicht herunter. Ah, da kam endlich ein richtiger Mann, den konnte sie leiden! Ha, herrlich, er warf den andern zur Türe hinaus! Feste, gib ihm Saures, wie Vater immer sagte. Und sie pochte mit den Fäusten auf ihre Knie.
„Du", sagte da der Nette, als er das Ekel draußen hatte, und nahm die Sängerin in die Arme, um sie zu küssen. Lange dauerte dieser Kuß, sehr lange. Lola rutschte auf ihrem Sessel und fühlte, daß sie rot wurde, obgleich es finster war. Sie hatte den Mund geöffnet und barg die Hände in ihren Kniekehlen. Ein Gedanke wischte durch ihren Sinn. Jetzt wußte sie es! Jetzt wußte sie, warum der Film für Erwachsene war!
Ihre Netzhaut behielt die Bilder nicht mehr, die vorüberflimmerten. Sie dachte an anderes, und ihr Blick dachte mit. Kinder küssen schnell, Erwachsene küssen lange, stellte sie fest. Sie malte sich aus, wie das wäre. Sicher mußte es schön sein! Vorhin war es ihr durch und durch gegangen. Ob sie es mal bei Heinz, ihrem Bruder, probieren sollte? Sie wollte es sich überlegen. Natürlich nur dann, wenn er keine Rotznase hatte. Fein, wenn man so groß ist, daß man für achtzehn gehalten wird, wo man erst vierzehn wurde!
Ob er die Sängerin noch mal küßte? Lola brannte auf den Schluß des Films, während die Zusammenhänge sie kalt ließen. Ihr Blick lag auf der Lauer. Aber ihre Er-

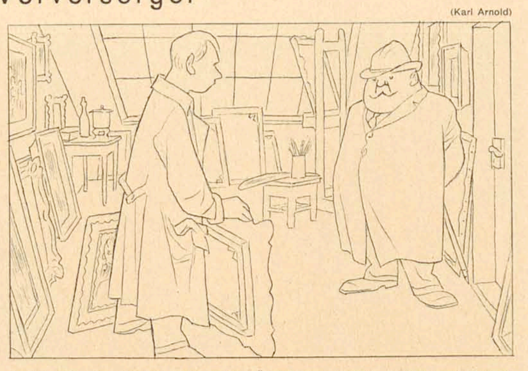
(Schluß auf Seite 377)

Vorversorger

(Karl Arnold)



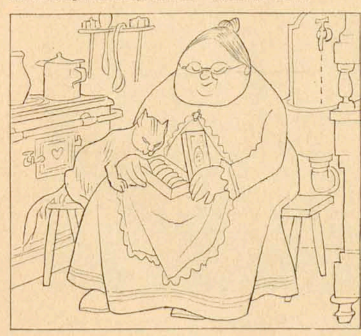
„Nu schau mal, mein Buzi, Fraule hat Gutiguti kauft, braucht Buzi net hungern."



„Naanaa, Buidln kaaf i net. Aber Sö braucha do a Öl für Eahnerne Gemälde. Da hätt' i grad no günstig a Fuffzichliterfaßl."



„Also: für einen Knopf anzunähen braucht man fünfzehn Zentimeter Faden. Die Spule hat fünfhundert Meter. Sagen wir, im Jahre reißen vierhundert Knöpfe ab, und nehmen wir mal an, jedes von uns wird hundert Jahre; bleiben für mich noch rund vierzig, für dich noch rund fünfzig Jahre, macht neunzig Jahre Fadenverbrauch. Nun mal still, jetzt rechne ich zunächst die notwendige Fadenmenge allein zum Knopfannähen aus . . ."



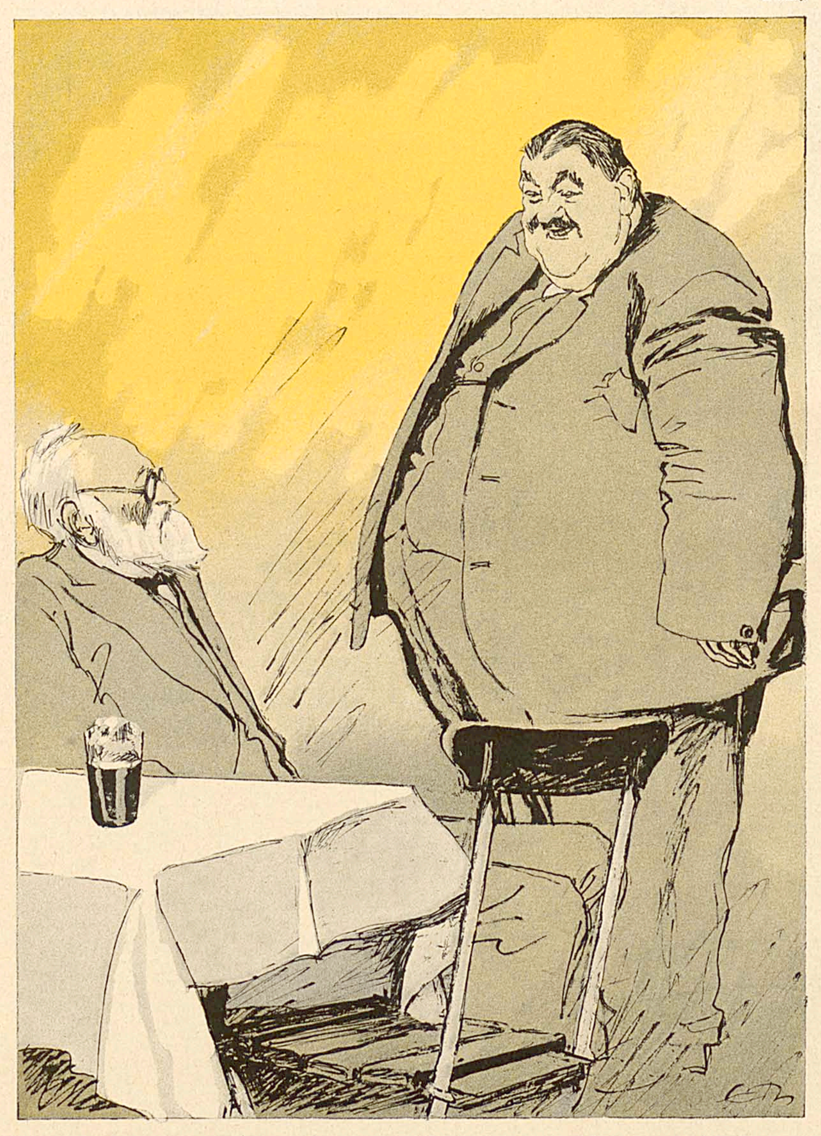
„A ganzes Schachterl Seife! Komm', was mag, sauber bleibn ma!"



„Ich habe meinen Proviant. Meine Schönheit braucht nicht zu leiden."

Der originelle Wirt

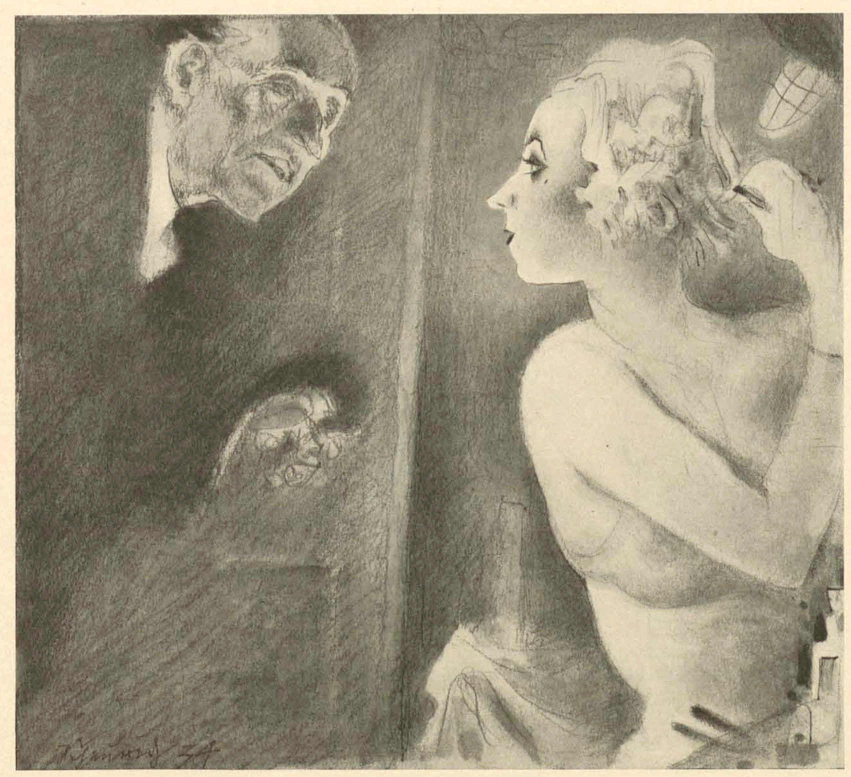
(E. Thöny)



„Hören Sie, ich warte jetzt schon über eine halbe Stunde auf mein Essen!“ — „Wos? Ja Herrschaftsax'n, is dös a Schlamperei!“

Enttäuschung

(Paul Scheurich)



„Nun haben die beiden Herren endlich gesagt, was sie wollen. Nischt wie 'n Autogramm!" — „Feine Kavaliere!"

Lola im Kino

(Schluß von Seite 374)

wartung erfüllte sich nicht mehr. Schade, dachte sie und verließ das Kino.

Als sie auf dem Heimwege war, schlug es drei Viertel sieben. Die Eltern waren zu einer Beerdigung nach auswärts gefahren und wollten spätestens bis acht Uhr zu Hause sein.

Lola schlackste die steinernen Stufen der Freitreppe hinauf und klingelte. Emma öffnete und rannte mit mehligen Händen in die Küche zurück.

Heinz war in seiner Stube und angelte gerade ein Fetzchen Eidechsenhaut aus dem Terrarium. „Guck mal", sagte er, „die Frösche haben die Eidechse aufgefressen!"

„Dummer Kerl", antwortete Lola, „die Eidechse häutet sich doch, habt ihr denn das noch nicht gehabt?"

„Das ham wir noch nicht gehabt!" verteidigte sich Heinz und wölbte ein kleines Schmollen um seinen Mund.

„So siehst du goldig aus", sagte Lola, faßte mit beiden Händen um seinen Hinterkopf und küßte den kleinen Bruder.

Heinz ließ es sich für den Augenblick gefallen, dann druckste er „hm!", puffte sie vor die Brust und machte sich frei. „Friß eine Birne, aber nicht mich", sagte er unwillig und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund.

„Tolpatsch!" sagte Lola und ging in ihr Zimmer. Während sie ihre Schularbeiten machte, mußte sie immer wieder an die Entdeckung im Kino denken. Bei Heinz war das nichts gewesen, der war ja auch noch so klein. Aber den Eltern würde sie zur Gutenacht noch einen langen Kuß geben! Das würde sie tun!

Endlich kamen Vater und Mutter nach Hause, und es wurde gegessen. Es war später als sonst. Dann brachte Heinz seine Eidechsenhaut und zeigte sie her. Aber die Eltern sprachen von dem Verstorbenen, und Heinz mußte bald in das Bett.

„Für dich wird es auch langsam Zeit", sagte die Mutter.

„Ich geh ja schon", sagte Lola, umklammerte den Hals der Mutter und gab ihr einen langen, langen Kuß, wobei die Augen der Mutter immer größer wurden. „Du erstickst mich ja", sagte diese, holte tief Atem und schüttelte verwundert ihren Kopf.

Aber Lola ließ sich nicht beirren. Sie sprang auf den Schoß des Vaters. „Nacht, Vati", sagte sie, preßte ihre Lippen mit aller Kraft auf seinen bärtigen Mund und zählte in Gedanken bis zehn, ehe sie ausließ.

Dann hopste sie, ohne sich noch einmal umzublicken, mit einem weisen Lächeln zur Türe hinaus.

Die Eltern sahen sich vielsagend an, dann platzten sie gleichzeitig ein Lachen heraus.

„Die beschämt uns!" sagte Frau Weyher und guckte schelmisch auf ihren Mann.

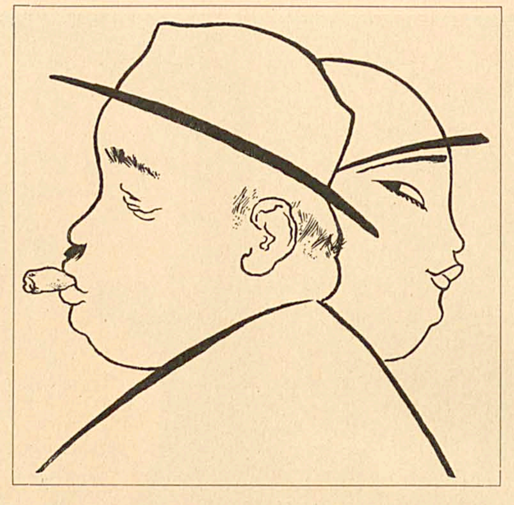
„Wenn die so weitermacht —", schmunzelte er und drohte mit einem gütigen Zeigefinger hinter der Tochter her. Dann aber wurde seine Miene ernsthaft: „Du mußt dich mehr um das Mädel kümmern!" sagte er und begann seine Schuhbänder zu lösen.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Der Wandteppich

Von Margit Gräfin Bethlen

Der Löwe war grün, hatte unter seinem Kinn einen zottigen, blauen Bart und ein leuchtend gelbes Gesicht. Wie die Sonne. Seine rechte Tatze war belehrend erhoben, wie von einem Schulmeister auf dem Katheder, während die linke auf der rosa Gazelle ruhte, die vor ihm kniete.

Man konnte ganz deutlich sehen, daß die Gazelle vor Schrecken gelähmt war und um ihr Leben flehte. Und das war nur zu verständlich, denn der Löwe war nicht nur grün, gelb und blau — also an sich schon fürchterlich genug, sondern überdies sechsmal so groß wie die Gazelle. Außerdem hatte er zweifellos die Absicht, die Arme zu verschlingen. Er schien nur noch darauf zu warten, einen gelehrten Vortrag über seine Gründe halten zu können.

Der kleine Junge in dem Bett gegenüber der Wand, an der der Löwe und die Gazelle lebten, war ganz und gar auf seiten der Gazelle. Armes, kleines Ding! Sie war so zart und schwach — und so rosa! Er hätte nicht erklären können, weshalb, aber ihre rosa Farbe schien in irgendeiner geheimnisvollen Weise die Ungerechtigkeit ihres Loses zu betonen.

Vati, dem er einmal diesen traurigen Stand der Dinge anvertraut hatte, sagte zwar, es wäre wahr, dies sei schon einmal der natürliche Verlauf der Dinge — der Starke fresse den Schwachen auf. Aber der kleine Junge wollte das nicht einsehen. Wenn e r die Welt erschaffen hätte, wäre der Löwe zart und schwach und die Gazelle groß und stark geworden, jawohl! Das wäre viel besser gewesen, denn die Gazelle frißt doch nur Gras, so daß der Löwe, wenn er auch klein wäre, nichts von ihr zu befürchten gehabt hätte. Womit sich der verkleinerte Löwe ernähren sollte, darüber zerbrach sich der kleine Junge nicht den Kopf. Er hätte ja Gras fressen können, wenn er hungrig war, wie die Gazelle! Oder er hätte sich einige dieser merkwürdigen Früchte pflücken können, die da, Frucht und Blüte zugleich, auf den Bäumen wuchsen, unter denen der Löwe lebte, und die sehr gut sein mußten, sonst würde der rote Affe, der auf dem einen Ast schaukelte, doch nicht so gierig danach langen. Und wie glückselig knabberte auch das orangenfarbige Eichhörnchen, hoch droben unter dem himmelblauen Blattwerk, daran!

Jeden Morgen, wenn er erwachte, und noch mehr jeden Abend, bevor er einschlief, wenn nur mehr das Kaminfeuer das Zimmer erhellte, pflegte der kleine Junge all diese sonderbar kolorierten Biester anzublicken, bis er vermeinte, daß sie sich im nächsten Augenblick zu bewegen anfangen würden — daß der rote Affe nach der heißbegehrten Frucht schnappen oder — o Schreck! — der Löwe seine erhobene Tatze fallen lassen, seinen fürchterlichen Rachen aufreißen und den Platz der armen, hübschen kleinen Gazelle veröden würde.

Heute hatte er sie den ganzen Tag betrachten können, da sein Hals am Morgen stark gerötet war und Mutter ihn nicht hatte aufstehen lassen. Nun fühlte er seinen Hals kaum mehr, es war ihm nur furchtbar heiß. Mutti hatte das Licht abgedreht und gesagt, er solle einschlafen, aber er konnte die gegenüberliegende Wand im Feuerschein des Kamins ganz gut sehen.

Er wäre ja gern eingeschlafen, konnte aber nicht. Er hatte schauderhafte Angst, daß der Löwe gerade heute darangehen würde, die arme, kleine Gazelle aufzufressen. Ach, wenn doch bloß die Gazelle groß und der Löwe klein gewesen wäre! Er würde versuchen, sich das vorzustellen, denn heute waren alle Tiere irgendwie anders als sonst. Größer und viel lebendiger! Speziell der Affe und die Gazelle. Letztere wurde zusehends größer und größer, wie ein Gummitier, das man aufbläst. Nun war sie schon so groß wie der Löwe . . . jetzt gar zweimal so groß, und sie wuchs immer weiter und weiter . . . Der Knabe schloß einen Moment die Augen, und als er sie wieder öffnete, hob die riesengroße Gazelle belehrend eine Pfote, während die andere leicht auf der Schulter des armen, zu Tode erschreckten, vor ihr knieenden Löwen ruhte. Der Löwe warf verzweifelte und flehende Blicke auf die Gazelle, aber diese blieb ungerührt.

„Der Starke frißt den Schwachen auf", sagte sie belehrend und riß dabei große Stücke vom Körper des Löwen. Der Affe schlug auf den Zweigen vergnügt Purzelbäume, während das Eichhörnchen mit hoher Stimme piepste: „Der natürliche Verlauf der Dinge!"

Der kleine Junge wollte der Gazelle zurufen, doch aufzuhören, dem armen Löwen nichts zu tun. Er wollte ihr sagen, daß er ihr nur darum erlaubt hatte, groß zu werden, weil er geglaubt hatte, daß sie bloß Gras fresse . . . Er konnte aber keinen Laut hervorbringen. Er konnte sich nicht einmal rühren, und der Löwe wurde von Minute zu Minute weniger; jetzt war nichts mehr von ihm übrig als eine Pranke, und jetzt überhaupt nichts mehr, nur noch ein weißer Fleck an der Wand.

Verzweifelt starrte der Knabe den weißen Fleck an. Das hatte er doch nicht beabsichtigt! Nein, o nein! Und plötzlich ließ die Enge in seinem Hals nach, und er fing an, laut zu schluchzen.

„Aber, Liebling, was gibt's denn? Hast du Schmerzen?" fragte seine Mutter ängstlich.

„Die Gazelle . . . sie ist so groß geworden . . . und ganz schlecht! Sie hat den Löwen aufgefressen . . .", schluchzte das Kind.

Beschwichtigend strich die Mutter über seine Stirn.

„Aber, Liebling, sie ist wieder klein geworden . . . sieh doch nur, sie ist viel kleiner als der Löwe."

Der Knabe vergrub jedoch den Kopf in sein Kissen, trostlos vor Schmerz und empörtem Kummer über die erste, bittere Erfahrung in seinem Leben.

„Einerlei", rief er verzweifelt, „es ist ja ganz egal, ganz egal! Immer frißt der Große den Kleinen!"

EINBANDDECKE
und Inhaltsverzeichnis

zum **„SIMPLICISSIMUS“**, 39. Jahrgang, I. Halbjahr, April bis September 1934 sind herausgekommen. Preis in Ganzleinen RM. 2.50 zuzüglich Porto.

Lassen Sie Ihre gesammelten Hefte binden!

Bestellungen nimmt entgegen: der Buchhändler und der
SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13. Postscheckkonto München 5802.

Eine Tiergarten-Bank empört sich:

Wenn nun in November-Nebeln
trist und grau die Welt versinkt,
woll'n die Menschen nicht mehr schnäbeln,
wie der Mai das mit sich bringt.

Zwanzig Wochen heiß umworben,
steh' ich leer da und verschmäht,
denn die Liebe ist gestorben,
die sich sonst auf mir ergeht — — —

Darum neige ich zur Meinung,
Menschenliebe sei nur eine
rein klimatische Erscheinung,
die ich folglich brüsk verneine.

Benedikt

Großartig guter Sport

Von Görge Spervogel

Es war eine sehr breite Straße mit Bürgersteigen und Baumreihen rechts und links. Unter den Bäumen standen Bänke, die auf der einen Seite gegen eine kleine Brüstungsmauer blickten, deren senkrechter Abfall im Fluß endigte. Auf der anderen Straßenseite standen Häuser mit Cafés, und wenn es warm war, standen Stühle und Tische bis auf den Gehsteig.
Auf der Mauer am Fluß saßen alle paar Meter Männer mit Angelruten in der Hand. Sie saßen da und besahen den Schwimmer, spuckten nach luv und rauchten nach lee, hielten die Angel fest und schwenkten sie ab und zu stromauf, damit sie wieder stromab treiben konnte.
Um die Angler herum standen Haufen von Männern. Es waren sämtlich ausgezeichnete Fachmänner, und sie benahmen sich genau wie die Angler, nur daß sie keine Angel schwenkten.
Auf den Bänken unter den Bäumen saßen Männer, die mehr oder weniger als Anfänger und Lehrlinge zu betrachten waren. Sie hatten die gleiche Leidenschaft wie die anderen. Sie saßen da und verfolgten jede Redewendung oder Bewegung in den fachmännischen Haufen auf das genaueste.
Auf den Stühlen der Cafés saßen wiederum Männer, die sich neben dem Sport an diese oder jene Erfrischung hielten. Sie ließen die auf den Bänken und an der Mauer nicht eine Sekunde aus den Augen.



Im Inneren der Cafés saßen andere, die auf das mindeste Anzeichen einer Bewegung der Draußensitzenden warteten. An der Theke stand ein junger Mann, der, wann immer er es konnte, durch das Fenster nach draußen blickte. In der Küche machten sich die Mädchen soviel wie möglich in der Nähe der Durchreiche zu schaffen, damit ihnen ja nichts entginge. Der Chef saß im ersten Stock am Fenster. Neben sich hatte er das Telephon stehen, damit er im gegebenen Augenblick seiner Frau, den Kindern und seinen Freunden schnellstens das große Alarmzeichen geben konnte.
Die Straße war nicht nur breit, sondern auch recht lang. Etwa in der Mitte wurde sie von einer anderen Straße senkrecht getroffen, die mit einer Brücke über den Fluß setzte. Die Brücke war die Grenze. Sie trennte die Straße in zwei erbittert feindliche Hälften. Flußaufwärts saßen die oberen, flußabwärts die unteren Angler. Seitdem einem der Unteren der Wurm von der Angel gebissen worden oder sonstwie abhanden gekommen war, standen die Wetten hoch gegen die Oberen. Die Oberen versuchten daraufhin alle Arten von alten und uralten Ködern und erfanden neue hinzu, die sie nicht einmal dem nächsten Nachbarn und Bundesgenossen verrieten. Es war, im ganzen gesehen, ein großer, spannender und guter Sport.
Wenn man mich um meine persönliche Meinung befragt hätte, würde ich die Ansicht geäußert haben, daß ich mir nicht den geringsten und winzigsten Fisch vorstellen könnte, der, wenn er auch nur das mindeste auf sich hielte, in diesem dreckigen und öligen Flußwasser leben wollte. Ich würde zu verstehen gegeben haben, daß es in diesem Gewässer eine Stunde auf und ab nicht einen einzigen eßbaren Fisch geben würde. Das hätte ich gesagt. Trotzdem — auch ich wurde gepackt. Ich schlug verschiedenes aus, um am Ufer spazieren zu können und gegebenenfalls dabei gewesen zu sein. Zuerst betrachtete man mich als Spion, wenn ich von den Oberen zu den Unteren schlenderte, auf die Gespräche und Meinungen horchte, in den Himmel und aufs Wasser starrte und zur Zeit der Radiowettermeldungen ins Café an den Lautsprecher lief. Als ich jedoch nach der Geschichte mit dem abgebissenen Wurm eine Wette auf die Unteren legte und nicht mehr zu den Oberen spazierte, gewann ich eine Art von Zugehörigkeit. Ich trug mich sogar mit dem Gedanken, ein Angelzeug anzukaufen, aber die Kritik der Umstehenden würde am Anfang zu hart gewesen sein.
Es war ein denkwürdiger Tag. Er fing an wie viele Tage. Am Nachmittag war der Himmel schwer bewölkt. Ich saß im Inneren des Cafés.

(Schluß auf Seite 380)

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„De Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRUNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Alles spielt zu Hause
„Karambola“ Wetzlar 92
M. 16.50
Tischbillard
Größe I: RM 16.50

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M.
Miete / Reparatur.
Hummel, München
Neuhauser Straße 20

Kuckucksuhr
Auswahlkatal. frei!
25 cm hoch, alle 1/4 Stunde rufend, Mess.-werk, saubere Schnitzerei. 2 Jahre Garant. Nachnahme RM. 3.60
Alfred Tränkle
Triberg (Schwzw.)

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho**-Graphologe P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

EHELEUTE
ERHALTEN LISTE 36
Über Artikel der Hygiene und Gesundheitspflege
GRATIS
GUMMI-MARTIN
FRANKFURT A. M. / ZEIL 88

1. Kostenlos 1/2 Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte“
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch
PHOTO-SCHAJA
MÜNCHEN 2 NO 62
DAS DEUTSCHE PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Schwimmer eines der Unseren zuckte. Die Gruppe fuhr hoch. Die auf den Bänken machten einen Satz an die Mauer. Die vor dem Café rannten hinüber. Die im Inneren stürzten zum Ausgang. Der Junge hinter der Theke schrie es in die Küche, ehe er hinausschoß. Der Chef kurbelte das große Zeichen am Telephon. Er wäre fast aus dem Fenster gesprungen.
Der Klumpen würde immer dicker. Von rechts und links kamen die Männer gestürzt. Der Angler selbst wäre fast in den Fluß gefallen, so drängten die Äußeren heran. Die Inneren packten sich bei den Händen, bildeten eine Kette und drängten die Menge zurück. „Nun zeigt es uns", riefen einige, „wie die Alten den Fisch landeten!"
Der Angler gab Schnur — „Sie strafft sich", schrie einer, „gib acht auf das Vorfach!" Die Schnur rollte langsam weg. Wir alle hätten lieber gesehen, wenn der Fisch mit mehr Schuß abgezogen wäre. Er schien nicht sehr kräftig zu sein. Aber immerhin, die Schnur lief ab, wenn auch nur langsam und ohne das hörnerne Schnurren, das den starken Fisch verrät.
„Nun das Vorfach bremsen", rief einer. „Jetzt zeige, wie die Alten den Fisch drillten!" Der Angler holte ein. Er hatte mehr Widerstand erwartet. „Nimm mehr Schnur ein", sagte einer vor Aufregung heiser, „aber mach's handlich!" „Er ist noch nicht müde genug", sagte der Angler und drillte weiter. „Vielleicht ist's ein gerissener Alter", warnte einer, „tut klein und geht groß an." Wir zitterten alle. Es war großer Sport, wahrhaftig. „Vorsicht jetzt!" schrie der Angler, der große Unsrige, und die Inneren drängten noch weiter zurück. Der Angler nahm Schwung und riß hoch an. Ein Silbernes schoß durch die Luft, pfiff über unsere Köpfe dahin und verfing sich im Geäst eines verdammten Straßenbaumes.
So schnell ist noch nie ein Baum geentert worden. Drei Jungens schossen gleichzeitig empor. Der erste zog sich den Haken durch den Finger. Der zweite befreite ihn, stürzte aber dabei ab. Zum Glück blieb er unbeschädigt. Der dritte schnitt kurzweg den betreffenden Ast ab. Tapferer Junge! Einer der anwesenden Polizisten, vielleicht mit jemandem von den Oberen verwandt, nahm ihn dafür in Strafe. Wenn es auch verboten ist, öffentliche Anlagen zu beschädigen, so fanden wir den Polizisten dennoch unfair, denn es handelte sich hier um Sport.
Der Angler aber ergriff den Fisch. Er löste ihn von dem Haken und wurde unsicher. Der Fisch war klein, mager und garantiert uneßbar. „Wirf ihn zurück", riefen einige voll Unmut, „den ausgehungerten Fischsäugling!" Andere meinten, es handle sich hier nicht um hergesuchte Beiworte wie groß oder klein, sondern allein um das eine einzige Hauptwort Fisch, und Fisch sei Fisch und gefangen sei gefangen, zudem müsse er als Beweis vorgezeigt werden können. Es waren sicher keine guten Sportsleute, die das sagten, denn der Fisch war einwandfrei gefangen, und den Oberen gegenüber brauchten wir wahrhaftig keine Beweise. Es war wirklich nicht nötig, daß die Oberen etwa Mann für Mann ankämen und über den Fisch Betrachtungen anstellten. So warfen wir ihn zurück in den Fluß und wünschten uns und ihm, er solle größer werden und wiederkommen. Den Angler aber, den großen Unseren, begannen wir auf der Stelle sehr zu ehren; wir gingen schließlich alle hinüber und hoben unsere Wettgewinne ab, und es wurde ein großer Abend mit Reden und allem Zubehör. Ich entsinne mich noch, daß unser großer Fänger am Schluß weinte, weil ihm der Fisch leid tat, so ein kleiner Fisch mit einem derart großen Loch im Gaumen. „Ach verflucht", sagte er, „nun liegt er verwundet in dem dreckigen Brackwasser." Wir trösteten ihn männlich und sagten, es wäre trotzdem guter Sport gewesen, und er sagte am Ende auch, es wäre guter Sport gewesen, und es gab noch einmal so eine elende Sorte Korn, aber trotzdem und überhaupt — es war alles von Anfang an wirklich ganz großartig guter Sport.

Magie der verschwiegenen Wünsche

Von Herbert Fritsche

Du wünschst dir, Kind, das Künftige
Nicht stolz genug und kühn.
Noch nie sah der Vernünftige
Endlich Erfüllung glühn.
Erfüllung wächst aus Saaten
Verträumter Narretei.
An kleinen klugen Taten
Schleicht sie voll Spott vorbei.
Das Glück sich zu „erringen"
Gelang noch keinem je,
Es schmilzt an Alltagsdingen
Wie überzarter Schnee —
Doch nahst du ihm als Flößer
Auf uferloser Flut,
Mit jedem Pulsschlag größer
Steigt es aus deinem Blut.

Lieber Simplicissimus!

Gelegentlich des Oktoberfestes war ich genötigt, in einem Bräu den gewissen Raum aufzusuchen. Auf mein dringliches Klingeln erschien schließlich die treffliche alte Beschließerin. Diensteifrig schloß sie die erste Tür auf, steckte den Kopf hinein und schloß wieder zu: „Na, is net sauber." Dann die zweite: „Na, is besetzt." Dann die dritte: „Da geht's, aber Papier is net da. Setzen S' Eahna nur — dees Papier bring' i dann nacha!"

*

Wir saßen beim Radio. Schuberts Heideröschen verklang. „Sah ein Knab ein Röslein stehn —." Da sagte unser dreizehnjähriger Bub: „Damals waren die Schlagertexte doch genau so blöd wie heute!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Deutsche Stimmen

XIV

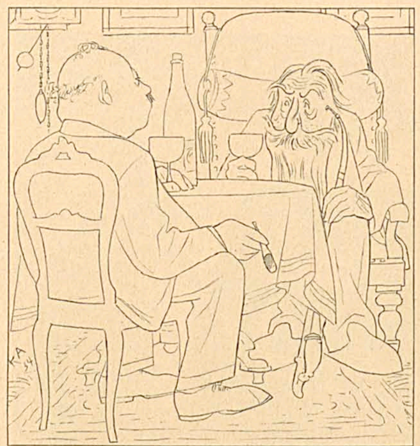
(Wilhelm Schulz)



„Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer sagt: ‚dafür sterb' ich'. Und es dann aber auch tut. Für was, ist beinah gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sich opfern, das ist das Große.“ Theodor Fontane

Die Anekdote

(Karl Arnold)



Neulich habe ich meinen Großpapa besucht, einen kerngesunden alten Herrn von dreiundneunzig Jahren. Leider mußte ich ihm den Tod eines seiner Freunde mitteilen. Er erkundigte sich nach der Ursache. Es handelte sich um Arterienverkalkung. „Ach so", meinte begütigend und beruhigt der alte Herr, „das habe ich auch einmal gehabt."

Sprachforschung mit Igi

Igi ist das einjährige Töchterchen meiner Base Verene. Igi heißt eigentlich Ingrid. Aber der Name Ingrid ist für so ein fragwürdiges kleines Geschöpf viel zu bedeutsam und verpflichtend. Deshalb machte ihn Ingrid ja auch zu Igi, was bedeutend leichter und gefälliger klingt. Allerdings heißt Igi auch noch einiges andere. Wenn man ihr am kleinen weißen Hälschen killekille macht, dann sagt sie: Igi! Das bedeutet Behagen und Wohlwollen. Und wenn der Brei zu heiß ist, sagt sie auch: Igi!! Und in diesem Fall ist das für Igi ein bösartiger Fluch, den ich nur ungern verdeutschen möchte. Einmal machte ich ihr am Hals sehr stark killekille. Da verschluckte sie sich und brüllte unter Erstickungsanfällen: Iigggii!!! Das war gräßlich. Es war schier Todesnot. Base Verenchen nahm sie an den Beinchen und schwengelte sie ein wenig. Ich durfte vierzehn Tage nicht mehr kommen. Es war mir peinlich.

Gestern war ich nun wieder dort. Igis Kinderwagen stand hinter dem niedrigen Bretterzaun, wo die Hühner draufsitzen, mitten in der Sonne. Igi versuchte mit dem Zeigefinger zwischen den Zehen hindurchzukommen. Es war ebenso interessant wie aussichtslos. Dann läutete in der Ferne das Telephon, und Verenchen enteilte mit einem flüchtigen: „Paß 'n bissel auf . . ." Ich versuchte Igi zu helfen bei dem Kunststück mit dem Zeigefinger und den Zehen. Es ging nicht. Wir sahen uns sekundenlang an. Igi hat meerblaue Augen, die sie in okkulter Weise öffnen und schließen kann. Für diesmal schloß sie die Augen rasch und abweisend, was ich als deutliche Kränkung empfand. Danach fiel ihr etwas anderes ein. Irgend etwas bewegte sie von innen heraus. Es nahm sich aus wie Freude oder Verzückung. Dabei stieß sie laut die herrlichen Worte aus: „Lo — Mo — No."

Ich schrieb dies Wunder den vierzehn Tagen zu, in denen ich sie nicht gesehen hatte. Leider hatte ich tatsächlich vierzehn Tage dieser interessanten Sprachentwicklung versäumt und mußte sehen, wie ich das Pensum wieder einholen konnte.

Ich notierte mir die Worte. Dann dachte ich nach. Es schien sich bei „Lo-mo-no" um Stammsilben zu handeln. Wie, wenn Igi die köstliche Theorie jener fortschrittshungrigen Zeitgenossen schon jetzt befolgte, — wenn Lo — ich wage es nicht auszudenken — die Abkürzung eines Namens, etwa Lore, wäre? Das No konnte eigentlich nur Nein heißen — und Mo? — Igi schien ärgerlich zu sein, daß ich mich nicht mit ihr beschäftigte, und wiederholte eindringlich: Lo-mo-no!! Es klang wie eine Aufforderung. So, wie wenn die französischen Zeitungen schreien: „Wir wollen Frieden." Ich beugte mich zu Igi hinunter, um ihr meine Teilnahme zu versichern. Da überschüttete sie mich mit einer langen Ansprache, die sich erregt zwischen den drei Worten Lo, Mo und No bewegte. Ich sah ein, daß ich der Situation wieder einmal in keiner Weise gewachsen war, aber ich wagte nicht, etwa zur Besänftigung killekille zu machen, denn ich mußte an die gräßlichen Folgen denken. Ich sagte zu Igi: „Wir verstehen uns nicht mehr . . ." — Es war mir sehr traurig zumute.

Dann kam Verene. Sie hatte eine halbe Stunde Telephongespräch hinter sich und war stark ermüdet. Als sie Igi sah, verschluckte sie irgendeine bösartige Bemerkung gegen mich und nahm Igi aus ihren Umhüllungen. Es roch säuerlich und war naß.

Das also war Lo-mo-no. Ich hätte mir es denken sollen. Auf alle Fälle notierte ich es.

Hernach war Igi frisch gewickelt und äußerst heiter. Sie sah mich gnädig und offenherzig an und sagte delikat und selbstbewußt: „Lo-mo-no . . ."

Ich sah Verenchen fassungslos an. Die aber nahm in zärtlicher Eile aus ihrem Körbchen ein Stückchen Schokolade und raunte verzückt: „Igi-Igi-Kind will dutsi dutsi Sotolädchen haben . . ."

Emiel

Ordnung in Pension

Zwei schwäbische Eisenbahner, der Gottlieb und der Christian, wurden nach langjähriger Dienstzeit, wegen Erreichung der Altersgrenze, pensioniert. Leute, die ihrer Lebtag arbeiteten, werden leicht krank, oder es plagt sie die Langeweile, wenn sie plötzlich nichts mehr zu tun haben. Sie kauften sich drum zwei Äcker nebeneinander, droben auf dem Berg, wo sie nicht so teuer sind.

Auf dem Berg auch deshalb, um wenigstens die Züge noch fahren zu sehen, wenn sie schon selbst nicht mehr mit durften.

Auf den Äckern pflanzten sie Rettiche, Kartoffeln und etwas Tabak. Vormittags machten sie sich im Hause nützlich, und nach dem Mittagsschläfchen zogen sie meistens hinauf auf ihre Äcker, arbeiteten dort ein wenig und genossen dann auf einer Bank bei einer Flasche „Moscht", dem schwäbischen Nationalgetränk, einem Rettich und einer Pfeife Tabak den Abendfrieden, fern von den kleinen Sorgen des Alltags.

An einem Regentage sagte der Christian zum Gottlieb: „Man sollte einen Unterstand hier oben haben." Aus Anhänglichkeit an seinen Beruf erstand er sich von seiner früheren Herrschaft einen alten, ausrangierten Eisenbahnwagen.

Einige Tage später, nachdem der Wagen aufgestellt war, ging der Gottlieb hinauf zu seinem Besitztum, und wie er schon beinahe oben war, fing es tüchtig zu regnen an. Er steuerte auf den Unterstand zu und sah seinen Christian außen vor dem Wagen sitzen, den Kragen hochgeschlagen, einen alten Regenschirm aufgespannt und mißvergnügt seine Pfeife rauchen.

Er entbot ihm den schwäbischen Gruß und sagte: „Christian, worom gohscht denn net nei en dein Karra, wann's regnet wia mit Kübel gschütt't?"

Und der Christian erwiderte: „Denk dr no mei Sau-Pech! I han beim Kaufa net ufpaßt, i han en Nichtraucherwaga verwischt!"

Semmelbeutel

Die Semmelbeutel hängen auf der Treppe.
Im Vorder-, Hinter- und im Gartenhaus.
Sie duften nach dem Winde ferner Weizensteppe.
Sie hängen viel zu hoch für jede Maus.

Abends sind sie leer.
Sie sind einsam, weil die Nacht so schweigt.
Ein Betrunkener, der sich über das Geländer neigt,
Ist für Semmelbeutel kein Verkehr.

Gerne würden sie sich flüsternd unterhalten.
Auch Gesprächsstoff wäre leicht gefunden.
Leider sind die schwankenden Gestalten
Sämtlich an die Wohnungstür gebunden.

Wäre das nicht, könnte viel geschehen . . .
Doch so bleiben alle auf ihr unschuldsweißes Ich beschränkt.
So wie Fledermäuse hängen sie an ihren Zehen,
Stürzen selten ab, wenn sie ein Traum bedrängt.

In den einen Freund müssen sie sich alle teilen.
Wenn er morgens über jede Treppe geht,
Möchten sie mit offnen Armen dem entgegeneilen,
Der in seiner Schürze zögernd auf der Treppe steht.

Doch der Bäckerjunge hat schon andre Sorgen,
Und sein Herz klopft manchmal sehr.
Fräulein Martchen trifft er jeden Morgen.
Wie die lacht! Und er sieht lange hinterher . . .

Wilmont Haacke

Morgennebel

Das Wellington-Denkmal versank schon in dichtem Morgennebel, als Mister Boyle die Klubtreppe herabschwankte. In der Garderobe drückte man ihm seinen Stock in die Hand, hängte ihm den Mantel um die Schultern und stülpte ihm den Claque auf den Kopf. Die Drehtür beförderte ihn auf die Straße, wo er wankend unter einer Laterne stehen blieb. Es dauerte eine Weile, bis die naßkalte Morgenluft den Whiskynebel über seinem Gehirn ein wenig lichtete.

„Hallo, Boy!"

Knirschend bremste ein Auto vor ihm. Er nannte lallend seine Adresse, kroch in den Wagen und versank in tiefen Schlummer.

Das Auto hielt vor einer großen Villa. Der Fahrer weckte den alten Herrn sanft, übernahm dankend die Taxe und schlug die Wagentür zu. Mister Boyle aber wähnte auf einer Treppe zu sein und tastete nach einem unsichtbaren Geländer. Der diensteifrige Chauffeur griff ihm daher stützend unter den Arm, geleitete ihn bis zum Haustor der Villa, und als das Schlüsselloch mit tückischer Bosheit sich immer in die dem tastenden Schlüssel entgegengesetzte Richtung verschob — was Mister Boyle mit sorgenvollem Kopfschütteln zur Kenntnis nahm —, nahm er ihm auch die schwierige Arbeit des Türöffnens ab.

Mister Boyle war gerührt. Dankend verbeugte er sich gegen eine Apollo-Figur, die den Eingang zur Halle flankierte, und zeigte dann mit breiter Geste über den prunkvollen Raum.

„Das müssen Sie sich alles ansehen, junger Freund . . . kommen Sie nur mit. Das gehört alles mir. Das ist das rote Zimmer . . . und . . . da das Frühstückszimmer . . . und . . . dort: das Musikzimmer . . . und das da: . . . das Schlafzimmer."

Er stieß die Tür zum schwach beleuchteten Raum auf: „Schauen Sie sich, junger Mann, die Möbel an . . . alles ist erst kürzlich gekauft. Die Betten sind ganz niedrig . . . und der Bettbezug ist aus Seide . . . und da in dem rechten Bett, diese schöne Frau . . . ist meine Frau."

Der hilfreiche Fahrer hatte bisher alles lächelnd angehört. Jetzt entfuhr ihm aber doch: „Und wer ist denn der junge Mann neben ihr?"

Mister Boyle starrte mit glasigen Augen auf das Bett, dann tippte er sich beruhigt und stolz auf die weiße gestärkte Hemdbrust: „Der junge Mann dort . . . das bin ich!"

A. R.

Ewige Tagwende

Von Jacobus Schnellpfeffer

Die Nacht, sie wollte tief im Sand
Vergraben sich mit eigner Hand.
Sie kam vom Himmelszelt herab,
Grub sich am Meeresstrand ein Grab:
Das mußte sehr geräumig sein,
Wie ginge sonst die Nacht hinein?
Sie grub und grub viel lange Jahr,
Bis daß ihr Grab vollendet war.
Zwar ist's heut noch nicht ganz soweit,
Sie braucht dazu noch ein'ge Zeit.
Doch eines Tags ist es vollbracht,
Dann kennt die Menschheit keine Nacht.

Nun, lieber Mitmensch, geh nach Haus
Und male dir die Folgen aus!

Zartfühlend

(Rudolf Kriesch)



„Jetz is scho a halbs Jahr, daß die Tant' tot is . . ." — „Ja, 's is nur guat, daß sie's net woaß!"

Das zweite „Buch der Bücher“

(Olaf Gulbransson)



„Du, Mutter, ist das wahr: die Reichen haben noch eine Bibel, und die heißt ‚Das Kochbuch‘?“

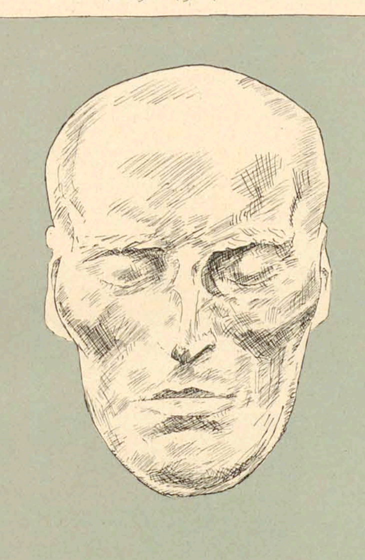
München, 11. November 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Friedrich Schiller

1759—1934

(Olaf Gulbransson)



„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an."

Wilhelm Raabe zum Thema „Friedrich Schiller“

Als vor nun bald einem Menschenalter das deutsche Volk seines großen Dichters hundertsten Todestag beging, da wollte auch der Simplicissimus nicht zurückstehen und brachte eine Schiller-Nummer heraus, Wir waren damals an allerhand Größen der Literatur mit der Bitte herangetreten, uns zu dem Tage ein paar Worte zu sagen, auch an Wilhelm Raabe. Seine – leider ablehnende – Antwort ist so fein und so charakteristisch für ihn, daß wir es uns nicht versagen können, sie unseren Lesern von heute darzubieten. Hier ist sie:

Braunschweig, 27. Februar 1905

Lieber Herr Doktor!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute auf Ihre freundliche Zuschrift antworte; aber meine Korrespondenz hat sich jetzt so ausgedehnt, daß ich notgedrungen eine gewisse Reihenfolge dabei einhalten muß.

Zur Sache habe ich nur zu sagen, daß ich Anno 1859 mein Teil zur damaligen Schillerfeier treu und redlich beigetragen habe durch Reim und sogar öffentlich Vortragen des Gereimten. — Dann habe ich meinen „Dräumling“ geschrieben zu Ehren des hohen Dichters und nicht den geringsten Widerhall beim Publikum dafür gefunden; jetzt, als „Schriftsteller a. D.“, nehme ich mir das Recht, ganz und gar das Wort den Leuten von heute zu lassen. Ich weiß wirklich nichts Neues über Friedrich Schiller aufzutischen und – es ist halb lächerlich, halb verdrießlich — habe das nach allen Ecken und Enden Deutschlands – von Wien bis Kiel mitzuteilen.

Glauben Sie nicht, daß Sie der Einzige sind, der für den 9. Mai dieses Jahres etwas Besonderes haben und machen will! Ein Dutzend unbeantworteter Briefe gleich dem Ihrigen liegt noch vor mir, und ich habe für alle nur dieselbe Antwort wie der alte Hebel: „I weiß nüt mehr!“

Mit herzlichem Gruß Ihr treuergebener
Wilhelm Raabe

*

— Und nun nehmen wir uns die Freiheit, aus besagtem Buch „Der Dräumling“ einige Sätze herauszuheben und einem verehrungswürdigen Publiko zu verschmecken zu geben. In zweierlei Absicht. Fürs erste, um ihm neben Raabes Verehrung für den Dichter das Deutschland von 1859 und das Fest vom damaligen 10. November recht lebendig vor Augen zu stellen; fürs zweite – und nicht zum wenigsten –, um ihm Appetit darauf zu machen, sich das köstliche Büchlein, falls es nicht schon geschehen ist, schleunigst zuzulegen, wozu die eben verflossene „Woche des deutschen Buches“ Gemüt und Geldbeutel hoffentlich hinreichend aufgelockert hat.

Keiner wird es bereuen, mit dem trefflichen Rektor Gustav Fischarth zu Paddenau am Dräumling persönlich bekannt geworden zu sein, der es mit Hilfe seines Freundes, des Sumpfmalers Rudolf Haeseler, so glorreich fertig brachte, aller Philisterei und sogar dem intriganten Herrn G. D. Knackstert aus Hamburg zum Trotz dem geliebten „hohen Dichter“ im Gasthaus zum grünen Esel, „mitten im Sumpf“, eine Gedenkfeier zu veranstalten, die sich sehen lassen konnte.

*

„Ist das jemals im Dräumling erhört gewesen, daß ein städtischer Magistrat aufgefordert wird, Geldbeträge für den Geburtstag eines vor hundert Jahren gestorbenen Komödienschreibers zu leisten, und daß er sie leistet?!“

„Geboren ist er vor hundert Jahren, sagt meine Tochter.“

„Das ist in diesem Falle ganz einerlei, ich habe ihn nicht über die Taufe gehalten; und selbst wenn der Mann in Paddenau geboren oder gestorben wäre, so ändert das meiner Meinung nach nichts. Da könnte nachher jeder kommen und sich feiern lassen. Heute der Schiller, morgen der Goethe, übermorgen der Klopstock, und so durch die ganze Leihbibliothek. Dafür zahlt man keine Kommunalabgaben, sage ich.“

*

„Meine Herren, zanken wir uns doch nicht um Nebendinge! Wir sind einmal in der Geschichte drin und haben sie nun auch durchzuführen. Sehen Sie in die Zeitungen, meine Herren; ganz Deutschland und Umgegend feiert dieselbige Festivität, also kann sich Paddenau nicht ausschließen. Meine Herren, wir würden uns weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus blamieren, wenn wir uns jetzo noch über eine Sache zankten, zu welcher sogar der Stadtmagistrat seinen Kostenbeitrag verwilligt hat. Sich selber kann jeder lächerlich machen, wenn er die Feierlichkeit in seinem Gewissen lächerlich findet; aber fürs Gemeinwesen müssen alle wie ein Mann stehen. Das ist meine Ansicht, meine Herren, und der, bei welchem kein anderer Trost verfangen will, der mag sich damit trösten, daß diese Geschichte und dieses Jubiläum bei seinen Lebzeiten nicht wieder vorkommen kann.“

*

„Dummes Zeug! das ist das große Wort, mit welchem sich die Mittelmäßigkeit, das Philistertum am leichtesten und liebsten gegen das Höhere, das imponierend Unbequeme zu wappnen pflegt. Wohl, — und das Mittelmäßige, das Philisterhafte nimmt es denn auch vor allem am übelsten auf, wenn der Tod, oder ein gewaltiges weltgeschichtliches Fatum, auch einmal sich die Freiheit nehmen: dummes Zeug! zu sagen und die ganze Herrlichkeit eines, wie man es nennt, wohlangewendeten Daseins oder geordneten politischen Zustandes zusammenzukehren, auszuwischen und in den Winkel zu stäuben. Der Welt Zustand und Lauf! O spart euch doch die Mühe, mich mit ihm bekannt zu machen! Dummes Zeug! es ist oft, oft eine sehr große Ehre für ein Ding, ein Wort, eine Tat, von einem Kunstwerk gar nicht zu reden, wenn der eingebildete Tag sie unter der Etikette dummes Zeug abfertigt: und häufig genug hebt eine hohe, lächelnde Muse das in solcher Art Abgetane aus dem Staube des Marktes auf, um es im Göttersaale der Erdenwelt hoch auf seinen rechten Platz zu stellen und es für die rechten Leute und einem fernen Jahrhundert zur Freude, zum Trost und als ein großes Beispiel aufzubewahren.“

*

„Ist überhaupt dieser Taumel einer verständigen, auf den politischen Anstand haltenden Nation würdig? Haben wir jemals einen unserer wirklich großen Männer, einen unserer Fürsten, einen unserer königlichen Kaufleute mit einem solchen allgemeinen, rund um den Erdball sich schlingenden Enthusiasmus gefeiert? Ich besinne mich vergeblich. Ah, mein liebes Fräulein, es ist stets sehr angenehm, von einer grassierenden Epidemie nicht befallen zu werden; aber schön ist es, aristokratisch edel wird es immer erachtet werden, wenn man seinen eigenen zartesten, lebhaftesten Empfindungen auszuweichen versteht, sobald dieselben, wie bei dieser Gelegenheit, in der Masse epidemisch werden und uns also in der Masse untergehen lassen.“

*

„Aber, meine Herren, ich wäre auch ohne alles das aus Hamburg geflohen. Weshalb wäre ich aus Hamburg geflohen? Meine Herren, weil Hamburg verrückt geworden ist! Man hat mir meine Vaterstadt auf den Kopf gestellt, und meine besten Freunde sind toll geworden. Der Senat lernt das Lied an die Freude auswendig und wird es heute auf dem Jungfernstiege abgesungen haben. In der Börsenhalle übten die Wechselsensale Wallensteins Lager mit verteilten Rollen ein: — mir hat man den Vorschlag gemacht, im Athenäum in einem lebenden Bilde einen toten Nadowessier darzustellen, und in der Lesehalle ein Gedicht mit der Überschrift: das verschleierte Gemälde in Sais zu deklamieren. — da bin ich abgereist. Ich bin von Hamburg abgereist, um dem Schwindel aus dem Wege zu gehen, und ich bin nach Paddenau gekommen und finde, daß der Wahnsinn keinen — keinen Ort verschont.“

*

„Mein Herr, wir feiern heute ein Fest, wie keine andere Nation der Erde es in gleicher Weise zu feiern imstande wäre. Tausende, Hunderttausende, ja Millionen unserer Mitbürger strecken jubelnd ihre Hände dar — auf den Höhen und in den Tälern regt es sich jauchzend — Ihre große, edle Vaterstadt, mein Herr, bewegt sich in ihrer Tiefe: wer sind die Erbärmlichen, die sich abseits stellen wollen und sagen, wir tun nicht mit! — wer sind sie? Ein ganzes Volk stürzt sich heute in die lichte Woge der Schönheit, ein ganzes, großes, edles Volk besinnt sich heute auf das, was es ist! es sieht mit glanzvollem Auge sich um im Erdensaal, und da es seinen Stuhl im Rate von anderen besetzt findet, da es seinen Platz am Tische vergeblich sucht, da hebt es langsam die Hand und legt sie auf die Stirn — es besinnt sich, und dann lächelt es. — Ein Erstaunen, welches zum Schrecken wird, geht durch den Saal: mein lieber Herr Knackstert, wer sind Sie, daß Sie es wagen, Ihre kleine Beschränktheit über dieses erhabene Sichbesinnen Ihres Volkes zu stellen? Die Nationen am Tische der Menschheit rücken verlegen flüsternd zusammen — es wird Platz, und wir werden Platz nehmen, auch ohne Sie zu fragen, mein verehrter Herr! Ich sage Ihnen, wir werden uns setzen, und wir haben einen gewaltigen Hunger nach dem Fasten von so manchem Jahrhundert. Ich versichere Sie, wir werden das Versäumte nachholen, auch Ihnen zum Trotz, mein Herr!“

*

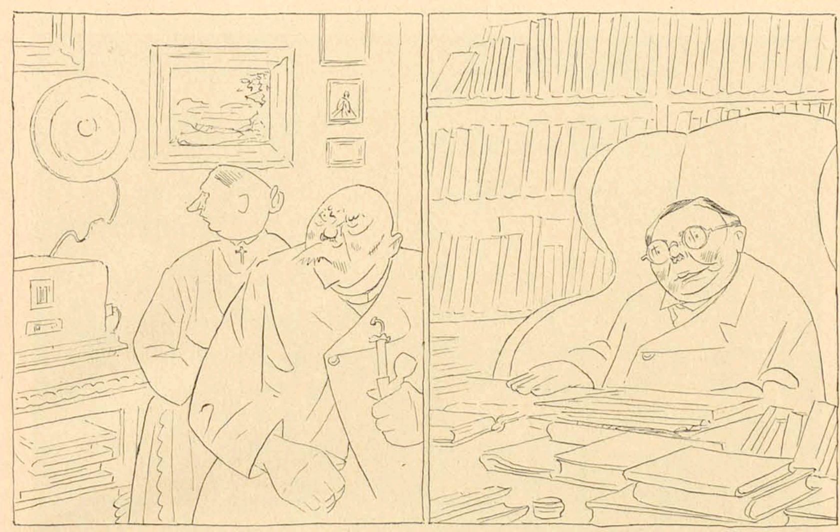
„Entschuldigen Sie mich, daß ich an die Stelle dessen zu treten wage, was ich Ihnen aus der engbegrenzten Fülle meiner schwachen Kunst zu geben versprach. Ja, ich gebe mich selber, und — was kann der Mensch mehr geben als sich selber? Sie haben soeben aus schönem Munde vernommen, daß wir heute ein so einzig ideales Fest feiern, daß alle Völker des Erdballs mit Staunen von fern auf uns schauen: sollte ich einen Mißklang in dieses Fest bringen? Ich weise den Gedanken weit von mir weg; ich weise ihn um so weiter von mir weg, als Sie mich schon des Gedenkens dieses Gedankens halber mit zürnendem Erschrecken betrachten. Meine Herrschaften, ich würde einen Mißklang in das Fest gebracht haben, wenn ich nach der wunderbaren Rede des Herrn Rektor Fischarth und nach den noch wunderbareren Leistungen des hiesigen hochverehrlichen Sängerbundes Ihnen den Eindruck vermittelst eines in Öl getränkten Stückes Kartonpapier und einiger Reihen angezündeter Öllampen abgeschwächt hätte. Welche Gestalten würden mich auf meinem nächtlichen Lager erschreckt haben: wenn mir Ihr berechtigter Hohn, das tief beleidigte Gefühl dieser trefflichen, feinfühligen Stadt zu demselben das Geleit gegeben hätte? Entsetzliche offenbar! . . . Und wahrlich, der ist nicht zu beneiden, der sich die Furien im Busen wachruft; wer aber hat herzerschütternder von den Furien gesungen, als unser großer Dichter? Hoffen wir zu den Göttern, daß er von ihnen — ich meine den Furien — zu niemanden in dieser Versammlung gesungen habe.

Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:
Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn;
Er wandelt frei des Lebens Bahn —

Und ich, der ich den grausen Sängerinnen kaum entronnen bin, ich vor allem weiß es zu schätzen, was es ist, des Lebens Bahn frei wandeln zu dürfen, und ich beneide jenen nicht um seine Seelenruhe, — jenen, welcher am heutigen Tage in einer fernabgelegenen Stadt dem Gastfreund zum grauen Laubfrosch zweihundert Taler bot, um durch eine schlecht ersonnene Intrige das hohe Fest in seinen Säulen zu erschüttern und umzustürzen, und — nicht den lächelnden Unsterblichen, sondern uns arme, uns mühsam aus der Not und dem Staub des Lebens aufringende Erdenbürger unter den fallenden Trümmern des mit flammender, feuchtäugiger Begeisterung aufgebauten Tempels hämisch zu begraben! — — — Meine Herren und Damen, erwarten Sie nicht, daß nun auch ich das, was Sie in diesen Stunden bewegte und noch bewegt, noch einmal zergliedere. Sie würden dieses mit Recht anmaßend finden dürfen. Noch weniger jedoch werde ich wagen, Ihnen meine eigenen Gedanken und Empfindungen vorzulegen: ich hatte Ihnen nur eine demütige Entschuldigung zu bringen, und Sie würden im andern Falle unzweifelhaft die Berechtigung haben, kurz und bündig sich zu erkundigen: was das Sie eigentlich angehe?! — Meine Herrschaften, wir haben wahrhaftig ein stolzes Fest gefeiert, und des Erdballs Völker sehen mit allem Grund in neidischem Staunen auf uns. Lassen Sie uns scheiden mit einem letzten Hoch auf den Sänger der Freiheit und der Frauen. Er lebe hoch! und mögen, wie heute die Besten im Volke, sich ferner ganze Geschlechter an dem Becher berauschen, den er der Welt liebend reichte. Er lebe hoch, und — ich wünsche Ihnen eine angenehme Nachtruhe und, morgen früh, ein recht fröhliches, frisches Erwachen zu den drängenderen Pflichten und Nöten des Tages!“

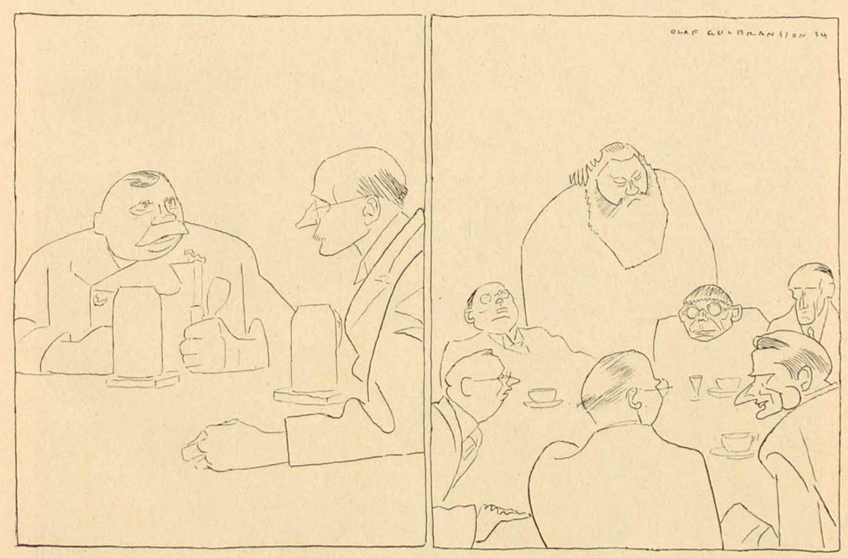
Allerhand Verehrer

(O. Gulbransson)



„Abstell'n! Den Schiller hör'n ma net, dös war a Revolutionär."

Dem Literarhistoriker Dr. Taubenschmitz ist es heute gelungen, das hundertfünfundsiebzigste falsch gesetzte Komma in Schillers sämtlichen Werken nachzuweisen — ein wahrhaft erhebender Anlaß, um ein Jubiläum zu feiern.

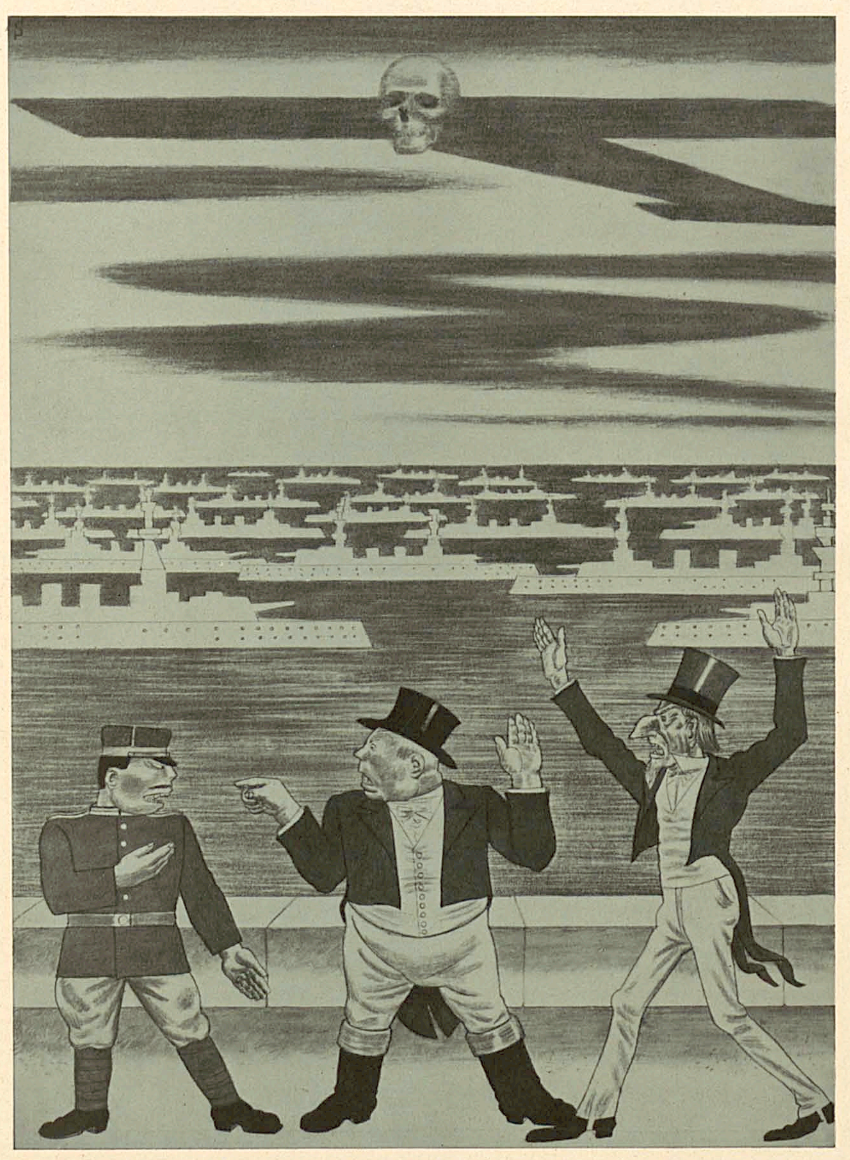


„Koa Tag vergeht, wo i net an eahn denk'." — „Potz Donnerwetter — wie kommt denn das?" — „Weil i am Schillermonument aussteign muaß, wann i ins Café Luitpold will."

„175 Jahre is er. Na schön. Aber ob er 180 wird, det is noch 'ne Frage . . ."

Stimme aus der Luft
(Zur Flotten-Vorkonferenz)

(E. Schilling)



„Da streiten sich die Leut' herum ... als ob es mir auf ein paar Schiffchen mehr oder weniger ankäme!"

Schwere Zeiten

(Paul Scheurich)



„‚Kind', hat der Direktor zu mir g'sagt, ‚ich kann nur Schauspielerinnen brauchen, die ein streng solides Privatleben führen. Durch die ganze Welt geht jetzt ein Zug der Anständigkeit.'" — „O mei, der werd si do net verkühlt ham in dem Zug?"

Friedrich der Unsterbliche

Früher waren leider manche Leute
unzugänglich für den Höhenschwung
seines Genius. Aber heute
huldigt ihm begeistert alt und jung.

Heute spürt der Arme wie der Reiche,
Akademiker und Mann der Faust,
froh bewegt die wuchtigen Schwabenstreiche,
wenn sein Sprachschwert durch die Lüfte saust.

Jeder kennt den Hut dort auf der Stange
und der Jungfrau tugendreichen Sinn,
kennt den Wallenstein, der ziemlich lange,
den Don Carlos und die Millerin.

Auch die Glocke kennt er, die Balladen.
Gibt es wen, dem sie nicht wert und lieb?
Und wie wundervoll und geistgeladen
sind die Briefe, die er Goethen schrieb!

. . . Denke seiner, deutscher Mensch, und witsche
über alle Krittler weg. Vergiß,
daß ein andrer Friedrich — nämlich Nietzsche —
ihn einmal „Moraltrompeter" hieß.

Ratatöskr

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Geschäftspraktik

Beim Wiener Telephon ist Zeitzählung eingeführt. Zeit ist Geld, sagt das Sprichwort, und wenn man häufig angerufen wird, dann fühlt man erst, daß Sprichworte Wahrworte sind.
M. Schnokes, Schneiderzugehör und Textilwaren, geht mit der Zeit, hat nicht nur ein Telephon, sondern auch einen Papierkorb, in dessen unergründlichen Tiefen Mahn-, Binnen- und Drohbriefe für ewige Zeiten verschwinden.
Alle derartigen Zuschriften lassen M. Schnokes kalt, nur Ondraliks Söhne machen ihm zu schaffen.
Die lassen nicht locker, telephonieren vormittags und nachmittags und zehnmal dazwischen — und M. Schnokes schmunzelt.
Läßt Ondraliks Söhne telephonieren — bis er ihnen eines Tages schreibt:

Titl. Firma

J. Ondraliks Söhne,

Wien, I.

Franz-Josefs-Kai 99

Euer Hochwohlgeboren!

Ich erlaube mir, Ihnen mit Heutigem die Gegenrechnung für mit Ihnen geführte Telephongespräche zu übermitteln. Wie Sie daraus ersehen können, ist Ihr Guthaben bei mir als geebnet zu betrachten, wogegen ich Sie mit

S. 27.90

belaste.

Mit dem höflichen Ersuchen, sich meiner Nummer B 83.7.38 auch fernerhin gefälligst bedienen zu wollen, ersuche ich Sie um ehebaldige Anschaffung des oben ausgeworfenen Betrages und zeichne

hochachtungsvoll

M. Schnokes.

Der Wachtmeister

Auf unserem gebirgigen Kriegsschauplatz, wo weite, einsame Strecken zu überwinden waren, wurden auch wir Infanterieleutnants auf Pferde gesetzt. Wir waren sehr stolz. Bis eines Tages der Herr Major sagte, er könne das nicht mehr mit ansehen, wie wir im Schlachtertrab durch das Gelände juckelten, und wir sollten erst mal für acht Tage bei dem Wachtmeister des Artillerierekrutendepots hinter der Front in die Lehre gehen.
Der Wachtmeister, weit bekannt als prächtiger Mann, hielt uns zunächst einen Vortrag über „Das Pferd, seine Behandlung und Pflege". Wir erfuhren, daß das Pferd in Vorderhand und Hinterhand zerfällt, daß es im allgemeinen gutmütiger Sinnesart ist, und daß die vier Hufe täglich mit einem Holzspatel auszukratzen sind, damit nicht der „faule Strahl" entsteht. Die Bürste, mit der das Pferd dreimal täglich gereinigt wird, heißt Kardätsche.
Der Herr Major trat hinzu und sagte, der Herr Wachtmeister möchte zum praktischen Teil übergehen. Wir übten zunächst „oben bleiben". Jeder bekam ein Pferd an die Hand, nur mit einer Wolldecke gesattelt, welche er auf irgendeine, ihm freigestellte Art zu erklimmen hatte. Inmitten einer kleinen Reithalle mit weichem Sandboden. Der Wachtmeister stellte sich in die Mitte der Halle und knallte unaufhörlich mit einer langen Peitsche. Die Gäule rasten los, in irgendeiner Richtung, zum Teil auch die Holzwand der Reitbahn hoch; aber der Wachtmeister stand in der Mitte wie ein Fels im wogenden Meer, knallte und sagte: „Alagähr komm alagähr." Am Schluß war niemand von uns mehr oben, aber wir hatten doch verschiedenes dabei gelernt; was man Schenkelschluß nennt, wozu die Mähne des Pferdes nicht da ist, und so.
Am nächsten Tage schon durften wir „Vorbeireiten in gerader Haltung" üben. Der Wachtmeister stand wieder in der Mitte, diesmal ohne Peitsche, und man hatte genau auf ihn zuzuhalten. Das war schwer, denn die Gäule waren, eingedenk der gestrigen Erlebnisse, von sich aus bestrebt, einen Bogen um den Herrn Wachtmeister zu beschreiben. Schließlich gelang es dem an der Tête, in gerader Haltung vorbeizukommen. Aber der Wachtmeister war anderer Ansicht: „Wie ein nasses Handtuch hockt der Herr auf dem Pferd!" sagte er.
Der Major trat an den Wachtmeister heran und bedeutete ihm, daß wir, obwohl Anfänger in der Reitkunst, dennoch Offiziere wären, und daß er sich füglich in den fachtechnischen Ausdrücken zu mäßigen habe. Vor allem hätten alle Vergleiche mit Funktionen der Unterleibsorgane zu unterbleiben, sagte er vorbeugend.
Unser Reitlehrer klappte die Sporen kräftig zusammen und sagte: „Jawohl, Herr Major!" Aber man merkte ihm an, daß ihm die Sache so nur den halben Spaß machte. Und als der vierte aus unserer Reihe vorbeiritt, da übermannte es ihn bereits wieder: „Wie ein in die Luft gesch . . . geschleudertes Fragezeichen hockt der Herr Leutnant auf dem Pferd!" Die Korrektur war im letzten Augenblick noch geglückt, der Major räusperte sich nur vernehmlich, und der Wachtmeister klappte die Sporen in halber Lautstärke zusammen.
Aber da kam der letzte aus der Reihe vorbei, in wahrhaft hilfloser Haltung auf dem Gaul hängend, von uns allen bereits belächelt, und da packte den Wachtmeister der grimme Zorn. Und da war ihm alles egal. Hier durfte, hier mußte kavalleristisches Herzblut überschießen, hier mußte tief empfundene Vormachtstellung gegenüber dem niederen Fußvolk, gleichviel welchen Rangabzeichens, entsprechend zum Ausdruck gebracht werden. Und es erklang weithin durch die Halle: „Wie eine vollgesch . . . Unterhose, und unten zugebunden, hockt der Kerl . . ." Und der Wachtmeister trat vor den Major, schlug die Sporen zusammen und sagte: „Meinen Herr Major nicht auch?"

Alfred Baresel

Man wird schnell alt — — —

Die „Reise um die Welt in achtzig Tagen" —:
wann hat man das als Utopie empfunden?
— In meiner Jugend noch?! — Und heute jagen
sie um die halbe Welt in siebzig Stunden!

Tags drauf sah man in Londons Kinos schon
den drahtlos übertragenen Bericht
der Landung in Australien. Und mein Sohn
(falls ich ihn hätte) wunderte sich nicht.

Und wäre er erst eben vierzehn Jahr,
säh' er mich spöttisch-überlegen an:
„Wat willste, Mensch? Wieso denn? Is doch klar!
Wo man doch Filme bald schon funken kann – ?!"

— — — Beim Großvater war es die Eisenbahn,
die ihm Triumph der Raserei erschien.
Mein Vater staunte erste Autos an —
bei mir war es der erste Zeppelin.

Nun flog ein italienischer Pilot
die Stunde siebenhundert Kilometer!
Und landete — und war durchaus nicht tot.
„Au, Backe!" sagt da mein fiktiver Peter.

Raketet man nun morgen auf dem Mars,
streich' ich im Lexikon das Stichwort „Wunder"
und denk' als früher Greis: „Lex mihi ars."
Und breche auch Rekorde. In Burgunder.

Benedikt



Münchner Gespräch

In einer schmalen Münchner Straße, vor einer Blumenhandlung, steht ein kleines Auto, das mit vier pyramidenförmigen Lorbeerbäumen beladen ist.

Ein Mann, Mitte der Sechzig, anscheinend Pensionär, Spazierstock in der Hand, die Virginia im Mund, bleibt an dem Wagen stehen. Zwischen ihm und dem Führer des Autos entwickelt sich folgendes Gespräch:

„Schöne Bleameln ham S' da . . ."

„Ja, g'falln s' Eahna?"

„Ja, g'falln tun s' ma gar guat. Wo kommen s' dann hin, de Bleameln?"

„De san fier an Geburtstag!"

„Fier an Geburtstag? O mei, san s' do net a bißl z' groß, de Bleameln?"

„Naa, wia so? Dö san do fier an Kirchhof!"

„Ah so, oiso fier a Beerdigung!"

„Naa, ih sog Eahna do, fier an Geburtstag san s'."

„No, warum feiert dann der sein Geburtstag auf 'm Kirchhof?"

„Ja mei, er is halt scho dot!"

„Also is do fier a Beerdigung."

„Naa, fier an Geburtstag; er wird morgen hundert Joahr alt."

„Ja, so was! . . . Aber er ko s' do gar nimmer sehng, die Bleameln."

„Naa, er net, aber d' Leit, wo eahn b'suach'n morgn."

„Ah sooo . . . die eahn b'suach'n morg'n! Ja . . . i kumm aber net außer. I hob 'n goar net kennt . . . und i hob s' ja aa jetza scho g'sehng, de Bleameln . . ."

Verschiedene Weltanschauungen

Er ist ein Schriftsteller und kein Kaufmann. Er bekommt die Mahnung seines Schneiders:

„Ich habe Sie dreimal an die Fälligkeit meiner Rechnung vom 7. Februar erinnert. Ich bedaure, es nun das vierte Mal, und zwar in energischster Form, tun zu müssen. Wenn Sie mir den fälligen Betrag nicht innerhalb fünf Tagen überweisen, sehe ich mich zu meinem größten Bedauern gezwungen, den Erlaß des Zahlungsbefehls gegen Sie zu beantragen. Es ist unerhört, eine Rechnung so lange anstehen zu lassen, ohne es überhaupt für notwendig zu halten, auf meine Mahnungen zu antworten."

Der Schriftsteller — er ist eben kein Kaufmann — erwidert darauf:

„Ich habe Ihren unverschämten Brief erhalten und muß Ihnen sagen, daß ich derart dreiste Briefe nicht gewohnt bin. Sie haben in keiner Weise ein Recht, sich solche ehrenrührigen Beleidigungen mir gegenüber zu erlauben. Bei mir herrscht in jeder Beziehung größte Ordnung. Sämtliche Rechnungen und Mahnungen wandern ungelesen in den Papierkorb. An jedem Quartalsletzten beauftrage ich meine Sekretärin, aus dem Papierkorb drei Rechnungen wahllos herauszunehmen, die ich dann umgehend und anstandslos begleiche. Sollten Sie die Frechheit haben, mir noch einmal einen so unflätigen Brief zu schreiben, sähe ich mich meinerseits zu meinem Bedauern gezwungen, Sie aus dieser Lotterie auszuschließen."

h. o.

Fundstück

An Herrn E. S., Klosterlechfeld.

Betreff: Fahrgelderstattung.

Für die zur Erstattung eingereichte Schnellzugszuschlagskarte, Zone I im Betrag von 50 Rpf. kommen 20 Rpf. Verwaltungskosten und 16 Rpf. Portogebühren in Abzug, so daß noch 14 Rpf. zu erstatten wären. Nachdem Beträge unter 20 Rpf. nicht ausbezahlt werden, bedaure ich, Ihrem Antrag auf Erstattung von Fahrgeld nicht entsprechen zu können.

I. A.: . . . .





1½ Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Entnahmezwang aus mein. Einheits-Auswahlen entn. können. – Probeheft geg. Standesangabe. Max Herbst, Markenh., Hamburg 36/C.

Gratis!! Preisliste hyg. Art. Neuheiten. **Friedr. Neumann, Hamburg 1,** Ballinhaus 6. St.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Weilimdorf 2.**

Raucher die auf ihre Gesundheit etwas halten, und auch deren Angehörige sollten wissen, was ihnen die Broschüre „Die Nikotinsucht" sagt. **Verblüffende Neuheit!** Preis 1.20 in Briefm. oder Nachn. direkt vom **Verlag Leu'ner, München 25/7.** Postscheckkonto 4812.

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Gesunde Zähne: Chlorodont

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal



An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W

das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.

Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.

Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 III. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Stammbuchverse

Von Jacobus Schnellpfeffer

Für ein junges Mädchen

Wenn in der Nacht der Lärm erwacht,
Der Sturm im Forste dröhnend kracht,
Der Tannenzapfen polternd fällt,
In wildem Aufruhr ist die Welt
Ganz grauenhaft und fürchterlich . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Dann werd' ich still und denk an dich!

*

Für eine andere

Flog mir da etwas, knicks und knacks,
Aufs Schinkenbrot des Zwischenakts;
Ich biß darauf. 's war Amors Pfeil.
Na, Gott sei Dank, das Herz blieb heil!
Gloria in excelsis Deo!

(Anmerkung: Die Freundschaft mit dem jungen Mädchen, welches diese Strophe ins Stammbuch bekam, ging leider daraufhin in die Brüche.)

*

Für einen Dichter

Die Zeiten ändern sich und damit der Geschmack.
Im Grunde bleibt es doch der alte Schnack!

(Kleine Nebenbemerkung:
Der Weise zieht aus seiner Brust
Den Sinnspruch ohne Textverlust.)

*

Für einen Tierfreund

Der Mensch ist gut, doch fragt nicht wie,
Aber edel, edel, edel
ist selbst das hundsgemeinste Vieh!

*

Für einen Beamten

Was machst du dir so viele Sorgen,
Was sprichst du immer von der Pflicht?
Mein armer Freund, du denkst an morgen,
Doch, ach, ein Heute kennst du nicht.
Bedenke eins: Freund Klapperbein
Schickt nicht erst seine Karte rein!

Warum wurde August Lämmermann rot?

Von Willfried Tollhaus

Der Doktor der Philosophie Bernhard Kriegk, Lehrbeauftragter für Literatur an einer deutschen Universität, war Spezialist in Dichternekrologen. Spötter nannten ihn darum das Leichenhuhn.

Dieser Beiname paßte durchaus zu seinem Äußern. Über seinem anscheinend bei einer schwierigen Geburt etwas schmal zusammengedrückten Schädel hing gelbliche Haut, als ob sie in einer zu großen Weite ausgeborgt sei. Ein mißratenes schwarzes Bärtchen fiel über die blutlosen Lippen eines Gummimäulchens, das bald ganz klein zusammenschrumpfen, bald sich breit auseinanderziehen konnte. Tat es das, so wurden viereckige, grünlich schimmernde Hauer sichtbar. Die dünne, aber deutliche Nase Kriegks schien mit einer ungewöhnlich großen Brille an den auffällig ausgebildeten Ohren festgehalten zu werden.

Zu diesen Besonderheiten kam noch ein langer, faltiger Hals, der in einen hohen Stehkragen eingepanzert war und sich gelegentlich erstaunlich in die Höhe recken konnte.

Denkt man sich dazu noch den strammen schwarzen Schlips, den schirmfutteralhaften Gehrock und sehr umfangreiche, aber scheinbar inhaltsleere Schuhe, so weiß man, wie Kriegk aussah.

Spätestens kurz vor dem sechzigsten Geburtstag trat er in jedem bekannteren Dichterleben in Erscheinung.

So meldete er sich auch aus solchem Anlaß bei Karl Muckel, wie wir verschwiegenerweise den gefeierten Erzähler nennen wollen.

Als Dr. Kriegk in das Zimmer eintrat, wurde aus Karl Muckel, dem Sechzigjährigen, schlagartig der Quartaner Karlchen, dessen Kniee bei Gesprächen mit seinem gestrengen Ordinarius Winkler zu zittern pflegten.

Das war an sich nichts Neues, denn zweimal in der Woche pflegte Muckel zu träumen, daß es so sei. Dann begann er verlegen und verlogen seine jetzt so viel gerühmte Phantasie im Erfinden von unmöglichen Ausreden auf peinliche Anklagen des Quartadespoten zu üben.

Dieser Winkler schien sich aus dem Grabe haben beurlauben zu lassen und trug nun den Namen Kriegk!

Wie er jetzt das Notizbuch aus der Rocktasche nahm, jenes furchtbare Notizbuch, in dem alle schlechten Zensuren standen — wußte Karlchen, daß er nunmehr etwas Entsetzliches fragen werde.

So geschah es.

Winklers schrille Stimme klang durch die Stube: „Darf ich bitten, mir zu sagen, warum Ihr August Lämmermann in dem Roman gleichen Namens rot wird, als er den Schatten seines Freundes Moritz am Fenster des Cafés Viktoria vorbeihuschen sieht (Seite zweihundertdreiundfünfzig)?"

Statt nun mutig ein offenes Geständnis abzulegen, daß er es nicht wisse, begann Karl Muckel — wie in seinen Quartanertagen — einen artigen Wortschaum anzurühren, aus dem er nach einigem Besinnen schöne, vieldeutig schimmernde Seifenblasen in den Wind schicken zu können hoffte.

„Würden Sie, verehrter Herr Doktor" — hob er an —, „nicht auch erschrecken, wenn Ihnen so etwas geschähe?"

Da kommt es in eiskaltem Winklerschen Hohn zurück: „Gewiß — aber wenn ich erschrecke, werde ich, wie alle Menschen, blaß und nicht rot."

Kriegks Augen hatten jetzt jenen stechenden Glanz, den die Winklers annahmen, ehe er seinem Zögling das Heft mit den vielen Fehlern um die Ohren zu schlagen pflegte. Gewohnheitsmäßig hielt er dabei eine kleine Ansprache, bei der er nach jedem Satz kurz „he?" fragte.

Muckel duckte sich zusammen.

Der sadistische Pädagoge fuhr fort: „Es war also eine andere Empfindung als Schreck, die August Lämmermann erröten ließ."

Er sagte nicht „he?" dahinter, aber der Geburtstäger hörte es. Er fand, daß er jetzt etwas sagen müsse, gleichgültig was.

„Rot wird ein Mensch, der sich schämt."

„Sehr richtig!" lobte Herr Doktor Kriegk und fügte sofort nadelscharf hinzu: „Warum aber schämte sich August Lämmermann?"

Muckel wußte, daß Worte nicht nur Gedanken verbergen, sondern vor allem Gedanken erzeugen können. Und so begann er denn eine Art von Disposition für einen Aufsatz mit dem Titel: Wann wird der Mensch rot? zu entwerfen.

„Für das Rotwerden gibt es A. psychische, B. physische Gründe. Die psychischen unterscheiden sich (groß römisch I) in normale und (groß römisch II) in anormale. Die normalen lassen sich wie folgt gruppieren: klein römisch a: Scham, klein römisch b: Verlegenheit, klein römisch c: zärtliche Empfindungen, klein römisch d: Begeisterung. Alles dieses könnte bei August Lämmermann angenommen werden."

Da drehte Doktor Kriegk seinen Hals um zwei Zoll aus seinem Stehkragen, daß der Adamsapfel sichtbar wurde und er aussah wie ein gerupfter Strauß im Zoo, der seine Federn auf dem Hut einer Dame am Gitter wiederzuerkennen glaubt, und zischte: „Aber . . . aber . . . aber."

Karlchen war der Meinung, nun hole er Luft für den Schlag mit dem Heft. Da nahm er noch einmal alle Kraft zusammen und sagte: „Klein römisch e: Wut! — Wut! — Wut!"

Als er das Wort aussprach, hatte er auch das Gefühl, das es ausdrückte, und wurde krebsrot. Seine Augen funkelten hart in die seines Gegenübers.

Und es geschah das Seltsame!

Ruckweise zog sich Kriegks Kopf in den Stehkragenpanzer zurück.

Die Jalousien über seinen Augen rasselten herunter.

Sein hämisches Mäulchen schien Küsse ins Leere zu versenden.

Die dürren Schultern schnellten hoch, als ob sie noch einen Wall vor der Mauer des Stehkragens aufrichten wollten.

Es war deutlich zu erkennen: Herr Dr. Kriegk fürchtete sich!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da zündete sich in Muckels Augen ein großartiges Feuerwerk an.

Siebenundvierzig Jahre war es her, daß ihn dieser Winkler geängstigt, gepeinigt, gehetzt und noch im Schlaf verfolgt hatte!

Siebenundvierzig Jahre, daß er vor ihm stand und fragte: „Auf diese miserable Arbeit bist du wohl noch stolz? he?"

Siebenundvierzig Jahre Knechtschaft und Alpdruck!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun saß er da, Winkler — und fürchtete sich. Vor was?

Natürlich, daß Karl Muckel ihm jetzt seinen fünfhundert Seiten starken Roman August Lämmermann um die Ohren schlagen würde!

Muckel hatte sich zu seiner ganzen Größe erhoben, als er sich diesen Monolog in Gedanken vorsprach. Er bemerkte mit Vergnügen, daß sein Besucher immer kleiner wurde.

Da kostete er seinen Triumph voll aus. Er nahm jenen tückischen Ton an, den Winkler haben konnte, wenn er sein Opfer einwickeln wollte.

„Meinen Sie nicht, Herr Doktor, daß es sich, wenn es nicht aus dem Buche selbst ersichtlich ist, was sich August Lämmermann gedacht hat, als er rot wurde, um eine private Angelegenheit handelt, die der Autor verschwiegen haben wollte? he?"

Und plötzlich mit donnernder Stimme hinterher: „Private Angelegenheiten gehen die Öffentlichkeit gar nichts an! — Das möchte ich mir ausgebeten haben! he? — Stimmen Sie mir bei? he?"

Von Kriegk schien nur noch ein schwarzer Tintenfleck übrig zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Muckel aber schritt, die Hände auf dem Rücken, in seiner Arbeitsstube auf und ab und war glücklich!

Jetzt würde er nie wieder von Winkler träumen! Und wenn schon, dann würde er vor ihm sitzen wie jetzt Kriegk. Und er würde ihn anpfeifen und hinter jedem Satz „he?" fragen und zuletzt schnarren: „Ich will dich kriegen, Bürschchen! he?"

Herrlich! Herrlich! — Das lohnte den ganzen Schwindel mit dem sechzigsten Geburtstag!

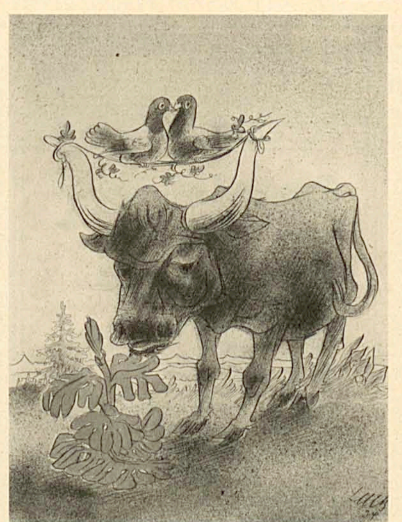
— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Kriegk sich zu der zum Gehen unbedingt nötigen Höhe aufrichten wollte, machte Karl Muckel eine herrische Bewegung. Kriegk schrumpfte erneut zusammen.

Muckel aber ging an seinen Schreibtisch, nahm die Jubiläumsausgabe von „August Lämmermann" und schrieb auf die erste Seite: „Herrn Dr. Bernhard Kriegk in dankbarer Erinnerung an die Freude, die er mir zu meinem sechzigsten Geburtstag gemacht hat. Möge er in seinem Leben nie Empfindungen haben wie August Lämmermann auf Seite zwohundertdreiundfünfzig. Karl Muckel."

Der Pessimist

(L. M. Beck)

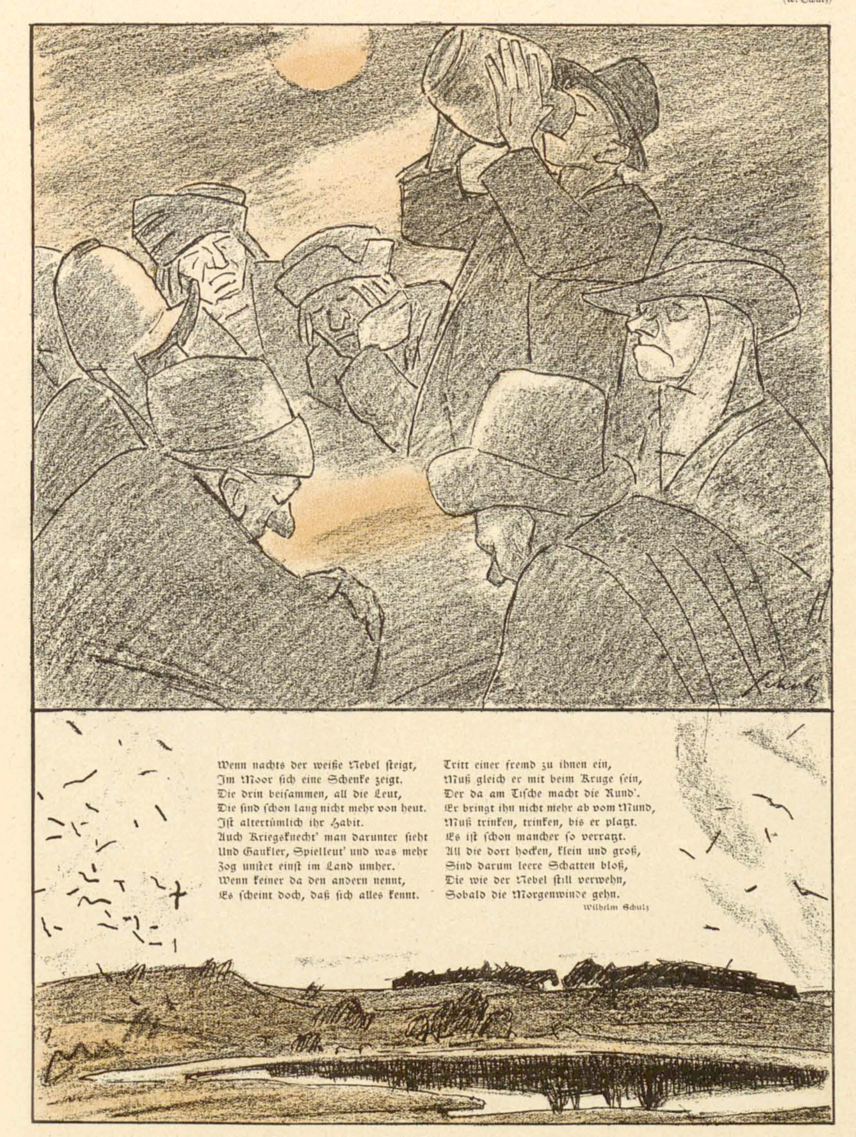


Lieber Simplicissimus!

Das Geburtshaus des alten Generalfeldmarschalls von Moltke zu Parchim wurde mehrere Jahre als Schulgebäude einer Höheren Töchterschule benutzt. So kam es, daß einmal ein Schüler auf die Frage seines Lehrers: „Wo wurde Moltke geboren?" antwortete: „In der Höheren Töchterschule zu Parchim."

Die Schenke im Moor

(W. Schulz)



Wenn nachts der weiße Nebel steigt,
Im Moor sich eine Schenke zeigt.
Die drin beisammen, all die Leut,
Die sind schon lang nicht mehr von heut.
Ist altertümlich ihr Habit.
Auch Kriegsknecht' man darunter sieht
Und Gaukler, Spielleut' und was mehr
Zog unstet einst im Land umher.
Wenn keiner da den andern nennt,
Es scheint doch, daß sich alles kennt.

Tritt einer fremd zu ihnen ein,
Muß gleich er mit beim Kruge sein,
Der da am Tische macht die Rund'.
Er bringt ihn nicht mehr ab vom Mund,
Muß trinken, trinken, bis er platzt.
Es ist schon mancher so verratzt.
All die dort hocken, klein und groß,
Sind darum leere Schatten bloß,
Die wie der Nebel still verwehn,
Sobald die Morgenwinde gehn.

Wilhelm Schulz

Gefällte Bäume

„Was wird aus euch, Leichen der Waldbrüder,
entrissen der schwingenden Gemeinde,
der Erde fortgenommen und der grünen Bruderschaft?"

„Wir sind nicht tot,
wie wir auch hier entblößt zu sterben scheinen,
aller Gewänder beraubt;
neue Stürme erwarten uns."

„Ich werde Mast am Schiff,
der Monsun wird mit Regen mich beglänzen."

„Ich werde Sturm der Welt in deine Augen werfen,
wenn ich als Blatt aus der Maschine fliege."

„Ich werde Tränen wie Regen an meinem Fuße sammeln,
in neuen Wäldern fruchtloser, laubloser Kreuze werd' ich ewig sein."

Walter Bauer

Lieber Simplicissimus!

Meine Tochter übergab ihre Reisetasche der Handgepäckstelle in Stuttgart zum Aufbewahren. Beim Abholen meinte der Gepäckschaffner, freundlich grinsend, mit einem Blick auf das gut angezogene Mädchen und ihre etwas ältliche Tasche: „Dui ischt no von der erschta Frau!"

*

In der Quarta einer Mädchenschule kommt die Rede auf Magie. Erst verwechselt eine kleine Hausfrau das Wort mit „Maggi"; dann findet jemand den Weg über „Magic" zu magisch, und dann wußten wir, daß Magie Zauberei bedeutet. Darauf fragte man: „Wenn Zauberei Magie heißt, wie heißt denn dann der Zauberer?" — Isolde meldet sich besonders stürmisch, rief: „Bitte, ich!" und übersetzte: „Der Magistrat!"
Als wir in stürmischem Lachen bewiesen, daß das leider keinesfalls zuträfe, berichtigte sie in holdem Erröten: „Nein doch, der Magister!"

*

Familie Kowalski kommt zum Photographen, um ein Bild für die Verwandten in Ostpreußen machen zu lassen.
„Sagen Sie, liebe Frau", bemerkt der Photograph, „Sie sind doch schon bei Jahren und haben fünf erwachsene Kinder, Ihr Mann kommt mir reichlich jung vor."
„Is sich nich Mann, is sich Kostgänger. Mann hat sich so häßliches Gesicht."

Ein Mann

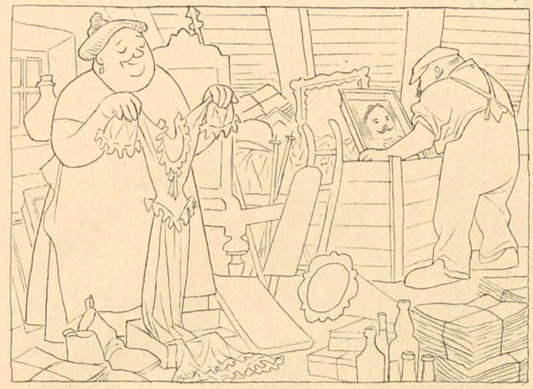
(R. Kriesch)



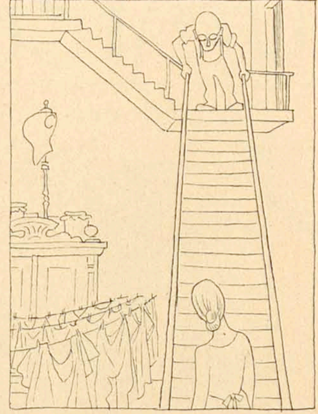
„Ham Se denn jar keen Temperament, Herr?" — „Ei cha, wenn 'ch zum Beischpiel im Schlaf gestört wer', da genn' Se was erläh'm!"

Speicherentrümpelung

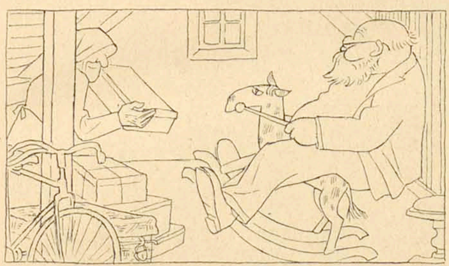
(Karl Arnold)



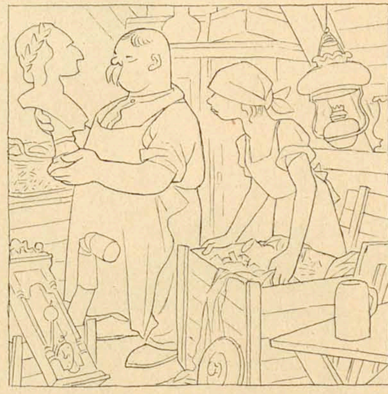
„Jessas, Alois, mei' Brautkleid! 's waar jetzt wieder ganz modern." — „Ja, aber dei' Figur wern ma kaum wiederfind'n."



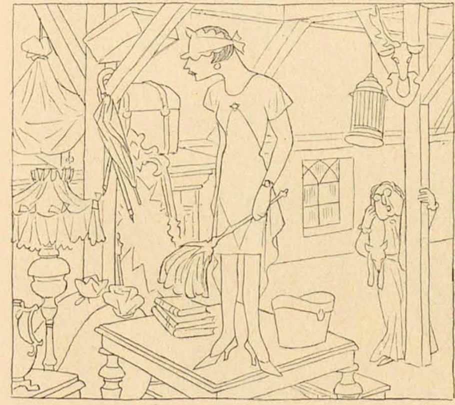
„Gnä Herr, der Gerichtsvollzieher is da!" — „Ausgezeichnet, Lina, er soll gleich heraufkommen und den ganzen Speicherkram mitnehmen."



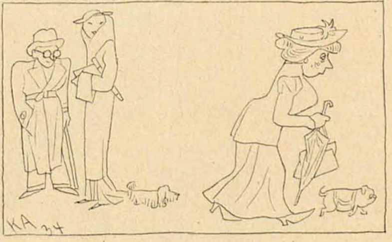
„Tja, Muttern, so vajeht die Zeit — damals war ick sechs Jahre."



„I moan, dös is da Schiller. Der wird abgwasch'n und frisch bronziert – a Hochzeitsg'schenk fürn Pepi gibt a allwei no her."



„Sind S' ja recht vorsichtig, Fanny, Mäuse sind schon gräuslicher wie Fliegerbomben!"



„Da kuck mal, die ist auch bei der Entrümpelung zum Vorschein gekommen."

Der Pharisäer und die Schuld am Attentat

(E. Thöny)



„Ich danke dir, mon Dieu, daß ich nicht bin wie diese Ungarn oder Italiener oder Bulgaren ... oder gar wie diese Deutschen da!"

München, 18. November 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Was uns nicht umbringt, macht uns stärker

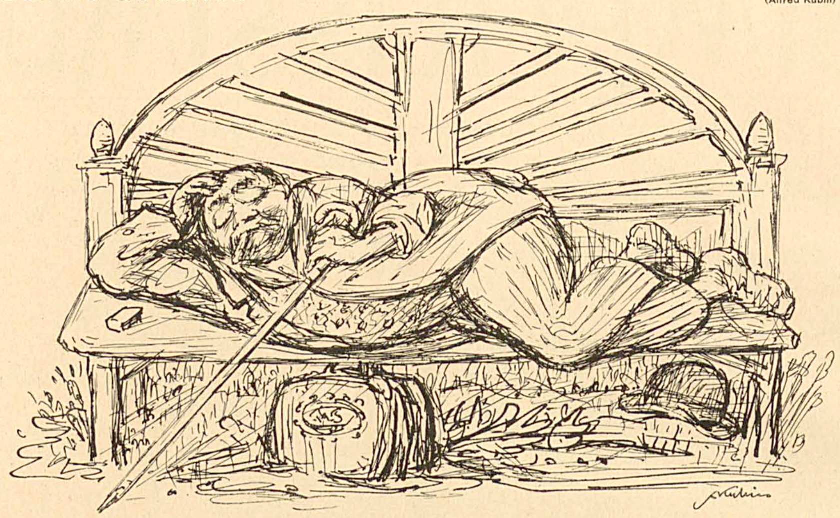
(E. Schilling)



„Wir werden, wenn ihr uns dazu zwingt, für all eure Rohstoffe einen guten Ersatz erfinden. Dann aber wird der Tag kommen, wo ihr euch die Abnehmer, die ihr braucht, im Laboratorium herstellen könnt."

Dunkle Gewalten

(Alfred Kubin)



„Ick weeß nich, wat det is! Ick träum schon wieda von da jöttlichen Marlene! Sollte mir valleicht die Liebe jepackt ham?"

Mond über der Stadt

Der Mond lockt vom Himmel, groß und rot.
Alle Straßen krümmen sich, zu ihm hinan zu springen,
Alle Dächer funkeln und wolln zu ihm sich schwingen.
Hoch hängt er im Blau, hoch überm höchsten Schlot.

Alle Türme heben die Lanzen zu ihm.
Alle Fenster brennen, zu prahlen wie er,
Alle Häuser tanzen auf Füßen schwer
Und streben hinan zu ihm.

Der Mond lockt vom Himmel. Groß und schwer
Und rund kreist die Stadt, voll Begehr,
Zu liegen an seinem feurigen Mund.
Keiner brennt so rot wie er.

Georg Britting

Wenzel Sikoras schönstes Erlebnis

Von Bruno Brehm

Da war ich also — nach zwanzig langen Jahren — wieder einmal in der kleinen Stadt, in der ich den größeren Teil meiner Gymnasialzeit zugebracht hatte. Der Kern war der alte geblieben, aber die Ränder hatten sich verändert. Dort waren neue Viertel gewachsen, tschechische Siedlungen; der vom Norden her drückende fremde Zustrom war von dem neuen Magistrat gefördert und herbeigerufen worden. Die Straßentafeln waren doppelsprachig; in allen Gassen sah ich tschechische Firmenschilder, und allenthalben hörte ich die fremde Sprache. Aber die alten Gassen, die alten Kirchen und die Häuser, der schöne gotische Stadtturm, die steinerne Sprache waren deutsch geblieben.

Ich war ein wenig beklommen auf diese kleine Reise gegangen, denn ich hatte, verdeckt wohl und verschleiert, in meinem ersten Buche eine Geschichte geschildert, deren Handlung ich in diese Stadt verlegt hatte. Eine Reihe von Nebengestalten hatte ich nach der Erinnerung abgezeichnet; man hatte dieses Buch in jener Stadt gelesen, hatte Vermutungen daran geknüpft und diesen und jenen der damaligen Bürger in meinen Gestalten wiederfinden wollen und Zusammenhänge gesehen, an die ich wahrhaftig gar nicht gedacht hatte.

Ich spürte das ganz deutlich, als ich nach der Vorlesung abends im Gasthof saß, mit einstigen Schulfreunden sprach (ach, wie weit, wie weit waren wir auseinandergekommen!) und von einigen sehr mißbilligenden Blicken getroffen wurde. Meine Schulkameraden deuteten mir auch den Grund dieser und jener Verstimmung, aber mir hätte da kein Beteuern genützt, es nicht so gemeint, nicht an diesen und jenen gedacht zu haben, als ich das Buch schrieb, man hätte es mir nicht geglaubt. Also schwieg ich und fühlte mich gar nicht wohl in meiner Haut.

Und saß nun da und nippte trübe von meinem Wein, die mißgünstigen Blicke wirklicher oder vermeintlicher Modelle oder deren Anverwandter im Rücken, und dachte, daß es Essig geworden sei mit diesem solange erträumten Wiedersehen. Mein Buch war mir verleidet, ich bedauerte, jemals diese Stadt geschildert zu haben, und beschloß, am nächsten Tage mit dem Mittagszuge wieder abzureisen. Vorerst aber wollte ich doch noch einmal das alte Gymnasium besuchen, vor dessen Tor ich nach der Matura meine griechische Grammatik und die Logarithmen zerfetzt und in alle Winde hatte flattern lassen.

Da war das Gitter, da war der alte Bau des ehemaligen Klosters, aber an Stelle des Doppeladlers war das Wappen des neuen Staates angebracht. Das Gymnasium war deutsch geblieben und ein Realgymnasium geworden. Wie eh und je stand unter der mit dem Klosterwappen geschmückten Pforte der Schuldiener, er trug auch ein „Amtskappel", aber nicht mehr jene hohe schwarze k. k. Staatsdienerkappe, sondern eine niedere, etwas gestutzte, eine Kreuzung aus der alten Kappe und einem französischen Käppi, wie sie ja allenthalben auch die tschechischen Eisenbahner tragen. Da es ein Wochentag war, trug Wenzel Sikora keinen Uniformrock, und ich vergaß zu fragen, ob der neue Staat einen solchen vorgeschrieben hatte.

Ach, wie mich Wenzel Sikora begrüßte! Auch er hatte mein Buch gelesen, auch er hatte sich darin erkannt, und er war, wie er mir gleich beim Eintritt mitteilte, nicht wenig stolz darauf. Ich hatte ja von jeher einen Stein bei ihm im Brett gehabt, denn er war unter meinem Vater, ehe er Schuldiener wurde, Feldwebel gewesen. Also hieß mich Sikora mit Händedruck und bewegten Worten willkommen und lud mich ein, weiterzukommen.

Die Schuldienerwohnung war vergrößert worden; den Raum, in dem wir früher unser Pausenwürstel gegessen hatten, betrat ich nicht. Sikora führte mich in die gute Stube und hieß mich Platz nehmen.

Ich sah mich um und fragte, wo denn das Sündenzimmer jetzt sei, jener kleine Raum, in dem uns Sikora seinerzeit am Freitag die verbotenen Würstchen verkauft hatte.

Andere Zeiten seien nun, erwiderte Sikora trübe, andere Burschen! Die kaufen keine Freitagswürstel mehr, die lassen kein Geld mehr aus. Mit diesen Burschen sei nicht viel anzufangen. Und nun habe man obendrein eine Menge Mädchen hier in der Schule.

Sikoras Frau trat ein und stellte einen Kaffee vor mich hin. Ich fragte nach ihren Kindern: die studierten beide an der Hochschule in Prag, an der tschechischen nämlich, sagte die Frau nicht ohne Stolz. Wenzel wäre zwar mit dem, was ich über ihn geschrieben habe, zufrieden gewesen, sie aber durchaus nicht, das müsse sie mir schon sagen.

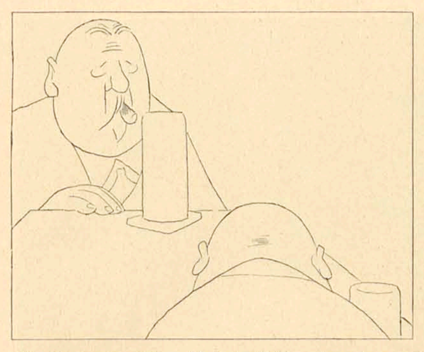
Nun, ich senkte mein Haupt und meinte, wir wollten doch von etwas anderem reden.

Dies sei wohl nicht notwendig, die Alte möge nur schweigen, ver-

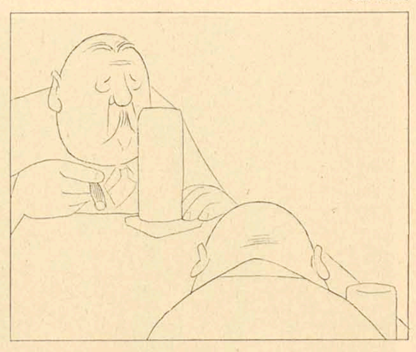
(Schluß auf Seite 401)

Mißglückte Aussprache

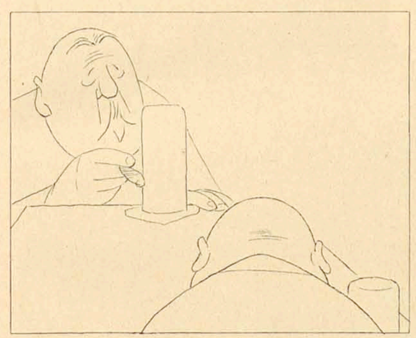
(Karl Arnold)



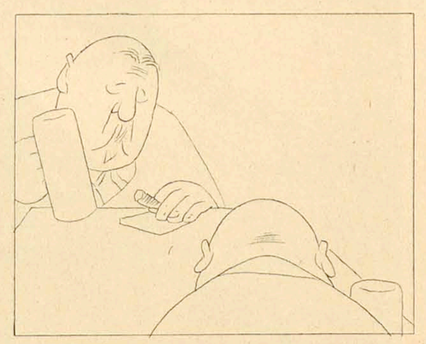
„Ham Sie wos gsagt?" — „I hob nix ghört." — „So, na ham ma uns bloß wos denkt." — „Was hoaßt u n s? I hob ma gar nix denkt." Pause.



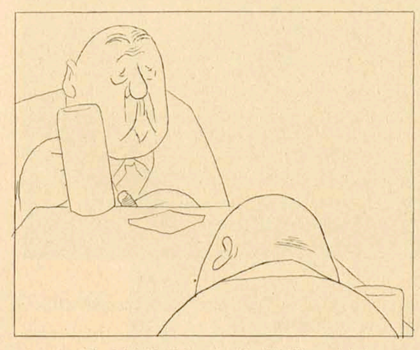
„Winter werd's halt — Winter!" — „Ko scho sei'." — „I moan, a strenger Winter werd's aa no." — „Woaß i net." Pause.



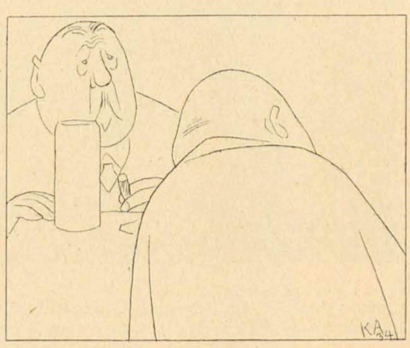
„Da heurige Herbst war aa net dös rechte." — „?" — „War z' schön. Gar z' vui Sunn." — „Mir nix bekannt, i hob dahoam an Rheumatis ghabt." Pause.



„Früher hob i bloß dunkls Bier mögn, aber jetzt schmeckt ma 's helle do besser."



„Ja, moana Sie vielleicht, Sie kunntn mi in d' Politik verwickeln — — —



Lina, zahln!"

Vor der Abreise nach Genf

(E. Thöny)



„Aber sehen Sie doch, Genosse Litwinow, die Leute sterben ja zu Tausenden den Hungertod!" — „Stören Sie mich nicht, das ist kein Thema für meine Genfer Rede."

ROTSIEGEL KRAWATTEN
Das Geschenk für „Ihn"

Wenzel Sikoras schönstes Erlebnis

(Schluß von Seite 398)

setzte Sikora darauf, er sei nicht nur einmal und nicht nur in meinem Buche der Held einer Geschichte gewesen, oho, man habe im Jahre 1915 sogar in Wien eine eigene Zeitung herausgegeben, allerdings nur hektographiert, die habe den Titel „Sikoreum" geführt. Die Frau machte eine abwehrende Handbewegung und sagte, er solle nicht wieder von diesen Dummheiten zu schwätzen anfangen, der Doktor werde sich das alles merken; aber Sikora erwiderte: ja, das könne er sich auch merken, stand auf und holte aus einer Lade einige Hefte des „Sikoreums" hervor und breitete sie vor mir auf dem Tisch aus.

Er sei damals, begann Sikora, während ich im „Sikoreum" blätterte, in Wien bei der Ersatzkompanie eines Landsturmbataillons Dienstführender gewesen, und diese Kompanie hätte, um ihn bei guter Laune zu halten, eben jene Zeitung herausgegeben, die sich nur damit befaßt habe, seine Aussprüche, kurzen Entscheidungen und Reden in Bild und Schrift festzuhalten.

„Die ‚Ersatz' war ein Panoptikum, ah was, ein Panoptikum, ein Zirkus war sie, lauter Schwindler und Drücker, alles Tachinierer, Apotheker, Varietédirektoren, Sänger, Zauberer, Photographen, Bankdirektoren, eine feine Bande, sag' ich Ihnen, aber Soldaten, daß es einem alten k. und k. Feldwebel den Magen umdrehn konnt, lauter Wiener, schlau, gerissen, und die wollten mich bei guter Laune haben, denn ich hab' bestimmt, wer hinausgeht oder dableibt. Da haben sie mich malen und photographieren, zeichnen und aus Gips machen lassen, da haben die Kerle geglaubt, ich bin dumm und merk es nicht. Aber es hat ein schönes Stück Geld den Herrn gekostet."

Ja, das sah ich beim Durchblättern des „Sikoreums". Unser guter alter Wenzel Sikora war überall als heroisierter Feldwebel dargestellt: die Kappe flott und schief, die eine Hand napoleonisch in der Bluse steckend, den Fuß vorgesetzt, den Bart gezwirbelt und das Haupt kühn zurückgeworfen. Seine schönsten Kasernenhofblüten lagen da in diesem Herbarium gepreßt, seine goldenen Worte gesammelt, und er, der diese Zeit seines Lebens an sich vorüberziehen ließ, war über sich selbst gerührt. Seine Frau blickte abweisend auf das „Sikoreum".

„Im Dienst hab' ich ihnen nichts geschenkt", fuhr Sikora fort, „im Dienst war ich streng, man hätt' mit diesen Kerlen aber nichts aufstecken können! Ausgesehen hat diese Kompanie, zum Weinen! Gut, daß sie nicht an die Front gekommen sind, mit denen wär's ein Jammer gewesen."

Ob er selbst an der Front gewesen sei?

„So alte Feldwebeln hat man zum Abrichten gebraucht", entgegnete Sikora bescheiden. „Aber dann später hab' ich auch noch einmal eine große Rolle gespielt, aber davon werden Sie wohl etwas gehört haben."

Ich mußte gestehen, davon nichts gehört zu haben.

Frau Sikoras Gesicht erheiterte sich ein wenig, wie nun ihr Mann die zweite Ruhmesepoche seines Lebens zu schildern begann.

„Wie dann der Umsturz gekommen ist, bin ich wieder hierher zurückgekehrt. Die Tschechen haben jedoch hier niemanden gehabt als mich und den Herrn Direktor. Wir haben zusammen den Volksrat gebildet, und ich war im Ausschuß für die tschechische Landesverteidigung, ich und der Herr Direktor. Der Herr Direktor ist dann zurückgetreten, und ich war der Kommandant von hier. Wissen Sie, ich war stramm k. und k., solang noch eine Monarchie war. Aber schließlich und endlich bin ich ein Tscheche, ich hab' als Tscheche meine Pflicht getan. Später dann sind die Studierten gekommen, da haben sie den Sikora nicht mehr gebraucht, da ist der Sikora wieder Schuldiener geworden. Mir war es recht, ich hab' mich damit abgefunden. Und das Gymnasium hier ist deutsch geblieben; ich hätt' ja an die Realschule gehen können, aus der sie ein tschechisches Gymnasium gemacht haben, aber man bleibt lieber dort, wo man eingewöhnt ist. Und neue Professoren sind auch hierher gekommen, die haben nicht gewußt, wer ich bin, die haben geglaubt, der Sikora ist so ein Schuldiener wie irgendeiner. Aber da ist einmal der Unterrichtsminister aus Prag gekommen, und da mußten die Professoren alle antreten, am Empfangsflügel der Herr Direktor, am andern Flügel ich. Und da ist der Herr Minister also gekommen, hat sich die Professoren angeschaut, hat mich am Flügel gesehen dort hinten, hat mich wiedererkannt aus jener Zeit, wo ich nach Prag gefahren bin und nach Brünn in Angelegenheiten des nationalen Verteidigungsausschusses, und hat mich also nicht vergessen und hat zuallererst mich gegrüßt mit den Worten: „Nazdar, Sikora!" Und da haben die Professoren mich angeschaut und haben geahnt, wer ich eigentlich bin. Und das war nach dem ‚Sikoreum' das Schönste, was mir passiert ist im Leben!"

Sikora machte eine kleine Pause. Seine Frau blickte stolz drein und forderte ihren Wenzel auf, mir nun die Schule zu zeigen, damit ich auch sehe, um wieviel schöner sie unter der neuen Regierung geworden sei.

„Ja, alles ist schöner geworden", sagte Sikora, nahm einen Schlüsselbund und ging vor mir her. Und als er außer Hörweite seiner Frau war, sagte er leise: „Aber die alten k. und k. Zeiten, Herr Doktor, die waren auch nicht schlecht. Und ein ordentlicher Feldwebel war auch etwas Ordentliches! Und wenn Sie wieder zu Ihrem Herrn Vater kommen, dann melden sie ihm einen gehorsamsten Respekt von seinem Dienstführenden aus der Friedenszeit!"

Ja, da gingen wir also über die hallenden Steine durch die Gänge mit den dicken Mauern und den gotischen Gewölbekappen, gingen vorbei an den alten Gipsköpfen des Zeus, der Hera und des Apoll, kamen vorüber an den Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die uns verwundert nachblickten, und machten schließlich vor einer neuen braunen Türe halt, die früher nicht an dieser Stelle gewesen war.

„Alles ist neu", sagte Sikora, „das hier aber ist geradezu großartig!" Er öffnete die Türe und ließ mich in einen sonst kaum Besuchern gezeigten Raum treten, zog an den fünf Wasserspülungen und ließ sie mir zu Ehren gewaltig aufrauschen. Wir gingen schweigend in den nächsten Stock, und wieder führte mich Sikora an jenen Ort, wieder zog er an den Spülungen, und während noch das Rauschen der früheren mein Ohr erfüllte, mischte sich, wie wenn Trommler bei einer Parade den Generalmarsch aufnehmen, das neue Brausen darein. „Alles neu! Alles sauber!" sagte Wenzel Sikora, sich zufrieden umblickend, „da schau ich darauf!" Im dritten und letzten Stock wiederholten sich Besuch und Rauschen.

Ich war zufrieden mit diesem seltsamen Rundgang; ich verabschiedete mich von dem alten Schuldiener; ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, er nahm es nicht: ich sei sein Gast gewesen, lehnte er ab, ich möge nur bald wiederkommen, denn lange werde er nicht mehr bleiben, er wünsche bald in Pension zu gehen. Dann schlug er die Hacken zusammen und verbeugte sich, halb im Ernst und halb im Spaß stramm salutierend, und sah mir, noch unter dem Klosterpförtchen stehend, lange nach.

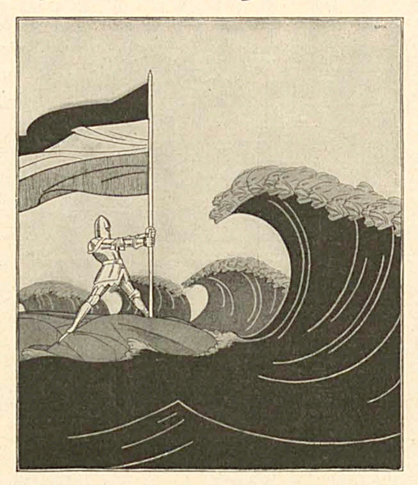
Der Held

(Otto Herrmann)



„Wat, Jeld soll er dir jeklaut ham, wo de doch zu mir jesagt hast, du hättest keens?" — „Laß man, Röschen, ick will nischt jesagt ham . . ."

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Ein schwieriger Fall

In allen Tageszeitungen kann man zur Zeit lesen, daß die Deutsche Reichspost wieder Postjungboten aufnimmt. Die Jungen dürfen das vierzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben, müssen kräftig, gesund und arischer Abstammung sein und ein sehr gutes Volksschulzeugnis haben.
Nun kommt zu mir ein Bauernweiberl mit einem Jungen, schmächtig, etwas über einen Meter groß, und einem Mädel, auch so groß. Das Mädel hat einen kurzen Fuß und einen Höcker.
„Grüaß Gott, Herr Expediter; dös san S' do'?"
„Ja", sag' ich, „wo fehlt's?"
„Ja mei, in der Zeitung habts ausgschrieben, daß an junga Postboten brauchts. I möcht halt gern mein Sepp dazua bringa. Wissen S' scho, heutzutag is a rechts Kreuz, bis ma oan wo nei'bringt."
Den Jungen hielt ich für acht- bis zehnjährig, weshalb ich sagte: „Ja vor allem, wie alt ist denn der Kleine?"
„Sechzehneinhalb Jahr", sagt das Weibl.
Das hätt' ich nicht für möglich gehalten.
„So alt scho", sag' ich. „Ja mei", sagt das Weiberl, „er is halt a bisserl zruckblieben", und macht eine Handbewegung, die mir zeigt, daß das Zurückbleiben sich auch auf den Teil oberhalb der Nase bezieht.
„Soso", sag' ich. „Ja, mein Gott, der ist erstens schon zu alt und dann viel zu schwach, wir brauchen richtige, feste Leut, die müssen Packel heben und tragen, Karren schieben usw."
„Ja, ja, sell versteh i schon, aber wissen S', zu der Bauernarbat is a z' gring, und a so paßt a aa nöt, und do hob i mir halt denkt, wenn a a bißl älter is, macht's bei eahm nix, verstehn S' mi, in a so a Stubn eini zum Schreibn, hab i mir denkt, gangat a scho."
„Naa", sag' ich, „mir könna den nöt braucha."
„Ja mei", sagt das Weiberl, „i hätt scho no oan dahoam, der is grad dreizehneinhalb Jahr alt, a machtiger, fester Kerl, aba der reut mi schier."
„Soso", sag' ich, „nacha könna ma halt nix macha mitanander."
Jetzt geht dem Weiberl der Mund nochmals auf: „Ja mei, schaugn S', i hob 's Derndl aa mitbracht, de hat halt recht Malheur mit dem kurzen Fuaß, und wia S' sehg'n, ausgwachsen is aa. Dö könna ma bei uns scho gar nöt braucha. I hob ihr 's Nahn lerna lassen woll'n. Sie, dös bringt s' nöt z'samma, nöt ums Verrecka; aber sehg'n S', da kimm i öfter nach N..., do is a Postfräul'n. Sowos g'fallat ma, moana S' nöt, daß ma s' da hintun könnt?"
Ich hab' dem armen Weiberl auch da leider eine abschlägige Antwort geben müssen und habe mir mit meinen dreiundvierzig Dienstjahren gedacht (ganz nur auf mich selbst bezüglich — versteht sich):

„Wer nix is und wer nix kann,
geht zur Post und Eisenbahn . . ."

Einsamer Mann am Punchingball

*Es steht ein Mann am Punchingball
und seufzt nach jedem dumpfen Knall
tief-schmerzlich: „Oh, Therese!
Ick kriech' den Bogen ooch noch raus
und denn is et mit jennem aus —:
denn hau'ck ihm uff die Neese!"*

*Wie nun die Rechte schwungvoll saust!
Und wenn der Mann mal ruhepaust,
arbeitet's im Gehirne:
„Wer mit ne hübsche Braut liiert,
und der se denn zu'n Boxkampf führt,
der hat ne weiche Birne!"*

*Nun wieder ran: „Mensch, siehste so
schlaach' ick den Bruda jlatt k.o.,
wo ihr den Kopp vadreht hat!
Na wat denn! Wie? Det war een Ding!
Der jeht als Leichnam aus'n Ring!
Mit Enerjie, da jeht dat!"*

*Und sinkt er schließlich todesmatt
einschlummernd auf die Ruhestatt,
hört man sein Traum-Gestöhne:
„Da liecht det traurije Jewächs!
Zähl aus: eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs –
siem – achte – neune – zehne –!"*

Benedikt

Fundstück

Über eine Aufführung von Siegfried Wagners „Sonnenflammen" berichten die „Dresdner Nachrichten":
„Man hörte das wirkungsvoll instrumentierte, melodienreiche, charaktervolle Orchestervorspiel, dann den Gesang der Iris, der allerdings darunter litt, daß die Sängerin sich die Glanzstellen nach unten punktierte, endlich den Abtrittsgesang Fridolins in sehr lebendiger, klangvoller Wiedergabe durch Martin Kremer von der Dresdner Staatsoper."

Lieber Simplicissimus!

Ein Reisender aus dem Norden kommt abends auf dem Stuttgarter Bahnhof an und erkundigt sich beim Schaffner, wann er Anschluß nach dem Süden habe.
„Morga früah", war die Antwort des biederen Schwaben, und als der Reisende weiter wissen wollte, ob es nicht noch in der Nacht möglich sei, weiterzufahren, erklärte er ihm in aller Seelenruhe: „Bei ons fährt ma nachts net omanand, do schloaft ma."

*

Ein Dorf am Bodensee. Ein vormaliger Bahnschaffner, alkoholisch zwar hoch geeicht, aber nicht unbesiegbar, jetzt Autobesitzer, gondelt in seinem alten Karren drei Fahrgäste in stärkstem Seemannsgang Konstanz zu. Die enge Rheinbrücke zeigt sich etwas unnachgiebig, und das Auto liegt plötzlich samt seiner Fracht selig auf der linken Seite. Der weiland Eisenbahner aber taucht aus seinem zerklirrten Dachsbau auf, öffnet die erbarmenswürdig zum Himmel schauende Tür und ruft in den Passagierknäuel wie voreinst hinein: „Station Konstanz; alles aussteigen!"



Gesundheit u. Schlaf

sind unzertrennlich. Ungestörten, tiefen Schlaf, trotz Lärm und Geräuschen, bringen die ins Ohr gesteckten **OHROPAX-Geräuschschützer.** 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen. **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 79**

Pläne u. Ziele

ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift-** und **Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Fertig vorliegend:

Halbjahrsband

XXXIX. Jahrgang. 1. Halbjahr April 1934 bis Sept. 1934. Ganzleinen gebunden RM 16.50 und die neue

Einbanddecke

mit Inhaltsverzeichnis zum 1. Halbjahr April 1934–September 1934 des 39. Jahrgangs. Ganzleinen . . . . . . RM 2.50

SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13
Elisabethstraße 30

Alles spielt zu Hause



„Karambola" Wetzlar 92

Tischbillard
Größe I: RM 16.50



Billige **Bücher**
80 seit. Katal. grat. u. frko. **Fritz Koch** Buchhdlg. München Theatinerst. 17/24

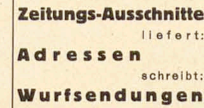
Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie
Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Inseriert ständig im Simplicissimus

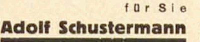
Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal





Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie



Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Sachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Sachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

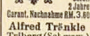


Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur.
Hummel, München Neuhauser Straße 20

Kuckucksuhr
Auswahlkatal. frei!



25 cm hoch, alle 1/4 Stunde rufend, Mess.-werk, saubere Schnitzerei. 2 Jahre Garant. Nachnahme RM. 3.60
Alfred Tränkle Triberg (Schwzw.)



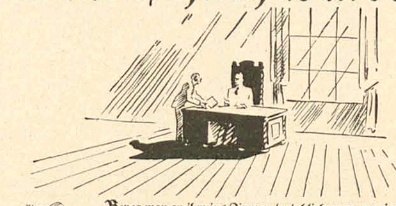
Gratis!!
Preisliste hyg. Art. Neuheiten. **Friedr. Neumann, Hamburg 1,** Ballinhaus 6. St.

Briefm.-Auswahl




i. nur g. Erhaltg., m. 60 b. 80% Rab. a. Michel, g. Ia Referenz. oder Standesangabe. **Otto Becker, Pforzheim 5,** Dillsteiner Str. 21

Der Mächtige, der menschlich wurde



Bevor man zu ihm ins Zimmer trat, blieb man unweigerlich einen Augenblick stehen, straffte sich, griff nach der Krawatte und prüfte noch einmal den Anzug vom Kragen bis zu den Schuhen / Er war in seinem Kreis ein mächtiger Mann. Aber alle seine Macht konnte die merkwürdige Scheu nicht erklären, die jeder, der für oder mit ihm zu tun hatte, vor ihm empfand. Er war gerecht und korrekt, hatte niemals, auch in seiner schlechtesten Stunde nicht, daran gedacht, seine Macht irgendwie zu mißbrauchen oder sie unnötig fühlen zu lassen. Woher also die Scheu vor ihm?



Hinter seinem Rücken wisperte man, er sei kein Mensch mehr. Ein Arbeitstier sei er, eine Maschine und ein bedauernswerter Knecht seiner eigenen Macht. — Es gab viele Menschen, die ihn anbeteten, viele, die ihn fürchteten, aber es gab keinen, der ihn liebte. Vielleicht war er deswegen so unnahbar geworden? Jedenfalls glücklich, innerlich glücklich war er nicht / Eines Tages nun bekam er von jemandem, mit dem er gar nicht verwandt war, und der gewiß nichts von ihm haben wollte, ein Geschenk. Der Betreffende schrieb, es sei nur das kleine Zeichen seiner Dankbarkeit, eine Aufmerksamkeit nur, aber er hoffe, daß es ihm wenigstens halbsoviel Freude bereite, wie er gehabt habe, als er es suchte und endlich fand / Dieser Brief bedeutete für den Mächtigen viel! Sollte es wirklich soviel Freude machen, zu schenken? Er ertappte sich plötzlich dabei, wie er überlegte, was er wohl jenen, mit denen er täglich zusammenkam, schenken könnte, und er mußte feststellen, daß ihm alle diese Menschen innerlich ferngeblieben waren, daß er noch nicht einmal wußte, worüber sie sich freuen würden /



Da fing er an, alle Menschen seiner Umgebung als Menschen zu beobachten, und er freute sich wie ein Kind, wenn er unauffällig einen ihrer Wünsche entdecken konnte / Die Adventswochen wurden für ihn ein einziges Fest. Das Wählen der Geschenke, das richtige Zuteilen und Verpacken bereitete ihm eine Freude, die er bisher nicht gekannt hatte, und noch nie hatte er so vorsichtig wägend eingekauft / Er, der Mächtige, war menschlich geworden, er hatte entdeckt, daß es ein Glück und eine wahre, tiefe Freude für jeden Menschen gibt, das Glück und die Freude, andere glücklich machen zu können. Im Schenkendürfen fand er für sich den großen Weihnachtssegen.



G

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 14 100 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Hausmusik

„Am Abend schätzt man erst das Haus",
bemerkte schon der Dichter Goethe.
Da packt man seine Geige aus
beziehungsweise seine Flöte
und bläst von einem Notenblatt
Gefühle, die man in sich hat.

Die Laute steht im Kurse hoch.
Die Zither gilt für weniger nobel.
Auch das Klavier gibt's immer noch;
zur Not tut's selbst der Fotzenhobel.
Kurz: etwas findet jedermann,
womit er sich entladen kann.

Vergessen wir die Stimme nicht,
die sozusagen gar nichts kostet
und, insofern sie nicht grad bricht,
meist erst im höhern Alter rostet.
Sie dringt als Solo und als Chor
ins Innerste der Seelen vor.

Bloß eines dürfte rätlich sein:
daß nun nicht alle danach streben,
aktiv der Muse sich zu weih'n.
Es muß doch auch noch Hörer geben
bei diesem Haus- und Ohrenschmaus,
die bravo! rufen, wenn er aus.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Endlich fand die feine Dame etwas mit ihrer Zeit anzufangen. „Ich werde ein Heim für verwahrloste Kinder gründen!"
Der Ehemann sah auf seine sieben Kinder und fragte: „Noch eins?"

*

Die Angestellten einer schwäbischen Firma gaben eine Sammelbestellung Zigarren auf. Die ankommende Sendung wird vom Herrn Oberbuchhalter im Beisein seiner Kollegen ausgepackt. Dabei passiert ihm das Malheur, eine der Zigarrenkisten verkehrt, das heißt am Boden zu öffnen. Worauf er seinen staunenden Kollegen erklärt: „Do kannscht nemme, jetzt machet dia Sempel da Deckel onda na'!"

Der Weg eines Dramatikers

Grotesker Einblick in das Werden einer künstlerischen Persönlichkeit

Ich war einmal dramatischer Dichter von beträchtlichem Ausmaß. Schon als Knabe spürte ich jede dramatische Spannung aufs tiefste. Mein Dämon trieb mich, einen literarischen Niederschlag für meine Weltangstgefühle zu suchen. Mein Deutschlehrer in Obersekunda gab den Ausschlag. Unter meinen letzten Aufsatz schrieb er mit vor Erregung zitternder Hand: „Genial in der Idee, doch oberflächlich in der Ausführung. Mehr schürfen!"
Auf diese schicksalweisende Mahnung hin verließ ich sofort die Schule und gab mich ganz dem Schürfen hin. Ich reiste gemeinsam mit meinem väterlichen Erbteil nach einem südlichen Orte. Ich verrate ihn nicht, um den künftigen Literaturforschern eine lohnende Aufgabe zu erhalten. Der Ort lag eingebettet in einem Talkessel. Er war umgeben von hohen Bergen, die ein fünffaches Echo spendeten. Diesen Umstand wollte ich mir bei den ersten Lese-

Großmutterstolz

(Rudolf Kriesch)



„So 'n Jlück, Frau Drillhose, nu krijen die Außereh'lichen den Vatersnamen!" — „Jawoll, und wir hab'n denn 'ne kleene Komtesse in die Familje!"

proben zunutze machen. Hier also konzipierte ich mein Drama. Tagelang verließ ich nicht den einfachen Schreibtisch. Meine rechte Hand schrieb und schrieb. Eine göttliche Schöpferkraft beseligte mich.
Um meine innere Anschauung wirksam zu unterstützen, hatte ich für alle Personen Papierpuppen ausgeschnitten. Ihre Zahl stieg von Tag zu Tag beängstigend. Um unheilvolle Verwirrung zu bannen, steckte ich die nicht auf der Szene befindlichen Personen in den Tischkasten. Die Helden, die ihren Weg zu Ende gegangen waren, wurden mit erhabener Geste rücklings auf den Boden geworfen.
Meine mich treulich umhegende Wirtin hatte Mitleid mit mir ringendem Menschen. Sie sprach dann beim Wegräumen empfindsame Epiloge für die Toten, denen ich oft sehr gute Gedanken entnahm.
Meine Wirtin war jung und schön und Kunstenthusiastin. Immer wieder bat sie mich, sie doch in mein Schaffen einzuführen. Sie sei so begeisterungsfähig. Und diese Fähigkeit habe ihr bislang nur Leid gebracht. Ihr Mann sei von seiner vorjährigen Urlaubsreise noch nicht zurückgekehrt.
In einer späten Nacht erlahmte meine Phantasie. Auf der Tischplatte lag nur noch die Figur des absolut Bösen, das eben zu einem Monolog Anlauf nahm. Da rief ich meine Wirtin. Sie war sofort hellwach, warf sich rasch ihr Hochzeitskleid über und saß bald vor mir. In zitternder Hand hielt sie das Bildnis ihres noch nicht wieder heimgekehrten Gatten.
Ich begann zu lesen. Nach und nach fühlte ich, wie die innere Spannung in wohltuender, steigender Erregung meiner Stimmwerkzeuge den Weg in die Außenwelt fand. Das Zimmer hallte wider von meinen Rufen. Ich war selbst gepackt, erschüttert. Nach der dritten Szene warf ich einen Blick in den Spiegel. Er zeigte mir mein völlig entstelltes Gesicht. Mein linkes Auge war blutunterlaufen. Weiter raste mein ausdrucksvolles Organ. Nach der fünften Szene durchlief plötzlich ein merkwürdiges Zittern den Körper meiner Zuhörerin und löste sich in einem milden, aber anhaltenden Tränenfluß auf. Mit innerem Triumph bemerkte ich dies. Inzwischen war ich in meiner Erregung auf den Schreibtisch getreten. Mit dem Gefühl des unwiderstehlichen Siegers trat ich nun in die Interpretation meiner Schlußszene ein. In ihr wurden sieben Personen durch den Genuß eines Pilzgerichts zu einem Massensterben verurteilt, dem sich nur das absolut Böse entzog.
Nun trat ein, was ich nie vergessen werde. Meine Wirtin verfiel in Schreikrämpfe. Ich selbst, in der Linken das Manuskript, in der Rechten die Schreibtischlampe schwingend, spürte eine vom Zwerchfell ausgehende Körperempfindung, die sich endlich in einen redlich verdienten, rechtsäugigen Tränenguß umsetzte. Ich warf das Manuskript zu Boden. Mit der so freiwerdenden Hand raufte ich mir das Haar. Dann verließ mich die Besinnung. Gnädig umfing mich eine tiefe Ohnmacht.
Als ich zu mir kam, beschien die Sonne ein erschütterndes Bild dramatischer Tätigkeit. Mein zerbeulter Kopf ruhte auf dem Bilde des die Heimkehr vergessenden Gatten. Die Lampe lag zertrümmert neben mir. Ihre Scherben waren vermischt mit Stoffresten. An den Spuren von Spitzen erkannte ich in ihnen die Überreste des Hochzeitskleides. Als ich den Kopf mit aller Kraft und hörbarem Knirschen des Atlaswirbels wandte, sah ich das absolut Böse liegen. Es war von meinem Absatz zertreten, vernichtet worden. Darin erblickte ich einen Hinweis meines Genies, das Drama für vollendet zu halten.
Doch, wo war die arme Frau? Sie war in furchtbarer Scham in die Berge geflüchtet. Sie jodelte in Moll. Doch das fünffache Echo hinderte mich, ihr Versteck zu erraten. Auf dem Küchentisch lag neben leckeren Wurstbroten eine trostreiche Botschaft: „Du hast mich erlöst! Der Bann ist gebrochen. Mein Mann ist tot — für mich. Suche mich, ich halte mich unweit des Hauses auf. Deine Dir verfallene Erna."
Im stolzen Gefühl, ein Drama und eine Frau erobert zu haben, flog ich für den Rest meines väterlichen Erbteils in die nächste Kulturzentrale. Hier las ich mein Drama einem Kunstrat vor. Als ich endete, umfing mich beredtes Schweigen. Endlich faßte der Präsident sein Urteil in dem Satz zusammen: „In der Tat ein bedeutendes Werk, das bestimmt aufgeführt werden wird, wenn unsere Klassiker längst vergessen sein werden, — aber auch nicht früher!"
Erst als ich zu Fuß in die Berge wanderte, um Erna zu suchen, erfaßte ich den Sinn des weisen Spruches. Nach vierzehn Tagen kam ich an. Das Haus glänzte in der Sonne. Im Garten arbeitete ein muskulöser Mann mit der Spitzhacke. Erna fächelte ihm frische Luft zu. Ich trat zögernd an den Zaun. Da hob der Mann die Hacke auf. Erna blickte an mir vorbei.
Langsam drehte ich mich um und lief fort in die Welt. Behutsam setzte ich meine Füße. Ich fühlte, wie es in mir dichtete. Ein neues Drama? Nein, diesmal wird es ein Lustspiel.

Lothar Krause

Des Mägdleins Klage

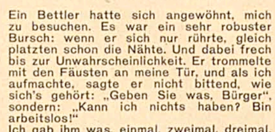
(Paul Scheurich)



„Weißt du, es ist furchtbar, von Natur aus blond zu sein! Alles bewundert mein Haar und sagt: ‚Oh! Eine tadellose Arbeit, eine tadellose Arbeit!'"

Ungebrochen

(Frz. Reinhardt)



„Dös war a hart's Urteil, Herr Amtsrichter! Aber Berufung werd net ei'g'legt, weil i aa an Charakter hab!"

Der Bettler

Von Michail Soschtschenko

Ein Bettler hatte sich angewöhnt, mich zu besuchen. Es war ein sehr robuster Bursch: wenn er sich nur rührte, gleich platzten schon die Nähte. Und dabei frech bis zur Unwahrscheinlichkeit. Er trommelte mit den Fäusten an meine Tür, und als ich aufmachte, sagte er nicht bittend, wie sich's gehört: „Geben Sie was, Bürger", sondern: „Kann ich nichts haben? Bin arbeitslos!"

Ich gab ihm was, einmal, zweimal, dreimal. Endlich sagte ich: „So, Brüderchen, da hast du jetzt einen halben Rubel, dafür sei aber so freundlich und bleib jetzt weg! Du störst mich sehr bei der Arbeit. Komm mir vor einer Woche nicht mehr vor die Augen!"

Pünktlich nach einer Woche erschien er wieder. Er begrüßte mich wie einen guten Freund, schüttelte mir die Hand, fragte mich, was ich schreibe. Ich gab ihm wieder einen halben Rubel. Er nickte mit dem Kopf und verschwand.

Und so kam er jeden Freitag, bekam seinen halben Rubel, drückte mir die Hand und empfahl sich.

Einmal, als er sein Geld bekommen hatte, drehte er sich an der Tür nochmal um und sagte: „Müssen was drauflegen, Bürger. Es ist furchtbar, wie alles teuer wird."

Ich lachte über seine Unverschämtheit, aber legte noch was drauf.

Endlich, vor ein paar Wochen war's, kommt er wieder zu mir. Ich hatte aber kein Geld. „Heut geht's nicht, Brüderchen", sag' ich, „ein andermal."

„Was heißt das", sagt er, „ein andermal? Vertrag ist Vertrag! Gleich mußt du's zahlen!"

„Na was denn", sag' ich, „wie kannst du was verlangen?"

„Ja nein, gleich mußt du's zahlen!" sagt er. „Ich mag nicht warten."

Ich schau ihn mir an, — er macht keinen Spaß. Er sagt es ernst, ärgerlich, fängt an mich anzuschreien.

„Jetzt hör aber", sag ich, „du Dummkopf! Sag doch selbst: kannst du denn was von mir verlangen?"

„Ja nein", sagt er, „ich weiß gar nichts."

Ich borgte mir von nebenan einen halben Rubel und gab ihn ihm. Er nahm das Geld und lief ohne Gruß weg.

Seitdem ist er nicht mehr gekommen, — er ist ganz offensichtlich beleidigt.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Wunder im Watt

Von Dirks Paulun

Im Sommer tönt der Lautsprecher vom Restaurant des Familienbades kilometerweit herüber, aber jetzt schweigt er schon seit Monaten. Nebel verschleiert die Kugelbaake und den fernen Deich. Ich bin wirklich mit Sand und Wellen allein.

Die Wellen gebärden sich absonderlich. Sie haben etwas Hartnäckiges — es sieht aus, als ob es immer wieder dieselbe Welle wäre, die sich vor meinen Füßen auf den Sand wirft — es sieht aus, als ob diese Welle sich um etwas mühte, als ob sie etwas zu mir heraufwälzen wollte. Mir wird ganz merkwürdig, ich muß hinsehen, hinhorchen, ich kann und will nichts anderes denken als: die Welle wälzt etwas! Was die Welle wohl zu wälzen hat? Lange Minuten sinne ich immer nur: die Welle wälzt etwas . . .

Da höre ich Antwort. Das geschäftige Rauschen zu meinen Füßen wird lebhafter, geläufiger, ich höre geradezu Worte, und dies ist, was die Welle sagt:

„Auftragsgemäß gestatte ich mir, auf Ihre Rechnung und Gefahr von Meer zu Meer zu wälzen folgende Lobgesänge:

> Schlaf in deinen Heldenehren!
> Keines Römers schnöde Habsucht
> soll dir je dein Grab versehren!
> Schlaf in deinen Heldenehren!
> Keines Römers . . ."

„Entweder bin ich verrückt —", schreie ich, als mir das Abenteuer klar wird, „oder . . . oder . . . das ist eine Busentowelle!"

„Du sagst es. — Auftragsgemäß . . .", hebt die Welle wieder an. Mir schwindelt. Ich suche, Näheres zu erfahren. Aber die Welle bleibt bei der alten Leier: „Schlaf in deinen Heldenehren . . .", dudelt sie selbstgefällig. Bis ich sie dann im Zorn beleidige: „Busentowellen am Nordseewatt — das gibt es ja gar nicht, die müssen längst verdunstet sein! Fauler Zauber!"

Zuviel für den Stolz der Ausländerin! Sie versucht, sich zu legitimieren. Ich verstehe nur notdürftig, denn sie spricht italienisch. Aber es ist von einem Herrn mit einem grünen Jägerhut die Rede, der am Ufer des Busento steht und, gerade als meine Welle vorbeikommt, mit erhobener Stimme und ebensolchen Armen die Schlußstrophen jenes klingenden Gedichts des Grafen August von Platen über die Wasser ruft. Er endet vorschriftsmäßig mit der Beschwörung: „Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!"

Als ich begriffen habe, versetze ich der armen Welle mit meinem Spazierstock mehrere vergebliche Gnadenstöße, wandere nach Cuxhaven und verwundere mich in meiner Seele über die Gewalt der Dichtkunst.

Zurechtweisung

(R. Kriesch)



„So brauchst di grad über dö Holzscheiteln net aufz'reg'n, Hermann, bist ja sunst aa net so leidenschaftlich!"

Klavier-Unterricht

(Olaf Gulbransson)



Vestigia terrent

(Wilhelm Schulz)



Ist es richtig, im Namen der abgehenden Generation zu versprechen: Wir wollen in ihre Fußtapfen treten? Wäre es nicht besser, wenn Frankreichs neuer Mann einen neuen Weg suchte?

München, 25. November 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

Agents provocateurs

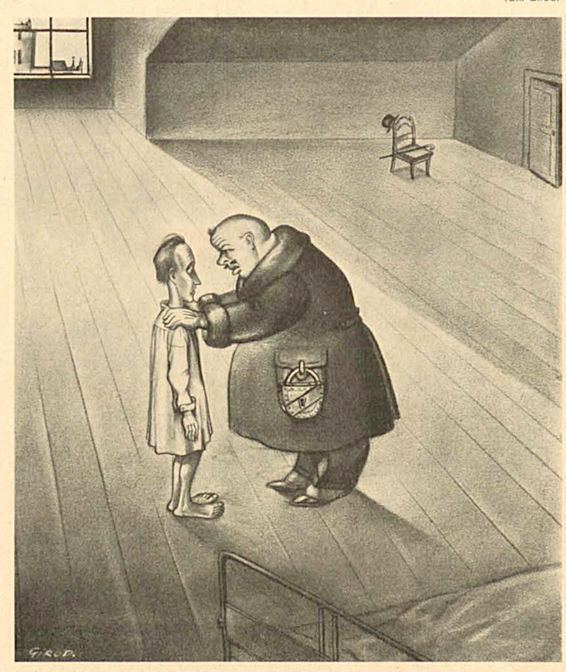
(Karl Arnold)



„En avant, ans Werk! Wie sollen wir sonst im Saargebiet Ruhe herstellen, wenn ihr nicht für die nötige Beunruhigung sorgt?"

Der Helfer in der Not

(Ch. Girod)



„Ich will Ihnen einen guten Rat geben . . .“

Kienlun oder Das verlorene Jahr

Eine echt chinesische Geschichte von Rudolf Reymer

Seit sechs Monaten hatte sich Kienlun, der meistgelesene Schriftsteller der Dynastie Wu, in das entlegene Bergkloster Paolü zurückgezogen, um seinen neuen Roman zu schreiben. Er würde — daran bestand kein Zweifel — den mit dem Verlage zum Krächzenden Sumpfkranich geschlossenen Vertrag pünktlich innehalten und noch vor Ablauf des letzten Sommermonats in die Hände des freundlichen Herrn Ku-Ko, seines langjährigen Verlegers, ein dickleibiges Manuskript legen.

Kienlun verstand sein Handwerk. Sein stilistisches und gedankliches Können machte seine Romane mit Recht zur Lieblingslektüre von Hunderttausenden. Das eigentliche Geheimnis dieses Massenerfolges aber bestand darin, daß die Romane dem menschlichen Gerechtigkeitssinn, dem Glauben an den endlichen Sieg des Guten und Schönen, mit einem Wort, dem Optimismus in vollendeter Weise Genüge taten. Je verzweifelter und auswegloser die Situationen, je tragischer und unlösbarer die Konflikte waren, in die Kienlun seine bewundernswerten Helden und seine bezaubernden Heldinnen geraten ließ, desto sicherer und wunderbarer war die schließliche Vernichtung ihrer gefährlichen und abscheulichen Widersacher und ihr endlicher Triumph über das Böse.

Der neue Roman versprach ein Meisterwerk seiner Art zu werden. Der Held, ein junger Gelehrter aus einer der angesehensten Familien des Landes, mit allen Gaben eines großen Geistes und einer schönen Seele ausgestattet, dabei von stattlicher Erscheinung, gewinnenden Manieren und einer bescheidenen, aber unerschrockenen Männlichkeit, schien weiter als je vom Ziel seiner Wünsche entfernt, die sich in der rührenden und betörenden Gestalt der lieblichen Mädchenblüte Taiote verkörperten. Ihr Entführer, der gewissenlose und heimtückische Sohn eines reichen Emporkömmlings, hatte durch Bestechung von ungetreuen Hofbeamten und auch mit Hilfe geschickt gefälschter Dokumente, welche hochverräterische Anschläge gegen die Regierung des Himmelssohnes zu beweisen schienen, die Verbannung des Helden auf Lebenszeit in die elende und ungesunde Grenzprovinz Lianschu durchgesetzt. Nichts schien die unglückliche Taiote, die sich schutzlos der Gewalt des Wüstlings ausgeliefert sah, zurückhalten zu können, den im Ärmel ihres Seidenmantels verborgenen Dolch in ihre schöne Brust zu stoßen.

An diesem Punkte des Romans, an dem die wachsende Empörung jedes Lesers und das zu Tränen gesteigerte Mitgefühl jeder Leserin ihren Gipfel erreichen mußte, bereitete Kienlun mit überlegener Sicherheit die große, überraschende Wendung im Schicksal seiner vielgeprüften Helden vor. Mit einem in sich gekehrten Lächeln den Umschwung zum Sieg des Guten und Schönen überdenkend, promenierte er längs der Mauerbrüstung im milden Licht der Sonne, deren große rote Scheibe gerade den fernen Rand der mandschurischen Steppe berührte.

Da erblickte Kienlun plötzlich an einer Krümmung der Mauer einen Menschen, der nach einigen taumelnden Bewegungen sich gegen die Steinbrüstung lehnte und dann mit einem tiefen Stöhnen zu Boden stürzte. Kienlun sprang hinzu und beugte sich über den Ohnmächtigen, dessen edle, wenn auch durch Erschöpfung und Kummer entstellte Züge sich allmählich wieder belebten. Er stieß einen Seufzer aus, schlug die Augen auf und richtete sie auf Kienlun mit einem Ausdruck grenzenloser Hoffnungslosigkeit und stummer Verzweiflung, der diesen bis ins innerste Herz traf.

Eine Stunde später lag der Fremde regungslos auf dem Bett einer unbewohnten Klosterzelle. Die guten Mönche von Paolü hatten dem jungen Manne die zerrissenen und mit Schmutz bedeckten Kleider ausgezogen, seinen abgezehrten und von frischen Wunden bedeckten Leib mit lauwarmem Wasser gewaschen und mit kräftigenden Essenzen abgerieben. Sie hatten ihm einen Teller Suppe und einen Becher heißen Wein eingeflößt und ihn dann der Ruhe der Nacht und der Gesellschaft Kienluns überlassen.

Am Morgen war der Fremde tot. Kienlun hatte ihn nicht verlassen. Bis lange nach Mitternacht hatte er auf einem harten Holzschemel am Kopfende des Lagers vorgebeugt gesessen und unverwandt in das fahle Gesicht, in die mattglänzenden Augen und auf die schmerzverzerrten Lippen gestarrt, die unablässig, wie im Selbstgespräch, heiser flüsternd sich bewegten. Kienlun hatte kaum zu atmen gewagt, um keines der unter unsäglichen Anstrengungen und Qualen ausgehauchten Worte zu verlieren. Als sich der zuckende Mund endlich krampfartig zusammenpreßte und die Rede versiegte, war Kienluns Kopf auf die Knie gesunken. Im bleichen Licht der Morgendämmerung erwachte er fröstelnd aus todähnlichem Schlaf. Stöhnend bog er den gekrümmten Rücken gerade. Sein erster Blick fiel auf den Mund des Fremden. Die bläulichen Lippen waren halbgeöffnet und verzerrt. Er war gestorben.

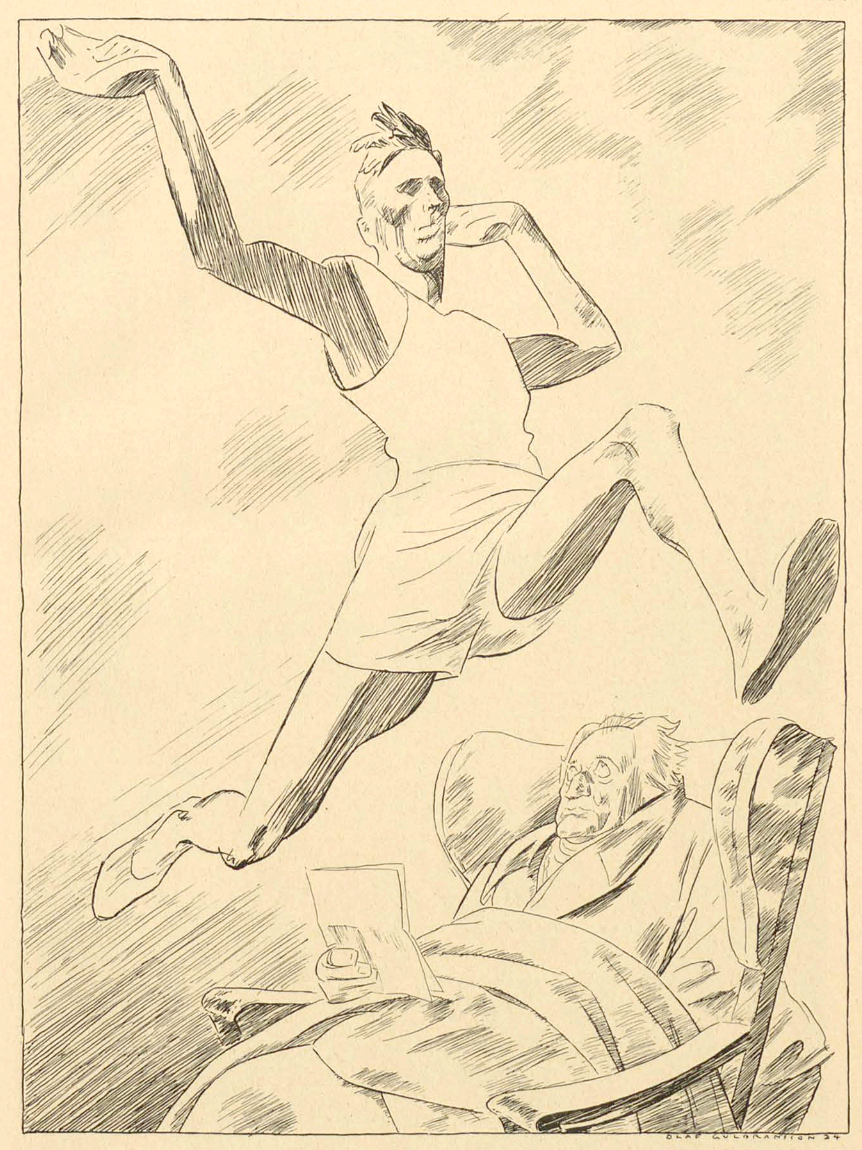
Kienlun war weder imstande, das Frühstück einzunehmen noch zu schreiben. Er betrat weder die Terrasse vor seinem Zimmer, noch unternahm er seinen Abendspaziergang auf der großen Mauer. Als die Nacht einbrach, erhob er sich, zündete die Öllampe an und verbrannte auf dem kleinen Räucheraltar getrocknete Kräuter. Dann machte er Feuer in dem Kohlenbecken, das für die Winterszeit bereitstand, ergriff sein fast vollendetes Manuskript, die Arbeit der verflossenen Monate und die Hoffnung der bevorstehenden Saison, und hielt Blatt für Blatt über die Flamme, bis der Boden des Zimmers ganz mit Asche bedeckt war, die im Nachtwind wie welkes Laub raschelte. Dann löschte er Feuer und Lampe und schlief unter wüsten Träumen.

Erst im Frühherbst kehrte er in die Hauptstadt zurück. Sobald der freundliche Herr Kuko, der in den letzten Wochen seinen Diener jeden zweiten Tag zur Wohnung seines geschätzten Autors geschickt hatte, von Kienluns Heimkehr erfuhr, bestellte er seine gelbe Sänfte, nahm einen großen Strauß Kaiserchrysanthemen in den Arm und ließ sich im Eiltempo zu ihm tragen. Er fand Kienlun blaß, müde und ungewöhnlich einsilbig. Er begrüßte ihn mit echter Herzlichkeit, übergab die herrlichen Blumen und erzählte ihm zehntausend kleine und

(Schluß auf Seite 413)

Junge und Alte

(Olaf Gulbransson)



Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein.

Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde schenken!

Goethe

Stimme aus dem Publikum

(Wilhelm Schulz)



„Wann wird denn endlich dem Genfer Kasperltheater angesichts der tatsächlichen Verhältnisse die Konzession entzogen?!"

Kienlun oder Das verlorene Jahr

(Schluß von Seite 410)

große Ereignisse, die in den vergangenen Monaten das öffentliche, gesellschaftliche und literarische Leben der nördlichen Hauptstadt in Aufregung versetzt hatten. Zum Schluß, als er sich schon verabschiedet hatte, fragte er, als ob es ihm eben einfiele, nach dem Manuskript des neuen Romans. Kienlun betrachtete eine Weile die Pracht der Kaiserchrysanthemen. Dann öffnete er den Koffer aus Bambusrohrplatten, ein sinnvolles Geschenk des liebenswürdigen Herrn Kuko, und entnahm ihm ein dickes Paket, das der Verleger des Krächzenden Sumpfkranichs erfreut unter die Flügel nahm, um sich eilends zu entfernen.

Schon fünf Tage später erhielt Kienlun das gleiche Paket mit einem Begleitschreiben zurück. Nach den vorgeschriebenen höflichen Einleitungssätzen erklärte der freundliche Herr Kuko, daß er wie sein Oberlektor, der kluge und gewissenhafte Herr Pe-Se, von der Lektüre des einzigartigen Werkes aufs tiefste beeindruckt worden wären. Er hob seine literarischen Qualitäten, seinen schonungslosen Realismus, die glänzende Diktion und vieles andere mehr in den Himmel, gab aber dann, auf die Erde zurückkehrend, seiner und seines Oberlektors schmerzlicher Überzeugung Ausdruck, daß die destruktive Tendenz, die grausame Hoffnungslosigkeit und der niederdrückende Pessimismus, welche dieses erschütternde Dokument menschlichen Schicksals erfüllten, den an sich verdienten Erfolg des großen Romans zweifelhaft erscheinen ließen. Auf Grund reiflicher und ernsthafter Überlegung hielte es der Verlag für nicht im Interesse des Verfassers gelegen, durch Verbreitung eines so völlig dem Wesen seiner früheren Produktion entgegengesetzten Buches die Beliebtheit des großen Volkserzählers einer Belastungsprobe auszusetzen, deren Risiko in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Gewinn stehe, vielmehr für die weitere Zukunft des geschätzten Autors bedenkliche Folgen in sich schließen könne.

„Sie sind ein Dichter, mein Lieber", schrieb der erfahrene Herr Kuko und sprach die Hoffnung aus, daß er die Ehre und das Vergnügen haben werde, bald ein neues Manuskript aus dem unübertrefflichen Pinsel Kienluns zu empfangen.

Kienlun war mehr betrübt als überrascht und bot das abgewiesene Manuskript dem erbitterten Konkurrenten seines alten Verlegers, dem „Haus zum Hinkenden Perlhuhn" an, von dem es unbesehen angenommen und mit einem noblen Vorschuß honoriert wurde. So erschien also der neue Roman Kienluns pünktlich wie alle Jahre zu Beginn der Wintersaison, mit einer leuchtenden und aufreizenden Bauchbinde geschmückt, in den Buchläden der nördlichen Hauptstadt und der Hauptstädte aller Provinzen.

Der Erfolg war kläglich. Die berufsmäßige Kritik nannte das Buch ein Experiment, das Ergebnis einer Laune, das wohl einen Einzelfall darstellte und an dem literarkritischen Bilde des bekannten Volksschriftstellers nichts ändere.

Das große Publikum, welches jedes Jahr seinen neuen Kienlun, der im Grunde natürlich immer der alte zu sein hatte, verlangte, bezahlte und empfing, nahm die Sache krumm. Es lehnte das Werk aus den Gründen ab, die der erfahrene Herr Kuko bereits geltend gemacht hatte, ohne daß es dessen schöne stilistische Wendung fand, sondern indem es das Buch offen als enttäuschend, als übertrieben und unerfreulich bezeichnete.

Kienlun aber hatte weder übertrieben, noch sich düsteren Phantasien hingegeben; sein neues Werk war lediglich die wahrheitsgetreue Geschichte, der Lebensroman jenes unglücklichen jungen Mannes, der auf der großen Mauer ohnmächtig zusammengebrochen und in der Klosterzelle von Paolü gestorben war.

Kienlun bereitete der Mißerfolg mehr Enttäuschung und Verdruß als die Ablehnung seines alten klugen Verlegers, der mit seinen Prophezeiungen nur zu recht behalten hatte. Die erste Honorarabrechnung, die der Verlag zum Hinkenden Perlhuhn drei Tage nach dem chinesischen Neujahrsfest vorlegte, vermehrte seinen Kummer. Er war gezwungen, seinen Lebensaufwand erheblich einzuschränken. Als das Frühjahr herankam, war das Buch bereits so gut wie vergessen. Er reiste früher als sonst nach dem stillen Bergkloster Paolü und arbeitete sechs Monate fleißig unter genauer Einhaltung seiner alten bewährten Gepflogenheiten. Er besaß das ausgezeichnete Gedächtnis vieler bedeutender Schriftsteller und schrieb zum zweiten Male fast wörtlich den Roman, den er im vorigen Sommer kurz vor der Vollendung verbrannt hatte. Pünktlich lieferte er Herrn Pe-Se, dem Oberlektor des Krächzenden Sumpfkranichs, das schöngeschriebene Manuskript ab. Drei Tage später erschien der freundliche Herr Kuko in seiner gelben Sänfte persönlich bei ihm und beglückwünschte ihn und sich zu dem glänzenden Werk seines geschätzten Pinsels. Der Erfolg des Buches übertraf die kühnsten Hoffnungen, die Verlag und Autor an seine Aufnahme geknüpft hatten. Eine Woche vor Neujahr meldete das Hinkende Perlhuhn Konkurs an.

Ein Wiedersehen

(Paul Scheurich)



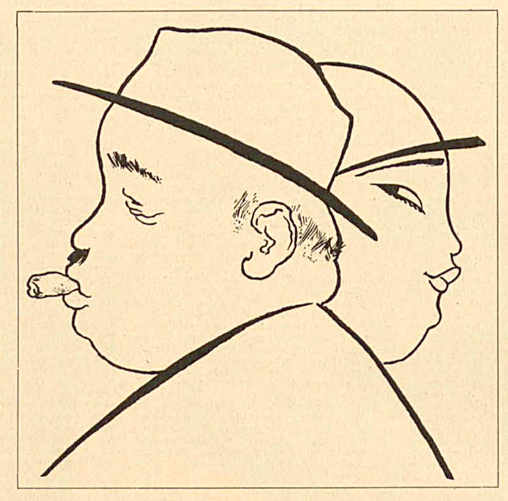
„Weißte noch, damals, wie wir uns Tag für Tag verprügelt haben?" — „Ja, das waren Zeiten! Man sollte es nicht für möglich halten, daß man sich dann nachher so auseinanderleben kann!"

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„. . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„. . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„. . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Der Bewunderer

Zu Anfang des Jahrhunderts gehörten die Vehikel, die durch motorische Kraft angetrieben wurden, zu bestaunten Wunderdingen. Auf dem Lande besonders verursachten sie lähmendes Entsetzen der vierbeinigen Geschöpfe und Maulsperren-Krämpfe der zweibeinigen.
Wie Spukerscheinungen wirkten die Kraftfahrzeuge aber in den entlegenen Gebieten der überseeischen Halbwildnis. Zu jener Zeit war es, als eine Reisegesellschaft eines dieser Ungeheuer, die noch mit Kettenantrieb ausgerüstet waren, zur Besichtigung einer Farm in Südamerika benutzte. Zuverlässig waren diese Wagen, obwohl damals in dem genannten Kontinent die Erfindung McAdams noch wenig angewandt wurde; Chausseen gab es nicht. Mit Zischen, Fauchen und ohrenbetäubendem Gerassel „navigierte" der Lenker sein Fahrzeug über die Löcher und Tücken der Landschaft, die viel Rinder und Pferde, aber selbst nur selten einen primitiven Ochsenkarren sah. Kurz vor der Ankunft an dem Ufer eines Flusses, der mittels Fähre überquert werden mußte, gab es eine Begegnung mit einem Gaucho — einem jener braven Rinderhirten, wie sie in ihrer einfachen, aber würdevollen und stolzen Ritterlichkeit nur die menschenarmen Pampas Südamerikas hervorbringen können. Ebenso, wie alle andere Lebewesen, denen man unterwegs begegnet war, erging es dem Gaucho; er sah, staunte, erschrak entsetzt und . . . türmte.
Gaucho und Roß, Roß und Gaucho sind ein Begriff, sie gehören zusammen. In diesem Falle auch das Entsetzen; jedenfalls war nicht zu erkennen, wer von den beiden das größere Bedürfnis zu der einsetzenden halsbrecherischen Flucht verspürte. Die Fähre war gerade abgefahren, als der Kraftwagen das Ufer erreichte. Es hieß also warten.
Nach geraumer Zeit erschien in der Ferne auch unser Gaucho wieder. Zögernd er, widerstrebend und nur mit Gewalt vorwärts zu bringen sein Rappe. Ganz an das Ungeheuer war der Hengst aber nicht heranzubringen. Gefesselt ließ ihn der Gaucho zurück und mußte sich bequemen, wohl zum erstenmal in seinem Leben, einen Weg, der mehr als hundert Meter ausmachte, zu Fuß zurückzulegen. Humpelnden Ganges kam er an, grüßte mit unnachahmlicher Grandezza und begann mit der Besichtigung. Erst von vorne, dann von hinten, von den Seiten, von oben, von unten wurde das Monstrum in Augenschein genommen . . . und dann kam das unverhohlene Kompliment, die erstaunte, verblüffte Bewunderung, wie sie nur ein Gaucho ausdrücken kann: „Große, verfluchte Hündin, die dich geboren hat!" C. G. O.

Das Gebet

Von Michail Soschtschenko

Als ich im vorigen Sommer einmal in einem russischen Dorf bei einem mir bekannten Bauern übernachtete, hörte ich, wie die Bäurin betete. Als alles in der Hütte still war, kam die Bäurin barfuß in die Stube, kniete vor dem Heiligenwinkel nieder, schlug mehrmals das Kreuz und flüsterte: „Erbarm dich, heilige Mutter, ich wohne in der letzten Hütte des Dorfes." Oft verbeugte und bekreuzigte sich das Weib, erbat sich alle göttlichen Gnaden und gab dabei jedesmal ihre Behausung an: die letzte Hütte des Dorfes.
„Bäurin", sagte ich, als sie mit dem Beten fertig war, „ist denn eure Hütte wirklich die letzte? Nebendran ist doch noch eine!"
„Nein", sagte das Weib. „Das ist keine Hütte, das ist das Bad! Der liebe Gott weiß das schon."
„Immerhin", sagte ich, „es könnte doch eine Verwechslung geben, wenn die Adresse nicht genau ist."
„Meinst du?" sagte sie.
Sie trat vor den Heiligenwinkel, kniete noch mal nieder und sagte: „Erbarm dich, heilige Mutter, ich wohne in der letzten Hütte des Dorfes, das daneben ist das Bad."
Dann beugte sie den Kopf bis zum Fußboden, kroch hinter ihren Vorhang und legte sich ins Bett.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Vom Tage

Der frühere Luftfahrtminister Pierre Cot schreibt im „Oeuvre": „Ja, es gibt ein Mittel, um den Luftkrieg zu neutralisieren, es sind dies folgende Maßnahmen: 1. Abschaffung der gesamten Militäraviatik, 2. Organisierung einer internationalen Kontrolle über die Handelsflugzeuge, 3. Schaffung einer internationalen Luftpolizei."
Solche vernünftigen Gedanken zu denken hat ein Luftfahrtminister scheinbar erst Zeit, wenn er a. D. ist. Ist er aber im Dienst, so ist nach den bisherigen Erfahrungen wohl die Vernunft a. D.?

Totenbretter

Im Bayerischen Wald besteht seit Jahrhunderten der Brauch, für die Verstorbenen an einem Haus, einem Baum oder sonstwo ein sogenanntes Totenbrett anzubringen, um die Erinnerung wachzuhalten. Nachfolgend die Inschriften zweier solcher Gedenktafeln:

Zur Erinnerung an das traurige Siksall, durch dessen Schult die Anna Maria Heigl, Wirtstochter in Stotzering am 10. Oktober 1798 der Hölzerne Türstock sie erschlagen hat in seim Alter von 17 Jahren.

*

Zur Erinnerung an Michael Wörner, Loambaurnsohn von Zenting, gebohren den 5. Juni 1833. Der Schlag hat ihn gerührt, als er eine Kuh vom Markt hat heimgeführt. Gestorben am 13. September 1857.

Vor ihm starb sein Vater, er war Loambauer und Bader, er hat vielen Ader auch gelassen, doch Gott wird ihn nicht verlassen.

*

ROTSIEGEL KRAWATTEN

Das Geschenk für „Ihn“

Lieber Simplicissimus!

Neulich, beim „Gansviertelessen“ in einem Dorfwirtshaus des Albuch, erzählte uns die würdige Wirtin — wohl durch unser gediegenes Aussehen ermuntert — folgendes:

„Denket Se no, vor a baar Däg kommt mei’ Dochter, ’s Reesle, am Obed en ihr’ Kammer rauf, ond wie se ’s Licht a’macht, was meinet Se!, da hockt doch a fremder Kerle onderm Bett dronte. ’s Reesle — se isch gar net ufg’regt g’wä — fragt en glei, wer er sei (was er well’, hot se jo net z’ frage braucha!); ond der Hengscht, der schlecht, sait bloß: ‚I ben’s!‘ ond kommt onderm Bett fürre und will glei em Reesle an Kraga! No, mei’ Reesle isch immer a stramms Weibsbild g’wä, die hat uff kei’ Kommando g’wartet, die hat em glei uffg’spielt, daß em ’s Höra und ’s Seha ond ’s Wiederkomma arg verleidet isch. Der hockt sei’ Lebtag onder kei’ fremd’s Bett meh nonder! Ond recht isch em g’schehe, denn“ — so fügte die Wirtin mit würdigem Anstand hinzu — „hätt er ’s ehrlich ond uffrichtig g’moint, na’ hätt er doch au sein Name g’nannt!“

Sorgen der „feinen Leute“

Nun siehst du die feinen Leute beben:
bald wird’s keinen „echten“ Kognak mehr geben,
keinen Meukow, Hennessy oder Martell!
Und hamstert man auch ein paar Flaschen schnell,
wird einen doch bald die Verzweiflung treiben,
sich deutschen Weinbrand einzuverleiben!!
O Gott!

Des Burgunder- und des Bordeaux-Trinkers Nase
hängt gleichfalls sorgenvoll über dem Glase:
soll er zu Weinen von Mosel und Rhein,
Saar, Ruwer und Franken verurteilt sein?
Schon zeigt der Keller bedenkliche Lücken —
der Jammer ist einfach nicht auszudrücken!
O Gott!

Und andere gibt es, die nicht begreifen,
wie man baden kann ohne englische Seifen
und importiertes Lavendelsalz.
Und fehlt dann der Whisky ebenfalls,
kann man nur kümmerlich fortvegetieren
und muß alles Elend des Lebens spüren.
O Gott!

Und fehlen erst Austern, Langusten und Hummer,
ist alles nur Not und Entbehrung und Kummer.
Denn wenn das so weitergeht, gibt es sogar
nicht einmal mehr russischen Kaviar!
Was soll man denn trinken? Was soll man denn speisen?
Und man kann auch nicht mal ins Ausland verreisen —
O Gott!

Selbst ohne amerikanische Wagen
muß man sich dürftig durchs Leben schlagen;
denn was unsereinen erfreut, trägt nie
den Stempel „made in Germany“.
— — — Die reichen Leute stöhnen: „Wir Armen!
Mit uns hat eben keiner Erbarmen — — —
O Gott!“

Benedikt

Fertig vorliegend:

Halbjahrsband

XXXIX. Jahrg. 1. Halbjahr April bis Sept. 1934
Ganzleinen . . RM 16.50
und die neue

Einbanddecke

mit Inhaltsverzeichnis zum 1. Halbjahr April bis September 1934 des 39. Jahrgangs.
Ganzleinen . . RM 2.50

Simplicissimus-Verlag, München 13
Elisabethstraße 30



Das Mädchen und die sieben Freuden

Sie hieß Karoline, und die Ungewöhnlichkeit des Namens in einer Zeit, die Mia und Baby, Jo, Daisy und Gwen als erste durchs Ziel gehen ließ, ist meine früheste Erinnerung an sie. Mißverstehen Sie mich nicht. Karoline war gar nicht unmodern. Sie war Abteilungsleiterin in einer großen Firma, geschäftstüchtig, fleißig und dabei eine Meisterin in der Kunst, ihr Gesicht schön zu machen, ohne das Auge des Bewunderers ihrer Figur zu beleidigen / Wie sie mich aus einem Haufen strampelnder Mädchenarme und Bubenbeine im Schwimmbad herausgriff, um mir Unterricht im Crawlen zu geben, das ist die zweite Erinnerung. Und Karoline im seligen Walzerschritt die dritte — am Abend, an dem ich zum ersten Male mit Onkel ausgehen durfte / Immer der gleiche, frohe und ausgeglichene Kamerad, das ist Karoline (und seit dem Schwimmunterricht darf ich sie alle paar Wochen besuchen) / Als ich sie gestern überraschen wollte, fand ich sie am Schreibtisch — verlegen zum ersten Male, seit ich sie kenne. „Es ist Adventszeit“, sagte sie, „Zeit zum Nachdenken, wer mir Gutes getan hat in diesem Jahre, bewußt oder unbewußt. Hier siehst Du sieben Namen. Sie bedeuten sieben Freuden, die mir geschenkt worden sind, und die Mehrzahl der sieben weiß wohl gar nicht, daß sie es taten“ / „Da ist Schwester Martha, die mir die Hand hielt in der langen Nacht vor der Operation. Da ist Paul, der Portier des Bürohauses, der im rechten Augenblick sagte: „Wie schön scheint die Sonne heute, Frollein“, als ich einmal ganz verzagt dachte, alles sei zu Ende. Da ist der Omnibusschaffner, der immer ein wenig wartet, wenn ich verspätet zur Haltestelle laufe. Da ist Fräulein Berger, Herr Schmidt, die Mutter Moser und nicht zuletzt der kleine Fritze, der so wundervoll spucken kann und mir das Murmelspielen beigebracht hat.“ Jetzt darf ich mitwählen und mitaussuchen, um sieben Menschen Freude zu schenken. Dann darf ich helfen, sieben Pakete zu machen, in Weihnachtspapier gepackt und mit bunten Bändern verschnürt. Dann werde ich helfen, sie zur Post zu tragen. Aber es werden vierzehn Pakete sein und nicht sieben, denn meine eigenen sieben Freuden werden auch dabei sein / Und dann, das weiß ich, werde ich Karoline so glücklich sehen, wie damals im seligen Walzerschritt.

Briefmarken-Zeitung „Hansa-Post“ gratis. Hamburg 36/513

Für die Haut: Leokrem

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger“, München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers“ nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger“, München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für sachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger“ infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet **Gummi-Keller, Frankfurt a. M.** Speyerer Straße 17 a.

Blinde kämpfen — helft ihnen!

Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken“.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Gratis!! Preisliste hyg. Art. Neuheiten. **Friedr. Neumann, Hamburg 1,** Ballinhaus 6. St.

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8

1. Kostenlos ½ Jahr die aktuellen „Photo-Lehrberichte“
2. Katalog und Teilzahlungs-Vorschläge
3. Gelegenheitsliste (Fundgrube)
4. Kamera-Tausch

Bessere Photos durch **PHOTO-SCHAJA MÜNCHEN 2 No 62**
DEUTSCHES PHOTOHAUS
Größte Leica-Verkaufsstelle der Welt
Größter Photo-Arbeiten-Versand Deutschlands

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM –.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** i. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 14 100 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Auch ein Volksgenosse

(O. Herrmann)



„Tja, mit 'n Luftschutz, det is so 'ne Sache! Wieder mal sind die Ärmsten am besten dran — die wohn'n im Keller!"

Nicht zu ändern

Was sind alle schönen Worte,
wenn die Liebe saust und braust?
Nur ein Rütteln an der Pforte,
hinter der das Wesen haust.

Eins will sich ins andre gießen,
Ich ins Du und Du ins Ich,
und mit ihm zusammenfließen . . .
Doch das Wesen bleibt für sich.

Ist aus einem sondren Holze,
rätselvoll und unerkannt,
— dem Geschlecht der Hagestolze
wurzelnah und stammverwandt.

Ratatöskr

Die Uhr

Zu den nicht eben zahlreichen Gegenständen von Wert, die sich rühmen können in meinem Besitze zu sein, gehört auch eine goldene Repetieruhr, noch vom Urgroßvater, daher besser Repetir-Uhr, ein treffliches Opus, das seinen Meister noch mit jedem repetierten Glockenschlag laut lobt.

Dennoch, trotz aller Trefflichkeit, geschah es eines Tages, daß sich der — goldene — Deckel löste vom Werk und ein selbständiger Gegenstand zu werden den unedlen Ehrgeiz bekundete. Betrübt und zornig halte ich Uhr und Deckel in den Händen, als mein Freund Köbes kommt. Mit der innigsten Teilnahme betrachtet er die entzweite Eintracht, schaut dann wie eine treue Kuh zu mir herauf und sagt — ich ahne ja, er hat es wieder mal auf ein Geschäft abgesehen! —: „Was ist der Zweck der Uhr? Die Zeit zu zeigen. — Was ist der Zweck des Deckels? Die gezeigte Zeit zu decken. — Da wundert's dich, daß Uhr und Deckel einander leid geworden sind? Achtzig Jahre lang einer des andern Werk so schmählich hintertreiben! Versuche mal, ob du mit deiner Frau, der Frieda, das achtzig Jahre lang aushalten könntest!" — Dann wird er melancholisch — dann wird er gefährlich, denn gegen seine mitleidheischende Betrübnis ist mir kein Schutz und Schirm gewachsen, leider —: „Nun ja, die Zeit enteilt, und wir mit ihr. Die Uhr zeigt es dir an, kein Deckel kann es hindern, ob er es auch verdeckt. Sei weise, Ko! Und sein ein Mann! Verachte solche goldene Täuschung! Sieh dem Schicksal mutig ins gezeigte Antlitz! Es ist, als flögen wir davon! Als flögen wir — und wohl dem Manne, der sich der Gefahr und Flüchtigkeit des Fliegens stets bewußt bleibt! Pfui über feige Vogelstrauß- und Deckelpolitik! Gib mir den Deckel! Siehe, ich bin dann um eine Woche Atzung reicher — nur um eine einzige Woche — du aber, für dein ganzes Leben!, um eine böse, große Täuschung ärmer . . ."
Ich gab ihm den Deckel . . . Noch ehe ich dessen inne ward, war es schon geschehn . . . als flöge er davon . . .

Ko.

Mit einem Blumenbuch

In jedem Außen, du,
spiegelt ein Innen sich.
Auch wenn die Blüte blich,
treiben ihr Säfte zu.

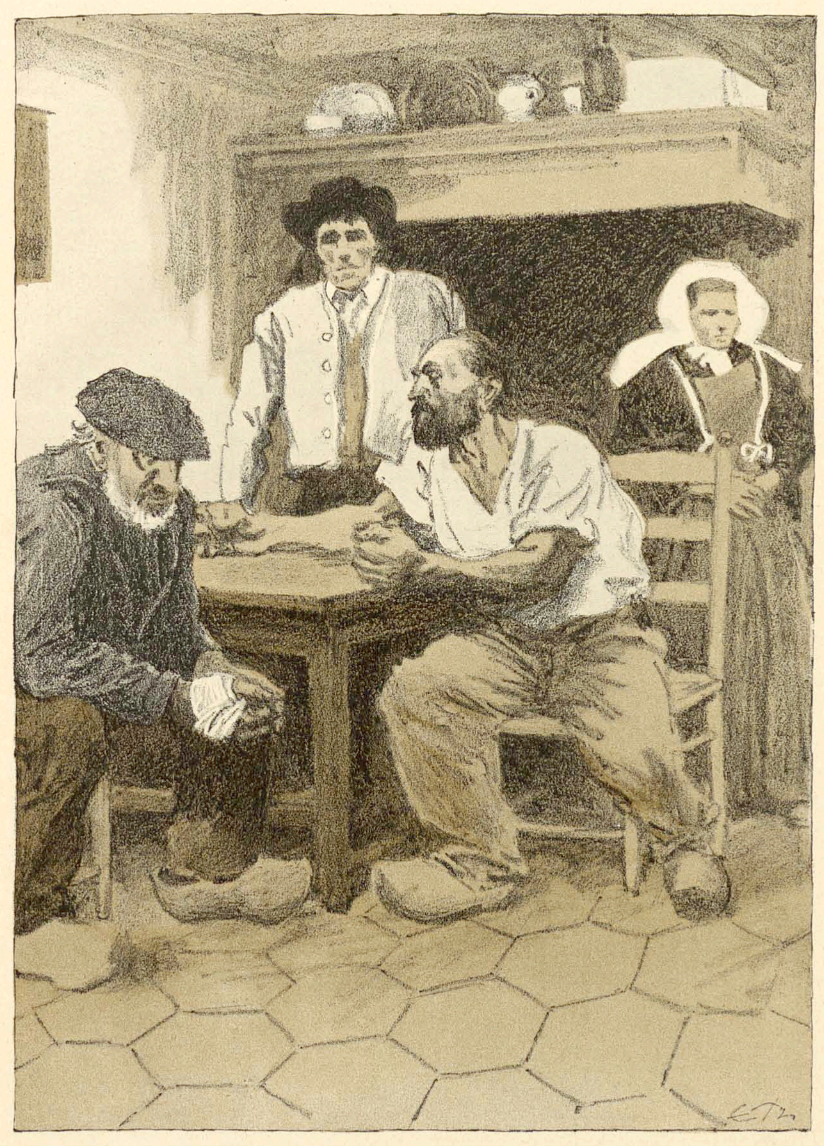
Siehe, die Blumen hier
wachsen für alle Welt,
wachsen zu Gottes Zier,
die uns den Tag erhellt.

Aber du Blume blühst
mir und nur mir allein:
Ach, ich will glücklich sein,
wenn du mir immer blühst,
wenn du mir innen blühst —
Sonne und Widerschein!

Hans Graven

Ab nach Tournefeuille!

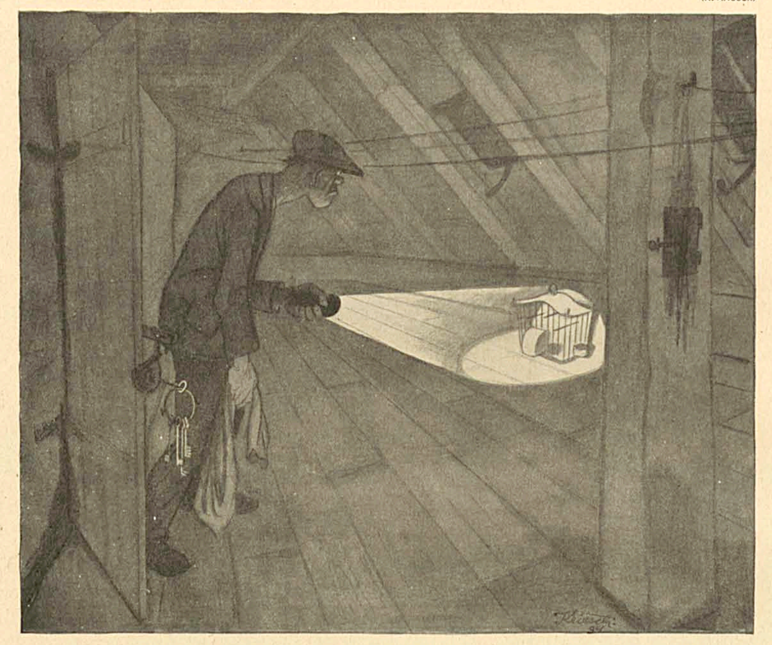
(E. Thöny)



„Den Burgfrieden wollen sie also erhalten?" — „Wenn nur auch der Weltfriede erhalten bliebe!" — „Jedenfalls hat unser guter Père Doumergue jetzt seinen Frieden . . ."

Schlechte Zeiten

(R. Kriesch)



„Och je, 'n Vojelkäfig! Wenn's wenigstens 'ne Mausefalle mit Speck wäre!"

Fanatismus / Von Dirks Paulun

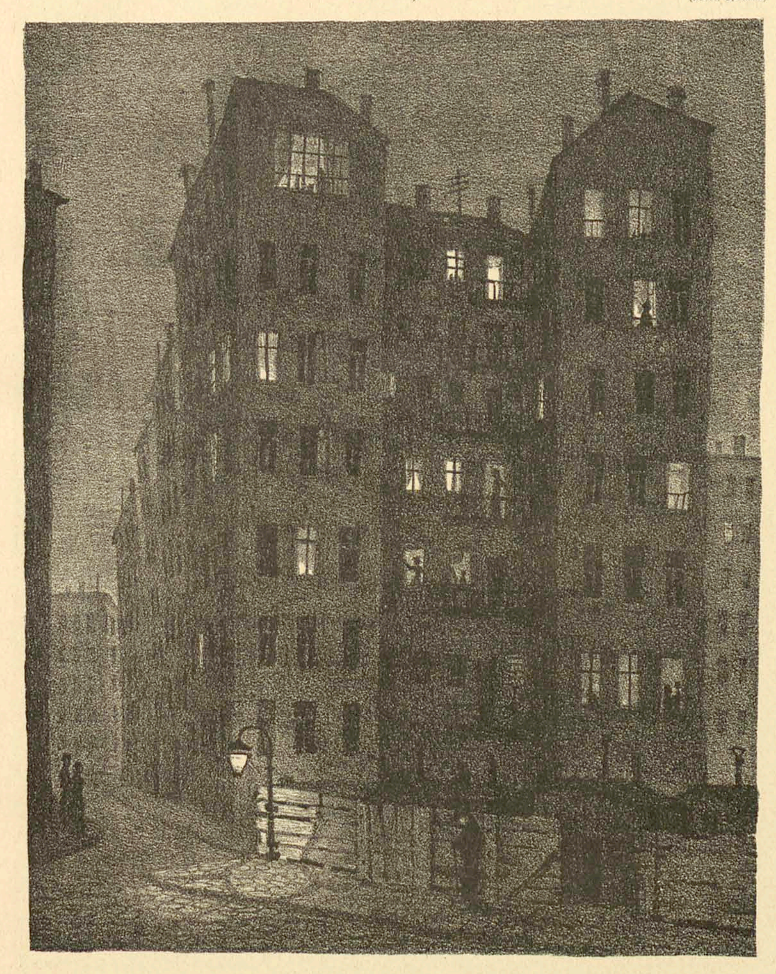
Mensch, nich soviel Wasser! Nich soviel Waassser!! Nu is das ja kein Grog mehr — nu is das Plörr! Und denn ist das ja auch gefährlich mit son Fanatismus für Wasser. Glaub mir das! Ich weiß das. Ich hab das mit meine eigene Augen gesehn, wie mein Vetter sich seine Gliedmaßen entzweigesprungen hat . . .
Mein Vetter Jahn — ich sag ihn das ja gleich, als ich mit ihn näher bekannt werde. Jan, sag ich, das' ja ein Fanatismus von dir!
Ich war noch ein jungen Kerl, wie ich zu sein Eltern zu Besuch kam. Ich schlaf mit ihn in selben Zimmer. Morgens um sechs klingelt der Wecker. Jan kommt sofort hoch, langt sich ein Handtuch und — jumpt ausn Fenster!
Es war ja zu ebener Erde. Aber was soll das nu! Ich kann mich ja doch nich halten und muß mal nachkucken, was er denn so eilig zu beschicken hat. Jan steht da draußen unter der Pumpe und pumpt sich naß von oben bis unten!
Wie er wieder rein kommt, sag ich zu ihm, er soll sich man nich verkühlen. Er sagt ganz trocken, er verkühlt sich nich, er macht das sommers und winters so.
„Mensch", sag ich, „Jan! das' ja ein Fanatismus von dir!"
„Mach man nix in Gange!" sagt er.
Damals hab ich mir schon mein Teil gedacht . . .
Aber ich mocht ihn ja gern leiden, Jan! Und wie er nächstes Jahr zu uns kommt, hab ich mich da sehr zu gefreut. Ob er wohl auch schon das Trinken gelernt hat? denk ich mir und hol ihn von der Bahn ab. Aber das war nur so ein Hintergedanke, erstmal freu ich mich und will ihm die Gegend zeigen — Hamburch kannte er ja schon, aber Blankenese hatte er sein Leben noch nich gesehn. Wie wir bei Krögers Hotel vorbeikommen, bleib ich stehen.
„Hast du nich so ein Fanatismus für Wasser?" frag ich ihn. „Mal wissen, wie dir unser Wasser gefällt!"
„Mach man nix in Gange — wegen Fanatismus!" sagt er.
Ich erzähl ihn denn von Altonaer Leitungswasser, und er muß mir denn ja auch glauben, daß das was Besonderes mit los is, und schließlich will er es mal probieren. Wir denn nach Kröger rein und bestellen Grog mitn Buddl aufn Tisch, daß er das Wasser mal schmecken kann. Er sagt, es schmeckt ihn gut, und ich sage: „Das kannst du glauben! Ein Chemieprofessor hat geschrieben, daß es nahrhaft und bekömmlich ist!" Das stand damals grade in' Altonaer Nachrichten.
„Denn man zu!" sagt Jan, und wir trinken Grog. Er tut es wohl mehr wegens Wasser und acht nich so aufn Rum — ich, ich kenn das Wasser ja schon lange!
Zum Schluß hab ich ihn noch ein Kaffee zu trinken gegeben, damit er das Wasser auch wieder los werden kann, aber der Rum saß ihn ja doch in alle Gliedmaßen. Ein Glück, daß wir zu ebener Erde auf mein Zimmer kommen konnten! Wir wohnen ja an' Berg, daß man von hinten gleich in zweiten Stock einsteigt. Wie wir da stehn, sag ich zu Jan: „Hier is das. Wir schlafen in zweiten Stock!"
„Mach man nix in Gange!" sagt Jan. „Aberst wir brauchen kein Fallreep mehr zu entern!"
Da wuß er ja nu nix mehr zu zu sagen. Ich setz ihn denn auseinander, daß er keine Stufe mehr zu steigen braucht, da fällt ihm sein Hochdeutsch wieder ein: „Denn man zu!" sagt er.
Ich bring Jan zu Bett und stell den Wecker auf sieben, wo ich aufmuß. Denn leg ich mich auf mein Sofa.
An' Morgen wach ich etwas vor der Zeit auf. Draußen scheint die Sonne, und ich denk mir, Jan soll sich freun, wenn er ausn Fenster kuckt und sieht die Elbe und die Dampfers — ich hatte ihn noch gar nix von gesagt . . .
Um sieben klingelt denn ja auch der Wecker. Ich kann man eben hinlangen und ihn stoppen, da kommt Jan hoch, fährt ausn Bett, saust ans Fenster und — jumpt rut!
„Jan! Mach man nix in Gange!" schrei ich ganz verstört, aber Jan hat sich ganz dusselig aufn Kantstein geschlagen — und nu liegt er da, dreht man bloß eben den Kopf und hat sich ein Arm und ein Bein gebrochen.
Ich gleich runter zu ihn. Er kuckt mich ziemlich melancholisch an und sagt: „Das kommt wohl von Grog?"
„Nee, mein lieber Jan, sag ich, das kommt von dein Fanatismus!"
Sechs Wochen mußt er in Krankenhaus liegen! Konnt mir direkt leid tun! Aber von dem an, das will ich dir sagen, von dem an hab ich solch gräßliche Angst vor Wasser!

Lieber Simplicissimus!

Bei einer Pfingstaufführung in der Art alter Mysterienspiele gab es in der kleinen Kirche eines süddeutschen Landstädtchens ein unerwartetes Zwischenspiel.
Auf der Orgelempore, dem Altar gegenüber, sitzt eine norddeutsche Mutter und hält vor sich auf dem Schoß ihren zehnjährigen Buben.
Um die Himmelfahrt Christi leibhaftig darzustellen, wird die holzgeschnitzte Figur des Erlösers an einem Seil hochgewunden und verschwindet vor den Augen der ergriffenen Zuschauer im Deckenloch des Kirchendachs.
Als gleich danach eine ausgestopfte weiße Taube, den Ölzweig im Schnabel, aus dem gleichen Deckenloch herausgeflogen kommt, bricht der Junge selig und mit ausgestreckten Armen in den Ruf aus: „Verflucht, verflucht, da kommt der Heilige Geist!" — — —
Die Frommen und der Priester bekreuzigten sich. Trotzdem war der kleine Karl der Star des Tages.

Nacht

(Rudolf Sprmann)



Die Abendglocken schweigen schon lang,
die ihren verlorenen Gottesgesang
über die Dächer hinschweben lassen.
Schritte hallen durch leere Gassen.

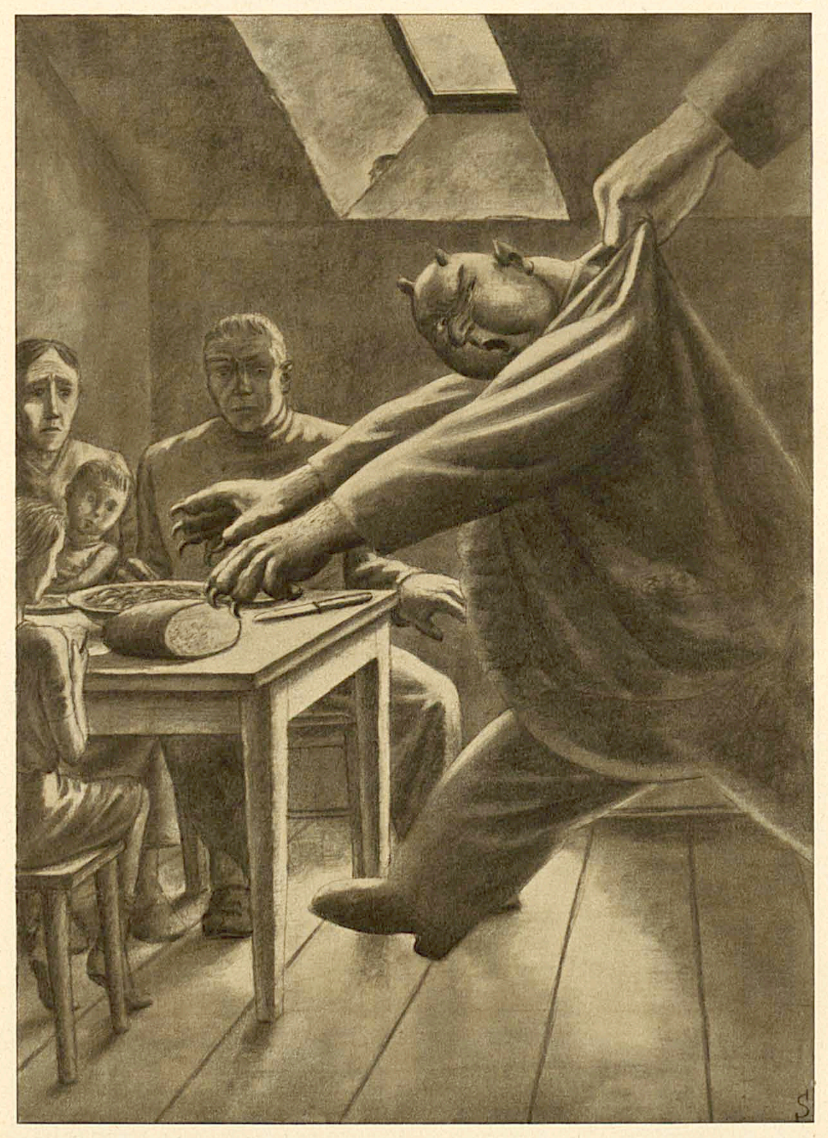
Zögernd, taumelnd schwanken sie her.
Vom Glück betrunken? — — — Vom Leide schwer?
Von Einsamkeit hingerissen ins Licht?
Keine Hand ist zärtlich, keine Stimme spricht. —

Droben aber im leuchtenden Menschenhaus,
da küssen sich zwei, da halten sich zwei.
Die Schritte unten, sie tappen vorbei —
und das Licht löscht aus, das Licht löscht aus.

Maria Daut

Gegen die Profitgier

(E. Schilling)



Eine starke Hand ist da die jeden Schweinehund beim Kragen packt, der sich am täglichen Brot der Volksgenossen versündigen will.

München, 2. Dezember 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

Gouvernante Macdonald

(Olaf Gulbransson)



„Das ist sehr unartig von dir, Michel, daß du bei dem hübschen Spiel nicht mehr mittun willst! Wer soll denn dann die blinde Kuh sein?"

Hinein in den Advent! / von Kataròskr

Hat der Mensch genügend Kohlen
und ein sichres Losament:
auf des Filzes sanften Sohlen
gleitet er in den Advent.

Magenfutter, Kleider, Wäsche,
dicke Stiefel für den Fuß:
alles das schlägt eine Bresche
in den Pessimissimus.

Schon beginnt die Weihnachtsahnung,
wo das Herz mit Wünschen spielt.
Vielfach regt sich eine Planung,
die auf fette Gänse zielt . . .

Tja, o Mensch der warmen Kleider —
und jetzt schau' mal näher her:
die Medaille nämlich, leider,
hat ein peinliches Revers.

Dreh' sie um — dich packt ein Grauen,
das Gemüte zieht's dir krumm!
. . . Und nun dreh' auch, nach dem Schauen,
dich und — deine Taschen um!

Wer an der Ahr war . . .

Von E. J. Caspar

Diesmal hatte Herr Wunderlich sich vorgenommen, nicht in München zu bleiben während seines Urlaubs und sein schönes Geld ins Wirtshaus zu tragen, Abend für Abend. Er wollte eine Reise machen. Nach Köln. Ausgerechnet nach Köln. Weil man von da aus so leicht und bequem an die Ahr gelangen konnte. Seit zwei Jahren spukte ihm die Ahr im Kopf herum, seit er den tiefsinnigen Spruch gehört hatte:

Wer an der Ahr war und weiß, daß er an der Ahr war, der war nicht an der Ahr.
Wer aber an der Ahr war und weiß nicht, daß er an der Ahr war, der war an der Ahr.

Eines Abends kaufte er sich eine Fahrkarte nach Köln und belegte im Schlafwagen ein Bett. Er wollte einmal ganz vornehm tun. Mächtig freute er sich auf das „hillige Köln", auf den Dom, von dem er sich keine rechte Vorstellung machen konnte, auf den Tünnes und den Schäl und auf das ganze lustige Rheinvölkchen. Er würde sich köstlich amüsieren! Ferienfreudig gelaunt kaufte sich Herr Wunderlich im Speisewagen eine Kalbshaxe. Es war eine herrliche Kalbshaxe, ein Gedicht von einer Kalbshaxe, schön braun und glänzend und von erschrecklichen Dimensionen. Er steckte die Serviette in den Kragen und begann die Kalbshaxe in Moleküle zu zertrümmern. Mit trauriger Miene stellte er nach einer halben Stunde fest, daß er nicht in der Lage war, das braune, saftige Gebilde restlos in sich aufzunehmen. Er wickelte den Rest, der einer anständigen Brotzeit Ehre gemacht hätte, in eine Papierserviette und schob ihn in die Rocktasche. Dann stieg er in einen beigefarbenen, mit braunen Seidenschnüren verzierten Schlafanzug und legte den Schlafanzug mit seinem kostbaren Inhalt ins Bett. Er wachte erst auf, als der Zug am frühen Morgen über die Hohenzollernbrücke donnerte. Im grauen Morgennebel schritt Herr Wunderlich über den Domplatz und nahm im Hotel zur Ewigen Lampe ein Zimmer. Dann bummelte er durch Köln. Vierzehn Tage bummelte er durch Köln. Am dritten Tage stellte er fest, daß Köln einen sonderbaren Geruch hatte, undefinierbar und äußerst unangenehm. Trotzdem hielt er selbstquälerisch aus mit der Vorfreude auf die Ahr und ihren herrlichen Wein. Er bummelte durch die Straßen, lief in den Gürzenich und auf den Neumarkt, um die Pferdeköpfe zu bewundern, trank Münchner Bier für sündhaftes Geld und saß nachmittags etwas abgekämpft und müde auf der Rheinterrasse. Er war miserabler Laune. Der Rhein gefiel ihm nicht und sah aus wie Erbsensuppe. Und überall kroch der Herbstnebel herum und fraß die zarten Filigrantürmchen vom Kölner Dom auf. Das Schlimmste aber war, daß Köln eine so fürchterlich schlechte Luft hatte. Es stank ganz einfach. Es stank, wenn er im Freien war, und stank, wenn er im geschlossenen Raum saß. Es stank, stank, stank! Höchste Zeit, daß er aus diesem widerlichen Geruch herauskam.

Der nächste Tag sah Herrn Wunderlich bereits im Zug sitzen, der ihn an die Ahr bringen sollte. Leider war seine Laune nicht besser geworden inzwischen, denn im Zug stank es noch viel ärger als in der freien Natur. Eine Dame und drei Herren hatten bereits ihre Nasen mit eaudecolognebespritzten Taschentüchern versehen. Er folgte ihrem Beispiel und wunderte sich, daß sie ihn so feindselig anschauten. Gott sei Dank kehrte seine gute Laune wieder, als er später in der urgemütlichen Weinstube saß und einen Schoppen Ahrwein nach dem anderen trank. Er versenkte sich mit Andacht in den goldenen Wein, trank und rauchte und blickte bereits mit Kristallaugen auf den tiefsinnigen Spruch an der Wand: Wer an der Ahr war . . .

Aber so oft er ihn auch las, von vorn und von hinten, von oben und von unten, er konnte keinen Sinn mehr herauslesen und vertiefte sich deshalb wieder andächtig in seinen Wein. Nur wunderte er sich baß, daß er ganz allein an einem Tisch saß, während die anderen Menschen im Lokal dichtgedrängt wie Heringe in der Tonne zusammensaßen. Sonderbar, höchst sonderbar. Und stinken tat's hier ganz fürchterlich.

Mit einemmal glitt ein Kellner geschmeidig an seine Seite: „Entschuldigen der Herr, haben der Herr vielleicht einen halben Hahn bei sich? Der Herr dort drüben lassen höflichst fragen."

„Was soll i haben? An halberten Hahn? Ja kruzitürken, wia komm denn nachher i zu an halberten Hahn?"

„Oh, der Herr sind kein Rheinländer? Ein halber Hahn ist nämlich ein Brötchen mit Limburger Käse."

„Was? A Kasbrot? Ja wieso denn Kasbrot? Herr, i versteh Eahna net." Und plötzlich ging ihm ein Licht auf, und er brüllte, daß es im ganzen Lokal zu hören war: „Ja, glauben Sie vielleicht, i stink'? Ha? Dabei stinkt's in keinem Ort auf der Welt so wie in Köln und an der Ahr. Es stinkt überhaupts überall, ausgenommen in München." Das letzte sprach er sehr traurig und gar nicht mehr aufgebracht. Der Kellner bat um Entschuldigung und flüsterte drüben am Tisch, daß der Herr, der so stinke, gewiß aus Pommern sei wegen seiner „verdötschten" Sprache.

Herr Wunderlich goß noch drei Schoppen zu den schon vorhandenen in seinen Magen. Beim neunten Schoppen schlief er sanft und selig ein. Als die letzten Gäste längst das Lokal verlassen hatten und ein Mädchen kam mit einem großen Besen, rüttelte der Kellner Herrn Wunderlich an der Schulter. Zunächst ohne Erfolg. Er durchsuchte seine Taschen, um festzustellen, wer der Herr war und wo er wohnte, und beförderte plötzlich ein Päckchen ans Lampenlicht, fettig, grünlich schimmernd, einen bestialischen Geruch ausströmend: den Rest der einst braun und glänzend gewesenen Kalbshaxe. Mit einem Schrei der Entrüstung warf der Kellner das ominöse Paket aus dem Fenster.

Nach unendlicher Mühe war Herr Wunderlich endlich in der Lage, seine Adresse anzugeben. Zu dritt schleppten sie ihn zum Bahnhof und überließen ihn seinem Schicksal, nachdem sie kurz mit dem Schaffner verhandelt hatten.

Am anderen Morgen fuhr Herr Wunderlich wieder gen München. Er hatte einen schweren Kopf, einen leichten Geldbeutel und eine fürchterliche Wut . . . Wenn er nur wüßte, wo er gestern gewesen war, wieso er plötzlich spät in der Nacht auf dem Kölner Bahnhof stand und von zwei Bürgern in die „Ewige Lampe" gebracht wurde. Wenn er nur wüßte, warum er dauernd an einen „halberten Hahn" denken mußte und doch ganz sicher keinen gegessen hatte.

Von Station zu Station besserte sich jedoch seine Laune und stand schließlich auf Sonnenschein, als er in München ankam und inzwischen festgestellt hatte, daß es gar nicht, aber absolut gar nicht mehr gestunken hat, seit er aus dem verdammten Köln wieder heraus war.

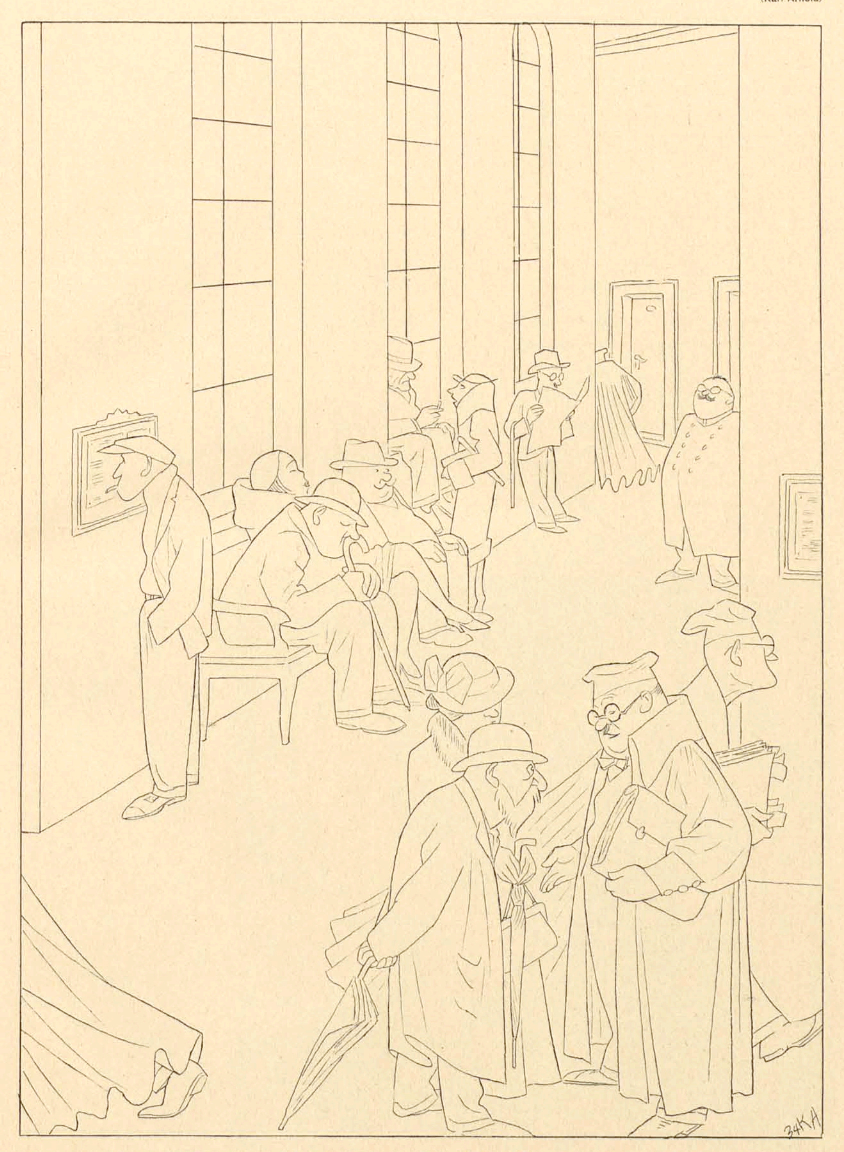
Klassischer Vortrag

(E. Croissant)



Das schlechte Beispiel

(Karl Arnold)



„Tja, nach deutschem Recht werden Verträge nicht nach dem Muster von Versailles ausgelegt, sonst könnten Sie freilich nur auf Ihre Rechte pochen und Ihrem Vertragspartner alle Pflichten überlassen!"

Kein Byzantinismus!

(Wilhelm Schulz)



„Weg mit dem Nebel! Wir brauchen keinen blauen Dunst, wir brauchen einen klaren Kopf für unsere Arbeit!"

Fertig vorliegend:

Halbjahrsband XXXIX. Jahrgang, Erstes Halbjahr April bis September 1934 Ganzleinen RM 16.50 und die neue

Einbanddecke mit Inhaltsverzeichnis zum Ersten Halbjahr April bis September 1934 des 39. Jahrgangs. Ganzleinen . . . . RM 2.50

Simplicissimus-Verlag, München 13, Elisabethstr. 30

Ballade vom Börsenjahr 1929 / Von Anton Schnack

In den Monaten Januar, Februar und November kam in den Montblancglanz der Haussen
Plötzlich gierig, zerstörend der Krallenspuk einer schwarzen Baisse geschossen.

Die Kurse waren über dreihundert und vierhundert Punkte hinaufgeklettert.
Sie fielen nun ins Bodenlose, darunter Farben, Salzdethfurt, Bemberg, zerschlagen, zerwettert.

Das berührte den Mann, der am zischenden Fabrikkessel stand, nicht viel,
Für ihn blieb die Weißglut im Ofen gleich, gleich der Schaufel vergriffener Stiel.

Doch der Mann von der Bank erschrak gewaltig bei diesen furchtbaren Baissen;
Denn es kostete ihn ... zigtausend Mark, kostete ihn Autos, Reisen, Mätressen.

Denn er hatte Kali-Aschersleben, Mannesmann, Electro und Zeitzer Maschinen
Und saß als saugende Drohne auf diesen papierenen, fleißigen Bienen.

Unter diesen Drohnen wühlten die Männer zwischen Kohlen, Dämpfen und Stahl,
In ihre Lungen fraß sich das Gift, und ihre Haut verbrannte ganz fahl.

In der Sonne spielten Kinder mit Reifen. Es lächelten unter Häubchen die Nursen.
Der Mann von der Börse aber sprach nur von Krediten, Pfandbriefen, Konkursen.

Der Wald wuchs weiter, das Meer überströmte Florida und machte aus Gärten Sumpf und See.
Ein Erdbeben rollte darunter, und die Bibelforscher sprachen vom untergehenden Weltreich Ninive.

Sturm schien alle Papiere zu verwehen wie der Herbstwind das bleichende Laub.
Über Telephone spannen sich Spinnennetze, und auf die Schreibtische rieselte atmosphärischer Staub.

Der Vogelflug begann und überkreuzte Europa mit rauschenden Flügelgeschwadern,
Und die Börsenleute rannten wie Besessene, mit Schlaganfallköpfen, herum unter den wankenden Quadern:

„Die Welt geht unter! Die Nacht fällt herein! Europa ist pleite!"
Aber ihre Frauen und Töchter hingen goldglitzernde Arme über Logenbrüstungen und rauschten in Seide.

Einige Makler waren darunter, die gingen verzweifelt in einen düsteren Wald,
Hielten den Revolver ans Herz, und sie wurden kalt und wie der Wald so alt.

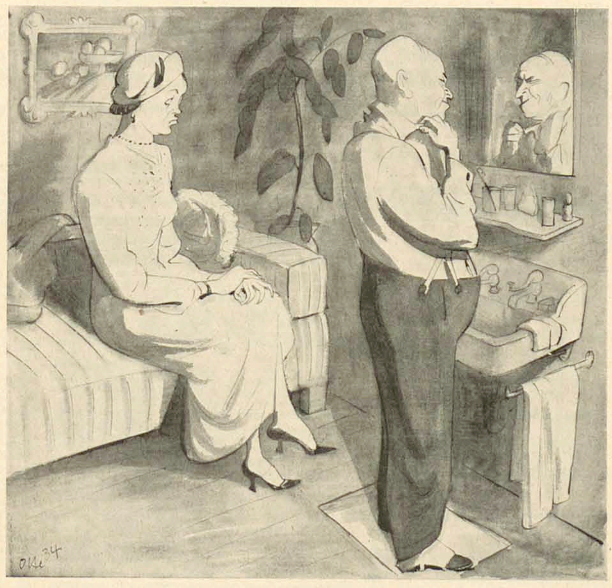
Der Bauer grub weiter im Acker, und der Bergmann verhutzelte weiter zum Gnom,
Und der Papst saß heilig und weiß wie Eis im unerreichbaren Rom.

Lieber Simplicissimus!

In einer schlesischen Sparkassen-Nebenstelle erscheint ein durchaus würdig aussehender Herr und wünscht die Eröffnung eines Sparkontos mit Sicherungskarte. Seinem Wunsche wird Genüge getan, aber man läßt ihn nicht von hinnen scheiden, ohne ihm ein Los der Winterhilfs-Lotterie anzubieten. Hiervon will der gute Mann aber nichts wissen und begründet dies mit folgenden „goldenen" Worten: „Ach, ich gewinne ja sowieso nichts! Wenn Sie mir zum Beispiel hundert Nachttöpfe vorsetzen würden, neunundneunzig davon sind aus Gold und einer aus Blech . . . Sie können Gift drauf nehmen, daß ich nach dem blechernen greife!"
Unter dem Gelächter aller Anwesenden und im Besitz eines Loses geht der Mann.
Nach mehreren Wochen erscheint der Mann wieder einmal auf der Bildfläche, um einen Teil seines Geldes abzuheben, aber er hat die Sicherungskarte vergessen. Als der Sparkassenangestellte auf das fehlende Papier aufmerksam macht, weist sich der Mann sehr sicher wie folgt aus: „Nu, Sie kennen mich doch!!! Ich bin doch der Mann mit den neunundneunzig goldenen Nachttöpfen!!" — Diesem schlagenden Beweis konnte der Beamte nicht widerstehen und zahlte den gewünschten Betrag aus.

Kümmerliche Freuden

(Otto Herrmann)

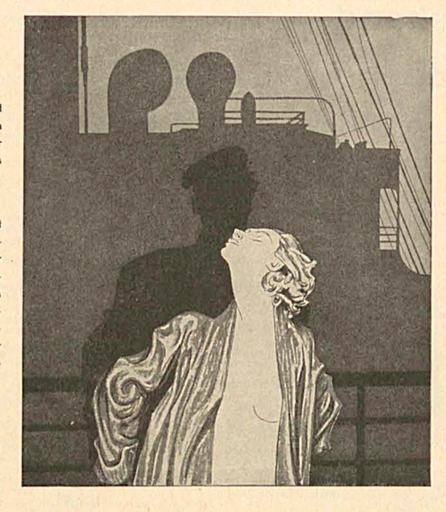


„De reinste Dordur, so 'n Krachngnebbchn! Es gäht nich un gäht nich!" — „Tschä — un das is nu mei Sonndach!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Hotelzimmer nach dem Hof

In steile Mauern sind Löcher eingeschnitten,
das sind die Fenster,
und dahinter sind Zimmer,
z. B. Nr. 45.

Vier Wände um einen stinkenden Hof,
und hundert Zimmer hinter hundert Löchern!
Darunter Fässerrollen, Schüsselklappern —
darüber ein stiller,
unbewußter Himmel mit vielen Sternen.

Die Zimmer sind erfüllt mit Zigarettenleichenduft,
ganz dicht und schwer;
vergebens sucht die Nacht
in diese Zimmer ihre Kühle vorzuschieben.

Ich lieg bei offnem Fenster
wie auf dem Grund des Meeres
und atme schwer.

Klopfer

Sechs Verliebte spielen ihre Tragödie

Eine wahre Begebenheit von Wolfgang Hartmann

Diese unwahrscheinliche Geschichte, der das Pirandellostück: „Sechs Personen suchen einen Autor" seine Entstehungsgeschichte verdanken könnte, spielte sich in Genf zur Zeit der ersten Völkerbundstagung ab. Eines Tages lernte ich dort einige blutjunge Leute kennen, Studenten der Malerakademie. Die Atmosphäre im damaligen Genf war fieberhafte Unruhe, Hoffen auf eine bessere Zeit und baldige Herrschaft der Geistigen. Dichter von Weltruf, wie Georges Duhamel oder Romain Rolland, hielten Vorträge, und die endlosen Diskussionen darüber wurden im Café Landold fortgesetzt, während die Herren der Weltpolitik in den großen Hotels auf Kosten der Völkerbundskasse und ohne Deutschland, denn damals war es noch nicht Mitglied, fürstlich tafelten.

Diese jungen Leute aber kümmerten sich einen Teufel um diese Dinge. Sie wußten nichts von Politik. Genf war für sie eine Stadt, wo man Französisch lernen konnte. Sie waren Deutschschweizer. Ihre Eltern wohnten in Zürich, Basel oder Bern und schickten ihnen ihr monatliches Pensionsgeld, damit sie studieren konnten. Sie hätten alle Ursache gehabt, froh zu sein über ihre materielle Sorglosigkeit, und es hätte sie in diesem schönen, ein wenig verwirrenden Genf niemand gehindert, ihre Jugend zu genießen. Statt dessen wurden sie täglich stiller, saßen melancholisch in einer Ecke, rauchten Zigaretten und starrten sich von Zeit zu Zeit wie wahre Todeskandidaten in die Augen. Sie redeten nur ganz leise miteinander, als müßten sie irgendein Geheimnis wahren, aber sie sahen dabei gar nicht wie Verschwörer aus. Nein, mit jenem kleinen Anarchistenvölkchen, das sich seit Jahr und Tag in Genf herumtreibt, seit einmal dort eine große Kaiserin ermordet wurde, hatten sie nichts gemein.

Ich freundete mich mit ihnen an, soweit dies im Zustande ihrer völligen Verzweiflung überhaupt noch möglich war. Eines der jungen Mädchen war mir von Zürich her bekannt, unsere Eltern waren miteinander geschäftlich verbunden. So genoß ich gleich das Vertrauen der Studentin. Eines Abends, als die andern gegangen waren, setzte ich mich zu meiner Bekannten und ihrem Freund. Sie ließ es mich merken, daß ich sehr willkommen war. Die beiden Menschen brauchten einen Halt. Und so fragte ich denn die beiden Kopfhänger, was eigentlich mit ihnen allen los sei.

Trübe, verlegene, scheue Gesichter. Ich redete sanft und aufmunternd zu ihnen, als wären sie noch Kinder. Es kam ein Glanz in die Augen des Mädchens, das sehr schön war. Sie sah forschend ihren Freund an. Der machte gute Miene und ermutigte mich, weiter mit Fragen in sie zu dringen. So kam es dann, daß sie mir mit scheuen Worten ihr Geheimnis verrieten. Sie waren alle miteinander hoffnungslos — verliebt!

Ich starrte sie sekundenlang entgeistert an und wußte nicht, sollte ich lachen oder zürnen über ihren Herzensunfug. Aber es fiel mir noch rechtzeitig ein, daß Liebende sozusagen unzurechnungsfähig sind und einiger Nachsicht bedürfen. Und so sagte ich denn mit der Ruhe eines Seelsorgers und mit der Abgeklärtheit eines Vaters, obwohl ich kaum viel älter war als sie selber: „Liebe Kinder, erzählt mir doch euren Kummer und wie es dazu gekommen ist. Vielleicht kann ich euch helfen."

Jetzt wurden die beiden mit einemmal gesprächig, als wäre ein Zauberwort gefallen.

Zuerst redete das Mädchen. Es sagte, Tränen in den freudeerhellten schönen Augen: „Halten Sie uns, bitte, nicht für wahnsinnig! Etwas Furchtbares ist uns geschehen. Wir sind alle im Begriff, an diesem Unglück zu zerbrechen, wenn nicht bald eine Lösung kommt!"

Sie sah mich fragend, hungrig, flehend an, ich solle doch um Gottes willen ihre Geschichte ernst nehmen. Dann fuhr sie fort, ihre Hand in der des Freundes verkrampft: „Angefangen hat es vor einigen Monaten. Wir wohnen alle in der gleichen Studentenpension. Es ging uns gut, wir waren heiter und froh, und jeder ging seinem Studium nach. Aber eines Tages fuhr die Liebe in unsere Herzen und richtete dort eine verheerende Wirkung an. Stellen Sie sich vor: Robert liebt Eveline so sinnlos, daß ihn die Eifersucht fast umbringt und er das Mädchen auf Schritt und Tritt verfolgt. Aber diese Eveline ist ein kleiner Teufel und liebt außer Robert auch noch den Michel. Oder tut sie bloß so? Niemand weiß es. Das bringt Robert fast um den Verstand. Sie können zu keiner Klärung kommen. Es ist ein ewiges Hin und Her. Wir wissen nicht einmal, ob Eveline leidet. Oder ist sie eine Sadistin? —

ROTSIEGEL KRAWATTEN

Das Geschenk für „Ihn"

Dann die Geschichte mit Karl Ernst. Auch er liebt diese unergründliche Eveline!"
Sie deutet auf den jungen Menschen neben sich, der ihr Freund ist. Ich mache große Augen, er senkt den Kopf. Es ist ihm peinlich.
Die Studentin, schon sichtlich erleichtert, weil sie jetzt sprechen darf, fuhr fort: „Oh, glauben Sie nicht, daß er ein schlechter Mensch ist! Was kann ein Mensch gegen Gefühle. Die Macht des Herzens, wer kennt da die Geheimnisse ihrer geheimsten Kammern? Ich weiß, er vermöchte nicht ohne mich zu sein, mein Freund Karl Ernst."
Sie streicht ihm zärtlich übers Haar. Er hebt langsam wieder den Kopf. Lächelt. Es kommt jetzt Leben in seine Züge. Er schaut ergriffen, dankbar auf seine Geliebte, drückt ihre Hand und neigt leise seinen Kopf gegen den ihren. Sie fuhr fort: „Dann sind da noch zwei andere Unglücksmenschen, nämlich Martin und Sonja. Die beiden lieben und hassen sich. Es ist zu dumm. Jeden Tag schreiben sie einander Abschiedsbriefe, und am nächsten Morgen schwören sie sich ewige Treue. So geht es auf und ab. Sie machen das ganze Haus verrückt mit ihrer Hysterie. Martin wollte sich das Leben nehmen und in die Rhone springen. Wir haben ihn daran gehindert. Sonja, die kleine, süße, gefährliche Sonja, Tochter einer Schweizerin und eines russischen Vaters, ist ein Luderchen, ein Leichtsinn. Sie flirtet mit jedem. Sie liebt wahrscheinlich den Martin. Aber sie brennt zuweilen mit einem jungen Arzt aus der Klinik durch. Man sagt, sie tue es nur, weil er ihr Morphium verschafft. Wenn Sie Sonja sehen, glauben Sie, sie ist ein Engel. Und vielleicht ist sie die reinste, gütigste Seele von uns allen. Aber krank und voll einer unstillbaren Sehnsucht."
Nachdem das Mädchen ihre Erzählung beendet hatte, wurde sie ganz heiter und aufgelockert. Ich versprach, über die Sache nachzudenken. Wir trennten uns und gingen heim.
Wenige Tage später. Ich sitze wieder an ihrem Tisch im Café Landold. Wir plaudern. Plötzlich legt Karl Ernsts Freundin ihre Hand auf die meine und erklärt: „Es gibt für uns alle nur noch eine Rettung. Wir müßten unseren Liebeskummer spielen können, auf einer Bühne! Was sagen Sie dazu?"
Die Idee war kühn und fast undurchführbar. Wieder versprach ich, mein möglichstes zu tun. Ich ging zu Pitojeff, der damals noch in Genf ein Theater leitete. Ich erzählte ihm von den verliebten, seelenkranken Studenten und daß sie ihr Leid durch Theaterspielen überwinden wollten.
„Das ist eine großartige Sache!" erklärte der geniale Pitojeff und war sofort einverstanden. Ich machte mit ihm eine Stunde ab, wann sie alle kommen sollten: Karl Ernst und Hanna, Robert und Eveline, Sonja und Martin. Sie kamen. Es war spät nachts. Ich saß mit Pitojeff allein im Zuschauerraum. Und dann verkörperten die sechs Menschen ihr „Frühlingserwachen" aus dem Stegreif, komisch und zum Weinen furchtbar. Dann verschwanden sie spurlos. Wir gingen ergriffen nach Hause. Einige Tage später traf ich Hanna. Sie war verwandelt, glücklich und frohlockte: „Wir sind alle geheilt und wieder ganz vernünftig. Wir haben unseren Kummer von der Seele geschrien!" Sie dankte mir und lief davon, ins Leben zurück.
Im Café Landold wurde diese Geschichte bekannt, und wahrscheinlich kam sie auch dem Futuristenführer Marinetti zu Ohren, der dort verkehrte, und er wird sie später einmal Pirandello erzählt haben. Das Spiel wurde wirklich!

Der Sturm auf das steinerne Herz



Es war ein schwieriger Fall. Alle möglichen Umstände und unglückseligen Verstrickungen der Kriegs- und Nachkriegszeit hatten dazu geführt, daß die Frau meines Freundes gegen alles Heutige ihr Herz versteinern ließ. Sie lebte nur in der Vergangenheit und glaubte, das unglücklichste Wesen auf der Welt zu sein / Das schmerzte den Mann sehr, denn er erwartete von der Zukunft noch manches Schöne. Die Adventszeit jetzt brachte ihm eine Idee, bei deren Durchführung ich ihm helfen mußte. Mit zwei Dutzend Kindern aus Haus und Nachbarschaft wurde die geheime Abmachung getroffen: Wenn an diesem Fenster eine weiße Fahne erscheint — dann kommt sofort zur Weihnachtsbescherung / Wir mußten vorsichtig vorgehen. Tagelang brachten wir heimlich in kleinen Paketchen die Geschenke ins Haus und versteckten sie sorgfältig. Dann mußte Weihnachtsgebäck in ungeheuren Mengen angeschafft werden, für Schokolade war zu sorgen, und schließlich war auch ein Bäumchen in die Wohnung zu schmuggeln. Endlich kam der Tag, und wir saßen nun im Zimmer meines Freundes und warteten darauf, wann seine Frau wohl ihren Spaziergang machen würde, denn wir mußten sie ja vor die vollendete Tatsache stellen / Es wurde drei — es wurde vier Uhr. Noch immer war sie nicht gegangen. Von der Straße erscholl ständig anschwellendes Gemurmel. Die Zahl der wartenden Kinder nahm jede Minute zu. Endlich! Kurz nach 4 Uhr schlug die Haustür zu. Wir warteten noch ein paar Minuten, und dann wurde das verabredete Zeichen gegeben / Was nun folgte, war ein unbeschreiblicher Tumult. In aller Eile mußten Tische zusammengerückt und gedeckt werden. Alle Hände halfen mit, alles schrie und stieß durcheinander, hier ging eine Tasse zu Bruch, und dort drohte ein ganzer Tisch umgestoßen zu werden. Es war wunderbar! — Schließlich saß alles. Die Schokolade konnte eingegossen und die denkwürdige Schlacht um die Kuchenteller eröffnet werden / Als es am lautesten war, erschien die Frau meines Freundes. Ob sie erstaunt war? Sie war entgeistert! Ihr erster Versuch zu protestieren ging in tollem Lärm unter, und ehe sie sich's versah, saßen ihr die zwei Kleinsten auf dem Schoß, wischten den Schokoladenmund an ihrer Bluse ab und wollten von ihr wissen, wann denn nun endlich die Bescherung käme. Diese Frage wurde von allen aufgenommen, und die Frau sah sich umringt von bittenden, bettelnden Kinderaugen. Dieser Kampf um ihr Herz war heiß, aber kurz. Die Kinderaugen hatten gesiegt, und ganz beschämt gestand die Frau, daß sie garnichts zu bescheren habe / Das war der große Augenblick für meinen Freund. Er nahm seine Frau beiseite und übergab ihr die vielen, vielen Pakete. Als sie dann beim Austeilen der Gaben immer wieder das Glück in die Kinderaugen kommen sah, wenn die Händchen ihr Geschenk umspannten, ging auch ihr das Herz über, und auch sie wurde glücklich. Seitdem ist sie wie umgewandelt, hat das Vergangene vergessen und blickt froh in die Zukunft. Und die Weihnachtspläne für dieses Jahr sind schon geschmiedet / Die Moral von der Geschichte? Glück findet immer, wer Kinder zu Weihnachten glücklich macht.





V

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Alles spielt zu Hause



„Karambola" Wetzlar 92
Tischbillard
Größe I: RM 16.50

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur.
Hummel, München
Neuhauser Straße 20

Billige **Bücher**
96 seit. Katal. grat. u. frko.
Fritz Koch Buchhdlg. München Theatinerst. 17/24

Pläne u. Ziele
ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Berliner Bilder
Ein Dokument der Inflation und Korruption
Von Karl Arnold
Kartoniert RM 1.50
Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei!
Simplicissimus-Verlag, München 13
Elisabethstraße 30

An alle Jäger

Durch das Reichsjagdgesetz bezw. durch die Durchführungsbestimmungen wird auch die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München, als Fachblatt der deutschen Jägerschaft anerkannt. Außerdem wurde durch den preußischen Ministerpräsidenten bestimmt, daß in Preußen die erforderliche Bescheinigung für einen Jahresjagdschein auch zu erteilen ist, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

„Der Deutsche Jäger", München, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht!

Schaff' Dir Freude



durch eine Patenschaft im Winterhilfswerk

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Der Holzknecht

(A. Kubin)



Brief einer Klientin zum Hochzeitstag ihres Rechtsanwalts

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

Kaum glaubten Sie wohl nach meiner Scheidung nochmals etwas von mir zu hören, zumal Sie mich urkundenmäßig für eine ganz gemeine Person halten müssen. Aber des Herrn Wege sind wundervoll und so erfuhr ich auch von Ihrer heutigen Hochzeit. Möge Ihnen der Himmel alles, was Sie sich wünschen, dreifach bescheren, das wünsche ich, der Sie mich von meinem Mann so sehr erleichtert haben, von ganzem Herzen. Glauben Sie mir, dieser Wunsch einer so schwer geprüften Frau hat Kraft und Hand und Fuß, denn schließlich wissen Sie ja, was für ein verlogener Dreckkopf mein früherer war, wo mir mein seidenes Kleid und meinen blauen Mantel und die neun Paar Strümpfe erst herausgab, nachdem Sie dieselben eidesstattlich versicherten. Kürzlich wollte er mich auf der Straße stellen. Ich schrie aber gleich furchtbar und schlug ihm die blaue Brille, wo er jetzt trägt und dann den Weg auf den Bopser ein.

Aber schließlich ist ja dieser Dreckkopf nicht der Anlaß meines Schreibens und gehört auch nicht auf Ihren Hochzeitsaltar. Als einen wie anderen, lauteren und angenehmen Menschen habe ich dagegen Sie kennen gelernt. Wie glücklich muß die Frau sein, die Sie von nun an bis ans Ende der Welt ihr eigen nennen darf und kann ich es wohl verstehen, daß sie Ihre saubere Hand ergriff, als sie ihr dieselbe reichten. Eher ginge ein Kamel durch ein Nabelöhr, als daß Ihre Künftige einmal Anlaß zu Beschwer über Sie haben wird. Dessen bin ich gewißlich.

Bitte auch Ihre Frau Gemahlin in meinem Namen recht herzlich zu grüßen.

Indem ich auch fernerhin bleibe Ihre

Rosa Mösle, geschiedene Schwenzle.

NS. Vielleicht interessiert es Sie, daß der Zeuge Müller inzwischen wegen Gemeinereien mit anderen Frauen bestraft worden ist. Er war also auch kein Ehrenmann. Wünsche glückliche Hochzeitsreise. Vertreibe jetzt übrigens Kravatten in der Kronenstraße, falls Sie einmal dort durchkommen.

Lieber Simplicissimus!

Mitte November treffe ich einen alten Bekannten, einen Gärtner. Beim Anblick des mit Astern und Rosen noch reich geschmückten Gartens gebe ich meiner Freude darüber Ausdruck, daß uns die Blumenpracht heuer so lange erhalten geblieben sei.

Darauf sagt mein Alter trocken: „Jojo, oinestoils wär's schao reacht, aber wenn's no a Weile so bleibt, no komm i überhaupt net vorwärts. Mir wär's liaber, 's käm a tichtiger Reiffa ond tät deane Denger mordsmäßich d' Köpf verfriera, no könnt' i endlich a'fanga fertichmacha für da Wenter. 's gibt no viel z' tua!"

*

De Jakob vun Siebeldinge froht de Peter vun Nußdorf, ob de Müllerhannes vun Ranschbach gut wär for dauset Mark. „Nee!" saht de Peter, „bei demm laafe die Mäus met vehëulte Aage in de Brodschublad' erum und henn Blose an de Fieß!"

Woyczek

So hieß er und war die Garnisonzierde der zwoten Kompanie unseres oberschlesischen Infanterieregiments. Das Werturteil „Zierde" war jedoch insofern begrenzt, als Füsilier Woyczek eine Perle in jedem rein körperlichen Dienstzweig, hingegen ein hundertprozentiger Versager, eine Fleisch gewordene Katastrophe wie weiland Kaczmarek III war, sobald die Sache auf geistiger Ebene lag.

Wie alle irgendwie von der Vorsehung stiefmütterlich Behandelten hatte Woyczek seinen besonderen Schutzengel oder richtiger ein Schutzengelpaar: das war einmal sein ans Märchenhatte grenzendes und absolut schöpferisches Genie auf sprachlichem Gebiet, womit er in allen heiklen und ihm Vernichtung drohenden Situationen seine Gegner bis zum General aufwärts blitzschnell entwaffnete; das war zum andern seine Virtuosität, selbst für ein normal begabtes Bagagepferd klar umrissene Begriffe (kein Krieger „putzt" seine Flinte; ein Soldat „reinigt" sein Gewehr pp.) mit bombensicherer Wahrscheinlichkeit zu verwechseln.

Ich sehe ihn noch unmittelbar vor Antreten der Standortwache wild und entgeistert „auf Stube" herumtoben, so daß die Korporalschaft einen dem Harakiri Verfallenen vor sich glaubte und jedeiner sich scheu an sein Spind drückte, um ihm nicht in die Kurve zu geraten. Worte, verstümmelte Laute zischte Woyczek vor sich hin — es war dramatisch. Bis er, auf höchste Tourenzahl gelangt, auf ein goldgelbes Etwas stieß, das ihm in der Putzstunde (siehe oben: nicht Reinigungsstunde) abhanden gekommen oder das Opfer eines gefährlichen Ulks geworden war und das er nun sichtbar erleichtert unter dem Bett wiederfand: sein Koppelschloß! Das Wörterbuch (Duden, freue dich im Sarge!) war um einen Terminus technicus bereichert, als Woyczek die wilde, verwegene Jagd mit den ermattet und in oberschlesischem Akzent hingehauchten Worten endete: „Verfluchter ‚Gott mit uns' . . .!"

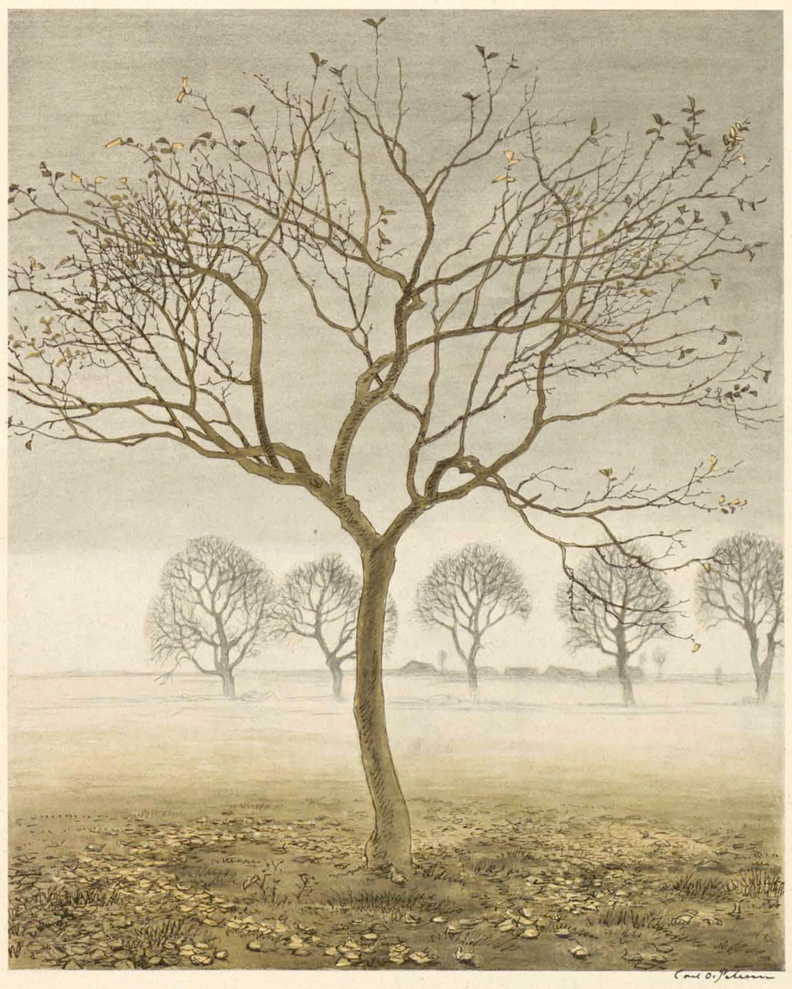
Der nun einmal gegebenen Tatsache Woyczekscher Verwechslungen in Permanenz trug jeder Chargierte aus Selbsterhaltungstrieb und Gründen guten Rufs so oder so geziemend Rechnung — selbst Sergeant Lipinsky, der — die Götter wissen's — an gutem Ruf nichts Erhebliches einzusetzen hatte und dessen Selbsterhaltung vorwiegend von Köchinnen und verwandten Berufszweigen getätigt wurde. Man wagte eben nur, Woyczek dienstlich zu interviewen, wenn die Luft rein war und man Deckung gegen Sicht durch Vorgesetzte hatte; sonst wurde er bewußt ignoriert. Diese reine Luft witterte der Bataillonskommandeur, als der Zug Lipinsky schanzenderweise im Gelände vorgeführt wurde. Woyczek, seines Zeichens Erdarbeiter, hatte seinen großen Tag, und auch Lipinsky hatte keinerlei Bedenken: das Enfant terrible war ja durch muskulöse Tätigkeit nicht nur aus-, sondern geradezu eingeschaltet. Wie ein Maulwurf und doch mit stoischer Ruhe und graziösen Bewegungen warf Woyczek die Schollen, daß es eine Lust war. Auf alle Fälle aber war er von Lipinsky auch geistig fundamentiert und auf Eventualfragen in puncto Schanzen präzise vorbereitet. Wie das aber so ist im Leben, der von Vorgesetztensicht freie Major stellte — durch einen Zwischenfall bei einer Nachbarkompanie angeregt, von der ein Einzelgänger solo im Gelände herumtorkelte — an Woyczek eine Frage, die außerhalb des präparierten Schanzkomplexes lag, von Lipinsky nicht einkalkuliert war und also lautete: „Woyczek! Sind von der Kompanie abjekommen. Stehn allein auf weiter Flur. Sehn nischt im Jelände. Was machen Sie, Woyczek?" Und statt der Antwort, die dem ganzen Zuge Lipinsky katechismusartig auf der Zunge lag („Ich suche meine Kompanie; wenn ich sie nicht finde, begebe ich mich mit Gewehrriemen lang sofort in die Kaserne!"), gab Woyczek, die autoritären Worte seines Sergeanten von gestern im Herzen bewegend, diese Replik: „Ich grab' mir ein, Herr Major!"

Um ein Haar, und man hätte nach diesem Lebendigbegraben den Herrn Major und Sergeant Lipinsky in ein Massengrab tragen können.

(Schluß auf Seite 430)

Advent

(C. O. Petersen)



Fort sind die Geiger im Hag und die Vögel, die fröhlichen Sänger.
Still, o so still ruht der Tag.
Längst entschwunden süß betäubender Grummetduft.
Winterlichkühl ist die Luft.
Nur aus der falben Farbe der Wiesen bricht
letzte Wärme, letztes zärtliches Licht.

Wanderer, während dein Fuß am Rande der Zeit hinschreitet,
fühlst du, wie alles vertrauend der Ruhe sich breitet?
Starkes Leben, das sich im Geben verschwendet,
großes, klopfendes Herz, dessen Schlag
einst des Engels sanft anhaltender Finger endet:
Ja, lang sind die Nächte und werden noch dunkler und länger.

Aber sie bringen der Sterne hellfunkelnde Pracht.
Schöner glänzt uns des Himmels unendlicher Bogen.
Glücklich der, dessen Herz umfängt wärmender Liebe Macht,
ihm sind alle helfenden Götter des Lichtes gewogen.

Maria Daut

Woyczek

(Schluß von Seite 428)

PS. Falls Sie, hochzuverehrender Herr Major, zufällig den Simplicissimus lesen oder Sie, lieber Lipinsky, sich den Simpl vorlesen lassen, und wenn Sie, Herr Major, sagen „Fabelhaft", und Sie, Lipinsky, meinen „Saustall", dann wollen wir an Woyczek denken, der in Italien blieb, den wir wirklich begraben mußten und dessen Todesanzeige im Heimatblatt am Kopf mit dem schönen Vers geschmückt war:

„Du gingst dahin,
Du starbst zu früh,
Wer dich gekannt,
Vergißt dich nie . . ."

Lieber Simplicissimus!

Zwei sächsische Streithammel lagen sich über eine Kraftfahrbestimmung in den Haaren und konnten zu keiner Einigung kommen. Einer der beiden Streiter war beflissen, das Gespräch zu beenden, was folgendermaßen geschah: „Bruno, was verschdehd so ä dummes Luder wie du von de Grafdfahrbeschdimmungen?" Bruno: „Duuu, was hasde jedzd gesaagd?" Der andere: „Ich wiederhole: was verschdehd so ä dummes Luder wie du von de Grafdfahrbeschdimmungen?" Bruno: „Also haddch doch gleich ärschd richdig geheerd." Sprach's und haute ab.

*

„Sie sagen also, daß Ihre Frau schon längere Zeit die ganzen Nächte hustet! Warum sind Sie dann nicht schon früher mit ihr zu mir gekommen?"
„Herr Doktor, bis jetzt ging es immer noch, wenn ich mir abends Watte in die Ohren stopfte!"

„Tagebücher"

So ist das nun, meine kleine Marie:
Die Welt und die Tage sind kurz.
Und die alten Tagebücher, Marie,
Sind Aktien auf Steigen und Sturz.
Ihr Wertgehalt ist unser Gefühl,
Und manchmal erhalten sie jung.
Auf und ab geht der Weg, über Spiel und Ziel
In die Erinnerung.
Und eines kurzen Tages ist's aus . . .
Wir gehen fort — — — erloschen die Lichter.
Aber am Ende der Welt steht ein hohes Haus
Für die Marien und die Dichter.

Paul Polte

Bildung

Eines Morgens, als mein Köbes, um ein Darlehen zu flehen, bei mir sitzt, ereignet sich das Unerwünschte, daß meine Frau hereinkommt. Sie ist zuerst von meines Freundes dackelbeiniger Figur leicht entsetzt, von dem unförmigen modelosen Anzug, der ihm weder steht noch sitzt, befremdet, endlich jedoch von seinem ausgehungerten Aussehn gerührt. Sie läßt ein Frühstück bringen.
Köbes ergreift die breite Bouillontasse mit beiden Händen und hebt sie, wie eine Opferschale gen Himmel, an den Mund. Ich bedeute ihm, daß man die Tasse auf dem Teller ruhen lasse und des beigelegten Löffels sich bediene.
Er poltert: „Warum ist dann die Tasse zwiegehenkelt? Bitte?!"
„Das tut man, weil — es ist nicht gebildet, Köbes, aus der Tasse die Suppe —"
„So! Und was ist dann, liebwertester, höchstgebildeter, wohlbegildeter Herr Ko, was ist dann gebildet?!"
„Nun, gebildet ist eben — gebildet —"
„Aha! Du weißt es also nicht! Aber ich, mein Guter, ich weiß, was gebildet ist! Gebildet ist, wenn man so tut, als ob man erklären könne, was man nicht erklären kann!"

Ko

Glückwunsch

(Rudolf Kriesch)



„So 'n Pech! Und ausgerechnet heute, an meinem Geburtstag!" – „Ach nee? Denn kann man ja jratulieren?"

Zehn Jahre Kreuzworträtsel

(E. Schilling)



Neben der jugendlichen und der senilen Demenz hat die Wissenschaft nun noch eine dritte Form, die progressive Kreuzworträtsel-Verblödung, feststellen können.

Fundstücke

In einem Korrespondenz- und Offertenblatt für Geistliche findet sich folgendes hübsche Inserat:

Beim Ausarbeiten der Sonntagspredigt leistet Ihnen ein Glas köstlichen Enzians gute Dienste. Er regt an und beschwingt, ist also für den Geistesarbeiter wie geschaffen. Außerdem tut er dem Magen wohl . . .

*

„. . . ihr Kampf um das Leben jenes fremden Mannes, der da unten in der anderen Hütte sterbenskrank lag, müsse unbedingt erfolgreich sein. Sicher würde sie ihn hier dem Tod entreißen, wo schon die Luft, die ihr beim Gehen die Röcke bauschte, etwas so Starkes, Lebensbejahendes hatte!“

(Aus „Am Abgrund vorbei.“ Roman von Max Brand)

Kintopp: unverändert! / Von Benedikt

Allens is wie umjewandelt,
allens is bei uns wie neu,
nur wo sich's um 'n Kintopp handelt,
ist's die alte Litanei!

Imma noch det kleene Mächen,
wo den jroßen Mann umjirrt
und trotz kleina Herz-Wehwehchen
happy-endlich Jattin wird.

Oda 't is een knorka Sänga,
wo vamittels Schlagalied
wie een juta Fliejenfänga
alle Herzen zu sich zieht.

Tanzbars oda Kabarette,
wo man mit Konfetti schmeißt,
sind for det die einz'je Stätte,
wat man „jroßet Leben“ heißt.

Er jeht imma nur im Frack rum,
sie im jroßen Abendkleid.
Und det Auto is ein Faktum,
ohne det keen Film jedeiht.

Ob se jlicklich oda beese —:
singen missen se dazu!
Bis zum Schluß det Lust-Jetöse
uffjeht in een Du–und–Du —

Und der eene von die Kinda
hat et imma knüppeldick!
Reichsein is doch vill jesünda —:
ohne Jeld keen Flimma-Jlück!

Hart und bitter is det Leben,
doch im Kintopp is et süß —
Und die kleenen Seelen schweben
ins erträumte Paradies — — —

Ungeahnte Folgen der Bierpreissenkung

(E. Thöny)



„Herrschaftsaxn, is dös a Betrieb! Bei der Hetz' kimmst ja gar nimmer zum schlechtn Einschenkn!"

München, 9. Dezember 1934 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 37

SIMPLICISSIMUS

Versailles fälscht weiter

Georges Clemenceau zu Wilson: „Es gibt dort (im Saarland) einhundertfünfzigtausend Menschen – das sind Franzosen!" (E. Thöny)



„Le tigre darf nicht gelogen haben — also müßte uns unsere Regierung marschieren lassen!"

Denkmal im Schnee

(K. Rössing)



Laura oder Der Markt zu Wehlau

Von Katarina Botsky

Ein langer dürrer Mann mit einem Seehundskopf unter einer Schirmmütze, allgemein „Onkel Fischer“ genannt, ledig, besaß einen kleinen Rollwagen und ein braunes Pferd, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Natürlich hatte er auch einen Stall für das Pferd, und zwar in einem alten Schuppen am Stadtrand, einem recht baufälligen Schuppen mit losen Türen, und so kam es, daß eines trüben Morgens der Stall leer war: das Pferd gestohlen. Onkel Fischer weinte fast vor Schreck und Schmerz bei dieser trostlosen Entdeckung. Laura, das verschwundene Pferd, war sieben Jahre sein bester und treuster Kamerad gewesen und doch auch sein Ernährer. Nun war Laura weg. Gestohlen natürlich. Onkel Fischer suchte überall nach seinem Pferd und fragte nach ihm herum, auch die Polizei wurde benachrichtigt. Kein Erfolg!

„Geh doch mal zur Katzwinkelsche —!“ riet Onkel Fischer ein guter Bekannter. „Die soll doch hellsehen können. Vielleicht erfährst du was durch ihr.“ Onkel Fischer ging gleich, und es war schon ganz dunkel, weil am Himmel ein Gewitter stand, so ein dickes Juligewitter. Bedrückt erklomm er die eine steile Stiege der Hellseherin und war schon unter dem Dach. Das Häuschen mochte hundert Jahre alt sein und lag vor der Stadt. Oben im Flur, der zugleich auch Küche war für zwei Parteien, hingen drei große eiserne Flinsenpfannen am schwarz verräucherten Herdmantel, der eine offene Feuerstätte überdachte. Rot angestrahlt und in Qualm gehüllt sah Onkel Fischer die Hellseherin, einer Lehmfigur ähnlich, hinter den Flinsenpfannen am Herd stehen. Dort erschien sie ihm sozusagen mit einem abgeschabten Katzenfellbelag auf dem kahlen Kopf. Daß „sowas“ hellsehen konnte, leuchtete ihm bei ihrem Anblick ein. Die Begrüßung fiel dementsprechend beklommen aus.

Alsbald wurde er in die gute und einzige Stube geführt, fast ausgefüllt von einem steinalten Himmelbett mit weißen Gardinen. Ihm grauste. Aber es war auch noch ein Tisch im Stübchen vor einem aufgedunsenen schwarzen Ledersofa mit weißer Knopfreihe. Darauf — auf der Knopfreihe — mußte Onkel Fischer Platz nehmen unter dem gelbsüchtigen Bild: Die Kaiserin Friedrich mit dem Prinzen Heinrich. (Als Säugling.) Die Hellseherin versenkte ihre schwere Lehmfigur in das einzige Gestühl, einen Rohrsorgstuhl mit giftgrüner Schlummerrolle. Katzengestank schwängerte die Luft. Das alles ward matt von einer Petroleum-Hängelampe beleuchtet. Ungeschickt erzählte Onkel Fischer das, was ihn herführte, dann legte er, probeweise, ein Fünfzigpfennigstück auf den Tisch. „Fir finf Dittchen verzick ich nich viel —!“ bemerkte die Alte trocken. „Na probieren Se doch man erst —!“ stotterte Onkel Fischer.

Unwillig schloß sie die roten Augen, dann riß sie die Augen wieder auf und verdrehte sie tüchtig. Nach geraumer Zeit war sie durch Augenverdrehen genügend verzückt. „So viel schwarze Kerls“, grunzte sie plötzlich, „mit Zigaretts! Am Torweg inne Nacht . . .“ Onkel Fischer war ganz Ohr. Doch schon begann die Hellseherin wie ein Alligator zu gähnen und sprach mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Fir finf Dittchen is nich mehr!“ Enttäuscht opferte Onkel Fischer noch ein Fünfzigpfennigstück.

Der alte Rohrsessel der Hellseherin knarrte jedesmal furchtbar, wenn sie „verzickte“, das wußte sie, und das nutzte sie aus. Doch ließ sie ihn für fünf Dittchen weniger knarren als etwa für eine Mark. Wieder begann das Augenverdrehen. Und wieder: „So viel schwarze Kerls mit Zigaretts . . .“ („Weiter!“ flüsterte der Hörer.) „Man nich drängen —!“ entgegnete sie milde, doch unnatürlichen Organs. Wo blieben wir stehen? „So viel schwarze Kerls mit Zigaretts . . . Einer mit blaue Hosen,— der — reitet — eine lange Straß' — auf — ein braunes Pferd. Sehr lange Straß' — sehr lang . . . Feldweg . . . Wegweiser —“ „Was steht oben?“ schrie atemlos der Hörer.

Die Katzwinkelsche verzückte, daß der Sorgstuhl brüllte. „Wehlau —!“ röchelte sie — gähnte wie ein Alligator und war wieder bei sich. „Na?!“ fragte sie, verschlagen grinsend.

Onkel Fischer schlug stumm mit der Hand, weil er vor Erregung noch nicht sprechen konnte. Wehlau also —! Ja, dort war morgen der große Pferdemarkt. Dort würden die schwarzen Kerls — Zigeuner natürlich, die es hier am Stadtrand zahlreich gab — das gestohlene Pferd zu verschachern trachten. Der in den blauen Hosen war vielleicht schon unterwegs mit Laura. Er mußte ihm nach und womöglich gleich. Eilig verabschiedete er sich von der Hellseherin.

Als er die Stubentür ungestüm aufstieß, flog dicht davor eine ähnliche alte Dame hoch, die Klingenbergsche, die bei der Nachbarin an der Tür gelauscht hatte. Der erschrockene Onkel Fischer fand im dunklen Flur nicht die Richtung und geriet unter die Flinsenpfannen. Die eine schlug ihm derb aufs Kinn, und die nächste schien ihn festhalten zu wollen. Grausig! „Machen Se doch e bißche Licht, Frau Katzwinkel!“ rief Onkel Fischer kläglich.

Sie erschien grau in der halboffenen Tür. „Wo soll einer hier gleich Licht hernähmen?!“ bemerkte sie etwas ungehalten. „De Trepp is rächts! Halten Se sich man rächts!“

Na, endlich hatte Onkel Fischer „de Trepp“ gefunden, und endlich war er unten . . . Nach geraumer Zeit ratterte der Zug mit ihm ins schlafende Land hinein, an einsamen Stationen vorüber, wo in den Gärten die Nachtigallen schluchzten. Überall Gewitterwolken und Pferde. Heere von Pferden zogen in Fußmärschen durch die Nacht nach Wehlau. Pferdezüge rollten und rollten aus dem ganzen Reich daher. Es blitzte oft, und es wieherte beständig in der dunklen Schwüle. Es schnaufte und stob dahin. Wie Spuk war das Kommen der Pferde im Zwielicht der Nacht. Tausende kamen. Tänzelnd die Trakehner Hengste. Schwerere Pferde, die riesigen Ermländer, stelzten ihre hohen Schenkel automatisch nach Wehlau. Im Licht der Blitze marschierten die klobigen Gestalten der ostpreußischen Wallache, Zöpfe an den Köpfen, etwas schwermütig zum Markt. Wenn der Blitz loderte, zuckten die Pferdeschlangen auf den Wegen.

Das Landstädtchen Wehlau träumte noch unter seinen dicken Gewitterwolken, als Onkel Fischer dort seinen Einzug hielt. Zunächst begab er sich in ein solides Gasthaus und trank über den Durst, vor lauter Verzagtheit. Sobald die Zeit erfüllet war, begab er sich etwas schräge auf den Pferdemarkt.

Die Sonne bändigte die Gewitterwolken, kletterte herüber und beleuchtete magisch die große Pferdewiese, als der Bürgermeister von Wehlau die Worte sprach: „Meine Herren, der Markt ist eröffnet!“ Ganz vorn standen Zigeuner mit ihren zähen kleinen Pferden und rieben ihnen den letzten Dreck ab. Alsbald setzten sie die Mäuler in Schwung. Onkel Fischer wurde von ihnen für den ersten Käufer gehalten und darum fast zerrissen. Ehe er protestieren konnte, liefen drei bis vier „Zigeunerkatzen“ vor ihm „die hohe Schule“, und hinter ihnen her rasten in

(Schluß auf Seite 437)

Joachim Ringelnatz in memoriam

Immer am Jenseits hin
und nun — hinüber.
Ist ihm jetzt leichter der Sinn
oder trüber?

Lachen gibt es dort nicht
und nichts durchzuhecheln.
Aber vielleicht im Licht
ein ewiges Lächeln?

Dr. Owlglaß

Sankt Nikolaus

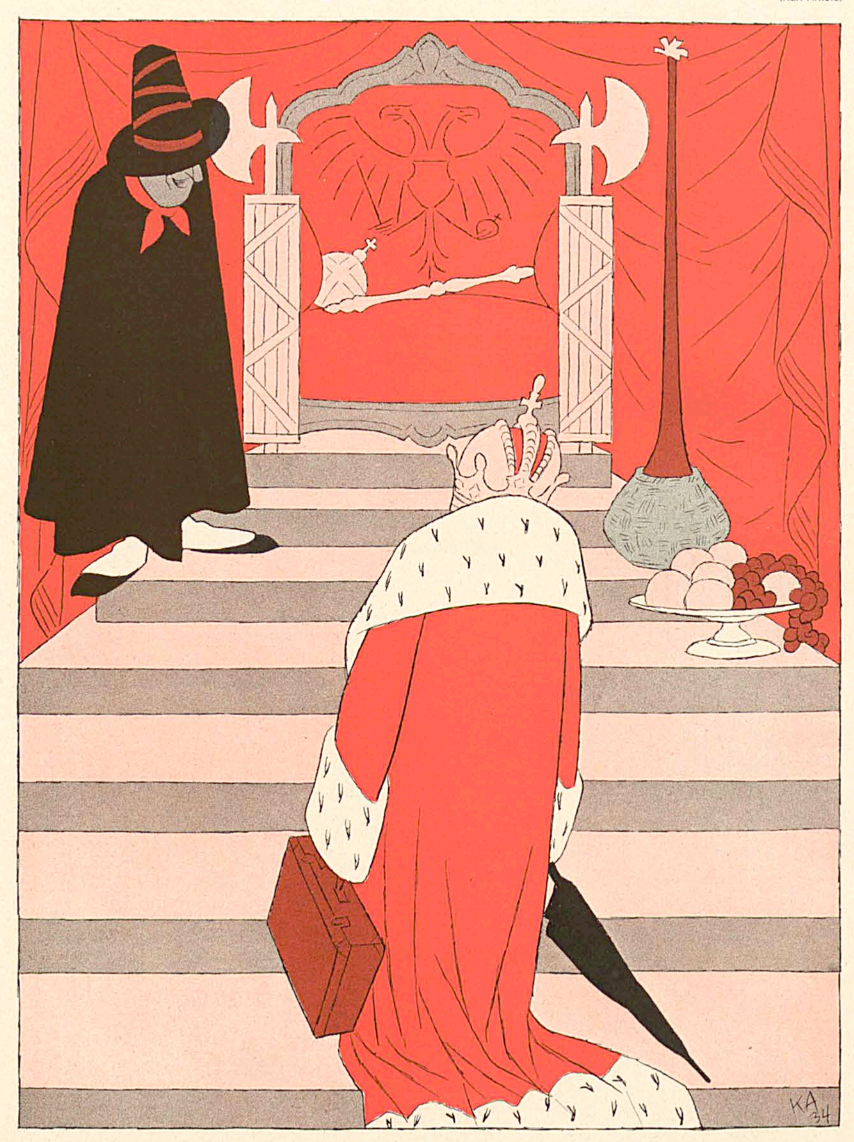
(O. Gulbransson)



hat sich heuer ganz in den Dienst des Winterhilfswerks gestellt und bedient sich statt seiner gewöhnlichen diesmal einer Wünschelrute, um verborgen gebliebene Hilfsquellen ausfindig zu machen.

Habsburg von Italiens Gnaden

(Karl Arnold)



„Komm, Signorino Otto, wir haben zwar einst mitgeholfen, deinen Thron zu stürzen; nun aber ist es praktischer, ihn zu stützen.“

Laura oder Der Markt zu Wehlau

(Schluß von Seite 434)

zerschlissenen Hosen, peitschenknallend, ihre dunkelhäutigen Besitzer. „Hoi ... hoi ... hoi ...“, gellten sie. Die Katzen trabten, und die Zigeuner brüllten sich bald die Zungen los. Zweie hingen wie Blutigel an Onkel Fischer und kreischten ihm die Vorzüge ihrer Pferde ins Gesicht und ins Genick. Wenn er begann: „Ich will ja gar nicht — ich suche ja bloß —“, schrien sie: „W'r wissen, was Se suchen! E scheenes Perd suchen Se!“ Atemlos drehten sie ihn um und dumm, und zwischendurch spieen sie sich gegenseitig an und verfluchten sich. Onkel Fischer riß sich bei einer solchen Gelegenheit los und entwich unter einem Zaun hinweg. Sinnlos torkelte er weiter.

Der Himmel war schon wieder sonnenlos und finster geworden; das Gewölk lief grünlich an. Lauernde Gewitter schienen der geflüchteten Sonne irdene Töpfe nachzuwerfen. Im Schein der grünlich geladenen Beleuchtung blitzte das Weiße in den Augen der laufenden Pferde. Die andern bewegten unruhig die Ohren. Ein dunkles, wieherndes Pferdechaos, rot gefleckt durch Füchse; eine nickende, schaukelnde, nervöse Flut auf zertretenen Wiesen unter grünen Wolken, die zu platzen drohten. Die Trakehner Hengste bäumten auf, verdrehten die Augen wie die Katzwinkelsche und wollten auf und davon. Ihre Erregung machte auch andere Pferde unruhig; immer mehr Beine gingen hoch. Einigen Pferden gelang es, sich loszureißen. „Hoi ... hoi ... hoi ...!“ gellten die Zigeuner tückisch hinter ihnen her. Der ganze Markt geriet ins Drehen, Menschen überschlugen sich auf eiliger Flucht, lachten und zeterten vor Angst; denn die Pferde, die Pferde schienen wild zu werden — Tausende von Pferden —!

Onkel Fischer war auf der Flucht wieder zum Eingang gelangt, wo die Zigeuner ihren Stand hatten. Hier ging der Handel ziemlich ungestört weiter. Ein dicker ländlicher Mann, die Schirmmütze im Genick, stand lächelnd vor einer grinsenden Pferdereihe, hob den Krückstock, zeigte auf eins der Pferde, und breit und gemütlich entquoll seinem Munde: „Wat sull de Kobbel koste?“

Da sah doch Onkel Fischer ein Pferd — eben diese Kobbel — ein Pferd, das alle Zigeunerkatzen überragte, nicht so sehr durch Schönheit als durch einen langen Hals, und dieser Hals — gehörte Lauran. Onkel Fischer tat einen Sprung durch die Luft. „De Kobbel jehört mir —!“ schrie er, plötzlich nüchtern geworden. „Das da ist mein Pferd —! Jestern haben se es jestohlen! Laura —! Laura —!“

Der lange Pferdehals streckte sich ihm unaufhaltsam entgegen, wieherte zärtlich, dann nieste Laura vor Freude. „Herr Gendarm!“ schrie Onkel Fischer, „de Kobbel jehört mir! Is mir jestern jestohlen. Sehen Se, Herr Wachtmeister“, weinte Onkel Fischer, „würde mir eine von die Zigeunerkatzen d'n Kopp anne Brust legen?!“ Denn das tat Laura.

Die Zigeuner wollten nichts von dem Diebstahl wissen, zeigten brüllend das Weiße ihrer Augen und ihrer Mäuler und sprangen wie galvanisierte Frösche durcheinander. Einer riß sich das Hemd auf und schrie unter grotesken Verbeugungen: „Sollen w'r alle dot hinstierzen, wenn de Kobbel is jestohlen! Soll uns schlagen d'r Blietz ins Jedärm —! Sollen w'r jespalten zur Hölle fahren —“ Da donnerte es, daß es krachte, und ein Blitz sauste durch die schiefergraue Luft. Heidi, nahm der Schreier Reißaus über Zäune, über Pferde, durch dick und dünn. „Hoi ... hoi ... hoi ...!“ gellte schadenfroh die lange Lümmelreihe vor der Sperre. „Lauf, Zigan — lauf, Zigan — hast das ‚Perd‘ gestohlen —!“

„Und blaue Bicksen trug er, glaub' ich, auch —!“ sprach Onkel Fischer erschüttert.

Prophylaxe

(R. Kriesch)



„Nee, 'n Brautschleier will se nich tragen, weil Schiller jesagt hat: ‚Mit dem Jürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei‘.“ — „Denn denkt se woll, det mit 'n Wahn jinge nu so weiter ...?“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Der Lenz tut sich was an / Von H. Eggendorfer

Alle Jahre gibt es im Spätherbst noch ein paar Tage, so um die Zeit, da die ersten Kartoffelfeuer angezündet und die weiß-roten Fahnen zu den Kirchtürmen hinausgehängt werden, wo ein blaßblauer Himmel sich über die Erde wölbt und eine milde Sonne die Baumkronen vergoldet. Zu einer solchen Zeit also, wo es schon früh Abend wird, wo die Bodennebel aufsteigen und der Rauch aus den Schornsteinen kerzengerade in die Luft steigt, sagte mein Großvater zu mir: „Ich mein' allweil, ich muß noch ein paar Tag' nach Pörnbach. Du kannst mitfahren, Bub."

Von München nach Pörnbach, das war nun zu jener Zeit eine weite Reise, und es empfahl sich, gleich den Frühzug, der kurz nach sechs Uhr morgens abging, zu benützen. Denn es waren über zehn Bahnstationen bis Reichertshausen, wo man den Zug verließ, um sich der Post anzuvertrauen, die über Ilmmünster nach Pörnbach hinauffuhr.

Eine solche Fahrt mit dem Postwagen war für mich jedesmal ein Erlebnis besonderer Art. Als Kind legt man sich ja nicht Rechenschaft ab über seine Gefühle. Daß aber diese Fahrt eine Verwandtschaft mit dem Märchen hatte und in spätere Jahre nicht mehr hinübergreifen werde, fühlte ich nur zu deutlich.

Man saß sich auf Samtpolstern gegenüber, und die Türen rechts und links hatten Schiebefenster, wie bei der Eisenbahn. Zu jedem Sitz gehörte eine Kopfstütze, die für den Fall vorgesehen war, daß einen der Schlaf anwandelte. Vorne zogen zwei Schimmel, und der Postillon hieß Lenz.

„So, heits es aa wieda do?", sagte der Lenz in Reichertshausen zur Begrüßung, und „wann fahrts nacha wieda?", sagte der Lenz, wenn er uns in Pörnbach dem Posthalter übergab. Der Lenz stammte aus einem kleinen Anwesen zu Fernhag, das man „beim Maurerseppen" hieß. Seinen eigentlichen Namen konnte man nicht erfahren. Auf der Trompete spielte er das Lied:

„Warum weinest du, du schöne Gärtnersfrau?
Weinst du um der Veilchen Himmelblau?"

Außerdem hatte er ein Auge auf die Posthaltersköchin Maria. Sie hieß ausdrücklich Maria, mit dem Ton auf dem i und nicht etwa Mari. Der Lenz war schüchtern und die Maria spröde.

Und in diese festgefügte Welt platzte eines Tages die Kunde, daß die Pferdepost aufgehoben und durch ein Automobil ersetzt wird. Es herrschte so etwas wie Weltuntergangsstimmung in diesem Jahre abends in der Gaststube zu Pörnbach, wenn der Posthalter mit dem Jäger Kirmeier, dem Hafner von Blaumosen und meinem Großvater zusammensaß, um Kreuzmariasch zu spielen.

Der am meisten Betroffene war natürlich der Lenz, und man ersah, daß er die Veränderung recht schwer nahm. Bei seiner Wortkargheit erfuhr man längere Zeit nichts Näheres, bis die Posthalterin eines Tages zur Maria sagte: „I woaß net, mir g'fallt er gar nimmer, der Lenz, er werd' eahm do nix o'toa, der Lenz?" Worauf die Maria erbleichte, soweit dies der „Oarpolschter" zuließ, den sie gerade auf dem offenen Feuer buk. Und von da an stand also fest, daß sich der Lenz etwas antut.

Die entscheidende Wendung trat dann an einem Abend ein. Der Blaumosener Hafner wollte gerade mit dem Schellensiebener ausspielen, als die Türe der Gaststube aufging und der Lenz eintrat. Er setzte sich in eine Ecke und packte etwa ein Pfund Geräuchertes, ein schön durchwachsenes, aber ziemlich fettes Wammerl aus, das er schweigend verzehrte. Er aß es ohne Brot, trank aber hinterher zwei Maß Bier, ein gehaltvolles Bier aus der Jetzendorfer Schloßbrauerei.

Bald darauf ging er in seine Burschenstube beim Roßstall hinüber und legte sich in sein blaugeblümtes Bett, das in einer Ecke stand. An sonstigen Einrichtungsgegenständen waren noch da „a Kastn und a Kufa". Unter einer Bank standen ein paar schön gewichste Stiefel, und an einem Nagel an der Tür hing ein Handtuch, da sich ja der Lenz am Brunnen zu waschen pflegte.

Vom Fenster aus konnte man leicht zu der Menscherkammer hinaufblicken und natürlich von dort oben auch zum Lenz hinab, wobei wir bitten, das Wort Menscherkammer in allen Ehren aufzufassen. Es ist eben die landläufige Bezeichnung für das Schlafgemach der weiblichen Bediensteten.

Es mag gegen elf Uhr gewesen sein, als es die Maria unweigerlich, wie durch geheime Kräfte getrieben, aus dem Bett und an das Fenster zog, so daß sie zum Lenz hinabblickte. Und sie sah, daß seine Stube durch Kerzenschein erhellt war und daß der Lenz unter sonderbaren Gesten und Verrenkungen im Zimmer umherging.

Darauf weckte die Maria ihre Mitschwestern, die Lena und die Wam, die eigentlich Babette hieß, und nun blickten alle drei besorgt zum Lenz hinab, indem sie sich einig wurden: „Er hot eahm wos o' do!"

Es war klar, daß es ein einfaches Gebot der Nächstenliebe war, daß sich die Maria notdürftig bekleidete, ihrem Spind eine Flasche mit Minzenschnaps entnahm und zum Lenz hinunterging. Bei ihrem Eintreten saß der Lenz am Bettrand mit allen Zeichen des Entsetzens im Gesicht.

„Hoscht an Wehdam, Lenz?" fragte die Maria einfach.

„Maria, mir is spottüwi", entgegnete dieser.

Darauf reichte die Maria dem Lenz ein Glas von dem Minzenschnaps, und da sich die zugedachte Menge als zu klein erwies, reichte sie ihm die ganze Flasche, die er in gierigen Zügen austrank.

Und damit trat die entscheidende Wendung im Leben des Lenz ein. Nicht nur, daß durch die Einwirkung des Alkohols das in seinem Magen schwer arbeitende Geräucherte der normalen Ver-

ROTSIEGEL KRAWATTEN

Das Geschenk für „Ihn"



dauung zugeführt wurde, was mehrfach außerordentlich deutlich hörbar war, und was die Maria mit den Worten begleitete: „Aha, iaz draht si da Mong um", nein, auch seine Gesichtsfarbe nahm im Kerzenschein einen lebhaften Ton an, und seine Stimmung erwies sich als gehoben.

„Maria, du bischt a guats Leit", sagte der Lenz, worauf die Angeredete eine kleine Träne im Augenwinkel zerdrückte.

„Iaz is ma scho alls gleich", fuhr der Lenz fort.

„Wos is da na gleich, han, Lenz?" forschte Maria.

„No, dees mit dö Roß und mit 'm Automobui."

„Wia nacha dees?" fragte Maria besorgt weiter, worauf der Lenz antwortete: „I wer' a Schaffär!"

Diesem entscheidenden Entschluß pflichtete die Maria aufatmend bei. Sie war überzeugt, daß der Lenz ein ebenso guter Chauffeur werden würde, wie er ein Kutscher war, und dann besprachen die beiden noch dies und jenes, was lange zwischen ihnen unausgesprochen war, aber eben einmal ausgesprochen werden mußte. Dann ging die Kerze aus.

Als der Bub zur Welt gekommen war, hatte der Lenz gerade seine Fahrprüfung erfolgreich bestanden. Ein paar Monate später heiratete er seine Maria. Es war um die Zeit im Herbst, da die ersten Kartoffelfeuer angezündet und die weiß-roten Fahnen zu den Kirchtürmen hinausgehängt werden. Bei der Hochzeit waren mein Großvater und ich zugegen. Das Mahl fand, wie sich's versteht, auf der Post in Pörnbach statt. Es gab Voressen, geschnittene Nudelsuppe mit Bratwürsten, gefüllte Kalbsbrust mit Kartoffeln, gebratene Gans mit Selleriesalat und als Krönung des Ganzen einen riesigen Oarpolschter.

Fundstück

In einer kleinen Ortschaft bei Osnabrück ist an einem Baum folgendes Plakat angebracht:

Sonnabends und Sonntags wird den geehrten Damen von Patkenhof Gelegenheit gegeben, sich in die Hand eines tüchtigen Fachmannes zu begeben. Fritz Grünfeld, Friseur

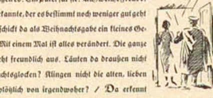


Das Mädchen, das nicht teilen wollte

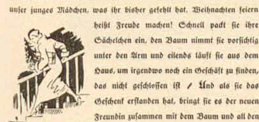
Heute wollen wir die Geschichte hören von einem jungen, netten Mädchen, das bei aller Nettigkeit nicht recht glücklich war. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen: das Mädchen war schrecklich verbittert! Ob zu recht oder zu unrecht, und ob jemand überhaupt das Recht hat, so verbittert zu sein, das wollen wir lieber garnicht untersuchen / Jedenfalls, als die Weihnachtszeit herankam, da sagte sich unser liebes, junges Mädchen: „Ich plage mich tagaus,



tagein, verdiene mein weniges Geld schwer genug, und wer kümmert sich schon um mich! Ich werde den Heiligen Abend für mich selber so nett wie möglich machen und damit basta!" Gesagt, getan! Ein kleiner Weihnachtsbaum wird geschmückt, der Tisch mit den kleinen Schlemmereien nett gedeckt, aber die rechte Weihnachtsstimmung will nicht kommen. Im Gegenteil! Es ist eigentlich recht öde, und unserem Mädchen ist so wehleidig ums Herz, daß sie sich garnicht getraut, die Lichter anzustecken. Da klingelt es! Ein Paket für sie? Ach, welche Freude!



Eine Bekannte, der es bestimmt noch weniger gut geht als ihr, schickt da als Weihnachtsgabe ein kleines Geschenk. Mit einem Mal ist alles verändert. Die ganze Welt sieht freundlich aus. Läuten da draußen nicht Weihnachtsglocken? Klingen nicht die alten, lieben Lieder plötzlich von irgendwoher? / Da erkennt unser junges Mädchen, was ihr bisher gefehlt hat. Weihnachten feiern heißt Freude machen! Schnell packt sie ihre



Sächelchen ein, den Baum nimmt sie vorsichtig unter den Arm und eilends läuft sie aus dem Haus, um irgendwo noch ein Geschäft zu finden, das nicht geschlossen ist / Und als sie das Geschenk erstanden hat, bringt sie es der neuen Freundin zusammen mit dem Baum und all den Dingen, die sie ganz allein für sich haben wollte. Gemeinsam feiern die beiden den Abend, der nun durch gegenseitiges Freudemachen ein wirklicher Festabend geworden ist, wie er so schön nur unter dem brennenden Weihnachtsbaum gefeiert werden kann * * * *





Jagdhütten
Jagdhäuser
aus nur langgelag. Holz in seit Jahrzehnten bewährter Bauweise.
Christoph & Unmack A.-G. Niesky O./L.
Verlangen Sie kostenloses Angebot.

Der kleine Roman von HANS LEIP:
MISS LIND UND DER MATROSE
kostet nur mehr kart. **RM. 1.—** geb. **RM. 2.50**
Simplicissimus-Verlag München 13

Jagdliteratur
Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11.
Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13



Sie schlafen besser
m. OHROPAX-Geräuschschützern i. Ohr.
Versuchen Sie gleich! Sie sollen mal sehen, wie das hilft. 12 formbare Kugeln nur RM. 1.90. Überall erhältlich.
Die reichen lange Zeit.
Max Negwer, Apotheker, **Potsdam 79**

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.



Gesunde Zähne: Chlorodont

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt, **Motzstraße 31**. Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde, **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße. Das Berliner Künstler-Lokal

1½ Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Entnahmezwang aus mein. Einheits-Auswahlen entn. können. - Probeheft geg. Standesangabe. Max Herbst, Markenh., Hamburg 36/C.

Gesundheitspflege!
Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a M. Speyerer Straße 17 a.

Kleintierzucht
hauptsächlich für den Siedler
wirklich lohnend
zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:
Vogel, Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers
Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—
empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege".
F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Fritz Druckseis, Als Zaungast am Herrgottsgarten. 17 Tier- und Waldgeschichten.
2. Aufl. 4.—6. Tausend, auf best. holzfr. Papier gedruckt, in mustergült. Ausstattung broschiert RM 2.—, geb. RM 3.—. Die erste Aufl. wurde von der gesamt. Presse auf das wärmste begrüßt; nur durch Empfehlung von Hand zu Hand haben diese feinsinnigen **Tier- u. Waldgeschichten** ihren Weg durch alle Länder deutscher Zunge gemacht u. sogar zu unser. deutschsprechend. Brüdern jenseits d. Ozeans gefund. Inhalt: Im eig. Heim / Vom Hochsitz aus / Die Invaliden / Meister Grimmbart / Balzbeg. / Ein Strauchritter / Urbahns Minnetod / Frau Scholaster / Ein flotter Herr / „Kleine" Leute / Leichtes Blut / Die Vollversammlung i. Walde / Peter / Schwarzgeflügel / Niederes Volk / Vom Lebenskünstler d. Waldes / Abschied. — Durch Buchhandl. oder durch **F. C. Mayer - Verlag (Der Deutsche Jäger), München 2 C,** Sparkassenstr. 11. Verlangen Sie uns. Literaturprosp.

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Alles spielt zu Hause
„Karambola" Wetzlar 92
Tischbillard
Größe I: RM 16.50

Für den Vortrag
Für die Familie
Für die Schule
gleich geeignet sind:
Peter Auzingers
Gesammelte Werke
in einem Band, dauerhaft und elegant gebunden, 286 Seit., nur RM 3.—. Die berühmt. oberbayerischen Dichtungen dieses sonnigen, gemütvollen Volksdichters sind in einem gefällig. Sammelband vereinigt. Auzingers Dichtungen sind von so goldenem, sprühendem Humor durchleuchtet, daß sie ebenso wie Kobells und Stielers Dialektdichtungen dem Freunde oberbayerisch. Volkspoesie zur unentbehrlichen Lektüre geworden sind. Sie stehen vor unseren Augen aus Fleisch und Blut, diese vollblutigen Berglergestalten in ihrem Witz und in ihrem Leid. Durch alle Buchhandlungen oder durch
F. C. Mayer Verlag München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Neurasthenie Nervenschwäche Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13 600 III. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Flugzeugführer —: ein Beruf für ältere Herren

Vorgestern stauntest du 's noch als ein Wunder an,
daß ein Mensch überhaupt durch die Luft fliegen kann —!
Heute dagegen verziehst du kaum eine Miene,
erzählt dir die Zeitung von der „Piloten-Maschine".

Selbständig sucht sich das Flugzeug nun seinen Pfad,
und der Führer spielt mit den Fluggästen Skat.
Kurz vorm Ziel erst sagt er: „Drei Runden — und Schluß!",
weil er beim Landen ein klein bißchen mithelfen muß.

Auch bei stürmischem Wetter und heftigen Böen
muß er nicht mehr an Knüppel und Steuerrad stehen.
Selbst wenn der Motor aussetzt, ist's nicht zu spät,
weil man dann automatisch in Gleitflug geht.

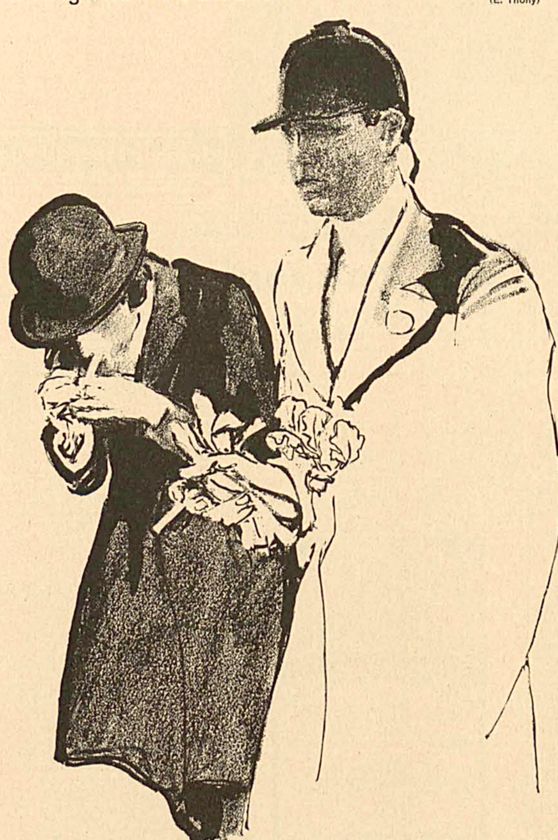
Flugzeugführer —: das scheint mir jetzt der Beruf,
den ein gütiger Gott für ältere Herren schuf.
Skat zu spielen — auch drei bis vier Stunden lang —
das empfand ich nie als beruflichen Zwang.

Mir allerdings — das weiß ich — würd' es passieren,
hätte ich endlich mal einen Grand mit vieren,
gäb's einen Knax — und ich müßte ans Steuer zurück!
— — Aber wo gibt es im Leben ein restloses Glück —?!

Benedikt

Die gute Freundin

(E. Thöny)



„Die Baroneß is ja wieder gestürzt; hoffentlich ist es gut abgegangen?" — „Wird wohl schon — voriges Jahr kam sie ja auch verlobt zurück!"

Fakirwunder

Oft und oft erzählte ich jene wunderbare Geschichte, die sich vor der Terrasse meines Bungalows zugetragen hat. Ich habe, wie ihr wißt, einen großen Teil meines Lebens als Regierungsbeamter in Bankura verbracht, einem kleinen Ort, bloß zwei Autostunden von Kalkutta, doch am Rande der Wildnis, hart an der Grenze des Dschungels, der voll ist von Geheimnissen und Rätseln.
Bevor ich aber beginne, möchte ich noch etwas voranschicken, denn ich habe mir mit dem Erlebnis, über das ich jetzt berichten will, bereits genug Feinde gemacht. Deshalb betone ich, daß ich niemand dazu zwingen kann, mir zu glauben. Gleichwohl, wer es ungeachtet meiner weißen Haare nicht tun will, der möge bedenken, daß jeder Vorgang in der Natur ein Stück Wunder in sich birgt; das Erblühen einer Knospe, das Entpuppen eines Falters ist allein Wunder über Wunder und noch von keinem Sterblichen erklärt worden.
Aber nun zur Sache. Im Hinduviertel von Bankura, in einer elenden Hütte, lebte ein Fakir; mit einer Behausung wie der seinen würde hier in Europa der letzte Strolch hadern; der Fakir war ihrer zufrieden, obgleich er berühmt war und sein Ruf bis nach Benares ging. Ein Mann von seltsamem Aussehen, mit Augen, deren stechender Blick Furcht und — so sonderbar es klingt — auch Vertrauen einflößen konnte.
Eines Tages führte mich der Fakir in meinen Garten und setzte in meiner und meiner Frau Gegenwart den Samen eines Teakbaumes in die Erde. Dann entfernte er sich, und es schien mir, als ob er leise Beschwörungen murmeln würde. Meine Frau kann es bezeugen, daß in einem Umkreis von dreißig Yards von dem Platze, wo der Samen gepflanzt wurde, weder Baum noch Strauch stand.
Und wieder kam der Fakir in meinen Garten. Er trat ins Haus, kreuzte zum Gruß die Arme vor der Brust und führte mich schweigend zu jener Stelle, an der er den Teaksamen in die Erde versenkt hatte. Dort stand jetzt ein mächtiger, an fünfundzwanzig Meter hoher Baum, mit weit ausgreifenden Wurzeln und einem Stamm, den meine beiden Arme kaum umfassen konnten! Aber nicht genug, der Baum trug Blüten, große sechsspaltige weiße Blüten, von denen einige eben in sanftem Schaukeln zu Boden flatterten . . . Es konnte keine Sinnestäuschung sein, ich griff nach einem dieser zarten, bizarr geformten Kelche, denen ein Duft entströmte, ein köstlicher Duft — ah, ich kannte dieses beklemmend süße Aroma —, es war wirklich der Duft der tropischen Teakblüte!
Ein Wunder? Eines der berühmten Fakirwunder?
Ich will es nicht beurteilen, jeder kann sich seine eigene Meinung darüber bilden. Und dann — sagte ich es bereits? Oder vergaß ich zu erwähnen, daß zwischen dem ersten und zweiten Besuch des Fakirs dreißig Jahre verstrichen waren . . .?

Raro

Lieber Simplicissimus!

Nachbars Heiner aus der Ostmark war mit zur Erholung im Schwäbischen gewesen. Ich frug ihn, wie es ihm gefallen habe. „Mei", sagt er, „so waar's ganz schöi g'west. D' Hund bell'n aa wöi bei uns, ower d' Leit red'n anders."

*

Als Frau Metzgermeister Häberle Wäsche mangelte, rief sie ihrer Tochter warnend zu: „Lina, bring deine Wurschtfinger net in d' Mangel, sonst kommet se als Landjäger raus!"

*

In einem Zimmer der Droste auf der Meersburg. Ein norddeutsches Paar blickt durch das Fenster ins Land. Er: „Großartche Gechend! Da muß man ja Anrechungen kriechen!" Sie: „Det gloob ich."

Verwöhnt

(Paul Scheurich)



„Gnädigste, das ist ein höchst interessanter Fall!" — „Hab' ich auch nicht anders erwartet!"

Garten im Vorwinter

Nur nicht immer am Ofen gehockt, alter Knabe!

Mütterchen Sonne hält ihren Mittagsschlaf
auf dem blaudamastenen himmlischen Kanapee.
Fern an den Waldrand schmiegen sich silberne Nebel.
Flimmernd glitzert der Fluß herauf . . .

Also denn los und durch die Rabatten gepilgert!

Stroherne Stümpfe, wo Phlox und Rittersporn blühten,
dürres Gezweig statt Spiräenschaumwolken . .
Aber die Erdbeeren, neu verpflanzt,
träumen im Mist wie in Abrahams Schoße.

Nun, Herr Ginster, wie steht's? Was treiben die Ostasiaten,
Chinas Wacholder und Japans orangene Quitte?
Ist am Spalier der Pfirsich gedeckt?
. . . Donnerwetter, die Fliederknospen!

— — — Alles, was recht ist, verehrtester Maulwurf;
aber mußte das sein? Der ganze Rasen ein Friedhof,
Hügel an Hügel — daß dich das Wiesel erwischte,
das dort hinten im Holzstoß haust
und sich emsig sein Winterkleid schneidert! . . .

Wo die Ringelnatter jetzt steckt? Und der schmatzende Igel?
Hat er sich schon im rostroten Laube verschloffen? . . .

Borstiger Bursche, wie bist du schlau!
Dich bringt keine Dezembersonne
aus dem Häuschen wie unsereinen,
der soeben, barhäuptig schwärmend,
sich einen deftigen Schnupfen geholt hat . . .

Ratatöskr

Treffen / Von Werner Benndorf

Als ich zu meiner Mutter sprach, sieh, du weißt nicht, was für ein Kind du gebarst, da weinte sie, und mich verwehte der Wind . . .

Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. Habe mich auf der harten Lagerstatt gewälzt, als hätte ich großes Fieber. Meine Augen wollten sich nicht schließen, und meine Glieder wollten nicht ruhen. Und nun bin ich müde, daß ich hinsinken könnte, wo ich stehe. Und doch weiß ich, daß ich wieder nicht werde schlafen können, bevor Jan nicht kommt. Ich bin nicht umsonst noch einmal in diese Kloake der Welt gekommen. Hatte ich mir doch geschworen, nie wieder Marseille zu betreten.

Aber jetzt sitze ich doch wieder im Café, und die schwarze Lauge steht vor mir. Ein Glas nach dem anderen trinke ich. Jan muß doch wirklich bald kommen. Es ist sehr schäbig, wenn er nicht kurz nach dem Autocar in die Straße einbiegt.

Aber er biegt nicht um die Ecke.

Ein fremder Mund spricht plötzlich an meinem Tisch: „Wollen Sie Uhr, ist echt Gold, nur sechzig Frank, oh, geben Sie mir sechzig Frank."

„Warum ich? Sitzen nicht Reichere hier?"

„Oh, bin armer Mann aus Martinique, habe nicht Geld. Meine letzte Hab' ist Uhr."

„Hast sie gestohlen, scher dich weg! Siehst auch auf Ehre nicht aus wie Martinique. Kenne das Pflaster dieses Kaffs genau. Mußt dich schon weitertrollen."

Dieser Dieb hat mich etwas abgelenkt. Alltäglich, allstündlich trifft man in Marseille Diebe. Alle wollen verkaufen. Wann werden einem die Schutzleute und Offiziere gestohlene Broschen und Armbänder verkaufen wollen?

Und ich bin doch verdammt müde, und daß Jan nicht kommt, bringt mich wirklich aus dem Gleichgewicht, läßt mein Herz klopfen. Aber er muß doch dort um die Ecke biegen. Oder sollte er von der anderen Seite kommen? Drehe ich mich doch einmal um. Aber nein, dort verkauft einer nur den „Petit Marseillais". Ich will einen haben, muß doch was tun, wenn ich so müde bin. Kann doch nicht bloß warten. Und nun lese ich und trinke den Kaffee beim Lesen. Er ist sehr stark. Jetzt merke ich ihn schon in den Gliedern, daß ich schwitze. Was steht hier? Ach! Unwichtiges! Über Jan steht hier doch nichts. Nein, nein, aber hier steht: „Viele Deutsche", ja, viele Deutsche leben in Frankreichs Kolonien. Hm, es ist sehr interessant, daß viele Deutsche in Frankreichs Kolonien leben. Nun, ich lebe jetzt im Mutterland, trinke Kaffee aus den Kolonien, ja — und warte. Jan muß doch kommen.

Mir ist, als wäre ich nun gar nicht mehr müde. Ich lese jetzt weiter. Über Jan steht wirklich nichts in der Zeitung. Nur nehmen die Diebstähle immer mehr überhand, in der Hauptstadt und in Marseille. Man müsse dagegen einschreiten; jeder Bürger solle mithelfen, alle Diebe zu fangen.

Ich bin ja kein Bürger. Brauchte den armen Dieb doch vorhin nicht aufgreifen zu lassen. Konnte ganz gut schwindeln, wird ihm noch mancher was glauben.

Im übrigen muß jetzt Jan wirklich bald kommen. Es ist jetzt neun Minuten vor neun, und in neun Minuten sind es zwei Jahre, daß wir hier saßen. War eigentlich eine verrückte Sache, war zu verrückt. Ob es wirklich wahr ist? Aber dann muß er ja in acht Minuten dort um die Ecke kommen und sich an diesen Tisch setzen.

War vielleicht doch zu frech. Man weiß ja gar nicht, was aus einem Kerl werden kann in zwei Jahren. Kann Vater einer Familie sein. Und Amerika ist weit. Das war doch sein Ziel. Er wird keine Überfahrt haben. Zwei Jahre habe ich nichts von ihm gehört. Sind doch zusammen in Nordafrika gewesen, waren so gute Freunde, konnten uns manchmal bald auffressen. Hatten beide den Cafard, war prächtige Zeit das. Nun habe ich bloß noch die kalte Unterschrift. — „Ich verpflichte mich bei meinem Leben, genau heute, den 14. April, in zwei Jahren im Café de vieux Port, früh neun Uhr, zu erscheinen. Jan."

— — — bei meinem Leben! Ja, es ist aber jetzt drei Minuten vor neun. Er muß alle Augenblicke dort um die Ecke kommen. Es ist eigentlich blöde, daß er sich so verspätet.

Und jetzt bin ich wieder sehr müde. Die Zeitung interessiert mich auch gar nicht mehr. Warum konnte ich nicht bleiben? Dort, wo ich war? Bleiben bei den Männern mit den Läusen in den Bärten und dem Geld im Turban? Bin zwei Jahre einer von ihnen gewesen. Zwei lange Jahre eines kurzen Menschenlebens. Nein, ich konnte nicht bei ihnen bleiben, ich habe nämlich geschrieben: — — — bei meinem Leben. Freilich, habe auch ich geschrieben und darunter meine Unterschrift gesetzt.

Na, und jetzt glaube ich es doch selbst nicht mehr, daß ich eine Woche nicht geschlafen habe. Eine ganze Woche nicht. Ich mußte doch mit dem Schnellzug fahren und hatte kaum Geld, und das geht nur nachts. Hat manchen Nerv gekostet, wenn man stundenlang im zugigen Fahrgestell gelegen hat. Ich muß ja jetzt ganz hohle Augen haben. Möchte mich eigentlich gar nicht sehen.

Jetzt schlägt die Turmuhr neunmal. Es ist eine wahre Schande, daß dieser langweilige Schuft nicht kommt. Will mal auf die Post sehen, ob nicht ein Brief von ihm geschrieben wurde, aber erst muß ich zum Kellner, ihm ein paar Worte sagen.

„Garçon, ich will nur mal einen Sprung um die nächste Ecke machen, passen Sie bitte auf, wenn sich ein Herr mit einem Leberfleck an der Stirn hier setzen will. Sie sagen ihm, ich wäre in einer Minute wieder zurück."

„Pardon, mein Herr, ich hatte keine Ahnung, daß Sie den Herrn kennen, der bei uns über Nacht blieb. Wir sollten ihn wecken, wenn ein Herr nach ihm fragt. Soll ich es tun?"

„Ach bitte, tun Sie es, ich kann ja auch dann gehen."

Ich wanke etwas, als ich zu meinem Stuhl komme. Ich bin wieder müde, habe ja eine Woche nicht geschlafen.

„Konnte das verdammte Kamel von Kellner nicht . . ."

Dann schlafe ich, schlafe auch, als Jan sich neben mich setzt. Wache erst Nachmittag drei Uhr auf. Vor mir liegt der Zettel mit meiner Unterschrift. Jan lächelt: „Warst pünktlicher!"

(R. Kriesch)



Die Herrn ham ja keene Ahnung, wat 'ne richtje Dame for 'n Leidensweg hat!

Hintergründe des Genies

(O. Herrmann)



„Warum eigentlich alle Dichter so einen vergeistigten Ausdruck haben? Woher kommt das wohl?" — „Wahrscheinlich vom Warten auf die Inspiration."

Mexiko

(E. Schilling)



„Sie wollen ja nicht uns, die alten Götter, wieder haben — sie wollen nur nicht mehr: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst'!"

Die Wahlen in Danzig

(Wilhelm Schulz)



„Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus . . ."

München, 16. Dezember 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS

Karl IV. und der Prager Insignien-Sturm

(E. Schilling)



„Die äußern Zeichen meiner Hochschule könnt ihr ja rauben. Die innere Kultur aber, die damit verbunden ist, die müßt ihr euch erst mühsam erarbeiten!"

Darmsaiten — Schafsdärme

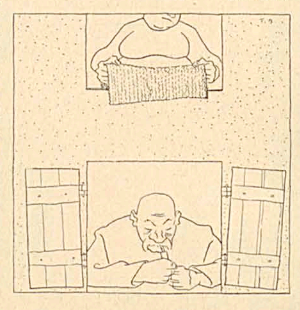
Von Fritz Knöller

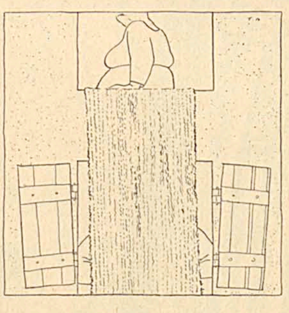
Er bestand nur aus Knochen, der Paul Knecht, Student der Musik und Philosophie. Von vorne glich er einem Hecht, seitlich einem Schaf. Knecht gehörte zu den Jüngern des „Als ob"-Kultes und baute nach Art dieser Zahnstochermenschen Gerüst auf Gerüst in den luftleeren Raum. Daneben, mancherlei Geleise kreuzten sich auf seiner Drehscheibe, neigte er der alten Kirche zu. „Wer bei Augustins ‚Bekenntnissen' nicht laut aufheult, ist kein rechter Christ", pflegte er zu sagen.
Nicht minder grimmig lag der Knecht der Musik ob. Auf eine Schiefertafel schrieb er Fugen, löschte aus, schrieb wieder, denn Musik sei Mathematik, schrieb tage-, nächtelang und brachte hin und wieder eine Fuge aufs Papier, falls sie ihm atonal genug schien.
Einmal beendete er eine Fuge mit dem Gregorianischen Choral. Auf meinen laienhaften Einwand, der sei doch nicht von ihm, entgegnete er: „Natürlich. Da es aber nichts Besseres gibt, habe ich ihn hierhergesetzt."
Sein Werkzeug war das Cello, das er so emsig strich, als wolle er ein Stück von einem harten Laibe schneiden oder einen anderthalb Meter hohen Reklamebleistift spitzen. Das Cello verschaffte ihm übrigens sein Brot. Zweimal hatte er versucht, den Doktor zu machen, doch die verkalkten Gebeine der Ordinarii hatten sich nicht auf das Gedankenstrichgestänge des Trapezphilosophen hinausgewagt. Nun lag er auf der Erde, der Paul Knecht, des väterlichen Fluches gewärtig. Schlimm wäre es ihm ergangen, hätte sich nicht ein Bekannter, der Leiter einer Wanderoper, seiner angenommen und ihn in sein vier Mann hohes Orchester gesteckt.
Landauf, landab strich Knecht das Cello, und hier, bei dieser musikverschleißenden Truppe, vollzog sich seine Wandlung, die ihn um und um krempelte.
Sie hieß Laura Wiß, kam aus seiner Heimat und versah das Katakombenamt einer Souffleuse. Sie hatte nichts Sonderliches an sich, ich meine: geistig, sie schwieg und verharrte in einer fetten Ruhe. Bestand der Knecht aus Knochen, hing sie voll Fleisch. Sie hatte nichts Anziehendes und hatte nichts anzuziehn, und dennoch wurde der Knecht, der bisher den „Weibern" die Zutat der Seele verweigert hatte, so von ihr eingenommen, daß ich mir den Vorgang nur als biologisches Wunder erklären kann: Es waren die Knochen, die ihr Fleisch suchten, es war das Fett, das seine Gebeine fand.
Dieser aristophaneisch verschweißte Doppelmensch war entschlossen, nie mehr voneinander zu lassen, und bewies dies für alle Zukunft.
Die Zeiten waren sauer; die Inflation bekam jenen Wasserbauch, der minderbegüterten Menschen das Atmen mißgönnte, das Geigen und Soufflieren verpuffte in der Luft. Der Doppelmensch, nichtsdestoweniger zum Leben bereit, verfiel auf ein gigantisches Projekt: Auswandern wollte er, auswandern!
Und Paul und Laura ließen die Sterne walten. Mit geschlossenen Augen schlugen sie den Atlas auf und setzten die Zeigefinger auf einen Fleck. Und siehe, es war Teheran. Teheran in Persien.
Und irgendein Aufschneider, irgendein Witzbold erzählte ihnen: Ein stubenvoll Boden, Wellblechbaracke, fertig' ist die Laube. Alles wächst von selber. Weizen, Obst und Rosen. Alles reichlich und von selber. Also auf nach Teheran!
Das war der Hechtsprung. Dann kam das Schaf, das die Ladenpreise studiert hatte, wenn wir von den Vorlesungen nach Hause gingen. Es verkümmelte seine Bibliothek, die „Bekenntnisse", den ganzen Augustin; es blökte auch nicht vor dem Cello zurück, verschacherte sein gutes altes Instrument, und vom Erlös erstand es sich Konserven und zwei Billette bis Konstantinopel.
Boshaft wies ich auf künftige Beschwerden hin. Ob er mit einem „Salem aleikum!" durchzukommen gedenke? — Nein. Doch am Bosporus wimmle es von Europäern, die mindestens Französisch verständen. — Aber ein Kamel werde sich schwerlich finden, das Koffer und Konserven gratis durch die Wüste nach Teheran schleife. — Bis dahin habe er Geld. Von der Vertretung einer Firma für klappbare Tropenmöbel. — Ob er die Kunst gänzlich an den Nagel hänge? — Nur vorübergehend. Alsdann werde er sich ausschließlich seinem Metier widmen.
Am Morgen der Abfahrt waren alle Konserven vertilgt; auch die Kleider bis auf das, was sie am Leibe trugen, versilbert. Geblieben waren ihnen zwei niedliche Handkoffer. Meine Warnung vor dem störrischen Kamel hatte gefruchtet.
Ein halbes Jahr verging. Endlich kam ein Brief an meinen Freund. Aus Konstantinopel. Es gehe ihm so lala, schrieb Knecht. Das Leben sei teuer. Auch am Goldenen Horn. Die Klappmöbel fänden wenig Absatz. Man sei hier zu statisch für die beweglichen Dinger. Mit Teheran habe es noch gute Weile. Betrogen werde man infam. Seine zwei Doktorarbeiten möge man schicken.
Gottlob, er lebte. Er blieb der Kunst erhalten.
Dann kam das große Schweigen. Man heißt's verschollen. Offenbar hatten den Haremsdamen die Dissertationen wenig gemundet. Sie waren habhaftere Kost gewohnt.
Plötzlich eine Karte von meinem Freund: Knecht sei hier. Falls ich ihn zu sprechen wünsche, abends auf der Südterrasse vom Franziskaner auf dem Nockherberg.
Er war noch dünner geworden. Er schien ein einziger Knochen zu sein. Er war nur noch Hecht. Wie immer ließ er sich frostig an.
„Nun, wie geht's?" fragte ich, nachdem wir uns flüchtig berochen hatten.
„Danke, man lebt", sagte er großartig.
„Was macht die Kunst?"
Knecht leistete sich eine wegwerfende Geste.
„Haben Sie sich kein Cello mehr gekauft?"
„Wo sollte ich die Zeit hernehmen?"
„Es kostet ja auch Geld", meinte ich boshaft.
„Das Wenigste", sagte er wieder sehr großartig.
Nach einer verblüfften Pause fragte ich vorsichtiger: „Sie treiben aber noch Ihre Philosophie?"
„Pah."
Ich, verdutzt: „Nun ja — Sie haben ja Ihren Glauben."
Wieder eine erhabene Geste. Dann gravitätisch: „Glauben? Ist dort unten gar nicht so günstig. Ich meine, wenn man mit dem Moslem Geschäfte tätigt. Und dann ist unsre Kirche sehr abgelegen. Man hat dort unten verdammt wenig Zeit."
„Auch der Türke?"
„Der nicht. Der raucht und trinkt Kaffee. Doch wir Europäer, die wir die Geschäfte machen — Sie verstehn?"
„Aber", sagte ich kleinlaut, „ich dachte — Sie geben Unterricht — beglücken die Haremsdamen mit der Lektüre Ihrer Doktorarbeiten?"
„Haremsdamen? Das war einmal. Stundengeben? Zum Verhungern. Der Eingeborene will nichts lernen. Ist stinkfaul."
Ich roch den Gestank der Faulpelze vom Bosporus bis hier herauf. Ziemlich unsicher, aber immer noch unverschämt, fragte ich: „Wie geht's Madame?"
(Die hatte er nicht bei sich. Womöglich war etwas vorgefallen.)
„Danke, glänzend. Sie konnte auf den Sprung nicht abkommen. Unsre Dienerschaft braucht Aufsicht. Wir bewohnen nämlich eine Villa. Und dann muß für das Stadtgeschäft wer Zuverlässiges da sein."
Ich hatte die Trümpfe ausgespielt und saß ziemlich gebrochen da. Er war reich, saturiert, nicht kleinzukriegen. Er sah auf uns Federfuchser herab wie von der Kanzel eines Minaretts. Und jetzt erst, nachdem er uns in Neugier hatte schmoren lassen, bequemte er sich zu einem knappen Bericht, indem er die Worte wie Münzen aus dem Mundschlitz schob. Kostbar war seine Rede, Allah il Allah!
„Ja, ich habe eine Weile Stunden gegeben, Kohldampf geschoben. Auch die Töchter meines letzten Hauswirts unterrichtete ich, dumme Göhren. Der Vater betrieb einen kleinen Handel, verschmitztes Liliputgeschäft. Einmal kriegte er Auftrag von einer deutschen Firma. Er fragte mich nach dem und jenem. Ich gab Bescheid. Es glückte. Ich wies ihm nach, wie er seine Kundschaft vermehren könne. Es glückte. Er nahm mich in seine Firma hinein. Die Firma wuchs. Ihm viel zu groß. Er mochte seine Kaffee- und Tabakstunden nicht missen. Ich leitete das Ganze. Er verlor den Überblick, der Associé." Knecht schmunzelte. „Eines Tags behauptete er, wir seien so vertraut miteinander, er schlage vor, unsre Frauen zu tauschen."
Ich dachte an Lauras Monumentalstatue, an der Levante Vorliebe für kolossale Massen und fragte: „Wie war seine Frau? Dünn?"

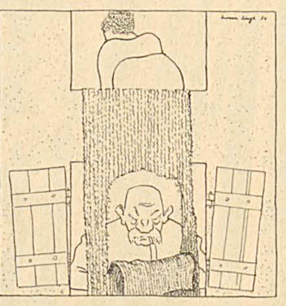
(Schluß auf Seite 449)

Man muß sich nur zu helfen wissen

(Toni Bichl)







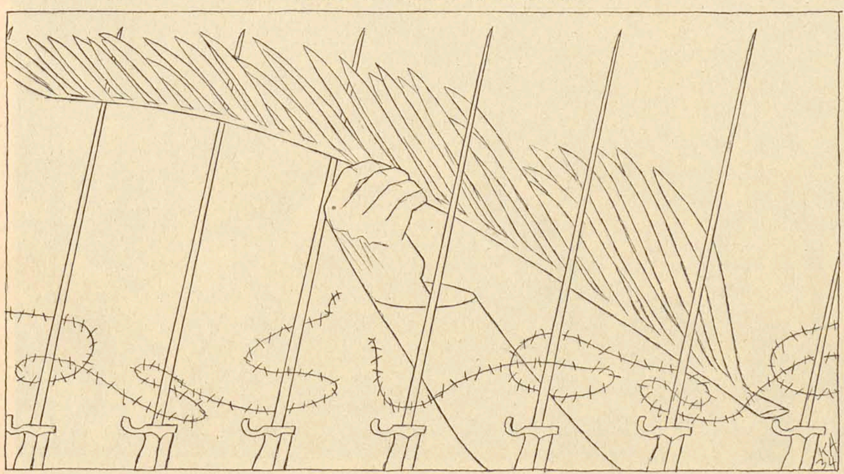
WEIHNACHTEN heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus"

Alter Chauvinismus

(Karl Arnold)

„Man muß unseren Frontkämpfern den Weg zu den Deutschen verbieten — ‚à Berlin‘ ist kein Friedens-, sondern ein Kriegsruf!“

Neue Friedenstöne



„Fort mit dem Deutschenhaß! Man hat auch den französischen Frontkämpfern den Frieden versprochen.“

Hochzeit in London

(E. Thöny)



Endlich einmal eine unpolitische Sensation: ein Königssohn heiratet eine Prinzessin aus Liebe!

Darmsaiten — Schafsdärme

(Schluß von Seite 446)

„Ja, infolge eines Siechtums von zwei Zentnern auf hundertzehn Pfund geschmolzen."
„Aha", sagte ich grinsend. „Und Sie haben natürlich —?"
„Keineswegs", sagte er scharf. „Obwohl es höchster Freundschaftsbeweis im Osmanischen Reich, tauschte ich nicht."
„Aber die geschäftliche Rücksicht?" sagte ich boshaft.
„Ebendarum", sagte er verächtlich lächelnd. „Der Tauschvorschlag war der Anlaß, mich von Omar zu trennen. Heute floriert mein Geschäft, und seines ist pleite."
„Donnerwetter!" sagte ich mit offenem Mund. Und dann nach einer Pause sehr schwach: „Und womit handeln Sie?"
„Mit Schafsdärmen. Deshalb bin ich auch hier. Und morgen in Paris, übermorgen in London."
Das war deutlich. Nicht unserthalber war er hier, nein, in Schafsdärmen, das dreimal geriebene Schaf.
„Schafsdärme?" fragte ich, um nur etwas zu sagen. „Wozu Schafsdärme?"
„Für Saiten", sagte Knecht lächelnd.
Richtig. Für Saiten braucht man Schafsdärme. Natürlich. Ich war unglücklich, daß ich so klein und häßlich vor ihm saß. Im selben Moment fiel mir was ein. „Nun", sagte ich hämisch, „da sind Sie sozusagen beim Metier geblieben. Schafsdärme — Darmsaiten."
„Wie man's nimmt", sagte er blaß.
Er bezahlte für sich und meinen Freund. Mich ließ er unberücksichtigt.

Humor im Amt

Bitte um eine Ehestandsbeihilfe: „Durch meine Verheiratung bin ich zu einer Kuh gekommen und möchte mir jetzt noch Wagen und Geschirr anschaffen. Darum bitte ich um Genehmigung einer Ehestandsbeihilfe."

*

(Zum Sterilisationsgesetz.) Ratsschreiber zur Fürsorgerin: „Schweschter, sinn Se schon beim L. gwese? Der ghört auch eingweckt."

Professoren

An der Universität Gießen hatte ein Professor der deutschen Literaturgeschichte die Gewohnheit, seinen Kandidaten im Examen verblüffende Fragen zu stellen. Einmal wendet er sich an einen solchen mit dem Rätsel: „Herr Kandidat, wie nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter?" Als der Prüfling nach krampfhaftem Nachdenken versagt, meint der Dozent: „Wir nennen ihn Eduard. Das hätten Sie eigentlich wissen müssen, Herr Kandidat: denn es ist der Anfang von Goethes Wahlverwandtschaften."

Kindermund

Mein Freund betreibt Ahnenforschung, intensiv. Sein achtjähriges Söhnlein, auf dessen zwei blanken Augen der Stamm steht, ist daran sehr interessiert. Er fühlt sich offenbar schon als Ahnherr verantwortlich.
Eines Tages hat seine gute Mutter Grund, ihn auszuzanken; auch der Vater spricht ein ernstes Wort. Da stößt der kleine Mann empört die furchtbare Drohung aus: „Wenn ihr so böse mit mir seid, lasse ich später mal die Familie aussterben!"

Fundstück

Der „Schwäbische Volksbote", eine katholische Tageszeitung, berichtet über den Matuschka-Prozeß u. a. folgendes: „Hierauf protestierte Matuschka heftig, schlug ununterbrochen aufgeregt auf den Tisch und rief: ‚Wenn es einen Gott gibt, so gibt es auch einen Satan.' Der Präsident erwiderte, der Gerichtshof werde sich durch solche Ammenmärchen nicht beeinflussen lassen."

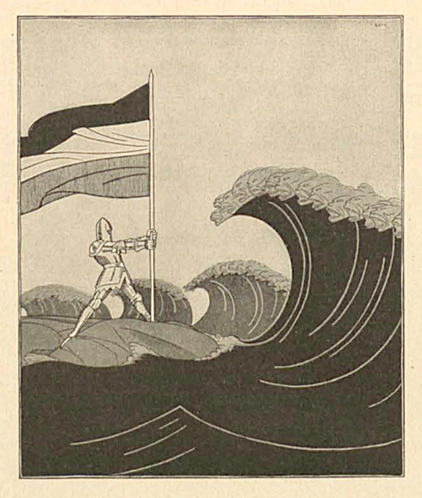
Ein Gemütsmensch

(Rudolf Kriesch)



„Alte, friert's di' an d' Füaß?" — „Naa!" — „Mei', is ja no fruah! Werd scho' no' kemma!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Das Regentropfenpräludium / Von Wolfgang Wetterstein

„Wir Handlanger des Genies müssen viel arbeiten", begann der berühmte Pianist. „Ich hatte einen anstrengenden Winter hinter mir und war von meiner Konzertagentur bis spät in das Frühjahr hinein wie ein Postpaket umhergeschickt worden. Nun fühlte ich das Bedürfnis mich zu verkriechen, unerkannt zu bleiben und auszuruhen. Keine Taste wollte ich berühren, keine Musik hören — und vor allem kein Klavierspiel. Ich machte ein weltverlorenes Fischerdorf an der Ostsee ausfindig. Bei einem älteren Ehepaar aus gebildeten Kreisen, das sich hier anscheinend zur Ruhe gesetzt hatte, fand ich ein geräumiges und sauberes Zimmer, das ich für beliebige Zeit haben konnte. Ein Flügel stand darin. Ich betrachtete ihn mit tiefem Mißtrauen und überlegte.

‚Gut', sagte ich dann, ‚ich möchte das Zimmer nehmen und zahle, was Sie wünschen. Ich mache jedoch zur Bedingung, daß während der Zeit meines Hierseins keinerlei musikalische Geräusche hervorgebracht werden dürfen. Das mag Ihnen sonderbar vorkommen, aber ich meine es ernst damit. Der Flügel hier darf nicht benützt werden und muß in meinem Zimmer bleiben. Ich selber spiele nicht und brauche Ruhe. Wollen Sie darauf eingehen?'

‚Sie können sogar den Klavierschlüssel an sich nehmen', sagte der Herr des Hauses entgegenkommend. ‚Es ist uns lieb, wenn unsere Tochter einmal gehörig ausspannt.'

Allmächtiger — eine klavierspielende Tochter! Ich wurde schwankend in meinem Entschluß, mietete dann aber doch. Den Schlüssel nahm ich tatsächlich an mich. Ich mußte mich sichern. Sollte alles gut ablaufen, wollte ich den Sommer in dieser Gegend verleben.

Die Landschaft war still und groß. Auf dem mageren Sandboden wuchsen spärliche Kiefernwaldungen, denen Dünen vorgelagert waren. Wenn man sie erstieg, sah man das Meer mit dem Schaumstreif seiner Brandung. Ich unternahm ausgedehnte Wanderungen, freundete mich mit den Fischern an, lernte ihre Lebensweise verstehen und gewann allmählich wieder Beziehungen zu den einfacheren Dingen der Natur.

Der Sommer ging schneller dahin, als mir lieb war. Ich beschloß noch zu bleiben; doch kam man meinem Wunsche um Verlängerung des Mietverhältnisses nur mit Zögern nach. Der erhöhte Preis, den ich zu zahlen bereit war, mochte allein ausschlaggebend gewesen sein. Der Flügel sollte wie bisher unbenützt in meinem Zimmer stehen. Den Schlüssel behielt ich bei mir.

Aber das Wetter wurde nun schlecht. Ich war gezwungen, viel im Hause zu bleiben. Dabei kam ich mit meinen Wirtsleuten mehr als sonst in Berührung, und es mußte mir auffallen, daß ihr Verhalten mir gegenüber sich veränderte; es wurde gemessen, fast unfreundlich. Was wollten die Leute? Sie verdienten doch reichlich an mir, und das war zweifellos ihre Absicht. Oder fürchteten sie, wegen der Tochter ins Gerede zu kommen?

Das wenig anziehende Mädchen — Anna hieß sie — mochte achtzehn oder zwanzig Jahre alt sein. Die intellektuell geschraubte Bestimmtheit ihres Wesens und die Bewußtheit ihres Sichgebens stießen mich ab. Sie begegnete mir mit betonter Abneigung. Eines Tages kam es wegen irgendeiner Kleinigkeit zwischen uns zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf sie eine Feindseligkeit offenbarte, die mich stutzig machte.

‚Was hat denn Ihr Fräulein Tochter eigentlich gegen mich?' fragte ich ärgerlich meinen Wirt.

Er räusperte sich und entgegnete würdevoll: ‚Meine Tochter ist eine Künstlerin!'

‚Ach so!' rief ich verblüfft. ‚Entschuldigen Sie vielmals.'

Ich ging auf mein Zimmer und hatte genug. Also auch hier in dieser Einsamkeit der ewig gleiche, verfluchte Dünkel! Künstlerin! Es hatte einfach zwischen Eltern und Tochter Unannehmlichkeiten wegen des Flügels gegeben. Sie wollten ihn frei bekommen, aber mein Geld jedenfalls trotzdem einstecken.

Der Gedanke an eine Abreise lag nahe, doch konnten noch schöne Tage kommen, und ich verspürte keine Neigung, mir mein schwer erkämpftes Behagen durch diese unerfreuliche kleine Person schmälern zu lassen. Der Schlüssel blieb in meiner Tasche.

Der Himmel strafte meine Selbstsucht — es regnete Tag um Tag. Eintönig rauschten die Wasserfluten herab. Die Welt triefte vor Nässe.

An einem solchen Nachmittage saß ich rauchend und lesend in meinem Zimmer. Die Wirtsleute mochten sich zu Nachbarn auf Besuch begeben haben, denn es war sehr still im Hause. Lange genoß ich lesend diese Stille, legte endlich mein Buch weg und begann über mein Leben nachzudenken.

Wie seltsam sind doch die Vorstellungen der Menschen von dem, was sie Künstlerruhm nennen. War ich nicht ein Sklave meines allzu freien Berufs und ein Spielball der öffentlichen Meinung?

Die Ampel

Ich hab 'ne Ampel, die, zur Lampe leicht verdreht,
Auch manchmal statt zu hangen auf dem Teppich steht.

Freund Köbes liebt gar sehr das Ampellicht,
Die Ständerlampe aber paßt ihm nicht:
„Licht ist nicht Licht", so spricht der weise Mann,
„Es kommt auch auf den Hang- und Standpunkt an!

Ein Licht, das unten, auf dem weichen Teppich, steht,
Ist wie ein müder Mond, der in Pantoffeln geht."

Ko.

ROTSIEGEL KRAWATTEN

Das Geschenk für „Ihn"

Gewiß, ich verdiente viel Geld und war fast dahin gekommen, dies als die Hauptsache zu betrachten. Das andere aber . . .

Es klopfte jäh und heftig; Anna trat ein, sah mich haßerfüllt an und begab sich an den Flügel.

‚Was wünschen Sie?' fragte ich nicht allzu freundlich.

‚Ich möchte den Schlüssel!' stieß sie leidenschaftlich hervor.

‚Liebes Fräulein', entgegnete ich kühl, ‚meine Abmachungen mit Ihrem Herrn Vater stehen fest. Ich meinerseits habe Ihr Instrument nicht benützt und werde es nicht benützen.'

‚Aber ich!' antwortete sie fast schreiend. ‚Ich muß arbeiten, ich muß Klavier spielen, Musik will ich hören — ich will und will und will! Gehen Sie doch hinaus in den Regen, wenn Sie keine Musik vertragen können! Reisen Sie doch endlich ab! Was wollen Sie denn noch hier? Sie haben mir diesen Sommer zur Hölle gemacht, Sie egoistischer Banause!'

Tränenlos aufschluchzend sank sie auf den Klaviersessel und trommelte mit der linken Hand wild auf dem verschlossenen Deckel umher. Es war eine schöne, gut ausgebildete Hand.

Aber — Banause? Nun, darüber geht man hinweg. Meine Kritiker hatten mich abgehärtet. Eine ferne Neugier wurde in mir wach.

‚Sie sind wohl recht fortgeschritten in der Kunst des Klavierspiels?' fragte ich höflich und erhob mich.

Fräulein Anna sah mich verächtlich an und schwieg.

Weihnachts-Bücher f. d. Jäger

Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern, Die Jagd im Gebirg
Reich illustriert von Prof. Ludwig Hohlwein. Ein unentbehrliches Handbuch für jeden Gebirgsjäger und für solche, die es werden wollen. In Prachtleinband nur Mk. 10.—.

W. Schmidtmann, Der Alte vom Steinernen Meer
Gamsg'schichten mit 46, nicht alltäglichen Schattenrissen des feinsinnigen Naturbeobachters W. von Freyschlag. Gebunden Mk. 4.50, broschiert Mk 4.—. Für alle Jäger und auch für solche, die wahres Interesse für unsere schöne Alpenwelt und das edle Weidwerk haben; auch für unsere Jugend und die Bergsteiger.

Friedrich Aprent, Die verflixten Jager
300 Seiten in gutem Leinenband Mk. 2.50. Inhalt: Pardong — Husch, Hex und Schneider — Hiasl, der Wilderer — Pippin, der Kleine — Der Stoabock — Abtrieb von der Alm — Der Almschreck — Jagerprüfung im Himmel — Lustige Geschichten von Jägern, Förstern, Wilderern, Dackeln und Sennerinnen.

Hans Sammereyer, Sárika
Einer der besten Jagdromane. Broschiert Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—. Der Roman spielt in den Donauauen zwischen Wien und Budapest. Die Hauptgestalten des Romans sind die Gutsbesitzerstochter Sárika, ein gespenstischer, durch die Handlung spukender uralter Hirsch, ein hochgemuter „Schwabe", ein stolzer Magyar und ein Urzigeuner.

H. Fuschlberger, Die rote Hoheit
Ein humoristischer Jagdroman, in Ganzleinen gebunden Mk. 2.50. Familie Raffke und Genossen geben den Hintergrund für eine Verwechslungskomödie, deren Helden ein wirklicher Prinz und sein Jäger sind.

A. v. Scanzoni, Die Aufschreibungen des Hyazinth Pfefferberger
K. bayr. Hofjagdgehilfe †, zuletzt in Entersgschwendt und dortselbst im Alter von 47 Jahren nach kurzem Leiden an einem bösartigen Gehirnfieber verstorben am 20. Aug. 1913. Illustrationen von Professor Ludwig Hohlwein. Gebunden Mk. 2.50. Verschiedene Erlebnisse eines kgl. bayerischen Hofjagdgehilfen auf der Gebirgsjagd.

Deutscher Jägerkalender 1935
17. Jahrgang, herausgegeben von der Schriftleitung des „Deutschen Jägers", 264 Seiten, in festem Leinen gebunden Mk. 1.50. Der ständige Begleiter des Herrn- und Berufsjägers für 12 Monate.

Verlangen Sie unsere Literaturprospekte kostenfrei.

Alle sonstigen jagdpraktischen und jagdkynologischen Werke sowie die unterhaltende Jagdliteratur besorgt Ihnen unsere Sortimentsabteilung. Die eigenen, oben angeführten Verlagswerke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

F. C. Mayer Verlag („Der Deutsche Jäger")
München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456—57.

Das „blaue Wunder"

Bis heute sah man in Hollywood von den
weiblichen Filmstars die meisten erblonden,
und selbst der verruchteste Vamp-Typ hatt' in
kürzester Zeit schon Haare wie Platin.

Jetzt aber sieht man die schönen Frauen
der tönenden Leinwand jählings — erblauen!
Denn Saphir-Blau ist der letzte Schrei
der modischen Kintopp-Haarfärberei.

Nun kann man, wonach wir ja alle streben,
mal wirklich sein „blaues Wunder" erleben.
Und man flüstert der Göttin der Träume zu:
„Du herzallerliebster Blauling, du!"

So sieht man die Frauen uns übertrumpfen
und des Mannes Vorrechte weiterhin schrumpfen:
Tagtäglich ist es nun die Frau,
und wir sind nur hin und wieder mal blau.

Und sollte die Meine das auch so weit treiben,
ich würde nicht länger mehr bei ihr bleiben,
denn ich zweifelte dann doch allabendlich:
„Na, wat denn, Kind? Bist du's — oder ich?!"

Benedikt

Kleintierzucht

hauptsächlich für den Siedler

wirklich lohnend

zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:

Vogel. Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers
Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—

empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege".

F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Pläne u. Ziele

ernster Persönlichkeiten fördert eine tiefe intime **Handschrift- und Charakter-Beurteilung** aus 40 Jahren Praxis! Erfahrung in **vielseit.** Beratung. Prospekte frei. **Psycho-Graphologe** P. P. Liebe / München 12 / Heimeranstraße 2

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

Von Karl Arnold

Kartoniert Mk. 1.50

Simplicissimus-Verlag München 13

Jagd-literatur

Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Für den Vortrag
Für die Familie
Für die Schule
gleich geeignet sind:

Peter Auzingers

Gesammelte Werke

in einem Band, dauerhaft und elegant gebunden, 286 Seit., nur RM 3.—. Die berühmt. oberbayerischen Dichtungen dieses sonnigen, gemütvollen Volksdichters sind in einem gefällig. Sammelband vereinigt; Auzingers Dichtungen sind von so goldenem, sprühendem Humor durchleuchtet, daß sie ebenso wie Kobells und Stielers Dialektdichtungen dem Freunde oberbayerisch. Volkspoesie zur unentbehrlichen Lektüre geworden sind. Sie stehen vor unseren Augen aus Fleisch und Blut, diese vollblutigen Berglergestalten in ihrem Witz und in ihrem Leid. Durch alle Buchhandlungen oder durch

F. C. Mayer Verlag
München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!

Hans Halmbacher

Ludwig Thoma und sein Jäger Bacherl

bearbeitet von Dr. W. Ziersch



Hans Halmbacher war der letzte Jäger Ludwig Thomas und wurde von ihm „Bacherl" genannt: ein einfacher Bergler aus dem Tegernseer Tal hat diese Erinnerungen geschrieben — ein Dichter von höchstem Rang wird in seinen Lebensäußerungen geschildert — in seinem natürlichen Umgang und in seiner hohen Auffassung als Jäger und Naturfreund.

Wie Thoma war, was er sprach und wie er sprach, das hat der Jäger mit scharfem Blick festgehalten. Wir lernen Thoma kennen: mit seinem Jäger allein auf der Pürsch in den Bergen, aber auch im Verkehr mit seinen Freunden und den Leuten aus dem Volke. Ungeschminkt und ohne seinem Herrn zu schmeicheln, führt Halmbacher Thoma vor — zu Hause, in seiner Bauernstube, in seiner Wirtschaft, am Stammtisch im Gasthof zur Ueberfahrt in Egern am Tegernsee, in der Kinderstube bei Halmbacher, in seinem Verkehr mit den Einheimischen, beim Eisschießen auf dem Tegernsee usw. Ein Werkchen von naturwüchsigem bunten Leben, mit glänzendem Humor und ohne jede Erfindung.

In Rohleinen gut gebunden nur Mark 1.80.

Durch alle Buchhandlungen oder durch

F. C. Mayer Verlag, München 2 C
Sparkassenstraße 11 / Fernsprecher 296456/57

Fritz Druckseis, Als Zaungast am Herrgottsgarten. 17 Tier- und Waldgeschichten. 2. Aufl. 4.—6. Tausend, auf best. holzfr. Papier gedruckt, in mustergült. Ausstattung broschiert RM 2.—, geb. RM 3.—. Die erste Aufl. wurde von der gesamt. Presse auf das wärmste begrüßt; nur durch Empfehlung von Hand zu Hand haben diese feinsinnigen **Tier- u. Waldgeschichten** ihren Weg durch alle Länder deutscher Zunge gemacht u. sogar zu unser. deutschsprechend. Brüdern jenseits d. Ozeans gefund. Inhalt: Im eig. Heim / Vom Hochsitz aus / Die Invaliden / Meister Grimmbart / Balzbeg. / Ein Strauchritter / Urhahns Minnetod / Frau Scholaster / Ein flotter Herr / „Kleine" Leute / Leichtes Blut / Die Vollversammlung i. Walde / Peter / Schwarzgeflügel / Niederes Volk / Vom Lebenskünstler d. Waldes / Abschied. — Durch Buchhandl. oder durch **F. C. Mayer-Verlag (Der Deutsche Jäger), München 2 C,** Sparkassenstr. 11. Verlangen Sie uns. Literaturprosp.

Der kleine Roman von HANS LEIP:

MISS LIND UND DER MATROSE

kart. **RM. —.80**
geb. **RM. 1.60**

Simplicissimus-Verlag München 13

Gratis

sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.

Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage
Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur.
Hummel, München Neuhauser Straße 20

Kuckucksuhr
Auswahlkatal. frei!
25 cm hoch, alle ¼ Stunde rufend, Mess.-werk, saubere Schnitzerei. 2 Jahre Garant. Nachnahme RM. 3.80
Alfred Tränkle Triberg (Schwzw.)



Jagdhütten Jagdhäuser
aus nur langgelag. Holz in seit Jahrzehnten bewährter Bauweise.

Christoph & Unmack A.-G. Niesky O./L.

Verlangen Sie kostenloses Angebot.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Kessler Sect

ÄLTESTE DEUTSCHE SECTKELLEREI ESSLINGEN GEGRÜNDET 1826.

ALTBEWÄHRT & UNÜBERTROFFEN

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung:** I. V. **B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

‚Verzeihen Sie', fuhr ich fort, ‚ich konnte dies alles unmöglich wissen. Hier ist der Schlüssel. Ich reise ab. Allerdings muß ich auf Entschädigung bestehen. Würden Sie einmal auch wohl einem — Banausen auf die unmusikalischen Beine helfen? Ich bitte Sie: spielen Sie mir doch irgendein Stückchen vor.'
‚Gut', sagte sie hochmütig, ‚ich will Sie entschädigen. Was wollen Sie hören? Einen Walzer?'
‚Ich möchte vorschlagen', antwortete ich vorsichtig, ‚daß Sie mich als abwesend betrachten und unbeeinflußt das spielen, was Ihnen bei dieser elenden Witterung am ehesten zusagt.'
Sie lächelte kaum merklich und öffnete langsam den Deckel der Tastatur.
Ich versank wieder in meinem Lehnstuhl und zündete mir verstohlen eine Zigarette an. Wie still war es doch! Eintönig rauschte der Regen herab. Die Stimme des Meeres war fernher vernehmbar. Süß aufhauchend mischte sich das Anfangsthema des Regentropfenpräludiums von Chopin darein. Ich zuckte zusammen und lauschte atemlos! Musik! Kein noch allzu vollendetes Spiel, doch Musik... Musik! Ich horchte und horchte immer noch ungläubig und heimlich mißtrauend. — Ja . . . Hier stellte sich kein prunkendes Ich zur Schau, hier war die körperlose Welt der Lichtstrahlen und Schatten, ein Ahnen von Dingen, die jenseits unseres Seins liegen mögen . . .
Als der letzte Ton verhallt war, saß das Mädchen wie von Grauen erfüllt mit starrem Gesicht vor der Klaviatur. Häßlich sah sie aus und fremdartig. Sie mußte mich ganz vergessen haben. Eintönig rauschte der Regen herab. Es dämmerte.
Ich hätte beschämt sein müssen, ich — Meister der Seelenkunde. Und ich glaube, ich war es. Aber was sollte ich machen? Mich ‚offenbaren'? Vorsehung spielen? Diesem Wesen den Weg ebnen zu einem zweifelhaften Glück, während es ein reineres und wirkliches bereits besaß? Noch zögerte ich. Dann stand ich entschlossen auf. Auch sie erhob sich.
‚Ich danke Ihnen, mein Fräulein!' sagte ich ernst.
‚Und es bleibt dabei: ich reise morgen.'
‚Es wird mir lieb sein', antwortete sie und ging.
Am nächsten Morgen war der Himmel wolkenlos. Nur an den Bäumen hingen noch funkelnde Regentropfen."

Vom Tage

Barmat ist zur Zeit in Holland. Die Holländer haben es gleich an ihrem Gulden gemerkt. Nun sagt man, er sei eine Gefahr für die Allgemeinheit. In dem Prozeß, den Barmat gegen diese falsche Meinung anstrengt, behauptet sein Verteidiger, er sei ebensowenig gefährlich und unehrenhaft, wie es die Maden seien im Käse. Es dürfte sich jetzt darum handeln, festzustellen: wieviel Käse darf eine Made fressen, um ihn gar zu machen — ohne ihn aufzufressen. Die Holländer sind ja für Käse kompetent.

*

Bei den Tanzfestspielen in Genf führte die Vertreterin Frankreichs einen alten Rückwärtstanz vor, der zwar nicht sehr gefiel, aber immerhin ihrem englischen Partner Gelegenheit gab, vorwärts zu schreiten.

Aus Briefen an eine Versicherungsanstalt

„Wenn ich oft krank werd, so get Sie das gar nichts nicht an, das ist gans meine Sache. Sie haben blos zu zahlen, sonst verzüchte ich in Sukunft gans auf das Kranksein, das heißt auf Sie und trette aus."

*

„. . . das Glas ist kaputt, ich schicke ihnen hier einen Spliter von der Scheibe mit, woran sie sehen wolen, das sie hin ist, denn sonst wäre sie noch ganz und unbeschädigt."

*

„Währte Dürekzion! Wolen sie mir bite auf meiner Hinterseite meins Brifs mihtteilen, was sie für besser halten, ob ich mein Roß in Tünzhausen dekken lasen sol oder bei ihnen durch eine Versicherung."

*

„. . . was, Sie wolen für die Folgen meiner Frau nicht auffkommen, wo selbige doch erkrankt wurde, als sie schon lange in Sie hineingezahlt hatte. Glauben sie den, ich habe blos lauter Drek im Hirn, daß Sie damit tun könen, was sie wolen. Nein, ich währe mich dagegen und sage, daß sie gar nicht anders könen."

*

„Warum wollen Sie gegen meinen Stier und mich geriechtlich vorgehen. Wenn sie die Hörner am rechten Platz häten wie mein Stier, würden sie auch gegen ihren Angreiffer hinstoßen, wo Sie Ihn trefen!"

*

„. . . mein Gehülfe hat auf dem Abortdekel gearbeitet, dabei ist ihm etwas schweres hinuntergefalen, was die Schissel zertrümerte. Mein Anspruch liegt in dem hinuntergefallenen, was nachweißlich ein Hammer war."

*

„. . . ich bin schwerkrank gewesen und zweimal fast gestorben, wenn mich nicht der Dokter wieder jedesmal herübergezogen häte. Da können sie mihr doch warlich wenigstenz das halbe Sterbegeld ausbezallen!"

Shopping

Die Dame sagt: „Ich möchte den braunen Hut haben, in der Auslage den fünften von links."
Die Verkäuferin beginnt ihn herauszugraben.
Die Dame sieht zu und sagt: „Allerdings hätte ich lieber den blauen, – da vorne den süßen mit der roten Perle! Blau habe ich schrecklich gern."
Die Verkäuferin steht endlich wieder auf ihren Füßen und lobt den Blauen: „Er ist wirklich modern."
Die Dame findet, daß sie wie ihre Großmutter aussieht, die die Verkäuferin leider gar nicht gekannt.
Aber durch etwas Zupfen schwimmt alles sogleich in Butter, und so nebenbei wird auch der Preis genannt.
Die Dame erschrickt. Sie erschrickt äußerst heftig.
„Zwanzig Mark – so hübsch ist er doch wieder nicht."
Die Verkäuferin lächelt etwas spitz und holt dann geschäftig gleich zehn andere her. Die Dame pudert sich das Gesicht.

Die Dame hat sich nun glücklich die Haare verdorben und nörgelt, die Auswahl sei wirklich sehr klein und sie käme mal wieder. Die Verkäuferin ist halb gestorben,
öffnet die Tür und möchte auch einmal Dame beim Einkaufen sein.

Nikolaus Holger

DAS ZEITGEMÄSSE WEIHNACHTSGESCHENK FÜR IHRE FREUNDE

IST EIN ABONNEMENT AUF DEN SIMPLICISSIMUS

Mitarbeiter
Hans Fr. Blunck
Richard Billinger
Katarina Botsky
Georg Britting
Hermann Hesse
Gottfried Kölwel
Hans Leip
Dr. Owlglaß
Ratatöskr etc.



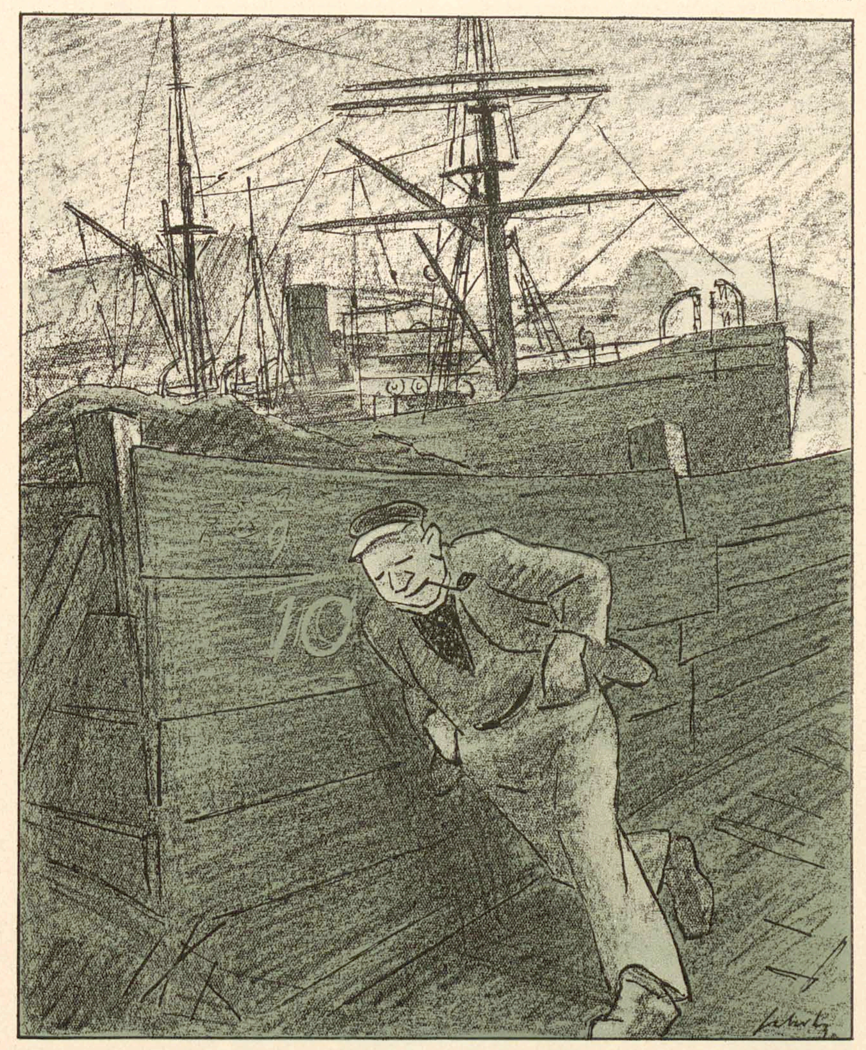
Mitarbeiter
Karl Arnold
Olaf Gulbransson
Erich Schilling
Wilhelm Schulz
E. Thöny
Paul Scheurich
Rudolf Sieck
Alfred Kubin
C. O. Petersen
etc.

Diesen Gutschein, nach einer Originalradierung von Olaf Gulbransson auf Büttenpapier abgezogen, sendet der Verlag zu Weihnachten an den zu Beschenkenden unter Nennung des Gebers.
Viertelj.-Abonnement RM 7.–, Halbj.-Abonnement RM 14.–, Jahres-Abonnement RM 28.– (zuzügl. Posteinweisungsgebühr)

Postscheckkonto München 5802 • **Simplicissimus-Verlag, München 13** • *Elisabethstraße 30*

Die Null

(Wilhelm Schulz)



An der Planke eines Kohlenlagers standen Zahlen gekreidet, unter anderen eine Zehn. Die Eins dünn und bescheiden, die Null dick und anmaßend. War die Null auch durch die Eins aus ihrer Nichtigkeit herausgekommen, gab sie das doch nicht zu, sondern sagte dagegen: „Hätte ich dich nicht geheiratet, wärst du ein kleiner Nenner geblieben — nicht mehr als ein Strich.“ Und nahm die Eins das auch ruhig hin, krakeelte die Null weiter: „Es ist zum Schreien, wenn ich bedenke, was ich für Männer hätte haben können — von kleineren abgesehen, den Siebener, den Achter, den Neuner, lauter Männer, die aus sich heraus gingen und sich ein Ansehn gaben — du Strich, Strich, Strich!!“ — Die Planke, die das immer mit anhörte, wurde dabei so elend und schwach, daß man sie bald hätte stützen müssen. Ein Glück, daß dann ein alter Janmaat dazu kam. Hatte der zuvor in der Hafenkneipe schief geladen, scheuerte er nun an der Planke entlang und nahm die Eins am Rockärmel mit. — Warum nicht die Null? — Ja, das ist nun einmal im Leben so: Was sich bescheiden gibt, wird weggeputzt; was anmaßend ist, bleibt — auch wenn es nur eine Null ist. W. Schulz

Im Parke / Von Ottilie Häußermann

Ein Mädchen ging im Parke, wo der Regen rauschte,
sie hob das Angesicht der kühlen Luft entgegen
und dachte nach, im gelben Laube schreitend,
der Wandlung aller Dinge und voll Trauer war sie;
denn eine Lieb', im Morgenglanz heraufgestiegen,
ward ihr zu Asche. Und noch wußt' sie nicht zu deuten,
warum ihr dies geschehen und ging ungetröstet.

Es fielen Silbertropfen von den hohen Bäumen —
da sah sie einen alten Mann, wie er sich mühsam bückte
und feuchte Äste aufhob für ein armes Brennholz.
Sie bückte sich nun auch und tat es freilich mühlos
und sammelte der Zweige für den alten Vater,
gab sie ihm hin, der aus verblühten Veilchenaugen
sie staunend ansah. Und sie band ihm noch das Hölzlein
zu einem festen Bündel, daß bequem er's schultre.
Er dankte oft. Sie aber fühlte in der Seele
ein fernes Leuchten und ging lächelnd ihre Straße.

Das Leimzeug

Eigentlich sollte das Flugzeug, an dem ich seit drei Tagen herumbastele, aus Peddigrohr, Bambus und Papier bestehen; aber es hat sich herausgestellt, daß diese Materialangabe nur theoretischen Wert besitzt. Zwar begann ich mit dem vorgeschriebenen Material mein Flugzeug zu bauen; aber als es fertig war, stellte sich heraus, daß es zum größten Teile aus Leim besteht. Darum habe ich es auch Leimzeug genannt. Fliegen tut es ja doch nicht; aber leimen mußte ich es sehr oft.

Mit dem Fahrgestell fing das an. Mit vieler Mühe hatte ich mir die vorgeschriebenen Bambushölzer von der Stärke mittlerer Zahnstocher zurechtgeschnitzt. Nun mußten sie über der Flamme gebogen werden. Da sie bei dieser Prozedur regelmäßig zerbrachen, habe ich die Hölzer in flüssigen Leim gesteckt und so lange darin gelassen, bis man sie an jeder Stelle des werdenden Modells einbauen konnte.

Als das Flugzeug zum ersten Male fertig war, ließ ich es fliegen. Das heißt, ich warf es vom Dachfenster meines Hauses auf die Straße. Leider überstand das Flugzeug diesen Flug nur in stark lädiertem Zustand. Ich reparierte den Schaden, indem ich das zersplitterte Vorderteil des Modells in kochenden Leim steckte und so lange darin ließ, bis der Leim hart war. Mit einem Messer habe ich dann den überflüssigen Leim entfernt. Bei dieser Gelegenheit war das Flugzeug ein wenig aus dem Gleichgewicht gekommen. Es blieb mir also nichts übrig, als auch den Schwanz mit soviel Leim zu belasten, bis Vorder- und Hinterteil sich wieder die Waage hielten. Leider löste sich beim nächsten Landungsversuch das Fahrgestell vom Rumpf, ein Schaden, der sich jedoch durch erneutes Leimen beseitigen ließ.

Nachdem sich das Flugzeug als Gleitflieger nicht sonderlich bewährt hatte, baute ich den vorgesehenen Propeller mit dem zugehörigen Gummimotor ein. Ich zog den Gummimotor mäßig auf, freute mich, daß der Propeller so schön schnurrte, und hatte nur Sorge um die Landung. Die Sorge war ich bald los; denn schon bei der ersten Landung schlug der Propeller gegen einen Stein und zersplitterte. Wieder kam der Leimpott in Tätigkeit. Und um einseitige Belastung von vornherein zu vermeiden, steckte ich sogleich den ganzen Propeller in das Leimbad, wodurch seine Stabilität sehr erhöht wurde.

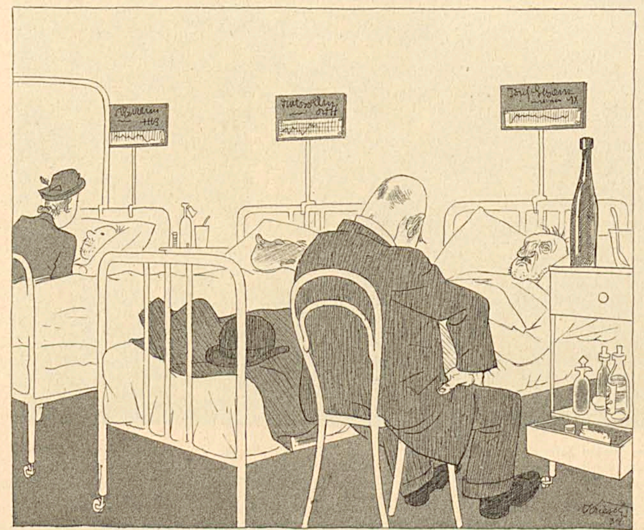
Endlich war das Flugzeug fertig. Es war stabil und im Gleichgewicht. Wenn man es vom Dachfenster aus starten ließ, flog es im schönsten Steilflug zur Erde. Das war zwar im Widerspruch zu der Angabe des Modellbogens, das Flugzeug könne bei gut angezogenem Gummimotor Flugstrecken von hundert und mehr Metern erreichen; aber wahrscheinlich hatte ich bisher den Gummimotor nicht genug aufgedreht. Ich beschloß also, den Gummimotor bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit aufzuziehen. Leider war diese Grenze nicht genau erkennbar, und genau in dem Augenblick, als ich annehmen zu dürfen glaubte, daß diese Grenze bald erreicht sei, platzte der Gummi.

Gummi läßt sich nicht leimen. Leider nicht. So blieb mir nichts zu tun übrig, als die weiteren Versuche mit dem Leimzeug einzustellen, bis ein Gummi erfunden ist, der sich leimen läßt. Bis dahin will ich in aller Ruhe darüber nachdenken, ob man Modellflugzeuge nicht gleich aus Leim gießen kann, was eine wesentliche Ersparnis an Zeit und Arbeit bedeuten würde.

Erich Grisar

Ungewohnte Diät

(R. Kriesch)



„Muaß do was Schrecklichs sei', so Fieberträume . . ." — „Dös glaabst! Bals d' moanst, du kriagst a Hax'n und d' Schwester stellt dir a Rohkost hin!"

Lieber Simplicissimus!

Von meinem Vater, den ich um die Zusendung meines Ahnennachweises gebeten hatte, erhielt ich heute folgenden Brief:

„Lieber Sohn!

Um Deine arischen Voreltern habe ich mich die letzten Tage fieberhaft bemüht; sollten sie mir jetzt zugehn, so werde ich sie sofort vervielfältigen lassen und Dir zuschicken.

Herzlichst Dein Vater."

*

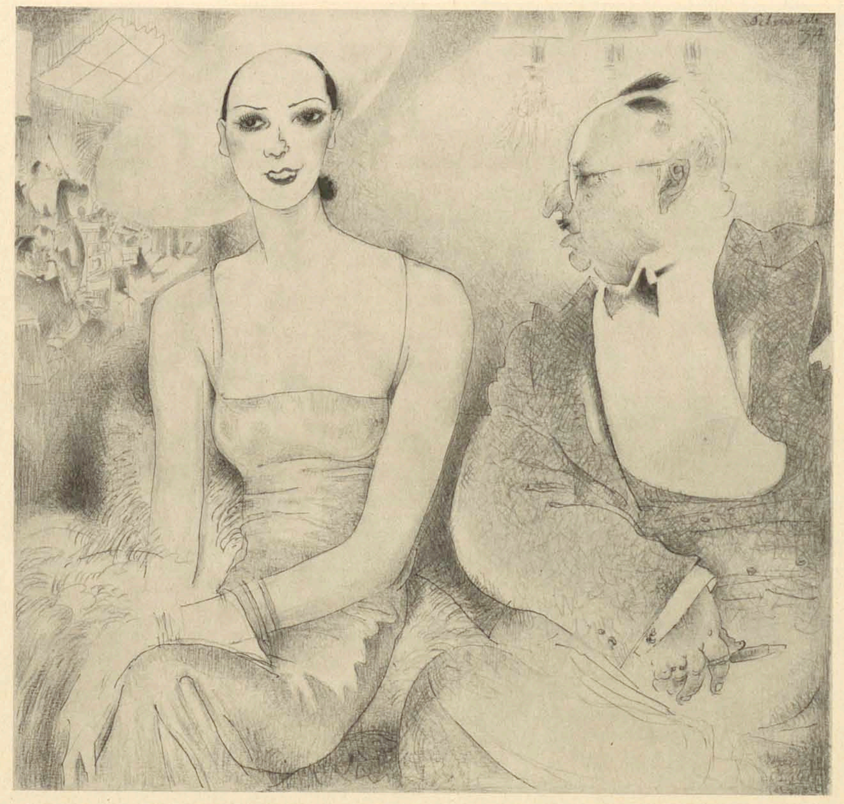
Karl-Heinz bohrt in der Nase. Die Mutter hat ihn schon zweimal gemahnt, den Finger aus der Nase zu tun. Er rennt aus dem Zimmer auf den Flur, um dort seine interessanten Forschungen fortzusetzen. Der Vater kommt plötzlich dazu, und sein erstes Wort ist natürlich: „Finger aus der Nase!" Der Kleine tut's und brüllt wütend: „Was wollt ihr denn alle von mir? Da ist doch noch was drin!"

*

Stilblüte aus einem Quartaneraufsatz: „Balders Tod . . . Frigga, die Göttermutter, wanderte mit einem Tränenkrug durch die Welt und sammelte den Tau, der von Blumen und Tieren herabtropfte."

Mondäne Tragödie

(Paul Scheurich)



„Sie sind wie ein unerhörtes Kunstwerk, Gnädigste; man hat direkt Angst, Sie anzurühren." — „Sehen Sie, das ist ja mein Pech!"

Das Gemüt

Auf dem Stammgut Piskorskowo der freiherrlichen Familie derer von Piskorski, die in allen drei Kaiserreichen Latifundien ihr eigen nannte, auf Piskorskowo also, nahe der alten deutsch-russischen Grenze bei Kalisch gelegen, saß kurz vor dem großen Kriege auf zwölftausend Morgen besten Weizenbodens als Senior des Hauses der Baron Konstantin-Alexander von Piskorski-Piskorskowo — ein kleiner Fürst.
Führte auch ein gar straffes Regiment, ganz wie ein souveräner Duodezpotentat. Duzte einen jeden, — galt ihm gleich, ob es der letzte Hütejunge vom Vorwerk war oder der Stellvertreter Seiner Gnaden des Herrn Gouverneurs persönlich, jagte in der Früh um halb vier Uhr das Gesinde mit dem Krückstock höchsteigenhändig zur Ernte; beliebte auch in den Salons der nahen Kreisstadt einen rauhen und herzhaften Ton.
Am meisten aber war er gefürchtet wegen seines geradezu krankhaften Ordnungssinnes. Landauf, landab erzählt man sich Geschichten von ihm; das schönste Stücklein will ich hier wiedergeben:

Nicht gering war sein Konsum an Ehefrauen — legitimen, versteht sich! Im Wonnemonat des Jahres 1910 führte der rüstige Sechziger die siebente heim nach Schloß Piskorskowo. Die Erwählte war ein lebfrisches Komteßchen aus verarmtem österreichischem Beamtenadel. Auf sie als die jüngste von fünf unversorgten Schwestern war das Auge des ältlichen Freiers gelegentlich eines Kuraufenthaltes in einem der böhmischen Bäder gefallen. Die verwitwete Mutter hatte geglaubt zuraten zu sollen, — so hatte sie sich der im Befehlston vorgebrachten Werbung gefügt.
Nun hauste das arme Dingelchen schon ein halbes Jahr mit dem Unwirsch in den dunklen Sälen des alten Schlosses, fror bis ins Gebein und heulte sich die Seele aus dem Leib nach der heiteren Wienerstadt, dem Kobenzl, dem Kahlenberg und der weinseligen Wachau. Eines Tages faßt sich die Baronin ein Herz, tritt vor den gestrengen Eheherrn hin und schluchzt, sie halte es hier nicht mehr aus, wolle heim zu der Mutter und den Schwestern, kurz, sie bäte ihn so recht aus tiefster Herzensnot: er möge sie freigeben, jetzt auf der Stelle, sonst tue sie sich ein Leid an . . .
Der Baron Konstantin-Alexander von Piskorski-Piskorskowo hörte sich alles mit unerschütterlicher Miene an, sagte dann gewichtig, der Bescheid würde ergehen nach Ablauf von zweimal vierundzwanzig Stunden, wie es in der Ordnung wäre, — schriftlich — wie es die Ordnung in einer so wichtigen Sache verlange.
Auch diese beiden Tage gingen schließlich um und — wie nicht anders zu erwarten — kam mit dem Glockenschlag der Bescheid: „Das dortseitige Begehren müsse abschlägig beschieden werden — — — aus Ordnungsgründen. Bis nun wäre es immer so gewesen: die erste Frau wäre gestorben, die zweite geschieden, die dritte gestorben, die vierte geschieden — und so weiter; mithin — nach Adam Riese und anderen Rechenmeistern — wäre sie an der Reihe zu sterben . . ."

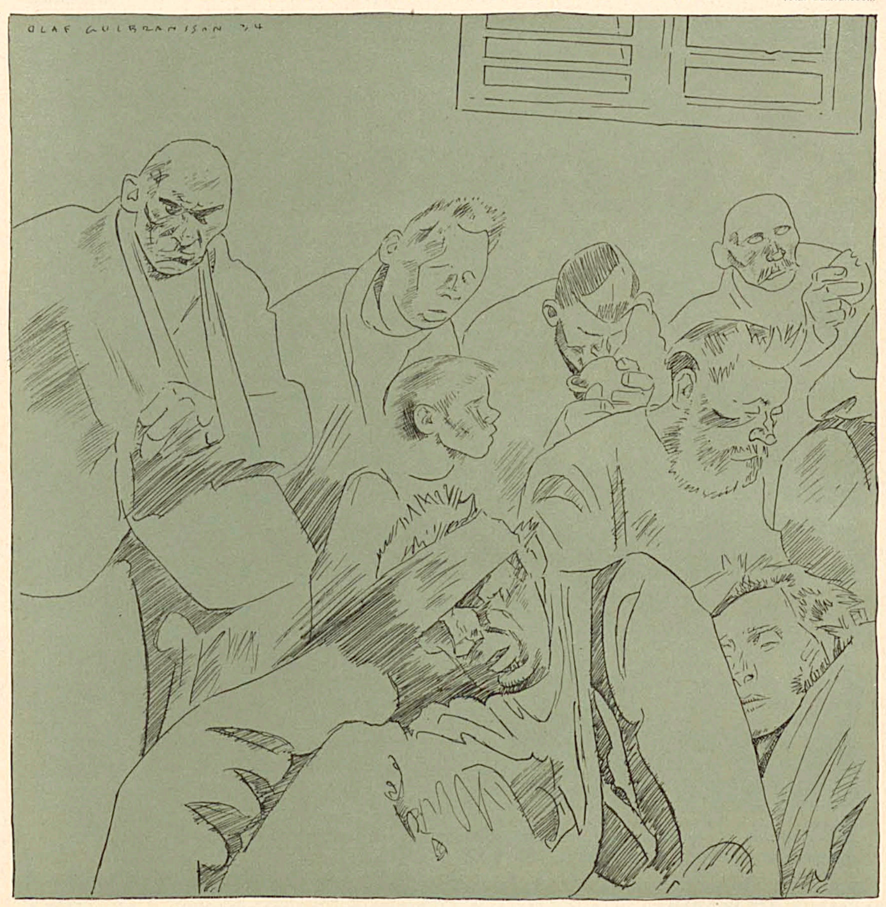
*

Eine noch gut erhaltene Chronik, die ich in der Marschalkowska bei einem Antiquar aufstöberte, kann es beweisen: sie i s t gestorben.

Noemi Eskul

Deutsche in litauischen Kerkern

(Olaf Gulbransson)



Unter dem Schutze des Völkerbundes werden auch anerkannte Rechtsbrüche vertagt.

Der Kriegsblinde

Einmal war ich wie die andern,
Meine Augen ließ ich ringsum wandern,
Und ich liebte meine Augen sehr, —
Und ich liebte alles, was sie sahen,
Durfte mich den vielen Dingen nahen . . .
Nun sind meine Augenhöhlen leer.

Jetzt muß ich in dunklen Stunden neben
Meinem Hunde tastend meine Tage leben.
Seine Augen sind mein Angesicht.
Und ich muß mit allen nahen Dingen
Immer wieder um ihr Wesen ringen, —
Denn der Dinge Formen schau' ich nicht.

Nur wenn nachts die Sterne mich umkreisen,
Bin ich sehend, und ich singe wohl mit leisen
Worten meine eigene Melodie . . .
Und mir ist, als wenn aus der Gestirne Licht
Eine Stimme tröstend zu mir spricht,
Die dem grauenhaften Schicksal, das mich traf, verzieh — — —

Wenn auch Menschenfaust mich schwer getroffen:
Hinter meinen toten Augen lebt ein stummes Hoffen
Und das tiefe Sehnen nach dem neuen Sinn:
Daß aus meiner ewigen Nächte Dunkelheiten
Sich die neuen Sterne schon befreiten,
Und ich schuldbeladener Vergangenheiten
letzter Zeuge bin.

Peter Burlach

München, 23. Dezember 1934

Preis 60 Pfennig

39. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Weihnachten

Friede auf Erden

(Wilhelm Schulz)



„Na, vielleicht bekomm' ich zu Weihnachten einen Motor eingebaut!“

Apokryphes Evangelium / Von Edmund Hoehne

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Eine elende Hafenkneipe in einem finnischen Seenest, dem das Meer verächtlich ins Gesicht niest. Alles ist kalt und feucht; am Strand kreischen ein paar Möwen, das Eis sei weiß. Das wußte man schon; aber die Männer hinterm Arrakpunsch hören es sich noch einmal an, weil sie selbst wenig sagen. Niemand traut dem andern. Der Wirt ist Deutscher, den man in der Heimat wegen Spritschmuggel verhaften würde: darum sitzt er hier fest. Er hat allerlei Stoff zu verzapfen, muß aber auf die Behörden achten, die ihm auf die Finger sehn. Zögernd und brummig füllt er die Gläser — vielleicht ist der verdammte Gast Regierungsspitzel. Heute aber ist letzter Advent, die Weihnachtsfrömmigkeit geht um; er wollte, er könnte Sankt Nikolas unter den Tisch saufen. Was mögen das für Kerle sein, die da herumhocken?

Der eine ist Emigrant, Sozialdemokrat aus Kiel, im Ruderboot nach den dänischen Inseln geflohen, nach Finnland abgeschoben, kühl und statutengemäß von der Gewerkschaft unterstützt, die selbst nicht viel hat. Der andere ist deutscher Kommunist aus Moskau, längst verrußkiert, Propagandakurier für die Randstaaten, bald in Riga, bald in Stockholm; liegt hier fest, weil alle Genossen angeweihnachtet sind und Christstollen backen: „Bourgeoise Reststimmung, muß sich totlaufen, wird seinerzeit von selbst dahinschläfern."

Der dritte ist deutscher Zeitungsberichterstatter, der in Schweden überwintern will, aber einen Abstecher machte, um über das Waldhaus eines weiland staatsparteilichen Finanzministers schreiben zu können. Dessen Diener sitzt ahnungslos neben ihm mit einem Rucksack voll Lebensmitteln. Einst war er stud. jur., jetzt ist er froh, in finnischen Wäldern Buchenkloben für den Bauernofen schlagen zu können.

In einer Ecke brütet der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers vor sich hin. Er liegt mit seinem Schiff fest, weil zwischen den Schären Treibeis zusammenbackt. Er mag keinen teuren Eisbrecher chartern, weil die Reederei befahl, Spesen zu sparen. Nun wartet er auf Windhilfe. „Das Eis ist weiß", schreien die Möwen höhnisch. Das Barometer verspricht langen stillen Frost; Randströme wirbeln ein bißchen oben bei Haparanda. Läge man wenigstens in Abö und könnte mit dem deutschen Konsul, Kamerad vom Deckoffiziersverein, Skat spielen! Diese Giftbude ist zum Kotzen — aber wo soll man hin? Spritdunst und Grogqualm weichen die Balken der Holzhöhle auf zu schwammigen Wucherungen; sie quellen auf uns zu, engen den Raum ein, nehmen die Luft, pressen uns fest zwischen modrigen, qualligen Fuselpilznestern . . .

Der Kapitän greift sich an die Kehle: „Das ist hier zum Ersticken, Hannes, und stinklangweilig! Stell Radio an — Tanztee aus Kopenhagen oder sowas!"

Der Wirt grinst und sieht nach der Uhr: „Jetzt? Adventsonntag? Da hört man nichts als Predigten, von Oslo bis Helsingfors."

Der Kapitän brummt: „Und das auf dänisch oder finnisch? Ä — lä, — nä — bä? Danke für Backobst. Dann wenigstens deutsch. Dreh rum auf Königsberg oder Deutschlandsender."

Der Kieler protestiert: „Wir wollen hier ruhig und stumpfsinnig saufen — Tierquälerei verboten."

Man fängt an zu schimpfen; jeder hat für jeden bissige Bemerkungen. Aber der Wirt hat nun eingestellt, und da hört man zu.

Es ist Deutsch, reines edles Deutsch. Kein quäkendes Hafenfinnisch, kein maulfaules Seedänisch, kein versoffenes Kneipenschwedisch, wie es rings um diesen elenden baltischen Teich knurrt und murrt — man hat das satt bis hier, und die Landsleute, auf die man sich freute, dösen vor sich hin, daß die Fliegen in dem dicken Gehirnqualm verrecken. Lieber soll ein deutscher Pfaffe tünen, als daß man so brägenklütrig wird, daß man sich gegenseitig die Kehle durchschneiden möchte. Dies Lauern frißt Löcher in den Tisch, zieht Fäden im Bier. —

Nanu? Kein Seich für Großmütter? Kein Hallelujahengst? Was sagt der aus dem Kasten?

„Ich verkündige euch die große Freiheit. Sie gilt nicht nur für euer Land, obgleich sie euch als das Wichtigste erscheint, das ihr ersehnt, sondern für die ganze Welt. Überall soll der alte Parteigeist überwunden werden, als jeder Teil nur ein Auge hatte für sein Wesen und nicht auch für das des andern. Eine große Zusammenfassung soll kommen, die Freiheit der Freiheiten, die Einheit der Einheiten, ein edles Gemeinschaftsleben, würdig eurer Sendung. Alle Tyrannen mit und ohne Krone müssen einer höheren Herrschaft weichen. Ich rufe euch auf zur großen Erlösung aller Völker, zur großen Reinigung des Welttempels vom Staub der eigennützigen, verstockten Vergangenheit, in der unser Ruf ungehört verhallte. Das Ich weiche dem Wir. Dein Volk jedoch, lauschender Bruder, ist auserwählt, ist Vortrupp im großen Endkampf, erstes Werkzeug für deine suchende Hand. Sei Sohn dieses deines Volkes! Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder; so steht nun fest und



lasset euch nicht von neuem ins Joch der Knechtschaft bannen. Freiheit ist, wo unser Geist ist. Da ist kein Unterschied mehr zwischen Mann und Weib, Herr und Knecht, Rom, Athen oder Alexandrien: Freiheit ist im Gehorsam! Freiheit ist im Hoffen und Wirken! Freiheit fliegt über alle Berge! Freiheit, ihr Brüder, ist nicht das Wohl der satten Bäuche, sondern das Licht aller Welt . . ."

Nanu?, denkt der Kieler. Freiheit? Das klingt wie Festsitzung zu Amsterdam. Aber Holland hat doch Sendungen auf deutsch verboten. Geheimsender?

Aha, denkt der Kommunist, deutsche Stunde in Moskau; kennen wir. Die Internationale, deutsch eingezuckert.

Echte Gesinnung, überlegt der Berichterstatter. Gut, daß sie in der Weihnachtsseligkeit nicht zu kurz kommt.

Der stud. jur. horcht auf: Freiheit? Große Weltliberalität? Seltsam!

Da fährt der Redner fort: „. . . sondern das Licht aller Welt, das Evangelium von unserm Herrn Jesus Christus; wo einer in Christus ist, da ist neue Schöpfung, unendliche Freiheit, allumfassende Versöhnung in Gott . . .!

— Liebe Hörer, mit Absicht las ich in dieser Adventstunde nicht vor aus den Evangelien oder den Briefen der Apostel, damit nicht vertrauter Klang eben vertrauter Klang und nichts mehr sei, sondern aus der apokryphen, das heißt: nicht anerkannten Schrift eines unbekannten Schülers des Paulus, der in schlichten, euch neu klingenden Sätzen wiedergibt, was der Meister lehrte, nichts mehr, nichts weniger. Der Friede des Herrn sei mit euch! Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Das ist das Gesetz und das Evangelium!"

— „Hier der Deutschlandsender. Sie hörten soeben den Herrn Bischof . . ."

Der Wirt dreht ab, knackt dem Sprecher die Gurgel durch: „Wohl genug, was? Ich spendiere lieber 'ne Runde Sundwelle —"

„Her damit", sagt der Kapitän und fängt an zu singen. Nichts Besonderes, nicht gar etwas Frommes, i bewahre, bloß:

„Das Rehlein sprang wohl übern klaren Bach,
derweil der Kuckuck aus dem Walde lacht."



Und alle sangen mit, alle. Und waren friedlich und heiter. Und der finnische Schankknecht summte die Melodie nach, weil er kein Deutsch konnte. Der stud. jur. vergaß intellektuelle Gehirnüberzüchtung und fiel ein. Der Kurier wußte nichts Eigentliches gegen das Lied einzuwenden, auch der Kieler nicht, um so mehr, als der Jäger die Büchse gegen den Baum schlägt. Und allen kam das Leben „wie ein Traum" vor, sogar dem Wirt, der sich ein Wasserglas voll Sprit eingoß und nachdenklich hinuntergurgelte.

Nun könnte man sagen, das alles sei nichts Besonderes: Wenn Deutsche etwas Alkohol im Bauch hätten, würden sie immer etwas sentimental und sängen dann gerne langgezogene Harmlosigkeiten.

Aber in diesem Fall mußte Petrus im Himmel seine besondere Auffassung davon gehabt haben. Denn er buchte: „Deutsche aller Gruppen singen im Ausland gemeinsamen Weihnachtschoral — apokryph."

Bescheidene Weihnachtswünsche eines ältlichen Tichters

Ich sehe auf der großen Bühne
der Welt viel Schuld und wenig Sühne.
Bescher' mir, lieber Himmelvater,
nochmals mein Kasperletheater:
auf ihm balbierte der Humor
so Tod wie Teufel übers Ohr.

*

Der Pegasus, auf dem man sitzt,
ist nachgerade abgenützt.
Vielleicht läuft er sogar verkehrt?
. . . Wie hübsch wär' da ein Schaukelpferd!

*

Vergebens sucht' ich allerwärts
das vielbesung'ne Menschenherz,
das, in sich fest und ohne Lüge,
mit meinem klar zusammenschlüge!
Nunmehr, befreit von solchem Wahn,
wünsch' ich mir eins aus Marzipan.

Katatöski

Weihnachtskarpfen

Otto hustet und niest, niest und hustet und niest wieder, und die Bekannten, die ihm auf der Straße begegnen, machen einen weiten Bogen.

So niest sich Otto in den kühl und kälter werdenden Herbst hinein, hustet sich vorwärts und konsumiert Hustenbonbons, Aspirin und Taschentücher.

Und kann die Erkältung nicht loswerden.

„Otto", begrüßt ihn eines Tages sein Freund Alois, dem es nicht rechtzeitig gelungen ist, in einer Seitengasse zu verschwinden, „Otto . . . Halt, stehenbleiben . . . Drei Schritt vom Leib . . . Ich verzichte auf deine Grippe . . . Sag einmal, was ist eigentlich los mit dir? Du siehst ja gottsjämmerlich aus . . . Was hast du denn angestellt?"

„Ha-a-atschiiie!" versucht Otto zu erklären, „ha-a-a — ich habe mich erkältet!"

„Das hör ich", meint Alois bedauernd, „das hör ich! . . . Halt! . . . Nicht näher kommen . . . Du, unsere Kartenpartie bereitet sich schon auf eine Kranzspende vor!"

„Ach nein —", lächelt Otto trübselig, hustet, niest und stellt sich den Kragen des Winterrockes auf. „Ein fürchterlicher Zustand!"

„Du armer Kerl!" sagt Alois mitleidig. „Und bei welcher Gelegenheit hast du dich so hergerichtet?"

„Ja siehst du", arbeitet Otto krampfhaft an seiner Nase herum, „ja sie-hi-hihihatschie — siehst du, das ist es eben . . . Meine Frau hat heuer zu Ostern einen lebenden Riesenkarpfen gekauft . . . Ein reizendes Tier . . . Er hat ihr leid getan, mir auch — ich habe Tiere gern — besonders Fische liebe ich, sie haben so tiefe, seelenvolle Augen, und dann machen sie auch keinen Lärm — da ließen wir ihn ein paar Tage in der Badewanne herumschwimmen, schließlich gewöhnten wir uns an ihn, und jetzt gehört er sozusagen zur Familie . . ."

„Na, und", fragt Alois verwundert, „was hat das mit deiner Erkältung zu tun?"

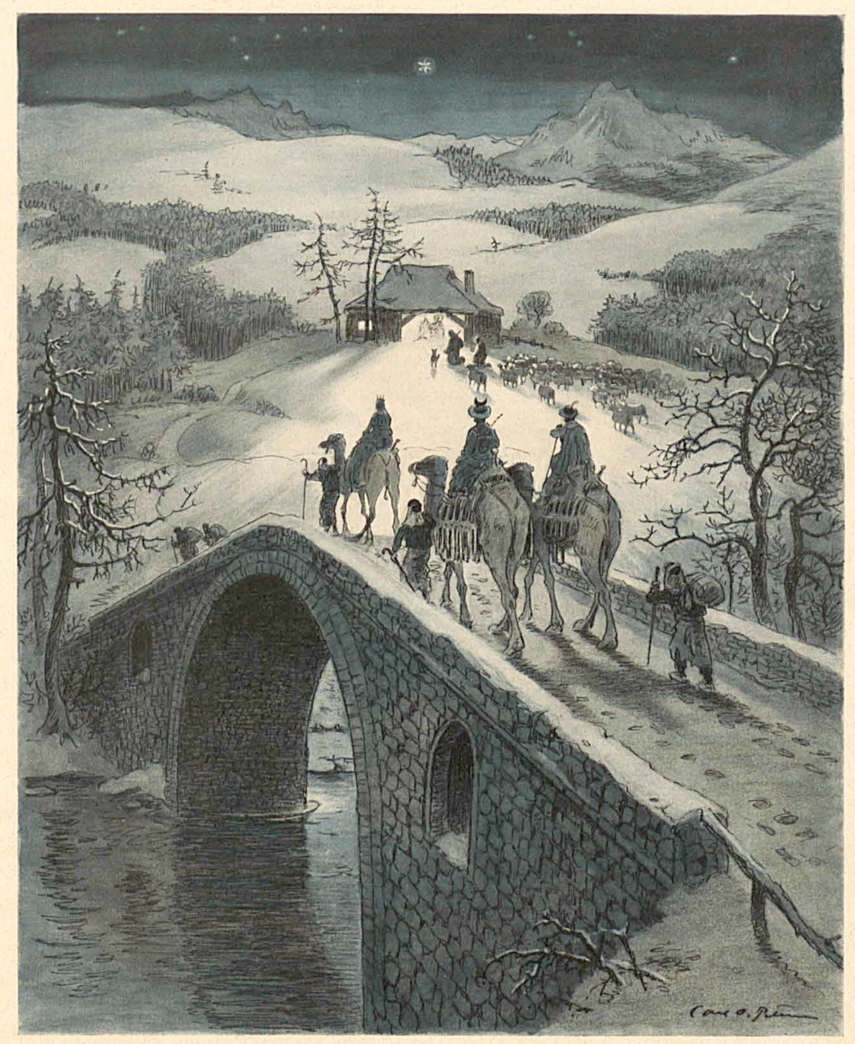
„Aber, Alois, so eine komische Frage!" wundert sich Otto. „Was das mit meiner Erkältung zu tun hat? . . . Schau, aus dem Osterkarpfen soll nun ein Weihnachtskarpfen werden, wenn wir es übers Herz bringen; und im Sommer, da ist es ja noch angegangen, aber jetzt, bei diesem naßkalten Herbstwetter, da ist es doch keine Kleinigkeit — ha-ha-ha-hahatschiiiiiehaha — täglich kalt zu baden!"

„Otto, Menschenskind", lacht Alois, „wenn du kein kaltes Bad verträgst, dann bade eben heiß!"

Kopfschüttelnd meint Otto: „Alois, das ist ausgeschlossen . . . Der Karpfen verträgt doch heißes Wasser nicht!" H. K. B.

Die Könige aus dem Morgenland

(C. O. Petersen)



Es kamen drei Könige
weit über das Meer,
sie kamen gesegelt
vom Morgenland her.
Sie nahmen die Kronen
demütig vom Kopf
und setzten sie oben
auf den Flaggenknopf.
Raumschots der Wind,
blas uns hin zum Kind,
blas uns zu dem süßen Knaben,
dem wir was zu bringen haben!
Hosianna, o wie schön!

Als Melchior nun oben
sein Krönlein aufgesteckt,
da hat er von weitem
ein Lichtlein entdeckt.
Rief Kaspar von unten:
„Mein Sottje, mein Mohr,
du kommst mir auf Backbord
so sonderbar vor.“ —
Still, still, ihr Herrn,
ich seh ja schon den Stern,
ich seh ja schon den süßen Knaben,
dem wir was zu bringen haben.
Gloria, gleich sind wir da!

Sie stiegen mit Freuden
beim Stall an das Land
und traten zur Krippe,
die vor Maria stand.
Der Weihrauch ist die Liebe,
die Myrrhen sind das Leid,
das Gold, das ist der Schlüssel
zu Gottes Herrlichkeit.
Da lächelte das Kind,
Maria lachte lind,
und Joseph nahm die guten Gaben
an für seinen süßen Knaben.
Halleluja, vielen Dank,
vielen Dank!

Hans Leip

Was bringt der Dezember?

Von Anton Schnack

Den Schnee.
Im Schnee die Spur von Fuchs und Reh.
Den Schlittschuhlauf, den zugefror'nen See.
Erhitzten Wein und sanften Fencheltee
Für Brust- und Muskelweh.

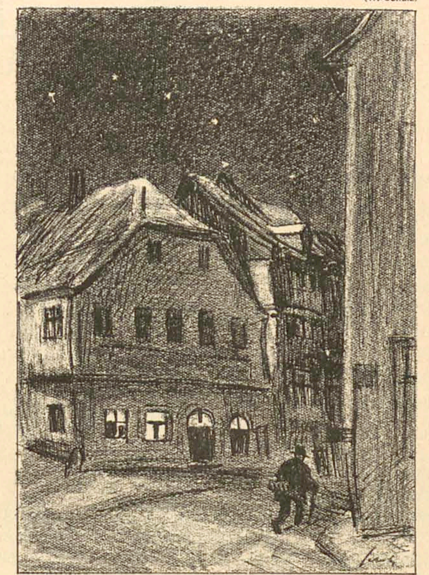
Der Sterne kalten Schein.
Sankt Nikolaus, die Rodelfahrt am Rain.
Das stille Buch, hungriges Rabenschrei'n.
Am Hoftor hängt das aufgeschlitzte Schwein.
Das wunderbare Schnei'n.

Schiläuferspur.
Die Wintermärchen träumen auf der Flur.
Die Katze sucht die Ofenwärme nur.
Das leise Spiel der Kinderuhr.
Wunschzettel an der Schnur.

Den scharfen Morgenwind.
Rauhreif die Wälder überspinnt.
Eisblumen machen Fensterscheiben blind.
Lebkuchen duften aus dem Spind.
Vorm Schlüsselloch das Kind.

Die Schneeballschlacht.
Den Eisgang, der an Brückenpfeiler kracht.
Den Christbaummarkt, der Abendröte Pracht.
Die Krippe, bauernfarbenhold gemacht.
Die Weihnachtsnacht.

(W. Schulz)



Sie sind verhaftet!

Eine Weihnachtsgeschichte aus Chikago von Jo Hanns Rösler

Jill stand vor dem glitzernden Weihnachtsbaum. Noch warteten einige Kerzen stumm, während von den anderen schon das festliche Licht flackerte.
Vor der Tür harrten Emily und die Kinder.
Jill brannte die letzte Kerze an.
„Seid ihr soweit?"
„Ja, Papa."
Der Baum erstrahlte jetzt in seinem ganzen festlichen Glanze. Bunt lagen die Geschenke. Es roch süß nach Lebkuchen, Wachs und Tanne. Froh übersah Jill noch einmal alles, dann griff er zur Glocke.
Plötzlich läutete es. Zweimal kurz hintereinander.
Emily ging schnell zur Tür.
Zwei Herren standen draußen.
„Missis Jill?"
„Ja."
„Ist Ihr Mann daheim?"
„Mein Mann ist im Zimmer."
„Dürften wir Sie ersuchen, ihn einen Augenblick herauszubitten?"
„Muß das jetzt sein, meine Herren? Könnten Sie nicht morgen früh oder wenigstens später wiederkommen. Wir bescheren gerade den Kindern."
Die Herren bedauerten. Ihre Sache vertrüge keinen Aufschub.
Da ging Emily hinein.
„Zwei Herren wollen dich sprechen, Jill."
„Jetzt? Am Weihnachtsabend?"
Aber schon ging Jill hinaus.
„Sie wünschen?"
„Mister Jill?"
„Ja."
„Wir müssen Sie bitten, uns zu begleiten."
„Was soll das heißen?"
„Wir sind beauftragt, Sie zu verhaften und unverzüglich vorzuführen."
„Polizei?"
„Ja."
Emily hatte alles mitangehört und hing weinend zwischen der Tür.
„Das muß ein Irrtum sein. Würden Sie mir sagen, wessen ich verdächtigt bin?"
„Wir bedauern, keine Auskunft geben zu dürfen. Wir möchten Ihnen aber raten, Ihre Verfügungen für längere Zeit zu treffen."
„Ich bin mir keiner Schuld bewußt."
Die Herren sagten streng und hart: „Wir sind nicht Ihr Untersuchungsrichter. Übrigens werden Sie ja selbst wissen, um was es sich handelt."
„Lassen Sie mir meinen Mann wenigstens noch heute abend", weinte Emily, „haben Sie Erbarmen! Unsere Kinder!"
„Wir erwarten Sie in fünf Minuten vor der Tür", grüßten die Herren kurz und gingen hinaus.
Jill trat zu dem brennenden Baum.
Die Kinder zeigten ihm jubelnd ihre Geschenke. Brachten Puppen und Pfefferkuchen, streichelten dem Vater die Hände und zupften ihn am Rock. Jill strich ihnen traurig über den Kopf, und dann trat er leise in die Küche, küßte Emily und sagte: „Wenn es länger dauern sollte, Emily, weiß ich alles gut in deinen Händen."
Dann ging er.
Vor der Flurtür warteten die beiden Herren.
Ein Auto mit verschlossenen Vorhängen hielt vor dem Hause.
Sie ließen ihn einsteigen.
Ein Herr folgte ihm in den Wagen, der andere setzte sich neben den Chauffeur.
„Polizeipräsidium", sagte er.
Sie fuhren zwanzig Minuten.
Plötzlich hielt der Wagen.
„Wollen Sie, bitte, aussteigen", öffnete der Herr die Türe.
Jill erhob sich schwer. Trat auf die Straße. Sah auf. Stutzte. Der Wagen hielt vor seinem eigenen Hause.
„Was soll das bedeuten?"
„Nichts", lachten da die beiden Herren und klopften ihm wohlwollend auf den Rücken, „wir wollten Ihnen nur eine kleine Weihnachtsüberraschung machen."
„Eine Weihnachtsüberraschung?"
„Ja. Wir sind Mitglieder der gemeinnützigen Gesellschaft für unvorhergesehene Weihnachtsfreuden. Seit Jahren wählen wir uns einige Familien und beschenken sie, soweit es in unseren Kräften steht. Diesmal herrscht leider Ebbe in unseren Kassen, und wir sind auf die nette Idee gekommen, während der Bescherung in einigen Familien die Männer zu verhaften, um sie nach wenigen Minuten der Familie als Weihnachtsüberraschung zurückzuführen. Irgend etwas hat doch heutzutage jeder Mensch auf dem Kerbholz, und die Freude ist dann doppelt so groß, wenn die Verhaftung nur ein Scherz war. Wir glauben also, auf diese sinnige Art auch in Ihre Familie frohe Weihnachtsstimmung gebracht zu haben, und wünschen Ihnen noch weitere angenehme Feiertage."

Düstere Ahnungen

(Macon)



„Such, such 's Fraule! Aber g'schwind, bevor sie sich wieder als G'schenk für mich a Kleidl kauft!"

DAS ZEITGEMÄSSE WEIHNACHTSGESCHENK FÜR IHRE FREUNDE

IST EIN ABONNEMENT AUF DEN SIMPLICISSIMUS

Mitarbeiter

Hans Fr. Blunck
Richard Billinger
Katarina Botsky
Georg Britting
Hermann Hesse
Gottfried Kölwel
Hans Leip
Dr. Owlglaß
Ratatöskr etc.



Mitarbeiter

Karl Arnold
Olaf Gulbransson
Erich Schilling
Wilhelm Schulz
E. Thöny
Paul Scheurich
Rudolf Sieck
Alfred Kubin
C. O. Petersen
etc.

Diesen Gutschein, nach einer Originalradierung von Olaf Gulbransson auf Büttenpapier abgezogen, sendet der Verlag zu Weihnachten an den zu Beschenkenden unter Nennung des Gebers.

Viertelj.-Abonnement **RM 7.–**, Halbj.-Abonnement **RM 14.–**, Jahres-Abonnement **RM 28.–** (zuzügl. Posteinweisungsgebühr)

Postscheckkonto München 5802 • ***Simplicissimus-Verlag, München 13*** • *Elisabethstraße 30*

Die Lammerstraat

Ansprache an einen weiland Schiffsarzt
von Dirks Paulun

Vergessen Sie in diesen Tagen nicht unser kleines Jubiläum, Dr. Winnerling! Vor fünfundzwanzig Jahren waren Sie Schiffsarzt auf der „Silesia" — die „Silesia" kam mit vielen Kohlen, mit dreizehn Kindern und einigen erwachsenen Passagieren von China, bound for Genua, und lag im Roten Meer vor Anker, am 24. Dezember.
Ja, die „Silesia" war nur ein mittelgroßer Kohlenkahn, und das Wetter war ungemütlich, aber abends saßen wir in Ihrer Kabine, mein Vater mit dreien von uns und zwei von den sechs Bolmanns. Es muß ein hübsches Gedränge gewesen sein! Sie saßen auf Ihrer Bettkante, am Fußende; mit dem rechten Ellenbogen stießen Sie an die Tür, wenn Sie die Lammerstraat spielten. Drei von uns Kindern saßen noch mit auf dem Bett. Unter dem Bullauge stand ein Stuhl, darauf saß mein Vater, die andern Kinder hockten wohl in der oberen Koje.
Ich habe in meinem Leben nicht viel und nicht gern gesungen, und schon gar nicht im Chor — aber die Lammerstraat habe ich aus heißer Seele und voller Kehle mitgejault! Sie konnten so wunderschön spielen — ich habe nie wieder jemanden so schön geigen hören! Und wenn Sie es nicht wahr haben wollen, müssen Sie mir jedenfalls zugeben, daß mein Vater schön sang; die jeweils zum Schluß der Strophen anfällige Kathrin wußte er doch unübertrefflich rührend in die Länge zu ziehen! „Kaaa-a-thriin", sang er — es war wie ein lauter und gewaltiger Seufzer . . . Und die spanischen und holländischen Flüche, wie brachen sie frisch und knusprig aus seinem Munde hervor!
Wenn die sieben freiheitlich veranlagten Stimmen unter Führung Ihrer Violine die lange lustige Lammerstraat hinuntermarschierten, von dem arroganten Kaiser Napolium bis zur gedehnten Kaaa-a-thriin — das muß für Gasthörer überwältigend schön gewesen sein! Jawohl, überwältigend schön! Denn bei der Lammerstraat gehört es sich so und nicht anders, als daß jeder Mitsänger seinen eigenen Vortrag hat. Sie meinen doch nicht, daß das mein Vorurteil ist? Können Sie es etwa vertragen, wenn ein anmutiger Herr Lautensänger die Lammerstraat vorträgt wie ein Schäferliedchen? — „Damned your eyes!" schäkert er zierlich, und „Gottsverdori!" piept er, aber nur ja recht zart! — Nein, wir Kinder mit unserm Eifer waren sicher bessere Lammerstraatsänger als so ein kultivierter Volkstumskammerkünstler!
Diese abendlichen Veranstaltungen in Ihrer Kabine gaben dem Leben an Bord des Kohlen- und Kinderschiffes seinen Mittelpunkt. Trotz meines Vaters, dessen Sippe ja die größte war, und trotz des Kapitäns waren Sie mit Ihrer Geige die Seele der Bordfamilie. Gerade darum ist es mir unbegreiflich . . .

*

Heute vor fünfundzwanzig Jahren! Die „Silesia" lag im Roten Meer vor Anker. In der grauen Dämmerung liefen wir alle an der Schiffstreppe zusammen, weil es da auf einmal so unheimlich tutete. Gerade als wir an die Reling kamen, klatschte es gewaltig an die Bordwand — eine große Welle schlug herauf, und wie sie wegsank, stand der Weihnachtsmann mit einem Gehilfen auf der Treppe. Triefend schleppten sie einen schweren Sack die Stufen herauf, der Knecht mußte immer wieder anhalten und in sein Nebelhorn stoßen, und der Weihnachtsmann schimpfte. Er trieb uns mit seiner nassen Rute nach unten in den Speisesaal, und unter Beten und Schelten und Singen und Rutenschwingen wurden die Geschenke aus dem Sack geholt und unter dem Weihnachtsbaum verteilt.
Glauben Sie mir, es war ein sehr echter Weihnachtsmann! Ich habe viele Weihnachtsmänner erlebt, ja, wir hatten manchmal Tanten im Haus, die kühn genug waren . . . Also, ich habe sogar einmal das Christkind selber mit ganz hoher Stimme sprechen hören — meine Mutter soll vor Ärger über diesen Unfug beinah geborsten sein, aber ich habe es geglaubt! Heute bin ich sehr aufgeklärt, ich glaube kaum noch an den Kuckuck, aber der Weihnachtsmann auf der „Silesia" — der kommt mir immer noch echt vor. Er kam doch in seinem eigenen Boot übers Meer gefahren! Er fand doch unser Schiff in Regen und Dunkelheit! Und vor allem die Welle! Die Welle, die ihn an die Treppe hob!
Trotzdem war es ein verfehltes Weihnachtsfest. Schon diese Massenbescherung! Dreizehn Kinder, sechs Eltern, der Kapitän, ein Kinderfräulein, zwei chinesische Amas! Der Weihnachtsmann kannte alle bei Namen. Nur Sie, Dr. Winnerling, Sie waren nicht da! Sie waren am Nachmittag im Boot an Land gefahren, oder nicht? Der Weihnachtsmann kriegte einen richtigen Koller, als er es merkte. Er schalt schrecklich auf Sie, daß Sie am heiligen Weihnachtsabend zu den Arabern gegangen waren. Ich fand, er hatte recht!
Wirklich, wir fühlten uns wohl alle ungemütlich, weil Sie nicht dabei waren. Sie kamen erst zu-

Goldener Sonntag in der Tauentzienstraße

In die Tauentzien dir zu bewejen
is in diese Tare keen Vajnijen,
denn da kannste kaum de Beene rejen,
aba oft wat uff de Füße kriejen.

Vor die Fensta stehn se klumpenweise
und jehn stundenlang nich von die Stelle.
Und denn murmeln se dir wat von Preise
und vaziehn sich zu die „beßre Quelle".

Straßenhändla machen Mann an Mann da
mit Klamauk, Jezwitschre und Jejohle
for den kleenen Krimskrams Propajanda,
bis se heisa sind wie eene Dohle.

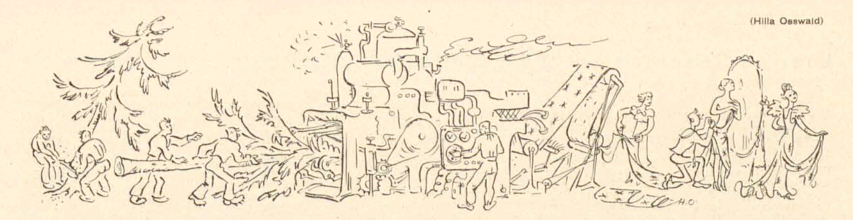
Aba zwischen diesen beeden Klippen
is een noch vill' dolleret Jetriebe:
Eejal kriechste Schachteln in de Rippen —
und det nennen se det Fest der Liebe!

Und denn erst in die Jeschäfte drinnen,
Menschenkind, det is die wahre Hölle!
Jotte, den Verkäuferinnen rinnen
Angstschweiß-Bäche üba ihre Pelle!

Schließlich is doch allens für die Katze,
denn wenn erst det scheene Fest varrauscht is,
siehste kaum noch een Jeschenk am Platze,
weil doch allens wieda umjetauscht is.

Benedikt

(Hilla Osswald)



rück, als der Weihnachtsmann schon verschwunden war. Dann mußten Sie sich alles genau erzählen lassen, vom Tuten bis zur Bescherung, und mußten Ihr Geschenk ansehen, das er Ihnen schimpfend dagelassen hatte. Ja, es waren allerlei Umstände, aber dann, nach endloser Ungeduld, zogen wir in Ihre Kabine und — ja . . .

„un da mock he sick en Geigeken . . .“

Die Lammerstraat klang um keinen Geigenstrich anders als an vielen andern Abenden, aber es war doch das Schönste vom ganzen Weihnachtsfest!

*

Wenn ich jemals in die Verlegenheit käme, daß ich die Hand aufs Herz legen sollte und sagen, wo meine Heimat ist — ich hätte ja eine ganze Reihe von Orten aufzuzählen, aber schließlich würde auch die „Silesia“ kommen — die „Silesia“ mit Dr. Winnerlings Kabine und der Lammerstraat!

Und Sie?

Sie, Dr. Winnerling, entweder hatten Sie kein Gewissen — denn die Seele der Bordfamilie hat Pflichten und kann nicht einfach bei den Arabern herumlaufen, wann es ihr paßt — oder . . .

. . . oder Sie waren der echte Weihnachtsmann!

Aber wenn das so war, dann hatte ja unser Kapitän einen ganz kleinen Tick! Anker werfen, Treppe ausbringen, Boot herunterlassen — alles nur für die Kinder! Während man in Genua auf die Kohlen wartete!

Und Sie, lieber Dr. Winnerling, Sie klatschnasser Weihnachtsmann, Sie müßten dann ja überhaupt einen ziemlich großen Tick gehabt haben. Sie hatten es doch wirklich nicht nötig, erst ins Boot zu klettern und dann wieder die Treppe zu entern! Wie das Wasser da unten herumspritzte und schaukelte, haben Sie doch von oben gesehen! Sie brauchten doch bloß mal eben die halbe Treppe hinuntergehen und ein bißchen tuten . . .

Je länger ich es überlege, Herr Doktor — das war schon kein Tick mehr . . . Entschuldigen Sie, Sie sind jetzt fünfzig Jahre alt, aber ich bin inzwischen auch schon dreißig und also fünf Jahre älter als Sie damals, und darum sage ich Ihnen jetzt die Wahrheit: Sie waren von einer ganz gewaltigen Verrücktheit befallen. Von einer Verrücktheit, so gewaltig, daß man Sie schon fast darum beneiden möchte!

Ich weiß auch, wenn einer zu Ihnen käme und wollte wissen, wie man dazu kommt — wenn einer ein Rezept haben wollte, für so eine wunderbare Verrücktheit, dann würden Sie rasch den Füll ziehen und eben mal hinschreiben:

> Rp.
> Sieben Monate an Bord der „Silesia“ zwischen Schanghai und Genua hin- und herfahren!
> Viel Muße!
> Täglich vier Suppenteller Heimweh hinunterschlucken!
> Abends Lammerstraat (siebenstimmig)!
>
> Dr. Winnerling.

Was meinen Sie, genügt das zum Verrücktwerden?

Karl May und das Sparkassenbuch



Es war einmal ein Mann, der plagte sich von früh bis spät in die Nacht hinein und schloß die Sonne aus seinem Herzen aus. Das Licht, das sein Dasein erhellte, kam von der Hoffnung auf ein unabhängiges, ein „freies“ Leben ohne Rücksichten und Verantwortungen, wenn sich einmal sein Sparguthaben zu einer schönen fünfstelligen Ziffer aufgehäuft haben würde / Und so schloß er Leben und Freunde, Miterleben und Mitfreude aus seinem Leben aus, bis er verknöcherte. Die Marksteine seines Lebensablaufes waren die Tage, an denen er wieder einmal neue 50 Mark seinem Konto gutgeschrieben fand. Das war der Maßstab seines Glücks.

Und er hütete sein Kassenbuch ängstlich — hinter alten, längst gelesenen Büchern versteckte er es. (Neue Bücher zu kaufen war Luxus, alte, liebgewordene wieder zu lesen, war Zeitvergeudung und Arbeitsablenkung.) Er weidete sich jeden Abend an den steigenden Früchten seines selbstsüchtigen Fleißes, die er sich und anderen vom Munde abgespart hatte / Wie er nun eines Abends im frühen Dezember sich ausgerechnet hatte, welche Summe er seinem Kapital am Jahresende zuführen könnte, und wie er hastig hinter die alten Schmöker griff, um schnell den Gewinn des Jahres auszurechnen, da riß er mit seinem Sparkassenbuch zugleich einen alten, zerlesenen Band heraus, und auf der aufgeschlagenen Seite konnte er beim Niederbeugen entziffern: „Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah“. Da stand plötzlich „Old Shatterhand“, der Held seiner gläubigen Jugend auf und galoppierte auf dem Hengst „Rih“ sein Sparkassenbuch über den Haufen. „Winnetou“ schwang die „Silberbüchse“ und der „nie fehlende Bärentöter“ schoß den Panzer seines selbstischen Ichs zu Trümmern / Die Wintermorgensonne fand ihn am Schreibtisch, umgeben von „Datteln und Orangen“, dem „Schatz im Silbersee“ und dem „Letzten der Mohikaner“, eifrig und nachdenklich bei der Aufstellung einer Liste / An diesem Tage vergaß die Uhr im Sparkassengebäude halbzehn zu schlagen und blieb stehen, denn da trug er lächelnd ein hübsches Sümmchen heraus — er, der Jahre hindurch trocken und verbittert Silberstücke und Papierscheine ins Haus gebracht hatte / Und als die Weihnachtsglocken läuteten, da saß er unter seinem Tannenbäumchen, das Sparbuch in der Hand, und freute sich wie noch nie seit seinen Jugendtagen — freute sich über das große Loch in seiner Kasse. Er dachte an Paul und die langersehnte Uhr, an Martha mit den Hängezöpfen, ob ihr wohl die Kletterweste gefiele, an seine Cousine Erna, die Wert darauf legte, schön und jung auszusehen, ob sie wohl Seife und Hautcreme zu schätzen wisse (sorgfältig für ihren Typ ausgewählt), an Ohm Paul und sein Gesicht, wenn er gerade ihn als Spender der Kleinschreibmaschine, der Zigaretten und der Weihnachtsgans erkennen würde, und Peter, ja der Peter, der liegt wohl jetzt längst auf dem Bauch unter dem Kerzenschein und liest von Chingachgook, den Rotröcken und den glücklichen Weiten der ewigen Jagdgefilde / So kam das Glück zu unserm Freund: Miterleben und Mitfreuen, weil man anderen Freude geben darf.



* * *

V

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Metzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie **Adolf Schustermann**

GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O.16 RUNGESTR. 20

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!

Hans Halmbacher

Ludwig Thoma und sein Jäger Bacherl

bearbeitet von Dr. W. Ziersch



Hans Halmbacher war der letzte Jäger Ludwig Thomas und wurde von ihm „Bacherl“ genannt: ein einfacher Bergler aus dem Tegernseer Tal hat diese Erinnerungen geschrieben — ein Dichter von höchstem Rang wird in seinen Lebensäußerungen geschildert — in seinem natürlichen Umgang und in seiner hohen Auffassung als Jäger und Naturfreund.

Wie Thoma war, was er sprach und wie er sprach, das hat der Jäger mit scharfem Blick festgehalten. Wir lernen Thoma kennen: mit seinem Jäger allein auf der Pürsch in den Bergen, aber auch im Verkehr mit seinen Freunden und den Leuten aus dem Volke. Ungeschminkt und ohne seinem Herrn zu schmeicheln, führt Halmbacher Thoma vor — zu Hause, in seiner Bauernstube, in seiner Wirtschaft, am Stammtisch im Gasthof zur Ueberfahrt in Egern am Tegernsee, in der Kinderstube bei Halmbacher, in seinem Verkehr mit den Einheimischen, beim Eisschießen auf dem Tegernsee usw. Ein Werkchen von naturwüchsigem bunten Leben, mit glänzendem Humor und ohne jede Erfindung.

In Rohleinen gut gebunden nur Mark 1.80.

Durch alle Buchhandlungen oder durch

F. C. Mayer Verlag, München 2 C

Sparkassenstraße 11 / Fernsprecher 29 6 1 56/57

Jagdhütten Jagdhäuser aus nur langgelag. Holz in seit Jahrzehnten bewährter Bauweise.

Christoph & Unmack A.-G. Niesky O./L.

Verlangen Sie kostenloses Angebot.

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet **Gummi-Keller, Frankfurt a. M.** Speyerer Straße 17 a.

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Kleintierzucht hauptsächlich für den Siedler **wirklich lohnend** zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:

Vogel, Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—

empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege“.

F. C. Mayer Verlag, München 2 C. Sparkassenstraße 11.

Zur Hautpflege: Leokrem

Ein Dokument der Inflation und Korruption Berliner Bilder Von Karl Arnold Kartoniert Mk. 1.50 Simplicissimus-Verlag München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Weihnachts-Bücher f. d. Jäger

Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern, Die Jagd im Gebirg
Reich illustriert von Prof. Ludwig Hohlwein. Ein unentbehrliches Handbuch für jeden Gebirgsjäger und für solche, die es werden wollen. In Prachteinband nur Mk. 10.—.

W. Schmidtmann, Der Alte vom Steinernen Meer
Gamsg'schichten mit 46, nicht alltäglichen Schattenrissen des feinsinnigen Naturbeobachters W. von Freyschlag. Gebunden Mk. 4.50, broschiert Mk 4.—. Für alle Jäger und auch für solche, die wahres Interesse für unsere schöne Alpenwelt und das edle Weidwerk haben; auch für unsere Jugend und die Bergsteiger.

Friedrich Aprent, Die verflixten Jager
300 Seiten in gutem Leinenband Mk. 2.50. Inhalt: Pardong — Husch, Hex und Schneider — Hiasl, der Wilderer — Pippin, der Kleine — Der Stoabock — Abtrieb von der Alm — Der Almschreck — Jagerprüfung im Himmel — Lustige Geschichten von Jägern, Förstern, Wilderern, Dackeln und Sennerinnen.

Hans Sammereyer, Sárika
Einer der besten Jagdromane. Broschiert Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—. Der Roman spielt in den Donauauen zwischen Wien und Budapest. Die Hauptgestalten des Romans sind die Gutsbesitzerstochter Sárika, ein gespenstischer, durch die Handlung spukender uralter Hirsch, ein hochgemuter „Schwabe“, ein stolzer Magyar und ein Urzigeuner.

H. Fuschlberger, Die rote Hoheit
Ein humoristischer Jagdroman, in Ganzleinen gebunden Mk. 2.50. Familie Raffke und Genossen geben den Hintergrund für eine Verwechslungskomödie, deren Helden ein wirklicher Prinz und sein Jäger sind.

A. v. Scanzoni, Die Aufschreibungen des Hyazinth Pfefferberger
K. bayr. Hofjagdgehilfe †, zuletzt in Entersgschwendt und dortselbst im Alter von 47 Jahren nach kurzem Leiden an einem bösartigen Gehirnfieber verstorben am 20. Aug. 1913. Illustrationen von Professor Ludwig Hohlwein. Gebunden Mk. 2.50. Verschiedene Erlebnisse eines kgl. bayerischen Hofjagdgehilfen auf der Gebirgsjagd.

Deutscher Jägerkalender 1935
17. Jahrgang, herausgegeben von der Schriftleitung des „Deutschen Jägers“, 264 Seiten, in festem Leinen gebunden Mk. 1.50. Der ständige Begleiter des Herrn- und Berufsjägers für 12 Monate.

Verlangen Sie unsere Literaturprospekte kostenfrei.

Alle sonstigen jagdpraktischen und jagdkynologischen Werke sowie die unterhaltende Jagdliteratur besorgt Ihnen unsere Sortimentsabteilung. Die eigenen, oben angeführten Verlagswerke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

F. C. Mayer Verlag („Der Deutsche Jäger“)

München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456—57.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13 600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Lustige Geschichten von Ärzten

Ein sehr bekannter Internist war bei seinen zahlreichen Assistenten um der Fülle seiner neuen Einfälle willen mehr gefürchtet als beliebt. Von seinen Blütenträumen reiften freilich nur ganz wenige, weil er seine Kraft häufig mehr extern als intern verbrauchte. Einmal bei einem fröhlichen Abend im Kasino führten seine Mitarbeiter ein Stück auf, in dem er selbst dargestellt wurde. Man sah ihn, als der Vorhang aufging, mit fliegendem weißem Mantel durchs Zimmer gehen, anscheinend schwanger mit neuen Ideen. Da klopft es. Ein buckelndes Männchen erscheint und sagt, er sei der Assistent Dr. X. Der berühmte Medizinmann stürzt sich auf ihn, bestrudelt ihn mit Fragen, ob er nicht ein Schüler seines großen Kollegen Y. sei, ob er viel bakteriologisch gearbeitet habe und mit seiner eigenen Methode vertraut sei, und läßt ihn höchstens zu einem Nicken, nicht aber zum Sprechen kommen. Darauf sagt er ihm, er habe bereits lange sehnsüchtig auf ihn gewartet. Nun solle aber eine herrliche Zusammenarbeit beginnen. Dann zählt er ihm eine Fülle von Problemen auf, bei deren Lösung die Menschen überhaupt nicht mehr sterben würden, und will ihn zuletzt mit herzlichem Händedruck entlassen. Da endlich kommt der Besucher zu Wort. Er sagt: „Herr Professor, ich will Ihnen keinen Antrittsbesuch machen, sondern einen Abschiedsbesuch. Ich war zwei Jahre bei Ihnen Assistent." — Worauf der Vorhang fiel.

*

Derselbe hohe Herr preschte, nachdem er wieder einmal irgendwo in der Türkei einen Pascha und in Indien einen Maharadscha in mehrmonatiger Auslandsreise verarztet hatte, mit weißrockiger Suite durch die Krankensäle. Einer der Stationsärzte tritt ihm entgegen und bittet um Rat in einem interessanten Fall. Er bekommt zur Antwort: „Später, guter Freund, später!" Dann rauscht der Erhabene weiter. Aber der kleine Doktor ist hartnäckig. Er tritt ihm noch einmal entgegen, als er aus dem nächsten Saal kommt. Da bleibt der Gewaltige stehen, wie er ihn sieht. Seine Augen leuchten freudig auf, und er sagt: „Haben wir uns nicht zuletzt in Aleppo gesehen?" Worauf der also Gefragte heftig nickt und, während er herzlich die dargebotene Hand des hohen Chefs schüttelt, unter dem Grinsen der Suite konstatiert: „Herr Professor haben ein fabelhaftes Gedächtnis!"

*

Der berühmte Chirurg K. hielt wenig von der inneren Medizin. In einer Trauerrede, die er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender einer Ärzteorganisation auf einen Internisten halten mußte, sagte er: „Der teure Entschlafene war ein vortrefflicher Arzt. Sobald ihm ein Fall ernst erschien, holte er sofort einen Chirurgen." —

Als ein schwergewichtiger Freund von ihm einst an einer Lungenentzündung erkrankt war, fragte er den behandelnden Arzt, ob er ihn in der Klinik besuchen dürfe. Der erlaubte es gern, wies nur auf den Ernst der Situation bei der Konstitution des Patienten hin. Nach einigen Stunden ruft ihn die Oberschwester der Klinik verzweifelt an und meldet, der berühmte Geheimrat sei mit einer Aktentasche ins Krankenzimmer gegangen. Sie merke jetzt, daß darin mehrere Flaschen Portwein und Gläser gewesen seien. Der Patient scheine sehr viel getrunken zu haben. Er singe. Der behandelnde Arzt sagt, er komme sofort per Auto. Als er in der Klinik eintrifft, hat der Geheimrat das Feld geräumt. Der Patient liegt in tiefem Schlaf. Beim Erwachen am nächsten Morgen ist er ohne Fieber und bester Laune. Trotzdem stellt der Internist den großen chirurgischen Kollegen. Der aber erwidert mit tiefem Seufzer: „Wenn ihr man bloß bei den guten Hausmitteln geblieben wäret!"

*

Zu einem beliebten Hausarzt kommt eine Dame und teilt ihm mit, daß sie ihre Kinderschar für groß genug halte. Sie fragt an, ob es nicht möglich sei, eine weitere Vermehrung zu verhindern. Onkel Doktor sagt: „Aber gewiß, mien Deern. Dat is ganz einfach. Een tüchtigen Pott mit Kamillentee und drei Stück Zucker auf die Tasse. Das hilft immer." Die Patientin ist äußerst erfreut, daß die Sache so einfach ist. Sie will nur den Termin wissen, an dem das Mittel zu nehmen ist. „Termin is do nich", erwidert der weise Menschenfreund. „S t a t t — mien Deern — s t a t t!"

Das blonde Schicksal

Es war an einem Weihnachtsabend in Stuttgart. Ich saß im Hindenburgbau. Die verchromten Lampen, Leuchter und Geländer blitzten. Gepflegte Damenhände hingen absichtlich-lässig über Balustraden. Durch das Raunen und Rauschen von Stimmen, von Reden und Gelächter sangen und weinten, hüpften und tanzten Melodien aus dem Ungarland. Es war Zeit und Stimmung, in der man seinem Gegenüber — als ob man ihm aus einer Schachtel Konfekt anbiete — Dinge erzählt über das eigne Schicksal und die Seele, sich gleichsam selbst auspackt und sentimental-zärtlich in den Händen hält.

Ich saß allein an einem kleinen runden Tisch und sah auf den Geiger, in der Erwartung, daß seine große schwarze Locke sich wieder löste und sacht über die Stirn rutschte. Denn dann warf er sie mit kühnem Schwung und hörbarem Schnaufer wieder zurück. Da setzte sich mir gegenüber ein kleines Männchen. Es hatte dunkles strähniges Haar und darunter eine seltsam bucklige Stirn. Die Augen waren klein und flink wie huschende Mäuse. Die Nüstern bebten beständig, als witterten sie etwas in der Luft. Ich sah das alles mit halbem Auge, denn der Geiger war mir wichtiger. Da begann das Männlein zu sprechen, mit dünner, hastiger Stimme: „Ich habe immer Unglück mit blonden Frauen! — Ein ganzes Jahr lang waren wir zusammen — zuerst habe ich sie geliebt — aber wir paßten ja gar nicht zusammen — — — ach, die blonden Frauen! — ich hätte viel eher Schluß machen sollen — — — ja, das hätte ich sollen . . ."

Ich war mir unklar, warum ich das Vertrauen dieses Männleins in so hohem Maße genoß, und wollte mich dessen auch würdig zeigen.

Ich nickte bestätigend. Mir schien das unter diesen Umständen tatsächlich auch das beste zu sein.

„Heute, an Weihnachten, habe ich mit ihr gebrochen."

„Hätten Sie da nicht früher mit ihr brechen sollen?"

Mit einer großen Handbewegung wischte er meine ehrlich gemeinte Frage unter den Tisch . . .

„. . . Sie lachen vielleicht. Sie sind noch jung. Aber es ist fürchterlich, wieder loszukommen, wenn man einmal aneinandergekettet ist. Die Liebe kann manchmal ein großes Mißverständnis sein . . ."

Er nahm hastig einen Schluck aus seiner Tasse, daß es vernehmlich „glucks" machte . . .

„Ich reise viel. Immer, wenn ich wegreiste, nahm ich mir vor: wenn du zurückkommst, ist alles aus! — Aber wenn ich dann zurückkam und sah sie wieder — ich weiß selbst nicht . . . ich fand den Mut nicht dazu . . ."

„Das ist es eben", sagte ich höflich und zog meine Füße an mich, weil er mir vor Erregung einen Tritt gegeben hatte.

„Das ist es eben — ich habe Unglück mit blonden Frauen — ich hätte mich nie mit ihr einlassen sollen — ich habe sie gehaßt — — — und dann konnte ich doch nicht von ihr lassen . . ."

Er zerbrach ein Streichholz nach dem andern in lauter kleine Teilchen . . . seufzte tief auf, schob sie alle weg von sich: „Aber jetzt habe ich ja mit ihr gebrochen!"

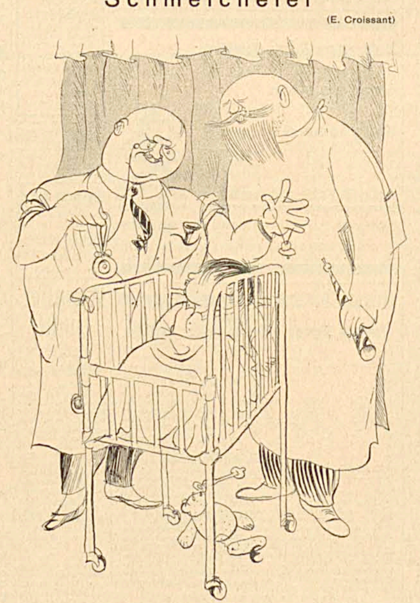
Damit schwieg er, sah an mir vorbei und sprach kein Wort mehr, den ganzen Abend lang. Tat, als ob nie etwas gesagt worden wäre zwischen uns . . .

Wochen später ging ich durch die Kolonnaden am Königsbau. Es war Verkehrszeit, und viele Menschen gingen. Da schlängelte sich ein seltsames Paar durchs Gedränge: Ein kleines Männlein mit buckliger Stirn und flinken Äuglein hatte eine Frau untergefaßt, der unter dunkler Kappe blonde Haare vorquollen.

Das Männlein erkannte mich nicht . . .

Schmeichelei

(E. Croissant)



„Sie sehen, es hilft alles nichts, Herr Professor! Wenn's wirklich einen gibt, dem er die Zunge zeigt — dann wären Sie's!"

Lieber Simplicissimus!

Eine sehr große Autorität der ärztlichen Wissenschaft wird an das Bett einer alten reichen Dame gerufen. Dort sind die Erben bereits erwartungsvoll im Nebenzimmer versammelt. Der Geheimrat untersucht, kommt todernst aus dem Schlafzimmer heraus und fragt: „Wer vertritt die Familie?" Als sich ein geschäftiger Herr meldet, führt er ihn zur Seite und flüstert ihm zu: „Bereiten Sie die Verwandtschaft schonend vor. Sie wird bestimmt gesund."

Amor und Psyche

(E. Schilling)



„Aber, Edith, Weihnachten ist doch das Fest der Liebe!" — „Ich liebe ja auch die Perlenkette, die du mir geschenkt hast."

Kundendienst

Ich frage am Schalter, ob es Sonntagsrückfahrkarten nach Putbus gibt.
Die Antwort: „Steht ja dran!"
Der Mann hat recht. Es steht da wirklich zu lesen. Ja, es gibt solche Karten.
Wann die Züge fahren? — „Um 6 Uhr 15."
Das sei mir zu früh; ob noch mehr Züge fahren?
Grob: „Wenn Sie später fahren, haben Sie vom ganzen Tag nichts!" und knallt das Fensterchen zu.

Auf de schwäbische Eisebahna

Auf dem Bahnhof in B. waren im Nachtdienst nur zwei Beamte tätig — einer für Fahrdienst und Fahrkartenschalter, der andere, ein alter Unterbeamter, für Gepäckraum und Bahnsteigsperre. Wenn ein Personenzug angemeldet war, schloß der Gepäckbeamte die Türe zur Vorhalle ab, damit nicht während seiner Abwesenheit Fremde in den Gepäckraum kommen konnten.
Eines Nachts — die Türe vom Gepäckraum zum Fahrdienstzimmer stand zufällig offen — konnte der Fahrdienstleiter folgendes beobachten:
Der Gepäckbeamte schließt die Türe zur Vorhalle ab, um sich an die Bahnsteigsperre zu begeben. Kaum ist er einige Schritte von der Türe weg, als jemand von außen die Klinke in Bewegung setzt, wohl um Gepäck oder Expreß aufzugeben oder abzuholen. Laut und zornig ruft ihm der Gepäckbeamte zu: „'s isch neamerd do, i mach net uff", und trabt an die Sperre.

Lieber Simplicissimus!

Lisl ist ein Kind, das absolut auf realem Boden steht. Neulich sah sie mit ihrer Mutter illustrierte Zeitungen an. Auf einmal fragt sie: „Mutti, warum ist denn das Christkind so nackig?" Die Mutter: „Weil die Maria so arm gewesen ist." Pause. „Ja, Mutti, so arm kann sie doch nicht gewesen sein, daß sie nicht einmal ein Hemd hat kaufen können." Die Mutter: „Doch, die Maria war so arm." Lange Pause, dann meint Lisl sachlich: „Wenn sie so arm war, dann wundert mich, daß sie sich so groß hat photographieren lassen."

Christmette

Von Georg Britting

Schwankt die schwere Türe auf:
Über den stillen, schneeverwehten
Domplatz dringt ein Orgelschnauf.

Fromm erblitzt das gelbe Gold,
Flackern Kerzen, bienenschwärmend,
Und ein weißes Sprühen rollt
In das Dunkel, lichterlärmend.

Jetzt: ein süßer Silberton
Steigt aus Knabenkehlen an,
Taubenbrüstig, schwingt davon,
Flügelnd in die Sternenbahn.

Dem Finstren, der vorm Tore steht,
Schneebeschüttet, windumweht,
Pocht an das verschloßne Ohr,
Mächtiger schwillt an der Chor,
Kindheitswort, das Macht verlor.
Ihm quillt unter der ergrauten Braue
Eine Träne, Knabengold,
Die der Wind holt, daß sie niemand schaue.

Weihnachtsmärchen

(R. Kriesch)



„Warum hast denn grad so g'lacht, Franzl?" — „Weils d' zu die Kinder g'sagt hast: ‚Pscht! 's Christkindl »schwebt« durch den Raum!'"

Bescherung bei Lloyd George

(Karl Arnold)



„Weil du die Sünden von Versailles wieder gutmachen möchtest, habe ich dir eine Friedenstorte gebacken. Leider ist sie von den sechzehn Jahreskerzen etwas sehr vollgeweint."

Nach den Saarverhandlungen in Rom

(E. Thöny)



Stimmungsbild aus Saarbrücken.

München, 30. Dezember 1934 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 40

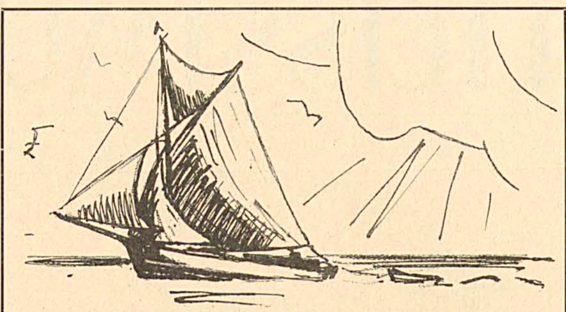
SIMPLICISSIMUS

Das alte zum neuen deutschen Jahr

(Wilhelm Schulz)



„Wenn du groß und stark werden willst, Kleiner, dann laß dir von fremden Onkels und Tanten nur ja keinen Brei ums Maul schmieren!"



Mit der nächsten Nummer beginnt das neue Quartal.

Sind Sie ein Freund unserer Zeitschrift?

Dann bestellen Sie den „Simplicissimus“

bei der Post — beim Buchhändler — oder direkt

Vierteljahres-Abonnement RM 7.—

Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheck München 5802

Wir müssen stehn —!

Der Wind weht scharf —
Die alten Jahre
rinnen ins Grab.
Was keine Schwere hat,
das geht mit ihren Wassern
jetzt auch hinab.

Schlagwetter drohn —
Die Wolken ziehen
dichter und trüber
unsren Türmen vorbei
in endloser Reih . . .
Einmal sind sie vorüber.

Und ob wir schon wandern
in dunklem Tale —
die Äxte schallen!
Dürfen nicht ruhen – heute – morgen,
wenn auch Mauern bersten
und Türme hinfallen.

Wir müssen stehn,
bis es helle wird
am Himmel einer neuen Zeit.
Es kommt ja ein Tag
nach jeder Nacht
in Ewigkeit.

Katarina Botsky

Julius heiratet seine Witwe / Von Willfried Tollhaus

Julius Schöttler war nach seiner Meinung von Jugend an schwer krank. Es kam ihm selbst wie ein Wunder vor, daß er die Sekundareife erreicht, seine Lehrzeit absolviert und später den väterlichen Tuchhandel übernommen hatte. Selbstverständlich durfte ein Mann wie er sich nicht verheiraten, zumal er seine freie Zeit gänzlich zur Erhaltung seiner spärlichen Lebenskräfte brauchte. Morgens um sechs bekam er schon einen kalten Wickel, um sieben Uhr wurde er leicht massiert. Um sieben Uhr dreißig gab es eine Tasse Lindenblütentee und einen Zwieback, um acht Uhr eine halbe Tasse Kamillentee. Ab neun Uhr dreißig mußten trotzdem im Geschäft bereits chemische Auffrischungsmittel von ihm genommen werden, wenn er sich bis zur mittäglichen Rohkost hinschleppen wollte. Der Abend wurde nach einem Spaziergang durch ein viertel Liter Pfefferminztee verschönt. Es folgten die Abreibungen, und dann beschloß in der Regel ein unschädliches Schlafmittel den Tag.

Es war nicht verwunderlich, daß Julius bereits in seinem fünfunddreißigsten Jahre wissen wollte, wann die Qual seines Lebens ende. Er begab sich zu seinem Hausarzt und beschwor ihn, er möge ihm die Wahrheit sagen. Der Alte geriet in Wut und wollte ihn hinaussetzen. Schließlich brüllte er ihn an: „Für sechs Monate reichen Ihre Kräfte bestimmt noch aus!“

Obwohl Julius großen Wert darauf gelegt hatte, das zu erfahren, machte ihn diese Mitteilung doch sehr melancholisch. Er wollte wissen, wie er sein Leben in dieser Zeit einrichten solle. Der weise Medizinmann sagte, wenn er sich in der Lage von Julius befände, würde er alles essen und trinken, was ihm schmecke, und sich das Leben sehr angenehm machen.

An diesem Abend ging Julius Schöttler in eines der besten Restaurants der Stadt und bestellte sich Kaviar und eine halbe Flasche Sekt. Beides schmeckte ihm ganz ausgezeichnet. Er schlief sogar ohne Schlafmittel. Am nächsten Tag wagte er Hühnerbrüstchen mit Trüffeln und einen Bordeaux von 1909, abends gebackene Seezunge und Forster Kirchenstück, Riesling Auslese.

Da sah Julius erst, wie er betrogen war. Ach, das Leben hätte ja so schön sein können, wenn er nicht immer krank gewesen wäre! Und was hatte er nun von ihm gehabt? — Seine Genüsse verhielten sich zu denen der anderen wie ausgedrückter Rotkohlsaft zu den großen Kreszenzen Rothschild-Mouton-rouge.

Es war eine wehmütige Angelegenheit, nun gewissermaßen zum Abschied erst kennenzulernen, was einem bisher fremd und verschlossen geblieben war. Aber Julius wollte nicht feig sein. Er verheimlichte sich nichts, was er auf den Speise- und Weinkarten noch nicht kannte. Und wenn er zuerst eine halbe, später eine ganze Flasche von jenem verheerenden, aber äußerst angenehmen Gift in sich hatte, das der Mensch Wein nennt, dann wurde ihm wohlig zumut wie allen, die unter Rauschmitteln stehen. Manchmal hätte er sogar singen können. Aber er kannte nur von seiner Mazdaznanzeit her die „Liebesmühle“, und dabei mußte man auf die Stuhllehne klettern. Das wäre in guten Restaurants zu auffällig gewesen.

Während er nun weiter über seine Benachteiligung durch das Schicksal philosophierte, kam ihm auch der Gedanke, daß zu den ihm unbekannten Freuden ja auch die Liebe gehöre. Da stellte sich das Bild der reizenden Buchhalterin eines seiner Hauptkunden vor seine Seele. Sie hieß Erni Bock, war mittelgroß, durchaus nicht hager, wenn auch nicht üppig, naturblond, hatte hübsche rote Bäckchen, blaue Augen und ein süßes Mäulchen. Julius tat einen tiefen Schluck und fand, es sei unsäglich traurig, daß er nun sterben müsse und Erni Bock weiter am Leben bliebe.

Aber — schließlich — warum sollte er mit ihr nicht einmal kurz vor seinem Begräbnis gemeinsam gut essen?

So geschah es. Es war ein wundervoller Abend. Bei der Heimfahrt im Auto spürte Julius, daß es sehr angenehm sei, Erni Bock dicht neben sich zu haben. Er beschloß, sich öfters diese letzte Freude zu gönnen.

Im Geschäft ordnete er nunmehr alles für den Fall seines Ablebens. Er sah erst jetzt, was für ein vermögender Mann er war. Die Erben würden lachen.

Um sich darüber zu trösten, mietete er ein Auto und fuhr an einem Sonntag mit Erni Bock über Land zu einem berühmten Strandbad. Erni sah im Badeanzug noch schöner aus als sonst.

Als sie nebeneinander in der Sonne im warmen Sand lagen, fragte Julius sie, ob sie seine Erbin sein wolle. Sie wäre ja aus der Branche und könne die Firma weiterführen. Da forderte Erni Auskunft, wann er zu sterben gedenke. Er antwortete: „In etwa drei Wochen.“

Nun lachte die niedliche Kleine unbändig und erklärte sich bereit, seinen Puls zu untersuchen. Er ließ es zu. Sie fand ihn in Ordnung. Dann behorchte sie sein Herz. Julius fühlte, daß es sehr unruhig wurde, aber angenehm unruhig. Er fragte, ob er auch ihr Herz behorchen dürfe. Es wurde gestattet.

Nunmehr wandte der Todeskandidat sein Gesicht seitwärts, damit seine nassen Augen nicht zu sehen waren.

Jetzt griff Erni Bock zu, legte ihn auf die Schultern und gab ihm einen Kuß. Das war äußerst angenehm.

Er schlug vor, schon möglichst nächste Woche zu heiraten, damit ihre Ehe wenigstens noch vierzehn Tage dauere.

Seine Witwe war einverstanden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß sich Julius an sich jetzt sehr wohl fühlte. Aber das konnte die Euphorie sein, jener Zustand, der bei Schwerkranken vor dem Sterben kommt. Er hätte den Arzt gern darüber befragt. Aber vielleicht würde der in seinem Falle Sterilisation für notwendig gehalten haben. Das war jetzt sehr unerwünscht.

Die Hochzeit fand rechtzeitig statt. Erni benahm sich bezaubernd. Julius achtete

(Schluß auf Seite 474)

Weidmannsheil

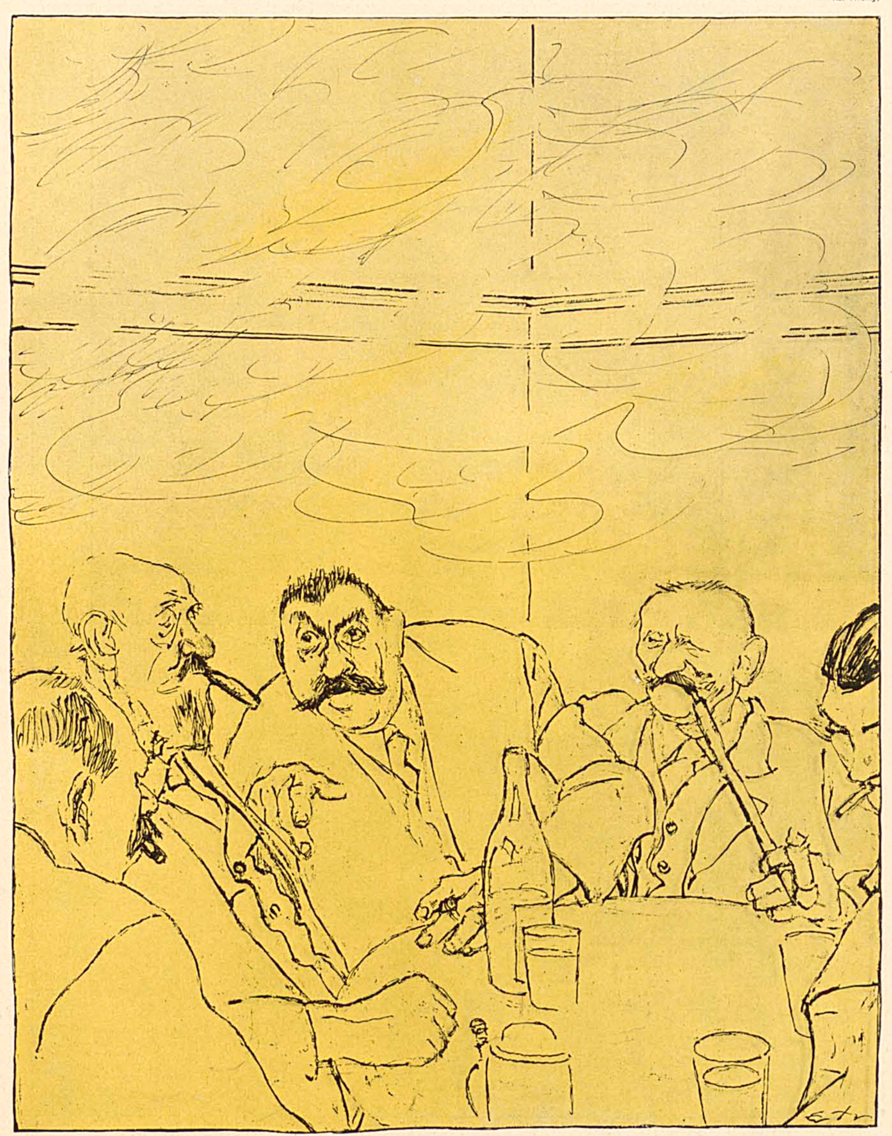
(Karl Arnold)



„Und wann i gor nix dawisch' — an Rheumatis bring i g'wiß mit hoam."

XV

(E. Thöny)

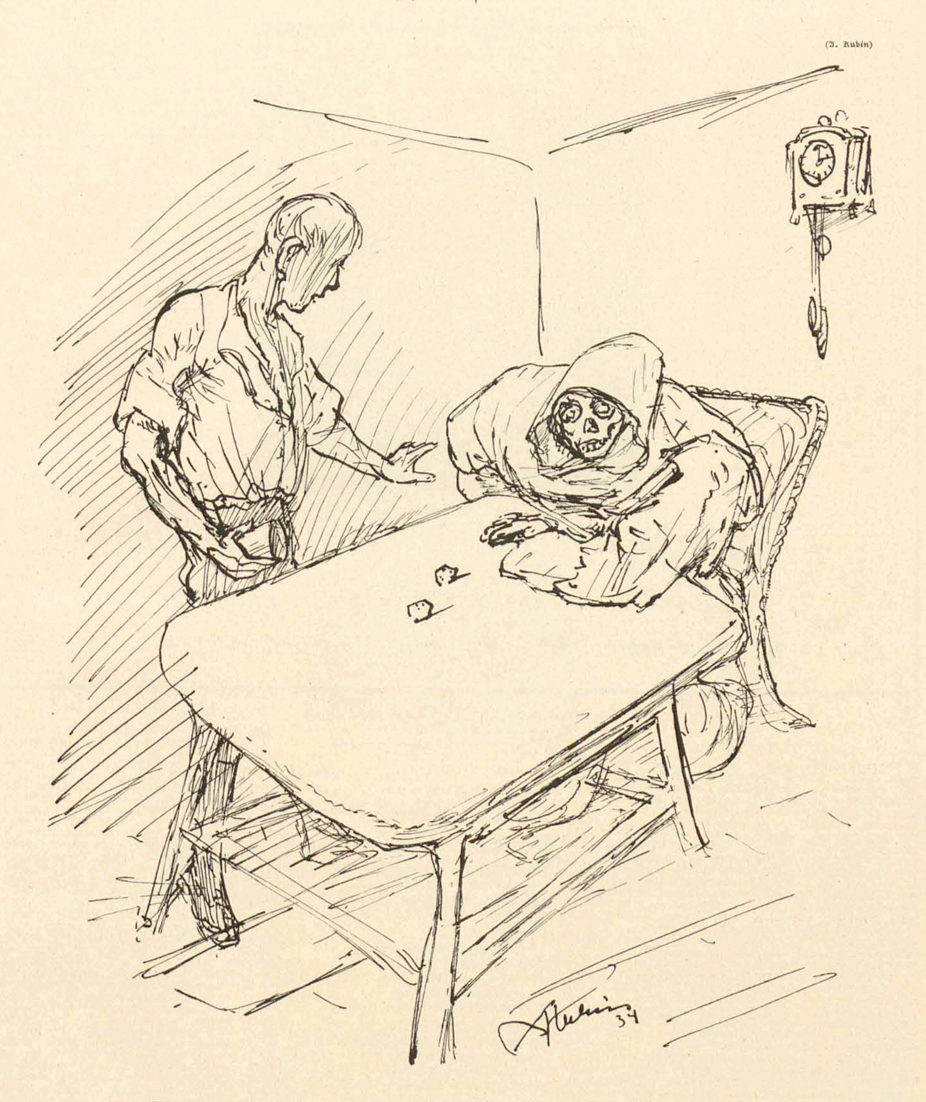


Dumme Gedanken hat Jeder, nur der Weise verschweigt sie.

Wilhelm Busch

Würfler

(A. Kubin)



Laß du nur deine Würfel rollen!
Dein Lederbecher ist nicht Gottes Schoß.
Einzig aus ihm, dem übervollen,
dem unberechenbaren, quillt mein Los.

Sieh an der Wand die Uhr doch an: sie steht!
Aber bei Gott ist ewiges Bewegen.
Und was wir Fluch benennen oder Segen
— aus einem letzten Muß kommt's hergeweht.

Dr. Owlglaß

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Julius heiratet seine Witwe

(Schluß von Seite 470)

kaum darauf, daß der Todestag herangekommen und er trotzdem nicht gestorben war. Es vergingen drei Monate. Da flüsterte ihm Erni ein süßes Geheimnis ins Ohr.

Nunmehr nahm sich Julius doch ein Herz; denn die Verantwortung schien ihm jetzt zu groß. Er ging also zu seinem Arzt, der gar nicht verwundert war, daß er noch lebte, und schilderte ihm den Tatbestand. Der Alte erwiderte, er habe es ja gleich gesagt, daß seine Lebenskraft noch für sechs Monate ausreichen würde. Darauf sagte Julius, es sei jetzt neun Monate her, und er wäre sozusagen überfällig. Darauf fragte ihn der Onkel Doktor: „Sie haben doch nicht etwa verstanden, daß Sie nur noch sechs Monate leben würden? Ihre Konstitution hat den ganzen Unfug, den Sie ihr seit Ihrer Jugend zumuten, ausgehalten. Die hält noch lange!"

Statt erfreut aufzuatmen, fand Julius, wenn das Leben so herrlich sein könne, wie er jetzt erfahren habe, dann müsse man es auch zu erhalten versuchen. Also: Zurück zur Abstinenz, zur Rohkost, zu den kalten Wickeln!

Mit dieser Erkenntnis eilte er zu Erni.

Die aber erklärte, er habe sie geheiratet, um sie zur Witwe zu machen. Alles, was er künstlich tue, um diesen Termin hinauszuschieben, sei gegen die Abrede. Auch wäre von keinerlei Abstinenz die Rede gewesen.

Das mußte Julius zugeben. Er begriff, daß er einen Wechsel unterschrieben hatte, den er nun als anständiger Kaufmann einzulösen verpflichtet war.

Als er sich darum bereit fand, sein angenehmes Leben weiter zu führen, erklärte ihm Erni ihrerseits, daß sie dann keinerlei Vorwurf erheben werde, wenn er trotzdem zu sehr hohen Jahren käme.

Darauf gab sie ihm einen Kuß, der genau so gut schmeckte wie jener, der ihn zur Heirat seiner Witwe veranlaßt hatte.

Anleitung zu einer Silvester-Bowle

Saufen ist ein böses Laster,
denn es bringt die Gicht ins Bein.
Außerdem verzehrt's den Zaster,
und es soll, wie der Kanaster,
auch gesundheitsschädlich sein.

Einmal abe. wird das Saufen
doch zum unbedingten Muß:
um das neue Jahr zu taufen,
muß man sich in Mengen kaufen
den geliebten Spiritus!

Füllt mit heißem rotem Weine
einen Kupferkessel gut
und legt darauf sorgsam eine
Feuerzange, die die Steine
hält von einem Zuckerhut.

Darauf stetig Arrak gießen
und ein brennend Zündholz her!
Blaue Feuerzungen schießen
hoch, und Zuckerbäche fließen
glühend in das rote Meer.

Lampen aus! Hell lodern Flammen,
wenn man fleißig gießt und rührt.
Und der Alltag bricht zusammen,
bis man seines Herzens Schrammen,
die sonst schmerzen, nicht mehr spürt –

Gieß dir Feuer ins Gedärme
und vergiß, was freudlos war!
Trinke – lache – singe – schwärme –
und nimm deines Herzens Wärme
mit in dieses neue Jahr!

Benedikt

Der künstliche Onkel

Von Weare Holbrook

Die Stunde der Dämmerung gehört den Kindern. Aber nicht Großmamas Stimme durchtönt mehr die schummerige Stube, sondern der Lautsprecher. Er weiß schier unglaubliche und nie endende Abenteuer von Helden zu erzählen, denen Bösewichter in mannigfacher Gestalt den Lebensfaden abschneiden wollen. Aber der Held, mag er nun gegen vergiftete Pfeile des Jahres 1600 oder gegen Todesstrahlen des Jahres 2600 ankämpfen, trägt stets den Sieg davon, und triumphierend regiert die Tugend zwischen fünf Uhr fünfundvierzig und sechs Uhr fünfzehn nachmittags.

Einige dieser Rundfunkhelden, deren Vorträge schon seit Jahren den Äther der Vereinigten Staaten aufwühlen, üben, obwohl unsichtbar, in manchen Heimen einen größeren Einfluß aus als das Familienoberhaupt selbst. Ihre Unsichtbarkeit scheint ihnen ein Ansehen zu verleihen, das bloße Eltern nur zu oft entbehren müssen. Papa mag die Kinder laut zurechtweisen und des Nachdrucks halber vielleicht auf den Tisch schlagen. Die Wirkung geht oft zufolge des Umstandes verloren, daß die Kinder Papa dabei sehen können. Sie können sehen, wie sich die Brille auf seiner Nase seitwärts verschiebt und wie ihm seine Manschetten herunterrutschen. Sie wissen, daß Papa nur ein gewöhnlicher Herr in mittleren Jahren ist, der nie in seinem Leben einen Elefanten erlegt oder allein eine meuternde Schiffsmannschaft überwältigt hat. Sie wissen überdies, daß er Einwendungen zugänglich ist — besonders wenn Mama auf der anderen Seite ist. Aber sie können sich nicht mit einer körperlosen Stimme auseinandersetzen, die aus dem Lautsprecher auf sie eindringt.

Das ist das Geheimnis der Macht des Radioonkels. Fast jedes Rundfunkstudio besitzt heute einen „Onkel", der die Kinder durch Fernlenkung auf seinen Knieen schaukelt und ihnen heitere und lehrreiche Geschichten erzählt. Mit elterlicher

Hilfe entbietet er bisweilen seinen kleinen Hörern auch Geburtstagsgrüße, indem er sie mit Namen aufruft und persönliche Bemerkungen hinzufügt, aus denen hervorgeht, daß er alles sieht, alles hört und alles weiß.

„Und nun möchte ich den kleinen Bobby Schnack, Adresse soundso, zu seinem Geburtstag beglückwünschen“, sagt der Radioonkel herzlich. „Nun, wie fühlt man sich, Bobby, wenn man fünf Jahre alt ist, wie? Ich erinnere mich genau, daß, wie ich fünf Jahre alt war . . .“

Bobby ist beglückt, seinen Namen aus den Tiefen des Lautsprechers genannt zu hören. Er traut kaum seinen Ohren. Er fiebert, den Jungens vom Haus gegenüber davon zu erzählen. Doch nein, er wird es ihnen nicht erst erzählen müssen — denn selbstverständlich haben auch sie, grün vor Neid, zugehört.

„Fünf volle Jahre“, setzt die Stimme fort. „Das ist eine lange Zeit, Bobby. Nun bist du ja fast erwachsen. Und das erinnert mich an etwas. Ich warf unlängst einen Blick in das Kinderzimmer, und was, glaubst du, sah ich? Ich sah Bobby Schnack mit einer Puppe spielen. Doch damals warst du ja erst vier Jahre alt. Mit fünf Jahren wirst du aber bestimmt nicht mehr mit Puppen spielen. Und ich habe eine Überraschung für dich, Bobby. Wenn du ins Speisezimmer gehst und hinter dem Silberschrank nachsiehst, wirst du ein nagelneues Luftdruckgewehr finden — genau so eines, wie Buffalo Bill es benützte, nur ein bißchen kleiner . . .“

Aber Bobbys Geburtstag ist nicht glücklich. Er weiß nicht, daß sich seine Eltern, veranlaßt durch seine sentimentale Zuneigung zu einer alten Fetzenpuppe, mit den Mächten des Rundfunks verbündet haben. Er weiß lediglich, daß seine geheime Schwäche nun jedermann offenbar geworden ist, einschließlich der Jungens vom Haus gegenüber.

Derart bringt der Radioonkel, unsichtbar und allwissend, solche jugendliche Schwächen, wie Nägelbeißen, Daumenlutschen, Brotkrusten-Stehenlassen und sonnabendliche Wasserscheu ans Tageslicht. Sie üben ihre Macht sicherlich klug — die Radioonkel. Sie stehen auf seiten der Schutzengel — zumindest fünfzehn Minuten im Tag. Aber sie machen den wirklichen Onkeln aus Fleisch und Blut ihre Aufgabe schwer. Denn wer könnte sich an Vorzügen mit dem Radioonkel messen?

Als wirklicher, früher hochangesehener Onkel möchte ich daher gegen den unlauteren Wettbewerb der Radioonkels und Onkel Pauls im besonderen Einspruch erheben. Bevor mein kleiner Neffe Fritz „Onkel Pauls“ Einfluß erlag, stand ich für ihn auf gleicher Stufe wie Lindbergh oder Mickey-Maus. Ich konnte Rauchringe in die Luft blasen, Kartenkunststücke vollführen und ihm — mit entsprechenden Gesten — die Abenteuer Buffalo Bills lebendig machen. Fritz bewunderte mich und glaubte sogar meine Geschichten.

Dann, gleich den meisten seiner Altersgenossen, begann der kleine Fritz Onkel Paul allabendlich im Radio zu hören. Er wurde bald einer seiner getreuesten Anhänger; sein Benehmen bei Tisch verbesserte sich, er zeigte einen verblüffenden Eifer, kleine Besorgungen zu erledigen und sich im Haus nützlich zu machen und stellte das Nägelbeißen ein. Seine Eltern waren glücklich darüber und auch ich — die erste Zeit.

Aber bald merkte ich, daß ich ständig in seiner Achtung fiel. Er bewunderte nicht mehr meine Rauchringe. „Hast du ein Raucherherz?“ fragte er mich eines Tages, während ich einen großen, langsamen Ring in die Luft blies und zwei kleinere durch ihn hindurchsegeln ließ. „Onkel Paul raucht nicht. Er sagt, daß Tabak ein schädliches Kraut ist.“

Auch mein schönstes Kartenkunststück — das, in dem das Pik-As plötzlich aus dem Spiel herausspringt — ließ ihn kühl. „Spielkarten“, so erklärte er mir, „sind das Bilderbuch des Teufels. Onkel Paul sagt, daß sie schon mehr Unheil angerichtet haben als alle Kriege zusammengenommen.“

An diesem Abend trank ich, um mein schwindendes Gefühl der Selbstachtung zu kräftigen, drei Gläser Weinbrand und sang dann Fritzchen sein Lieblingsmatrosenlied vor, wie ich es noch nie gesungen hatte. —

„Onkel Paul sagt, daß Alkohol die Gewebe zerstört“, stellte mein Neffe fest, nachdem ich fertig war. „Er sagt, daß er seinem lieben Mütterchen vor Jahren versprochen hat, daß er nie trinken würde. Und was würde auch Tante Netti dazu sagen?“

„Du hast ja recht“, stöhnte ich. „Hurra, es lebe Onkel Paul!“ Meine Demütigung war vollständig.

Aber gestern sah ich eine Nachricht im Abendblatt, die mich mit tiefer Freude erfüllte. „Frau Annette Speckelbaum“, so lautete die Meldung, „setzte heute die Ehescheidung gegen Paul Georg Speckelbaum, den bekannten ‚Onkel Paul‘ des Radios, durch. Frau Speckelbaum beschuldigte ihren Gatten, ein Gewohnheitstrinker zu sein, im betrunkenen Zustand zu fluchen und sie mit den Füßen zu stoßen und dem Spielteufel verfallen zu sein. Paul Georg Speckelbaum erklärte sich mit der Scheidung einverstanden.“

Ich habe mir die Zeitungsnachricht ausgeschnitten, und ich erwäge ernstlich den Gedanken, sie Fritzchen zu zeigen, falls er je wieder Onkel Paul gegen mich ausspielen sollte. Es ist vielleicht grausam, seinen kindlichen Glauben so jäh zu erschüttern. Aber das Leben ist nun einmal grausam, und schließlich muß sich auch der Stand der Onkels gegen unlauteren Wettbewerb schützen.

Selbst ist der Mann

(R. Kriesch)



„Bei Nachbars hat's schon jekracht.“ — „Is ejal! Unser Neujahr kommt mit unserm Böller!“

Fundstücke

Die Leistungen bayerischer Anzeigenteile im Dienste der Sprachbereicherung umfassend zu würdigen, wird einer einsichtsvollen Nachwelt vorbehalten bleiben. Der Kenner läßt Bildungen wie Kaltspeiserin und Kochenlernerin schon gefühllos an sich abrieseln. Dennoch wird mancher betroffen sein, dessen Augen von ungefähr in den Anzeigenteil der „M. N. N.“ vom 3. Dezember 1934, S. 16, fallen und dort lesen:

Junge, tüchtige
Beilagerin
sof. ges. Restaurant X., Sparkassenstr.

*

Aus dem „Hamburger Fremdenblatt“:

Alleinstehende jüng. Frau möchte Kind in liebevolle Pflege u. gt. Erzieh. nehm. gegen monatl. Vergüt., oder auch alten Herrn.



Für alle, die Ludwig Thoma verehren!
Hans Halmbacher
Ludwig Thoma und sein Jäger Bacherl
bearbeitet von Dr. W. Ziersch



Hans Halmbacher war der letzte Jäger Ludwig Thomas und wurde von ihm „Bacherl“ genannt; ein einfacher Bergler aus dem Tegernseer Tal hat diese Erinnerungen geschrieben — ein Dichter von höchstem Rang wird in seinen Lebensäußerungen geschildert — in seinem natürlichen Umgang und in seiner hohen Auffassung als Jäger und Naturfreund. Wie Thoma war, was er sprach und wie er sprach, das hat der Jäger mit scharfem Blick festgehalten. Wir lernen Thoma kennen: mit seinem Jäger allein auf der Pürsch in den Bergen, aber auch im Verkehr mit seinen Freunden und den Leuten aus dem Volke. Ungeschminkt und ohne seinem Herrn zu schmeicheln, führt Halmbacher Thoma vor — zu Hause, in seiner Bauernstube, in seiner Wirtschaft, am Stammtisch im Gasthof zur Ueberfahrt in Egern am Tegernsee, in der Kinderstube bei Halmbacher, in seinem Verkehr mit den Einheimischen, beim Eisschießen auf dem Tegernsee usw. Ein Werkchen von naturwüchsigem bunten Leben, mit glänzendem Humor und ohne jede Erfindung.
In Rohleinen gut gebunden nur Mark 1.80.
Durch alle Buchhandlungen oder durch
F. C. Mayer Verlag, München 2 C
Sparkassenstraße 11 / Fernsprecher 29 64 56/57

Kleintierzucht
hauptsächlich für den Siedler
wirklich lohnend
zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:
Vogel, Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers
Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—
empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege“.
F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold / Kart. Mk. 1.50 franko
Simplicissimus-Verlag / München 13

Alles spielt zu Hause
M 16.50
„Karambola“ Wetzlar 92
Tischbillard
Größe I: RM 16.50

Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68
Alte Jakobstraße 8

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Abenteuer in der Silvesternacht

Auch diesmal feierte der alte Doktor Engelhardt Silvester auf seine absonderliche und einsiedlerische, nun schon seit vierunddreißig Jahren geübte Weise. Er war der lärmenden Fröhlichkeit der üblichen Silvesterfeiern ebenso abhold wie der falschen und schwächlichen Rührseligkeit, in die das Gelächter dann oft umschlägt, wenn eine angetrunkene Gesellschaft die Fenster aufreißt oder auf die Straße hinaustritt, um von den Türmen die Neujahrsglocken läuten zu hören. Beides, Lärmen und Gerührtsein, erschien ihm sinnlos und eines Mannes unwürdig.

So hatte er also seine Wirtschafterin, nachdem sie ihm Gebäck und alles für eine gute Punschbowle Nötige bereitgestellt, zu ihren Verwandten beurlaubt und in seinem Arbeitszimmer sich niedergelassen. Hier tat er in behaglich stiller Zurückgezogenheit, wozu jeder Silvesterabend ihm willkommenen Anlaß bot: aus umfangreichen grünen Mappen nahm er die Ereignisse des zu Ende gehenden Jahres und ließ sie noch einmal Revue passieren. Was immer Wichtiges geschehen war in den zweiundfünfzig Wochen, lag da in Wort und Bild aus Zeitung und Zeitschrift ausgeschnitten und sorgfältig gesammelt vor seinem Blick; rückschauend erlebte er noch einmal, was ihn und die Welt in den verflossenen zwölf Monaten bewegt hatte. Es war, wie er es bei sich nannte, eine Art Inventur, eine Bestandsaufnahme und ein Rechenschaftsbericht.

Plötzlich, es hatte eben halb zwölf geschlagen, ertönte die Flurklingel. Er wollte zunächst nicht öffnen; als es aber immer heftiger und dringender ein zweites und drittes Mal läutete, ging er, unwillig über die Störung, zur Tür. Draußen stand ein Mann mittleren Alters, der höflich, aber mit seltsam eindringlichem Ton ihn zu sprechen wünschte. Doktor Engelhardt ließ den Fremden in das Arbeitszimmer eintreten und forderte ihn auf, Platz zu nehmen; dann fragte er ihn nach seinem Begehr.

Der späte Besucher zögerte ein paar Augenblicke und spielte mit den Fingern am Schloß der Aktentasche, die ihm auf den Knien lag; endlich sagte er, ohne auf die Frage zu antworten: „Sie machen, wie es scheint, Inventur, Herr Doktor?"

Doktor Engelhardt hob überrascht den Kopf.

„Eine Spielerei, eine Marotte von mir!" antwortete er dann entgegenkommender, als es seine Absicht diesem zudringlichen Fremden gegenüber war. „Aber was wünschen Sie hier nachts drei Viertel zwölf?"

„Ich möchte Ihnen die Zukunft zeigen, oder wenigstens die Ereignisse des kommenden Jahres. Das wird Sie doch sicher interessieren?"

Und schon brachte er, ohne Zustimmung oder Ablehnung abzuwarten, aus seiner Aktentasche Mappen hervor, denen ganz ähnlich, die auf dem Arbeitstisch lagen, und breitete ihren Inhalt von Zeitungsausschnitten und Bildern vor dem Doktor Engelhardt aus. Ein Irrer, ein Taschenspieler, ein harmloser Betrunkener? Aber in seinem Wesen lag etwas, das Widerspruch nicht aufkommen ließ, und zugleich nahm ein seltsamer Zauber gefangen. Und so rückte der Doktor Engelhardt näher, und der fremde Gast begann: „Sehen Sie, Herr Doktor, hier hätten wir Mitte Januar zunächst das Ereignis, von dem die ganze Welt sprechen wird . . ."

Blatt um Blatt wurde umgewendet, Bild auf Bild zog vorüber; das kommende Jahr lag, schon Dokument und Geschichte geworden, offen hingebreitet mit allen seinen Geschehnissen, seinen Ängsten und Freuden. Während die monotone Stimme des Fremden vorlas, schlug das Herz seines Zuhörers oftmals schneller, und oft drohte es stillzustehen, wenn Wolken allzu dunkel drohend sich auftürmten. Noch nicht gelebtes Leben drängte schattenhaft und erregend heran; Tatsachen, auf die er nicht gefaßt gewesen, standen plötzlich klar und selbstverständlich in Schlagzeilen und Momentaufnahmen vor ihm. Doch diese vorweggenommene Zukunft hatte trotz der Reportage- und Photowirklichkeit, mit der sie auftrumpfte, etwas Unwirkliches an sich wie Gestalten und Ereignisse eines Traumes. Sie war nicht allmählich aus der Gegenwart gewachsen, nicht durch tausend Fäden erkennbar mit dem Ich verknüpft, sondern stellte fremd und hart sich ihm entgegen, kalt auch dann, wenn sie Erfreuliches brachte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Doktor Engelhardt fröstelte.

Er fuhr zusammen. Eben begannen die Glocken zu dröhnen, und auf der Straße schrien die Leute.

Auf seinem Schreibtisch lagen die grünen Mappen mit den bekannten Worten und Bildern des nun vergangenen Jahres.

War hier nicht eben noch das Kommende gegenwärtig gewesen?

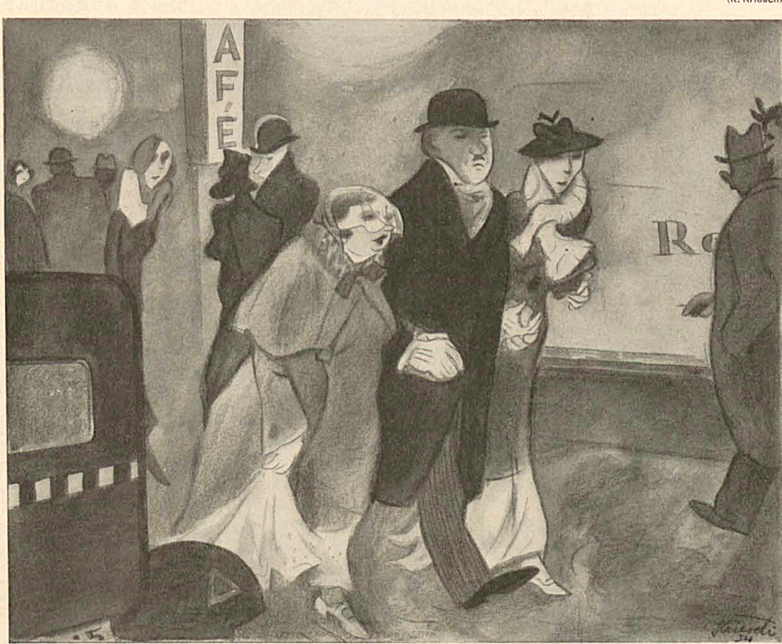
Er suchte sich zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Alles war verschwunden wie Rauch. Nur das Gesicht des Fremden tauchte aus dem Dunkel. Es war ernst; doch um den Mund stand ein Lächeln.

Er nahm es für ein Gleichnis des Jahres, das eben begonnen hatte.

Hans Seiffert

Grundsätze

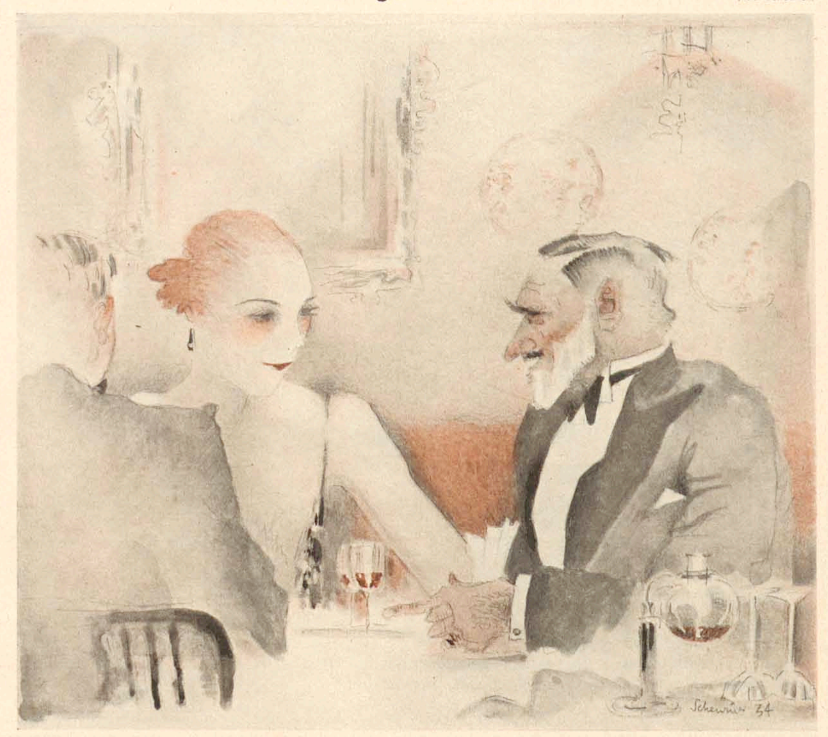
(R. Kriesch)



„Rasch, vorm Silvesterläuten woll'n wir noch einen heben!" — „Meinetwegen, Fritz! Aber das ist für dieses Jahr das letztemal, daß gebummelt wird!"

Unruhige Wünsche

(Paul Scheurich)



„Nicht wahr, gnädige Frau, wir wollen doch im neuen Jahr die alten, guten Freunde bleiben?“ — „Gewiß, aber allzu langweilig sollte es auch nicht werden!“

Mann im Mantel kauft ein Buch

Von Fritz A. Mende

Auf der Dorfstraße geht ein Mann. Rechts und links bellen Hunde; kettenrasselnd, geifernd, böse bellen sie. Zwei Zugochsen wenden träge die triefenden Mäuler. Mit wahrhaft filmischem Augenaufschlag stieren sie nach dem Mann, der da die Dorfstraße entlang geht. Aber nicht nur die Tiere werden aufmerksam. Die Mägde schauen, die Weiber heben die Köpfe, die Greise nehmen die Pfeifen aus dem Mund, die Kinder stecken die Finger in den Mund . . .

So ist das, wenn ein Mann auf der Dorfstraße entlang geht, ein fremder Mann. Die Hunde schnuppern den sonderbaren Geruch, die Ochsen glotzen, die Gedankenmühlen der Menschen zermahlen langsam das Körnchen Betrachtung, das der fremde Mann hineingeworfen hat. Achtung vor dem Lebendigen, Scheu vor dem Atmenden, neugieriger Hauch des „Wer-bist-du“ treffen den einsamen Wanderer.

So ist das, wenn . . . nein! So wäre das, wenn der Mann auf einer Dorfstraße entlang ginge. Aber er tut es nicht, der Trottel. Auf einer Großstadtstraße muß er, der Stadtgeborene, entlang pilgern. Einen Mantel hat er an, darunter wahrscheinlich Hose, Weste, Jacke. Auf dem Kopf trägt er einen Hut. Daß wir unseren Mann nicht aus den Augen verlieren! Die Großstadtstraße ist belebt. Hundert Mäntel, hundert Hüte . . . Dazwischen — eine Ameise unter Ameisen — der Mann, den wir meinen. Rechts und links bellen die Motorräder, die Kettenhunde der Städte, fauchend, knirschend bellen sie vorbei. Autos schießen böse Blitze aus ihren gläsernen Augen auf ihn. Die Menschen haben es eilig und rempeln ihn unsanft an. Was ist schon ein einzelner Mann in einer Großstadtstraße . . . Ein noch nicht stattgefundener Verkehrsunfall, mehr nicht. Einer, den die Reklame anbrüllt. „Kaufen Sie einen Mantel!“ Nein, den hat er schon. Oder vielleicht eine Badewanne? Eine Schlafzimmereinrichtung? Eine Schreibtischlampe? Eine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin? Nein? „Schade, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder!“ Schaufenster lächeln einladend — wie frivole Damen. Im Hintergrund schnarren die Ladenkassen.

Ja, was ist das nur für ein Mann, der keine Badewanne kaufen will und keine Schachtel Schokolade für die Frau Gemahlin, den die Motorräder umbellen und die Schaufenster anlächeln . . . Trägt er das Gesicht der Erfolgreichen? Ist er Beamter in gehobener Stellung? Börsenfürst? Generaldirektor? Autobesitzer? Ist er ein Filmstar? Ein Fußballspieler? Nein, leider nein. Er ist nur ein — wie bitte? — ach, du meine Güte. Was ist er? Ein Schriftsteller. Die

Lo se snaken

(Dortmunder Platt)

Se könnt nich viäl, se wiet nich viäl,
se könnt duok eins, se wiet duok eins:
te snaken.

Dat äß nu sau, dat kenn ik all,
dat geiht dat ganze Johr hendal
met snaken.

Schrivst du en Lied, neihst du ne Bür,
et hedd duok ümmer: dat äß nix,
bin snaken.

Schüvst Kuoldamp du, iättst du di satt,
dat äß se glik, se wiet duok wat
te snaken

un dörtodreihn und uttospann,
op man di wat verbiestern kann
dör snaken.

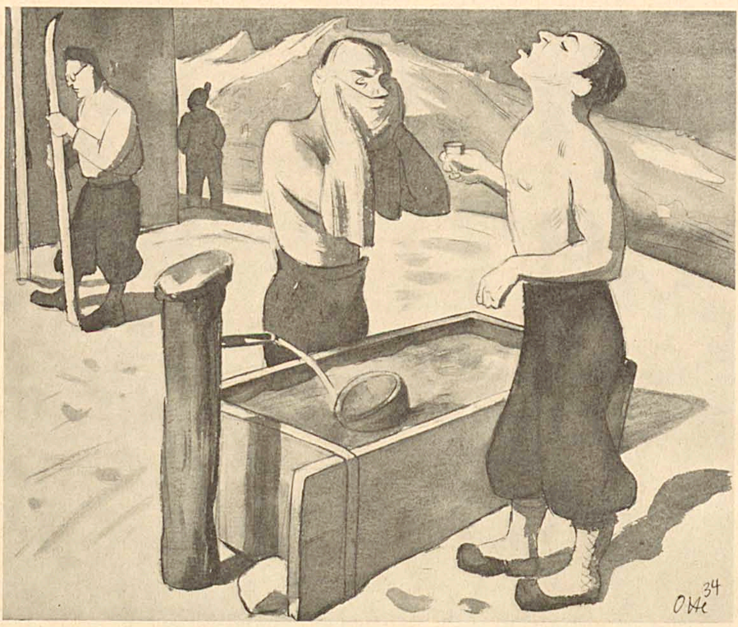
Da kast du maken, wat du wost,
de Ruern de finnt duok stets en Post.
Lo se snaken!

Lo se snaken, si nich ful,
de Lü de stoppst du boll dat Mul
met maken.

Erich Grisar

Zurechtweisung

(O. Herrmann)



„Entsetzlich, diese Kälte, einfach nicht auszuhalten! Das ist ja, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll, das ist . . .“ — „Sport, mein Lieber!“

Schaufenster lächeln nicht mehr. Die frivolen Damen sind beleidigt. Die Motorräder knattern ein meckerndes Lachen. Ein Schriftsteller . . . Wo hat der Kerl den Mantel her . . . Im Kaffeehaus gefunden, was? Eine verdächtige Nummer . . .

Vor einer Buchhandlung bleibt der Mann stehen. Bücher, Bücher. Das Schaufenster umarmt mit gläsernen Armen das gestapelte Wort — in Halbleder, in Ganzleder, in Leinen, in Pappe. Aber es ist ein Schaufenster. Es muß einladen, es muß lächeln. Deshalb steckt an jedem Buch ein Schildchen. Hundert Bücher, hundert Schildchen. „Statt sechs Mark nur einsfünfzig“ — „Statt siebzehn Mark nur vier Mark“ — Statt — statt — statt . . . So und ähnlich lautet das, was auf den Schildchen zu lesen steht. Gelegenheitskäufe: „Hier noch einmal der gute Roman!“ „Die großen Philosophen billig wie nie!“

Der Mann im Mantel schaut auf diese zusammengedrängte Orgie verramschter Gehirne. In seinem Gesicht verändert sich nichts, noch nichts. Aber auf einmal werden seine Augen größer. Er starrt auf ein Büchlein, links in der Ecke. Ganz neu ist es, sauber in Leinen gebunden. Was steht denn auf dem Büchlein, daß der Mann so große Augen macht? Wie heißt denn der Titel? „Erinnerung an Liselotte.“ Geschichte einer sehnsüchtigen Jugend von Rudi Weghalter . . . Das Büchlein im Leinenkleid trägt wie alle ein Schildchen. Darauf steht: „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige!“ Der Mann schließt eine Sekunde lang die Augen. Dann drückt er die Klinke der Ladentür herab und tritt ein.

„Was wünschen Sie, bitte?“

„Sie haben . . . ehem . . . draußen im Schaufenster ‚Erinnerung an Liselotte‘ von Rudi . . . ehem . . . Weghalter. Könnte ich das Buch haben?“

„Jawohl, selbstverständlich. Ich nehme es Ihnen sofort heraus.“

Pause.

„Fünfzig Pfennige kostet es. Früher vier Mark!“ sagt der Verkäufer.

Die Ladenkasse schnarrt.

„Vielen Dank, mein Herr. Beehren Sie uns bald wieder.“

Der Mann — das Buch zärtlich in der Hand — geht durch viele Großstadtstraßen. In irgendein Haus geht er hinein, zieht Schlüssel aus der Tasche und schließt eine Tür auf.

„Frau Pacherl“, ruft er. „Frau Pacherl, haben Sie bei mir Feuer gemacht?“

Frau Pacherl kommt aus der Küche. „Jawohl, Herr Weghalter. Schon vor einer Stunde.“

„Dankeschön.“

Herr Weghalter geht in sein Zimmer, legt das Buch zärtlich auf den Tisch und zieht den Mantel aus.

Dann greift er wieder nach dem Buch und öffnet das Ofentürchen. Glühende Luft stößt heraus.

Liebkosend fahren die Finger des Mannes über den Leineneinband. Liebkosend blättern sie durch die Seiten. Ein Schildchen fällt heraus. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige.“ Das Schildchen wandert nicht ins Feuer, aber Seite eins, Seite zwei, Seite für Seite . . . Sie verglühen in der sauberen Flamme des Ofens. Zuletzt kommt der Einband, der schöne Leineneinband.

Der Mann starrt in die kleiner werdende Glut. Ein paar verkohlte Papierreste knistern durch den Schornstein.

Während der Mann das Ofentürchen schließt, fühlt er, wie sein Gesicht glüht.

Er geht durchs Zimmer und bleibt vor einem Bild stehen. Lange steht er davor. Es ist eine Bleistiftzeichnung, ein Mädchenkopf, umgeben von einem schmalen, glatten Silberrahmen.

Zwischen Rahmen und Glas ist ein kleiner Spalt, gerade breit genug, um ein Pappschildchen hineinzuschieben.

Der Mann hat ein passendes Schildchen. „Statt vier Mark nur fünfzig Pfennige“ steht darauf. Er klemmt es vor den Mädchenkopf.

Dann lacht er ein bißchen. Weit fort ist er. Irgendwo auf einer Dorfstraße. Die Hunde bellen, und die Mägde schauen. Ein kleines Kind steckt den Finger in den Mund. Und die Motorräder sind plötzlich ausgestorben.

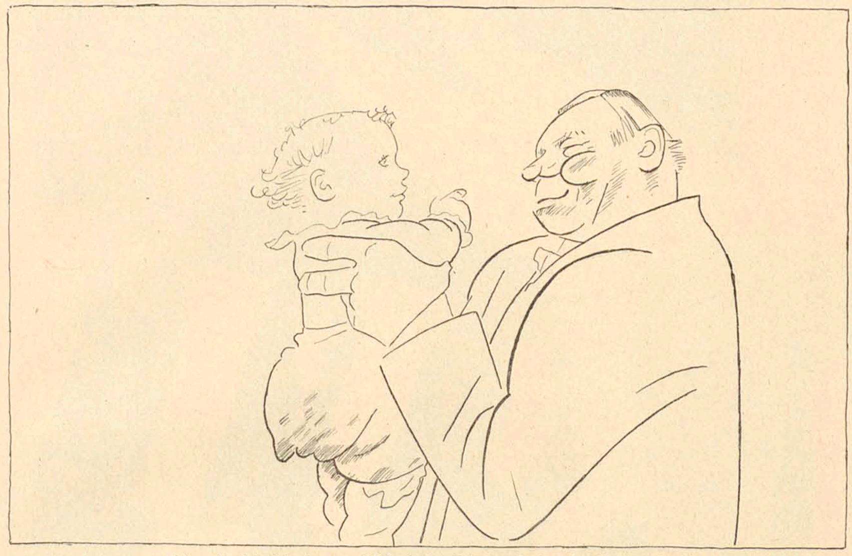
Lieber Simplicissimus!

Feldlager bei Verona 1859. Hochadelige Reiteroffiziere spielen Einundzwanzig. Es geht um sehr große Beträge. Unter den Zuschauern ist auch ein Geistlicher. Dieser wirft bei einem sehr hohen Einsatz plötzlich seine Mütze auf den Haufen der geballten Banknoten und ruft zum Zeichen, daß er an dem Spiel teilnehmen und die Bank sprengen will: „Hopp!“ Der junge Bankhalter, ein Graf Esterhazy, reicht ihm belustigt eine Karte. Der Geistliche verliert. Er setzt die Kappe wieder auf, salutiert und sagt: „Ich bin der griechisch-unierte Feldpater Muresan, hab' kein Geld, bitte, mich hinauszuschmeißen!“

Wie man's nimmt

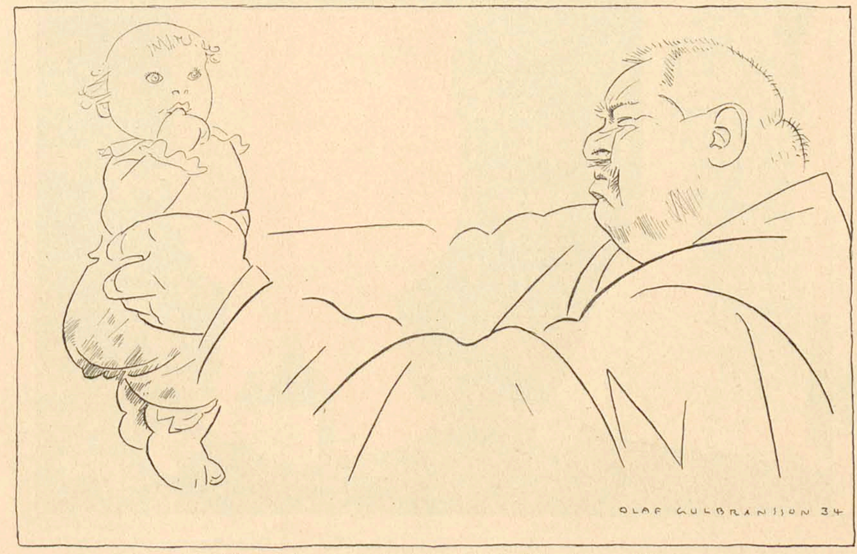
Der Optimist

(Olaf Gulbransson)



„Wat, die Windeln haste voll? Is ja herrlich, funktioniert ja alles tadellos!"

Der Pessimist



„Na, da haben wir die Bescherung! Ick hab' die Neese voll!"

Absage an die diplomatische Giftküche

(E. Schilling)



„Prost, trink mal, Mädchen!“ — „Danke — ich bin heuer bei den Frontkämpfern eingeladen!“

München, 6. Januar 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

Deutschland—Frankreich

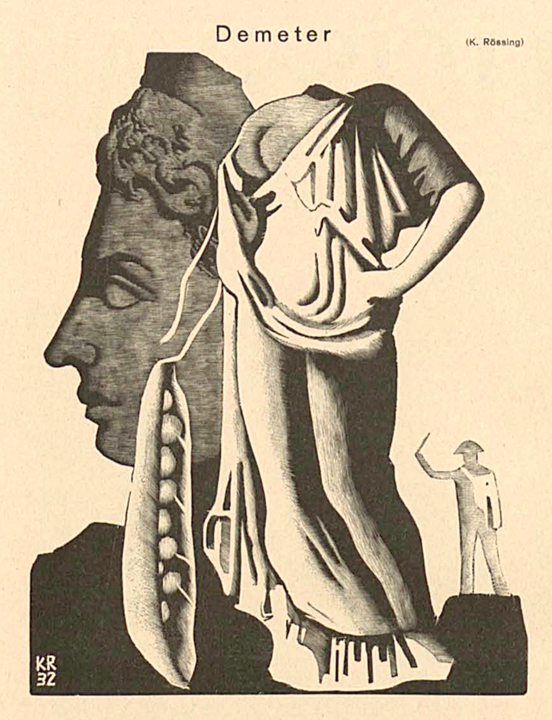
(Karl Arnold)



„Der Schnee wäre kein Hinderungsgrund, Madame, wenn wir uns wirklich zusammensetzen wollten."

Demeter

(K. Rössing)



Der Laden geht nicht

Von Rudolf Schneider-Schelde

„Ich weiß nicht, was das ist“, sagte der junge Mann, der seit vierzehn Tagen im Geschäft war, „unser Laden geht nicht.“

„Unser Laden?“ sagte der Chef. „Ich denke, das ist immer noch mein Laden.“

„Gott sei Dank!“ sagte der junge Mann, „ich finde also, daß Ihr Laden nicht geht.“

„Seien Sie nicht frech“, sagte der Chef.

„Ich hatte mir das anders vorgestellt“, sagte der junge Mann.

„Es wird an Ihnen liegen“, sagte der Chef.

Der junge Mann lächelte.

„Warum lächeln Sie?“ fragte der Chef gereizt.

„Ich lächle nicht“, sagte der junge Mann.

„Aber Sie haben gelächelt.“

„Das ist möglich“, sagte der junge Mann, „aber dann hätten Sie fragen müssen, warum ich gelächelt habe, nicht, warum ich lächle. Als Sie fragten, lächelte ich nicht mehr.“

„Lassen Sie mich in Ruh!“ sagte der Chef.

„Ich weiß, warum der Laden nicht geht“, sagte der junge Mann, „er geht nicht, weil Sie zu ungenau sind. So ungenau, wie Sie mich gefragt haben, so ungenau bedienen Sie die Kundschaft. Wenn eine Dame ein kornblumenblaues Band haben will, dann verkaufen Sie ihr ein himmelblaues. Klar, daß Sie dann nicht wieder kommt.“

„Was bilden Sie sich eigentlich ein?“ sagte der Chef mit hochgezogener Stirn, „ich wundere mich nur über meine Geduld, mit der ich Ihnen zuhöre. Ich werde Ihnen sagen, warum der Laden nicht besser geht. Er geht nicht besser, weil Sie zu genau sind. Wenn eine Dame ein himmelblaues Band wünscht, dann schicken Sie sie wieder fort, weil Sie der Ansicht sind, daß wir keines haben, das diesem Farbton entspricht.“

Der junge Mann lächelte und sah sich ironisch um. Der Streit fand in einem kleinen Käfig hinten im Laden statt, der als Büro bezeichnet wurde. Als der junge Mann sich umsah, bemerkte er eine Dame vorn im Laden, die offenbar schon seit einiger Zeit wartete und sich ungeduldig die Zeit vertrieb. Auch der Chef sah sich um und sah die Dame.

Er sprang auf und sagte zu dem jungen Mann: „Da haben wir's. Während Sie hier quatschen, wartet draußen die Kundschaft.“

Der junge Mann wollte eilig aus dem Verschlag hinausstürzen.

„Bleiben Sie!“ sagte der Chef, „ich bediene die Dame selbst. Sie können zusehen und was dabei lernen.“

Er stürzte nach vorn, und der junge Mann sah ihm vom Verschlag aus zu. Es wurde mehreres geredet. Die Dame wickelte etwas aus. Dann fing der junge Mann zu lächeln an. Nach einer Weile kam der Chef mißmutig nach hinten, warf ein Stück blaues Band auf den Tisch und sagte: „Umtausch.“

„Warum?“ fragte der junge Mann.

„Die Farbe paßt nicht“, sagte der Chef.

„Sehen Sie“, sagte der junge Mann, „ich wette, daß Sie das Band verkauft haben.“

„Fiel mir nicht im Schlaf ein“, sagte der Chef.

„Warum paßt die Farbe nicht?“ fragte der junge Mann.

„Warum? — Es sei himmelblau, und sie habe kornblumenblaues verlangt.“

„Sehen Sie?“ sagte der junge Mann wieder. Er nahm das Band zur Hand und stellte fest: „Es ist ja auch keineswegs kornblumenblau, obwohl es nicht ein ausgesprochenes Himmelblau ist.“ Er legte das Band wieder hin und sagte nochmals: „Sehen Sie: darum geht der Laden nicht.“

„Wollen Sie nicht lieber die Sache in Ordnung bringen, anstatt mich hier anzuöden?“ sagte der Chef und ließ sich in seinem Kontorstuhl nieder.

„Ich dachte, Sie machen es selbst“, sagte der junge Mann, aber er ging schon, und nun sah ihm der Chef vom Käfig aus zu. Es wurde wieder mehreres geredet. Der junge Mann holte große Schubladen mit Bändern herbei und verglich die Farben. Er zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und nahm der Dame jedes Band wieder fort, zu dem sie sich entschließen wollte. Zuletzt ging er an die Ladenkasse, gab ihr Geld zurück, und sie schritt mit schnippischer Miene an ihm vorbei und hinaus.

„Nun?“ sagte der Chef mit verhaltener Wut, als der junge Mann wieder zu ihm in den Käfig kam.

„Wir hatten die passende Farbe nicht“, sagte der junge Mann, „wir haben zwar allerhand Töne Blau, aber —“

Der Chef unterbrach ihn. „Sie brauchen nichts zu erzählen“, sagte er, „ich habe alles beobachtet. Sie sind der unfähigste Verkäufer, der mir je vorgekommen ist. Sie haben der Dame ja förmlich vom Kauf abgeraten. Sehen Sie“, sagte nun er, „darum geht der Laden nicht besser. Wir haben siebzehn Nuancen Blau, ich weiß genau, daß der passende Ton darunter ist.“

„Warum haben Sie dann der Dame nicht von vornherein den richtigen verkauft?“ sagte der junge Mann. „Es wäre einfacher gewesen, und Sie hätten die Kundschaft nicht verloren.“

„Sie haben die Kundschaft verloren“, schrie der Chef.

„Nein, Sie haben die Kundschaft verloren“, sagte der junge Mann.

„Schweigen Sie!“ brüllte der Chef. „Ich würde Sie fristlos entlassen, wenn Sie mir nicht leid täten. — Und was soll ich mit dem abgeschnittenen Fetzen anfangen?“ fragte er dann und schwang das Stück Band hin und her, das die Dame zum Umtausch mitgebracht hatte.

„Hängen Sie sich damit auf“, sagte der junge Mann und drehte sich verärgert um. Er sah in den Laden hinaus und bemerkte, daß vorn ein Herr stand, der offenbar schon seit einiger Zeit wartete und ungeduldig mit den Knöcheln auf dem Ladentisch trommelte. Auch der Chef bemerkte es im selben Augenblick.

„Ein Kunde“, sagte er unwillig, „und Sie stehen hier herum, anstatt zu bedienen.“

(Schluß auf Seite 484)

Auch ein König aus Morgenland

Von Ratatöskr

Könige
gibt's nur noch wönige,
z. B. den von Siam.
Aber der kommt nicht zu Mariam
und zu dem neugeborenen Christ.

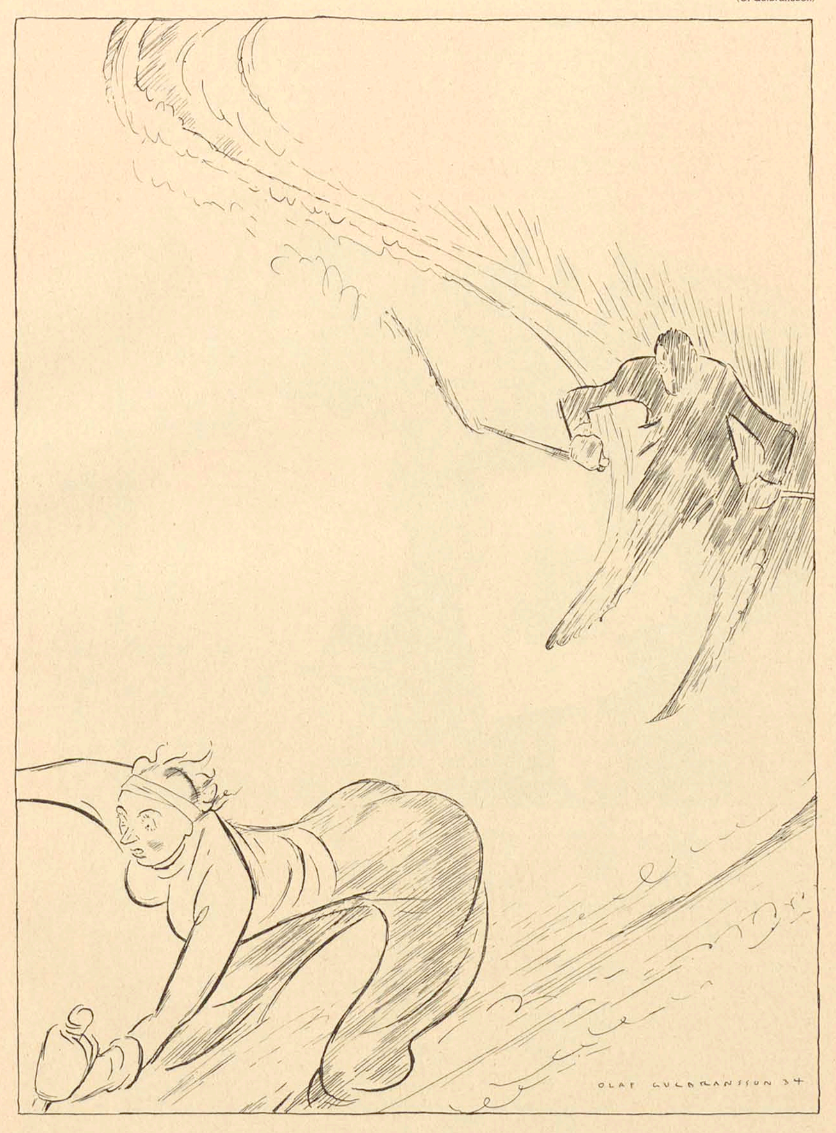
Denn erstens ist er ein Buddhist,
ein gelber,
und zweitens braucht er sein Gold für sich selber
und zwar in England, wohin er entfloh'n
vor dem etwas wacklig gewordenen Thron.

Jüngst kamen nun etliche Untertanen,
um ihn an seine Pflicht zu gemahnen.
Hatten sie Glück
mit ihrem Lockruf: „Kehre zurück!“?
Sie gingen ihm sänftlich um den Bart
und haben den Weihrauch gewiß nicht gespart . . .
Aber —
der Has bleibt doch lieber im sicheren Haber.
Und da tut er recht:
Ein König im Morgenland? Lieber ein Knecht!
Und noch lieber ein Privatissimus
mit stattlicher Rente und weit vom Schuß!

Ich jedenfalls sagte, wenn man mich früge:
„Pagoden in Bangkok gibt's schon zur Genüge!“

Skiheil

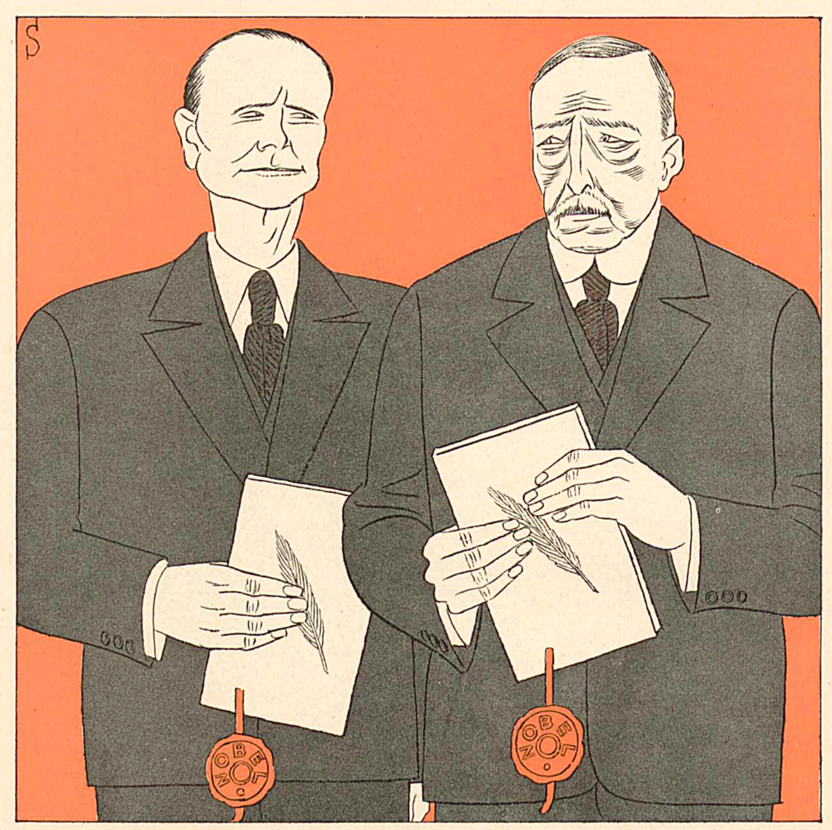
(O. Gulbransson)



„Fabelhafter Achtersteven! Na, da leg man bei, Jochen!“

Henderson und Angell Nobelpreisträger

(E. Schilling)



„Die Friedenspreise hätten wir jetzt — fehlt nur noch der Friede."

Der Laden geht nicht

(Schluß von Seite 482)

„Bitte!" sagte der junge Mann mit einer deutlichen Handbewegung.
„Ich denke nicht dran", sagte der Chef. „Gehen Sie augenblicklich nach vorn und bedienen Sie!"
„Ich denke nicht dran", sagte auch der junge Mann. „Glauben Sie, ich will mir nachher wieder Grobheiten machen lassen?"
„Ich werde doch noch von Ihnen verlangen können, daß Sie einen Kunden bedienen?!" sagte der Chef empört.
„Darum handelt es sich nicht", sagte der junge Mann. „Als ich vorhin bedienen wollte, haben Sie gesagt, Sie machen es selbst, und ich soll zusehen. Bitte, ich werde wieder zusehen." Er war dem Weinen nahe.
„Na, hören Sie", sagte der Chef einlenkend, „schließlich sind Sie doch dafür da."
„Ich weiß", sagte der junge Mann, „und niemand wird mir vorwerfen können, daß ich nachlässig in meiner Pflichterfüllung bin."
„Das wirft Ihnen doch auch niemand vor", sagte der Chef. „Mein Gott, ich bin ein Hitzkopf. Sie müssen mich nehmen, wie ich bin. Wir vertragen uns doch sonst ganz gut. — Kommen Sie", sagte er und boxte den jungen Mann vertraulich in die Seite, „gehen wir meinetwegen lieber zusammen raus, wir werden uns doch nicht mehr streiten."
Der junge Mann lächelte versöhnt, und sie gingen beide aus dem Käfig heraus, im selben Augenblick, in dem der Kunde, dem es zu lang gedauert hatte, den Laden mit einem geräuschvollen „Unerhört!" wieder verließ.
„Da haben Sie's!" sagte der Chef aufs neue verdrießlich.
Der junge Mann sagte zunächst nichts. Nach einer Weile jedoch, als der Laden leer blieb, sagte er: „Ich weiß nicht, was das ist. Der Laden geht nicht."

Lieber Simplicissimus!

Müller und Schulze gehen von der Arbeit heim.
Müller trifft einen Bekannten, mit dem er einige Worte wechselt.
Beim Weggehn sagt der Bekannte zu Müller: „Grieß mer auch dei Frau un dei Kinder!"
„Ja", lächelt Müller und geht weiter.
Schulze erstaunt sich: „Aber du hascht doch gar kei Frau un kei Kinder."
„Nei", sagt Müller gottergeben, „aber ich will doch kein Streit habe."

*

Ulrich, ein Schwabenbüblein, sieht zum erstenmal einen Mönch. Sehr aufmerksam betrachtet er den Mann in der braunen Kutte, dessen Haupt ein braunes Käppchen ziert, und sagt dann in verächtlichem Tone: „Des ischt kei' scheene Frau!"

Jugendlegende / *Von Anton Schnack*

Ich habe meine Jugend in Hammelburg an der Fränkischen Saale zugebracht.
(1866 war dort zwischen Bayern und Preußen eine von uns Knaben nachgeahmte Rückzugsschlacht.)

Es zählt an die 3000 Einwohner, Krämer, Beamte und Bauern
Und war eine alte Stadt mit Wachttürmen, Bastionen und Mauern.

Ich denke der vielen Geheimnisse, die mich damals betrafen:
Ich wurde vor allem pubertätisch und konnte des Nachts nicht schlafen.

Betäubend quoll in den Frankensommern aus den Wäldern der Dunst von Harz.
Wie war ich glücklich, sah ich in der Maiandacht die Jungfrau Barbara Schwarz!

Im Urteil der Leute und Lehrer war ich entsetzlich dumm;
Denn ich fiel zweimal durch auf dem kleinen Bauernbubengymnasium.

Da hab' ich gewacht: denn am Morgen drohten Mathematik und Latein.
Da hab' ich geweint: denn im September kamen vom Flusse herrliche Wasserdünste herein.

Da hatte ich Herzklopfen, wenn es die Treppe zum Klassenzimmer hinaufging
Oder wenn mich auf einer Waldbank Maria mit Kuß und Röte schüchtern umfing.

Dort war ich Indianer, dem Karl May rumorte wie Gift und Schicksal im Blut,
Alle Wälder gehörten mir, alle Nüsse und Äpfel und in den Büschen die Vogelbrut.

Und es säte die Nacht Sterne und Mond, und es regnete grau, und es schwoll
Der Fluß im Frühling an, daß sein Rauschen herauf bis in meine Jugendschmerzen erscholl.

Da saß ich unter dem Dach und schrieb statt Griechisch mit roter Schrift
Gedichte von meiner Qual, von Träumen, Weibern, Dolchen und Gift.

An einem gärenden Märzabend wollte ich der Demut der Kleinstadt entfliehn,
Um mit Rucksack und sieben Mark in ruchlose Abenteuer zu ziehn.

Da sah ich den Vater mit bekümmertem Gesicht, versteinert, am Fenster stehn.
Es schossen mir Tränen ins Auge, ich stockte und konnte nicht weitergehn.

Vom Grafen Zeppelin

Es war um die Jahrhundertwende, vor dem Aufstieg seines ersten Luftschiffes. Der Graf, der schon damals im „Deutschen Haus" zu Friedrichshafen wohnte, fuhr von dort des öfteren nach seinem in der Nähe von Konstanz, jedoch auf schweizerischem Boden, bei Emmishofen, gelegenen Gute Giersberg. Dahin wählte er meist den näheren Weg über Romanshorn, wo er mit seinem kleinen Köfferchen auch den Zollbeamten wohlbekannt war. Da er nie etwas Zollpflichtiges bei sich hatte, unterblieb bei ihm meist eine Gepäckrevision. Nun war aber dort eines Tages ein neuer Zollbeamter aufgezogen, der den Grafen nicht kannte. Letzterer, auf sein Bekanntsein pochend, wollte schnell durch die Revisionshalle flitzen, um den wartenden Schaffhauser Zug zu erreichen. Doch der neue Zöllner hielt ihn scharf zurück, was der Graf mit der kurzen Bemerkung: „Sie kennen mich wohl? Graf Zeppelin!" quittierte. Aber der pflichteifrige Zollbeamte ließ sich nicht von seiner Vorschrift ablenken, sondern erwiderte dem Grafen in schönstem Schweizerdeutsch und mit großem Nachdruck: „Zöbbele hin, Zöbbele her, das ischt präzis gliich! Sö mänd eunfach 's Köfferli ufmache!" C. B.

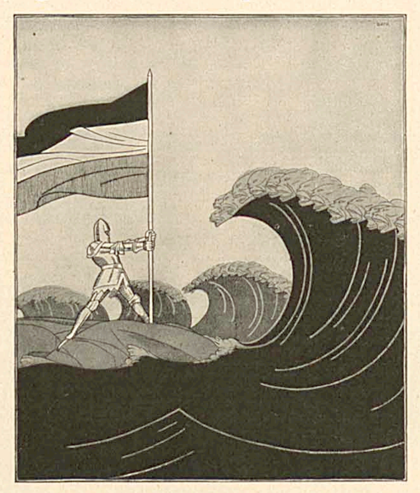
In der Verlegenheit

(Paul Scheurich)



„Sie sehen täglich jünger aus, Doktor!" — „Ach nein? Und dabei sind wir zusammen alt geworden!"

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Die Versuchung / Von Ernst Handschuch

Der alte Dorfschmied Kwußler galt wohl als ein rauher, polternder Geselle, und wenn er einen über den Durst getrunken hatte, konnte man es auch schon glauben. Aber im Grunde seines Wesens war er doch ein besinnlicher Mensch. So saß ich eines Abends einmal mit dem jungen Ortspfarrer in unserer Stammkneipe und sprach mit ihm über den Begriff der Sünde. Weil unsere Meinungen voneinander abwichen, unterhielten wir uns vielleicht lauter als sonst, jedenfalls derart, daß uns Kwußler, der einige Tische von uns entfernt allein vor einem Glas Wein saß, gut verstehen mußte. Denn als wir in unserer Unterhaltung gelegentlich ein wenig verschnauften, um später unsere Ansichten um so eindringlicher vertreten zu können, kam der alte Schmied plötzlich an unseren Tisch herangetreten und fragte, ob er zu der Sache, die wir verhandelten, nicht auch etwas erzählen dürfe. Es wäre eine ganz kleine Geschichte, aber soweit er jetzt schon aus unserem Gespräch entnommen habe, könnte sie womöglich zur Klärung der strittigen Frage beitragen.

Der Pfarrer lächelte gütig und bat den Schmied sich zu setzen. Ich selbst verhehlte mein Erstaunen nicht und wartete gespannt auf das, was der große, starke Mann uns erzählen wollte. Der aber hatte es gar nicht eilig. Er holte gemächlich sein Glas herüber, bestellte sich beim Wirt eine Zigarre, schnitt sie umständlich ab, zündete sie noch umständlicher an und begann erst zu berichten, nachdem er zwei oder drei tiefe Züge getan hatte.

„Ich mag damals zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein, als ich aus Italien, wo ich etliche Monate getippelt war, nach Kärnten kam. Den ganzen Tag über war ich schon gelaufen, bergauf, bergab, talein, talaus, ohne daß ich in ein Dorf oder Gehöft gekommen wäre. Mein Hunger war gewaltig, mein Berliner aber schon seit Tagen leer. Sie können sich daher denken, wie ich mich gefreut habe, als ich spät nachmittags auf einer Anhöhe ein großes Bauerngut liegen sah, an dem überdies meine Straße in langen Windungen vorbeiführte. Nach gut einer Stunde stand ich im Hofe des stattlichen Anwesens. Ich klatschte in die Hände und rief laut nach Bauer und Bäuerin; doch alles blieb ruhig. So wartete ich eine Zeitlang. Schließlich ging ich, weil sich immer noch niemand zeigte, von Tür zu Tür. Im Stall war niemand, die Futterstube war leer, in der Scheune blieb es still und im Backhaus auch. In der Küche des Wohnhauses endlich fand ich eine alte Frau. Obgleich der Raum ziemlich hell war und sie mir das Gesicht zukehrte, schien sie mich nicht zu sehen; denn sie fuhr in ihrer Beschäftigung vor dem Tisch ruhig fort. — „Grüß Gott, Bäuerin", sagte ich und ging einen Schritt auf sie zu. „Oh, mei", erschrak sie freudig, „dös is ja der Steffi. — Dös is aber schön, Steffi, daß du di amal wieder segn läßt. Kumm, setz di." Sie nimmt mich bei diesen Worten liebevoll an den Schultern und drückt mich auf einen Stuhl. Jetzt erst bemerke ich, daß die Alte so gut wie nichts sieht und mich mit einem ihrer Bekannten verwechselt. Gleich will ich ihr sagen, wer ich bin, und ihren Irrtum aufklären, aber schon hält sie meinen Kopf und streichelt mich mütterlich. — „Bist so lange ausgeblieben, Steffi, grad wo dei Vadder so krank is. Wie geht es ihm? — Wärst schun eher mal kummen, hätt' ich dir was mitgeben für ihn." Hatte ich bis dahin noch den festen Vorsatz, der Alten zu sagen, wer ich bin und was mein Begehr ist, so ließ ich ihn, als sie so sprach, mit einem Male fallen. — Sapristi!, denke ich, der Steffi wird sicherlich etwas viel Besseres ergattern als der fremde Landstreicher. „Jo, Bäuerin", verstelle ich mich daher, „es geht ihm wieder besser, dem Vadder. Aber es hot ihn alleweil noch hart." — „Was du nit sagst, Steffi, und du kummst heit erst auffer zu mir?" — „Bäuerin", lüge ich, „versteht's, wo der Vadder liegt. Die vüll Arbeit, da kunnt i nit abkummen. Gerad' heit hob i mir Zeit gnommen und bin auffer gsprungen." — „O Steffi, dös war aber recht", sagt die Alte und fährt mir besorgt übers Gesicht, daß ich am liebsten aufspringen und fortrennen hätte mögen. Aber ich war halt schon mitten drin im Kampf, und das Herz war dem Magen gar schnell unterlegen. Schließlich, so sagte ich mir, bin ich ja für die Alte der Steffi. Sie ist glücklich und froh darüber, und wer weiß, ob sie es jemals erfährt, daß sie getäuscht worden ist? — „Bäuerin", sage ich, „i hob nit lang Zeit, i muß wieder abi." — „I weiß, Steffi, daß dir's pressant is, wo der Vadder krank is. Aber du sollst doch was für

Nach den Festen

Nun ist auch Neujahr überstanden,
und du bist völlig ruiniert;
die letzte Mark kam dir abhanden,
als dir der Post-Mensch gratuliert.

Erst Weihnachten und dann Silvester
und dann auch noch der Ultimo —:
das war ein bißchen viel, mein Bester,
und pleite bist du sowieso.

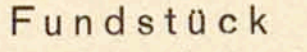
Mit fiebrig tätigem Gehirne
starrst du trübselig in die Welt
und kratzt dir deine Denkerstirne:
„Wie schaff' ich Geld — wie schaff' ich Geld —?!"

Das ist, weiß Gott, ein komplizierter
und fast schon hoffnungsloser Fall!
Nie warst du restlos-ruinierter
— und nun beginnt der Karneval — — —!

Benedikt

ihn mitnehmen." — Sie tastet sich alsbald an den großen Wandschrank, und jetzt erst geht es mir völlig auf, wie schlecht sie sehen muß. — Mühsam holt sie einen Laib Brot heraus und schneidet ihn in zwei Teile. „Da nimm, Steffi", sagt sie und schiebt mir die eine Hälfte hin. Dann schlürft sie in die Rauchkammer und kommt mit einem schweren Stück Speck zurück, das sie vor mich hinlegt. Und abermals geht sie zum Schrank und bringt eine Handvoll Eier. — „So", sagt sie gütig, „das nimmst ihm mit, dem Vadder, und grüß ihn, und er soll bald wieder gesund aufkummen. Und du, lieber Steffi, laß di bald wieder segn, gelt?" — „I werd' alles ausrichten, Bäuerin", murmele ich, „und vüllen Dank." Ein Blick aus dem Fenster läßt mich ein Fuhrwerk sehen, das geradewegs von der Straße her zum Hof heraufkommt. Ein starker, stämmiger Bauer sitzt auf dem Bock. Jetzt heißt es für mich handeln. Schnell packe ich das Brot, den Speck und die Eier in meinen Berliner, bedanke mich nochmals bei der Alten und verabschiede mich von ihr unter dem Versprechen, mich recht bald wieder einmal sehen zu lassen.
Ich bin kaum zum Hof hinaus, als ich den Bauer in die letzte Wegkehre einbiegen sehe. Gehe ich jetzt so, wie es meine Absicht ist, dann habe ich ein baum- und strauchloses Tal vor mir, und es wird ihm ein leichtes sein, mich zu entdecken und zu verfolgen. Denn das, was sich soeben im Hause zugetragen hat, wird er gleich erfahren. Also hilft mir nur die Kühnheit, geradwegs auf ihn zu und an ihm vorbei zu laufen.
In der Kurve begegne ich ihm. Ich grüße freundlich, er aber dankt nicht. Mißtrauisch blickt er auf mich und dann aufs Haus, aus dem er mich wohl noch hat treten sehen. Gerade habe ich die erste Windung hinter mir, als ich mich auch schon in der nächsten Fichtenschonung verberge. Zuvor habe ich den Bauer noch absteigen und in das Haus eintreten sehen. Es dauert dann auch nicht lange, bis daß er mit einem mächtigen Knüttel bewaffnet an meinem Versteck vorbeirennt. Als er in der Kehre verschwindet, springe ich auf die Straße und laufe in der Richtung des Hofes davon. Ich komme an dem Haus vorbei und sehe die alte Bäuerin auf der Treppe stehen. Sie schüttelt in einem fort den Kopf. Schnell hüpfe ich in den mit Gras bewachsenen Straßengraben und schleiche mich vorüber. Die Pferde stehen noch angeschirrt vorm Fuhrwerk. Als ich nach einer halben Stunde die Talsohle erreicht habe, setze ich mich auf einen Meilenstein und greife gierig nach Brot und Speck.
Nun, an diesen Ort wird der Bauer nicht kommen, da er mich ja nach Italien hin hat absteigen sehen. — Die alte, halbblinde Bäuerin, die ich so schändlich betrog, ist vergessen; vergessen ist der Steffi und sein kranker Vater. Und selten noch hat es mir so gut geschmeckt wie damals.
Aber das müssen Sie wissen, meine Herren, noch gar oft in meinem Leben habe ich an das Erlebnis mit der alten Bäuerin gedacht. Doch, wie ich es auch schon überlegte, ein Gewissen habe ich mir, so leid mir meine Handlung heute noch ist, nie daraus machen können. Und sagen Sie selber, wo eigentlich fängt bei der Sache die Sünde an und wo hört sie auf?"
Der Pfarrer verzog schmerzlich das Antlitz. Er tat es noch mehr, als ich dem alten Schmied zunickte. — „Mögen Sie für heute recht gehabt haben mit der Behauptung, daß sich das, was Sünde ist, nie eindeutig festlegen läßt", meinte er zu mir und erhob sich. „Aber letzten Endes muß ein jeder, Kwußler, Ihre Geschichte beweist es, vor sich selber bestehen können. — Für Ihren Freimut aber trinken Sie noch ein Glas auf mich. Gute Nacht." — „So hat er mich nun doppelt los gesprochen. Das muß ich ihm doch danken", sagte der Schmied und ging an die Schänke, wo schon ein frisches Glas Wein auf ihn wartete.

Wie ein Sonnenstrahl Wärme, Licht und Freude gibt,
so wirkt Deine Spende für das Winterhilfswerk



Fundstück

Auf dem Geschäftsschild eines Münchner Blumenladens liest man:

Blumenhaus B.	
Bindereien	Tafeldekoration
Kränze	Brautbudgets

Es ist eine erfreuliche Neuerung, daß Blumengeschäfte nun auch fertige Wirtschaftspläne für Bräute liefern.

Nach der Bescherung

(A. Pichl)



„Könnten Sie mir, bitte, den Kitsch umtauschen? Ich hätte gern ein DKW-Motorrad oder ein Segelflugzeug dafür."

Kleine Erinnerungen an die Landwirtschaftliche Hochschule H.

Auch in H. waren nicht alle Studenten Kirchenlichter, und es kam zu meiner Zeit im Examen des öfteren zu den amüsantesten Antworten, die der staunenden Nachwelt nicht vorenthalten werden mögen.
So war ein Kandidat in schweigendes Nachsinnen verfallen, als er dem examinierenden Professor mitteilen sollte, was denn der Hauptbestandteil der Kartoffel sei. Einer der beisitzenden Herren wurde von Mitleid erfaßt und deutete, nur dem Studenten sichtbar, auf seinen gestärkten Kragen, um ihm darauf zu helfen. Endlich ging dem Kandidaten ein Licht auf, und er sagte voll Stolz: „Gummi, Herr Professor!"

*

Zur Vorbereitung aufs Examen versammelte Professor S., der Anatom, gerne seine Hörer um sich am Pult, um ihnen einzelne besonders interessante Präparate zu demonstrieren. Eines Tages beobachtete er, wie ein baumlanger Student die günstige Gelegenheit benutzte, um einer vor ihm stehenden bildhübschen Studentin angelegentlich in den durch das Vorneigen erfreulich gelüfteten Ausschnitt zu gucken, statt seine Aufmerksamkeit den Präparaten zuzuwenden. Professor S. sah es mit heimlichem Vergnügen, dozierte ruhig weiter und frug schließlich den Langen besorgt: „Haben Sie auch alles gesehen?" Als dieser nun errötend „Jawohl!" stammelte, erwiderte er mit vergnügtem Schmunzeln: „Ich auch!" und verließ den Hörsaal.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Für alle, die Ludwig Thoma verehren!
Hans Halmbacher
Ludwig Thoma und sein Jäger Bacherl
bearbeitet von Dr. W. Ziersch



Hans Halmbacher war der letzte Jäger Ludwig Thomas und wurde von ihm „Bacherl" genannt; ein einfacher Bergler aus dem Tegernseer Tal hat diese Erinnerungen geschrieben — ein Dichter von höchstem Rang wird in seinen Lebensäußerungen geschildert — in seinem natürlichen Umgang und in seiner hohen Auffassung als Jäger und Naturfreund.
Wie Thoma war, was er sprach und wie er sprach, das hat der Jäger mit scharfem Blick festgehalten. Wir lernen Thoma kennen: mit seinem Jäger allein auf der Pürsch in den Bergen, aber auch im Verkehr mit seinen Freunden und den Leuten aus dem Volke. Ungeschminkt und ohne seinem Herrn zu schmeicheln, führt Halmbacher Thoma vor — zu Hause, in seiner Bauernstube, in seiner Wirtschaft, am Stammtisch im Gasthof zur Ueberfahrt in Egern am Tegernsee, in der Kinderstube bei Halmbacher, in seinem Verkehr mit den Einheimischen, beim Eisschießen auf dem Tegernsee usw. Ein Werkchen von naturwüchsigem bunten Leben, mit glänzendem Humor und ohne jede Erfindung.
In Rohleinen gut gebunden nur Mark 1.80.
Durch alle Buchhandlungen oder durch
F. C. Mayer Verlag, München 2 C
Sparkassenstraße 11 / Fernsprecher 29 64 56/57

Karl Arnold Berliner Bilder
Kartoniert . . . . RM. 1.50
Simplicissimus-Verlag • München 13

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet **Gummi-Keller, Frankfurt a. M.** Speyerer Straße 17 a.

Kleintierzucht hauptsächlich für den Siedler **wirklich lohnend** zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:
Vogel, Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers
Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—
empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege".
F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Inseriert ständig im Simplicissimus

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. **Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68** Alte Jakobstraße 8

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Zeitungs-Ausschnitte liefert:
Adressen schreibt:
Wurfsendungen erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann

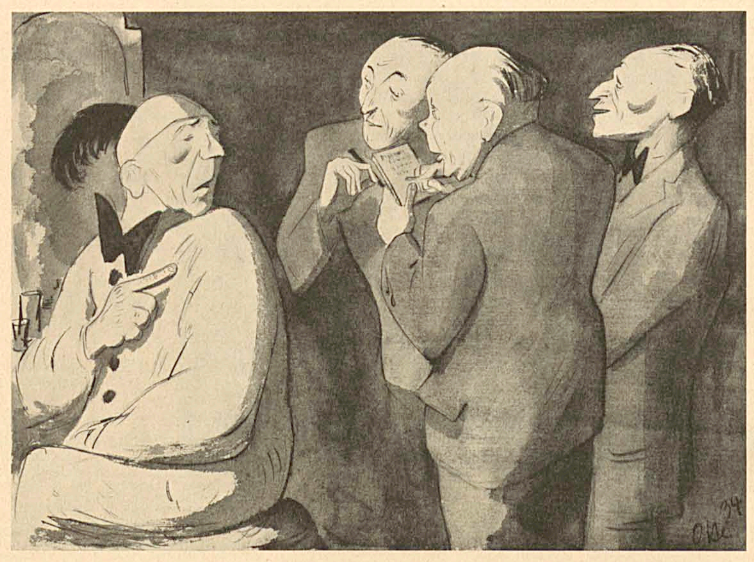


Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13 600 III. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Geheimnis des Erfolgs

(Otto Herrmann)



„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?“ — „Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein.“

Föhn

Es war kein Märchen und kein Traum. Es war.

Ein Wintertag im Moos. Im kalten Licht
Der Sonne lebte zitternd auf das Land.
Kein Schnee. Die öden Felder schwarz und bleich.
Ein Bauernwald von wilden Kiefern. Hier
Einsame Höfe, dort ein weißes Dorf.
Ich ging auf unbekanntem Weg allein
Und lauschte all dem Schweigen um mich her.
Da sah ich dich. Du schrittest auf mich zu,
Von ferner blauer Höhe auf mich zu,
Du schrittest über Felder, die dein Fuß
Wie schwebend nicht berührte — ganz vertraut:
Das dunkle Auge und das Lächeln, du,
So wie du damals lächeltest, als wir
Erkannten, daß es keinen Ausweg gibt.
Du schrittest auf mich zu, und deutlich sah
Ich helle Tränen dir im Auge stehn
Wie damals. Du, weißt du noch? Weißt du noch?
Du gingst und grüßtest mich, doch immer bliebst
Um eine süße Sehnsucht du mir fern.
Die Sonne sank. Der Hochwald lag vor mir.
Da bliebst du stehn, und mit dem letzten Licht
Entschwandest du. Ein Leuchten noch, vom Glück.

Es war kein Märchen und kein Traum. Es war.

Paul Hardenberg

Auf die Probe gestellt

Von Wilhelm Lichtenberg

Eine der allernettesten Geschichten — aber vielleicht verstehe ich nichts von netten Geschichten — hat mir Alex Rerum erzählt. Alex Rerum? Der Reisende von Michael Schmitter, Textilien en gros. Am besten wär's ja, Alex Rerum könnte diese Geschichte jedermann selbst erzählen; denn wie sollte ich Tonfall und Pointierungskunst eines Reisenden in Textilien treffen? Aber das geht natürlich nicht. Und so will ich mich mit schwachen Kräften bemühen, die Sache möglichst gut unter die Leute zu bringen. Stellen Sie sich also Alex Rerum vor, wie er mit einem breiten, behaglichen Lächeln beginnt, wie es um seine Mundwinkel von tausend Textilkobolden zuckt und wie er vor jeder Pointe die kleinen, schwimmenden Äuglein zukneift:

„Zwei Dinge — nicht wahr — gibt es, vor denen man sich hüten sollte: die Frauen und der Wein! Hehehe! Wie aber, wenn man beide gleichzeitig hat und in mehr als ausreichendem Maße. Wie?

Nun, mein Chef, Herr Michael Schmitter, hatte beide. Gott sei es geklagt! Und zwar hatte er eines Abends die Kateridee, seine Miß Underwood, Fräulein Käthe, zum Abendessen und einer Flasche Wein einzuladen.

Aus der einen Flasche wurden zwei, drei, vier. Ich war nicht dabei. Ich habe sie nicht gezählt. Aber Fräulein Käthe berichtete ausführlich und ohne Tippfehler. Merkwürdigerweise.

Na also, unser gemeinsamer Chef aß, trank, aß wieder und trank aber- und abermals. Sehr gut, was? Na, warten Sie nur! Die Sache kommt erst. Lachen Sie nicht zu früh.

Nämlich: Nach der vierten Flasche begann Herr Michael Schmitter dem kleinen Fräulein Käthe Geständnisse zu machen. Liebesgeständnisse? O Gott, nein! So etwas macht Herr Schmitter nicht einmal mehr nach der vierten Flasche Wein.

Aber andere Geständnisse. Er bekam nämlich das Weltschmerzliche. Und meinte, mit Tränen in den Augen, daß die Welt schlecht sei und daß er nur von reißenden Hyänen umgeben wäre. Fräulein Käthe bemühte sich, ihm klarzumachen, daß sie bestimmt keine Hyäne sei, sondern eher eine kleine, reizende Angorakatze, und der Chef gab ihr sogar darin recht. Und sie meine er auch gar nicht. Sondern alle, alle anderen. Und weil sie eben so ein kleines, unschuldsvolles Kätzchen sei, wolle er sie zu seiner Vertrauten machen.

Er wäre also dieser häßlichen Umwelt müde und wolle einmal fürchterliche Musterung unter den Seinen halten. (Schillers Räuber, dritter Akt.) Und zu diesem Zwecke wolle er die Menschen auf die Probe stellen. Jetzt, im Glück und im Reichtum, in der Fülle der Macht, die mit den Textilien en gros zusammenhängt, scherwenzle alles um ihn herum und tue so, als ob es ihm bedingungslos ergeben wäre. Wie aber, wenn er plötzlich verarmte? He? Wenn er keine Macht mehr hätte? Was dann?

Der Kellner brachte die fünfte bis achte Flasche, und Michael Schmitter rückte mit seinem Plan heraus. Vorher aber nahm er seiner Stenotypistin das große Ehrenwort ab, von dem Geheimnis, das er ihr jetzt anvertrauen wolle, zu keinem Menschen eine Sterbenssilbe zu sprechen. Käthe gab dieses Ehrenwort bereitwillig, weil sie die Sache nur der Lagerhalterin Erlholz zu erzählen vorhatte, was schließlich genügte, um sie in weitesten Kreisen bekanntzumachen.

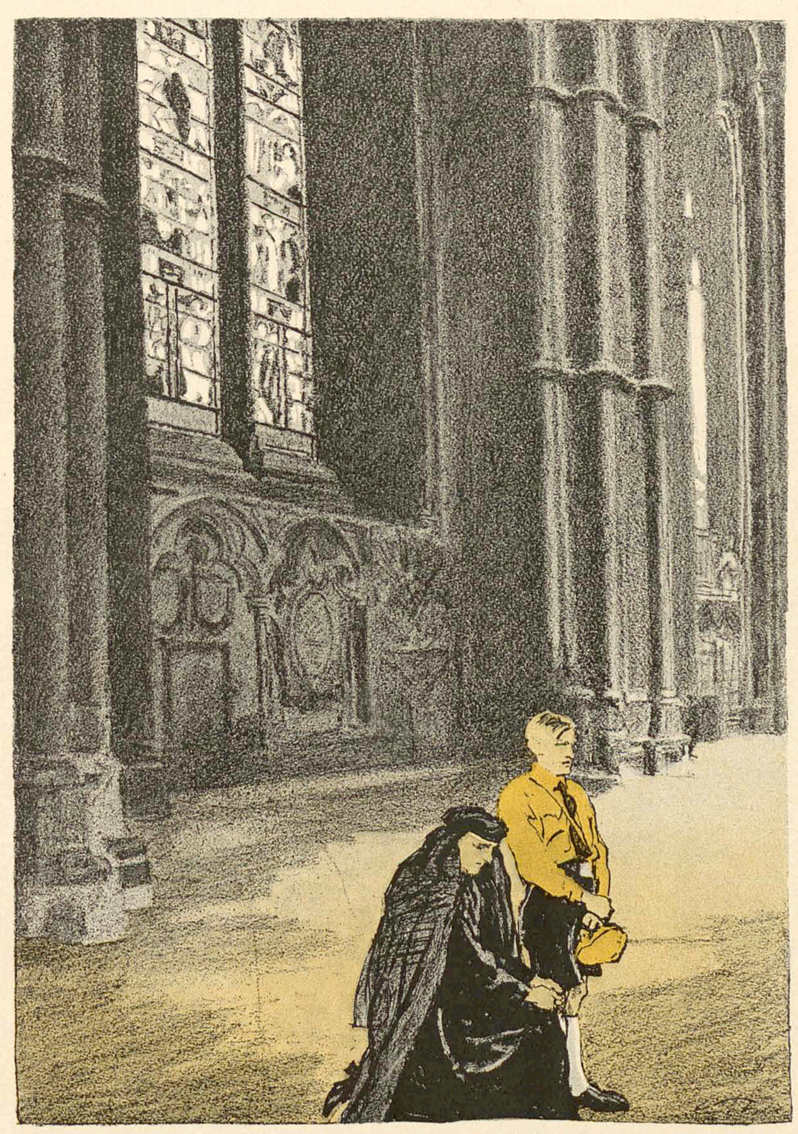
Schmitter verriet also seinen Plan. Ein genialer Plan — wie Sie mir später zugeben werden —, wenn auch nicht mehr ganz neu. Und jetzt geben Sie gut acht! Schmitter will sich für pleite erklären und in den Ausgleich gehen. Pro forma, selbstverständlich. In Wirklichkeit, sagte er Käthchen ins Ohr, sei noch niemals eine Firma, die mit dem Orient arbeitet, glänzender dagestanden als die seine.

Aber wie ist das, wenn ein Mann wie Schmitter schließlich selbst erklärt, von seiner stolzen Höhe herabgestürzt zu sein? Wie ist das, Menschenskind? Na, machen Sie kein so entsetztes Gesicht! So etwas ist durchaus möglich, daß sich ein Schmitter für insolvent erklärt. Warum sollte es nicht möglich sein?

(Schluß auf Seite 490)

Neue Enthüllungen aus USA.

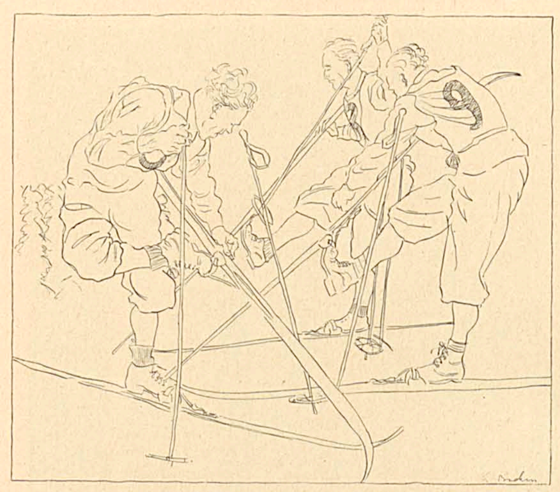
(E. Thöny)



„Fürs Vaterland zu sterben war ehrenvoll; aber für die Profitgier der amerikanischen Rüstungsindustrie — das ist furchtbar!"

Drei Fachmänner und ein Gedanke

(E. Böhm)



„I versteh net, wie jeder behaupten kann, daß er die beste Bindung hätt'! Die beste Bindung hab' nämlich ich!"

Auf die Probe gestellt

(Schluß von Seite 488)

Und was erreicht er damit? Na, Sie brauchen die Welträtsel nicht ergründet zu haben, um zu wissen, was er damit erreicht. Er kann seine Leutchen auf die Probe stellen. Nicht wahr? Er kann herausbekommen: wie stellen sich die Menschen, die bisher in seinem unwahrscheinlichsten Körperteil nisteten, zu einem verarmten Textilnapoleon? Wie benehmen sie sich gegen ihn? Wie helfen sie ihm? Wie ist ihre wahre Gesinnung? Und dann, wenn er sie alle, alle kennengelernt hat — Wilhelm Tell, Apfelschußszene —, zieht er seinen Bettlermantel wieder aus und steht plötzlich als der strahlende Prinz aus Textilland da, an allen seinen Feinden, die er jetzt kennengelernt hat, Rache nehmend.

Gut, wie? Aber es kommt noch besser. Fräulein Käthe hielt ihren Schwur. Sie erzählte die Geschichte keinem Menschen, nur eben der Lagerhalterin Erlholz. Und Frau Erlholz? Sie erzählte sie auch keinem Menschen. Nur allen, die sie hören wollten. So kam es, daß der arme Schmitter einen Plan durchführte, den alle kannten.

Es geschah alles programmäßig. Na, lachen Sie nicht! Die Sache ist gar nicht so lustig. Stellen Sie sich einmal vor, da geht einer hin und sagt öffentlich Pleite an, um seine Umgebung auf die Probe zu stellen. Und es ist gar keine Probe, weil alle mehr von dem Plan wissen, als Herr Schmitter selber. Tragisch, was?

So schlau wie mein Chef waren nämlich die anderen auch, versteht sich. Herr Schmitter hat schließlich die Weisheit nicht allein mit silbernen Löffeln gefressen. Die Angestellten verzichten also nicht nur auf ihr Gehalt, sie stellen dem Chef auch noch ihre bescheidenen Ersparnisse zur Verfügung. Bei hundertdreizehn Angestellten — Unglückszahl — ist da eine ganz nette Summe zusammengekommen.

Die Lieferanten stunden die nächsten Zahlungen und überschwemmen Michael Schmitter en gros mit einer Sintflut neuer Waren.

Seine Freundin, sonst ein Fräulein, das den Schatz des Hunnenkönigs Attila in einer einzigen Nacht durchbringen kann, zieht auf eine kleine Kammer und ißt heiße Würstel mit Kartoffelsalat zum Souper; dazu trägt sie ein Kleid, das sie ihrer Zofe vor drei Jahren geschenkt hat und das sie ihr jetzt für teures Geld abkaufte, nur um Herrn Schmitter zu zeigen, wie sie für ihn darben kann.

Und überhaupt! Die Leute drängeln sich nur so, um Herrn Schmitter beizuspringen und ihm seine schwierige Lage zu erleichtern. Die fremdesten Menschen stellen ihm hohe Beträge zur Verfügung. Kunden, die niemals bei ihm kauften, machen plötzlich große Bestellungen; sein Hauspersonal, einschließlich Chauffeur, bleibt im Haus, ohne Lohn, ohne Kost, ohne alles.

Und Herr Schmitter ist gerührt. Eines Tages vertraut er sich dem Käthchen von der Schreibmaschine an: ‚Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne', sagt er. ‚Ich habe ja nicht gewußt, von wieviel edlen Seelen ich umgeben bin. Allen habe ich so schrecklich unrecht getan. Aber jetzt kann ich den ganzen Schwindel ja fallen lassen, nachdem ich alle auf die Probe gestellt habe, und kann wieder der Michael Schmitter werden, der ich war.

Es hat keinen weiter überrascht, als Schmitter mit seinem Geständnis herausrückte. Alle taten natürlich, als seien sie von einem Wolkenkratzer herabgefallen, hahaha, aber niemand rieb sich dabei schmerzhafte Körperstellen. Und alles war wieder in schönster Ordnung. Wir Angestellten erhielten Gehaltsaufbesserung, die Lieferanten verdienten dick und fett an Michael Schmitter, en gros; sein Hauspersonal bestahl ihn noch kräftiger als zuvor, und seine Freundin konnte zwar nicht den Schatz des Attila durchbringen, weil er noch nicht gehoben ist, aber die Schätze Michael Schmitters langten zur Not.

Und jetzt — geben Sie acht —, jetzt könnte die Geschichte aus sein, wenn sie nicht noch einen kleinen Pferdefuß hätte, den ich Ihnen auch nicht verschweigen will: Michael Schmitter war nämlich wirklich pleite gewesen. Sie verstehen? Und da ihm alle Leute so hilfreich beigesprungen waren, hatte er sich aus der Schlamastik mühelos herausarbeiten können. Tüchtiger Kerl, dieser Schmitter! Was? Na, wenn ich für einen Mann schon das zehnte Jahr reise . . .! Kunststück!"

Die Notlüge

Daß mein Name Ludwig Thoma ist, hat mir bisher weder genützt noch geschadet, abgesehen davon, daß ich hundertmal gefragt werde, ob ich mit dem berühmten Schriftsteller verwandt sei. Nein, ich bin nicht verwandt. Aber einmal hat mich die Lüge, ich sei sein Neffe, vor drei Tagen Arrest gerettet.

Wir Kriegsfreiwilligen wurden gegen Pocken geimpft. Vier Schnittchen am Oberarm. Nach acht Tagen Impfnachschau. Da zeigte ich meinen Arm vor mit seinen f ü n f ausgewachsenen Blasen. Ja, fünf. Schön in der Mitte zwischen den vier vorschriftsmäßigen Blasen war eine fünfte aufgefahren, gegen jedes Reglement, aber sauber entwickelt, eine schöner wie die andere.

Als der Stabsarzt diese Unordnung sah, packte er mit einem wütenden Griff den Arm am Ellenbogen, sein Kopf wurde rot vor Zorn, und seine Augen, die hinter dicken Gläsern an sich schon zu weit herausstanden, drangen noch weiter vor. Ein paar Sekunden dauerte das so, dann brüllte er mich an, daß dem Sanitätsgefreiten, der die Impfliste führte, die Feder aus den Fingern fiel: „Du hast gekratzt!"

Ich: „Ich habe nicht gekratzt."

Er: „Du — hast — gekratzt!"

Ich: „Ich habe nicht gekratzt."

Er: Eine Unverschämtheit! Der Kerl lügt auch noch. Ich laß dich drei Tag einsperren! Wie heißt du Kerl?"

Als er meinen Namen hörte, da stutzte

(Hilla Osswald)

er, und fast zögernd kam die Frage, ob ich verwandt sei mit dem Schriftsteller Ludwig Thoma? Ohne zu denken log ich: „Ja, er ist mein Onkel." Im gleichen Augenblick ließ der zornige Druck seiner Hand nach, sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, seine Augen kehrten in ihre Höhlen zurück, und mit heiterer Milde seiner Stimme sagte er mir, daß er sich sehr freue, den Neffen des berühmten Mannes kennengelernt zu haben: „Freut mich wirklich! — Herr Thoma, jetzt schaun S' mal den Arm an. Sehn Sie, das kommt manchmal vor. Ihr Körper reagiert eben sehr stark auf die Impfung. Das heißt man medizinisch ‚sekundär'. Macht aber nichts. Brauchen S' gar keine Angst haben. Aber drei Tag dürfen S' keinen Dienst machen. Net wahr! Sagen Sie's Ihrem Feldwebel!"
Mit einem Händedruck und einem freundlichen: „Grüß Gott, Herr Thoma" war ich entlassen.
Meine Angst aber, daß der Schwindel aufkäme, wich erst, als ich vom Ersatztruppenteil ins Feld rückte.

Fundstücke

Aus einem Roman der „Berliner Illustrirten Zeitung":
„— — — Er will sie küssen. Aber sie wehrt ihn ab. Das Dessert käme erst nach der Mahlzeit, sagt sie und wedelt ihm aus halbgeschlossenen Augen ein Lächeln um die Ohren."

*

Aus einer Todesanzeige:
Schmerzerfüllt bringen wir allen Verwandten und Bekannten die tieftraurige Nachricht, daß nach Gottes unerforschlichem Ratschluß, zurzeit in Urlaub, nach kurzer Krankheit unser herzensguter, treuer und lieber Sohn . . .

Vom Valentin

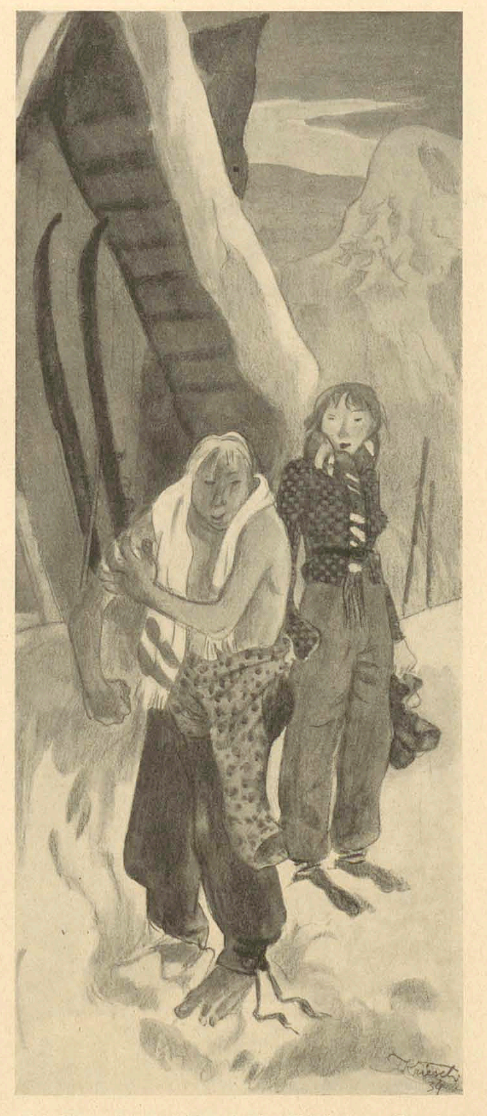
Karl Valentin betritt einen Laden und verlangt Seide. Rote und gelbe Seide. „Wissen S'", sagt er zu dem bedienenden jungen Mann, „dö Seid'n brauch i für a Feuer, auf der Bühne, zum Theater", und seine langen hilflosen Arme beschreiben lodernde Flammen.
Der junge Mann bringt Seide. Solche vom eifersüchtigsten Gelb bis zum blutigsten Rot.
Valentin nickt wohlwollend.
Valentin wird gebeten, sich zu einer Lampe zu bemühen, wo er die Farbennuancen bei künstlichem Licht auf ihren Bühneneffekt hin prüfen kann. Er wehrt ab, greift in unendliche Tiefen seiner Hosentasche, zieht eine Lampe hervor, prüft bei deren Licht Stoff und Effekte, läßt alles einpacken und versinkt in sein Valentinschweigen.
Inzwischen wird der junge Mann von einer netten Verkäuferin abgelöst, und zuvorkommend, wie halt diese Berufe sind, fragt sie: „Herr Valentin, darf ich Ihnen sonst noch etwas zeigen?" — — —
Valentin richtet seinen freundlichen Blick auf die Fragende und antwortet so nebenbei: „Bitt schön, Fräulein, so was seh i immer gern!"
„Aber, Herr Valentin!" gibt das Mädchen leicht verlegen zurück, „so hab i's doch net g'meint."
Valentin, resigniert: „I scho', i scho' . . ."

Die Hofjagd

Wenn in den schönen, sorglosen Vorkriegszeiten einer der Bundes-Potentaten zur Jagd einlud, dann wußte jeder Jäger, dem diese Ehre zuteil wurde, daß die Einladung etwas Besonderes bedeutete. Nicht, daß er darauf gefaßt war, mit dem Abschuß eines Kapitalhirsches beauftragt zu werden. O nein, so etwas gab es kaum, jedenfalls nicht bei einer Treibjagd. Er konnte aber allerhand erleben und auch einmal die hohen und höchsten Herrschaften aus der Nähe kennenlernen, sie in ihrer Zwanglosigkeit beobachten.
Je kleiner der Staat, je geringer die Regierungssorgen, um so besser war im allgemeinen die Jagd...
Ins Z.er Revier war einmal zur Hofjagd befohlen worden. Hochwild war zahlreicher vorhanden als Niederwild. Auf Edelwild wurde meistens nur ein Schuß — die weidgerechte Kugel natürlich — abgegeben. Hasen dagegen gingen häufig an Bleivergiftung ein. Zur Jagd war auch ein russischer Großfürst eingeladen worden. Er lobte alles, fand das Revier entzückend, beinahe wie einen Park im Heimatlande. Dort wäre es nicht so, — alles Wildnis!
Lebhaft beteiligte er sich am Abschuß; der Leibjäger hatte alle Hände voll zu tun, um Büchse und Flinte zu laden.
Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß einer der Jagdteilnehmer, ein Prinz, einen Treiber „ankratzte". Schuld hatte der Treiber, der sich gegen die Anordungen der Jägerei verhalten hatte. Jedenfalls war das Malheur passiert, die Verletzung zwar nicht lebensgefährlich, aber das Opfer seines Leichtsinns mußte auf einer Bahre abtransportiert werden. Zufällig am Stand des Großfürsten vorbei. Dieser bemerkte den Transport, war betrübt, ganz außer sich, konnte sich gar nicht fassen: „Chabb ich gar nicht gewußt, daß man sich kann hier auf Treiber auch schießen. Bei mir sind schon drei Stück vorbeigekommen . . ."

Schulfieber

(R. Kriesch)



„Jetzt hör aber auf, Franzl, der Skilehrer wart't schon auf dich!" — „Mei Ruah will i ham! I hol mir jetzt a Grippe, nacha kann mi d' Bergwacht abfahr'n."

Die Heiligen Drei Könige an der Saar

(Wilhelm Schulz)



„Ins Saarland kommen wir erst über acht Tagen — zum Gratulieren!“

München, 13. Januar 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

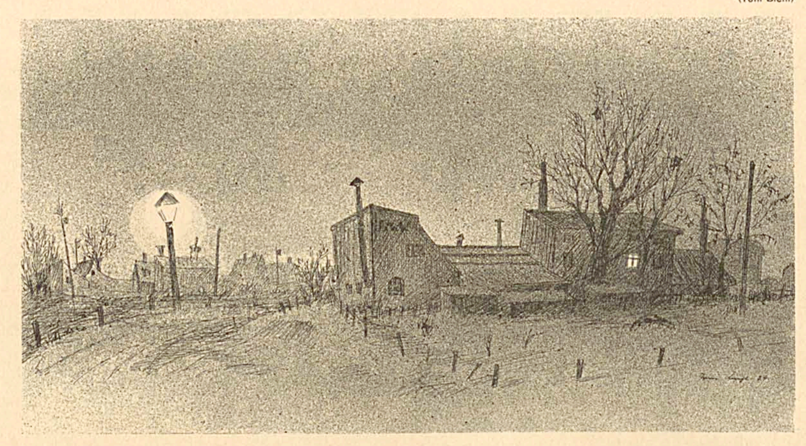
Endlich!

(E. Thöny)



Trotz List, Gewalt und Schmeichelei
— die Saar bleibt deutsch, die Saar wird frei!

(Toni Bichl)



Der dreizehnte Januar

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Es geht ums Ganze,
die Wahl muß gelingen!
Die Wahl muß es zeigen, daß grün noch der Ast,
daß deutsch noch die Frucht.
Stolz wehn in der Heimat die Flaggen am Mast!

Wir wollen entblößten Hauptes stehn,
derweil sie im Saarland zur Wahlurne gehn,
derweil sie wählen, ob deutsch oder nicht.
Es wird die Spreu sich vom Weizen scheiden:
Herr, halte die Tenne bei diesem Gericht!

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Bald werden alle Glocken in den Kirchtürmen schwingen.

M. D.

Das Glück / Von Lothar P. Manhold

Der Marschall, von dem hier die Rede ist, war von niederer Herkunft; sein Vater war Müller, und das Land, in dem er zu Ehren kam, war gar nicht sein Vaterland. Da droben im Norden war seine Heimat, in Schweden.

Einmal hatte der Vater den Jungen in die Hauptstadt mitgenommen. Es war an einem Festtag gewesen. Der Thronfolger sollte getauft werden. Von allen Türmen läuteten die Glocken, und in den Straßen drängte sich das Volk. Der Vater führte den Kleinen an der Hand, der nur die Rücken der Leute sah und über ihren Köpfen das verwitterte Gemäuer des Doms. Endlich faßte ihn der Vater unter die Arme, hob ihn auf und sagte: „Reit!" Über den Kopf weg setzte er sich den Jungen auf die Schultern. Eben ritten Dragoner durch das Spalier. Er sah blitzende Helme, schimmernde Schwerter, weiße Stulphandschuhe und blaue, himmelblaue Jacken. Ein Pferd warf den Kopf hoch, daß der silberne Stern, welcher unter seinen Kinnbacken baumelte, hochflog.

Wenn der Junge später gefragt wurde: „Was willst du werden?", so sagte er: „Soldat." Als er sechzehn Jahre alt war, lief er davon. Er war aber einer von denjenigen, die den Marschallstab in ihrem Tornister tragen sollten. Er trat in fremde Dienste, zeichnete sich aus, bekam die Tressen des Korporals, das Leutnantsportepee. Immer höher stieg er im Rang. Nach einer Schlacht machte der Kaiser ihn zum Marschall.

„Das ist das Glück", sagte er an jenem Morgen, als er des Kaisers Zelt verließ. Seine Uniform war verdreckt und zerrissen, aber von dem purpurnen Kommandostab, den ihm der Kaiser gegeben hatte, schien ein Leuchten auszugehen, das hüllte ihn in lauter Licht. Doch währte das Glück nur einen halben Tag — danach war sein Leben genau so wie vorher: voller Mühen und Plagen. Ja, er fand, daß er als einfacher Dragoner viel fröhlicher gelebt hatte; denn damals hatte er nur für seinen Gaul sorgen müssen.

In einer Schlacht wurde das Pferd unter ihm weggeschossen. Auch ihn trafen Granatsplitter; blutüberströmt stürzte er ins nasse Gras. Infanteristen trugen ihn aus der Feuerlinie. Als er nach Monaten wieder geheilt war, da hatte er nur noch ein Auge, das andere war auf dem Schlachtfeld ausgeflossen; die leere Höhle wurde von einer schwarzen Binde verdeckt. Die jungen Frauen vom Hofe fanden das reizend, und ein Maler, der den Kaiser hatte malen dürfen, setzte ihm so lange zu, bis er ihm mit goldverschnürter roter Jacke und schwarzer Augenbinde saß.

Einer schönen Kreolin gefiel der Marschall am besten. Sie war erst neunzehn Jahre alt. Wenn sie lachte, dann blitzten ihre ebenmäßigen Zähne wie frisch gefallener Schnee. Jedesmal klopfte dem Marschall das Herz viel schneller, wenn er nur ihren Namen aussprechen hörte. Eines Tages heirateten sie.

An ihrem Hochzeitsmorgen regnete es in Strömen. „Glück bedeutet das . . .", sagte die Schwiegermutter und weinte. Die Wagen fuhren zur Kirche. Der Bräutigam, der als erster ausstieg, trat auf einen aufgeweichten roten Teppich. Ohne viel Federlesen zu machen, hob er die Braut auf seine Arme und trug sie ins Trockene unter das Portal — im Gehen sah er aus dem Dämmer des Kirchenraums die vielen kleinen Herzen der Altarlichter brennen. Das Auge wurde ihm feucht, und er sagte: „Dies ist das Glück." Aber das haben im gleichen Falle schon viele andere gedacht.

War das denn wirklich das Glück? Nein, es war es wirklich nicht. Sie führten gewiß keine schlechte Ehe. Die Frau war lieb und gut, aber er fand auf einmal alle andern jungen Weiber viel schöner und begehrenswerter als sie — und das war es eben. Er fühlte sich betrogen, und es kam genau wie damals, als der Stab sein Leuchten verloren hatte: Er fand, daß das vermeintliche Glück nur eine größere Last auf seinen Schultern war. Nur eine Bürde war es und weiter nichts.

Sie lebten einige Jahre miteinander; dann starb die Frau, und das Leben des Mannes wurde noch trauriger, und wer weiß, wohin er in seinem Trübsinn gekommen wäre, wenn nicht ein neuer Krieg ihn ins Feld gefordert hätte. Doch die Armeen, siegreich im Anfang, wurden geschlagen und völlig vernichtet. Der Kaiser mußte fliehn und geriet in Gefangenschaft. Alles löste sich auf. Und in den hochlaufenden Wogen des Untergangs verlor auch der Marschall sein Vermögen. Arm und krank kehrte er in seine Heimat zurück.

Da war nun immer noch seines Vaters Mühle. In den Balken über der Tür war die Jahreszahl des Baus geschnitten: 1778. Im gleichen Jahr war er dem Vater entlaufen, der nun schon seit Jahren sein Bett auf dem Kirchhof im Walde hatte. Der Bruder Christian hatte das Erbe angetreten; als der Marschall zum erstenmal nach so vielen Jahren in die Stube trat, saß der Bruder mit gefalteten Händen am Tisch vor der dampfenden Schüssel, die Frau stand und betete laut vor, und die Kinder, rings um die Tafel stehend, bewegten leise die Lippen mit.

Im Giebel oben war eine weiße Kammer, die bezog der Marschall. Er stellte sich ans Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Unten im mondbeschienenen Garten schimmerten die Apfelbäume mit ihren hunderttausend Blüten. Die Oberfläche des Teiches

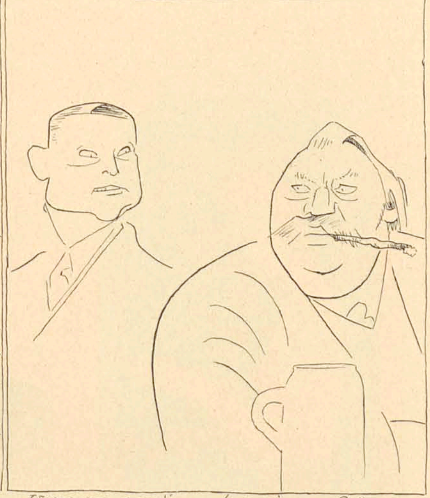
(Schluß auf Seite 497)

Kunst und Plagiat

(Olaf Gulbransson)



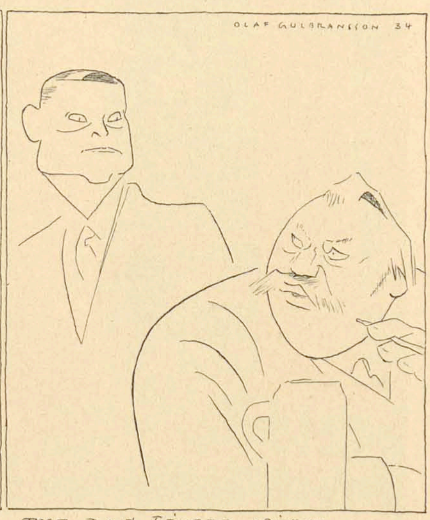
„DEINE KUNST ?
MEINE KUNST
MEINST DU WOHL"



„UNVERSCHÄMT ' WIESO ?"
„DAS WEISS DOCH JEDER.
DASS DEINE KUNST OHNE MEINE
NICHT DENKBAR WÄRE"



„UNVERSCHÄMTER LÜMMEL !,
ICH SCHLAG DICH GLEICH TOT !"



„TUE DAS LIEBER NICHT –
DAS KÖNNTE
DEIN SELBSTMORD WERDEN."

Präliminarien

(E. Schilling)



„S'il vous plaît, monsieur ..." — „Warum immer nur in größerer Gesellschaft? Könnten wir uns nicht auch einmal allein sprechen?"

Das Glück

(Schluß von Seite 494)

glänzte zwischen den Weiden. Dröhnend arbeitete der Mahlgang, und es war auch das Rauschen des Wassers zu hören, das in die Zellen des Rades stürzte. „Merkwürdig", sagte er leise, „ich traure dem gesunkenen Schiff nicht nach, und ich habe doch nichts als das nackte Leben gerettet . . ."

Er erwachte früh am nächsten Tage. Aus dem Garten kam Vogelgezwitscher. Sonne und Himmel waren sanft verschleiert, von den Bergen her wehte es. Wellen liefen über den Teich, und der schwarze Kahn, am niedern Steg angekettet, wogte heftig auf und nieder. Beim Gartenzaun grub der Marschall die Erde auf, sammelte Regenwürmer in einen Topf und ging mit der Angel, dem Köder und dem Käscher ans Wasser. Dort warf er die Schnur aus, legte den Bambusstock zwischen die gelben Köpfchen der Dotterblumen und setzte sich daneben; den Rücken lehnte er an den Stamm einer vom Blitz gespaltenen Weide.

Der Wind wehte ihm ins Gesicht. Es zischte das Schilf. Mit blinkenden Lichtern und spiegelnden Schatten flossen die Wellen heran und schlugen glucksend ans Ufer. Dann und wann biß ein Fisch. Er setzte den gefangenen in den Käscher ins Wasser. Nach einer Stunde hatte er genug. Er zog die Angel ein und schaute nun in die Ferne und träumte. Sein Leben zog vorüber; aber ohne Trauer, ohne Wehmut sah er all die glänzenden Bilder kommen und gehn.

Des Abends saß er am Herd. Die Kinder umlagerten ihn. Die beiden Kleinsten stützten die Arme auf seine Kniee. Er ließ seine Orden im rötlichen Schein der flackernden Flammen blitzen und erzählte Geschichten vom Hofe und Erlebnisse aus dem Feld.

Jeden Tag ging der Marschall an den Teich, wo er angelte und träumte. Jetzt, da er nichts mehr zu gewinnen noch etwas zu verlieren hatte, war es drinnen in seiner Brust ganz still, kein Wunsch regte sich, und wie von der Höhe eines Wolkensitzes schaute er auf die Erde da drunten herab.

Eines Tages aber, als er länger als gewöhnlich ausblieb, ging das älteste der Kinder an den Teich, um ihn zu holen. Da saß er an der Weide und schien zu schlafen. Er träumte wohl auch, denn er lächelte. Das Kind rief ihn an, er rührte sich nicht. Nun legte das Mädchen die warmen Hände auf seine gefalteten, die waren eiskalt. Kalt wie Eis waren sie. Schnell zog das Kind die Finger zurück und lief in die Mühle. „Was ist? Was ist?" rief die Mutter dem verstörten Kind entgegen. „Er ist tot!" rief das Mädchen und weinte. Da fingen auch die andern Kinder an zu weinen. Jedes legte seinen Löffel auf den Tisch und mochte vor Kummer nicht mehr essen, denn sie hatten ihn liebgewonnen in der kurzen Zeit, die er bei ihnen gewesen war. Nur die beiden Kleinsten, die noch nichts von all dem verstanden, löffelten weiter und schauten mit großen Augen umher . . .

Jenseits / Von Dr. Owlglaß

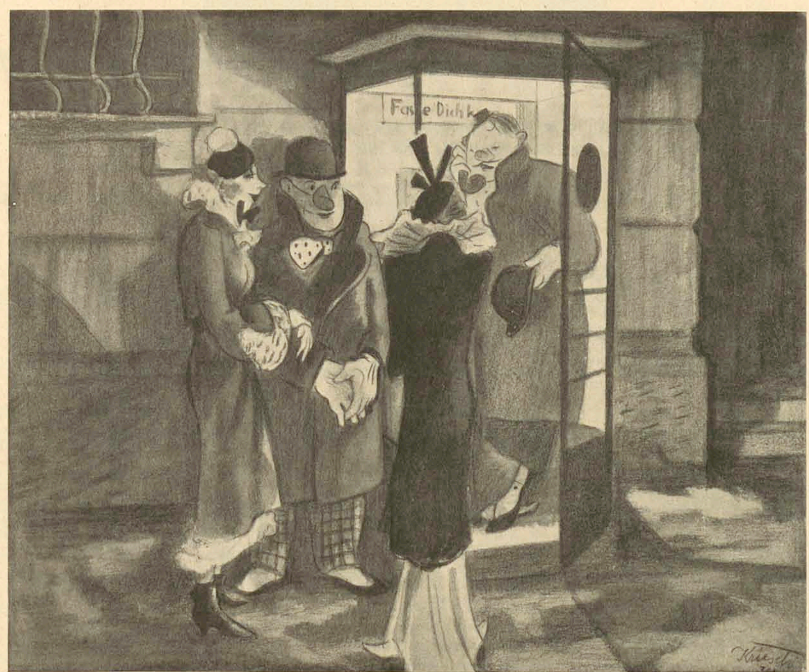
Du glaubst, wir sehn uns wieder? . . .
Dann blieben doch wohl auch
die andern Sinnesglieder
da drüben im Gebrauch?

Nun ja, der Wiedersehung
könnt' man sich immerhin
durch eine Achsendrehung
von Fall zu Fall entziehn.

Doch wieder hören müssen
und wieder riechen gar
die ewig Zuckersüßen —
das wäre schauderbar!

Faschingsbekanntschaften

(R. Kriesch)



„Der weiß wohl gar nicht, mit wem er spricht?" — „Aber Kinder! Wir kennen doch von euch auch nur die Telephonnummern!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl . . . Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Gespensterschach / Von Wolfgang Wetterstein

Jedesmal, wenn Professor Romberg das Café betrat, saß da seit einigen Abenden in einer Ecke abseits von den Gästen ein etwas heruntergekommen aussehender blasser Mensch von unbestimmbarem Alter. Er beschäftigte sich mit einem Schachspiel. Sobald Romberg aufbrach, erhob er sich gleichfalls und ging bedrückt seines Weges. Es mußte Romberg auffallen. Vielleicht hatte der Mann ein Anliegen und getraute sich nicht, ihn anzureden? Ein unbestimmtes Interesse erwachte in Romberg. Er beobachtete den Blassen einige Zeit.
„Wer ist der Herr da drüben in der Ecke hinter dem Schachspiel?" fragte er schließlich eines Abends den Kellner.
„Anscheinend ein Ausländer, Herr Professor", antwortete der Kellner beflissen. „Ich weiß nichts weiter von ihm. Er beschäftigt sich wohl mit Schachaufgaben."
Kurz entschlossen begab sich Romberg an den Tisch des einsamen Gastes und fragte wohlwollend: „Würden Sie mir wohl gestatten, eine Partie Schach mit Ihnen zu spielen? Ich bin ein leidenschaftlicher Schachspieler."
„Gewiß, Herr Professor", antwortete der andere mit leiser, zuvorkommender Stimme. „Ich habe Sie bereits erwartet."
„Wieso — erwartet?" fragte Romberg verwundert und nahm Platz. „Woher kennen Sie mich denn überhaupt?"
„Oh, wir kennen uns gut von früher her", sagte der Mann fahrig und ordnete die Schachfiguren. „Tatsächlich, ich habe Sie erwartet. Ich heiße nämlich Iswin."
Romberg empfand ein Gefühl des Unbehagens. Iswin? Er hatte zwar in seinem Leben, und besonders auf seinen Forschungsreisen im nördlichen Amerika, die seinen Ruf begründeten, mit unzähligen Menschen zu tun gehabt, aber er durfte sein Erinnerungsvermögen wohl als beinahe unfehlbar einschätzen und entsann sich nicht, diesen Herrn Iswin je gesehen zu haben. Vielleicht war er einer jener kleinen Vorteilsritter, die mit der Unzulänglichkeit des menschlichen Gedächtnisses rechnen und sich auf diesem Wege anzubiedern suchen. Seinen Namen und seine Person mochte er schließlich kennen, sie waren bekannt genug. Romberg erwog, ob er nicht besser an seinen Tisch zurückkehre, und machte eine Bewegung, die diesen Entschluß andeutete.
„Bleiben Sie sitzen, Herr Professor!" flüsterte Iswin flehend. „Wir kennen uns wirklich. Es wird Ihnen schon noch einfallen. Wir werden unsere Partie diesmal zur Entscheidung bringen. Sie haben den ersten Zug."
Romberg betrachtete aufmerksam den wirren Gesichtsausdruck seines Gegenübers. Nein — das war keine Betrunkenheit. Dieser Mann war einfach nicht ganz normal. Aber warum sollte man nicht trotzdem eine Partie Schach mit ihm spielen? Romberg empfand menschlich. Er nickte freundlich, reichte seinem Partner das Etui und zündete sich selber eine Zigarre an; er bestellte Wein, lehnte sich behaglich zurück und eröffnete das Spiel lässig durch einen der üblichen Züge.
Mit erleichtertem Aufseufzen senkte Iswin seine gelbliche und nicht sehr gepflegte Hand auf das Schachbrett und machte den Gegenzug.
Bald mußte Romberg zu seinem Erstaunen feststellen, daß er es hier mit einem meisterlichen Spieler zu tun habe und daß er sein Bestes hergeben müsse, wenn er sich halten wolle. Der Wettkampf begann ihn zu fesseln. Rauchend und schweigend und hin und wieder einen Schluck Wein trinkend, spielten sie Zug um Zug.
Plötzlich wiesen die Figuren eine eigentümliche Stellung auf. Romberg glaubte sich zu entsinnen, daß ihm diese ganz besondere Gestaltung des Spiels schon einmal vorgekommen sei, daß er sie lange nicht vergessen konnte und dies als einen Beweis für die außergewöhnliche Stärke seines Gedächtnisses empfunden hatte. Aber wo war das nur gewesen und bei welcher Gelegenheit? Rombergs Brauen zogen sich im Nachdenken zusammen. Mit doppelter Vorsicht tat er den nächsten Zug.
„Sie sind ein ausgezeichneter Spieler!" flüsterte

So schön wie du —

Es klang ein Lied, das hieß:
So schön wie du —
O du, es war so süß.
Die Zeit vergeht,
Und was gewesen, ist im Wind verweht.
Und dennoch hör ich immerzu
Noch jenen Klang,
Wie es so sang:
So schön wie du —

Drehorgel war es nur
Und war doch schön.
Ich stand im Treppenflur.
Der Orgelmann,
So arm und alt, fing da zu singen an.
Er sang, ich geb es gerne zu,
Nur mäßig zwar.
Und doch, es war:
So schön wie du —

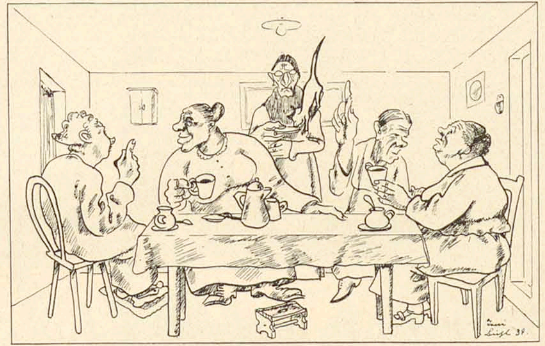
Ach, was heißt schön, Marlice,
So schön wie du?
Es gibt kein Paradies,
Das merkt man bald,
Schön oder nicht, man ist doch einmal alt.
Und dennoch hör ich immerzu
Den fernen Klang,
Wie süß es sang:
So schön wie du —

Hans Leip

Iswin anerkennend. Seine gelbliche Hand senkte sich langsam herab.
Dies Lob berührte Romberg unangenehm. Wenn es auch nicht unberechtigt sein mochte, so war es doch in diesem Augenblick ganz bestimmt eine Kriegslist. Bei einem solchen Gegner wie Iswin genügte eine ganz geringe Ablenkung der Aufmerksamkeit, um sofort in Nachteil zu geraten. An das Spiel hatte man zu denken, an nichts sonst! Mit strengem Wollen stellten sich Rombergs Gedankenkräfte darauf ein.
Das Figurenbild verdichtete sich. Geisterhafte Fäden ungewissen Erinnerns wollten sich fester fügen. Romberg wehrte sich mit zusammengepreßten Lippen. Was ging es ihn jetzt an, was einst gewesen war! Er mußte aufpassen . . .
Und wieder rückte Iswins gelbliche Hand mit den nicht ganz sauberen Fingernägeln zierlich eine Figur.
Diese Hand . . . Teufel, wo hatte er nur diese Hand schon gesehen?
Schweiß trat auf Rombergs Stirn. Ihm war zumute, als ob sein ganzes Sein mit diesem Figurenbild, in das ihn Iswins unangenehme Hand unaufhaltsam hineinzwängte, verkettet sei. Er mußte es zerreißen, sich einen Weg bahnen, der zur Rettung führte — und wenn dies Spiel bis zum Morgengrauen dauern sollte! Unbewegt starrte er auf das Schachbrett und zog erst nach langer Zeit.
„Ausgezeichnet!" flüsterte Iswin verzückt. Dann zog er gleichfalls.
Ekelhaft, dies Gerede . . . Aber jetzt galt es!
Der nächste Zug mußte die Entscheidung bringen. Qualvoll nachsinnend betrachtete Romberg das Spiel. Er wußte, daß er keinen Blick davon abwenden dürfe, um etwa diesen Iswin anzusehen, daß er den Schemen, die ihn umkreisten, wehren müsse, den Stimmen, die auf ihn einredeten, nicht lauschen dürfe, daß er verloren sei, wenn er nicht fest blieb. Nach langem Zögern tat er den Zug.
Da flossen Nebel vor seinen Augen auseinander.
Er sah eine Ortschaft am Rande der Felsengebirge. Blockhäuser, verstreut im geröllverschütteten Tal, ein düsteres Phantom, öde und wild. Letzter Nordwesten der Staaten, fern allem staubigen Recht. Schreibend und frierend saß er im unbehaglichen Gasthaus bei spärlichem Licht.
Ein riesiger Mann trat ins Zimmer, betrachtete ihn und stützte sich auf sein Gewehr. Dunkel wallte sein Bart bis zum Gürtel. Wettergebräunt das Gesicht und drohend die Augen. — So mußte man aussehen, wenn man leben wollte in diesem Lande!
„Fremder, spielen Sie Schach?"
„Wie sonderbar — ja!"
„Da ist einer, der Iswin heißt. Hat seine Hand bei einer bösen Sache gehabt. Mord und Raub und so weiter. Haben den Hund gefaßt. Er muß hängen. Will die Nacht noch verbringen beim Spiel. Fehlt nur der Partner. Wir sind Christen. Sind Sie bereit?"
„Ja."
„Gut. Kommen Sie."
Und Romberg sah sich in einer vergitterten Zelle, weißgetüncht, kahl, erhellt nur vom Schein einer trüben Laterne. Auf einer Pritsche kauerte rauchend ein Etwas von Mensch, entstellt das Gesicht, die Kleider zerfetzt. Vor ihm auf einem Tisch stand ein Schachspiel. Seine gelbliche, schmutzige Hand bewegte Figuren. Gläser und Wein und etwas zu essen. Irr vor Angst sah er auf und seufzte erlöst.
„Gut, daß Sie kommen, Partner", sagte er leise. „Ich habe Sie lange erwartet. Trinken Sie Wein. Dann wollen wir spielen. Der erste Zug gehört Ihnen."
Und sie spielten die Nacht hindurch ein einziges, grimmiges Spiel von seltsamem Reiz der Gedankenverkettung, sie spielten erbittert und brachten es nicht zur Entscheidung, bis die Dämmerung kam und der Riegel rückte . . .
Zum letzten Male schwebte Iswins Hand aus bläulichem Rauchgewölk auf das Schachbrett herab.
„Schachmatt!" rief er triumphierend, und seine Stimme verhallte zitternd.
Minutenlang starrte Romberg auf das Spiel. Dann wurde ihm klar, daß es keinen Ausweg mehr gab.
Jäh fuhr er empor. Die Figuren stürzten um. Der Platz seines Partners war leer. Diensteifrig trat der Kellner näher.
„Wo ist der Mann, mit dem ich hier Schach gespielt habe?" fragte Romberg schwer atmend.
„Aber der andere Herr ist doch gerade telephonisch dringend abgerufen worden, Herr Professor!" sagte der Kellner verwundert. „Wünschen Sie noch etwas, Herr Professor?"
Romberg schüttelte den Kopf.
„Mein Gedächtnis wird unzuverlässig", sagte er düster. „Ich glaube, der Mann da war — . . . niemand."
Er trank den Rest seines Weines aus, beglich die Rechnung und ging in Gedanken versunken davon.

Fortschritt

(Toni Bichl)



„Naa, i gib nix mehr auf d' Horoskop'; i kenn' oane, dö sagt d' Zuakunft aus 'n Reismatis."

Das Gegenteil

„Ihr Bruder ist ein Naturfreund?"
„Im Gegenteil. Mitglied vom Verschönerungsverein."

Dr. RIX Potential-Tabletten das Vollkommenste auf dem Gebiete d. Hormon-Präparate. Selbst bei 60–70jähr. kommt die unterbrochene Drüsentätigkeit wieder in Gang, und jede Neurasthenie verschwindet. Wieder jung u. leistungsfähig schon nach kurzem Gebrauch. Ein Versuch überzeugt. Diskreter Versand gegen Nachn. 100 Tabletten zu RM. 4.80. Dr. A. Rix & Co., Düsseldorf, Hermannstr. 5.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

GRATIS illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand. (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216/S.

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: Kottler Zum Schwabenwirt Metzstraße 31 Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Satyrin-Tabletten Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung, sexuelle Neurasthenie, Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 110.

Inseriert ständig im „Simplicissimus"!



An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht besonders f. Thüringen, Sachsen, Rheinland, Hamburg u. Schlesien.



Wenn ich 100000 Mark verschenken will,
muß ich es bekannt machen. Wer sollte es sonst ahnen? Aber auch, wenn ich meinen Mitmenschen sonst irgendeinen Dienst leisten kann und will, darf ich mich nicht in Schweigen hüllen und warten, bis sie zu mir kommen. Mit einem Wort: kein Geschäft kommt ohne Werbung aus!
Erst Werbung bringt Leben in die Bude.
Werbung holt den Kunden heran!
Werbung läßt den Schornstein rauchen.
Jeder, der in dieser Zeitschrift mit einer Anzeige vertreten ist, weiß das.
Und warum fehlen Sie?
Ist Ihr Angebot denn so uninteressant? Haben Sie denn nicht auch eine Menge zu sagen, wovon die Leser dieser Zeitschrift einen Nutzen hätten? Was sie vielleicht zu einer Anfrage bei Ihnen veranlaßte? Also raus mit der Sprache!
Es kommt dabei nur auf Eines an! daß Sie's **richtig machen!**
Deshalb schreiben Sie noch heute an den Reichsverband der deutschen Anzeigenmittler, Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Str. 10. Sie erhalten dann vollkommen kostenlos die 36 Seiten starke Druckschrift
Anzeigen helfen verkaufen!

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Umgang mit Eltern / Von Weare Holbrook

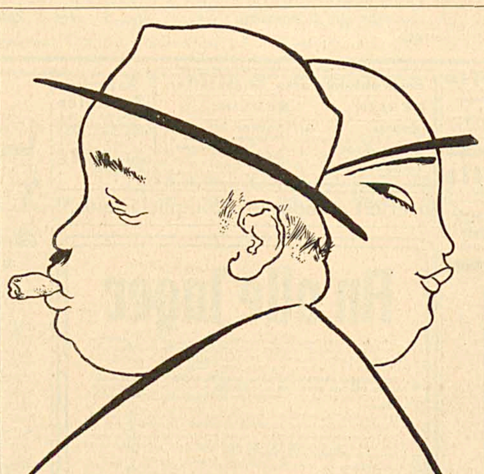
Die modernen Psychologen haben eine ausgesprochene Vorliebe für Babys als Versuchsobjekte, und wenn sie ihre Aufmerksamkeit Tieren zuwenden, dann sind es fast stets kleine Tiere, wie weiße Mäuse oder Meerschweinchen, deren Seelenleben zu enträtseln sie bestrebt sind. Ich kannte einen Professor, der sich wochenlang bemühte, herauszubekommen, ob Fische farbenblind sind. Er hielt sich in einem Bassin einen Karpfen namens Julia, und des Nachts stellte er an ihm Versuche mit farbigen Lichtern an. Jedesmal, wenn Julia beim Aufflammen des grünen Lichtes an die Oberfläche kam, warf er ihr ein Stück Kuchen zu, und jedesmal, wenn sie sich beim Aufflammen des roten Lichtes zeigte, versetzte er ihr einen Nasenstüber. Julia lernte bald, unter Wasser zu bleiben, solange die rote Lampe brannte. Aber in der Zwischenzeit wurde ihr Lehrer, der an der Zerstreutheit seines Berufes litt, sechsmal wegen Nichtbeachtung der Verkehrssignale an Straßenkreuzungen beanstandet.
Ein anderer Professor ließ sich ein ausgedehntes Labyrinth anfertigen, um zu ergründen, ob weiße Mäuse einen ausgeprägten Ortssinn besitzen. Am ersten Tag setzte er sechs Mäuse in der Mitte seines Irrgangs aus und überließ es ihnen, den Ausweg zu finden. Am nächsten Morgen waren noch drei Mäuse da, und tags darauf nur mehr zwei — ein schönes Zeugnis für die Intelligenz dieser Tiere. Aber als der Professor am dritten Tage in sein Studierzimmer kam, fand er in der Mitte des Labyrinths zwölf Mäuse. Offenbar hatten sich die zwei alten Siedler, nachdem sie vergebens einen Ausweg gesucht hatten, entschlossen, sich im Labyrinth häuslich einzurichten.
Der Professor verfaßte unter Benützung dieser interessanten Versuchsergebnisse eine wissenschaftliche Abhandlung und fuhr damit in die Hauptstadt, um sie bei einer Gelehrtentagung zum Vortrag zu bringen. Aber der Professor sollte seinen Vortrag nie halten. In der Großstadt angekommen, verlor er die Orientierung und sagte: „Bin ich eine weiße Maus oder ein Mensch?"
Keiner dieser Gelehrten erwählte sich, wie man bemerken wird, ein größeres Objekt für seine Versuche. Der Lehrer des Karpfens zog diesen wohlweislich einem Alligator vor. Ähnliche Erwägungen mögen für die modernen Psychologen maßgebend sein, wenn sie sich für das Studium menschlichen Verhaltens den Leitsatz „Je kleiner, desto besser" zu eigen gemacht haben. Dank der Kinderpsychologie können wir nun mit wissenschaftlichen Waffen gegen Daumenlutschen, Nägelbeißen und andere Gewohnheiten ankämpfen, und gegen die dreifache Drohung Papas, Mamas und des Professors ist Kleinchen einfach machtlos, da seine schreienden Proteste den „Fall" für den Beobachter nur noch interessanter machen.
Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß sich die Kinder nicht auch über das Verhalten der Erwachsenen ihre besonderen Gedanken machen; sie stellen mit ihnen zahlreiche Versuche an und gelangen beim Studium der Elternseele oft zu den überraschendsten Ergebnissen. Schon mit drei Jahren begann zum Beispiel Fritzchen, die elterlichen Reaktionen auf Geräusche zu untersuchen. Mitten in der Nacht pflegte er „Wassa tinki!" zu rufen und diesen Ausspruch immer wieder zu größerer Lautstärke zu steigern. Die Wirkung war stets die gleiche; beim drittenmal kroch Papa aus dem Bett, holte ein Glas Wasser aus dem Badezimmer und schlief sofort wieder ein. Seine Reaktion war triebmäßig und automatisch.
Um die elterlichen Reaktionen auf Berührungsreize zu erforschen, bediente sich Fritzchen mannigfacher Hilfsmittel, wie eines nur zur Hälfte aufgezehrten Zuckerlutschers, einer Gummipuppe und eines Regiments kleiner Zinnsoldaten mit Bajonetten. Er fand den Tastsinn der Erwachsenen wohl entwickelt. Die Zuckerlutscherprobe wurde an Papa versucht, als er sich für eine Abendgesellschaft ankleidete. Wenn das nasse Zuckerwerk mit seinem Frackhemd in Berührung kam, wich Papa sofort unter Anzeichen des Erschreckens zurück und rief aus: „Nehmt doch dieses klebrige Zeug weg!" Auch im Falle der Gummipuppe reagierte er augenblicklich; die Puppe wurde eines Nachts auf dem Fußboden des Schlafzimmers liegen gelassen, und als Papa, nachdem er das Licht abgedreht hatte, mit den bloßen Füßen darauf trat, quietschte er sowie die Puppe selbst — nur noch viel lauter. Und was die Zinnsoldaten mit Bajonetten betrifft, so wurden sie aufs Geratewohl über Stühle und Sofas verstreut, wo ihre unerwartete Entdeckung einen Beweis über die Empfänglichkeit der Erwachsenen gegenüber Berührungsreizen vermittelte.
Fritzchen hat auch herausgefunden, daß Erwachsene, selbst solche vorgeschrittenen Alters, imstande sind, ihre Aufmerksamkeit auf glänzende Gegenstände zu konzentrieren. Eine seiner frühesten Erinnerungen ist die, wie sein Großvater eine goldene Uhr aus der Westentasche hervorzuziehen pflegte, sie stolz in der Hand drehte und „Sieh mal! Schöne Tick-Tack!" ausrief. Fritzchen sagt, daß es eine recht gewöhnliche Uhr war, die zu bewundern der alte Herr nie ermüdete.
Auch Tiere scheinen einen tiefen Eindruck auf die Erwachsenenseele zu machen. In seinen Kinderwagentagen bemerkte Fritzchen, daß sich seine Eltern in geradezu leidenschaftlicher Weise für alle vierbeinigen Wesen begeisterten. „Pferdi! Schau!", pflegten sie immer wieder auszurufen. Oder „Schau, Fritzchen, Hundi! Das ist ein Hundi!" Diese und ähnliche Dinge zu beteuern wurden sie oft stundenlang nicht müde, da Fritzchen außerstande war, ihnen: „Und wenn schon?" zu antworten. Er hatte damals nämlich noch keine Zähne. Fritzchen glaubt, daß er während der ersten drei Jahre seines Lebens ungefähr 14 500 Fragen beantwortete, von denen 58,7 vom Hundert entweder „Wie macht das Hundi?" oder „Wie sagt die Kuh?" lauteten. Die verbleibenden 41,3 vom Hundert bestanden hauptsächlich aus „Wer ist der Mann?" und „Gut, und wer ist denn das?" Offenbar, so schloß Fritzchen, ist das Gedächtnis der Erwachsenen sehr kurzlebig, und sie werden daher häufig von Zweifeln über ihre eigene Wesensgleichheit ergriffen.
Um die Intelligenz der Erwachsenen auf die Probe zu stellen, führte er einen interessanten Versuch aus, indem er bisweilen auf die elterliche Frage „Wie sagt die Kuh?" mit einem nachdrücklichen „Wau . . . wau . . ." antwortete, worauf Papa unmittelbar „Aber nein!" rief und die Frage wiederholte. Das ist immerhin ein Zeichen von Intelligenz, und Fritzchen hofft, daß er seinen Eltern derlei törichte Fragen bald abgewöhnt haben wird. Auf Grund seiner Versuche ist er zu der Überzeugung gelangt, daß es schließlich nur auf die richtige Erziehung ankommt.

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold glossiert mit unerbittlichem Griffel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meistert dabei die Gabe der überlegenen Heiterkeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Behagen bereiten, als daß sie abstoßen."

Hamburger Fremdenblatt:
„ . . . Mit dem sezierenden Instrument des Chirurgen wird Atmosphäre und Kaleidoskop des Berlin der Inflationszeit mit Tanzdielen, Valutaschiebern, Kokainisten, Kokotten säuberlich aufgeschnitten."

Hannoverscher Kurier:
„ . . . Verhehlen wir uns doch ja nicht, was wir an diesem Künstler besitzen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors."



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„ . . . Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Boxern, Konfektionären, Jahrmarktstypen, Börsianern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen- und Kurfürstendammgesellschaften, ein boshaft vergnügter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie."

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spießer so oft mit der Bleistiftspitze gekitzelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsteren Kaschemmen, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Protzenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden."

Aus den Jahren der Korruption

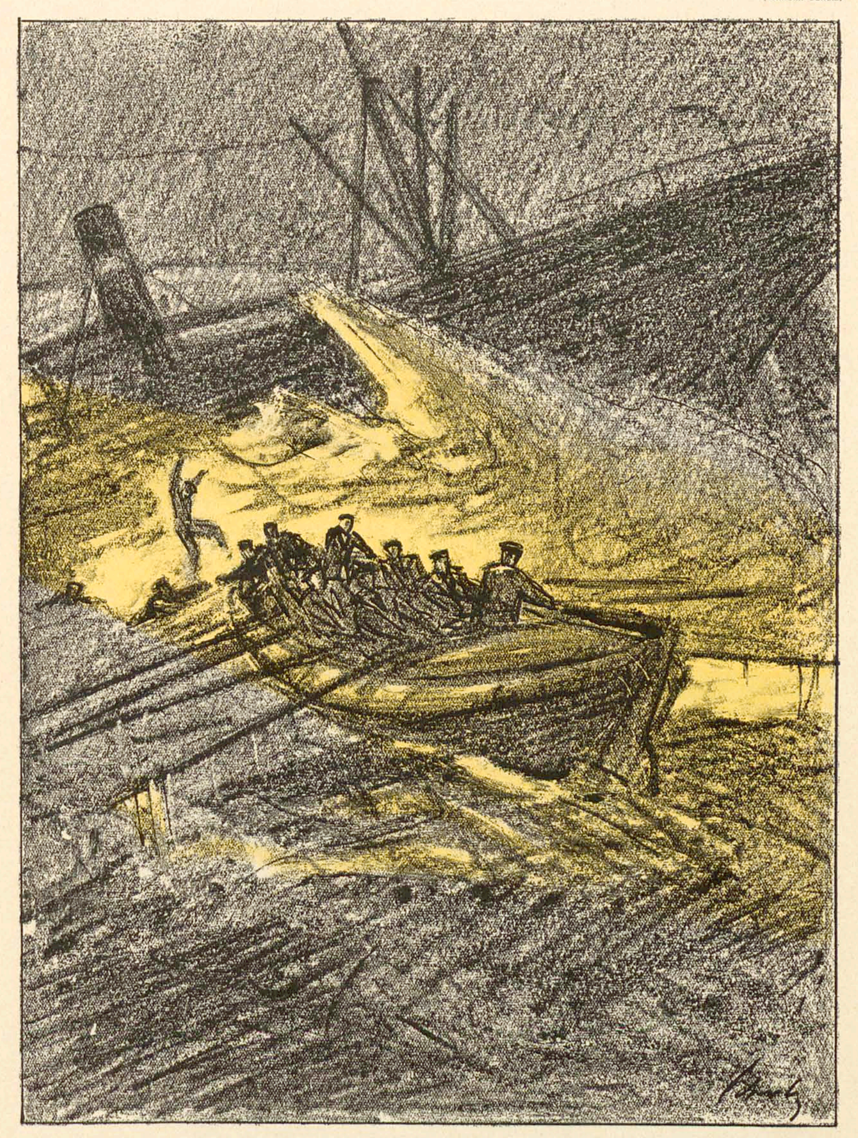
Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheckkonto München 5802

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Der deutsche Dampfer „New York“

(Wilhelm Schulz)



Warum sich immer bekriegen? Völker können sich gegenseitig auch helfen.

Wintergang

Wir gingen über ein verschneites Feld.
Es hockten Hasen frierend in den Furchen,
Und große Vögel pochten an den Schlaf der Welt.

Dann kamen Schatten, und es wurde Nacht.
Der Schnee nur glänzte fremd in fahlem Licht.
Starr standen Bäume wie auf geisterhafter Wacht.

Wir eilten fort, als uns ein Bangen traf:
Wo hocken nun die Hasen in der Nacht,
Wo bergen nun die schwarzen Vögel sich zum Schlaf?

Es fraß der Frost sich tiefer in uns ein,
Und gleich Verfolgten hetzten wir zur Stadt,
Aufatmend bei der ersten armen Lampe Schein.

Hermann Sendelbach

„Äskulap V."

Mein Großvater übt seit Jahren in seiner Heimat auf dem Hochschwarzwald seine ärztliche Praxis aus. Weil da oben die Höfe oft stundenweit auseinander liegen, und weil man oft nur auf schmalen Pfaden durch den Wald zu den Patienten gelangen kann, hat mein Großvater statt des Autos noch immer ein Pferd.

Schon mancher Gaul ist in Großvaters Diensten alt geworden, oder er mußte aus anderem Grund gehen — aber immer war es ein Fuchs, und immer hat er „Äskulap" geheißen.

's Doktors „Äschkulab" sagen die Leute. Sonntags wird Äskulap vor den kleinen Wagen, „'s Chaisewägele", gespannt, und die Familie fährt über Land.

Und weil es doch immer ein Fuchs ist, der den Wagen zieht, hat Großmutter das neue Chaisewägele in der Polsterung und im Lack dem Rotbraun des Fuchsen angepaßt. Und weil, wie der Großvater zu sagen pflegt, „der Luxus die niedrigsten Volksschichten" ergreift, hat das neue Chaisewägele Gummiräder bekommen. (Großmutter denkt, daß es so doch etwas an ein Auto erinnere.)

Im Frühjahr kam ein neuer „Äskulap" an. „Äskulap V. ist stolz wie ein Spanier", sagt mein Großvater und schmunzelt vergnügt.

Und daß er recht hat, zeigt sich, als er das erstemal vors Chaisewägele gespannt wird. Er wirft den Kopf zurück und tänzelt nervös und bäumt sich im Geschirr. Es braucht viel gute Worte und viel Zucker, bis die Ausfahrt vonstatten gehen kann. Das ändert sich auch nicht. Und Großmutter muß sich beklagen, daß Äskulap ihr zum Ärger immer vor dem Fenster der Bezirksärztin stehen bleibt und den Schwanz hochhebt.

Im Juli ist Heuet, und nach alter Tradition wurde Äskulap vor den Leiterwagen gespannt, um sein Futter heimzufahren. Aber das war eine böse Sache. Äskulap warf den Kopf zurück, schüttelte die Mähne, trat und bäumte sich, und keinerlei Worte noch Zucker halfen. Auf dem Feld wartete man auf den Wagen, und, wie immer in dem Fall, rollte auch noch von fern her Donner.

Da spuckte der Hippesepp, der Aushilfsknecht, seinen Priem aus und meinte: „'s isch noch immer so gsi auf der Welt, daß der, wo sich am meischte eibildet, am dickschte Narreseil rumzoge wird. Des werde mer glei habe, du Satan, du elendige!" Und nach zehn Minuten zog Äskulap aufs Feld. Er zog das Chaisewägele, drin saß der Hippesepp mit der Geißel, und an dem Chaisewägele war der Leiterwagen angebunden, darauf saß die „Sekunde", die Magd, und machte ein dummes Gesicht und genierte sich, weil die Leute staunten.

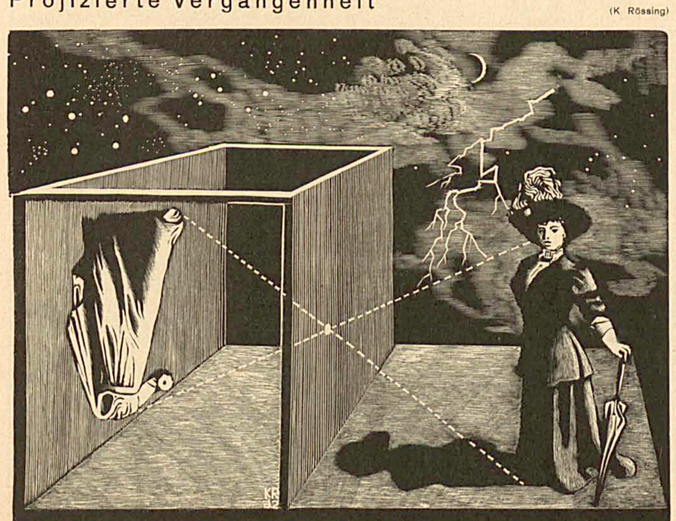
Drei Viertelstunden später, als die ersten Tropfen fielen, kam Äskulap zurück. Er zog hinter sich das Chaisewägele, drin saß der Hippesepp („mit dreckiger Hose auf dem neuen Polster", jammerte Großmama), und an dem Chaisewägele war der vollgeladene Heuwagen angebunden. Auf diesem saß Sekunde, unsere Magd, und lachte übers ganze Gesicht. Dabei hatte sie doch nur lauter schlechte Zähne vorzuweisen.

Das ganze Städtchen lachte.

„So wird des jetz immer gmacht", sagte der Hippesepp und nahm schmunzelnd Großvaters dicke Zigarre. „Denn wisse Se, Herr Doktor, es isch e alte Gschicht, daß der, wo die gröscht Eibildung hat, am längschte Narreseil umenander zoge wird."

Projizierte Vergangenheit

(K Rössing)



Berlinisches

Im dritten Schuljahr werden Sprichworte und Redensarten behandelt. Die Kinder steuern bei, soviel sie können. Da der Strom bald versiegt, wird gefragt, ob denn das alles wäre. Schließlich meldet sich ein waschechter kleiner Berliner: „Wenn Vata meckat, denn sacht Mutta imma: ‚Mach bloß nich soon Wind mit dein kurzet Hemde.'"

Selbsteinschätzung

Doktor Bechler hat soeben die Nachricht erhalten, daß Doktor Schmirzer, den er absolut nicht ausstehen kann, den Professorentitel erhalten hat.

Da sagt er wütend zu dem Überbringer dieser Nachricht: „Der meint nun doch wohl nicht, daß ich ihn in Zukunft mit Professor anreden werde? Nee, mein Lieber! Zu so einem Idioten sage ich ruhig weiterhin ‚Herr Kollege!'"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13 600 III. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Vorbesprechungen

(Gustav Hetzer)



„Und versichert bin i aa.“ — „Bedeut't nix, bal nix passiert!“

. . . und dann

Der Chefreisende einer New-Yorker Firma war auf seiner Tour in einem Hotel San Franciscos gestorben. Wie das bei sanguinischen Menschen vorkommt, war sein Ableben während der Benutzung des gewissen Örtchens erfolgt.

Gründlich, wie die Amerikaner nun einmal sind, wurde von der Hoteldirektion ein Telegramm an das Zentralbüro der Firma in New York aufgegeben:

„Ihr Reisender Brown hierselbst auf W.C. gestorben stop Polizei verlangt Instruktionen stop Was sollen wir machen?“

Die Antwort kam bald:

„Dank für Ihr Telegramm stop Bedauern Ableben Browns stop Schicken Sie uns sein Orderbuch Geld und Papiere stop Lassen Sie ihn beerdigen stop und dann . . . ziehen Sie die Kette.“

Lieber Simplicissimus!

Wenn ich schon einmal ins Theater gehe, habe ich immer das Pech, daß besonders kunstverständige Mitmenschen in der Reihe vor mir oder hinter mir ihre Urteile abgeben. Auch diesmal konnte ich meinem Schicksal nicht entgehen.

Es war im Berliner Staatstheater, und man gab die „Hermannsschlacht“.

Schon zu Beginn der Vorstellung erklärt der Mann seiner Frau die historischen Zusammenhänge.

Die wilde Bärenszene rollt auf der Bühne ab. Der edle Ventidius hat seine Römerseele in den Armen der Bärin ausgehaucht. Der Vorhang fällt, es bleibt dunkel. Das Publikum ist sichtlich ergriffen.

Plötzlich ertönt halblaut im schönsten Sächsisch hinter mir eine Frauenstimme: „Allerhand, alles wäjen eener Logge!“

Darauf er: „Laß doch, is ja bloß Deader!“

*

Ein badischer Oberförster, ein guter heiterer Mensch, nahm sich nach dem Tod seiner ersten Frau eine zweite: die war eine böse Bisgurn und machte ihm, wo es nur anging, das Leben sauer. Als 1914 dann der Krieg ausbrach, meldete sich der Oberförster sofort freiwillig, obwohl er als Hauptmann der Landwehr noch nicht aufgerufen war. Beim Ausrücken des Regiments wandte er sich an einige Amtsbrüder, die von ihm Abschied nahmen, und sagte mit einem Hinweis auf die ausziehenden Kameraden fröhlichen Gesichts: „Sehen Sie: die ziehen jetzt alle in den Krieg; und ich — ich zieh in den Frieden.“

Dreistimmige Musik

Eine Stimme singt in der Nacht,
Nacht, die ihr bange macht.
Singt ihre Angst, ihren Mut.
Singen bezwingt die Nacht,
Singen ist gut.

Eine zweite hebt an und geht mit,
Hält mit der andern Schritt,
Gibt ihr Antwort und lacht,
Weil zu zwei'n in der Nacht
Singen ihr Freude macht.

Dritte Stimme fällt ein,
Tanzt und schreitet im Reihn
Mit in der Nacht. Und die drei
Werden zu Zauberei
Und Sternenschein.

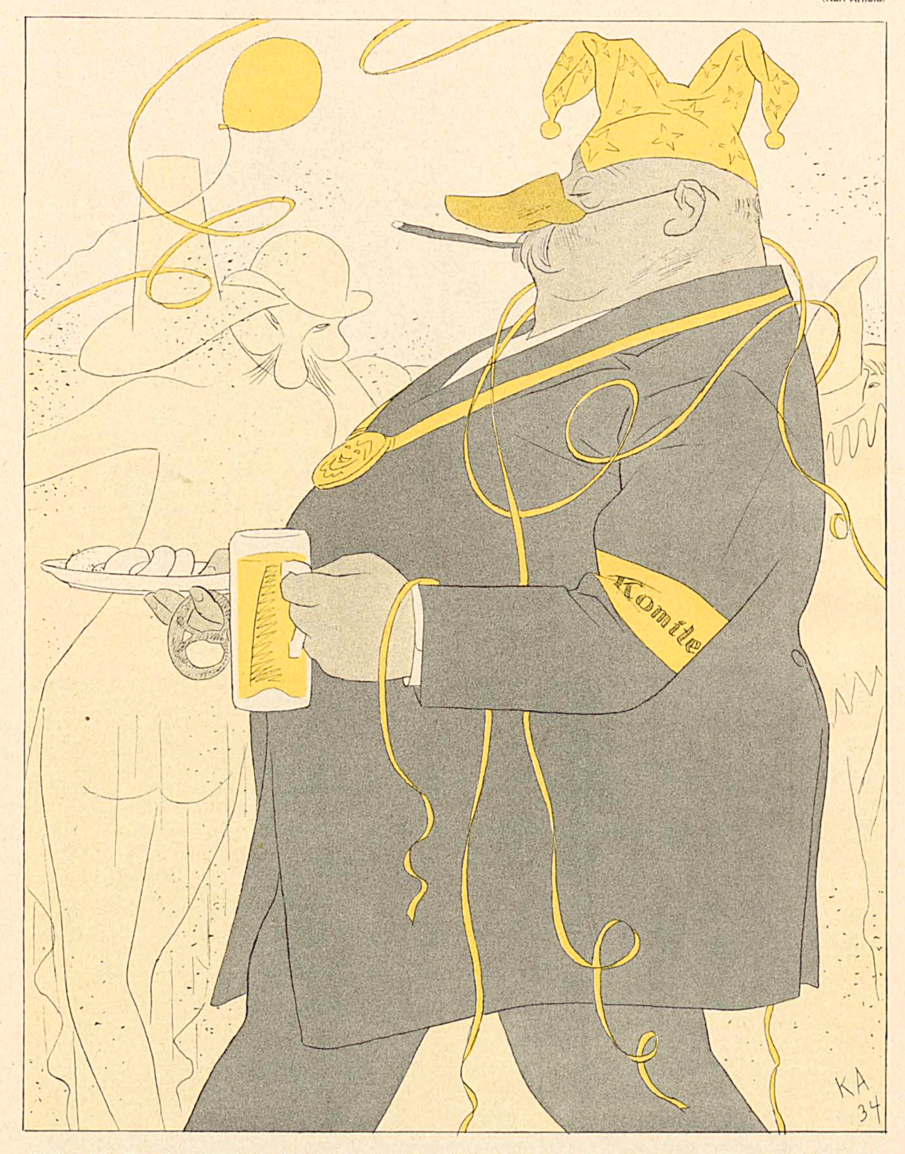
Fangen sich, lassen sich,
Meiden sich, fassen sich,
Weil Singen in der Nacht
Liebe weckt, Freude macht.
Zaubern ein Sternenzelt,
Drin eins das andre hält,
Zeigen sich, verstecken sich,
Trösten sich, necken sich . . .

Nacht wär' und Angst die Welt
Ohne dich, ohne mich, ohne dich.

Hermann Hesse

Auf geht's!

(Karl Arnold)



„Vafluachte Gaudi, vafluachte! Jetzt derfst wieda d' Weißwürscht mit an Konfettizuasatz unter a fremde Nas'n schiab'n."

München, 20. Januar 1935 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Mutter Deutschland spricht:

(Wilhelm Schulz)



„Aus fremder Haft, aus Nacht und Wind,
aus Vogelleim und Phrasenschleim
komm jetzt in meine Arme, Kind,
und in das Haus, wo du daheim!“

Im Frühlicht

(Alfred Kubin)



Judith / Von Katarina Botsky

„Schön sind Sie, Fräulein", sagte der Herr zu ihr, „aber —"; aber doch nur ein Serviermädchen, setzte Martha im stillen hinzu. Denn das meinte er doch wohl. „Und das rote Kleid", fuhr er fort (Purpurkattun mit Erdbeerblüten bedruckt), „steht Ihnen geradezu königlich." Martha stieß sich die weiße Kopfrüsche aus der Stirn, denn ihr wurde heiß. Er: „Augen haben Sie wie Friedrich der Große." Das Serviermädchen lachte schallend auf. Ihre Wangen glühten mit ihren blauen Augen um die Wette. Patzig tat sie ihren frischen Mund auf: „Sie müssen mir nicht Raupen in den Kopf setzen. Was wollen Sie eigentlich von mir?"
Er verschlang sie mit den Augen und schwieg, dann ging er; ging durch den langen Korridor davon.
Die Herren machten ihr ewig Komplimente — und dann gingen sie; gingen. Doch ihre Komplimente blieben und verdarben sie für ihresgleichen. Wie sollte das enden? Ihre fünfundzwanzig Jahre schrien manchmal so laut, daß sie sich hätte die Ohren zuhalten mögen. In solchen Fällen ging sie schlachten oder scheuern, was ihr gar nicht oblag im Hotel, — bloß um mit ihren Kräften fertig zu werden.
Immer schien die Sonne: jeden Tag. Und der Mond — auch Sonne für Martha, so gesund war sie. Und Regen machte sie noch übermütiger, wenn er ihr überhaupt bewußt wurde. Im Herbst staute sich eines Tages das Regenwasser vor der Hintertür des Hotels; eiskaltes Wasser. Martha warf ihre Schuhe nach rechts, die Strümpfe nach links, dann sprang sie lachend hinein, sich den Rock auf der einen Seite in den Gürtel stopfend. Der Wind peitschte den roten Kattun längs ihren blanken Beinen, riß ihr das Haar auf und hob einzelne Locken als schwarze Schlangen hoch. Ihre Augen funkelten vor Energie und Lebenslust; patsch, patsch watete sie zu dem Geflügelkäfig hin, um zu schlachten. Der Block stand da, und das Messer lag schon bereit. Es waren junge Hähnchen, die, zitternd und frierend, ihres Schicksals harrten. Martha nahm einem nach dem andern mit roher Geschicklichkeit den Kopf ab. Jedesmal ein Aufkreischen, dann Stille, — dann schleuderte Martha das geköpfte Tier, achtlos, auf einen trockenen Fleck, und es lief immer noch ein paar wilde Schritte davon, ins Leben zurück, könnte man sagen, ehe es umkippte. Martha wühlte mit den Füßen im blutigen Wasser. Ihre Hände waren klebrig rot. Ihr Mund stand feucht offen. Das Messer war so scharf, so scharf . . . sie hätte immer so weiterschneiden mögen, bis nichts mehr in ihr schrie. „Hopp!" rief sie verhalten und ließ das letzte Hähnchen, kopflos, davonlaufen. Befriedigt wischte sie das Messer mit den Fingern ab, den Kopf mit dem fliegenden Haar im Genick, den Blick im Leeren. „O Judith, wie bist du so grausig schön —!" rief eine Stimme aus einem Fenster. Seitdem wurde Martha „Judith" genannt.
Jetzt wohnten nur noch wenig Gäste im Hotel, denn der Sommer ging zu Ende. In die leeren stillen Zimmer zog die laute Stimme der See. Die brauchte keine Bedienung. Was blieb für Martha zu tun? Wohin mit ihrer wilden Lebenskraft? Sie griff zur Scheuerbürste. In der ersten Etage, wo niemand mehr wohnte, riß Martha den langen, langen roten Läufer auf, rollte ihn zusammen, schmiß sich über den Boden und raste stundenlang mit der Bürste auf ihm dahin. Alle Zimmertüren, rechts und links vom Korridor, hatte sie geöffnet, auch alle Fenster in den Zimmern. Die Sonne stach durch die linke Zimmerreihe über den Korridor nach der rechten hinüber, und der Seewind sauste umgekehrt hindurch. In Glanz und Blasen tobte Martha mit der Bürste über den Fußboden. Wütend schrillte ihr Gescheure durch das ganze Haus. Vielleicht verstand die Sonne, was die Scheuerbürste heulte unter „Judiths" Hand. Das Sonnenlicht spielte so nachdenklich auf den farbigen Teppichen in den lauschenden Zimmern. Scheuerbürste und Schlachtmesser waren die Verkünder von „Judiths" Kraft und Not in einer wilden und blutigen Sprache.
In diesem Winter fiel sie den Kom-

(Schluß auf Seite 509)

Zeichen und Wunder

In dieser Nacht hat Gott mit mir gesprochen.
Er rief aus einer Wolke mich heran.
Ich trat zum Fenster — und ich sah ihn an.

Und fürchterlich war sein Gesicht,
dies silbergraue, das aus großen Augen
auf mich hinstarrte, und der Mund —
wie grausam, wahrheitfordernd traf er mich!

Schaudernd, gebannt, begriff ich das Gericht.
Und hielt ihm stand.

Kein Wimperzucken trennte unsern Blick.
Wie sanken diese Augen in mich ein,
wie war ich schutzlos und wie war ich klein!
. . . Und rang mit Gott um dich!

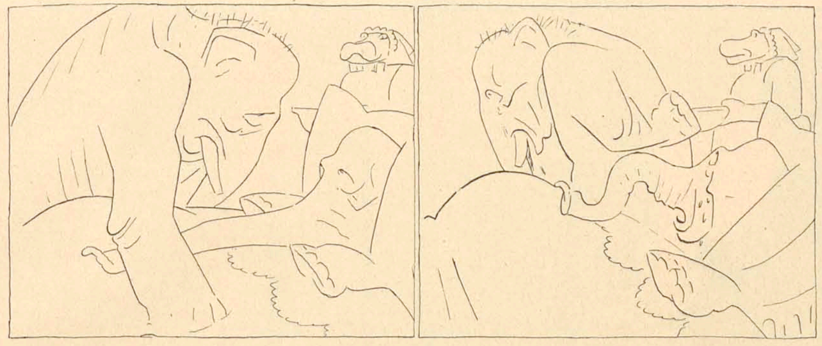
Oh, Ungeheures ging am Himmel vor . . .
Bis langsam in dem aufgerißnen Mund,
so wie ein Vater scherzt mit seinem Kinde,
ein Stern auftauchte statt der Zunge, und
sich wolkenschnell verwandelnd, stärker strahlte
und wuchs und stieg und — sieh: es war der Mond,
der Seiner Güte Silberbogen malte,
daß die Verwirrte wieder weltwärts finde . . .

Gott hat den Stab nicht über mich gebrochen.

Maria Daut

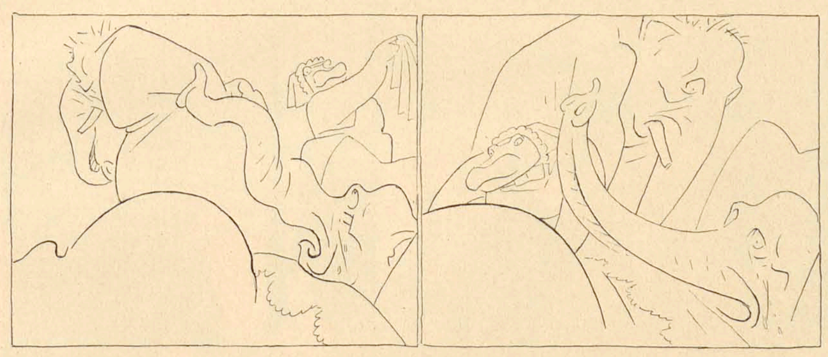
Frohes Familienereignis in Hellabrunn

(O. Gulbransson)



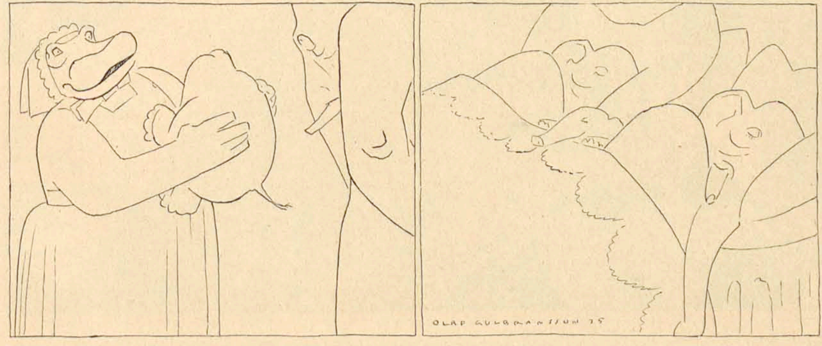
Der arme Boy ist tief bedrückt:

Ob's wohl der guten Mini glückt?



Hebamme Hippopotama,

Gott Lob und Dank, ist hilfreich nah.



„Ein Mädchen!" ruft sie. „Ei, wie nett!"

Erschöpft begibt man sich zu Bett.

Massenhinrichtungen in Sowjet-Rußland

(E. Thöny)



Der tote Russe ist der zuverlässigste Untertan.



(R. Kriesch)

So geht's

„Was schaust du denn so kritisch? Weißt du denn gar nichts zu sagen?" – „Ich weiß bloß, daß wir eigentlich mir einen Hut kaufen wollten!"

Judith

(Schluß von Seite 506)

plimenten zum Opfer. Im Sommer darauf wurde sie beim Schlachten von der Geburt ihres Kindes grausam überrascht. Es hatte die starren verängstigten Augen der jungen Hähnchen, ehe sie sterben mußten. Sein erster Anblick zertrümmerte den ganzen Stahl in „Judiths" starker Konstruktion. Es währte indessen nicht lange, und sie servierte schon wieder. Jetzt war ihr Kleid blau, jetzt verabscheute sie die rote Farbe. Ihre Ausdrucksweise hatte etwas Einfältiges bekommen. Und sie schlachtete und scheuerte nicht mehr. Verschlossen trug sie die Scherben von dem in sich herum, was einst in ihr gefedert hatte. Als das Hotel im Spätherbst seine Pforten schloß, nahm sie keine andere Stellung an, um ihr krankes Kind pflegen zu können. Sie liebte es leidenschaftlich, doch mit Furcht und Zittern; denn seine Augen entsetzten sie immer aufs neue. Trug sie eine Schuld diesen Augen gegenüber? Warum mußte sie durch sie leiden? Ja, kann der rohe Stein dafür, daß er zum Gebrauch erst grausam geschliffen werden muß?! Daß er roh ist?!

Der Regen ging in langen schwarzen Schnüren an einem schmutzigen hageren Hause nieder in der Stadt. Ganz oben preßte sich ein blasses Gesicht an eins der schmalen Fenster, und daneben sah ein kleines, starr und verängstigt, ins Leere. Wie aus einem Käfig, den der Regen vergitterte. Verzweifelt drückte Martha das Kind an sich: „Lach doch! Lach doch bloß ein einziges Mal! Ich weiß ja nicht, was ich sonst tu —!" Sie rüttelte es, ihm verzerrt zulachend. Es nützte nichts. Des Kindes Augen waren auch schuld an ihren furchtbaren Träumen. In diesen Träumen, dann — war es immer — ein Hähnchen und dann — — — O Judith!

Es hatte nie gelacht, als es kraftlos von dannen ging, gerade am Heiligen Abend. Den kleinen Engel von der kleinen Tanne bekam es mit in den Sarg. Martha sah nun den Engel mit dem Kind — in nächtlichen Visionen — durch graue Wolkenstraßen trippeln zu einer goldnen Pforte. Die sie dann beide nicht öffnen konnten, weil sie viel zu klein dazu waren. Sie standen so winzig und ergeben davor in ihren dünnen wehenden Hemdchen und froren bitterlich. „Wie kalt! Wie kalt!" flüsterte Martha mit klappernden Zähnen. „Hätte ich ihm doch wenigstens die Wickelhosen angezogen —! Dann würde ich doch ein klein bißchen weniger leiden." Ewig hörte sie den Engel für das Kind am verschlossenen Tor des Paradieses klopfen, besonders aber in der Nacht. Es waren die Klopfkäfer in den alten Wänden . . .

Schließlich fand sie eine Anstellung in einer Klinik, wo sie auch Gelegenheit hatte, bei der Krankenpflege behilflich zu sein. Hier war sie lange graue Jahre, in denen auch ihr Haar grau wurde. Nur am Abend ging sie aus, um frische Luft zu schöpfen. Immer um die Klinik herum, in großem Bogen immer um die Klinik herum. Die stand wie ein riesiger Stein in der Mitte, und sie umschritt ihn —: sie schien ihn dabei mit sich im Kreise herumzudrehen, samt all den vielen Qualen, die er barg, und das jeden Abend, jedes Jahr. Es war für sie der Mahlstein, an dem ihr eigner roher Stein geschliffen wurde . . .

Nach Jahr und Tag verlor sie ihre Stellung, weil die Klinik aufgelöst wurde. Noch war Martha stark und arbeitsfähig; aber — fünfundvierzig Jahre alt. „Das Hotel am Meer" nahm sie noch einmal in seine Dienste, sogar wieder als — Serviermädchen. Jetzt war ihr Kleid schwarz. Aber auch im Hotel kam ihr alles dunkel geworden vor. Ihr graues Haar verbarg sie geschickt unter der weißen Rüsche. Stattlich ging sie um die Tische herum; auch dieses Mahlgänge: denn unaufhörlich zerrieb sie dabei ihre Erinnerungen. Auch dieses wetzte den Stein. Unaufhörlich klapperte in ihrem Kopf die Mühle „Es war einmal". Nicht leicht, dabei die vielen Fragen der Gäste zu beantworten. Und ihre Ausdrucksweise war noch unbeholfener geworden.

Abends saß sie mit den Hotelmädchen im nahen Gehölz auf der Erde, streckte müde die schweren Beine aus und sagte jedesmal ein wenig traumverloren: „Ob ich noch e bißche bad'?" Die Mädels lachten und gingen baden. Martha blieb sitzen und hörte die Mühle „Es war einmal". Und dachte oft: Immer scheint jetzt der Mond. Wenn die Sonne scheint — auch wie Mond! Wenn ich aufsteh, morgens — nichts als Mond! Einmal preßte sie die Nägel in ihr Fleisch und sagte: „Die Wände sind zu dick geworden. Die Sonne kann da innen nicht mehr Licht machen. Darum is immer so schummrig."

Wenn sie im Bett lag in ihrer alten Kammer, fuhr manchmal, spät abends, ein Auto am Küchengarten vorüber. Das warf immer einen Lichtschein durch den Vorhang auf die Wand. Ein weißliches Lampion schien dann längs der nackten grauen Wand durch die Dunkelheit zu schweben; ein Licht: unwirklich, spukhaft. So war jetzt alles. Heute hatte sie auf Wunsch und sehr ungern zum erstenmal wieder Hähnchen geschlachtet, das weckte viele, viele Erinnerungen. Als das Geisterlampion über die Wand schwebte, lag Martha schon im Halbschlaf, sehr müde vom heutigen Tag und mit Schmerzen in den Beinen. Die Vergangenheit stieg auf —: Schwarzes Regenwasser hatte sich vor der Hintertür des Hotels gestaut, und nun mußte sie im Wasser schlachten. Wind riß beißend an ihrem roten Kleiderrock, und das Wasser brannte. Ein rauhes Weinen brach scheu aus ihrer Kehle und stockte jäh. Hatte doch wohl niemand gehört? Unter den vielen, die im engen Käfig des Messers harrten, war auch das eine — das eine . . . Und sie konnte nichts ordentlich unterscheiden, so dunkel war es schon. Sie hätte schreien mögen vor Angst. Das Herz polterte in ihrer Brust. Ihr Gesicht rieb sich an den Käfigstangen wund. Welches war es nun eigentlich? Das schwarze oder das weiße? „Lach doch! Dies einzige Mal! Sonst — — — Ich kann ja das tolle Messer nicht länger bändigen." Mit ihrer ganzen Wucht warf sie sich darüber hin. Und fühlte einen Schmerz — ein Zerrissenwerden wie damals vor bald zwanzig Jahren, als — — — Stöhnend wälzte sie sich in dem roten Wasser, das so heiß war. Etwas löste sich aus ihr, etwas schwamm auf zu ihr, in ihren Arm. Ihr grauste vor seinen Augen. Da —! Weißer Glanz ging durch den Raum, und das Kind in ihrem Arm lächelte überirdisch schön.

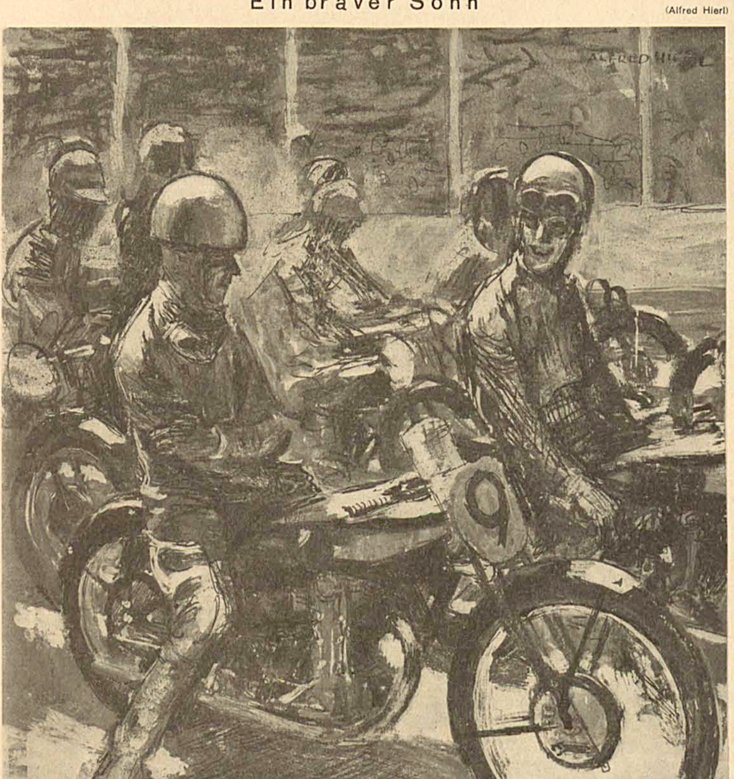
Der unheimliche Löffler

Von W. Tollhaus

Im Keller eines Vorstadthauses hatte sich zwei Jahre nach dem Kriege der Schuster Friedrich Wilhelm Löffler niedergelassen. Niemand kannte ihn oder seine Frau, aber jedermann wußte, daß es ihm herzlich schlecht gehe. Man sah ihn im Sommer und im Winter mit einem alten grauen Soldatenmantel über die Straße huschen, als ob er nicht gern bemerkt werden wollte. Kam man in seine Werkstatt, um ein paar Schuhe flicken oder besohlen zu lassen, so schien er verlegen zu werden. Jedenfalls hatte er kaum den Mut, einen der Kunden anzusehen und den genauen Preis zu nennen, den er für seine Arbeit fordern mußte.
Obwohl die beiden Vornamen Friedrich Wilhelm etwas Preußisches, Klares, Geordnetes versprachen, schien in dem Leben, das sie etikettierten, irgend etwas dunkel und rätselhaft zu sein. Da nun sein Schauplatz diese Vorstadtwelt mit ihrem Interesse an privaten Dingen war, gewann das Löfflersche Ehepaar zuerst für die Gespräche der Dienstboten und dann bald auch für die der Herrschaften steigende Bedeutung. Man wollte jetzt bemerkt haben, daß Löffler nach Dunkelwerden ausging und erst morgens ganz früh und sehr lautlos wieder in seine Werkstatt zurückkam. Es wurde gesehen, daß er manchmal ein schweres Bündel heimbrachte. Das alles war gewiß sehr verdächtig. Als es aber dann auch noch zuweilen nach gebratenem Fleisch und anderen schönen Gerichten, wie Grünkohl oder Sauerkraut, aus dem Löfflerschen Keller roch, ja als der arme Flickschuster sogar manchmal ein paar Flaschen Bier aus der Krämerei holte, da war es für jeden Einsichtigen klar: Löfflers gingen nachts auf Raub aus!
Jetzt aber begann die Phantasie der Dienstmädchen und der Herrschaftsfrauen zu arbeiten. Aus dem scheuen Flickschuster wurde langsam ein Unterweltler von unheimlicher Verstricktheit in alle Verbrechen, die irgendwo geschahen. Brauchte man sich das Grausen wirklich noch erst im Kino für gutes Geld zu kaufen, wo man es sozusagen aus der Quelle selbst durch einen Blick aus dem Kammerfenster haben konnte, wenn man sah, wie der Einbrecher oder Räuber persönlich zu seinen gefährlichen Taten auszog oder mit Beute zurückkam!
Vielleicht mordete Löffler sogar! — Wer konnte es wissen! Wie interessant aber würde es sein, wenn man seinen Bekannten bei dem sicher einmal kommenden großen Mordprozeß „Löffler" sagen konnte: Ich habe ihn recht gut gekannt!
Und siehe: Was dem kleinen Flickschuster Friedrich Wilhelm Löffler nicht gelungen war, gelang dem sagenumwobenen Einbrecher und Räuber Löffler: er bekam zu tun. Wie solche Verbrecher es schwer haben, will niemand glauben! Nachts Geldschränke aufbrechen, an Fassaden heraufund herunterklettern, über Dächer flüchten, und am Tage dann von morgens bis abends, wie Löffler, den beschäftigten Schuster spielen — das strengt an. Man mußte es Löffler lassen, er wuchs immer mehr in die Rolle hinein, die er sich zu spielen vorgenommen hatte. Nur ganz scharfe Augen konnten noch erkennen, daß sich hinter diesem fleißigen Schuster eine sehr viel interessantere Persönlichkeit verbarg.
Auch an Liebenswürdigkeiten mannigfaltiger Art fehlte es ihm jetzt nicht. Da war ein Rentier Mützenband aus Nummer 4, der anscheinend Bargeld im Hause hatte. Er brachte ihm zwei Flaschen Kornschnaps als Geschenk in der Hoffnung, daß Löffler bei seinem Wohltäter nicht einbrechen werde. Frau Süßenguth, die Sekretärswitwe, die so gut Kuchen backen konnte, mußte sich die Freude machen, Löfflers einmal einen Topfkuchen zu stiften. Der Zigarrenhändler von der Ecke war gleichfalls recht freigebig, und der Schlächter, der Butterhändler und Herr Siebenhals, Kolonialwaren en gros und en détail, ließen sich nicht lumpen, wenn Löfflers einkauften.
Die beiden Löfflers aber verstanden die Welt nicht mehr. War plötzlich ein Engel vom Himmel gestiegen und hatte dem braven Friedrich Wilhelm Löffler, nachdem er vier Jahre lang im Westen und Osten in den Schützengräben gelegen hatte, zweimal angeschossen war und ein paar Jahre lang nach dem Kriege nie satt zu Bett gegangen war, endlich einmal ein erträgliches Leben geschaffen? Waren die Menschen jetzt alle so nett zu ihm, weil sie sahen, er wollte arbeiten von früh bis spät, wenn er nur nicht wie ein Hund zu leben brauchte? Und seine gute Sophie verdiente es ja wirklich, daß es ihr endlich einmal erträglich ging. Was hatte sie nicht alles im Krieg ausgestanden, als sich die kleine Schusterei in ihrer Heimat nicht halten ließ, während er im Felde war! Für diese Sorgen sollte sie nun wohl entschädigt werden. Freilich: zuerst hatte es mit dem neuen Geschäft recht bös ausgesehen! Wenn ihm sein alter Kamerad Rodig nicht die Nachtwächterstelle auf dem Bauplatz verschafft und ihm manchmal eine gehörige Last Abfallholz mit nach Hause gegeben hätte, dann wär's wohl kaum möglich gewesen, durchzukommen und im Winter in einer geheizten Stube zu sitzen. Nun aber ging es ja gut voran! Nun konnte er den Nachtwächterposten für einen andern armen Kerl freimachen, denn er kam ja mit der Schusterei durch!
Löffler ging also jetzt nachts nicht mehr weg.
Das wurde sehr bald mißfällig bemerkt. Zuerst glaubte man, er mache Ferien oder habe Grund, sich besonders vor der Polizei vorzusehen. Dann aber war es zu langweilig, immer aufzupassen, ob er sich für seine Raubzüge wegschliche, wenn er es doch nicht tat. Das Interesse am Fall Löffler flaute ab. Die Lieferanten gaben richtiges Gewicht, wenn er einkaufte. Es gab keinen Kornschnaps, keinen Topfkuchen und keine Gratiszigarren mehr. Der Umsatz des Geschäftes wurde wieder kleiner.
Löffler hätte nie erfahren, woran es lag, wenn nicht Martha, das Mädchen von Zitenwitzens in Nr. 8, einmal abends in der Werkstatt, als sie ihre Schuhe abholte, gar nichts anderes und Lustigeres zu erzählen gewußt hätte als die komische Geschichte, daß die Leute früher den braven Friedrich Wilhelm Löffler für einen Einbrecher oder Schlimmeres gehalten hätten.
Da begriff der Held dieser Geschichte, was es mit dem Aufschwung und dem Abstieg seines Geschäftes für eine Bewandtnis hatte und woher die Achtung und die Liebe der Nachbarn gekommen war. Nachdem er ein paarmal kräftig ausgespuckt hatte, sah er Martha geradezu stechend an und sagte in einem Tone, bei dem man wirklich eine Gänsehaut bekommen konnte: „Da hab' ich ja mal Glück gehabt, Martha!"
Und wie ihm Martha so Auge in Auge gegenüberstand, da begriff sie: Es war doch wohl etwas dran an der Geschichte mit Löffler!
Man paßte wieder auf! Richtig, der Schuster verschwand des Nachts und kam morgens zurück. Da hob sich auch das Interesse der Kundschaft er-

Ein braver Sohn

(Alfred Hierl)



„Warum haste vorhin zum Mikrophon hin ‚alter Esel' gebrüllt?" — „Det war det Zeichen! Wo doch Muttern zuhaus vorm Radio sitzt!"

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl ... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM —.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

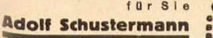
neut. Als er nach einiger Zeit inserierte: „Gut gehende Schusterei umständehalber zu verkaufen" und er wirklich auch einen Käufer fand, der ihm ein paar hundert Mark in die Hand drückte, da wußte man: Der Boden wird ihm zu heiß unter den Füßen!
Friedrich Wilhelm Löffler aber zog nur vom Norden der Stadt nach dem Osten. Er hat sich dort eine gute Gegend ausgesucht, in der viele gute Bürgersleute wohnen. Und jetzt wußte er auch recht gut, wie sich die Einbrecher in der Nachbarschaft auffällig zu machen wissen. Bald war er wieder gefürchtet beziehungsweise geachtet. Im ganzen Viertel ließ man die Stiefel bei dem unheimlichen Löffler flicken und besohlen; besonders Kluge kauften sogar ihre neuen bei ihm. Auch Schnaps, Zigarren, Kuchen und andere schöne Dinge wurden wieder bei Löfflers abgegeben und als selbstverständliche Tribute entgegengenommen.
Wenn ein findiger Konkurrent ihn nicht noch als ehrlichen und fleißigen Handwerker entlarvt, kann er sich noch einmal einen Schuhladen in einer guten Straße kaufen.

Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerurfan-Vertrieb Bad Reichenhall 620.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
von Karl Arnold / Kart. Mk. 1.50 franko
Simplicissimus-Verlag / München 13

Inseriert ständig im Simplicissimus

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie
Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1890 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20



Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.
Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht besonders f. Thüringen, Sachsen, Rheinland, Hamburg u. Schlesien.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler Lokal

Satyrin-Tabletten
Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung sexuelle Neurasthenie, Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 11.

Gesundheitspflege!
Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a M., Speyerer Straße 17 a.

GRATIS
illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216 S.

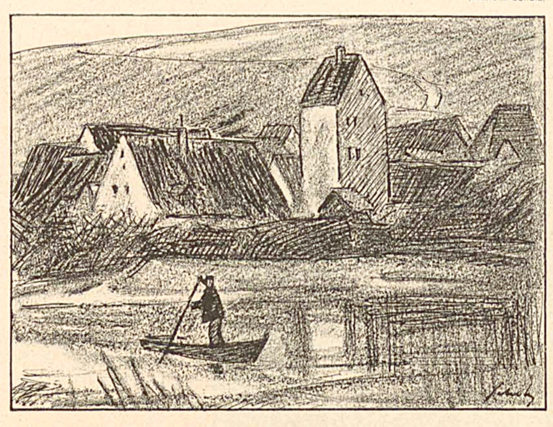
Gratis
sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel.
Gummi-Industrie Medicus Berlin SW 68
Alte Jakobstraße 8

Jagd-literatur
Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11.
Verlang. Sie kostenfrei unf. Literaturprospekte.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

(Wilhelm Schulz)



Im warmen Kleid / Von Johan Luzian

Im Winter über die Hügel wandern, im warmen Kleid, mit Fellmütze auf dem Kopf und Ohrenschützern, mit Fausthandschuhen und Nagelstiefeln, innen warm und außen warm, im Wandern pfeifend, so dahinschlendernd ohne alle Eile — ist das nicht Genuß?

Die Kälte kriecht aus dem Boden hervor, lauert unter den schwarzgrünen Fichten, nistet in den Buchenwipfeln und sinkt in immer neuen Schwaden vom blaßgrauen Himmel herab. Im sumpfigen Boden kracht und bricht die Erde unter dem Tritt; von den gefrorenen Wagenspuren kollern harte kleine Brocken in die Rinnen; kleine zierliche Stapfen von Reh und Hase und Krähe sind im Maulwurfshügel festgefroren; Eicheln und Bucheckern sind festgefroren, wo sie liegen; Gänseblümchen sind festgefroren mit Blüten und Grün, die roten Früchte des Hagedorns, die schwarzblauen Beeren des Blaustrauchs, die silbernen Haarbüschel der Kletterreben sind gefroren, sie glitzern von Reif; das rostrote tote Laub am Jungholz der Buchen ist reifig gefroren, die Distelstauden mit ihren Silberhäuptern frieren, die Meisen und Distelfinken frieren; sie picken und piepen an den dürren Stauden; der Specht, der am Baum hämmert, hungert und friert, der Habicht friert auf der Fichtenspitze, die Krähen krächzen hungrig im Frost. Ja, über dem erfrorenen Land mit den gelbgrünen, grüngrauen, graubraunen, braunschwarzen, schwarzolivenen Farbenschimmern hängen der Frost und der Winterdunst und die Einsamkeit und der Tod. Ein Schuß hallt lang über den Wäldern und echot im Seegrund und grollt dahin in die Ferne. Das Vesperglöckchen vom Dorfturm hallt dahin und echot und vergeht über den leeren Feldern und Gründen.

Auf dem Weg über Wiesenhügel und Buschwald, über knusperig gefrorene Lehmschichten, an Steinmarterln und zugigen Heuschobern vorbei wandert ein Mann in abgetragener blauer Uniform, mit klobigen Schaftstiefeln an den Füßen, mit Fellmütze auf dem Kopf und Ohrenschützern, eine Art Amtsperson, wenigstens halb und halb, ein wohlverhüllter, wohlgewärmter Mann, der Bote vom Amt. Sein Stock schlägt vergnügt gegen die Steine am Weg, gegen die reifigen Büsche; der Mann pfeift ein bißchen, singt ein bißchen brummend durch den Bart; er muß sich auf manche Weise Bewegung machen, denn er hat gut gegessen soeben im Dorfwirtshaus, wo die Sau gestochen war. Nun muß er weitergehen, muß den Zahlungsbefehl zum Halsner, dem einschichtigen Mann im Wiesenbachtal, bringen. Zu ihm, dem mageren Hungerleider, und seiner bleichsüchtigen Tochter muß er wandern, der Amtsbote, und wenn er auch weiß, daß das Formular, das er vorzeigen muß, und die ganze Formalität beim Halsner umsonst sind, daß der Kaufmann sich diese Umstände sparen könnte, ihm die Stunde Wegs sparen könnte, er muß doch unverdrossen weiterwandern zum Halsner. Wer konnte ihm da wohl die Brotzeit verdenken beim Wirt, wo die Sau gestochen war? Da hat er sich also zuerst einmal den Magen gewärmt mit der fettigen Schlachtsuppe, und dann kam eine Lage Kesselfleisch, schönes, zartes, würziges Kesselfleisch mit Salz und Pfeffer und süßem Senf darüber, und dann waren auch die Blutwürste und die Leberwürste schon fertig, und warum soll man nicht mitnehmen, was sich so lockend anbietet? Aber dazwischen mußten ja wohl ein paar Schnäpse gegossen werden, damit sie das Fett zerteilten, und die Würste machten auch Durst. Und weil ein anständiger und solider Mann seinen Durst nicht mit Zwetschgenwasser stillt, sondern mit mildem, frommem, unschuldigem, dunklem Bier, so kamen noch zwei Maß hinter den Schnäpsen drein; und um dem Mahl einen gehörigen Abschluß zu geben, bestellte sich der Mann noch einen Klosterkäse, der gerade recht im Saft war, nicht zu weich, nicht zu hart, und schnitt sich kleine Würfel vom Anis-und-Kümmel-Brot dazu. Und dann zahlte er die Zeche, und weil sie kleiner ausfiel, als er gedacht hatte — er war hier beim Wirt ja gut bekannt, war sozusagen eine Respektsperson, mit der man sich gern gut stellte —, so konnte er sich noch zu guter Letzt eine dritte Maß leisten, und somit war er gerüstet für den weiten Weg und die Kälte. Er knüpfte sich das Wolltuch fest um den Hals und blies den Rauch vom Stumpen vergnügt durch die Nase.

So war er also nun unterwegs zum Halsner; das war ein rechtschaffener Mann, aber das Unglück hatte ihn doch heimgesucht; erst war die Kuh zum Notschlachten und dann das einzige Pferd zum Schinder gekommen. Der Vater im Himmel wird schon wissen, warum er gleich im neuen Jahre diese Schläge schickte, warum alles so geht im Leben; der Himmivatter hat es ja alles vorbedacht. Der Himmivatter schickt den Frost und den Tod und die Armut und schickt auch die Wärme und das Wohlsein und die Lust am Leben, alles wie es gerade kommen soll, alles vorbedacht, alles wohl vorbedacht über Gerechten und Ungerechten. Hahaha, der Amtsbote muß ein wenig lachen; wer ein warmes Kleid hat, einen schön gewärmten Bauch, eine Pelzmütze mit Ohrenschützern, der gehört zu den Gerechten; ja, gewiß, wer wollte das bezweifeln? Niemand auf der Welt! Geh von den Eskimos zu den Kaffern und von den Indianern zu den Chinesen, überall ist es das gleiche; der Himmivatter weiß schon warum, und uns geht's nichts an.

Und dann biegt der Mann das letzte Stück gefrorenen Wegs hinunter und steht vor dem armseligen Häuserl des Halsner, steht vor dem Halsner, der Knüppelholz auf dem Sägebock liegen hat, schlechtes, niederes Holz, das er in schuhlange Stücke zersägt; er hat schon einen kleinen Berg da liegen. Er sieht kaum auf; die Säge schnarcht weiter durch die grünen Buchenknüppel; aber schließlich wischt sich der Halsner einmal mit dem Handrücken über die Stirn und schiebt die Wollmütze ein

(Schluß auf Seite 514)

Der neue Kalender

Nun hast du in Taschen- und Schreibtisch-Kalendern
nach den alten alles neu eingetragen,
und leider gab es da manches zu ändern
an Dingen, die dir sehr wenig behagen.

In die Liste der Freundes-Geburtstags-Daten
konnte mancher nicht mehr übernommen werden:
mit dem bist du aneinandergeraten,
und ein anderer Lieber ruht unter der Erden.

Der hat sich großklotzig-übel benommen,
seitdem er nun „Prominenter" heißt,
und jener ist unter die Räder gekommen
und „unbekannt wohin" verreist.

Von den Frauen sind viele nun ehlich verbunden
und widmen statt dir sich Mann und Kind.
Und andere sind verschollen, verschwunden,
und die Post selbst weiß nicht mehr, wo sie sind.

Und nur auf den wenigen dünnen Spalten,
wo du deine Schulden dir aufgeschrieben,
blieb leider alles — alles beim alten:
die Schulden allein sind dir treu geblieben — — —

Benedikt

Frühjahrsmanöver im Pazifik

(E. Schilling)



„Weil wir grade so gemütlich beieinander sind, könnten wir ja eigentlich gleich Ernst machen.“

Im warmen Kleid

(Schluß von Seite 512)

Stück höher. Er sieht den Boten vom Amt aus trüben, müden, gar nicht bösartigen Augen an, er kratzt sich die Stoppelwangen und hört sich das Wort Zahlungsbefehl und die Ziffer ruhig an, die da genannt wird, als ginge ihn das nicht viel an, als spiele das alles ganz woanders, nur nicht gerade bei ihm. Und das bleichsüchtige Mädchen tritt auch in die Tür und steckt den Kopf heraus und lauscht; aber es hat ganz weite, angstweite Augen, wie es etwas von „widrigenfalls" und von Pfändung hört. Dann aber macht der Halsner der Sache schon ein Ende: er legt einen frischen Knüppel auf den Sägebock und dreht sich zum Boten hin und brummt einen Fluch, einen landsüblichen Fluch, nein, eine Aufforderung, eine etwas schamlose Aufforderung hinüber, und dann sägt er weiter am grünen Holz und spuckt zur Bekräftigung, daß er nun alles gesagt habe, auf die gefrorene Erde. Und der Bote faltet sein Papier wieder sorgfältig zusammen; er lacht ganz zufrieden über den Fluch, über die Aufforderung — aber als Bezahlung kann er sie dennoch nicht gelten lassen; auch der Kaufmann wird sie nicht gelten lassen, sie hat ja nicht einmal Seltenheitswert hierzulande. Immerhin, ein solcher Kernspruch ist gut für das innere Gleichgewicht. Und der Bote wendet sich wieder und grüßt mit seinem amtlichen Gruß und geht den gefrorenen Weg wieder zurück, hinauf nach den Hügeln, über die der Wind weht und der Frost fällt. Er wußte es doch, daß der ganze weite Weg umsonst war, daß er ihn sich getrost hätte sparen können, vom Halsner ist nichts zu erwarten; aber hat er nicht eine gute Brotzeit unterwegs genossen, hat er nicht ein behagliches Gefühl im Innern, das ihm die Kälte vertreibt, und ist nicht ein solcher Weg, wenn der Boden schön trocken gefroren ist, ganz gut nach einer Brotzeit? Der Bote läßt seinen Stock zum Zeitvertreib an die borkigen Stämme knallen und lauscht dem Knall befriedigt nach, und oben auf dem Hügel bleibt er stehen und jodelt auf in die fallende Dämmerung: Juhuhuholdididiöh! Und lauscht, wie weit es wohl schallt und woher das Echo kommt, und ist zufrieden mit seiner Jodelkunst und geht weiter, und ist zufrieden mit seinen warmen Füßen in den Wollstrümpfen und in den Nagelstiefeln, und ist zufrieden mit warmem Kleid und Fellmütze und Ohrenschützern — der brave Bote vom Amt.

Aus Ostpreußen

In Uspaunen bei Pillkallen ist Hochzeit. Um ein Uhr haben wir uns zum Hochzeitsmahl gesetzt, um sechs Uhr sitzen wir noch, ohne daß ein Ende abzusehen ist. Aber die Stimmung hat sich inzwischen sichtlich gehoben. Auch meine Tischdame ist wesentlich zutraulicher geworden. „Ach, Herr Doktor, ich mecht Sie mal was fragen, ich trau mich aber nich." Ich rede ihr also gut zu, sie soll es nur ruhig sagen. „Herr Doktor, mechten Sie wohl bees sein, wenn ich mal austreten jeh?"

Eine Unmöglichkeit

In der psychiatrischen Klinik von F. erschien jüngst ein geisteskrankes Mädchen vom Land. Der Bürgermeister ihres Heimatortes hatte sie geschickt und folgenden Brief dazu geschrieben:

„Ich überweise der Klinik die Veronika Meyer; sie behauptet, vom Heiligen Geist schwanger zu sein. Diese Angabe verdient keinen Glauben; die Meyer könnte ebensogut sagen, der Kronprinz oder der Herr Oberamtmann seien es gewesen."

Fundstücke

Groß-Plakatreklame vor den Heidelberger Odeon-Lichtspielen:

> „Ich hab'
> ein himmelblaues Bett . . ."
> mit großer deutscher Besetzung

*

Die Stadt Mainz an ihre Mieter:

„— — — Wir stehen nicht an, dem Mieter vorzuschreiben, daß er bei Vornahme von Reinigungen oder Begießen von Gärten usw. nur einen Eimer Wasser verwendet, wenn er dazu zwei Eimer benötigt."

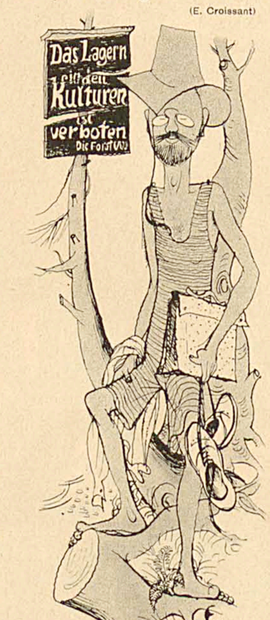
*

Chauffeur

29 J. alt, nüchterner u. sicherer Fahrer, sucht Dauerstellung auf Personen- od. Lieferwagen, wo Heiraten gestattet ist.

Gebändigte Kraft

(E. Croissant)



„Nu, de Galabagos-Baronin gann von Glück sach'n, daß se nich 'n richtij'n Mann zwischen de Finger gerat'n is!"

Das blaue Wunderhemd

Von Fritz A. Mende

Schon ein dutzendmal hätte Balthasar Gelegenheit gehabt, sein gespanntes Suchen, das ihn von einem Schaufenster zum anderen trieb, abzubrechen. Er wollte ja schließlich keine Vierzimmer-Einrichtung kaufen, sondern nur ein Oberhemd, eine simple Oberkörperhülle mit zwei Röhren für die Arme. Hinderte ihn das Mißtrauen des Käufers, der fürchtet, nicht den vollen Gegenwert für die zehn Mark, die es kosten durfte, zu erhalten? Oder ging es ihm so wie dem Mann, der mit einer allzulangen Speisekarte in der Hand verhungerte, weil er vor lauter Auswahl nicht wußte, was er nun eigentlich essen sollte? Es war etwas anderes. Balthasar träumte von einem Oberhemd, das in irgendeinem Regal auf ihn allein wartete, er träumte von einem Ideal-Oberhemd, das zwar mit einer fast mädchenhaften Seele begabt war, aber in seinem Aussehen leider durchaus verschwommen blieb wie alle Träume über das Thema „Einmal wirst du mir gehören . . ." Deshalb schnupperte Balthasar von Schaufenster zu Schaufenster, und der Sonnabendnachmittag ging bald zu Ende.

Wieder blieb er vor einem Schaukasten stehen. Hüte sah er, Mützen und dazwischen ein paar bunte Oberhemden. Ehe er sich wieder „Soll ich — soll ich nicht?" fragen konnte, stand er schon im Laden. Wo kam nur auf einmal die Entschlußkraft her . . .

„Was für ein Hemd soll es denn sein?" fragte die Verkäuferin.

„Ja, ich weiß nicht recht . . .", stammelte Balthasar.

„Vielleicht ein dunkelblaues Hemd? Blau wird jetzt sehr viel getragen. Sehen Sie, da habe ich gerade noch ein Hemd!" Die Verkäuferin kramte in einem Schubfach. „Das ist etwas ganz Besonderes. Achtunddreißiger Größe mit neununddreißiger Kragen. Reine Seide. Nur neun Mark fünfzig. Wirklich eine Gelegenheit."

„Aber ob es mir auch paßt?" fragte Balthasar unsicher. „Ich kann die engen Kragen nicht leiden. Und meistens sind die Ärmel zu lang."

Die Verkäuferin nahm Maß.

„Mein Herr! Das Hemd wird Ihnen wie angegossen sitzen. Ich glaube, das hat nur auf Sie gewartet!"

Balthasar staunte. Da war also ein Hemd, das hatte auf ihn gewartet. Kaum glaublich. Aber die Verkäuferin hatte wohl nur einen Scherz machen wollen . . .

„Darf ich es vielleicht anziehen, damit ich sehe, ob es auch wirklich paßt?"

„Aber natürlich!"

In einem Nebenraum zwischen bis zur Decke gestapelten Hüten, zwischen Packpapier und Schachteln zog er sich um. Das Hemd saß wirklich gut.

„Ich behalte es gleich an. Packen Sie mir das alte Hemd bitte ein." Er zahlte und ging.

Fünfzig Pfennige hatte er gespart. Er konnte also den gelungenen Kauf bei einer Tasse Kaffee feiern.

Das Kaffeehaus leerte sich schon langsam. Balthasar fand einen schönen Platz. Kaum stand die Tasse vor ihm („Wünschen Sie Kuchen?" — „Danke, nein.") — als eine junge Dame an seinen Tisch trat, Balthasar die Hand hinstreckte und sich wegen ihres verspäteten Kommens entschuldigte.

Balthasar war vorher zuviel umhergelaufen.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Großzügig

(R. Kriesch)

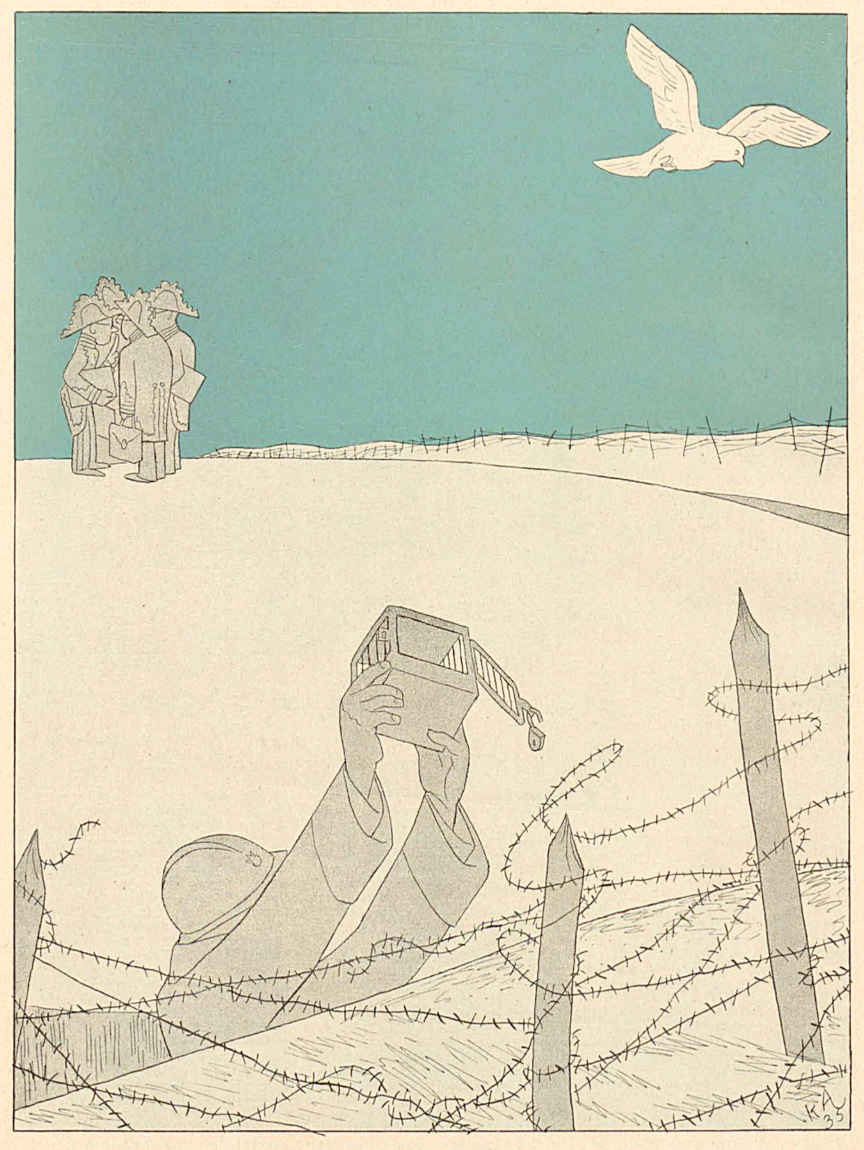


„Is iatz dös net a Schand, daß die Tochter ihr'n Vatern hol'n muaß?" — „Warum denn? Auf dö Weis' kummt des Madl aa amol wo hin!"

Er fand nicht mehr genug Kraft, um die neugierige Frage stellen zu können, wie er denn zu der Ehre käme.
Also sagte er nur: „Oh, das macht wirklich nichts."
Die junge Dame kicherte: „Sehen Sie, das ist nett von Ihnen. Ich wollte Sie ja auch nur auf die Probe stellen. Wissen Sie, Ihr Brief, der hat mir nämlich gar nicht so recht gefallen. Deswegen bin ich eine Stunde später gekommen."
Balthasar machte ein Gesicht wie ein Kind, das zum erstenmal ein Karussell sieht. Einen Brief hatte er also auch geschrieben . . .
„Aber jetzt gefallen Sie mir schon besser", sagte die junge Dame, wobei ihr Blick verträumt über Balthasars blaues Hemd (Reine Seide. Wirklich eine Gelegenheit) glitt. Dann schlug sie die Augen nieder und stellte fest, daß sie Gewissensbisse hätte, weil ihr so was doch noch nie vorgekommen wäre, und sie hätte es doch zum erstenmal getan.
Balthasar bestätigte ihr, daß ihm so etwas auch noch nicht vorgekommen wäre. Und sie brauchte wirklich keine Gewissensbisse zu haben. Er wäre nämlich weder Mädchenhändler, noch hätte er sonstige verbrecherische Neigungen.
„Ja, und was machen wir dann morgen am Sonntag?" fragte sie plötzlich.
Balthasar staunte schon nicht mehr. „Morgen fahren wir ins Blaue", meinte er leichthin und streichelte sein blaues Hemd.
„Ich wüßte einen netten Ausflug", sagte sie. „Ich habe mir auch aufgeschrieben, wann der Zug geht."
Sie öffnete ihre Handtasche. Ein Brief fiel heraus.
Sie lachte. „Mein Erkennungszeichen habe ich ja nicht mehr gebraucht. Das ist Ihr Brief."
„Darf ich ihn noch einmal lesen?" fragte Balthasar unschuldig.
„Selbstverständlich!"
Und Balthasar las: „Sehr geehrtes Fräulein. Von allen Briefen, die ich auf meine Anzeige ‚Anschluß für Wochenendausflüge gesucht' bekommen habe, hat mir der Ihrige am besten gefallen, und möchte ich (und möchte ich — Balthasar erschauerte ob dieses klassischen Stils) Sie am nächsten Sonnabend im Café . . . treffen. Falls Sie früher dort sein sollten, legen Sie bitte als Erkennungszeichen meinen Brief vor sich auf den Tisch. Ich selbst werde ein blaues Oberhemd tragen . . ."
Balthasar wollte lachen, brüllen, platzen, aber er beherrschte sich.
Er lachte erst am nächsten Tage, auf einem von ihr erdachten Ausflug (bei getrennter Kasse). Und sie, sie lachte mit.
Nein, sie lachte ja gar nicht mit . . . Balthasar hob verwirrt den Kopf. Er stand allein vor einem Schaufenster. Sein Blick fiel auf Hüte, Mützen und ein paar dazwischen liegende bunte Oberhemden.
Ja, hatte er denn nicht . . . Nein, er hatte nicht! Kalte Füße hatte er. Das war alles.
Natürlich, ein Hemd, das ihm wie angegossen saß, das gab es nur im Traum. Immer waren die Kragen zu eng und die Ärmel zu lang.
Balthasar trat fröstelnd in den Laden.
„Was für ein Hemd soll es denn sein?" fragte die Verkäuferin.
„Ja, ich weiß nicht recht . . .", stammelte Balthasar.
„Vielleicht ein dunkelblaues? Blau wird jetzt sehr viel getragen . . ."
„Nein", sagte Balthasar, „k e i n blaues Hemd. Ich möchte etwas Solideres . . ."

Kampf um den Frieden

(Karl Arnold)



Im Hinterland der Diplomat
erwägt das Wie und Wann.
Jedoch der tapfre Frontsoldat
greift an!

München, 27. Januar 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 44

SIMPLICISSIMUS

Der japanische „Gehirntrust“

(E. Schilling)



und wie er sich auszuwirken gedenkt.

Ihr Jungen, hört! / Von E. G. Kolbenheyer

Ihr müßt nicht verstehen,
Daß wir gelitten haben, auch wir, um Deutschland,
Und wie wir gestritten haben, in zuggespannter Hand
Die Feder, wenn gegen Verderbnis und Hämischsehen
Auch eueres Lebens Sinn unser Wort fand.

Ihr braucht nicht zu achten,
Daß wir schufen in schweren Nächten und Tagen,
Da wir wie ringende Mütter ausgetragen
Euer Sinnen und Drängen und Trachten.
In alle Winde könnt unsere Not ihr schlagen.

Eins aber sollt ihr wissen:
Wenn ihr nicht wahret, was wir hindurchgerungen
Durch alle Fährnis, weil es uns aufgezwungen
Aus unserer Väter Jubel und Kümmernissen —
Wenn ihr das ächtet, dann sinkt ihr, ihr Jungen!

Über uns könnt ihr gehen.
Wird über unsere Hügel nicht fallen
Regen und Schnee, Sturmwind und Donnerwallen?
Wir wesen dahin. Doch unser Werk muß stehen,
Stehen, wachsen, blühen in euch und fruchten aus allen!

Nachtstück

von

Hans Watzlik

In Urxenried — man mühe sich nicht, dieser Ort ist auch auf der genauesten Landkarte nicht zu finden — in Urxenried ist, wie solches zuweilen im Leben geschieht, der alte Totengräber Ulrich Kainspieß des zeitlichen Todes verfahren. Er ist einhändig gewesen; beim Böllerschießen an Unseres Herrn Leichnamstag hat es ihm einmal die linke Hand weggerissen. Der Einhändel hat trotzdem sein Geschäft zur Zufriedenheit aller Toten besorgt und in den fünfzig Jahren seines Amtes an die dreizehnhundert Leute bestattet. Zum Schluß nur ist er sehr vergeßlich geworden; wer Tag für Tag die Inschriften an den Gräbern liest, der wird so. Und einmal, da es sich um einen Doppelsarg gehandelt hat, hat der Alte vergessen, das Grab breiter zu machen, und der Sarg ist nicht hineingegangen und hat müssen über die Nacht heraußen im Schnee stehen bleiben.

Jetzt also ist die Totengräberstelle in Urxenried ausgeschrieben. Drei Männer bewerben sich darum.

Zuerst der Jakob Kainspieß, der Sohn des Verstorbenen, blatternmasig, kinnbartig, mit den Knieen einwärts gehend und nimmer jung, das Haar schimmelt ihm schon. Er hält sich für würdig, mit dem maulwürfischen, moderigen Gewerbe betraut zu werden, weil es schon Vater und Großvater getrieben haben.

Hernach ist der Karpus da, ein schelmäuliger Mensch, das Gesicht wie eine Wespe. Er hat sein Gehöft wegen eines Fußsteiges über eine steinige Weide verprozessiert. Jetzt lebt er von falschen Karten und anderer Büberei.

Schließlich bewirbt sich noch der Schinderkarl. Der ist stark wie ein Bräuknecht, viel zu stark für einen Friedhofsmann. Die Wangen glänzen ihm rot und schmalzig, sein Blick ist etwas aus dem Geleis geraten.

Die drei Anwärter müssen jeder zur Probe eine Grube graben. Weil das Dorf so händelsüchtig ist, sind dort auf dem Kirchhof die Gräber weit auseinander angelegt, als fürchte man, die Toten könnten noch unter der Erde aneinander geraten. Nun heben die drei auf den angewiesenen Orten an zu hacken und zu schaufeln. Der Karpus arbeitet schlampig, der Schinderkarl scharrt wie der Teufel, der Jakob Kainspieß aber schafft gemessen und peinlich genau.

Als sie für eine Weile verschnaufen, meint der Kainspieß: „Jeder Totengräber denkt bei seiner Arbeit. Ich denk mir in meine Grube unsern dicken Pfarrer."

„Und ich in die meine den dünnen Bürgermeister", sagt der Karpus.

„Und ich den langen Schullehrer", sagt der Schinderkarl.

Sie speien in die Hände und packen wieder an und werfen aus. Sie verschwinden allmählich in den Gruben.

Abends schauen der Pfarrer, der Bürgermeister und der Schulleiter als Sachverständige nach. Der Jakob Kainspieß kriegt die Stelle, bei ihm ist das Wissen und das Geschick seiner Vorfahren, er hat zünftige Arbeit getan. Die zwei andern lassen die Lefzen mürrisch hängen.

„Kein Meister fällt vom Himmel", tröstet der Pfarrer sie.

Der Schulmeister lehrt sie: „Übe dich nur Tag für Tag, und du wirst sehn, was das vermag!"

Der Bürgermeister schnalzt mit der Zunge. „Jakob, deine Grube ist sauber und bequem ausgefallen. Man kriegt schier ein Gelüst darnach."

Der Kainspieß zerrt verlegen an seinem feuerfarbenen Halstuch, er trieft von scheinheiligem Dank.

Die Herren verabschieden sich.

Es ist Nacht geworden. Der Mond droben kehrt die Hörner nach unten. Leichenblaß liegt die einsame Kirche. Die Grabbretter der Selbstmörder düstern schwarz aus dem hohen Unkraut im Winkel.

Der Kainspieß springt wie ein geiles Kalb. „Juch, den Hut in die Höh'!" ruft er. „Ich bin angestellt! Sterben ist mein Gewinn. Von jedem Begräbnis krieg ich zwanzig Kreuzer."

Der Schinderkarl flucht alle Marter und Wunden, der Karpus grinst mit neidverfallenem Gesicht.

Da will der Kainspieß die zwei versöhnen, er ladet sie zu einer Leichensuppe. Sein Vater hat nämlich in seinem letzten Willen zwei Flaschen Branntwein in den Sarg begehrt, dem Sohn aber ist leid darum gewesen, er hat in letzter Stunde dem Toten heimlich den Schnaps weggenommen und ihn im Beinhäusel versteckt.

Der Schinderkarl und der Karpus nehmen die Einladung an. Sie setzen sich im Beinhäusel auf eine mürbe Bahre und auf eine zerbrochene Truhe. Der neue Totengräber holt die Flaschen aus dem Versteck, und sie gehen von Mund zu Mund.

„Der Schnaps kräftigt", lobt der Karpus, „einen Toten könnt er aufwecken."

„Sargpolitur!" murrt der Schinderkarl.

Zwei, drei verwahrloste, unkenntliche, hartbuchene Heilige lugen aus der Ecke. An den Wänden ist das Gebein schulmeisterlich genau hochgeschlichtet, da die Schenkelknochen, dort die Rippen. Die kahlen, bleckenden Schädel sind hübsch in Stockwerke geordnet.

Die drei erzählen zuerst allerlei Abenteuer aus ihrem armseligen Leben, dann reden sie von den grauen Sagen des Dorfes, von der übermütigen Spinnstubendirn, die mitternachts den Schädel aus dem Friedhof geholt hat, von vergangenen Totengräbern, deren einer die Verstorbenen aufgeschrien, sie sollen ihm graben helfen, und von einem andern, der die Hostien vergiftet hat, auf daß sich sein Geschäft hebe.

„Der Beruf verdirbt den Menschen. Alle Totengräber sind Gauner!" sagt der Karpus, und sein Gesicht sieht selber aus, als sei eine Gaunerzinke darein gerissen.

Der Wind winselt um den feuchten Knochenkeller. Der Kauz klagt. Der Mond schielt herein; so grell wie heute ist er noch nie gewesen.

Der Schinderkarl hockt wie eine riesige Bachkröte, ein Klumpen von einem Mann. Er säuft die Flasche leer.

Der Kainspieß reißt den Stöpsel aus der andern. Seine Zunge ist gelöst, und er prahlt: „Alles im Dorf muß her zu mir! Alle brauchen meine Kunst! Den andern ihr Tod ist mein tägliches Brot!"

„Ich bin fest auf der Brust und rot im Gesicht", sträubt sich der Schinderkarl. „Mich kriegst du nicht so bald."

„Je roter, je toter!" lacht der Kainspieß.

Der Karpus raunzt: „Neulich haben sie mich dem Müller Veit zur Leichenwacht gedungen. Und jetzt beschuldigt mich seine Wittib, ich hätt' dabei ihr den Weichselschnaps gestohlen. Kann ich mir das gefallen lassen, he?! Ich klag beim Gericht. Ich kann beweisen, daß ich die Flasche selber gekauft hab'. Beim Greißler Melchior hab' ich sie gekauft. Und wenn ich sie gestohlen hätt', wär da etwas dabei? Eine ganze Nacht hab' ich wachen müssen! Und so eine Nacht ist lang — — —!"

Die drei haben die Pfeifen angezündet und rauchen greulich, daß das Mondlicht sich trübt und schier einer den andern nimmer sieht.

Der Kainspieß träumt behaglich: „Mein Geschäft nährt seinen Mann. Heut hat dem Pfarrer sein Kettenhund mit gesenktem Kopf in die Erde hineingeheult. Da stirbt bald wer. Unser hochwürdiger Herr neigt zum Schlagfluß. Und der Bürgermeister dürrt aus, er hustet schon nach dem Friedhof."

„Oho, der ist zäh, der kommt wieder zu Kräften!" entgegnet der Karpus.

„Der Lump, der hinterlistige! Der ist so was imstand!" schimpft der Kainspieß.

„Aber der Hintermoser, hab' ich gehört, der hat sich an der scharfen Torfschaufel geschnitten, und das Blut rinnt ihm schon zwei Tage und läßt sich nicht stillen. Vielleicht — rinnt er aus."

Dem Schinderkarl sticht der gelbe Neid aus den Augen. „Warum hab' ich die Stelle nicht gekriegt?" droht er. „Jakob, hätt' ich die Kraft, ich tät dich hundert Schuh tief unters Moor verwünschen!"

„Red nicht so dumm!" lacht der Kainspieß. „Sauf lieber!"

Der Karpus nickt. „Es ist alles eins. Am Jüngsten Tag gelten die Schulden gerad so viel wie das bare Geld."

Der Mond hat sich diebsheimlich aus dem Raum gestohlen. Da zündet der Kainspieß die schmutzige Laterne an. Sie leuchtet düsterlich.

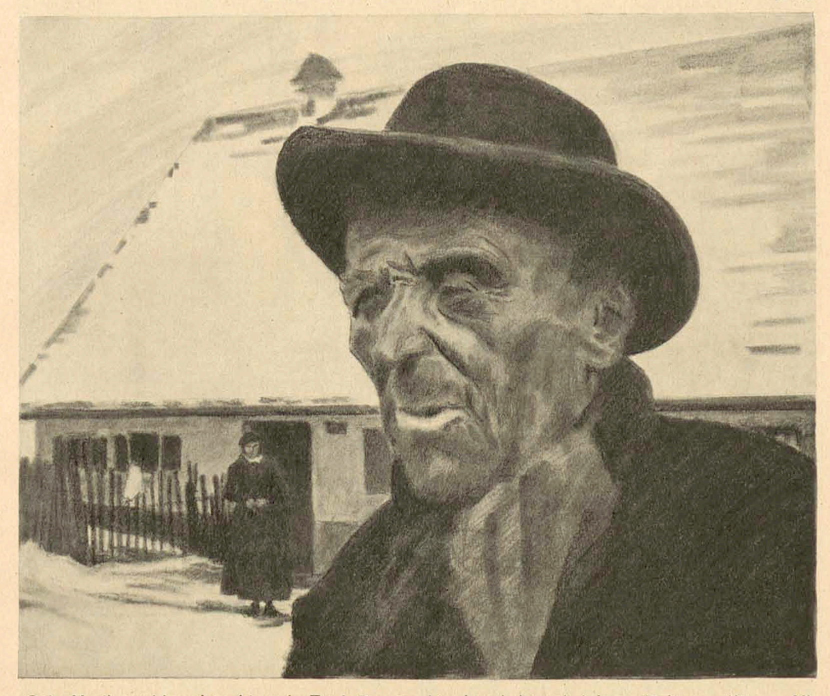
„Es wird eine windsbrautliche Nacht", sagt der Kainspieß und geht hinaus.

Draußen schwankt der Mond zwischen der

hageren Pappel und dem Kirchturm hin und her. Hallo, hat er jetzt nicht gerülpst? Der bucklige Kirchacker lauert. Das Nachtgeschmeiß der Eulen schreit. Schreit zu! Es ist alles eins.
Der Kainspieß wankt wieder ins Beinhäusel, er knöpfelt sich gemächlich den Hosenlatz zu. Die zwei Genossen stieren ihn an.
Er stochert in ihre Gedanken hinein. „Gutes wünscht ihr mir nicht, ihr Neidskragen! He, was habt ihr gezischelt, wie ich draußen gewesen bin?“
„Für deinen Vater seine arme Seel haben wir gebetet, sie kann nicht genug Vaterunser brauchen“, spottet der Karpus.
„Seid nicht so neidig!“ meint der Kainspieß. „Ich leb nimmer lang. Wenn ich die Schaufel hinleg, könnt ihr drum raufen.“
Der Schinderkarl stößt ihm den Schnapsatem ins Gesicht. „Wer auf dem andern seine Schuh wartet, bis er stirbt, der muß zuletzt bloßfußet rennen.“
„Dein Vater, der Einhandel, der hat die Leichen weidlich ausgestohlen“, sagt der Karpus. „Die feinen Kitteln hat er ihnen ausgezogen und sie seinem Weib geschenkt. Deiner Mutter!“
„Ist das — der Dank — für meinen Schnaps?“ stammelt der Kainspieß. „Was führst du — solche Stichreden?“
Der Karpus setzt fort: „Dein Großvater hat den Leuten im Sarg die Ringfinger abgeschnitten und die goldenen Gehänge samt den Ohren ausgerissen. Den Schmuck hat er heimlich in der Stadt verkauft.“
Der Kainspieß starrt den Schmäher mit wässerigen, blöden Augen an. „Lug, Lug, Lug! Beleidig meine Vorfahrer nicht!“

Das kleinere Übel

(E. Thöny)



„Geh, Martl, probier z'erscht mein Tee! Der macht g'sund, brauchst koan Dokter net!“ — „Mir waar's gnua! Eh' daß i dein Tee sauf, geh i liaber zum Dokter!“

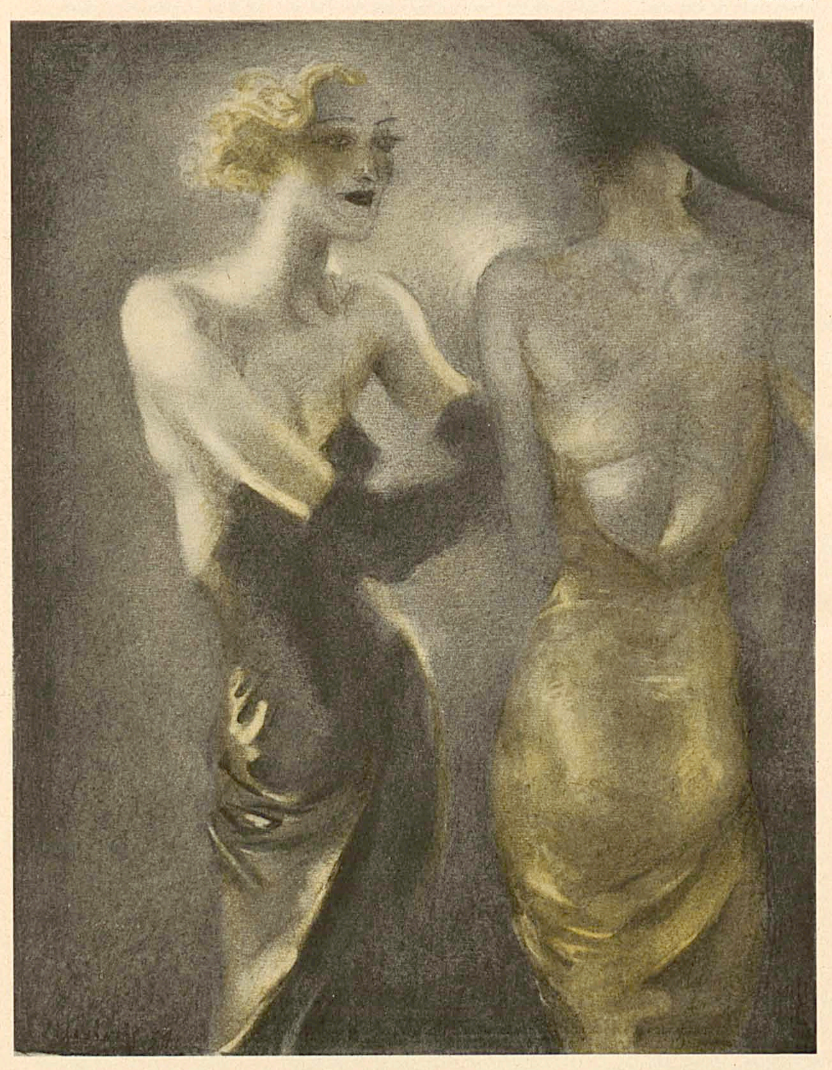
„Unter der Erd' sollen sie noch einmal verrecken!“ schreit der Schinderkarl. Seine Brauen glimmen im Schatten.
„Karl, — du gehst los — wie ein altes Reiterpistol“, lallt der Totengräber. Er hebt beschwörend die zitternden Säuferhände. „Mein Großvater — ist ein ehrlicher Mann gewesen!“
„Gerad so wie du!“ rölzt der Karpus.
„Du Hölldampf!“ kreischt der Kainspieß. „So einen schlechten Kerl wie dich können alle Heiligen nimmer flicken! Wißt ihr überhaupt, ihr stinknotigen Leut, — wen — wen ihr — vor euch habt? — — — Ein Beamter bin ich! — Ein Beamter!“
Der Karpus verzieht das Gesicht, als wolle er sieben Dörfer in Brand stecken. Er stößt den Schinderkarl mit dem Ellbogen an. Der Karl taumelt auf den Totengräber los. Wie ein Fleischhackerhund packt er an. Die Laterne stürzt um.
Im Finstern ist es, als klapperte das alte Knochenwerk an der Wand, als knirschten Gelenke. Etwas rumpelt nieder. Der Schädelhügel? Beißen jetzt die riesigen, gelben Zähne der Totenschädel aufeinander los? Raufen die hartbuchenen Heiligen mit?
Hernach schleppen die zwei den Kainspieß ins Mondlicht hinaus.
Sie schauen ihn an. Das Brotmesser hat gut zugestoßen.
„Schnell gestorben ist ein guter Tod“, sagt der Karpus.
Der Schinderkarl lallt: „Das Hirn — wackelt mir — im Kopf.“
Sie lassen den Erstochenen in das Loch hinunter, das er selber aufgerissen hat.
Die Turmuhr ächzt eben rostig und schlägt aus.

*

Es ist Tag geworden. Die Landwächter spüren durch Dorf und Wald, die verlaufenen Totschläger in Verhaft zu nehmen.
Aus den Rabenwipfeln schreit es krah, krah, krah.
Das zinnerne Sterbglöckel wimmert.
In Urxenried ist die Stelle des Totengräbers ausgeschrieben.

Vertrauteres Gelände

(Paul Scheurich)



„Du, ich glaub, ich fahr' überhaupt nicht zum Skilaufen." — „Ich auch nicht, Fasching ist viel fraulicher!"

Jedem das Seine

(R. Kriesch)



„Die elegante Welt spielt nur Bridge; das is ein ganz fades G'schpül!" — „No ja, bei solcherne Leut' is ja auch die Langweil' größer!"

Nächtliches Abenteuer

In dieser dunklen Nacht,
was summt aus meines Kissens
zerwühltem Federnschacht?
. . . Die Stimme des Gewissens?

Ich habe Licht gemacht.
Und allsogleich verstummt es.
Dann aber wieder, sacht,
von neuem summt und brummt es.

. . . Wer ist ganz stubenrein?
Ich forschte ernst beflissen
im Kissen und Gewissen,
fand nichts . . . und schlief dann ein.

Am Morgen aber kroch
aus roten Inlett-Spalten,
wo sie sich aufgehalten,
ein Fliegenfräulein hoch.

„Wie?" brüllt' ich ihr ins Ohr.
„S i e woll'n sich unterwinden,
bei mir Lokal zu schinden?!
— Ich zög' wen andern vor!"

Ratatöskr

Anamnese

Die alte Sonnenwirtin ist mitten auf der Straße umgefallen und liegt nun seit zwei Tagen zur Beobachtung im Krankenhaus. Sie hat zeitlebens hart und schwer arbeiten müssen, viele Kinder gehabt, der Mann war auch nicht von der guten Sorte.

Heute soll sie nun entlassen werden, denn schließlich leidet sie nur an Altersschwäche, was bei ihren dreiundsiebzig Jahren nicht verwundern darf. Auch muß gesagt werden, daß es ihr hier nicht gefällt. Da ist mal das „Visitiern", wie sie die tägliche ärztliche Untersuchung nennt, die sie nur schamhaft und widerwillig über sich ergehen läßt. Dann ist da noch eine junge malefizblonde, kurzhaarige Frau im gleichen Saal, die in Hosen rumläuft, die Beine übereinander schlägt und gestern — heimlich, versteht sich! — sich sogar eine Zigarette angesteckt hat. (In ihrer, der Sonnenwirtin, Jugend galt schon der Besitz einer Zahnbürste als bedenkliches Zeichen.) Und vieles andere geht ihr hier noch auf die Galle. Die Sehnsucht nach den Enkelkindern nagt auch an ihr, ja selbst auf die Schwiegertochter freut sie sich, die ihr das Leben doch eigentlich recht sauer macht, weil sie lieber selbst kommandiert, als sich von der Sonnenwirtin kommandieren läßt.

Heute am Entlassungstag kommen also sämtliche Ärzte der Abteilung nochmals an ihr Bett. Wortführerin ist eine junge Ärztin, die andern Kollegen sitzen stumm und freundlich um sie herum. Die Sonnenwirtin wird gefragt, wie alt sie ist, wieviel Kinder sie geboren hat usw. Schließlich stellt die Ärztin auch die Frage: „Und wie ist es mit den Kinderkrankheiten? Haben Sie auch Kinderkrankheiten gehabt?"

„Ja, sell han i scho g'hat."

„Nun, liebe Frau, erzählen Sie doch, was für Kinderkrankheiten haben Sie denn gehabt?"

„Zwei Abgäng' han i g'hat."

Berlin wird grün!

Und bleibt's auch minus zwanzig Grad,
wird's trotzdem auf der Tauentzien
und in der City wieder grün:
die „Grüne Woche" naht!

Grün flutet's um den Funkturm rum,
wo's gackert, wiehert, kräht und bellt,
und selbst das Großstadtpublikum
ist ganz auf grün jetzt eingestellt.

Was gilt noch Name, Rang und Stand,
was arm und reich, was alt und jung:
man feiert zwischen Stadt und Land
die große Volksverbrüderung.

Denn was der nimmersatte Schlund
von Großberlin tagtäglich schluckt,
das ist – dem kam man auf den Grund –
doch schließlich Landwirtschafts-Produkt!

Und drum sind wir dem Grünen grün
und legten falschen Hochmut ab:
wenn die nicht Malz und Hopfen ziehn,
wird selbst die liebe Molle knapp.

Doch abends und nach Schluß der Schau
verändert plötzlich sich das Bild;
denn all das Grün, das ihr entquillt,
ist später echt-berlinisch blau. Benedikt

Ein Tenor wird entdeckt

Von Reinhard Koester

Der Schlager- und Tonfilmkomponist Walter Brie, der freilich unter einem bedeutend klangvolleren Namen bekannt ist, da ein Mann, der vor allem Frauenherzen bezaubern muß, nicht wie ein Käse heißen kann, — dieser Walter Brie also hatte sich vom Ertrag seiner ersten großen Erfolge im Südwesten Berlins (und deutlicher darf ich nicht werden, da sonst jeder wüßte, wen ich meine) ein einsam liegendes Grundstück gekauft und darauf ein hübsches Landhaus errichtet, worin er mit seiner Frau und zwei Kindern lebte. Wenn aber ein Komponist in der glücklichen Lage ist, sich ein eigenes Haus bauen zu können, und außerdem Vater von zwei kräftigen Knaben ist, von denen man annehmen muß, daß sie die musikalische Begabung ihres Erzeugers geerbt haben, so wird er beim Bau des Hauses gewisse Maßnahmen treffen, die ihm ein ruhiges und ungestörtes Schaffen verbürgen.
Das hatte Walter Brie getan. Im Erdgeschoß befand sich außer den Wirtschaftsräumen nur eine große Halle, in der man aß, Gäste empfing, und in der die Mutter mit ihren Kindern nach Herzenslust herumtoben konnte. Darüber lagen, schon gut isoliert, die Schlafzimmer. Dann aber folgte ein Zwischenraum, der aus nichts anderem als den alten und neuesten Errungenschaften der Schalldämpfungstechnik bestand, um über sich im hohen Giebel Walter Bries Arbeitszimmer zu tragen, das zudem unten und oben mit Polstertüren abgedeckt war. Aber damit nicht genug, lagen alle Fenster des Hauses nach vorn und zum Garten hin, während das Fenster von Bries Heiligtum in großer Bogenrundung auf den für Tabu erklärten letzten Teil des Gartens und auf unbebautes Hinterland hinausging. So konnten unten die Kinder tagsüber lärmen, ohne den arbeitsamen Vater zu stören, und der Vater konnte sich auch nachts an den Flügel setzen, wenn der Geist der Musik ihn überkam, ohne seinen Lieben den Schlaf zu rauben. Jeder muß zugeben, daß dies ein geradezu vorbildlich angelegtes Heim für einen Komponisten ist —: eines Mannes nämlich, der selbst viel Lärm verursacht und dennoch Lärm nicht ertragen kann!
Aha! denkt der intelligente Leser, aber das unbebaute Hinterland! Womöglich wird dort ein Rummelplatz aufgebaut! Oder ein Gartenrestaurant mit Tanz im Freien. Durchaus nicht. Die Bodenspekulanten, die dies Terrain in der Hoffnung aufgekauft hatten, daß dort ein vornehmes Villenviertel entstehen würde, wurden bitter enttäuscht. Nur jenseits der nächsten Straße entstand noch ein neumodischer Reihenbau besserer Mietskasernen — und dann war es aus mit der Bautätigkeit in dieser abgelegenen Gegend. Um ihre Steuern bezahlen zu können, mußten die Grundbesitzer das brachliegende Land schließlich in Schrebergärten aufteilen und vermieten. Ein paar Lauben wurden gezimmert, das ging vorüber, und dann hatte Walter Brie wieder seine Ruhe.
Lange Zeit. Dann entstand nochmals eine Laube hart an Walter Bries Grundstück. Nun gut: diese Leute pflegen da tagsüber ihre kleinen Blumen- oder Gemüsegärten, spielen Sonntags ihren Skat, und im Winter liegt alles stumm und leer.
Diese letzte Laube lag nicht stumm und leer. Die Familie Malkowski, die sie erbaut hatte, hatte im Herbst der Holzwand ein Blechrohr mit Windschutz entwachsen lassen, was darauf hindeutete, daß die Laube als heizbare Winterwohnung gedacht war. Ein kleiner alter Beamter war abgebaut und arbeitslos geworden. Der Rauch flatterte lustig in die Luft und gab die Stimmung „Kleiner Mann — was nun?"
Eines Abends aber, als Walter Brie eben einen betörenden Tango in Noten bannen wollte, geschah die Katastrophe —: ein Tenor von so unerbittlicher Kraft und Lautheit erklang, daß Walter

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Pf. franko **Simplicissimus-Verlag, München** Postscheckk. München 5802

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C Sparkassenstraße 11

Saar-Gedenkprägung der Bayerischen Staatsmünze





ausgegeben im Einvernehmen mit dem Saar-Bevollmächtigten des Herrn Reichskanzlers; Verkauf mit besonderer Genehmigung durch den Reichs- und Preußischen Minister des Innern zugunsten des Saar-Hilfswerkes.

Die Vorderseite dieser historischen Gedenkprägung zeigt einen typischen Saar-Bergarbeiter, von dem rühmlich bekannten saarländischen Bildhauer Fritz Koelle in Anlehnung an das ebenfalls von ihm geschaffene Standbild „Saarbergmann" vor der Nationalgalerie, Berlin, wahrhaft gestaltet. — Die Rückseite der Prägung bringt in Reliefform eine kartographische Darstellung des Saargebietes, in der die wichtigsten Städte angedeutet und der Lauf des Saarflusses eingezeichnet ist. Der Reinertrag dieses charakteristischen Gedenkstückes wird ungeschmälert für die Aufgaben des Saar-Hilfswerkes vor und nach der Abstimmung verwendet.

In alter Fünfmarkstückgröße, Feinsilber RM. 6.–, Bronze RM. 3.– je Stück einschließlich Etui

---

Brie auffuhr! Das Klavier, auf dem er sich selbst begleitete, mußte aus einer alten reellen Fabrik stammen, denn sonst hätte es diese wie Dampfhämmer eines Eisenwerks einfallenden Hände nicht aushalten können. Aber die Stimme des jungen Sängers war kräftiger und deckte auch die schlimmsten Dissonanzen zu.
Walter Brie schloß die Fenster und hoffte, daß der Sänger dort zu Besuch sei. O nein! Es war kein Besuch. Es war der Sohn des Laubenbesitzer-Ehepaars, der zwar eine kleine Stellung gefunden hatte, aber kein Zimmer mehr, in dem er abends seine Stimme ausbilden konnte. Hier aber, auf eigenem Grund und Boden —: wer wollte da etwas einwenden!? Es wäre ja alles nicht so schlimm gewesen, wenn der junge Malkowski nicht gerade Walter Bries eigene älteste Schlager gesungen hätte!
Walter Brie beriet mit seiner Frau, was zu tun sei. Verhandeln? Wenn die Leute erst merkten, daß er ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, würden sie unerfüllbare Forderungen stellen! Aber selbst, wenn es ihm gelänge, das Schweigen des jungen Tenors zu erkaufen —: würden dann die anderen Laubenbesitzer nicht auch musikalische Talente bei sich entdecken, um auch sich mit schwerem Geld zur Ruhe bringen zu lassen? Und so reich, daß er das ganze Grundstück hätte kaufen können, war Walter Brie auch nicht. Ja, der junge Mann hatte wirklich „Gold in der Kehle" — wenn auch in ganz anderem Sinn, als er glaubte — — — Und da er nur eine Halbtagsstellung besaß, konnte er sein Organ von zwei Uhr mittags bis abends ausbilden.
Drei Tage versuchte der unglückliche Walter Brie bei geschlossenem Fenster mit Watte in den Ohren zu arbeiten, aber die Stimme des jungen Malkowski war stärker als Glas und Watte. Kann man es verstehen, daß er nicht glücklich, sondern restlos verzweifelt war, als er gerade jetzt den Auftrag bekam, für einen Tonfilm die Musik zu schreiben? Es mußte etwas geschehen!
Der Beruf eines Schlagerkomponisten bringt es mit sich, daß er des öfteren Tanzbars und ähnliche Vergnügungsstätten aufsuchen muß, um die Kapellmeister bei einem Glas Wein für seine neuesten Schöpfungen zu interessieren. Außerdem gibt es auch Lokale, deren Besitzer die Tantiemen nicht pünktlich bezahlen, und mit denen man dann am besten persönlich verhandelt. Aus letzterem Grunde mußte Walter Brie eine Singspielhalle im Osten Berlins aufsuchen, und der Besitzer klagte in herben Worten sein Leid. Zwei

(Schluß auf Seite 525)

Dr. RIX Potential-Tabletten das Vollkommenste auf dem Gebiete d. Hormon-Präparate. Selbst bei 60–70jähr. kommt die unterbrochene Drüsentätigkeit wieder in Gang, und jede Neurasthenie verschwindet. Wieder jung u. leistungsfähig schon nach kurzem Gebrauch. Ein Versuch überzeugt. Diskreter Versand gegen Nachn. 100 Tabletten zu RM. 4.80. Dr. A. Rix & Co., Düsseldorf, Hermannstr. 5.

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus, Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8



An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht besonders f. Thüringen, Sachsen, Rheinland, Hamburg u. Schlesien.

Inseriert ständig im „Simplicissimus"!

BLINDE kämpfen — helft ihnen! Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken".

Jagd-literatur Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11. Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerufan-Vertrieb Bad Reichenhall 670.

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. Hummel, München Neuhauser Straße 20

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Metzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

GRATIS illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216/S.

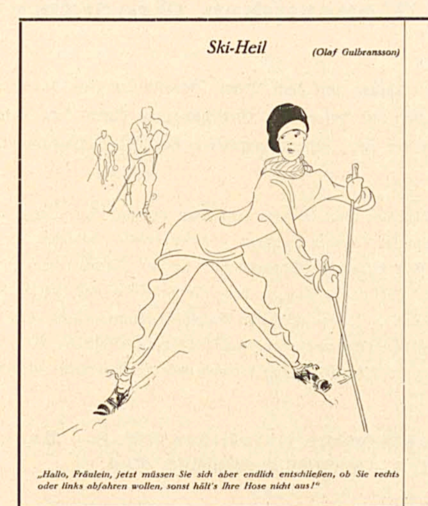
Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.

Satyrin-Tabletten Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung sexuelle Neurasthenie, Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 110.

Neurasthenie Nervenschwäche Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

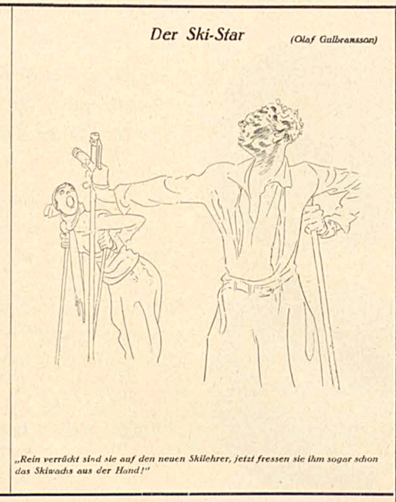
Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Ski-Heil (Olaf Gulbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!"

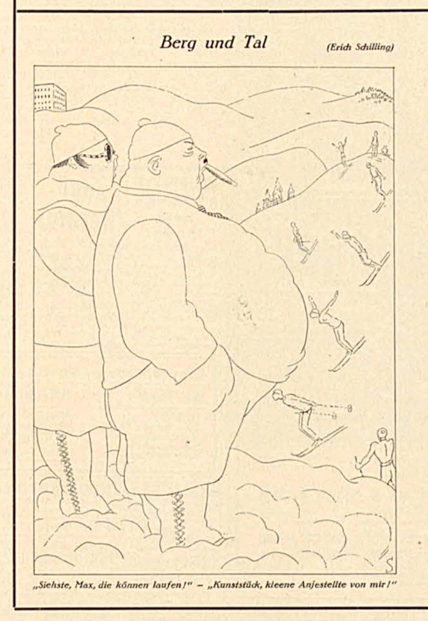
Der Ski-Star (Olaf Gulbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!"

Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten
aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können.
Preis 5 Stück farbig, sortiert, M –.50 franko
Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Berg und Tal (Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!" – „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!"

Englisch-bayerischer Ski-Kurs (E. Thöny)



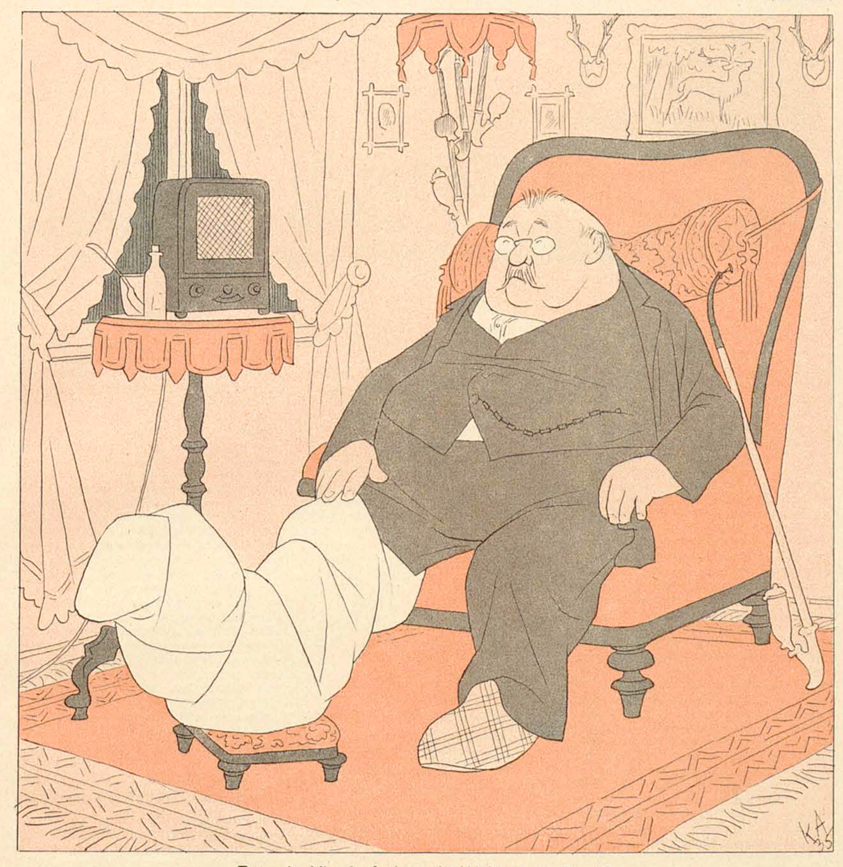
„Stemming left, stemming left, mylady – – da liegt's scho, dö Kuah, dö damische!"

WINTERSPORT

heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus"

Im Spiel der Wellen

(Karl Arnold)



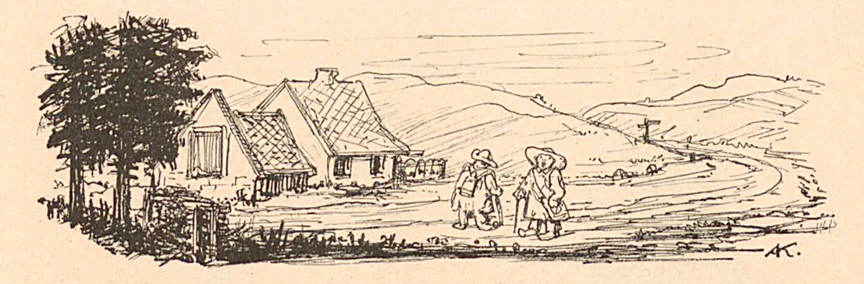
Zwanzig Uhr fünfzehn: ein Walzer von Strauß.

(Schluß von Seite 523)

Stunden säßen die Gäste bei einem Glase Bier und wollten dafür einen Caruso hören!
Bei dem Wort „Caruso" zuckte Brie freudig-erschrocken zusammen. „Ich wüßte da eine Attraktion für Ihr Lokal", meinte er listig. „Eine phänomenale Naturstimme — und noch völlig unentdeckt, also billig!" Der Singspielhallenbesitzer war natürlich höchst interessiert, und nachdem Brie sich vergewissert hatte, daß das Programm täglich zweimal und Sonntags sogar dreimal gespielt wurde, verriet er nicht nur seine „Entdeckung", sondern erbot sich obendrein, auf die gesamte Tantiemenschuld zu verzichten, wenn der junge Malkowski gleich auf zwei Monate engagiert würde.
Walter Brie zitterte innerlich, als der Singspielhallenbesitzer am nächsten Nachmittag zu ihm kam, um das Stimmwunder zu hören. Aber der Singspielhallenbesitzer war begeistert. Bei Abschluß des Vertrages ergaben sich freilich noch Schwierigkeiten, denn der neuentdeckte Tenor witterte Morgenluft und verlangte statt der gebotenen fünf Mark Tagesgage glattweg acht! Alles Zureden half nichts. Da flüsterte Walter Brie dem Besitzer ins Ohr, daß er die drei Mark Differenz aus eigener Tasche zulegen wolle, wenn der Vertrag auf drei Monate ausgedehnt würde. Daraufhin wurden sie einig.
Zwölf fürchterliche Tage waren noch zu überstehen, bis der junge Sänger sein Engagement antreten konnte, dann aber durfte Walter Brie erlöst aufatmen und konnte seine Tonfilmmusik wie vorher in himmlischer Ruhe schreiben. Am Ersten des nächsten Monats freilich wäre ihm beinahe das Frühstücksei in der Kehle stecken geblieben, denn ein machtvoller Gesang drang durch die Fenster —: Herr Malkowski hatte so großen Erfolg gehabt, daß er nunmehr seine Halbtagsstellung aufgegeben hatte, um sich in den Morgenstunden weiterbilden zu können. Aus Dankbarkeit sang er ausschließlich Schlager von Walter Brie.
Und doch kann ich — obwohl getreulicher Chronist — diese Geschichte zu einem guten Ende führen. Der junge Malkowski war der Liebling seines Publikums und wurde im dritten Programm schon der „Caruso des Ostens" genannt! Wird ein Mann mit „Gold in der Kehle" im Winter in einer zugigen Laube wohnen, wenn er sich eine Zweizimmerwohnung leisten kann? Nein, er wird seine Zukunft nicht riskieren.
Gottlob besitze ich kein Landhaus mit unbebautem Nebengelände, denn sonst müßte ich fürchten, daß sich auf diese Geschichte hin dort Tenöre ansiedeln, die entdeckt werden wollen — — —

Auf der Wanderschaft

(A. Kubin)



Schwäbisches

Wer den Schwaben gründlich kennenlernen will, muß unbedingt auch des Schwaben Sprachgewohnheiten kennen. Denn wenn der Schwabe auch meist recht wortkarg scheint, so gelingt es ihm doch oft, ganz verblüffend treffende, wenn auch nicht immer ganz salonfähige Gedanken in bilderreicher Sprache von sich zu geben.

So hörte ich neulich, wie ein schwäbischer Arbeiter die Wohlhabenheit eines Kollegen folgendermaßen charakterisierte: „D'r Karle, der braucht doch koi' Wenterhilf, der zahlt ja immer no vierecket!" (Nämlich mit viereckigem Papiergeld.) Herzerfrischend ist es auch, jemanden in seiner ärgerlichen Verzweiflung (so zum Beispiel, wenn er auf einem steinigen Acker mit seiner Sense immer wieder in Steine mäht) ausrufen zu hören: „Da könntescht grad Kender kriega aus Gußeise!" Und kommt er dann recht hungrig nach Hause und seine Frau hat ihm nichts Gescheites zum Essen hergerichtet, dann wird er, wenn er an sich versöhnlich ist, bemerken: „Da mueß mer halt d' Gosch ans Discheck na'schlage, 's isch au a Veschper!" Eine mir bekannte Dame war ja etwas „chokiert", als sie von unserm Nachbarn begrüßt wurde: „Grüß Gott, Frau Barone, gelt, heut isch scho schö' warm; d' Onderhosa ka' mer schier vermangle!" Gut, daß sie nicht dabei war, als wir vor kurzem den Fall eines Dorfbewohners besprachen, der, nachdem ihm seine Frau eine Reihe nicht lebensfähiger Kinder geboren hatte, endlich einen kräftigen, gesunden Sohn erhielt, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sein Nachbar meinte da: „Dem Frieder, dem ka' mer die Freud' scho gönna, daß er jetzt endlich an Buba uffziehga ka', bisher hat er ja eigentlich bloß für da Friedhof g'schafft!"

Ein Wiener G'schichtl

Pfeifend fuhr der Wind in die kahlen Alleebäume und peitschte wäßrigen Schnee auf die Straßen.

Dafür war es in dem Zimmer im ersten Stock des großen Ringstraßengebäudes doppelt gemütlich. Es duftete nach gebratenen Äpfeln, blaue Rauchschwaden hingen in der Luft; brodelnd und zischend dampfte schon das Wasser im Kessel, das für die drallen, lichten Würstel bestimmt war, die appetitlich über einer Sessellehne hingen.

Kurz und gut: es war ein Büro, ruhig und gemütlich, wie man es eben nur in Wien findet.

An einem der beiden Schreibtische arbeitete Hofrat Bumsenberger, am andern sein Faktotum Winopal. Dieser lehnte behaglich in seinem Stuhl, streckte die Beine weit von sich und las mit vor Aufregung rotem Kopf in seinem Leibblatt den Bericht über den großen Mordprozeß. Hochgetürmte Aktenstöße und Bücher entzogen ihn den hofrätlichen Blicken. Winopal wußte ganz gut, daß er heute ungestört lesen konnte, denn am Donnerstag arbeitete Hofrat Bumsenberger immer ab neun Uhr morgens ohne Pause.

Winopal war in seinem Prozeßbericht eben bei dem „sensationellen Plädoyer des Staatsanwaltes" angelangt — er verschlang die Zeilen mit den Augen —, da räusperte sich Hofrat Bumsenberger: „Hrrrm, Winopal! Sechzehn waagrecht: ‚einfältiger, beschränkter Mensch', sieben Buchstaben?"

„Hofrat!" zischte der also in seiner interessanten Lektüre gestörte Winopal verärgert. Es kam ihm plötzlich so in den Sinn, aber er bereute es sogleich. Doch Hofrat Bumsenberger tat nichts dergleichen; er schrieb und überlegte weiter, so daß sich Winopal wieder an seine Zeitung machte. Da sprang Hofrat Bumsenberger plötzlich erregt auf, hieb in den Schreibtisch, daß die Akten flogen: „Das ist eine Gemeinheit, Winopal!"

„Tschuldigen S' vielmals, Herr Hofrat, mir ist das so rausg'rutscht", stotterte Winopal erbleichend.

„Das überlegt man sich vorher", tobte Hofrat Bumsenberger weiter, „ehe man so was sagt. Jetzt hab' ich mit Tinte in ‚sechzehn waagrecht' — ‚Hofrat' g'schrieben, und derweil hat der nur sechs Buchstaben. Holen S' mir sofort in der Trafik unten eine neue Rätselzeitung, denn beim heutigen Preisrätsel darf nichts radiert werden."

Krähentanz

Von Georg Britting

Vögel gibt's im Winter auch,
Raben, Krähen, solch Getier,
Schwarz von Farbe, krumm geschnäbelt
Und den Bauch voll Freßbegier.

Auf den weißen Feldern hocken
Vor bereiften Büscheln Grases,
Vor den Mäuselöchern sie,
Kämpfen wild um jeden Brocken
Faulen Aases.

Und die Sieger fliegen
Schweren Fluges und verwegnen
Schreiens auf das Hüttendach.
Die gerupften Unterlegnen
Äugen ihnen nach.

Zupfen schamvoll am Gefieder,
Und die Schmach
Empfangner Prügel,
Die der Federn sie beraubt,
Bergen sie im Auf und Nieder
Eines tollen Wackeltanzes,
Daß der Schnee staubt
Bei den Schlägen ihrer Flügel,
Ihres Schwanzes.

Kleine Enttäuschung

Mein Freund, der Heldendarsteller, ist ein sehr eifriger Rezitator. Sooft er einen spielfreien Abend hat, läßt er durch eine Konzertagentur in einer Provinzstadt des weiteren Umkreises einen Vortragsabend ansetzen. Aber diese Abende sind zu seinem Schmerz nie gut besucht. Es kränkt ihn auch, daß die Fachkundigen ihn als Darsteller höher bewerten denn als Vortragskünstler.

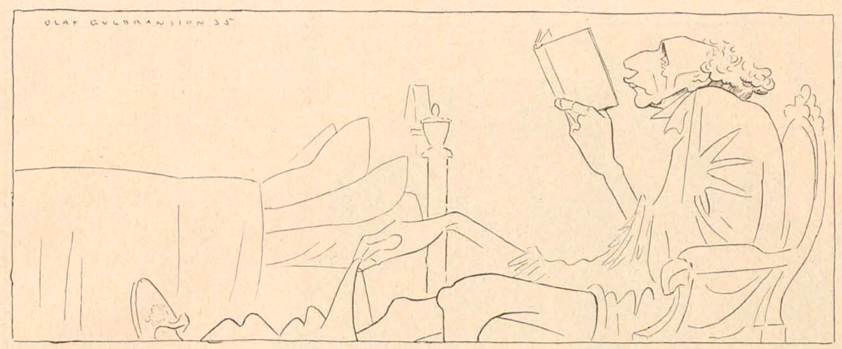
Kürzlich hatte er wieder einen Melodramen-Abend in P. angesetzt. Als er aufs Podium tritt, sitzt nur ein einziger Hörer im Saal. Es ist offenbar ein „Mann aus dem Volke", im schlichten Rock. Mein Freund, der Heldendarsteller, ist gerührt: „Lieber Freund", ruft er ein wenig pathetisch ins Parkett hinunter, „Ihre Kunstbegeisterung rührt mich! Zum Dank werde ich das ganze Programm für Sie allein sprechen. Als ob der Saal brechend voll wäre."

„Ja — aber —", sagt zögernd der Mann im schlichten Arbeitsrock unten, — „bitte, a bisserl schnell. Ich soll nämlich 's Licht ausdreh'n."

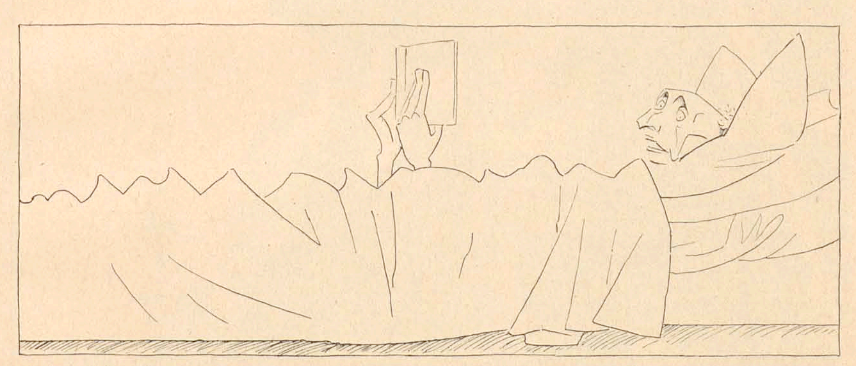
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Die Angst vor der Angst

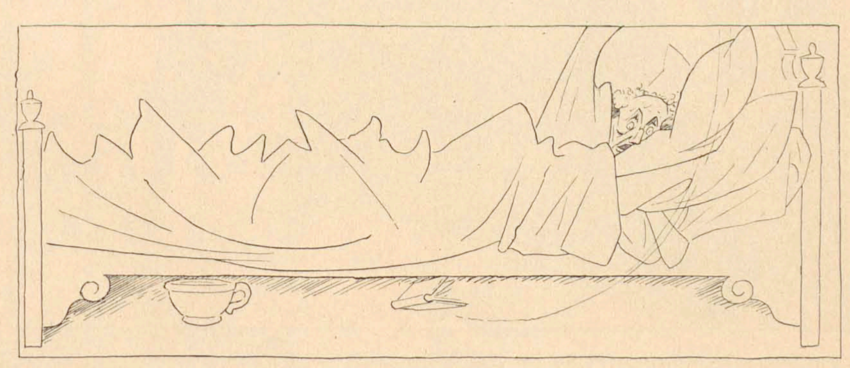
(Olaf Gulbransson)



Der alte H. C. Andersen war Neurastheniker. Er ging nie zu Bett, ohne vorher genau nachzuschauen, ob nicht jemand darunter liege. Eines Abends vergaß er aber seine Angst über einem allzu interessanten Buch.



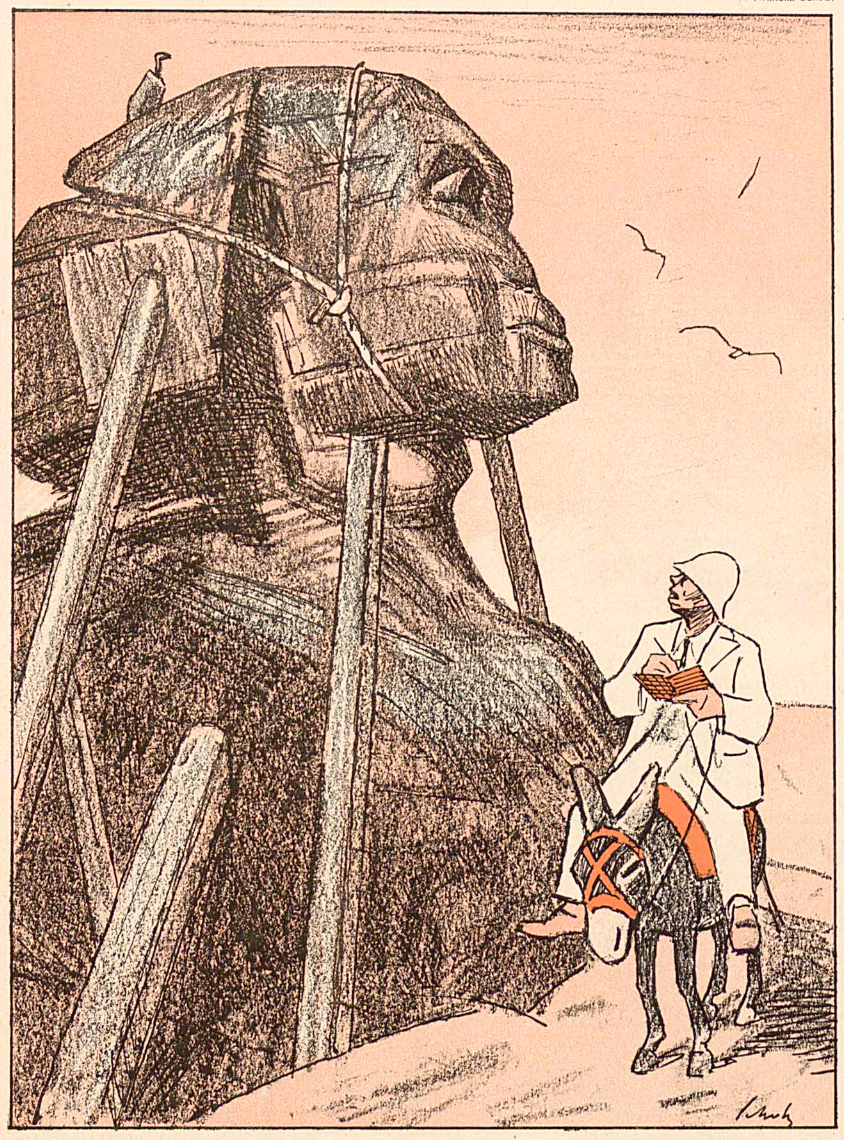
Nachher fiel es ihm ein, daß er vergessen hatte, unter dem Bett nachzusehen. Eine Weile lag er im Angstschweiß — bis er es nimmer aushielt.



Da warf er das Buch unter das Bett und schrie: „Ich weiß, daß Sie da sind!"

Ödipus und die baufällige Sphinx von Gizeh

(Wilhelm Schulz)



„Und welche Prognose stellen Sie der Zukunft Europas?" — „Na, Sie sehen doch, wie ich mir darüber schon den Kopf zerbrochen habe!"

München, 3. Februar 1935
39. Jahrgang Nr. 45

Preis 60 Pfennig

WINTERSPORT

SIMPLICISSIMUS

Die Ästhetin

(M. Dudovich)

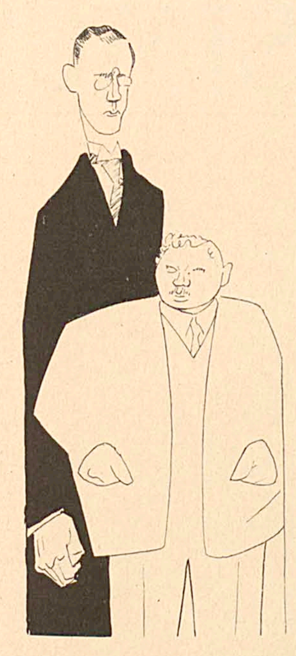


„Die ganze Natur ein einziges weißes Bett! Und das soll man nun mit seinen Skiern zersäbeln?“

Talfahrt zu dreien

Von Milana Jank

Zeichnungen von Olaf Gulbransson



Diese beiden waren unzertrennlich: die Privatdozenten Hans Brand und Georg Schuler. Jeden Samstagmittag zogen sie los, im Sommer ohne und im Winter mit Skiern, und am Sonntagabend kehrten sie zurück. Immer zu zweien, obwohl sie äußerlich und innerlich so verschieden wie nur möglich waren.

Hans Brand war groß und schmal und schwarz, Georg Schuler klein und breit und blond. Jener war ein langes Leichtgewicht, dieser ein kurzes Schwergewicht. Brand war Kunsthistoriker, Schuler Neuphilologe. Brand war mit seinen fünfunddreißig Jahren noch ein Brausekopf, Schuler mit seinen dreißig schon ein abgeklärtes Temperament.

Eines hatten Brand und Schuler gemeinsam: sie waren beide gänzlich unbeweibt. Aber sofort meldet sich auch schon wieder ein Unterschied: der schlanke, schwarze Brand zog viele Frauenblicke auf sich, während davon für den kleinen, bläßlichblonden Schuler so gut wie nichts abfiel. Und noch ein Unterschied, ja ein Gegensatz stellte sich in ihrem Verhalten heraus: Brand gab die Blicke der Frauen nicht zurück. Dies besorgte der dicke Schuler. Aber gesprochen wurde, gutem Vernehmen nach, zwischen beiden kein Wort über die Frauen und Frauenblicke. So komisch können nur Privatdozenten sein.

Ja, und nun nahte ihnen das Schicksal in Gestalt des überaus ehrenwerten Fräuleins Meta Obletter. Sie kam, von Brand und Schuler aus betrachtet, nicht von weit her, denn ihr Vater war Professor für neuere Geschichte, ein außerordentlich gelehrtes Haus, kurz, wie man zu sagen pflegt, eine Leuchte der Wissenschaft und eine Zierde der Universität, an der Brand und Schuler höchstens als unscheinbare Ornamente saßen.

Keine Angst: Meta Obletter hatte von dem schweren wissenschaftlichen Geist ihres Vaters nichts geerbt. Die Schlauheit, die sie auszeichnete, hatte sie weniger dem Vater als der Mutter zu verdanken, die witzig und wendig war und die neuere Geschichte, die ihr Mann erforschte und lehrte, als alte Geschichte zu bezeichnen pflegte.

Meta begegnete den beiden Helden unserer Geschichte häufig auf alpinen Wegen. Man pflegt in solchen Fällen zu sagen: ihre und der beiden Männer Wege kreuzten sich oft. Aber hier muß von einem besonderen Kreuz die Rede sein. Zwischen Privatdozenten und Professorentöchtern besteht von alters her eine Spannung ganz besonderer Art. Heiratet nämlich ein Privatdozent eine solche Tochter, so sagt man ihm fast immer nach, er habe es getan, um selbst um so leichter Professor zu werden. Heiratet er sie nicht, so behauptet man von ihm, er überschätze seine wissenschaftliche Bedeutung, da er auch ohne die Heirat leicht Professor zu werden hoffe. Wie man sieht, ein schweres Kreuz!

Brand und Schuler also, wenn sich ihr Weg mit dem Weg Meta Obletters kreuzte, grüßten sehr höflich, da ihnen ja natürlich das Töchterchen der Leuchte und Zierde vorgestellt und bekannt war, aber taten sonst nichts dergleichen, was als im Interesse ihrer wissenschaftlichen Karriere gelegen hätte aufgefaßt werden können. Man muß sogar sagen, daß sie Meta kaltlächelnd links (oder auch rechts) liegen oder stehen oder laufen ließen.

Dies aber paßte Meta durchaus nicht. Es wäre ihr sehr recht gewesen, wenn die beiden Privis, wie sie kurz die Privatdozenten zu nennen pflegte, etwas mehr an die wissenschaftliche Bedeutung und den akademischen Einfluß ihres Vaters gedacht hätten. Sie war sogar empört darüber, daß die beiden es daran fehlen ließen. Denn sie hatte nun einmal auf diese beiden Grünschnäbel der Wissenschaft ein Auge geworfen — oder vielleicht auch nur auf einen der beiden. Sie beschloß in dieser Angelegenheit, die ihr am Herzen lag, etwas zu tun.

Sie lauerte eines Tages den beiden auf, als sie zu Tal fuhren, und legte sich mitten in den schönsten Pulverschnee.

Beim Nahen des Feindes begann sie gottsjämmerlich zu ächzen und zu stöhnen und war natürlich sofort von den zwei angehenden Leuchten der Wissenschaft umgeben. Während Schuler nur schaute, ergriff Brand sofort das Wort. Wo es fehle, fragte er. „Knöchel verknaxt" — erwiderte sie. „Ski weg, Stiefel aus, Socken herunter!" — ordinierte Brand. Schuler wollte sofort zugreifen, aber Brand, der Flinke, kam ihm zuvor und hatte schon Hand angelegt. Da schrie jedoch Meta auf, daß es einen Stein rühren konnte, und härter als Stein pflegen auch Privatdozentenherzen nicht zu sein.

Brand sagte im Befehlston: „Wir tragen sie hinunter. Kleinigkeit! Sie ist ja schlank. Das bißchen Gleitfahrt kann man auch mit schwerem Gepäck machen."

Und schon hatte er die schlanke Meta, die gerade gegen ihre Charakterisierung als „schweres Gepäck" Einspruch erheben wollte, über die linke Schulter gelegt, während Schuler sich beeilte, die Skier aufzunehmen. Unter Musikbegleitung, die das gelegentliche Stöhnen Metas besorgte, fuhren sie los. Nie hätte Meta geglaubt, daß ein Privatdozent der Kunstgeschichte so sanft, so zart, ja geradezu so ätherisch zu Tal fahren könnte. Wohingegen diesem das geradezu reizende Stöhnen Metas außerordentlich gefiel. Als er sie nach wenigen Minuten Fahrt fragte, wie sie sich fühle, wäre sie fast herausgeplatzt: „Sauwohl fühle ich mich!" Aber rechtzeitig legte sie ihrer Zunge den Zaum an und lispelte: „Danke, es geht. Ich bin Ihnen so verbunden."

In diesem Augenblick bewies der hinterdrein fahrende Schuler sein feines, neuphilologisch geschultes Gehör. Er kam rasch näher und fragte Meta, deren Kopf auf dem Rücken Brands lag, ob sie etwas zu **ihm** gesagt habe. Sie lächelte und sagte nein. Aber sie lächelte, den Kopf hebend, auf so besondere Weise, daß das Nein auch ein Ja bedeuten konnte.

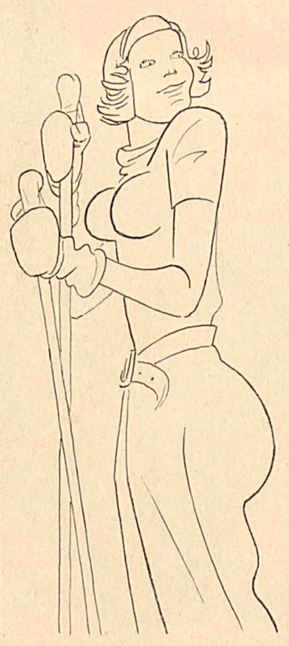
Gleich darauf sagte Meta: „Nehmen Sie mir die Mütze vom Kopf, bitte, Herr Doktor!" Wieder griffen sowohl Brand als auch Schuler zu. Aber diesmal war Schuler rascher. Er packte, vorbeifahrend, in der Eile und Aufregung nicht nur Metas weiße Strickmütze, sondern auch ihr Haar. Es kribbelte ihm davon sehr angenehm in den Fingern.

Brand sagte mit etwas rauher Stimme: „Fahr vor, Schuler, es ist besser." Natürlich wäre es besser und auch sportgerechter gewesen, wenn Schuler vorgefahren wäre. Denn er hätte ja dem beladenen Brand die Spur ziehen können. Aber er dachte nicht daran, sondern antwortete: „Ich will unsere arme Kranke ein bißchen unterhalten."

Dies tat er denn auch. Er sprach zu ihr die gleichgültigsten und langweiligsten Worte der Welt, aber er sprach! Was wiederum sehr wenig sportgerecht war. Meta fand, daß er eine angenehme Stimme hatte, und lächelte weiter. Immerfort sah sie ihn lächelnd an, während er sprach. Bis plötzlich aus Brands Mund die wiederum rauhe Aufforderung kam: „Halt endlich dein Maul, Schuler!" Darauf erwiderte Schuler kein Wort, woraus Meta einen Schluß auf seine Seelengröße zog. Das war für sie Anlaß genug, ihm nur noch freundlicher zuzulächeln.

Schuler aber erwiderte nun das Lächeln. Es sollte ein Ersatz für sein Reden sein. Also setzte er es fort und bemühte sich, es immer liebenswürdiger zu gestalten. Er legte sein ganzes Wesen in dieses Lächeln und fühlte sich ungemein wohl, um nicht zu sagen, glücklich dabei.

Und Meta? Meta fand, daß sie noch nie in ihrem Leben einen Menschen so schön und so ausdauernd habe lächeln gesehen wie diesen kleinen Privi. Es regte sich in ihr so viel Dankbarkeit dafür, daß sie ihm leise ihre Hand hinstreckte. Rasch fuhr er heran und ergriff sie. Als er seine Hand

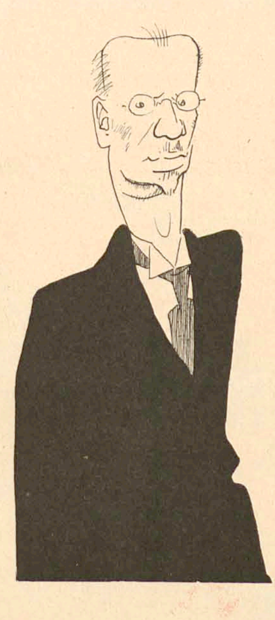


sofort wieder zurückziehen wollte, fühlte er, daß Meta sie einen Atemzug lang oder zwei festhielt. Das ging dem kleinen Schuler, obwohl er Neuphilologe war, durch Mark und Bein . . .

Als Brand sah, daß Schuler nahe herangekommen war, fragte er, wobei seine Stimme noch rauher als vorher klang: „Wollen wir abwechseln?“ Nun gab Schuler auch eine barsche Antwort: „Natürlich! Was denn?“ So wanderte Meta, nicht ohne pflichtgemäßes Stöhnen, von der Schulter des Großen auf die des Kleinen. Sie fand, daß sie einen guten Tausch gemacht hatte, denn Schulers Schulter war bei weitem geräumiger, und wenn Brand zart und sanft gefahren war, so fuhr Schuler, wenigstens nach Metas Meinung, geradezu himmlisch. In Gedanken und bestimmt im Gegensatz zu der Meinung ihres Vaters, des Geschichtsforschers, sagte sie zu sich: Die Kleinen sind besser als die Großen . . .

Auch Brand, der wohl ahnen mochte, daß hinter seinem Rücken etwas vorgegangen war (alle guten Kunsthistoriker haben ein besonders feines Ahnungsvermögen), dachte jetzt nicht daran, vorauszufahren. Genau wie Schuler fuhr er hinterher und blieb dem Kleinen hart auf den Fersen. Er sah Metas Haar nach vorn und unten fallen, er sah ihren schlanken Hals, die hübschen Ohren, den schönen Haaransatz und hätte kein Kunsthistoriker sein müssen, wenn dies alles ohne Eindruck auf ihn geblieben wäre. So gern hätte er nun auch das dazugehörige Gesicht gesehen, aber dieser verdammte Schuler war so klein und er — verdammt! — so groß, daß er sich diesen Wunsch nur hätte erfüllen können, wenn er in der Hocke gefahren wäre. Er versuchte es sogar einige Male; doch das, wie er feststellte, reizende kleine Köpfchen lag auf Schulers breitem Rücken und schien in ihn hineinzusehen. Er selbst sah zu seinem Ärger gleich zwei Kehrseiten.

Meta aber dachte daran, ob wohl Schuler nun auch so nett und lieb lächelte wie vorher, und war davon überzeugt, daß sein Lächeln jetzt ganz bestimmt noch viel netter und lieber sein müsse. Sie sah es mit geschlossenen Augen vor sich und trank es wie die Milch der frommen Denkungsart in sich hinein. Und gleichsam zum Dank dafür drückte sie ihre Wange leicht an Schulers Rücken und legte ihren einen Arm fester um seinen Hals. Schuler fühlte das und hätte am liebsten aufgejauchzt. Statt dessen aber drückte er die süße



Last auf seinen Schultern noch fester an sich.

Süße Last? Zwei Worte, die eigentlich zu hergebracht und verbraucht sind, um im Sprachschatz eines Neuphilologen eine Rolle zu spielen. Aber sie zuckten jetzt doch durch Schulers Gehirn, und wie gern hätte er sie sogar laut ausgesprochen, natürlich nicht so laut, daß sie Brand hätte hören können. Aber — sie blieben unausgesprochen. Das schadete gar nichts, denn hier war eine von den Situationen, deren es übrigens viele gibt im menschlichen Leben, wo das Unausgesprochene viel mehr sagte und bedeutete als das Ausgesprochene. Nur insofern korrigierte sich der sprachlich genaue Neuphilologe, daß von einer Last überhaupt nicht die Rede sein könne, sondern nur von süß.

An diesem Punkt brechen wir die Geschichte ab und geben dem mitdichtenden Leser Zeit und Gelegenheit, sich ihr Ende selbst garzukochen. Englisch, nämlich halbdurch, ist sie schon. Wir würden zu den schlechten Köchen gehören, wenn wir auch nur die geringste Zutat noch beifügen wollten. Nein, so wie sie jetzt ist, kann diese Geschichte genossen werden.

Höchstens zum Nachtisch ist folgendes zu sagen: Brand bekam in Bälde einen Ruf als Ordinarius für Kunstgeschichte an eine auswärtige Universität, obwohl er keine Professorentochter geheiratet hatte. Was aber die mit solchen Töchtern verheirateten Privis anlangt, so ist bekannt oder wird wenigstens behauptet, daß ihnen um ihre akademische Karriere nicht bange zu sein braucht. Und überdies: haben wir denn Überfluß an wissenschaftlich bedeutenden Neuphilologen — wie??

Georg Schuler konnte nur ein einziges Mal feststellen, daß seine Frau Meta ein gewisses Interesse für das Fach ihres Vaters, das heißt: für neuere Geschichte habe — damals nämlich, als sie beide zufällig wieder die gleiche Talfahrt machten und Meta plötzlich innehielt, den Neuphilologen groß ansah und die Worte von sich gab: „Eigentlich, lieber Georg, hatte ich's ja damals auf den Hans Brand abgesehen.“

Da antwortete Georg Schuler mild: „Langweil' mich nicht, Metachen! Für neuere Geschichte interessiere ich mich ganz und gar nicht.“

Resignation / Von Ratatöskr

Dem Höhentrieb bin ich nicht mehr gewachsen
und pilgre darum ohne Seelenqual
mit nachgerade etwas steifen Haxen
durchs Jammertal.

Hier wird der Schnee bekanntlich rasch zur Sosse,
die ihrerseits, zu Schabernack geneigt,
durchnässend das Terrain der Hinterflosse,
den Schnupfen zeugt.

Mag sich ein andrer kühle Lorbeern holen,
indem er skiernd steile Hänge pflügt.
Ich lass' mir meine Stiefel doppelt sohlen.
Und das genügt.

In den Winterwäldern

Von Johan Luzian

Eine große, weiße Sonne steht über den Winterwäldern, keine Kugel, keine klare, goldene Sommersonne, die still und mütterlich über die Erde fährt, nein, ein weißes, gewaltiges Licht, ein Auge des Himmels, das durch die blaßblauen Nebel dringt und über der blitzenden Schneewelt für Stunden scheint und über der kalten Weite, über Fichten und Buchen und Bruch und Feldern und Straßen im Dunst wieder vergeht.

In dem engen Waldweg hingen die Bäume voll eisblauen Schatten; wir krochen tiefer in Fußsack und Pelz und Decken und riefen schallender „Hüh!“ und schlugen den Gaul, den faulen, daß er die schlenkernden Zottelbeine vor dem leichten Schlitten warf und sich, wie ein Jungpferd schnaubend, das Eis aus den Nüstern blies. Aber indessen öffnete sich über den Wäldern das Auge Gottes, und als wir nun aus der Fichtenenge kamen und schon die Ackerkuppe entlang fuhren, fühlten wir aufatmend die Wärme und Freundlichkeit in der besonnten Stille.

Und auch Muli, der lahme Gaul, fühlte die Güte des Himmels und wollte teilhaben daran. Er blieb einfach stehen und hob seinen alten, weißbraunen, zottelhaarigen Kopf der Sonne entgegen und schnob tief und behaglich durch die Nüstern und ließ sich das Eis um das Maul tauen; er bleckte seine langen gelben Zähne der Sonne entgegen, als wolle er sie schmecken, und er hob sein rechtes, altersblaues Auge dem Licht entgegen, und das linke, das blinde, weiße, grauenhaft weiße, sah uns an. Das Alter sah uns daraus an, der Tod und die Krankheit und das verkrüppelte Leben sahen uns aus diesem blinden Pferdeauge an mitten in der hellen Sonne, die über das stille, schöne Wälderland schien.

Ich hob schon die Peitsche, um Muli zu schlagen, daß er seinen Zottelkopf der Straße vor uns wieder zuwende und uns mit seinem Schauderauge verschone; aber du legtest mir deine rote Handschuhhand leicht auf den Arm und sagtest mitleidig: „Laß doch das alte Tier sich verschnaufen!“ ... Da ließ ich die Peitsche sinken und zog dich, mein junges Leben, enger zu mir heran. Wir legten die Köpfe gegen das Schlittenpolster zurück und saßen schweigend da nebeneinander in dem stehenden Schlitten und blinzelten in das wärmende Licht.

Muli hatte den Kopf auf die geschwungene Deichsel gelegt und rührte sich nicht, und sein totes weißes Auge rührte sich auch nicht, es sah uns an. Aber war das nicht gut so, war das nicht ganz in der Ordnung, daß uns dieses Auge ansah, dieses Gegenstück zu dem Auge Gottes dort oben? War das nicht ein besonderes Zeichen der Vollkommenheit, daß wir es ansehen mußten in der blitzenden Schönheit dieser Schneestunde? Ja, dieses Auge wollte uns erproben: seid ihr starken Herzens, könnt ihr fröhlich sein in euch selber, könnt ihr lachend dem Alter und dem Vergehen ins Auge schauen? . . .

Ja, wir waren es zufrieden, hier auf der Kuppe zu halten und beieinander zu sein und uns aneinander zu wärmen und uns kleine Tannen zu zeigen, die aus dickem Schnee prächtige Kaiserkronen trugen, oder rote Beeren zu entdecken, die aus dem verwilderten Buschwerk schimmerten, und den Rauch aus dem Taldorf dort unten in die blaue Luft steigen zu sehen und dem Sperber nachzuschauen, der über dem weißen Acker flügelflirrend stillstand, bis er blitzend herunterstieß auf die Beute.

Aber dann nahm ich doch die Peitsche wieder aus der Lasche und schlug den Muli, die lahme Mähre, schlug ihn, bis er ins Traben und Laufen und Rutschen kam, und wir riefen beide fröhlich unser „Hüh!“ über die Straße, die sich zum Dorf und zum Wirtshaus hinuntersenkte. Und Muli, der Alte, zog uns durch die Wälder; schellenläutend fuhren wir im Schlitten dahin und sangen vor Übermut: „Hüh, Schimmel, zieh! . . .“

Abschied von den Bergen

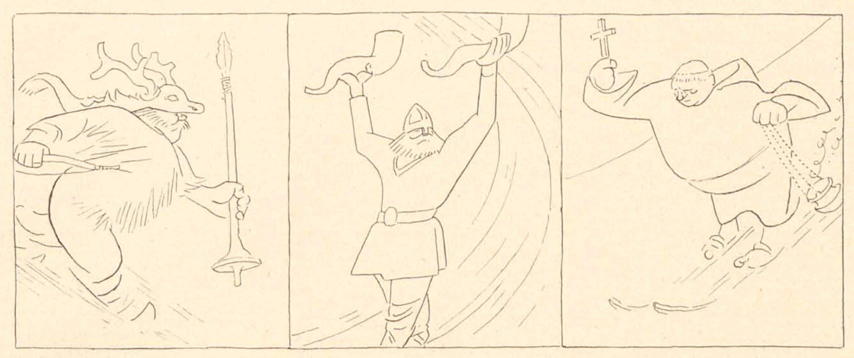
(E. Thöny)



„Kinners, wie ick mir fühle! Vierzehn Tage in keen Kientopp jewesen!“

Nordische Geschichte des Schilaufs

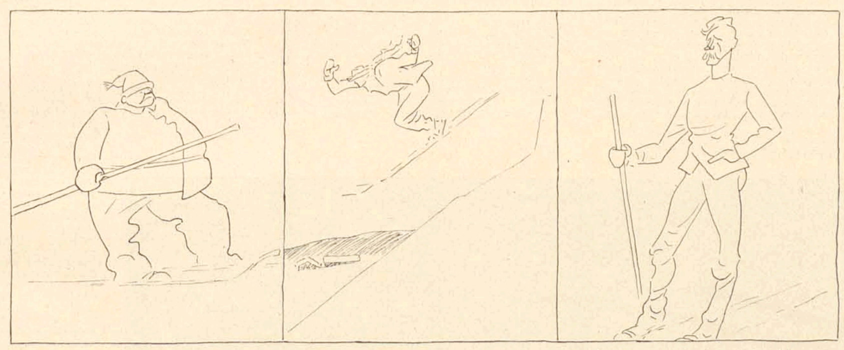
(O. Gulbransson)



Torsus Aulestaden wurde Sieger im Langlauf 500 Jahre v. Chr.

Im Jahre 800 konnte Olaf Trygvason mit zwei vollen Methörnern Slalom fahren, ohne einen Tropfen zu verschütten.

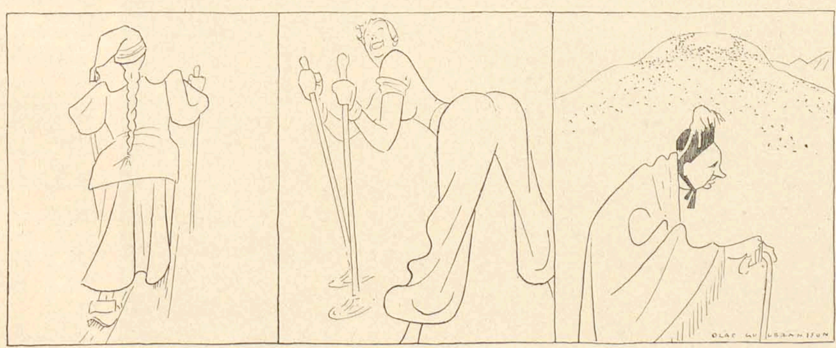
Erzbischof Gisur Haraldson hat im Jahre 1000 das Schilaufen erlernt und konnte dadurch das Christentum in Norwegen einführen.



In den Städten aber schlief das Schilaufen langsam ein. Diesen Privatier nannte man Stabreiter.

Jedoch in Telemarken hatte es sich seit der Wickingerzeit erhalten.

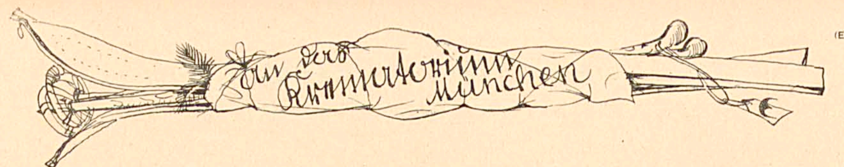
Fridtjof Nansen wurde in den achtziger Jahren der neue Führer und Vater des Schilaufs



und aus dieser ehrbaren Jungfer von neunzehnhundert

entstand der Slalomer Schihas.

Die alte Lisa Kristoffensen kennt jetzt ihre alten Berge nimmer – denn einstmals waren sie weiß, und nun sehen sie aus, als hätten sie Flöhe.



(E. Croissant)

Der Stuffeler Girg betreibt Wintersport

Von Karl Springenschmid

„Wintersport" — wenn der Stuffeler Girg von seinem „Wintersport" redet, dann streicht er sein keckes Schnurrbartl aus, drückt das linke Aug zu und schnaggelt mit den Fingern —, „Wintersport", sagt er, „dös ischt so: Bal so a armer, kreuzplagter Bergführer wia i den ganzen Summer lang allweil im Fels ischt, pfundschware Herrn am Seil, nacher gfreut er si schun, bal amol die Sässon vorbei ischt und der Winter kimmt, damit er sein ‚Sport' treiben kann!"

„Sport?" fragt die Klotzer Zenz, „was treibst nacher du epper für an Wintersport, ha?"

„Täuberl fuettern!" lacht der Girg und faßt die Zenz fester um die Mitten. „Tue her dein Schnaberl, Täuberl, du liabs!"

„Geh, du narrischer Kater, du, dös ischt ja koa Sport nit, was du treibst!" wehrt die Zenz ab.

„Dös verstehst du nit!" meint der Girg, „dös versteh bloß i, als behördlich autorisierter Bergführer, verstehst? Sport ischt alles, was der Mensch tuet, nit weil er es tuen mueß, sondern bloß weil es ihn gfreut. Jeden gfreut sein Sport, und mi gfreut halt der meinige!"

Jetzt ist es eine Weile ruhig. Unten pritschelt das Wasser in den Brunn. So oft ein Windstoß um das Haus jagt, wirft er den Brunnstrahl nebenaus. Dann ist es ganz still, überall.

„Siechst, Zenz", sagt der Girg heimlich, „es ischt halt gspaßig auf der Welt. Wia höcher daß d' aufisteigst, wia tiefer fallt das Barometer obi. Und wia höcher i selber aufikimm, wia tiefer fallt bei mir aa das Barometer obi, i moan die Freud, die i mit dir hab, Zenz, und halt alles, verstehst mi schun. Grad kreuzverdraht ischt alles auf der Welt. Wia kälter die Zeit wird, wia hitziger wird mir z'muet, und bal der Winter am schiechsten tuet, tue i am hoamlichsten . . ."

So ist es denn erklärlich, daß der Bergführer Gregor Hintermoser, genannt Stuffeler Girg, für das, was die übrigen Menschen Wintersport nannten, Wintersport im engeren Sinne, nicht viel übrig hatte. Freilich war es Vorschrift, daß immer einer von den Stubaier Führern abwechselnd auf der neuen Klubhütte Dienst machte. Da schnallte sich dann auch der Stuffeler Girg, wenn die Reihe an ihn kam, die Schi an, spurte die weiten Hänge hinauf zur Hütte und führte dort oben die Woche über die vorgeschriebene Winterbewirtschaftung. Aber heimzu, da ließ er sich Zeit, ritt, wo es ging, breitspurig auf seinem Haselstecken herunter, und wo es steiler ging, warf er die „höllverfluechten Schinterbretter, die immer tuen, was sie selber wöllen!", über den Buckel und stapfte zu Fuß ins Tal hinab, also daß der Hiebler Hans, Vorstand der Bergführervereinigung, sagte, so eine Spur, wie die vom Stuffeler Girg, sei eine Schande für das ganze Tal.

Doch einmal, da ging es anders.

Der Girg hatte Hüttendienst, saß heraußen in der milden Bergsonne und schnitzte Spandln. Da kam der Hiebler Hans mit einem Herrn über den Alpeiner Ferner herabgesaust, aber schon ganz grimmig, daß der Schnee hinter ihnen herstaubte. Als es draußen zu dämmern anfing, verkroch sich der Herr in die Decken. Der Hieber Hans aber wurde um so munterer, je finsterer es draußen wurde. Einmal ums andere Mal strich er sich den Schnurbart aus und meinte, was heut für eine schöne Mondnacht wär, nit zu sagen, wie schön. Der Girg sah ihn mißtrauisch von der Seite an. Da stand der Hiebler Hans auf, trat vor die Hütte hinaus und schaute hinunter ins Tal. Eine Weile lang. Dann pfiff er durch die Zähne.

„Girg, i mueß!" sagte er.

„Was mueßt?"

„I mueß halt, frag nit so dumm. Ischt was zum Ausrichten drunt im Dorf? I moan nit beim Wirt oder beim Bäcken, i moan sünst halt, bei . . . epper bei der Klotzer Zenz . . .?"

Umspringt der Kerl, der schlechte, der hundselendige, der Schnee weht auf, und wie der Girg wieder schauen kann, ist er schon den halben Berg unten.

„Hölltuiflslotter, kreuzverdammter!"

Dies ist die Nacht, da auch der behördlich autorisierte Bergführer Gregor Hintermoser, genannt Stuffeler Girg, das betreibt, was man Wintersport im engeren Sinne heißt.

Die Spur vor sich, saust er dahin, wild über den Hang, schlagt kopfüber, kopfunter, wühlt sich auf und hetzt weiter die Spur, den Berg hinab, weiter über den Graben, durch den Waldschlag weiter, verdammte Spur, jetzt gar durch den Hohlweg, grün und rot blitzen die Sterne, verbogen ist der Mond, aber die Bretter halten durch.

Halb zerschlagen kommt er ins Dorf.

Gott sei Dank! Wo der Weg zur Zenz ihrem Kammerfenster geht, liegt der Schnee so sauber und schön, wie am ersten Tag, wie's im Paradies geschneit hat.

„Um Chrischti willen, Girgele, was ischt denn?" fragt die Zenz erschrokken. „Wia schaugst denn du aus? Was ischt denn gschechn?"

„Nix", schnauft der Girg, „i kimm lei sagn, daß i heunt nit kemmen kann. I mueß wieder auf die Hütten!"

Die Zenz schüttelt den Kopf. „Da kenn i mi hiez nimmer aus. Was treibst denn du, Girg?"

„Wintersport treib i!" schreit er zurück.

Und dann sieht sie, wie er wieder die Schi anschnallt und aufwärts steigt durch den Wald.

Einsamer Denker bei einer Ski-Spring-Konkurrenz

Können Sie einen Achtzig-Meter-Sprung „stehen"?
Ich kann es — offen gestanden — nicht
und beschränke mich drauf, dabei zuzusehen;
denn sportlich falle ich kaum ins Gewicht.

Und darum denk' ich, wenn andere springen,
und sage mir mit zerfurchtem Gesicht:
Ein Tag muß doch mal den Schluß-Rekord bringen,
denn endlos so weiter geht es ja nicht.

Man kann zwar die Schanzen noch höher bauen
und schließlich nur noch Stromlinie sein.
Aber wenn wir klar in die Zukunft schauen —
springt einer mal fünfhundert Meter? Nein.

Und mag auch die Jugend fanatisch trainieren,
so greift das die logische Folg'rung nicht an:
Dies muß doch zu einem End-Rekord führen,
den plötzlich keiner mehr brechen kann.

Muß ich diesen schwarzen Tag noch erleben?!
Wenn ja, so sagt mir mein Gottvertraun:
Dann wird es eben was anderes geben,
wo's einem auch Freude macht, zuzuschaun.

Benedikt

Fachsimpelei

(R. Kriesch)



„Eigentlich läuft sich's recht schön hier. Ich hab' ja früher nur für Kunsteis geschwärmt." — „Und ich für Himbeereis!"

Zwei Welten / Von German Gerhold

Die dickvermummte Bauersfrau wies sie nach einem stattlichen Gebäude.

„Ein Kretscham huts hier nich, Frollein", sagte sie. „Aber fragen Sie ock im Pastorhause, do huts Platz genuck."

Das „Frollein" nickte lächelnd und packte die Skistöcke fester.

Nach ein paar kräftigen Stößen bremste sie vor dem Pfarrhaus.

Die stattliche und gewichtige Pastorin hatte zwar ein etwas erstauntes und ungewisses Lächeln für die Darstellung der Fremden, die eingehend schilderte, wie und wodurch sie sich verlaufen oder, besser gesagt, verfahren hätte, aber sie gewährte bereitwilligst Gastfreundschaft, stellte ein Zimmer zum Umkleiden zur Verfügung und lud zum Kaffee ein.

Als aber die Fremde nach dem Umkleiden ins Wohnzimmer trat, fiel ihr vor Schreck der Kneifer auf ihre Häkelarbeit. Die Fremde trug einen flanellnen Schlafanzug und hielt zwischen den Lippen eine Zigarette.

Während die Pastorin einstweilen gewohnheitsgemäß zum Niedersitzen und Zulangen nötigte, überlegte sie bereits, wie der Angriff vorzutragen sei.

„'s ist wohl recht kalt heute draußen gewesen —?" fragte sie schließlich.

„Ach wo. Auf dem Kamm brannte die Sonne ja förmlich."

„Na, — ich weiß doch nicht recht. — Wissen Sie, das Mädchen brachte da vorhin Ihre Sachen zum Trocknen herunter, — also — wenn das alles war, was Sie anhatten —? Dieses neumodische Höschen, das winzige Hemdchen und so — — —? Das muß doch ungesund sein —! Wenn ich eine Tochter hätte, die dürfte mir so nicht hinaus! Ja, ja —. Da wundern sich die Leute, daß heutzutage so viel von Unterleibserkrankungen zu hören ist . . ."

„Ich war noch nie krank", sagte die Fremde trocken und kaute unbeirrt weiter.

„Das kommt nach", meinte die Pastorin freundlich. „In der Jugend merkt man's nicht, — aber später —! Ich hätt's auch nicht gedacht, daß mir mal so die Glieder reißen würden. — Und überhaupt, — wenn man so schmächtig ist wie Sie, Fräulein . . ."

„Die Mageren leben am längsten", lachte die andere. „Sehen Sie mal Rockefeller und König Gustaf von Schweden an!"

„Ja, ja, — Ihr leichtsinnigen Großstadtleut!" schalt die Pastorin mit etwas gequältem Humor. „Na, aber da dürfte sich ja wohl jetzt auch manches ändern."

„So —? Was denn zum Beispiel —?"

„Die Frauen sollen jetzt auch dort, wie es heißt, aus dieser unnatürlichen Überzivilisation zurückgeführt werden zur Naturverbundenheit . . ."

„Zurück —? Wohin zurück —? Welche Zeit meinen Sie da?"

„Mein Gott, früher beim Foxtrott bin ich doch aus den verwickeltsten Figuren rausgekommen, und jetzt . . .?"

Die Pastorin schwieg verdutzt und sann nach. „Na, halt — — — wie's eben früher mal war —!"

Die Fremde schüttelte lachend den Kopf. „Wie vor dem Kriege —? Mit Korsett, Turbanfrisur und Humpelrock—? Oder noch weiter zurück —? Mit Schnepfentaille oder gar Krinoline und Cul de Paris —? Warum nicht gleich Reifrock, Puderfrisur im Hochhausformat und Flohfänger am Arm —?"

Die Pastorin schluckte etwas hinunter. „Wohl sozusagen zurück aufs Land", meinte sie dann.

„Wieso? Meine Vorfahren leben seit ewigen Zeiten in der Stadt. Zufällig läßt sich das in meinem Falle nachweisen. Und warum überhaupt zurück —? Ich fühle mich sauwohl so!"

„Warum —?" Die Pastorin setzte sich in Positur. „Der Zukunft unseres Volkes wegen! Die Frau soll wieder Hausfrau, soll wieder Gattin und Mutter sein!"

Die Fremde sah sich flüchtig im Zimmer um. „Und wieviel Kinder haben Sie —?"

Die Pastorin wich dem Blick der anderen aus. „Ich habe allerdings kein Kind am Leben. Mein einziges starb gleich nach der Geburt."

„Oh, — das ist traurig. — Hier auf dem Lande —?"

Die Pastorin nickte. „Vielleicht wäre es zu retten gewesen, wenn wir einen Arzt rechtzeitig hätten bekommen können."

„Der ist allerdings in der Stadt meist zur Hand. Aber konnten Sie nicht rechtzeitig vorsorgen —?"

Verneinend schüttelte die Pastorin den Kopf. „Es war eine Frühgeburt. Ich hatte gerade große Wäsche, und die Einmachzeit war auch, — da habe ich mich wohl überanstrengt."

„Hm. — In der Stadt läßt man allerdings viel in Waschanstalten waschen und kauft viel Konserven."

„Waschanstalt und Konserven —! Das eben ist der Untergang unseres Volkes!"

Die Fremde zündete sich eine neue Zigarette an und lehnte sich, die Beine übereinanderschlagend, behaglich zurück. „Sagen Sie das nicht", meinte sie leichthin. „Die Fabriken mit ihren Arbeitern wollen schließlich auch leben."

„Nun, — ich möchte keine Konserven essen —! Wenn ich das gefärbte Zeug schon sehe, dreht sich mir alles im Leibe um! Und gar erst mein Mann mit seinem empfindlichen Magen —! Wenn da ein Ei mal nicht ganz frisch war, spürt er es tagelang an seiner Verdauung!"

„So —? Mein Magen verdaut sozusagen Kieselsteine! Unberufen — toi — toi!"

„Ja, wenn man jung ist, womöglich keinen anstrengenden Beruf hat . . .!"

Die Fremde lachte hellauf. „Keinen an-

(Schluß auf Seite 538)

Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerurfan-Vertrieb Bad Reichenhall 670.

Der kleine Roman von HANS LEIP: **MISS LIND UND DER MATROSE** kostet nur mehr kart. **RM. —.80** geb. **RM. 1.60** **Simplicissimus-Verlag München 13**

Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. Hummel. München Neuhauser Straße 20

Gratis sendet Preisliste S. 5 über hygien. Artikel. Gummi-Industrie Medicus Berlin SW. 68 Alte Jakobstraße 8

Satyrin-Tabletten Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung sexuelle Neurasthenie. Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 110.

Deutsche Hotel-Zeitung **Nürnberg-W** das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft. Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40. Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag) München 2 C, Sparkassenstraße 11

Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

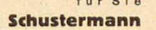
Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht besonders f. Thüringen, Sachsen, Rheinland, Hamburg u. Schlesien.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Motzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie



Adolf Schustermann GEGRÜNDET 1904 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20

Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811

Druckschriften bitten wir anzufordern!

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

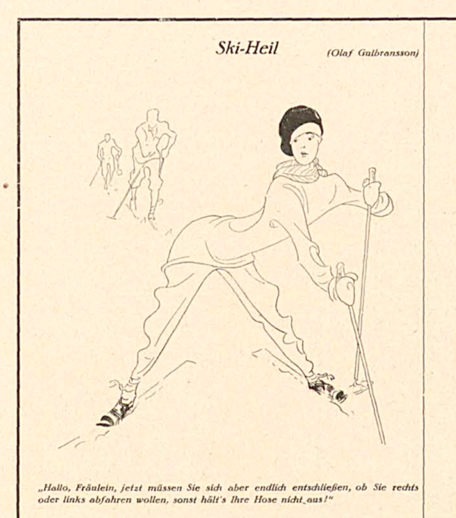
GRATIS illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216/S.

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a. M. Speyerer Straße 17 a.

Karl Arnold **Berliner Bilder** Kartoniert . . . . RM. 1.50 **Simplicissimus-Verlag • München 13**

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C, Sparkassenstraße 11

Ski-Heil (Olaf Gulbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!"

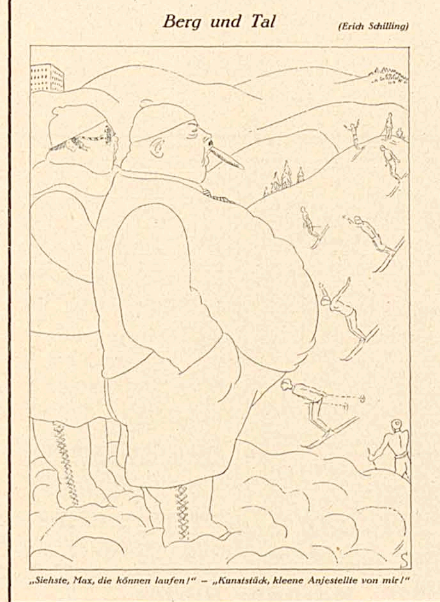
Der Ski-Star (Olaf Gulbransson)



„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!"

Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten
aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können.
Preis 5 Stück farbig, sortiert, M –.50 franko
Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Berg und Tal (Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!" – „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!"

Englisch-bayerischer Ski-Kurs (E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, mylady – – da liegt's scho, dö Kuah, dö damische!"

Ursula und die Vollbärte

Von Fritz A. Mende

Warum wir uns damals alle, die wir oben auf der Silberjoch-Hütte hockten, Vollbärte stehen ließen, warum . . . ja, das haben wir eigentlich nie versucht festzustellen. Es sollte wohl nur eine Gaudi sein, ein Unfug, wie die Städter sagen, oder vielleicht ließen wir drei Jünglinge unsre Männlichkeit deshalb zum Gesicht herauswachsen, weil wir ein paar Skitouren gemacht hatten, die sich auch unter wirklichen Männern sehen lassen konnten. Pures Glück war es manchmal gewesen, daß der Hüttenwirt keine Scherereien unsertwegen gehabt hatte — mit Bergungskolonne und so. Wir hatten das mit den Bärten auch gar nicht irgendwie ausgemacht. Aber nach der Zwei-Tore-Abfahrt, da waren wohl ein paar Ur-Instinkte in uns aufgewacht, solche, wie sie die Reklame in den Städten anrührt: „Sei ein Mann — rauche Zigarren!"
Jedenfalls wuchs uns das Gestrüpp zu allen Gesichtsseiten heraus. Länger wurden die Bärte und immer länger. Wir konnten schon unsre Erbsensuppe nicht mehr essen, ohne daß die faulen Witze von der gedrängten Wochenübersicht speckige Wahrheit wurden.
Bis dann die Karte von Ursula kam, in der sie ihre Ankunft für den nächsten Tag ankündigte. Ursula war nicht irgend jemand — Ursula war die erklärte Braut unseres Häuptlings Karl. Aber weder er noch wir zwei andern waren je mit Ursula fertig geworden. Sie konnte so verdammt spitz sein, wie man das eben in den Städten lernt. Der wollten wir richtig imponieren, wir Affen. „Sei ein Mann — rauche Zigarren!" Na, wir hatten ja unsere Bärte. Mal sehen, was Ursula, die feine Ursula dazu sagen würde! Hatten wir die Zwei-Tore-Abfahrt gemacht oder nicht?
Wie die verschollenen und endlich wiedergefundenen Teilnehmer einer Nordpol-Expedition, so standen wir unten auf dem Bahnhof. Die Dorfkinder staunten, und sogar der Hund vom Vorsteher, dieses ewig bellende Vieh, schien erschüttert, denn er zog sich stumm in seine Hütte zurück.
Ursula stieg aus, sauber sah sie aus . . . Wir hatten alle drei die dämonische Vorstellung von Wanne-Kacheln-Dusche, und es fröstelte uns ein wenig in unseren Bärten.
Ursula begrüßte uns der Reihe nach, freundlich, kühl — und die Bärte? Unsere Bärte? Ursula schaute sie gar nicht an. Nicht ein Wort sagte sie darüber. Sie tat, als hätten wir alle gar keine . . . Jeder von uns griff verstohlen nach seiner männlichen Haarkulisse. Herrgott, es war doch noch alles da!
Recht kleinlaut verließen wir den Bahnhof, Ursula in unserer Mitte.
Ursula blieb weiter freundlich. Die Bärte sah sie immer noch nicht. Am Abend saßen wir um den Holztisch. Wir drei forderten das Schicksal förmlich heraus. Wir strichen uns die Vollbärte, daß es nur so knisterte. Ursula sah es nicht. Wenn sie doch wenigstens gespöttelt hätte, wenn sie doch spitz gewesen wäre! Nichts . . . Das ging so zwei Tage, zwei Tage, an denen Ursula mit uns redete, freundlich war, alles wie sonst. Nur die verfluchten Bärte, von denen sprach sie kein Sterbenswörtchen.
Und wir . . . Wir konnten nicht davon anfangen. Wir konnten nicht sagen: „Schau, Ursula, was wir für Männer sind . . ."
Am dritten Tage früh — wir hatten das gar nicht irgendwie verabredet — waren wir alle drei glattrasiert. Wir erkannten uns untereinander kaum wieder. Ursula tat wie am Bahnhof, sie rührte nicht daran. Sie ging, freundlich wie immer, zwischen dem „Gott sei Dank" und „Schade" hindurch, ohne ein Wort...
Nie wieder habe ich bei einer Frau eine derartige Selbstbeherrschung gefunden wie in jener Angelegenheit bei Ursula. Und sie war doch damals noch gar nicht verheiratet . . .

Wahres Geschichtchen

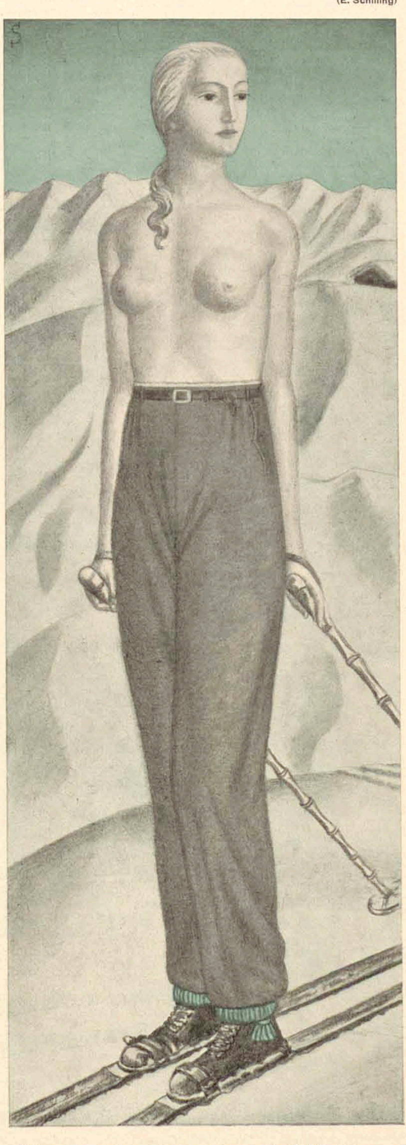
In einer kürzlich stattgefundenen Veranstaltung der „Kraft durch Freude" in der württembergischen Universitätsstadt war einem Universitätsprofessor die Aufgabe des Sprechers zugefallen. In dem Zeitungsberichte des folgenden Tages hieß es dann: „Seine Worte klangen in der Feststellung aus, daß Weingärtner und Universitätsprofessoren zusammengehörten, denn wo brächten denn die Weingärtner ihren ‚Dong' her, wenn es keine Professoren gäbe?"
Da in Tübingen noch nicht überall Schwemmkanalisation besteht, ist diese Wechselbeziehung der beiden Stände allerdings von großer Bedeutung; man würde den Tübinger Wingertern aber unrecht tun, zu sagen, daß sie mit diesen Nebenprodukten der Wissenschaft sich zufrieden gäben. Im Gegenteil! Die Weingärtner befleißigen sich auch einer gebildeten Ausdrucksweise und verwenden gerne Worte, die man sonst nur aus „akademischem" Munde zu hören gewohnt ist. Den Beweis hierfür habe ich heute erhalten. Als der Weingärtner wieder einmal die Grube geleert hatte, verlangte er „das Honorar für den Abtritt"!

Auf der Leipziger Straßenbahn

Zwei Männer steigen ein, und ich höre folgendes Gespräch:
„'ch habe geheerd, Ihr Schwaachr is geschdorm?"
„Ja."
„Hat 'r lange geläājn?"
„Nu, 's gehd. Fimbf Wochn."
„Was hat 'n denne gefehld?"
„Ach, ähmd garnischd. Herz, Lunge, Niern — alles war bei dem in Ordnung. Der war gerngesund, der Mann. Blooß Maachngräbs hat 'r gehabbd . . .!"

Leichte Beunruhigung

(E. Schilling)



„Wie gesund man hier oben wird! Man kommt ja überhaupt auf keinen Gedanken mehr!"

Zwei Welten

(Schluß von Seite 535)

strengenden Beruf —?! Ich bin Schauspielerin —! Sie können sich wahrscheinlich nicht vorstellen, was das mitunter heißt —! Und jung —? Darf ich fragen, wie alt Sie sind —?"

„Warum nicht —? Ich werde einundvierzig."

Die Fremde schien förmlich erschrocken. „Da sind Sie ja noch ein Jahr jünger wie ich —?"

Der Pastorin blieb eine Weile der Mund offen. Dann schaute sie zum Fenster, denn draußen näherten sich eilige Schritte. Ehe sie ihre gewichtige Fülle auf die Beine bringen konnte, läutete es, und an dem verdutzten Mädchen vorbei stürmten ein paar stämmige Burschen ins Zimmer.

„Mensch, Mamma! Hier steckst du —?! Der Vater sucht dich auf der andern Seite vom Kamme —!!"

Austria im Winter

Englische Skifahrer in den österreichischen Wintersportgebieten! Ich glaubte dieser Zeitungsmeldung nicht, aber als mich unlängst die kleine schaukelnde Drahtseilbahnkabine vom blau-weiß-goldenen Strahlenbad des Feuerkogels wieder ins nebelige Trauntal hinunter brachte, ward ich überzeugt. Ein paar lange, dürre, in sonderbare braune, härene Skigewänder gehüllte Gestalten lehnten da in einer Ecke und maulten englische Brocken.

Als ich in Gmunden die Straßenbahn bestieg, traf ich die Schar wieder. Schön waren sie gerade nicht, die Engländer. Mir gegenüber saß einer: gelbe Haut, knochiges, scharf geschnittenes Gesicht, etwas vorstehende Schneidezähne, hager, aus der Brusttasche schaute das Mundstück einer Shagpfeife.

Ich bekam plötzlich Lust, zu rauchen, zog mein Etui, zündete mir eine Zigarette an und paffte mit Behagen die Rauchwolken in die Luft. Mit einem Ruck erhob sich da mein englisches Gegenüber, deutete auf eine Tafel und sagte: „Hier ist das Rauchen verboten; lesen Sie doch die Tafel!"

In diesem Augenblick fiel mir ein alter Witz ein, den ich, da die Situation dazu Gelegenheit bot, praktisch anzuwenden beschloß. „Gott, diese Tafeln", sagte ich, „dort drüben steht: ‚Tragt Mamolin-Büstenhalter!' Tragen Sie deshalb welche?"

Als sich das Gelächter im Wagen gelegt hatte, sagte der Engländer ernst und feierlich zu mir: „Das geht Sie gar nichts an, ob ich Büstenhälter trage. Uenn Sie hier anzüglich uerden, hole ich meinen Mann herein; er steht draußen auf der Plattform."

Tja! Aber dann wußte ich noch etwas: Die keine Pfeife in der Brusttasche stecken hatten — das waren die Männer. Komisch, wie die Merkmale bei den Völkern verschieden sind.

E. O.

Höhenfahrt

Die Nacht bringt Schnee. Im Rücken des Giganten,
Den wir umkreisen, sagt der Abend Halt;
Die Finsternis schickt ihre Abgesandten,
Aus Tiefen steigt die riesige Gestalt

Der Nacht, stemmt Fäuste in den weißen Nacken
Der Berge, wogt, ein Schattenleib, und steigt
Hoch über die vereisten Gipfelzacken
Ins All hinaus, das hinter Sternen schweigt.

Georg Schwarz

Der einsame Alois

(Ein Originalbrief)

. . ., den 18. 12. 34.

Liebe Gretti.

Entlich kame ich dazu ein parzeilen zu schreiben. Ich bien schan 14 Tagen ganz allein Verlassen in Eis und Schnee auf der Hütte, es ist 3 Uhr Nachmittag ganz allein und Verlassen sietze ich in der Hütte drien, auf einmal Ergreife ich die Feder und schreibe ein Brieflein an meine Liebe Gretti. Ihr würtz wohl dencken daß ich an Euch gahr nicht mehr dencken würde aber dah wenn ich ganz alleien Verllassen bien denck ich an Euch Beite. Heuher hatten wier eine anzahl von Bergturen gemacht Geierköpfe Südkahr Geiselstein Ostwand da sind heuher 4 Dütlich Abgestürst und die große Nurdwant an der Krähe. Heuher in August hatten Wielderer den Jäger wo Ihr auf der Hütte truben Kenengelernt hat erschussen. Ich fahre balt auf die Zugspietze zum Öeu'impieadreining von hier aus werde ich auch vielle Grüße schreiben. Xaver ist ein rechter schuft weihl ehr mihr nicht mehr schreibt aber den werde ich wenn ehr kammt ein richtigen runder ziehen. Mich würde es sehr freuhen wenn Ihr auf ein par Tagen zum Schiefahren kamme werde, dann würde ich wieder einmal eine gute Supe kochen. Meine Mutter schimpft mich imber daß ich einmal mit den epiegen Sport dütlich Abstürzten würde aber ich habe keine Angst und was werden Ihr sagen wenn ich einmal Abstürzten werde. Jezt würt es allmelich Dunkel draußen Schneite es und ich sietze ganz allein in der Hütte drin und lesse in ein Geschichten Buch van den große Stürme auf den Mundplan erzählt. In Febujahr ist daß große Wanderpreis Springen in Füssen hier mache ich auch mitt. Jetzt wihl ich mein Schreiben schließen grüße auch deine Schwester und deine jüngere Schwester. Keine Angst vur Liebe wie süs dut das Küßen wenn man ein Mädels hat. Meine Adresse heist . . .

Viele Grüße sendet dir

Dein Freund Alois.

Lieber Simplicissimus!

„Wer ist eigentlich der Patron des Wintersports?"

„Wer denn sonst als St. Moritz?"

Wintersport

(O. Nückel)



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296 456, 296 457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371 307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13 600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Matz Brauns Weltrekord

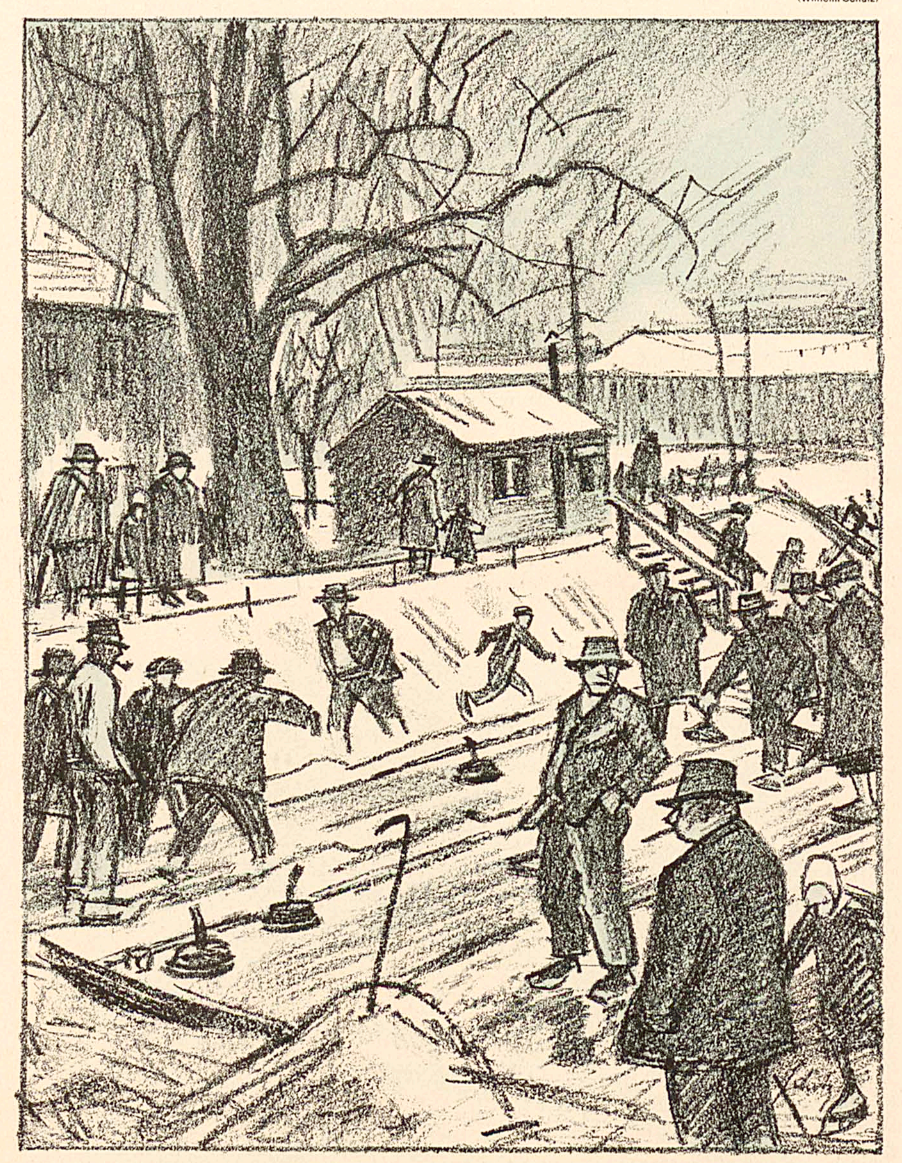
(Karl Arnold)



„So ein Reinfall — nach fünfzehnjährigem Training!"

Triftige Gründe

(Wilhelm Schulz)



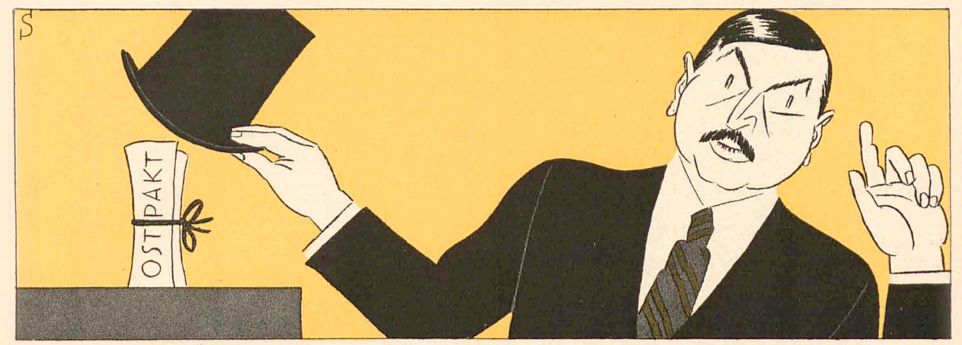
„Wos is, schpuist net mit?“ — „Naa, i bin so hoaser! Und bal i koane Schprüch dazua macha ko', na g'freut's mi net!“

München, 10. Februar 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 46

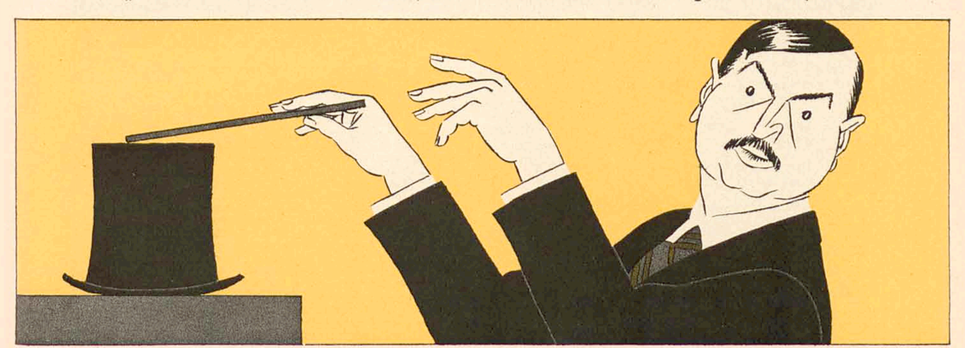
SIMPLICISSIMUS

Der große Zauber

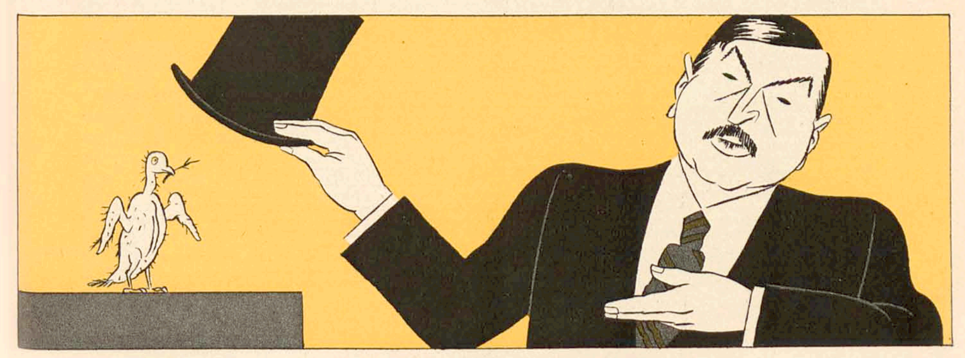
(E. Schilling)



„Mesdames et Messieurs! Sie sehen, ich decke zu mit meine Hut die grandiose Ostpakt.



Ich nehme meine Zauberstab und sage: Abrakadabra — — —



— — — und 'erausspaziert der liebe Friede.“

Die Lawine

(Hilla Osswald)



Land im Winter

Das kalte Land ist leer und weit,
Feld, Wald und Wiese: tief verschneit.

Begraben liegt des Sommers Lust,
der Winterriese reckt die Brust.

In seinem Atem, nebelgrau,
trauert der blanke Sommertau.

Der Bienen Geläut, das Hummelgesumm
geht im gespenstischen Winde um.

Wie von Libellen ein Blitzen? Da:
Eispfützen, wo ich Flügel sah.

Ja, selbst den leichten Schwalbenflug
verhöhnt ein schwarzer Rabenzug.

Erst jetzt begreif ich, was ich seh:
Wacholderbüsche, schwarz im Schnee?

Tief eingewühlt, froststeif und hart,
schläft Pan und reckt den Ziegenbart.

Gottfried Kölwel

Hölderlin in Paris

Von Edmund Hoehne

Ist dies noch die Erde? Er hatte Wälder gesehen, Äcker, freundliche kleine Landstädte, ja, das große Frankfurt, die Alpen, zuletzt das Meer; aber dies hier schien wie ein Krustengebilde, das von einem andern Stern herabgefallen war, wie ein ungeheures Stück Lava mit Blasen und drusigen Ecken, wimmelnd von fremden Wesen: Soldaten, Händlern, Unterhändlern —. So muß Babylon oder Palmyra gewesen sein, das seine Heere gegen Griechenland trieb.
Er hörte den Namen der Stadt wie im Traum: Paris! Versteckte sich wie ein krankes Tier in der Hinterstube einer Logierbudike, lag tagelang schlaflos, forderte immer nur Wein, um Feuer gegen Feuer zu setzen, denn sein Gehirn brannte: „Ach, ihr allzu Gesunden, die ihr immer schlafen könnt! Mir gärt diese Zeit im Blut, sie zerfrißt alle Zellen. Die gigantische Lüge geht um, und ihr sagt: „Was brauchen wir Wahrheit? Wir schlafen gut und haben zu essen —."
Der Wirt zuckte mit den Schultern: „Das wimmelt hier jetzt nur so von Deutschen! Der Friede zu Luneville ist geschlossen; das ganze linke Rheinufer ist unser! Jetzt brüten die teutonischen Perücken zu Regensburg über Entschädigungen für die betroffenen Fürsten. Ehe die Reichsdeputation ihren Hauptschluß bucht, hat unser Bonaparte längst selbst die Verteilung vorgenommen. Das wissen die hohen Herrschaften auch nur zu gut, darum antichambrieren hier ihre Gesandten und stecken das Geld der Untertanen in die Taschen von Bonapartes Kreaturen. Und die Gesandten bringen ihre Horcher mit, und die Horcher ihre Lumpenlakaien und Gassenspione; so einer liegt wohl dahinten und lauert, welcher Knochen für ihn abfällt beim großen Bratentranchieren zu Paris."
Ein Sergeant wollte eine Trinkpause dienstspielerisch ausfüllen und stapfte vor den Einsamen: „Name?" — „Hölderlin." — „Woher?" — „Aus Bordeaux." — „Aus Bordeaux? Nicht aus Mainz oder Regensburg oder da herum? Wo waren Sie vor Bordeaux?" — „In der Schweiz." — „So, hm. Beruf?" — „Hauslehrer, Poet, nichts —." — „Paß? Ab Bordeaux 10. Mai — in Ordnung."
„Betrunkener Kerl, unrasiert und blöd", sagte der Sergeant hinter dem neuen Glas Cidre. Aber er meldete —; lieber einmal zu viel als zu wenig gemeldet: Vive la République — pst, vive Buonaparte!
Der Name gelangte schließlich vor den deutschen Berater des Polizeipräfekten. „Hölderlin? Poet, Hauslehrer? Gehört habe ich von dem Burschen schon einmal — es wird mir wieder einfallen." Sein Spürgehirn funktionierte gut; er notierte: „Hat lose Beziehungen zum Hof des Landgrafen von Hessen-Homburg; war mit dessen Legationsrat Sinclair auf dem Kongreß zu Rastatt; Liebesbeziehungen zur Gattin eines Frankfurter Großbankiers" und dachte: Nun also! Ein Beutehund mehr! Dem hohen Gönner soll ein säkularisiertes Klösterlein zugeschoben werden. Gut gewählte Maske, als harmloser Irrer, unauffällig wirkender Umweg über Bordeaux, wo er wieder den Hauslehrer eines Hamburger Konsuls spielte, kaum drei Monate, wir verstehen, edler Landgraf! Aber was bieten Sie?
Er ließ den Namen flüchtig fallen, als er Fouchée das Dokument zureichte, welches der Erste Konsul unterschreiben sollte; Allinformiertheit macht stets Eindruck. Bonaparte horchte auf: „Was schrieb das Dichterlein?" — „Griechisch klingende Hymnen. Einen Roman ‚Hyperion' über den Aufstand der Hellenen, bei Cotta erschienen." — „So, so —; zeigt dem Kerl einmal unsere antiken Beutestücke von unserer Besetzung der Jonischen Inseln." — „Sehr wohl. Hölderlin sympathisiert mit Frankreich, bewundert unsern General . . ." — „Im Auge behalten! Hessen-Homburg freilich wird verschwinden. Ich brauche gefügige Mittelstaaten an Stelle des Gewimmels von Zwergtümern, groß genug, um eines Tages gegen Österreich helfen zu können, klein genug, um nie selbständig vorgehen zu können. Laßt ihre Galgenvögel getrost eine Zeitlang kreischen; sie machen Deutsch gegen Deutsch mißtrauisch. Ihre Dichter sind manchmal nützlicher als unsere Truppen. Goethes ‚Werther' macht sie lyrisch und passiv —." — „Hölderlins ‚Hyperion' verwirft Deutschland, Herr General." — „Klug, geschickt?" — „Äußerst klangvoll." — „Gebt euch nicht mit Pfuschern ab! Fouchée, Ihr Sekretär ist brauchbar . . ."
Der Sekretär hatte lediglich Glück. Einige Bestechungswechsel wurden von einem Vertreter des Hauses Gontard weitergeleitet, der ihm Frankfurter Klatsch erzählte: „Hölderlin? Hier aufgetaucht? Rausgeschmissen hat ihn mein Chef, rausgeschmissen wie einen Hund! Es war zu deutlich, wer die Griechin Diotima war, von der man in den Musenalmanachen lesen konnte; wer ist gern Hahnrei? Sein Kapitel über Deutschland: Empörend, einfach empörend! Der Wechsel geht seinen Gang. Was bringt er? Zwei Abteien? Ware gegen Geld, ein alter, gesunder Standpunkt!"
Das waren die Aspekte, unter denen der verlöschende Stern Hölderlin in den Himmelskreis von Paris trat; der Wahnsinn krallte nach ihm; er floh vor ihm über die Landstraßen der Vendée; aber in seinem Gehirn war Nahrung genug für den fürchterlichen Feind: Vaterländischer Zweifel und unterernährtes Blut. Apoll, der Sonnengott, hatte seinen Sänger geschlagen.
Dumpf brütend, mit schmutzigen, zerfetzten Kleidern stand er im Lichthof des Louvre vor einer Jünglingsfigur vom Strande Cephalonias, geführt von einem Geheimagenten. „Auch aus Ägypten hat der Erste Konsul griechische Statuen mitgebracht; Sie interessieren sich doch für die Antike?" Nur einen kurzen Augenblick lang war Hölderlin, als erwache er aus einem zweitausendjährigen Schlaf, und sah mit hellen, entzückten Augen auf die Stein gewordene Seele von Hellas; dann fiel dieser Stein über seinen Geist und zermalmte ihn unter lastendem, blindem Marmor. Um ihn war wieder Nacht, und er schwieg. Ungeduldig wollte der Agent mit ihm fort, als der Grenadier vor der Wache „Habt acht!" rief und präsentierte. Bonaparte betrat den Hof, begleitet von Fouchée. „Besagter Hölderlin", flüsterte der Sekretär. Der General trat vor das Standbild: „Wen stellt es dar?" — „Alexander", log der Polizeiminister schmeichelnd. „Sie dient dem Künstler, dem Sie eine Sitzung für eine Büste gewährten, als Vorbild. Und dies ist der Sänger, der sein Volk ruft, es möge zu Perikles und Alexander finden. Das ist verwertbar . . ."
Der General trat vor den Unglücklichen und sah ihm ins Gesicht. Der Sekretär flüsterte Frankfurter Literaturkenntnisse: „Er nennt die Deutschen Barbaren von alters her, völlig zerrissen, ohne tiefere Beseeltheit. Ihre Tugenden sind nur glänzende Übel, sklavenhaft dem wüsten Herzen abgerungen; plump und stumpf fronen sie vor sich hin und mißachten ihre edelsten Brüder, ihre Künstler... satt und zufrieden beim alten Lied: Es kann nun einmal auf Erden nicht alles vollkommen sein."
„Schweigen Sie", befahl der Korse. „Sie sehen doch, der Mann

ist krank." Er dachte daran, daß den Hirten seiner Heimatinsel der Wahnsinnige als heilig galt! Diese verfluchten Festländer haben keine Ahnungen, keine Gesichte! „Sprechen Sie einen Ihrer Verse, Mann", befahl er. Hölderlin sah in die Herrscheraugen, verbeugte sich und zitierte:

„Doch uns ist gegeben
auf keiner Stätte zu ruhn;
es schwinden, es fallen
die leidenden Menschen
blindlings von einer Stunde zur andern,
wie Wasser von Klippe
zu Klippe geworfen,
jahrlang ins Ungewisse hinab.

—. Schön, schön, o Majestät", setzte er hinzu.

„Seltsam", sagte der General. „Es klingt völlig wie Griechisch und ist doch Deutsch, nicht wahr? Lassen Sie den Mann in Ruh, Fouchée. Geben Sie ihm sofort seinen Paß nach Straßburg, er will in seine Heimat, das ist Deutschland und Hellas zugleich, beides liegt im Osten. Diese Ankläger ihres Vaterlandes sind für uns gefährlicher als ihre Lobhudeler. Kleine Lumpen, die Deutschland schmähen, nützen uns nur für den Augenblick. Große Mahner sind gefährlich; sie könnten das Reich fest und wesentlich machen. Ginge dieser griechische Rhythmus in ihr Blut über, würden sie Helden. Übrigens, Sekretär, was bedeutet der Vers dem Wort nach?" — „Ungewißheit des Schicksals, Exzellenz . . ."

„Weiter", befahl der Korse kurz.

Bruder Straubinger redivivus

(Wilhelm Schulz)



Juchhe, jetzt darf ich walzen gehn,
ein Sträußel bunt am Schlote,
und mir das Vaterland besehn.
Ich hab' die *erste* Note!

Herr Meister und Frau Meisterin,
seid mir bloß nicht zu tiftlich.
Daß ich ein ganzer Kerle bin,
im Buch drin hab' ich's schriftlich.

Und auch die hohe Polizei,
sie muß mich gelten lassen.
So zieh' ich frisch und froh und frei
die alten deutschen Straßen.

Vorspanndienste

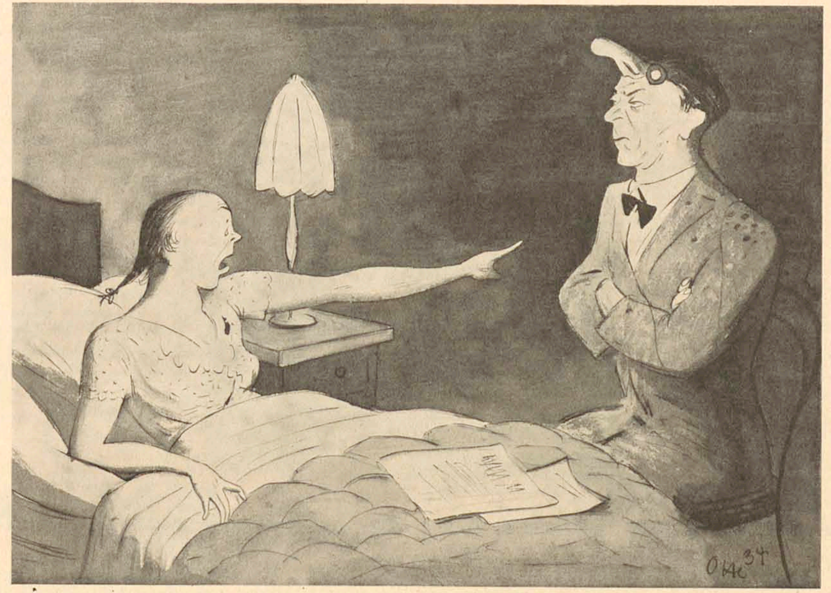
(E. Thöny)



„Nicht wahr, lieber Bruder Chinese, darüber sind wir uns doch einig: ‚Asien den Asiaten!' Wir wollen in treuer Verbundenheit vorgehen: ich lenke den Pflug, und du ziehst ihn!"

Seelenharmonie

(Otto Herrmann)



„Also auf dem Maskenball warst du? Und ich habe die ganze Nacht so entsetzliche Angst ausgestanden!" — „Oh — — — ich auch!"

Der Stern des Broadway

Von Ernst Hagen

Die Plakate waren in sechs Farben gedruckt, in allen lockten sie und warben:

Der Stern des Broadway
Die große Revue. Der große Erfolg.
Schöne Frauen, interessante Männer,
Boys und Girls. 120 Mitwirkende.

In einer dieser Vorstellungen geschah es, daß Jeremy Billstone seinen Platz in der vierten Reihe nahm, bedächtig seine Brille mit einem etwas rötlich gefärbten Taschentuch putzte und gespannt dem eisernen Vorhang nachblickte, der eben hochgezogen wurde.
Die Musiker stimmten ihre Instrumente. Billstone nahm das als ein Zeichen baldigen Beginns. Eine Gruppe von Billetteuren stand an der Eingangstüre und blickte gespannt auf Jeremy Billstone. Der las sein Programm, das jeder Besucher gratis erhielt, und fühlte sich äußerst wohl.
Der Kapellmeister betrat eilenden Schrittes das Orchester, ging auf seinen Platz, hob die Arme. Die Saxophone begannen darauf sofort auffallend zu blöken, Posaunen dröhnten, wilde Synkopen durchfluteten den Raum, Trommelwirbel erschütterten die Luft. Der Scheinwerfer warf seinen Kegel durch den Raum. Zweiunddreißig Girlbeine steppten über die Bühne, der Chor sang wiegenden Körpers den berühmten Schlager der Revue: „Schon zum Frühstück Sekt und Austern . . ." Percy Comer, der bekannteste Komiker New Yorks, trat an die Rampe, öffnete die Lippen, blickte in den Zuschauerraum und erblaßte. Er wandte sich um, murmelte einige Worte und trat dann wieder an die Rampe: „Mein Herr, kommen Sie näher."
Billstone lachte; da wies Comer auf ihn: „Sie meine ich, mein Herr!"
Billstone drehte sich um, wandte sich zur Seite und erschrak tödlich. Aufgeklappte Sesselreihen; soweit das Auge blickte: gähnende Leere; er war der einzige Besucher des Theaters.
Der Komiker lächelte: „Keine Angst, kommen Sie ruhig näher!"
Billstone stammelte: „Aber, ich sitze sehr gut."
Comer machte eine kleine Verbeugung: „Wie Sie meinen, mein Herr, wir fühlen uns durch Ihre Aufmerksamkeit sehr geehrt, darf ich um Ihre Karte bitten? Sie bekommen selbstverständlich Ihr Eintrittsgeld wieder, Sie sind unser Gast."
Billstone sagte ganz leise: „Ich habe eine Freikarte."
Die Girls lachten, die Chorsänger applaudierten.
Billstone machte eine dankbare Verbeugung: „Ich war noch nie im Theater." Die Musiker riefen: „Bravo."
Comer setzte sich auf den Souffleurkasten: „Und wie kommt das?"
Neugierig trat das Ensemble näher und blickte gespannt in das Parkett.
Billstone dachte lange nach und sagte dann: „Nicht ich bin auf die Idee gekommen."
Alle lachten; da wurde Billstone eifrig: „Und heute gab mir einer im Zentralpark die Karte; er meinte, hier wäre es wärmer als draußen."
Ein Murmeln des Bedauerns ging durch das Personal. Comer sah auf Billstone hinunter: „Wollen Sie damit sagen, daß Sie sonst frieren müssen?"
„Manchmal, eben, wenn es nicht anders geht", erwiderte Billstone.
Ein Geiger im Orchester nahm einen Dime aus der Tasche und sagte zum Oboisten: „Gib es ihm." Der Oboist griff ebenfalls in den Sack und warf beide Münzen in einen Hut. Dieser wanderte auf die Bühne, und jeder legte eine Kleinigkeit hinein.
Dann stellte Comer an Billstone die Frage: „Und was haben Sie vor?"
Billstone dachte wieder ein wenig nach: „Vielleicht haben Sie hier Arbeit für mich?"
Schallendes Gelächter war die Antwort. Die Schauspieler, die Musiker, die Girls, die Boys, die Bühnenarbeiter lachten, daß ihnen die Tränen über die Wangen liefen. Comer nahm die Geldstücke aus dem Hut und schüttete sie in Billstones Hand: „Nehmen Sie, lieber Freund, uns nützt das auch nichts mehr — und besten Dank für die gute Unterhaltung."
Billstone nahm das Geld, dankte nach allen Seiten und verließ unter dröhnendem Beifall des Personals das Theater.
Der Direktor, der eben im Foyer aufmerksam die Plakate las, fragte den Portier: „Wer war denn der Herr?"
Der Portier grinste: „Das war unser Theaterbesucher, Herr Direktor, ein netter Mensch."

Später Gang

Durch die erste Winterdämmerung,
Kahle Stämme, fernes Lichterblinken,
Mache ich, von langem Sommer jung,
Meine Schritte, wo die Nähen winken.
Bald von Nacht und Nässe eingehüllt
Richte ich beherzt den Blick nach innen,
Sehe vieles, was sich mir erfüllt,
Durch die Brust in bunten Bildern rinnen.

Emanuel von Bodman

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl ... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. . . . Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelenken Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:
Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson)
broschiert RM –.80, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Die mißglückte Entführung / Von Karl Bahnmüller

Ich höre noch die Bremsen quietschen und die Puffer des Güterzuges dröhnend gegeneinander schlagen. Wir lagen im Gestänge eines Wagens und hätten gern möglichst noch an diesem Tage Stockton erreicht, aber aus irgendeinem verdammten Grunde hielt der Zug plötzlich, und dabei sollte es Eilgut sein.

Der Doktor fluchte. Er war ein langer Kerl und berührte mit seinen Füßen fast den Schotter zwischen den Geleisen. Er war immer schrecklich ungeduldig und glaubte, er verpasse irgend etwas. „Verdammte Bummelei!" schimpfte er, und ehe wir ihn warnen konnten, war er schon unter dem Wagen hervorgekrochen und begann, eine Art Indianertanz aufzuführen, um die steifen Knochen ein bißchen aufzufrischen. Plötzlich rief er: „Raus, Boys, sie haben mich gesehen!"

Aber es war schon zu spät. Die Zugbegleiter, ihre Knüppel schwingend, kamen angerannt. „Stehenbleiben!" brüllten sie. Es war auch noch ein dritter Mann dabei mit einem blanken Revolver in der Hand.

Der Doktor grinste mich an. Ich kniff das linke Auge zu und spuckte wütend aus.

„Hände hoch!" sagte der Sheriff.

„Wir sind harmlose Reisende", meinte Phil in gekränktem Ton.

„Und Sie suchen sicher ein anständiges Hotel, was? Also los!"

Der Frachtzug pfiff und fuhr weiter. Der Sheriff führte uns in die Stadt. Es sah äußerst öde und langweilig aus. Dann meinte er: „Dieses hier ist das Gefängnis von Chestertown, ich hoffe, Sie werden sich wohl fühlen hier." Er lächelte höflich und sperrte uns in eine Zelle. Nach einer Weile beehrte er uns wieder mit seinem Besuch. Phil spielte den Beleidigten und kehrte ihm den Rücken zu.

„Na, Jungens", sagte er, „Chestertown ist keine Großstadt, ein langweiliges Nest. Es gefällt mir selber nicht. Aber wie wär's mit einem Spielchen?"

Der Sheriff hatte die Karten schon in der Hand. Phil hatte zwar Bedenken und meinte, er spiele nur mit Ehrenmännern, aber dann ließ er sich überreden. Wir spielten bis spät in die Nacht. Dann kriegten wir zu essen, und als wir dann rauchend herumhockten, merkten wir, daß der muntere Sheriff ganz traurig geworden war. Ich glaubte, sein Pech im Spiel sei ihm an die Leber gegangen und wollte ihn damit trösten, daß er dann gewiß Glück in der Liebe habe.

„Das ist es ja gerade", sagte er, „— eben nicht. Hört mal zu, Jungens, ihr könntet eigentlich einem Kerl zu seinem Glück verhelfen."

„Klar, machen wir", sagte der Doktor. „Wieviel Geld ist denn in der Bank?"

Aber der Sheriff überhörte diese Bemerkung.

„In der Scheune vom Farmer Wesly ist Tanz morgen abend", sagte er, „da kommt auch die Betty hin; aber ihre Tante wird dabei sein, und die ist in irgend so einem frommen Verein und hat Bettys Mutter überredet, daß das Mädel einen Betbruder heiraten soll, den sie ausgesucht hat. Die Betty mag mich aber lieber . . ."

„Ist sie hübsch?" fragte Phil. Der Sheriff seufzte, und Phil wurde es sichtlich wehmütig ums Herz.

„Sollen wir etwa die fromme Tante umbringen?"

„Das nicht gerade", meinte der Sheriff, „ihr sollt nur hinkommen und ein bißchen in die Luft schießen und Verwirrung stiften. Ich sag' der Betty Bescheid, sie folgt euch dann hierher ins Gefängnis; wir feiern hier weiter, und gegen Morgen bringe ich sie dann zurück und sage, ich hätte sie aus den Händen der Räuber befreit."

„Wunderbar!" sagte Phil; nur der Doktor war skeptisch und meinte, man solle sich nicht in die Liebesangelegenheiten fremder Leute mischen.

Vorsichtiger Käufer auf der Berliner Auto-Ausstellung

Mensch, da jibt's ne dolle Menge Wagen,
und die Qual der Wahl is fürchtalich!
Und du mußt dir notabene fragen:
Kannste dir det leisten oda nich?

Hältste ooch, det keene Wechsel platzen,
eisern ökonomsche Disziplin,
kann's dir doch den janzen Spaß verpatzen,
haste denn keen Jeld mehr for Benzin!

Nee, so 'n starka Wagen is zu teua,
denn dann haste keene Nacht mehr Ruh.
Sind die Dinga jetzt ooch frei von Steua,
kommt Jaraasche und Vasichrung zu!

Und een Führaschein muß ooch dabei sein —:
unta hundat Eia jibt's den nich!
Koofste dir jedoch son kleenet „Dreibein",
jiltste sportlich nich als wesentlich.

Ersta Jrundsatz is bei solchen Sachen:
„Nur nischt ibaeilen!" Denn man kann
tächlich Jratis-Probefahrten machen,
jeht man forsch an den Vakäufa ran!

Und solang man dafor noch een Ohr hat,
braust de wie een Jott durch Land und Stadt.
— — Und denn koofste 'n altet Leichtmotorrad,
wat ooch Platz in 'n Kohlenkella hat.

Benedikt

Aber ich redete ihm gut zu und sagte, wir könnten uns den Kuppelpelz ruhig verdienen; denn der Sheriff hatte versprochen, uns am nächsten Tage mit seinem Wagen nach Stockton zu bringen.
Der Sheriff hatte uns alles genau beschrieben. Wir hatten jeder einen Revolver, und Phil fuchtelte dauernd damit herum und freute sich auf die Knallerei. Die Nacht war stockduster. Wir marschierten drauflos, bald hörten wir die Musik und sahen die Papierlaternen wie Glühwürmchen über der Einfahrt zur Scheune leuchten. Wir pirschten uns heran und sahen den Sheriff, der sich gerade bemühte, die Anstandstour mit der frommen Tante ehrenvoll zu Ende zu bringen. Die Betty entdeckten wir auch gleich. Sie war hübsch genug, man konnte sich sofort in sie verlieben, und sie entlockte sogar dem griesgrämigen Doktor ein Schmunzeln. Der Tanz ging zu Ende. Die fromme Tante hängte sich in den Arm eines Herrn, der einen altmodischen Bratenrock trug, und trat mit ihm hinaus in die Dunkelheit.
„Romantisch scheint sie auch noch veranlagt zu sein", flüsterte Phil. Aber im selben Augenblick stürzte er über einen alten Eimer, der gottverlassen im Hofe stand; es gab ein schreckliches Gepolter, sein Revolver ging los, die Tante fing mordsmäßig zu kreischen an und fiel in Ohnmacht. Mir fuhr ein Köter an die Hosen und biß sich darin fest, im Hofe wimmelte es mit einemmal von Menschen, ich fühlte mich gepackt und ins Licht geschleift; die Hände wurden auf dem Rücken zusammengebunden, und ich verstand nur soviel, daß man uns auf der Stelle lynchen wollte. Die Betty weinte, und ich verfluchte meinen Freund Phil, der immer zur unpassendsten Zeit über alte Eimer oder sonst was stolpern mußte. Man schmiß uns in einen alten Fordwagen, und so wurden wir wie Schwerverbrecher in das Gefängnis von Chestertown eingeliefert, das wir so hoffnungsfroh verlassen hatten.
Draußen regnete es. Der Sheriff trat zu uns herein, und wir schämten uns mächtig. „Laßt euch nicht wieder in dieser Gegend blicken!" sagte er. „Und jetzt macht, daß ihr fortkommt! Wenn ich nicht in der allgemeinen Aufregung doch einen Kuß von Betty erwischt hätte, würde ich euch ein paar Monate hier behalten."
Ohne Frühstück zogen wir los. Der Himmel hing grau und tief über dem flachen Land.
„Wir sind eben keine Frauenräuber", sagte Phil.
„Du merkst auch alles", antwortete der Doktor und schlug seinen Rockkragen hoch. Und der Regen sickerte sanft und stetig herab.

Nix is passiert!

(Toni Bichl)





Erziehung

Elegant sausender Wagen der elektrischen Bahn Basel—Luzern. Schaffner: „Bitte, Biijets iinzeln vorwiise!" Mein Abteilgefährte lehnt im Fenster, gierig nach den Augengenüssen der Schweiz ausschauend. Mit der Linken wedelt er oberhalb seines Hinterteils. In den Fingern hält er das Billett. — Ich reiche dem Schaffner von Gesicht zu Gesicht meine Fahrkarte, empfange sie mit höflicher Geste wieder. Der Schaffner nimmt die Fahrkarte aus der im Rücken wedelnden Hand des Fenstergucker. Ruhigen Antlitzes knipst sie der Schaffner. Dann dreht er sich um und legt seine wedelnde Linke mit dem Billett ebenfalls auf den Rücken. Der im Fenster Liegende schmeißt sich herum, zischt: „Tschuldigung!" und nimmt die Fahrkarte vom Rücken des Schaffners. Worauf der Schaffner freundlich weiter geht.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: Kottler Zum Schwabenwirt, Motzstraße 31. Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: Kottler Zur Linde, Marburger Straße 2 a. d. Tauentzienstraße. Das Berliner Künstler-Lokal

Inseriert ständig im Simplicissimus

Mehr Haltung! Sofort gerade Haltung ohne jede Beschwerde erzielen Sie oder Ihr Kind durch den seit über 30 Jahre bekannten und bewährten Geradehalter „Benefactor" (Mark.-Artikel) Preis: für Herren u. Knaben RM 6.- für Damen und Mädchen .. RM 7.- Angenehmes, leichtes, gänzlich unauffällig. Tragen. Es genügt folgende Maß-Angabe: Brustumfang, mäßig stramm dicht unter den Armen gemessen. Für Damen außerdem Taillenweite. Viele Anerkennungen, dauernd Nachbestellungen zufriedener Kunden. Bei Nichtgefallen anstandslos Geld zurück! Auf Anforderung senden wir Ihnen gerne illustrierte Beschreibung. **E. Schaefer Nachfolger, A 16 Hamburg 36** (seit 40 Jahren im Handelsregister eingetragen).



BLINDE kämpfen — helft ihnen! Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken".

Jagdliteratur Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11. Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerurfan-Vertrieb Bad Reichenhall 670.



Schreibmaschin. und Vervielfältig. in jed. Preislage. Reisemaschine monatlich 7 M. Miete / Reparatur. **Hummel, München** Neuhauser Straße 20



An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt Mk. 1.50 im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

Bei Bestellung bei einem deutschen Postamt ist der Bezugspreis Mk. 1.80 monatlich.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht besonders f. Thüringen, Sachsen, Rheinland, Hamburg u. Schlesien.

Ein Dokument der Inflation und Korruption

Berliner Bilder

Von Karl Arnold

Kartoniert RM 1.50

Gegen Voreinsendung des Betrages porto frei

Simplicissimus-Verlag, München 13
Elisabethstraße 30

GRATIS illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216/S.

Dr. RIX Potential-Tabletten das Vollkommenste auf dem Gebiete d. Hormon-Präparate. Selbst bei 60–70 jähr. kommt die unterbrochene Drüsentätigkeit wieder in Gang, und jede Neurasthenie verschwindet. Wieder jung u. leistungsfähig schon nach kurzem Gebrauch. Ein Versuch überzeugt. Diskreter Versand gegen Nachn. 100 Tabletten zu RM. 4.80. Dr. A. Rix & Co., Düsseldorf, Hermannstr. 5.

Satyrin-Tabletten Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung sexuelle Neurasthenie. Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 110.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

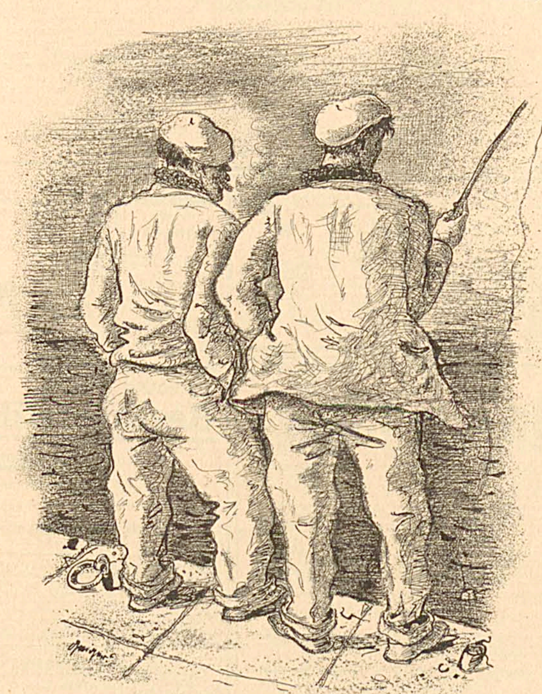
Die Ahnengalerie

In unserer Jugend baute man mit vornehmer Platzverschwendung. Da gab es reichlich Raum für Bilder, hohe breite Wände, Dielen, Hausgänge. Von den Ahnen- und Familienbildern fand jedes seinen angemessenen Platz. Dann wurde man der Weiträumigkeit müde; es fehlte auch an Geld und an Bedienung. Einst Villa — jetzt Siedlungshaus oder Eigenheim. Die Zimmer wurden bis auf den Zentimeter genau abgezirkelt, so daß man die Möbel gerade noch unterbringen konnte, ohne die Fenster zu verstellen.
Es ging auch so, denn die Hauptsache trägt der Mensch ja doch in sich. Den Ahnen aber ging es schlecht, für sie war in den neuen Heimstätten kein Platz mehr. Sie führten auf den Speichern, wohlverpackt in Kisten, ein licht- und freudeloses Dasein. Ja, früher! — Da hing man über den Betten der Kindeskinder, man konnte es sich an einer ganzen langen Zimmerwand recht bequem machen und sah freundlich auf das lebensvolle Treiben da unten herab. Ja, das waren andere Zeiten als jetzt oben bei den Ratten und Mäusen, im Winter in eisiger Kälte, im Sommer bei glühender Hitze!
Dann kam ein neuer Schicksalsschlag. Die Entrümpelungskommission vertrieb die Ahnen wieder wegen ihrer Brennbarkeit. Auf dem Speicher hätten sie nichts zu suchen. Sie wurden hart angefaßt und mußten die Speichertreppe wieder hinunter. Nun standen sie irgendwo an die Wand gelehnt am Boden, immer wieder verschoben, immer mit dem peinlichen Gefühl, im Wege zu sein.
So standen sie auch bei mir, zwischen Ofen und Bücherschrank — ein Stein des Anstoßes beim Reinmachen, ja schon beim Hinschauen. Aber mich trennen von dem feinen Gelehrtenkopf des Großvaters, von der gütigen Urgroßmutter mit dem Spitzenhäubchen, von dem anderen Großvater, dessen geformte, ernste Züge ein langes Leben voll Arbeit und Kampf widerspiegeln? — Nein, niemals, dafür habe ich zu viel Familiengefühl im Leibe.
Sorgenvoll stand ich vor dem Häufchen Unglück. Die vorhandenen Wände waren bereits besetzt. Da hingen Vater und Mutter, unsere Kinder, das Thermometer, das Barometer, der Spiegel, die Wanduhr und der Abreißkalender. Kein Stückchen Wand mehr frei! — Früher konnte man Bilder noch über die Schränke hängen, aber da kommt ja jetzt gleich die Decke. Vielleicht werden meine Kinder einmal wieder mehr Platz haben. Verzweifelt rang ich die Hände und stieß dabei an die Deckenlampe. Da kam mir der rettende Gedankenblitz: Hinter den Schränken! Da gibt es noch herrliche Wandflächen. Sie sind ja ganz flach, die Ahnen in ihren Bilderrahmen, und um zwei bis fünf Zentimeter steht jeder Schrank schon der Lamperie wegen von der Wand ab. Ist ein Schrank gar quer über die Ecke gestellt, so gibt das einen idealen Platz gleich für vier Ölgemälde.
Gedacht — getan. Mit festem Griff stemmte ich zwei Schränke von der Wand, und nach einer halben Stunde hingen sie sauber an x-Haken, die Ahnen, staubgeschützt durch übergestülpte Papiersäcke — wieder zwanglos eingereiht in das Familienleben. Ich glaube, das ist unter den heutigen Umständen die menschlichste Art, ausgewiesene Ahnen aufzuhängen. Ich möchte sie deshalb anderen in ähnlicher Lage empfohlen haben.

W. Albrecht

Schöne Aussicht

(W. Geiger)



„Mon Dieu, warum läßt man immer noch Emigranten zu uns herein?“ — „Warum nicht? Längs der Kalmauer ist noch Platz genug!“

Fundstücke

Aus dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt“:

Den größten Prozentsatz von Linkshändern findet man bei den schlechtlernenden Schulkindern. Weiße Ratten erweisen sich als ausgesprochen rechtshändig.

*

Ein Musikkritiker schreibt zum Konzert des Männergesangvereins 1869 ...... u. a.:

„Nach einer kleinen Pause folgte das mit brennender Gierde herbeigesehnte Lied ‚Senners Abendständchen‘ von Waldmeister, Chor mit Tenorsolo, welches die in hohem Mannesalter stehenden Solisten in die Tonwelt jungfräulicher Reichbarkeit hinauf wirbelte, wo man sie in Sopranhöhe als schwärmerische Jünglinge zu hören glaubte.“

*

Im Ort Essingen bei Aalen in Württemberg steht eine Reklametafel mit folgendem Text:

D. R. G. M.

Original - Hinteroberlader-Rahmenschienen-Auszugsbienenwohnungen verfertigt J. St...

*

Reichsverband
für das deutsche Katzenwesen
(R. D. Ka.) E. V., Bez. Heidelberg.

Auskunft betr. Erwerb der Mitgliedsch. ert. Frl. L. L.

Aus der Juristerei

Ein Mann wurde von seiner Frau schlecht behandelt. Er trachtete deswegen danach, das Ehejoch abzuschütteln, ging zu Gericht und übergab folgendes Schreiben: „. . . und hat mir meine Frau nichts geflickt und ein Hauswesen geführt, daß ich als Hilfsarbeiter mich hab schämen müssen. Sie mischte mir auch einen Kartoffelsalat, der wo vergiftet war und der mich abfahren lassen sollte, was ich aber nicht tat, sondern verlange jetzt die Scheidung.“

*

Aus dem Plädoyer eines Anwaltes: „Zuerst wollte ich die Verteidigung gar nicht übernehmen. Als dann aber der Angeklagte mich bat, auch seine Ehefrau mir fortwährend ins Haus lief, und schließlich auch der Bruder des Angeklagten versprach, für die Kosten der Verteidigung aufzukommen, da konnte ich nicht weiterhin hartherzig sein.“

*

Ein alter Fechtbruder bekommt vom Amtsrichter eine saftige Strafe aufgebrummt. Als er abgeführt wird, sagt er: „So sind die jungen Amtsrichter in der heutigen Zeit. Seit wir keinen König mehr haben, tun die Kerle, was sie wollen!“

*

In einer Anzeige schrieb ein Gendarm: „Über den Leumund des Beschuldigten läßt sich sagen, daß er so gut wie gar keinen besitzt, doch war derselbe schon in Amerika. Da er auch ein Individuum ist, kann er mit dem gesuchten Täter leicht identisch sein.“

*

Eine besorgte Braut reicht bei der Staatsanwaltschaft für ihren Bräutigam folgendes Gnadengesuch ein: „Ich bitte auch um Freigabe meines Bräutigams, da ich mit meinen zwei Kindern und meinen achtzehn Jahren nicht weiß, wie ich mein Brot verdienen soll.“

Sursum corda

(Rud. Sieck)



Verdrossen? Grämlich? . . . ?

So krieche doch
aus deinem brodelnden Nebelloch!

Oben nämlich,
griesegrauer Gespensterseher,
Trauerkantaten-Orgeldreher,
oben nämlich ist Glanz und Stille . . .

O so still ist's, o so licht!
Und dein nebuloser Wille
wird zunicht.
Wird ein Wölkchen, wird ein Fläumchen,
wird ein zartes Kinderträumchen,
das durch blaue Lüfte schwebt
und, die ewigen Gletscher streifend,
höher stets und weiter schweifend,
selig in sich selber lebt.

Dr. Owlglaß

Mutter und Sohn

von

Michail Soschtschenko

Dieses Gespräch habe ich wörtlich aufgeschrieben. Ihr sollt mir ins Gesicht spucken, wenn ich irgend was dazugemacht habe! Gar nichts habe ich dazugemacht. Es war alles ganz genau so, wie ich sage.

Das Gespräch fand im Gefängnis statt. Im Besuchsraum. Eine Mutter kam, um ihren Sohn zu besuchen.

Die Begrüßung war herzlich. Die Frau weinte vor Freude. Auch dem Sohn lief die Nase. Nach den ersten Tränen und heißen Küssen setzten sie sich nebeneinander auf die Bank.

„Soso", sagte der Sohn, „bist also gekommen."

„Ja, Wassenka", sagte die Frau, „bin gekommen."

„Soso", wiederholte der Sohn.

Er schaute mit Interesse auf die graue Gefängniswand, dann auf die Tür, auf den Ofen und zuletzt auf seine eigenen Sandalen.

„Soso", sagte er zum drittenmal und seufzte.

Auch die Frau seufzte nun und blickte umher, während sie die Fransen ihres Taschentuchs sorgfältig glättete.

„Jaja", sagte der Sohn und schneuzte sich laut. Dann schwiegen sie beide drei Minuten lang.

Endlich sagte der Sohn: „Die Besuchszeit ist jetzt streng begrenzt worden. Nur zwanzig Minuten, sagen sie, sind erlaubt."

„Das ist aber wenig, Wassenka!" sagte die Mutter vorwurfsvoll.

„Ja, freilich! Wenig!" sagte der Sohn.

„Aber, Wassenka, das ist ja furchtbar wenig! Zwanzig Minuten! Um sich mit seinen Angehörigen auszusprechen, das ist ja gar nichts!"

Die Mutter schüttelte den Kopf, dann sagte sie: „Jetzt werd' ich gehen, Wassenka."

„Jaja, Mütterchen, dann geh also."

Beide standen rasch auf, seufzten und küßten sich. Der Sohn sagte: „Schön also, geh, Mütterchen. Ja, was ich noch sagen wollte: raucht der Herd in der Küche immer noch so, Mütterchen?"

„Der Herd? Ja, immer noch, Wassenka! Furchtbar raucht er! Neulich war die ganze Wohnung verpestet von lauter Rauch!"

„Soso. Also geh denn, Mütterchen."

Mutter und Sohn verabschiedeten sich und gingen auseinander. (Deutsch von Rolf Grashey)

Lieber Simplicissimus!

Ich klingle bei meinem Freund, dem Bildhauer. Seine vierjährige Tochter öffnet mir. Auf meine Frage nach dem Vati erklärt sie mit wegwerfend geschürztem Mund: „Ach, Vati hat im Atelier eine Frau auf dem Tisch liegen und kratzt daran herum!"

*

Bis zum Jahre 1866 hatte die freie Reichsstadt Frankfurt eigenes Militär. Jeder Soldat erhielt täglich ein Pfund Fleisch und vier Zigarren.

Nun wurde einst im dortigen Schauspielhaus Shakespeares „Kaufmann von Venedig" gegeben. Der Jude Shylock ruft mehrmals: „Mein Pfund Fleisch will ich haben, mein Pfund Fleisch will ich haben!"

Da ertönt es von der Galerie herab: „Un' vier Sigarren!"

*

Greddy und Mary sitzen zusammen in Greddys Zimmer. Kichern. Albern. Es wird zehn, elf, zwölf. Da kommt jemand herein. Er torkelt betrunken. Es ist ein Student, der nebenan wohnt und die falsche Tür erwischt hat.

Mary will schreien, aber Greddy hindert sie: „Laß doch, vielleicht bleibt er!"

Überlegen

(R. Kriesch)

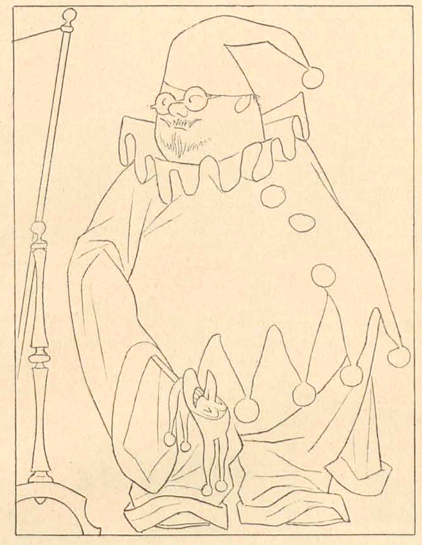


„A bisserl ruhig is 's G'schäft bei uns halt, Herr Staudinger, a bisserl ruhig!" — „Es geht — i hab an Radio drin!"

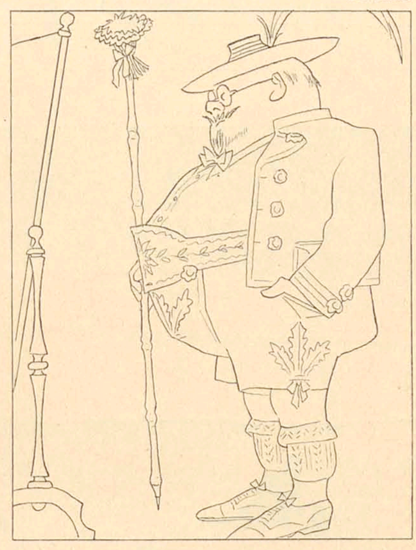
Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— • Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 • Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Gaishauser, München • Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13600 III. Vj. • Erfüllungsort München • Postscheck München 5802 • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Eine Kostümwahl

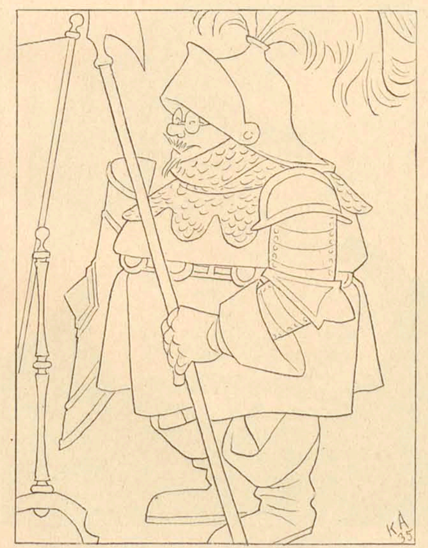
(Karl Arnold)



„Nee, Clown jeht nich! Det Kostüm ist mir nu denn doch nich würdig jenuch . . .



Oberbayer? Ooch nich. Da fühlen sich unsere Stammesbrüder mit Recht jekränkt . . .



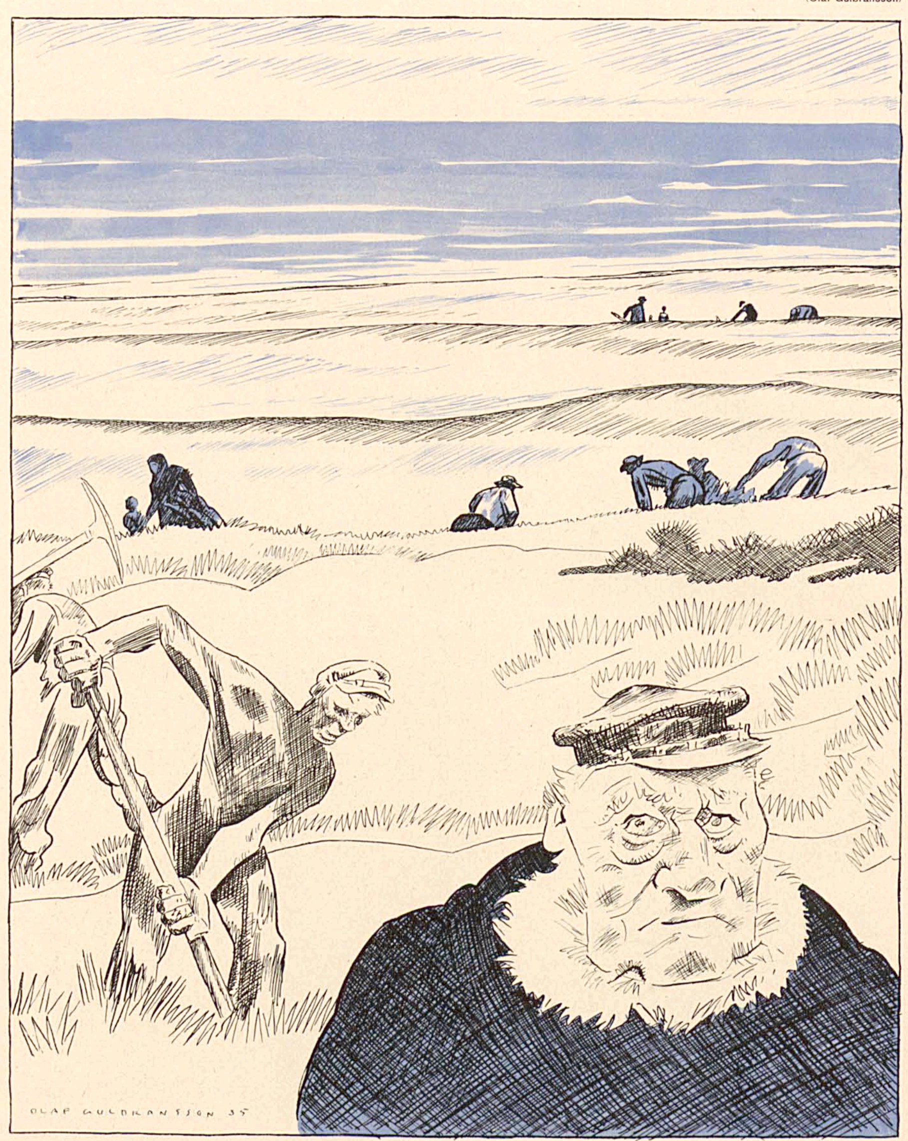
Ritter? Wohl historisch nich janz einwandfrei. Jloobt mir ooch keen Mensch . . .



Ach wat! Ick jehe in meiner alten Fraktionsuniform. Is orijinell und historisch richtich."

Friedlicher Landerwerb

(Olaf Gulbransson)



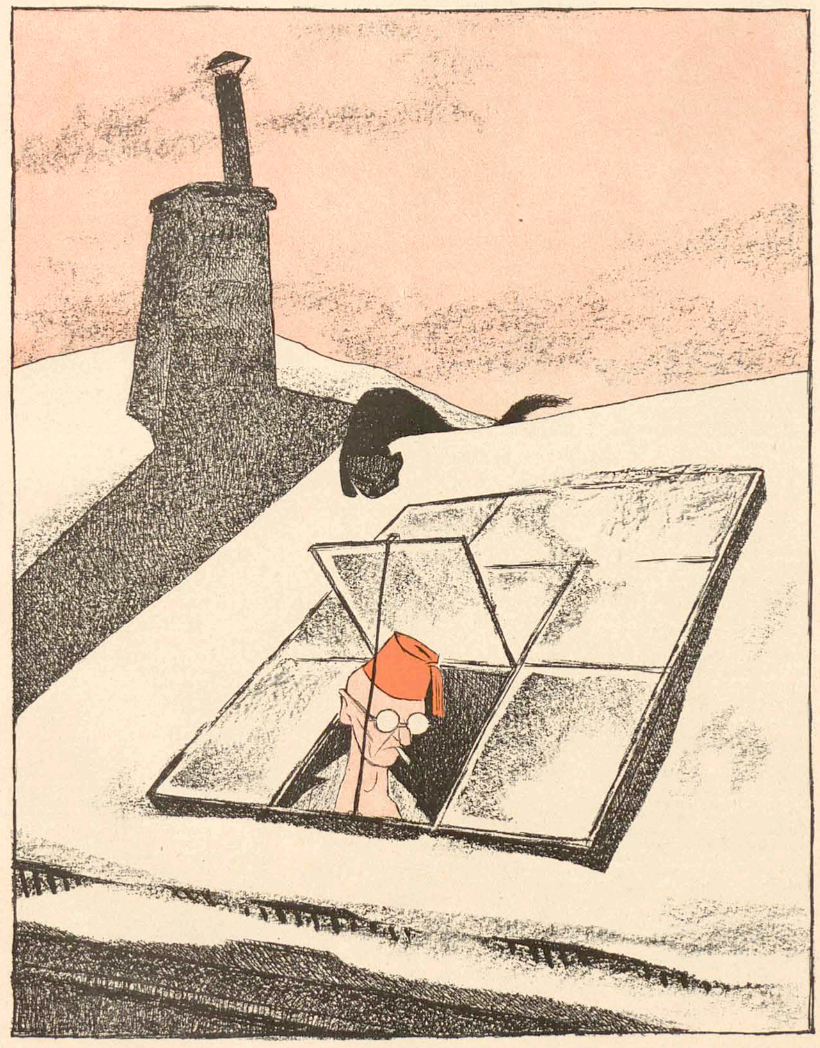
„Fremdes Land erobern wöllt wi nich und unse olen Kolonien hebbt wi nich mehr. Da möt wi ut Moor und Water rutholen, wat wi bruken!"

München, 17. Februar 1935 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

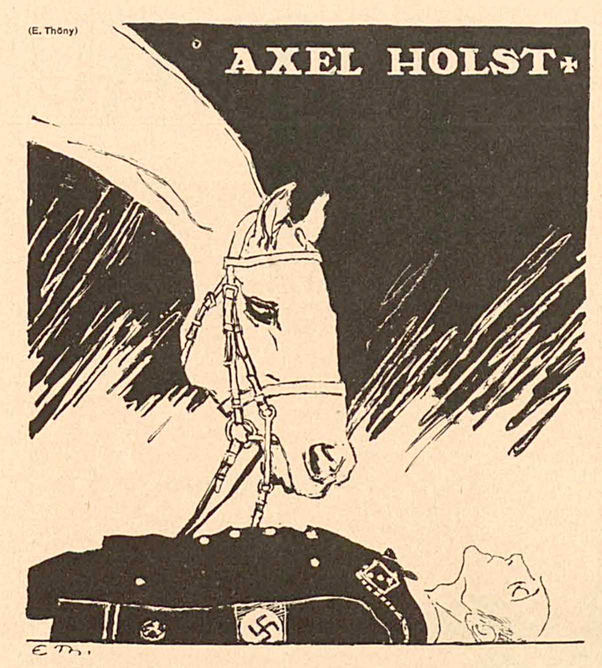
Lug' ins Land

(Karl Arnold)



„Wie er so um die Ecke bog, dachte ich wirklich, es sei ein Mäzen vom gestrigen Fest. Aber je näher er kommt, desto ähnlicher wird er dem Gerichtsvollzieher.“

(E. Thöny)



Masken / Von Wolfgang Federau

„Herr Hofschauspieler", sagte Textor hastig und eindringlich, und die Erregung rötete seine fahlen Wangen, „Herr Hofschauspieler — wenn ich sage, daß ich Ihrer Kunst einige der eindrucksvollsten und unvergeßlichsten Stunden meines Lebens verdanke, daß Ihre geniale Gestaltungsfähigkeit . . ."

„Bitte, bitte", wehrte sein Gegenüber ab, der diesen schmeichelhaften Worten trotzdem offensichtlich nicht ohne Vergnügen gelauscht hatte, weil er, über allen Erfolg im Theater, über alles Beifallsrasen der Menge hinaus sich die Empfänglichkeit des echten Schauspielers für jedes lobende Wort bewahrt hatte.

„Wirklich", sagte Textor, „das ist kein fades und belangloses Kompliment, das ich Ihnen da eben sagte, Herr Hofschauspieler."

„Warum so förmlich?" ermutigte ihn der andere liebenswürdig. „Nennen Sie mich bei meinem Namen und vergessen wir mal auf Rang, Würden und Titel."

Er lächelte eitel und selbstgefällig.

„Wenn Sie es erlauben und wünschen, Herr . . . Herr Lüderitz", zögerte Textor, „also kurz gesagt: mein beinahe unbegrenzter Glaube an Ihre Fähigkeit der Menschengestaltung hat mir den Mut gegeben, Sie hierher zu bitten. Ich möchte . . ."

Er stockte. „Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Hofschauspieler.

„Es ist am besten, ich falle mit der Tür ins Haus", begann Textor aufs neue. Jemand streifte seinen Stuhl, im gleichen Augenblick, und Textor zuckte nervös zusammen. Es war doch unüberlegt von mir, dachte er, gerade so ein belebtes und beliebtes Café für diese Besprechung auszuwählen. Laut fuhr er fort, während er noch unwillig dem kleinen, unansehnlichen älteren Herrn nachblickte, der ihn eben angestoßen hatte und nun in der Nähe Platz nahm: „Ich habe eine Erfindung gemacht — ich bin Ingenieur von Beruf, Physiker, ja — also eine Erfindung, die . . . doch bitte, fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit technischen Einzelheiten langweilen werde. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß diese Erfindung — es handelt sich um eine bessere, ja fast hundertprozentige

Liebeslied im Werk

Von Erich Otto Funk

Du bist ins Werk gespannt wie ich,
und fremd ist Wiese dir und Tau.
Dein rosenfarbner Mund verblich,
und dein so golden Haar wird grau

von Ruß und Staub wie dein Gesicht.
Von Schönheit schweigt vor dir mein Lied;
doch wie die Last des Kranes zieht
das widerstrebendste Gewicht,

zieht mich dein Blick. Und heißt
mich singen wie ein Kind,
das in den hellen Frühling reist,
das eine Wort: Wir sind! Wir sind!

Ausnutzung der in der Steinkohle schlummernden Energien —, daß also diese Erfindung in der Lage ist, unsere Technik, unseren Motorenbau, ja letzten Endes die ganze Weltwirtschaft grundlegend umzugestalten. Aber zur praktischen Auswertung meiner Erfindung bedarf es, wie in allen solchen Dingen, erheblicher, ich kann wohl sagen sehr erheblicher Mittel."

Das Gesicht des anderen bekam mit eins einen kühlen, ablehnenden Ausdruck.

„Ich fürchte", sagte er, „Herr Textor, Sie überschätzen meine wirtschaftliche Situation. Meine Ersparnisse sind unerheblich, meine Einkünfte wahrscheinlich geringer, als Sie vermuten, und hiervon abgesehen werde ich aus grundsätzlichen Erwägungen mich niemals pekuniär an irgendwelchen Dingen beteiligen, von denen ich nichts verstehe."

„Ein bedauerliches Mißverständnis", wehrte Textor mit leisem Lächeln ab. „Ich will kein Geld von Ihnen — ich will nur, daß Sie eine Stunde lang Ihr großes Können in den Dienst einer Sache stellen, die vielleicht für unser gemeinsames Vaterland von unabsehbarer Bedeutung werden kann."

„Sie müssen mir schon erklären . . ."

„Es ist in drei Worten getan. Ich will den bekannten, vielfachen Millionär Lania für meine Erfindung interessieren. Lania ist der einzige, der in der Lage ist, so viel Geld aufzubringen, daß die Verwirklichung meiner Ideen alsbald, schlagartig und in dem notwendigen großen Umfange in Angriff genommen werden kann. Es gelang mir auch wirklich, heute früh trotz aller Schwierigkeiten bis zu Lania vorzudringen, ihn zu veranlassen, mich anzuhören. Aber er ist mißtrauisch, wie alle reichen Leute. Sie wissen gewiß selbst, daß er von einem kleinen Heer von Spitzeln und Detektiven umgeben ist. Kurz und gut, er sagte: ‚Bringen Sie mir morgen um diese Zeit Professor Runge mit, und wenn er mir bestätigt, daß er Ihre Ideen geprüft hat und sie für wertvoll und richtig hält, so bin ich nicht abgeneigt.'"

„Und?" fragte der Schauspieler mit neu erwachendem Interesse.

„Ich fuhr sofort zu Runge, trug ihm die Sache vor. Er weiß um meine Erfindung, er ist bereit, sich dafür einzusetzen. Aber Sie kennen ihn ja, er ist ein Sonderling, menschenscheu, einsam, merkwürdig in vieler Beziehung. Um keinen Preis der Welt will er mitkommen, zu Lania. Er hat mir ein ausführliches Gutachten, eine wahrhaft begeisterte Anerkennung meiner Arbeit gegeben — hier ist sie! — aber das ist auch alles. Mitkommen aber, nein, dazu konnte ich ihn nicht bewegen. Und so wie ich Lania beurteile, bleibt er hart wie ein Stein, wenn ich seinen Wunsch nicht bis aufs I-Tüpfelchen erfülle."

„Ich verstehe", sagte Lüderitz. „Und nun soll ich . . ."

„Ganz recht. Das ist die Bitte, die ich an Sie richte. Runge ist ein Original, er hat ein Gesicht, das sich nie vergißt, er hat Eigenheiten, die nachzuahmen einem genialen Schauspieler wie Ihnen nicht allzu schwer fallen könnte."

„Eine Aufgabe, die beinahe verlockt", meinte der Schauspieler. Und dann, nach kurzem Zögern: „Gut also — ich bin bereit."

Textor strahlte. „Ich werde nie aufhören, Ihnen dankbar zu sein", sagte er und begann seinem Gegenüber die wichtigsten Einzelheiten seiner Erfindung in ein paar Stichworten klarzumachen.

Sie trennten sich dann sehr rasch. Textor mußte an jenem Herrn vorbei, der ihn vor-

hin angestoßen hatte. Ihre Blicke kreuzten sich für einer Sekunde Dauer — der Unbekannte lächelte etwas stumpfsinnig, ein bißchen töricht. Textor mochte dies ausdruckslose Gesicht nicht länger ansehen.
In seiner Wohnung fand er ein paar Stunden später einen Zettel mit den krausen Schriftzügen Runges. „Ich habe es mir überlegt, lieber Doktor", stand darauf, „ich komme mit, um der guten Sache willen."
„Um so besser", freute sich Textor. Rief auch gleich den Schauspieler an, unterrichtete ihn über die plötzlich veränderte Sachlage, bedankte sich nochmals in überströmenden Worten für die bewiesene Bereitschaft. „Aber der gerade Weg ist doch der beste, nicht wahr?" schloß er. Lüderitz beglückwünschte ihn. „Wirklich, es ist besser so", meinte er, und damit war die Angelegenheit erledigt.
Die Besprechung am anderen Morgen bei Lania fing erfolgversprechend an.
Aber ganz plötzlich, als Professor Runge sich gerade mit mehr als üblicher Wärme für die Erfindung Textors, von der er sich viel versprach, einsetzte, sagte Lania: „Eine glänzende Maske, Herr Lüderitz. Aber mich vermögen Sie nicht zu täuschen."
Der Millionär klingelte.
„Führen Sie die Herren hinaus", befahl er, und ehe die beiden Besucher sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, war er mit bösem Lächeln in seinen Privaträumen verschwunden.
Draußen, im Vorgarten, fragte Runge: „Verstehen Sie das, Textor?"
„Leider", entgegnete der Ingenieur mit brüchiger Stimme. Er entsann sich des Gesprächs vom Tage vorher, im Café. Sicher hatte jemand es belauscht, vielleicht gar jener bescheidene und ein bißchen vertrottelt aussehende Mann am Nebentisch.
„Ich nicht", gab der andere zurück. Fuhr mit beiden Händen nach dem Kopf, riß sich eine Perücke ab, wischte mit dem Taschentuch übers Gesicht. Und mit einem Male war es nicht Professor Runge, der neben Textor stand, sondern der Hofschauspieler Lüderitz.
Fassungslos starrte Textor ihn an.
„Ja", sagte sein Begleiter, „da staunen Sie. Ich selbst schrieb Ihnen den Zettel, gestern, ich wollte mich, wenn wir gemeinsam zu Lania gingen, sichern, ob und wie weit es mir gelingen würde, Sie zu täuschen. Das sollte mir größere Sicherheit geben vor Lania. Mit Ihnen ist es mir gelungen, aber jener, der hat mich durchschaut. Ein schlechter Komödiant bin ich, Herr Textor, ein schlechter Komödiant."
„Der größte, den ich je gesehen", erwiderte Textor, und seine Bewunderung war so groß, daß er darüber sogar seinen geschäftlichen Mißerfolg für einen Augenblick vergaß.

Frigid

(E. Schilling)



„Sei nicht so kalt, Luise!"

Drusus in Bozen

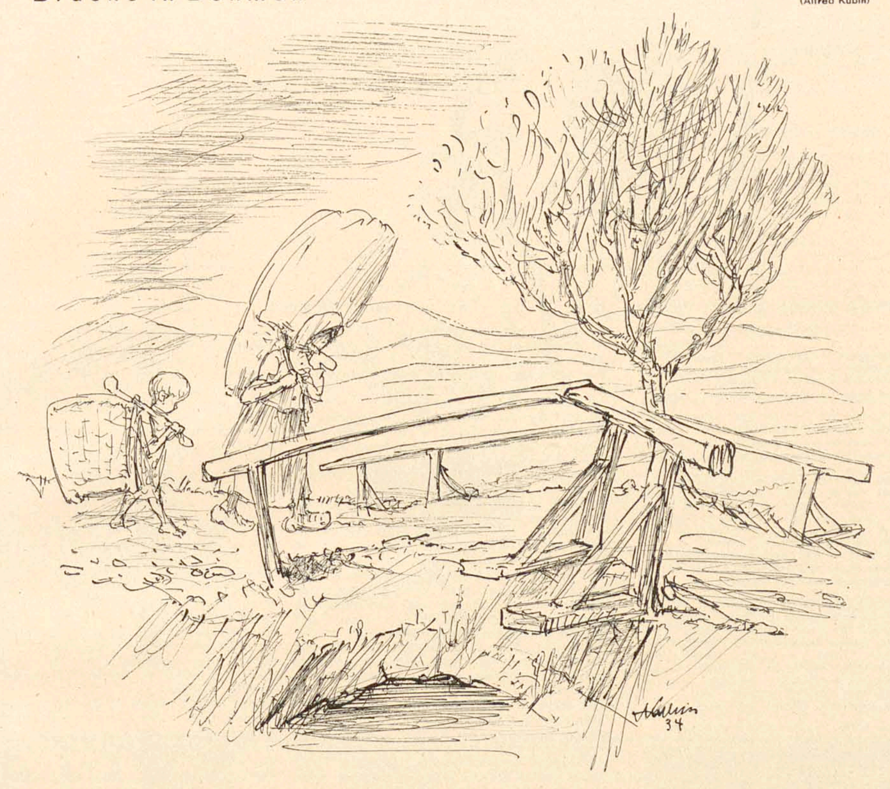
(E. Thöny)



„Wer isch denn nocher der Drusus g'wean, Jaggele?" — „A walscher General, hob' i mir sog'n loss'n. Auf d' letzscht isch 'r vom hochen Roß oberg'foll'n und hin g'wean."

Brücke in Böhmen

(Alfred Kubin)



Lyrische Photographie vom Vater / Von Anton Schnack

Er liebte die Unkrautgärten,
Die alten Förster mit Bärten,
Bücher, die nie verjährten.
Unter dunklem Efeugrün
Sch'äft er jetzt.
Sah er je Mimosen in Italien blühn?
Wurde je Burgunderwein ihm vorgesetzt?

Er war niemals auf großen Reisen,
Auf Schiffen, wunderbar geheißen.
Er sah niemals die Gletscher gleißen.
Er konnte lange stehn
Am bunten Globusball
Und schmerzlich auf ihn sehn,
Voll Hunger nach dem All.

Sein Leben ging auf jenen Straßen,
Die Franken kreuz und quer durchmaßen,
Er hörte blaue Postillone blasen.
Er lebte sechzig Jahre,
Sechzig Jahre nicht reich.
Nie kam das Wunderbare,
Tag für Tag blieb gleich.

Viele Vogelzüge rauschten,
Wenn sie Nord mit Süd vertauschten.
Welche Ohren lauschten?
Er mit Trauer, ich gebannt.
Ihm war es Verwehn,
Ich sah schon ein fernes Land,
Affenwälder, Palmen, Seen.

Was blieb ihm von seinem Leben?
Was hat Leben ihm gegeben?
Dunkles Blatt der Efeureben.
Sah er je das ungeheure Meer?
Sah er je die Alpenmacht?
Warum bleibt ein ganzes Leben leer
Und geht schnell in eine frühe Nacht?

Ratschkatln (R. Kriesch)



Fröhlich-trauriges Ende eines Atelierfestes

Blau glotzt der Morgen durch die Fenster,
da letzteren der Vorhang fehlt.
Und trostlos-kalkige Gespenster
hocken im Zwielicht wie entseelt.

Den sieht man noch im Ofen fummeln,
jedoch die Asche brennt nicht mehr.
Der sucht nach Zigaretten-Stummeln,
da alle Schachteln restlos leer.

Zum zehntenmal stellt man die Flaschen
steil auf den Kopf — ergebnislos . . .
Man gräbt und grabbelt in den Taschen:
wo blieb das Geld — wo blieb es bloß?!

Und düster dämmert der Gedanke,
es bleibt nur eines noch — man geht.
Verzweiflung fällt auf Faschingskranke.
Zur Liebe ist es auch zu spät!

Bis wer zwei Flaschen jäh entdeckt hat
— und beide knapp nur drittels leer —,
die sich der Maler U. versteckt hat,
wie's dessen Brauch seit alters her.

Strafweise wird nun U., der Maler,
auch leiblich visitiert — und hier
find't man den heiß ersehnten Taler
für Zigaretten, Schnaps und Bier!

Nun schlägt das Fest aufs neue Wogen,
bis mittäglich die Sonne scheint.
Nur U. hat sich zurückgezogen
und sitzt auf dem Klosett und weint — — —

Benedikt

Der Sieg der Gerechtigkeit / Von Willfried Tollhaus

Da die heilige Barbara die Patronin der Artillerie ist, führte Frau Wendemuth diesen Vornamen mit Recht, denn wer ihren gewuchtigen Schritt in der Familienpension „Deutsches Heim" hörte, wurde an auffahrende Batterien erinnert. In ihrem gewaltigen Körper wohnte jedoch eine sanfte Seele. Je älter Barbara wurde, desto mehr war sie für Gerechtigkeit und Moral. Ihre ausführlichen Äußerungen darüber fürchteten die jüngeren Insassen des Deutschen Heims mit Fug und Recht.

Eines Tages zog ein Ehepaar mit Namen Sausmikat in das Zimmer 6 ein. Da der weibliche Teil sehr viel jünger und sehr viel hübscher war als der weniger gelungene männliche, würde Barbara die Vorlage des Trauscheins gefordert haben, hätte Frau Sausmikat nicht wie ein Engel auf Urlaub ausgesehen. Wenn der kleine Herr Sausmikat, dessen am kräftigsten entwickelter Körperteil sein Mund zu sein schien, nun verreisen mußte, was häufig geschah, saß seine angebliche Gemahlin verschüchtert in ihrem Zimmer und stopfte Strümpfe. Barbara fühlte Mitleid mit ihr. Sie beauftragte ihren Neffen Hans, der Einsamen die Schönheiten der Stadt und der Umgebung zu zeigen. Da Hans erst im dritten Semester Rechtswissenschaft studierte, hatte er viel Zeit und waltete seines Amtes mit Ausdauer. Dieses aber mißbilligte wieder Herr Sausmikat.

Da der galante Hans in Nummer 7 — neben dem Engel auf Urlaub — wohnte, hörte er gelegentlich die Aussprachen, in deren Mittelpunkt er selbst stand. Einmal bot der aufgeregte Othello dabei seiner bezaubernden Gattin Ohrfeigen an, wenn sie sich mit dem „Laffen" — das war er — weiter herumtreibe. Hans dachte zunächst daran, seinen Beleidiger zu fordern. Die Tante hielt das für lächerlich, fand aber, daß Sausmikat dadurch am besten gestraft würde, wenn man sich um seine Eifersucht nicht kümmere.

Eines Abends rief nun Herr Sausmikat plötzlich gegen Mitternacht von Berlin aus an und wollte seine Gattin sprechen. Barbara fragte, wer gestorben sei, da nur ein Trauerfall diese nächtliche Störung in einer friedlichen Pension entschuldigen könnte. Das wollte nun Herr Sausmikat dem Engel auf Urlaub persönlich sagen, was sich als unmöglich erwies, weil dieser mit Hans zum Tanzen gegangen war. Barbara behauptete, Frau Sausmikat habe den ganzen Tag im Zimmer gesessen und Strümpfe gestopft. Sie schöpfe jetzt etwas frische Luft. Damit mutete sie der Gutgläubigkeit eines Verdacht hegenden Gatten zuviel zu. Am nächsten Abend inszenierte sie deshalb auf Nummer 6 alles so, wie es sich für vereinsamte Frauen in einer mit moralischen Grundsätzen geleiteten Familienpension gehört. Hans wurde auf die Kneipe geschickt. Um neun Uhr herrschte auf Nummer 6 Gottesfrieden.

Gegen elf Uhr unterbrach ihn der heimgekehrte Sausmikat. Es wurde bald sehr laut gesprochen. Barbara ging auf dem Flur in Stellung. Plötzlich klatschten Ohrfeigen, und ein süßes Stimmchen schrie: „Au!"

Da fuhr Barbara auf.

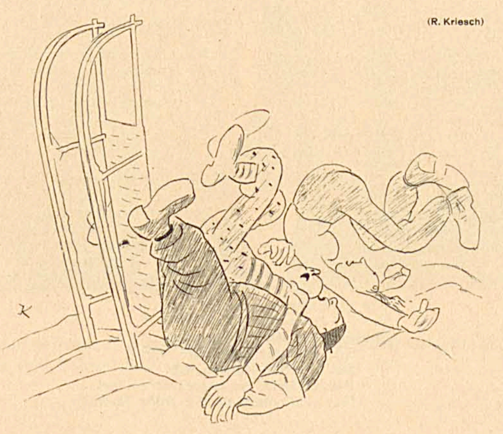
Der Erfolg des Angriffs war, daß Herr Sausmikat unfreiwilligerweise auf dem Diwan die „Kerze" zu machen suchte. Das heulende Frauchen aber nahm Barbara bei der Hand, führte es aus dem Zimmer, stieß die Tür von Nummer 7 auf und dekretierte: „Da bleiben Sie, Kind, bis morgen früh!" — Sie hörte noch, daß hinter ihr zugeschlossen wurde, und wandte sich nun dem noch immer fassungslosen Rohling zu. Ihre Anklagerede begann sie gewohnheitsgemäß mit einer Anzahl präziser Fragen an den Beschuldigten. Sie wollte von ihm wissen, ob sie eine anständige Frau und ihre Pension ein anständiges deutsches Heim sei, ob er glaube, daß sie sich in ihrem Neffen Hans einen Ehebrecher für die verheirateten Pensionärinnen halte. Sei das so, so werde sie ihn jetzt unverzüglich und persönlich die Treppe hinunterwerfen, wobei sie keinerlei Haftung für seine Gesundheit übernähme. Sei es aber nicht so, dann müsse er sich, weil er seine Frau, die eine Heilige wäre, verdächtigt habe, so schämen, daß er selbst „Pfui!" zu sich sage.

Lieber Simplicissimus!

Onkel Thomas wohnt auf dem Lande. Onkel Thomas gehört der Vorkriegsgeneration an, was leicht verständlich wird, wenn man dazu sagt, daß er jüngst mit Tante Minna seine silberne Hochzeit gefeiert hat. Er ist ein einfacher Mann und allem Unnützen abhold, so sehr es auch das Leben verschönen mag. Er ist in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, und sein Kopf gibt sich nicht gern mit Umständlichkeiten ab.

Wir schenkten ihm und Tante Minna zu der Silberhochzeit ein Paar elektrische Nachttischlampen, ganz einfache natürlich, da es an einer ähnlichen Einrichtung im Schlafzimmer der beiden bisher gänzlich gefehlt hatte, und dachten denn nun, wir hätten durchaus das Richtige getroffen. Doch Onkel Thomas schüttelte den Kopf: „Nachttischlampen, so 'n Unsinn. Fievuntwentig Johr heww ick mien Fru in Dunkeln funnen, dat geit ook so noch wieter."

(R. Kriesch)



Familienunglück: „Det kommt davon, weil Vater ejal keene Zeit für uns hat!"

Von diesen beiden Möglichkeiten wählte Herr Sausmikat die zweite.
Danach verfügte Barbara, der Anfang der Reihe seiner wohlverdienten Strafen beginne damit, daß er seine Frau erst morgen wiedersähe.
Sodann ließ sie den Zerknirschten zurück, ging auf den Flur und schrieb mit rotem Bleistift auf einen Zettel:

Hans!
Du schläfst heute auf der Couch im Eßzimmer.
Ich habe Deine Stube besetzt.
Barbara.

Dieses wirksame Plakat heftete sie mit einer Reißzwecke so an die Tür, daß es über der Klinke hing.
Erst nunmehr ging sie wieder in ihr Schlafzimmer im Gefühl, ihre moralische Pflicht getan zu haben.
Aber sie konnte vor Erregung nicht schlafen. Sie freute sich ordentlich darauf, Hans bei seiner Heimkehr noch erzählen zu können, wie sie wieder einen Sieg der Gerechtigkeit erkämpft habe.
Als nun Hans um fünf Uhr noch nicht da war, wachte in dem übermüdeten Hirn von Barbara eine unheimliche Vision auf!
„Sollte — Hans — schon — als Frau Sausmikat auf Nummer 7 einquartiert würde — dagewesen — sein?"
Um sechs Uhr begab sich Barbara ins Eßzimmer und stellte fest, daß die Couch leer war.
Da horchte sie zuerst an Nummer 6. Herr Sausmikat schnarchte. Nunmehr klopfte sie zart an Nummer 7 und flüsterte: „Ich bin es!"
Lautlos wurde der Schlüssel gedreht.
Hans kam heraus, das Nötigste für seine bürgerliche Adjustierung auf dem Arm. Barbaras Mund öffnete sich weit und blieb auch noch in dieser Haltung, als Hans, nachdem er den Zettel gelesen hatte, freundlich nickte und im Eßzimmer verschwand. Nunmehr begab sich Barbara in Nummer 7. Sie fand, daß die kleine Sausmikat im Bett entzückend aussah. Auf ihren fragenden Blick bekam sie die Antwort: „Ich hätt' mich ja totgefroren, wenn der Herr Hans nicht so nett gewesen wäre, mir sein Bett zu lassen."
„Wo hat der Lausbengel geschlafen?" fragte nunmehr die Tante.
Der Engel deutete auf einen Rohrstuhl am Fenster.
Barbara hielt es für geboten, sich zunächst in die Küche zurückzuziehen und Kaffeewasser aufzustellen. Als die erste Tasse des Aufgusses, der später den Einwohnern der Pension als erstes Frühstück serviert wurde, ihre Lebensgeister aufmunterte, fand sie, daß es auch ausgleichende Gerechtigkeit sei, wenn jemand das, wofür er unschuldigerweise vorher Ohrfeigen erhalten habe, nachher tue.
Trotzdem setzte sie die Sausmikats hinaus.
Der Engel auf Urlaub nahm das nicht weiter übel. Er dankte vorm Gehen herzlich für die ihm von Frau Barbara und Herrn Hans bewiesene Sympathie und versprach ein gutes Andenken zu bewahren.
Eine Diskussion mit dem Neffen Hans hielt seine Tante nicht für opportun. Schließlich — wie hätte er sich wohl benehmen sollen? — Man muß auch von einem jungen Mann nichts Unmögliches verlangen — um der Gerechtigkeit willen.



Lieber Simplicissimus!

Eisenbahnunfall auf einem Statiönchen irgendwo in Altbayern. Unser Zug hält kurz vor der Einfahrt zum Bahnhof. Wir müssen warten, bis das Gleis vor uns wieder frei ist, was eine gute Stunde dauert. Es ist finstere Nacht.
Neben mir sitzt ein biederer Alter, dem das lange Warten sichtlich schwer fällt. Er erkundigt sich bei dem Schaffner unseres Zuges über folgende Möglichkeiten: Ob man den Zug verlassen dürfe, vielleicht unterdessen im Bahnhof eine Maß Bier trinken könne, und ob da vorne überhaupt eine Restauration sei . . .
Der Schaffner verneint alle Fragen. „In an halb'n Stünderl fahr'n mir ja so wieder weiter!" heißt es.
Gebrochen kehrt der Alte an seinen Platz zurück.
„Sehng S', Herr Nachbar", sagt er traurig, „dös hab i jetzt schon a paarmal erlebt: wann i bei an Eisenbahnunglück dabei bin, dann passiert dös allweil auf einer Station, da wo's koa Bier net gibt!!"

Väter und Söhne

Der Sohn des Vorarbeiters E. aus der Ackerstraße ist hochmusikalisch und hat ein Stipendium zum Besuch der Musikakademie erhalten. Wenn der Vater von der Arbeit nach Hause kommt, sieht er erstaunt auf den Sohn, der allabendlich am großen Familientisch sitzt und an seinen Kompositionen arbeitet. Ihm ist nie so recht geheuer vor seinem begabten Sohne gewesen. Gestern gab er seinem Befremden folgenden Ausdruck: „Nu sag mal, mein Junge, nu haste doch schon so ville Noten und schreibst immer noch neue!?"



Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gesurfan-Vertrieb Bad Reichenhall 670.



Gut geschlafen, gut gelaunt. Das macht tatenfrohe Menschen. Alle Störgeister des Lärms werden durch die ins Ohr gesteckten **OHROPAX-Geräuschschützer** gebannt. 12 formbare Kugeln für nur RM 1.90 überall erhältlich. Gleich versucht, ist sofortiger Nutzen. **Max Negwer, Apotheker, Potsdam 79**

Inseriert ständig im „Simplicissimus"!

Wer von schönen und gesunden Zähnen spricht, denkt an
Chlorodont

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Metzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane und als Fachblätter der deutschen Jägerschaft anerkannt worden; auch „Der Deutsche Jäger". Die für einen Jahresjagdschein erforderliche Bescheinigung wird demgemäß auch erteilt, wenn der Bezug des „Deutschen Jägers" nachgewiesen wird.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, die älteste deutsche Jagdzeitung, steht textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt anstatt Mk. 1.50 ab 1. Juli **Mk. 1.25** im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem unterzeichneten Verlag erfolgen.

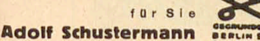
Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr.

Für fachliche und allgemeine Konsum-Anzeigen ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.
Tüchtige u. seriöse Abonnentenwerber allerorts gesucht.

Des deutschen Michels Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text / Preis:
70 Pfg. franko.
Postscheckkonto München Nr. 5802
Simplicissimus-Verlag München 13

Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie



Adolf Schustermann GEGRÜNDET 1891 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Völlerei Simpl.-Bücher! Kart. Eine Mark Simplicissimus-Verlag München 13

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a. M. Speyerer Straße 17 a.

GRATIS illustrierte Preisliste! Hygien. Gummiwaren-Versand (Gegr. 1913.) H. Leidig, Sanitätswar. Krefeld, Fach 216/S.

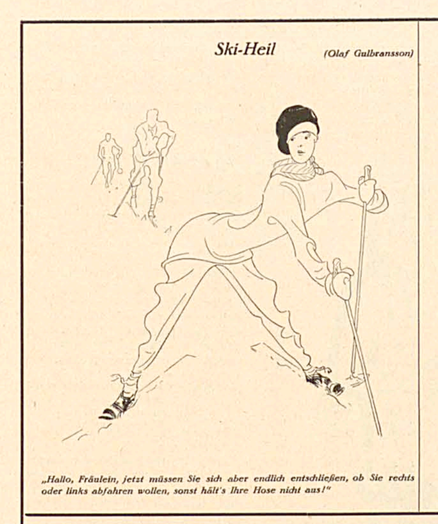
Satyrin-Tabletten Alterserscheinungen, nervöse Erschöpfung sexuelle Neurasthenie, Auskunft kostenlos durch Akt.-Gesellsch. Hormona, Düsseldorf-Grafenberg 110.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C, Sparkassenstraße 11

Ski-Heil

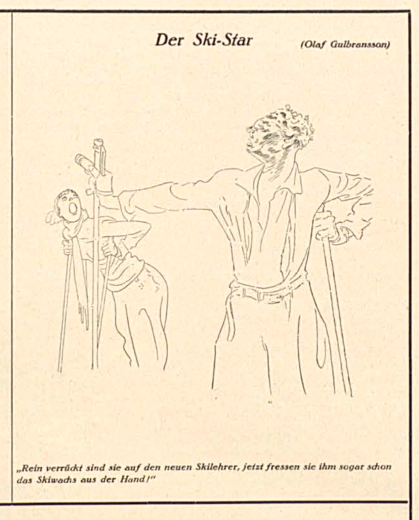
(Olaf Gulbransson)



„Hallo, Fräulein, jetzt müssen Sie sich aber endlich entschließen, ob Sie rechts oder links abfahren wollen, sonst hält's Ihre Hose nicht aus!“

Der Ski-Star

(Olaf Gulbransson)



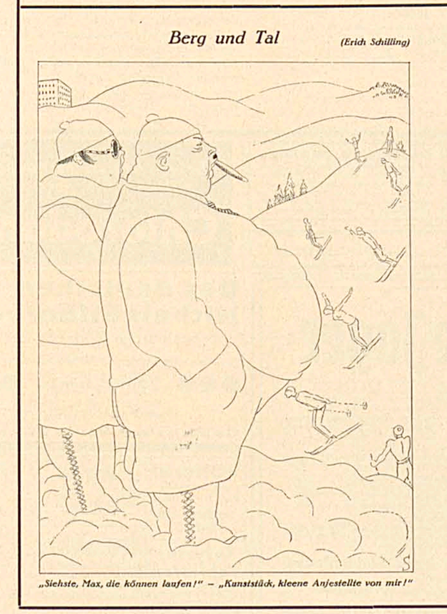
„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!“

Wir zeigen hier vier Künstlerpostkarten
aus unserer Serie I, die Sie nirgends sonst bekommen können.
Preis 5 Stück farbig, sortiert, M –.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Berg und Tal

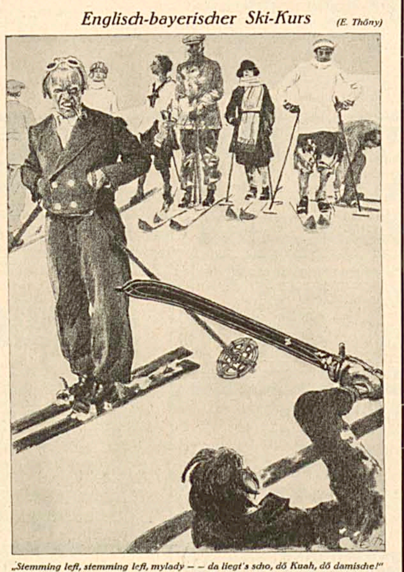
(Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!“ – „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!“

Englisch-bayerischer Ski-Kurs

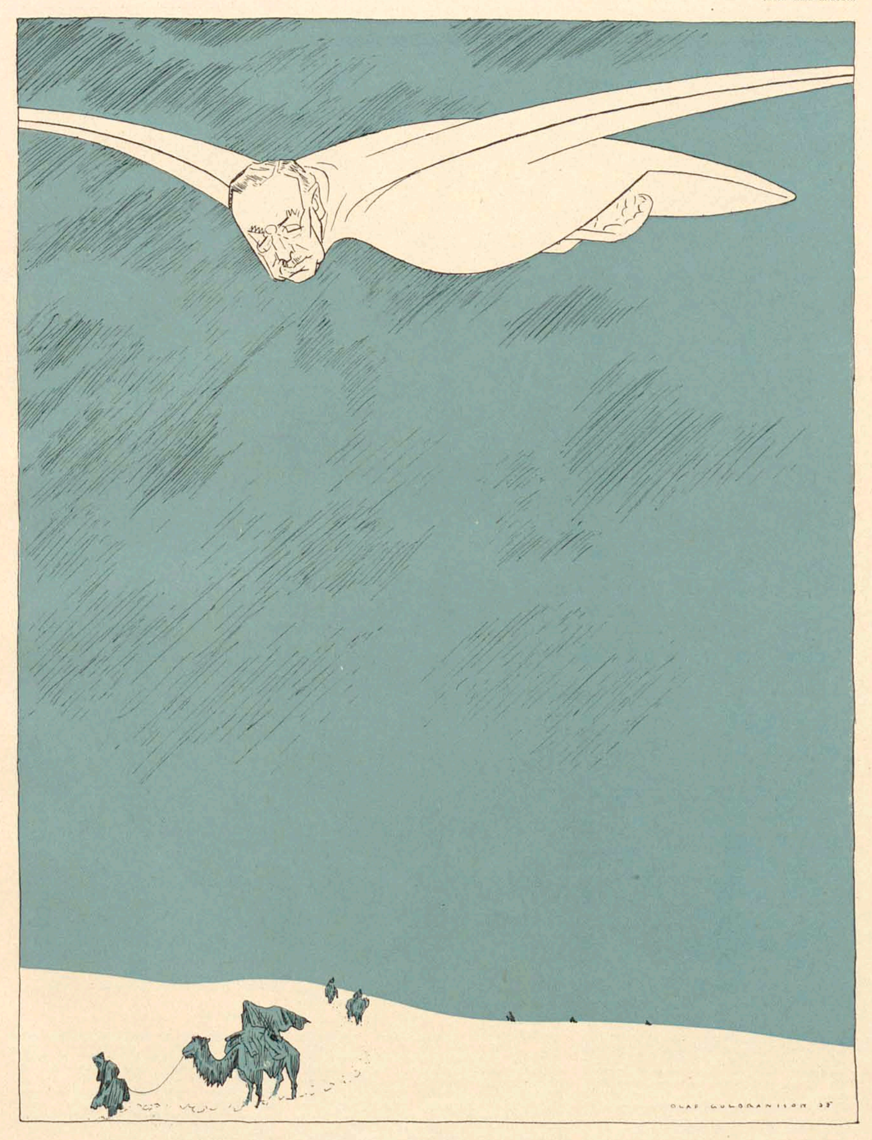
(E. Thöny)



„Stemming left, stemming left, mylady – – da liegt's scho, dö Kuah, dö damische!“

Sven Hedin 70 Jahre alt

(Olaf Gulbransson)



„Drüber hinfliegen ist ja auch ganz schön. Aber Schritt vor Schritt sein Ziel erobern wie vor vierzig Jahren — das war doch noch etwas anderes!"

Genügsam

(Rudolf Kriesch)



„Sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, was für'n Wintersport treiben eigentlich Sie?" — „I? . . . I frier'!"

Der Mann mit der Heugabel

Von Weare Holbrook

Mein Freund Milfred pflegte zu sagen, daß der Besitz von fünf Hektar Land und einer Kuh jedermann ein sorgenloses Dasein verbürge. Oder vielleicht waren es fünf Kühe und ein Hektar Land; jedenfalls glaubten wir ihm schon damals nicht recht. Nach dem großen Börsenkrach, der ihn des größten Teils seines Vermögens beraubte, erinnerte er sich seines alten Ausspruchs. Er zog mit seiner Frau aufs Land, entschlossen, sich durch Bewirtschaftung eines alten Bauernguts seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Das Haus war in einem kläglichen Zustand. Frau Milfred mußte es frisch anstreichen und die Dachschindeln erneuern. Ihr Mann konnte ihr hierbei nicht sehr behilflich sein, weil Leitern ihn schwindlig machten. Überdies war der Brunnen ausgetrocknet, und sie mußte alles Wasser von einem benachbarten Hof herbeiholen. Und wenn Frau Milfred nicht gerade wusch, kochte, nähte, Unkraut ausjätete, die Kuh molk, die Hühner fütterte, Wasser trug oder Obst einkochte, fällte sie Bäume und zerhackte sie zu Brennholz.

Nach Ablauf des ersten Jahres fanden die Milfreds, daß sie nun aus dem Ärgsten heraus waren. Für sie gab es weder ein Dienstbotenproblem, noch das Problem des Mietzinses, noch lästige gesellschaftliche Verpflichtungen. Was sie zum Leben brauchten, brachte die Wirtschaft hervor. Sie fühlten sich immer mehr von der Außenwelt unabhängig, und Herr Milfred erholte sich glänzend von seinem Nervenzusammenbruch.

Leider hat die Geschichte aber eine Fortsetzung, die von den Amateurlandwirten häufig übersehen wird. Eines Tages erlitt Frau Milfred einen Nervenzusammenbruch. Übte etwa der Zauber der Natur keinen heilsamen Einfluß auf sie aus?

Es muß allerdings zugegeben werden, daß sie nie schweigend den Sonnenaufgang beobachtete, den Wiesenduft einatmete und dem Gesang der Lerche lauschte. Niemals lag sie im tauigen Gras, die Wange an den warmen Busen der Mutter Erde gepreßt. Nein, sie war mit der Hausarbeit allzubeschäftigt.

Wenn ich meinen literarischen Freunden glauben wollte, läge das wahre Übel der heutigen Landwirtschaft darin, daß die Landwirte nicht das Malerische ihrer Umgebung und die einfache Würde ehrenwerter Arbeit zu schätzen wissen. Anstatt immer wieder über das ewige Wunder des Wachstums zu staunen und das wechselnde Gepränge der Jahreszeiten zu bewundern, murren sie über Steuern, Hypotheken und Wetter. Und da aus Landwirten durchaus keine Ästheten werden wollen, verwandeln sich mitunter Ästheten in Landwirte.

Leodegar Schwamm war einer der ersten von ihnen. Er kaufte sich ein kleines Bauerngut und machte sich daran, das Künstlerische mit dem Wissenschaftlichen in der Landwirtschaft zu vereinen — das heißt: er strich die Scheune himmelblau an und versenkte sich in Statistiken. Stets trug er eine alte Heugabel mit sich. Nicht etwa, daß er Heu aufzuladen hatte, er liebte vielmehr, wie er sich ausdrückte, das „Gefühl" des glatten, abgegriffenen Schafts, und überdies erblickte er in der Heugabel ein Sinnbild seines neuen Berufs.

Er behandelte sein Vieh mit größter Hochachtung und war stets höflich zu seinem Geflügel. Die wirkliche Arbeit überließ er einer Hilfskraft, die er aufgenommen hatte, um seine ganze Aufmerksamkeit der Ausarbeitung neuer landwirtschaftlicher Theorien widmen zu können. Eine dieser Theorien betraf einen Plan, den Übergang von Kalbfleisch — das er nicht mochte — zu Rindfleisch zu beschleunigen. Zu diesem Zweck las er seinen einjährigen Kälbern jeden Tag ein Kapitel aus dem Schlachthausroman „Der Sumpf" von Upton Sinclair vor, in der Hoffnung, daß sie sich die darin enthaltenen Schilderungen zu Herzen nehmen und vorzeitig alt werden würden. Und wenn sein Gehilfe ihn nicht davon abgebracht hätte, würde er sicherlich einen rotierenden Schneepflug für den Anbau von Winterweizen angeschafft haben.

Trotz all dieser Unwissenheit schloß das erste Jahr für Leodegar ziemlich günstig ab. Als er sein Hauptbuch abschloß, ergab sich für ihn ein kleiner, aber darum nicht weniger erfreulicher Nutzen. Mit Stolz zeigte er mir eine Aufstellung seiner Finanzen. Sie hatte folgenden Wortlaut:

Soll:	
Steuern	189,50
Saatgut	148,—
Arbeitslohn	375,—
Sonstiges	150,—
Summe	862,50
Haben:	
Ernte	3,92
Tantiemen	1000,—
Summe	1003,92
Nutzen	141,42

Das Ganze war sicherlich ein überzeugender Beweis für die landwirtschaftlichen Fähigkeiten Leodegars. „Aber", so fragte ich, „was bedeutet dieser Posten von tausend Dollar?"

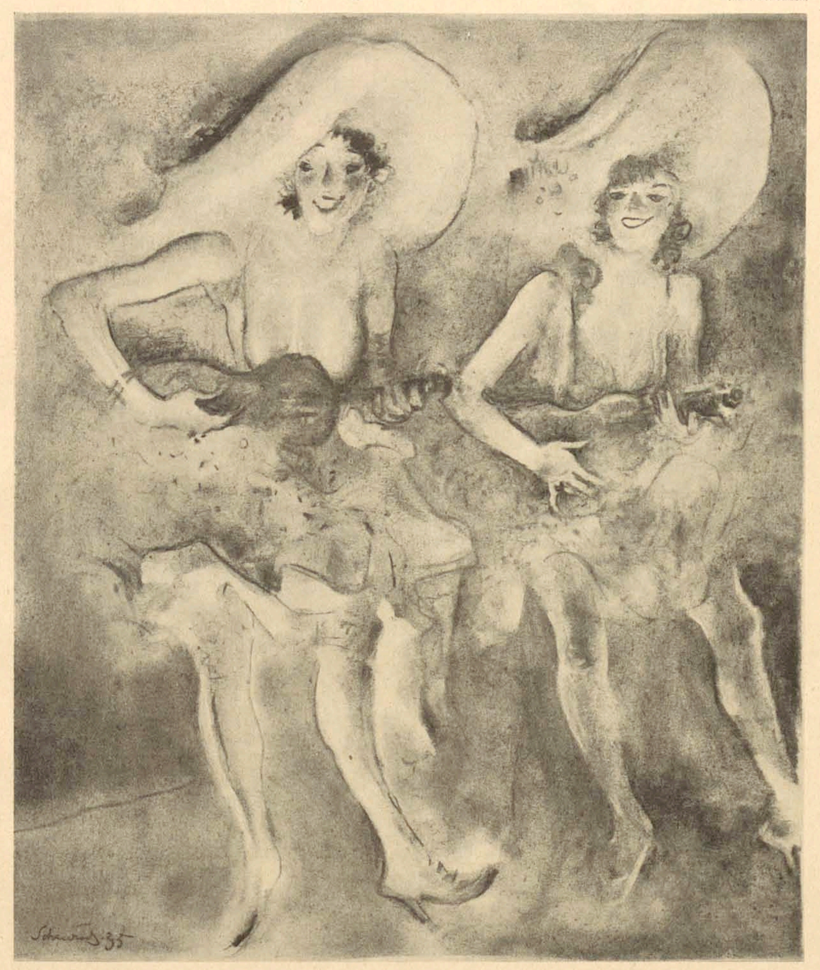
„Ach, der?" erwiderte Leodegar von oben hin. „Das ist nur ein kleiner Vorschuß meines Verlegers. Du mußt nämlich wissen, daß ich ein Buch ‚Der Weg zum Erfolg in der Landwirtschaft' schreibe."

(Alleinberechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Korten)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1934 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Siegesbewußt

(Paul Scheurich)



„Du, da hält sich eener die Ohren zu!“ — „Schad't nischt! Is eben 'n Jenießer!“

Examensgeschichten

Der prüfende Professor hatte gefragt, was denn bezeichnend sei für einen romantischen Dichter. Die Antwort des Kandidaten Jobs lautete: „Der romantische Dichter stellt sich hinter sein Werk und läßt seinen Gefühlen freien Lauf.“

*

In der Bildungsprüfung wird gefragt, wie man einen Vertrag nenne, den die Kirche mit dem Staat abschließt. Antwort: „Fideikommiß.“

Vom Amtsschimmel

Meine Frau mußte im Städtischen Krankenhaus K. sich einer Operation unterziehen. Bei der Aufnahme gab sie auf die Frage nach ihrem Stand an, daß sie persönlich keinen besonderen Beruf habe. Darob großes Kopfschütteln: jede Frau habe einen Stand, den ihres Mannes. Also der sei im Flugdienst, aber damit habe sie nichts zu tun, meinte meine Frau. Dann könne man doch vielleicht „Doktorsfrau“ schreiben? Auch nicht, denn ihr Mann sei nicht Arzt, und sie persönlich habe den akademischen Grad nicht erworben. Die guten Leutchen waren am Verzweifeln. Die Operation ging gut vorbei, und dieser Tage kam die Rechnung in einem Umschlag, also adressiert:

An

Frau

Anneliese M.

Flugdienststellenleitersehefrau

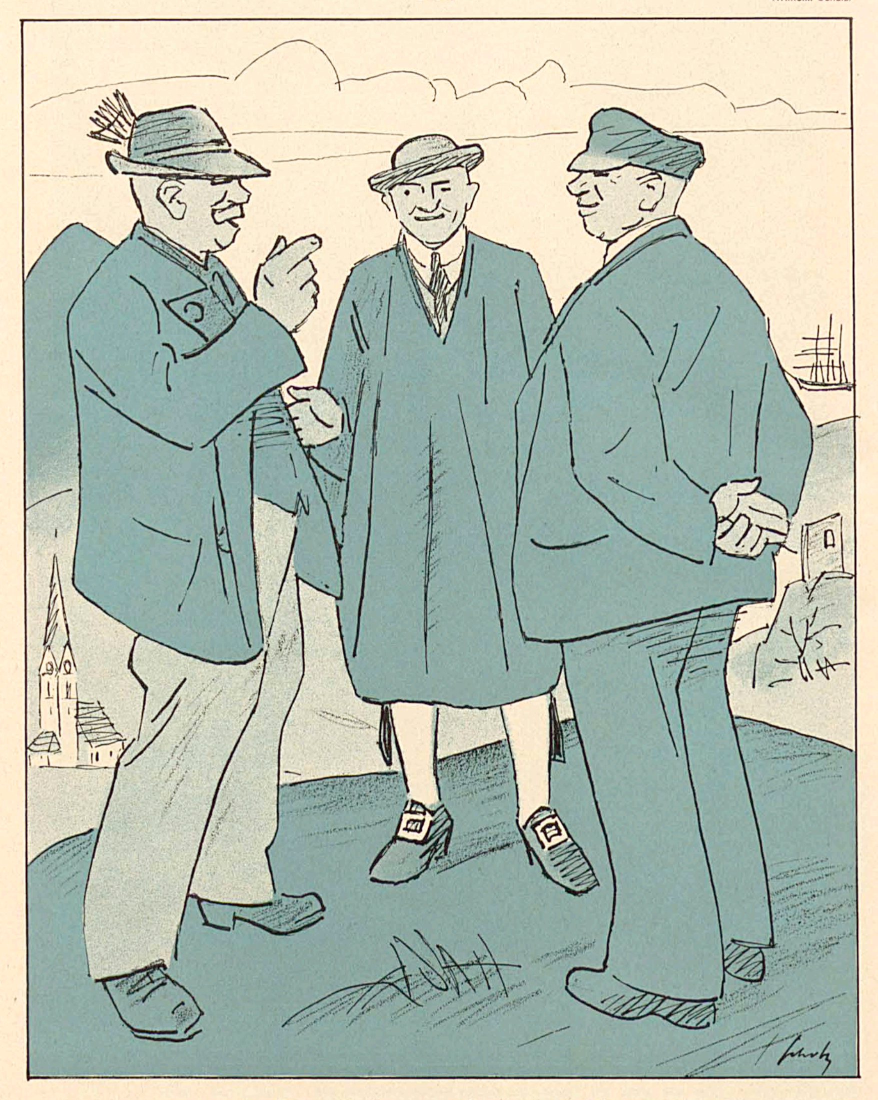
hier

. . . straße 1.

Deutsche Stimmen

XVI

(Wilhelm Schulz)



Stämme wollen gegen Stämme pochen?
Kann doch einer, was der andre kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
und in jedem Hemde steckt ein Mann!

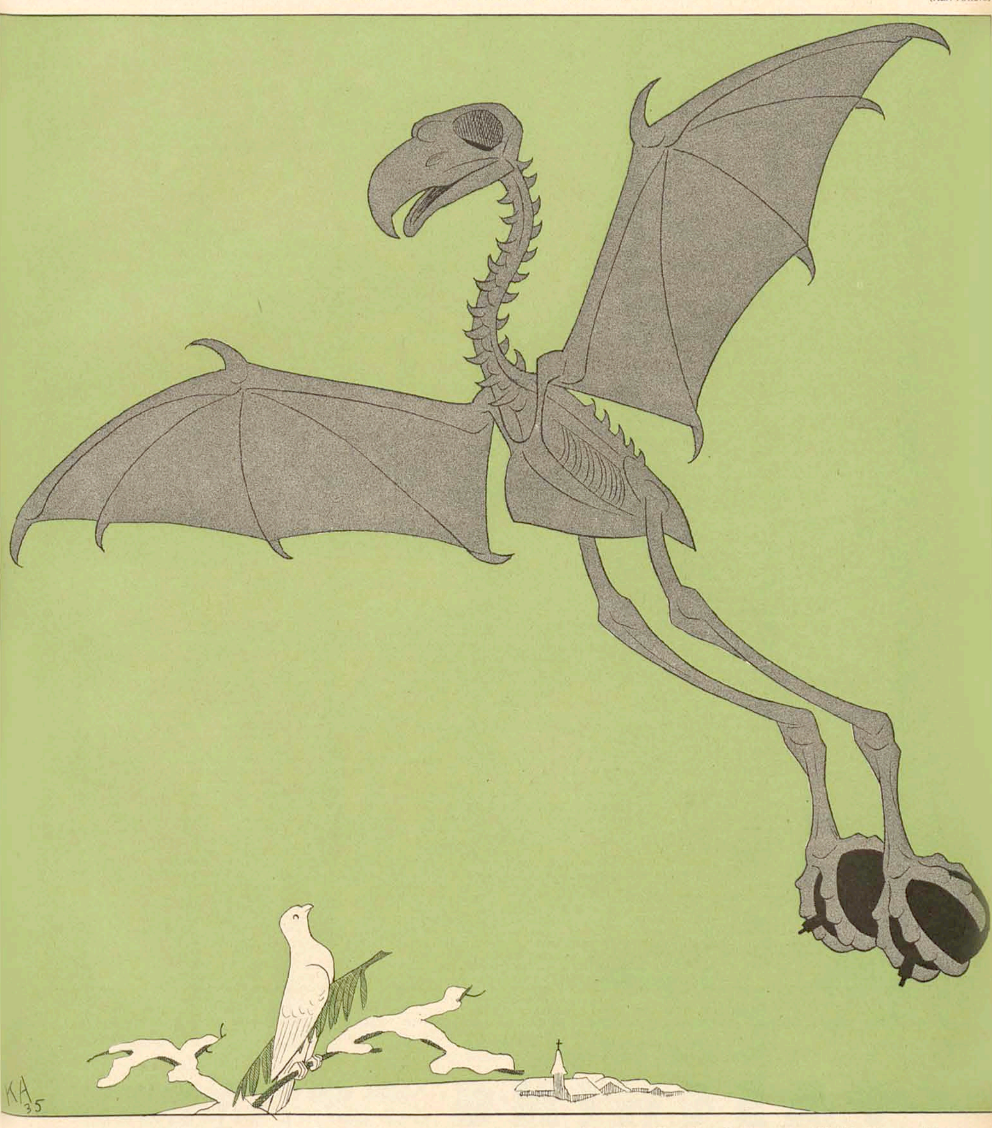
Goethe

München, 24. Februar 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Zum Luftabkommen

(Karl Arnold)



„Sieh', kleiner Palmenflieger, den Frieden zu schützen, hat man mich, den Bombenflieger, verpflichtet." — „Na", sagte die Taube, „da gib nur Obacht, daß keine Pflichtverletzung vorkommt!"

... kleine Erzählung ...

Von Hans Lachmann

Vergangene Nacht träumte mir, ich wäre zu Besuch auf einem —

(„. . . Zeit natürlich nich, aber drei Minuten, nehm Se Platz, ja also, was Ihre kleine Erzählung, Fräulein Lotte, . . . Se doch ma de Türe zu, det Jeklappere, wie, wer is da, nee, bin heute besetzt, Konferenz, oder, Fln Lotte, sagen Se lieber, soll warten, holla, hallooo, ...lein Lotte, fragen Se doch ma in der Setzerei an, ob, oder nee, lassen Se ma, geh nachher sowieso rüber un, ja also Ihre kleine Erzählung, gutgut, hat mich wirklich interessiert, da, Lotte, nehm Se gleich die Korrekturfahnen mit, un, holla, hallooo, ...lein Lotte, is se schon wech, na, da staunen Se, der Betrieb, wird aber auch janz nervös bei, wer da nich von Jugend auf Konszentrassjohn jeübt hat wie so 'n Buddha, apropos Buddha, ham Se neulich den Beitrag von äh ähmn, na, über — wie hieß det Dings doch jleich, tatata, needoch, nichdoch, über Dingsda, war aber ooch janz nett und lustig, übrigens, Se müßten Mark Twain lesen, is ein kolossaler Kerl war diß, kenn Se die Jeschichte mit dem Nachtjewitter un denn war et 'n Feuerwerk, oder die Sache mit ähmn, von dem ähmn Sammler mein ich, wat hat a doch jleich jesammelt jehabt, needoch, Fülmbildchen waren et nich un Briefmarken ooch keene, richtich, jawoll, Echos hat a, wußte doch jenau, war ne janz ausjefallne Kiste, oder die dolle Sache mit der Rewolussjohn in Spanien, wa, war nich Spanien, meinen Se, Pitcairn hieß det Nest, meinen Se, na da sehn Se bloß an, könn Se jleich noch wat zulernen, denn warum, wer kennt schon Pitcairn, aba wenn ick sage Spanien, is jeder im Bülde, sehn Se, sowat müßten Se schreiben, da sin Se in vierzehn Tagen 'n zwoter Mark Twain sin Se da, glauben Se nich, na da könnt ick Beispiele nennen, fällt mir da eben so ein, kam da einet schönen Tages ein junger Mensch, so ein ähmn, na ja, eben junger Mensch kam zu mir, nichwa, so in Ihrem Alter, wie alt sin Se, sechsunswansich schätz ich, könnten Se schon weiter sind, na un bringt mir da so ein, Zijarette jefällig, bitte, nee, danke, ick habe heute schon zuviel jeraucht, Herz, wissen Se, macht ein' ja janz kaputt der Betrieb, un, ja, wovon sprach ick doch ehmnt? Richtig, also ick sage, Herr Dingsbums, Name tut ja nischt zur Sache, also Herr Dingsbums, was Sie mir da bringen, jehört nich ins Föjetong, jehn Se doch ma rüba zu, na, wie hieß er doch, war jedenfalls der Kolleje von, na ja, zu dem jehn Se doch ma, Empfehlung von mir un so, ja, war so wat Technisches, sehn Se, könn Se nich sowat schreiben, is 'n juter Tip von mia, Herrrrrrgott, das Telefonmomentma, . . . — . . . 'tongredaktion, ja, persönlich, Tag, Herr ähmnnn, tja, sobald Platz is, hatten jetzt den Nekrolog auf na Se wissen schon, ja, janz recht, un denn kam uns der Jeburtstag von dem, na von dem andern da kam uns dazwischen, jaaaadoch, versteh ick ja alles janz jut, aber, wie, natürlich, ham Se doch bloß 'n Einsehen, mein Lieber, könn' sich drauf verlassen, nächste Woche vielleicht, oder wenn Se wolln auch bestimmt, jawoll, geht in Ordnung, — Gottogottogott, das is der typische Querulant, Redaktionswanze is da der einzige Ausdruck für, hübscher Name, wa, stammt leider nich von mir, seit fünf Monaten verlangt der Mensch jede Woche, ich soll seinen Beitrag in den nächsten Tagen bringen, un dabei kann er was, der Bursche, kann ne janze Menge, fiffich, nimmts mit Kant un Fletcher auf, so als wär diß ma nur so pffft, vastehn Se, nich, ja, un sowas müßten Se schreiben, hätten Se 'n dicken Erfolg mit, ach ja richtig, Ihre kleine Erzählung, sehr hübsch, neenee, wehren Se ma nich so bescheiden ab, wirklich sehr hübsch, hab se mit jroßem Interesse jelesen un — Himmeldonnerwetterindenschornsteinumdieecke, herrrrrein, ach Sie sins, Herr Kolleje, bitte, behalten Se Platz, Herr ähmn, die Herren kennen sich, nee, da brauch ich nich vorstellen; wen suchen Se, nee, Dingsbums is nich hier jewesen, vielleicht sehn Se doch ma in der Kantine, bitte, bitte, Störung nich de Rede sein, . . . Se ruhig de Türe auf, wie, muß nachher rüber zur Konferenz, ja, . . .'iersehn, — also was Ihre kleine Erzählung anbetrifft, Herr ähmn, tja, sehr gekonnte kleine Leistung, auch stilistisch, sogar ne Poängte drin, tja, die würd ich gerne bringen, — hallo, hollaaaa, Junge, Jungeee, hör doch, wenn ick rufe, lauf doch ma rasch in de Setzerei un seh nach, wo Fln Lotte bleibt, wie, na die hier von nebenan, se soll vor Frühlingsanfang nochma zurückkommen, diktieren, hopphopp, rasch 'n bißken, wir sin hier nich uff ner Schneckenfarm, dallidalli, — tja, waaas, schon zehn Minuten vor voll, da müssen Se 'tschuldijn, so leid mir's tut, wie, ah so, hätt ich bald vergessen, also Ihre kleine Erzählung würde ich gerne bringen, aber sehn Se ma den Tisch an, neues Funkturmmodell, denken Se, is aber nich, alles Manuskripte, da jeht Ihn' der Hut hoch, wa, da sin Sachen bei, die liegen nu schon, na Se habens ja vorhin am Telefon jehört, haben Se übrigens nich vor drei Minuten anjerufen, wie, neee, denn wars doch wohl 'n anderer, unsere Mappen derartig überfüllt, sehn Se, beim besten Willen kein Raum mehr drin, natürlich kein Werturteil, neulich den Nekrolog auf, na Dingsrich, un denn de zwohundertste Jeburtstag von dem ähmnnn andern da, so kann ein Mensch ins Hinterland jeraten, aber wirklich eine sehr hübsche Sache, sagen Se, da fällt mir ein, könnten Se nich ma über den, Himmel, der Name liejt mir 'f der Zunge, na, is ja piepenbrink, is außerdem schon verjeben das Thema — aaach, Sie bringen gleich Neues mit, Kinderkindeskinder, Ihr habt eine Produktivität, da kann keener jejn an, wat tu ick da bloß, what do you do mit de Jummischuh, na, wer da nich von Jugend auf Konszentrassjohn jeübt hat wie so 'n Buddha, lassen Se also Ihre Manuskripte da, les se mir in aller Ruhe durch, aber schreiben Se Ihre Adresse noch drauf, wie solln wir sonst wissen, von wem die Ewigkeitsperle stammt, Ihr Dichter habt eben keine Phantasie, hat immer 'n Kolleje von mir jesagt, diß war 'n Mann, kenn Se den, da konnte keener mit, jescheit und schneidig, un de Beene fest uff de Erde, verstehn Se, nich so 'n nervöses Jefußele, un konzentriert war der Mann, blödsinnig konzentriert, wie so 'n Buddha, mir wird janz, Tunnerwetter, jetzt muß ich Sie aber wirklich rausschmeißen, mein lieber ähmn, tja, also Ihre kleine Erzählung, wirklich sehr hübsch, tut mir richtig, daß ich se nich bringen kann, un die neuen Sachen, könn sich drauf verlassen, wie, aahhhhhh, siehda, Fräulein Lotte schon zurück, Sie lieben Überraschungen, ...lein Lotte, de Girlanden hab ich noch nich über de Türe jemacht, trotzdem herzlich willkommen, ...lein Lotte, sofort diktieren, also Herr ähmn, holla, hallooooo, nanu, is er schon wech, der junge Mann, begabter Kerl, bißchen schüchtern, tut den Mund zu wenig auf, müßte mehr mit der Faust aufn Tisch, also glaumn Se, hat de janze Zeit dajesessen wie 'n Joldfisch ufn Wattebausch, notieren Se doch ma seine Adresse in de Kartothek, wie, wa, wie er heißt, soll ick wissen, na, so Dingsbums glaub ich, hat mir da neulich so ne kleine Erzählung, sind Se fertig, also schreiben Se, sehr jeehrter Herr ähmn, Dingsbums, na, Se wissen schon, Ihre kleine Erzählung ...")

Vergangene Nacht träumte mir, ich wäre zu Besuch — Sie haben es erraten — auf einem Redaktionsbüro.

(O. Gulbransson)

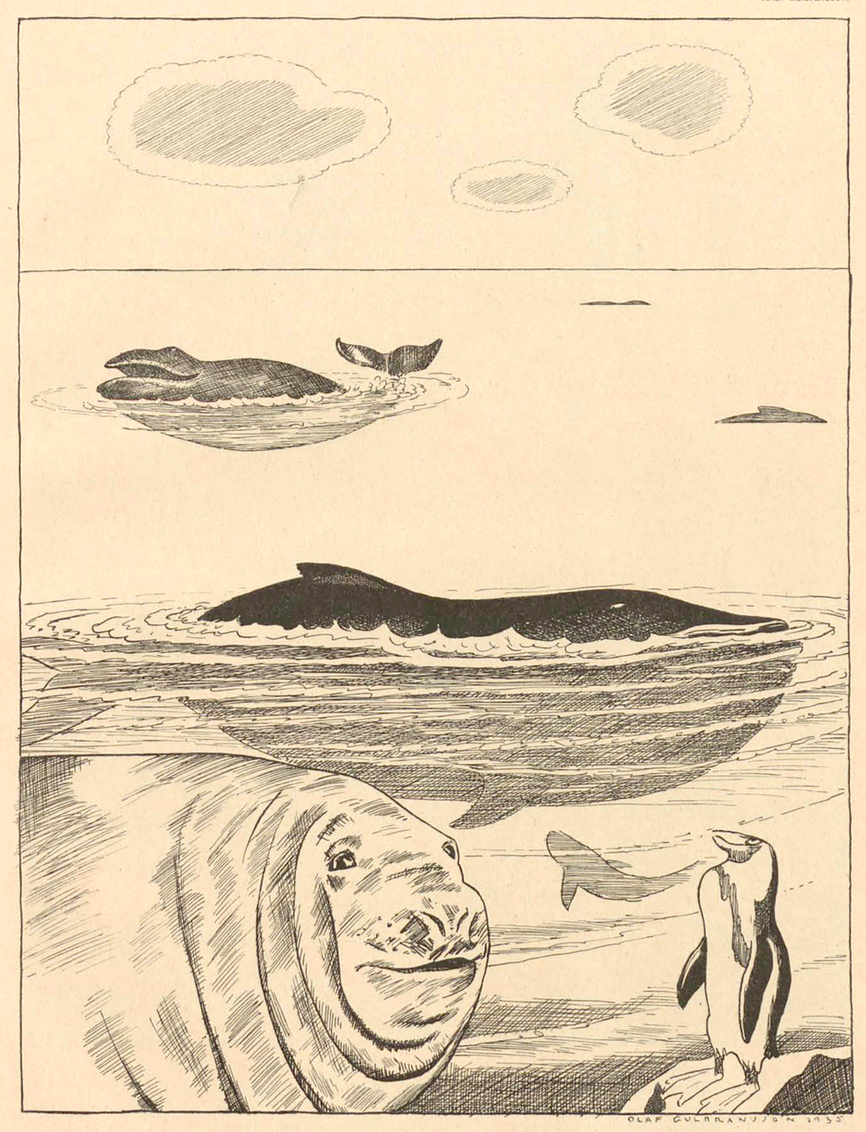


Georg Friedrich Händel

FASCHING heißt die nächste Nummer des „Simplicissimus"

Schonzeit für Wale

(Olaf Gulbransson)



„Hast du 's schon gehört? Der Völkerbund hat beschlossen, die Walfische unter seinen besonderen Schutz zu stellen . . ." — „Oh — da sollen sie nur gleich ihr Testament machen!"

Der liederliche Junggeselle

(Wilhelm Schulz)



So lang ich als ein Junggesell
Zufrieden steck' in meinem Fell,
So lange bringt kein Mägdelein
Mich in das Ehejoch hinein,
Und was sie alles auch verspricht —
Ich trau, ich trau der Wonne nicht!

Voll Kindsgeschrei das Schlafgemach,
Sitz lieber ich beim Weine wach.
Und stets die gleiche Frau im Bett,
Wenn gern man eine andre hätt'!
Du goldner Mond, ihr blanken Stern',
Ein' solche Unlust bleib mir fern!

Wilhelm Schulz

Das Bad / Von Michail Soschtschenko

In Amerika, sagt man, gibt's fabelhafte Badeanstalten.
Kommt da zum Beispiel ein Bürger hin, dann wirft er seine Wäsche in einen eigens dazu bestimmten Kasten und geht baden. Er braucht sich um gar nichts zu kümmern, weder um Diebstahl noch um Verlust, er braucht nicht einmal eine Nummer! Oder vielleicht ein anderer Amerikaner — hastig, wie sie sind, sagt er zum Badediener: „Good bye", sagt er etwa, „sehen Sie nach!" Das ist aber auch alles. Der Amerikaner geht baden. Wenn er zurückkommt, geben sie ihm seine Wäsche — blitzsauber, gewaschen und gebügelt. Die Fußlappen etwa, denkt euch, weißer als der Schnee, die Unterhosen geflickt und ausgebessert. Welch ein Leben!
Bei uns in Rußland gibt es auch Bäder. Und baden kann man da auch. Aber schlechter.
Bei uns ist immer das Elend mit den Nummern.
Vorigen Samstag ging ich ins Bad. Man gab mir zwei Nummern. Eine für Wäsche und Kleider, die andere für Mantel und Hut. Bitte, wohin soll man, wenn man splitternackt ist, mit den Nummern? Wohin? Taschen gibt's keine. Im Bart halten sie auch nicht. Ein Elend mit diesen Nummern! Schließlich band ich sie mir an die Beine. An jedes eine, um wenigstens nicht beide auf einmal zu verlieren.
Ich ging in den Baderaum. Bei jedem Schritt baumelten mir die Nummern um die Beine. Das Gehen wurde lästig. Aber gehen mußte ich, denn ich brauchte einen Eimer! Wie sollte ich mich waschen ohne Eimer? Es war ein Elend.
Also, ich suchte einen Eimer. Ich sah einen Bürger, der sich in drei Eimern zugleich wusch. Im einen stand er, im zweiten wusch er seinen Kopf, und den dritten hielt er mit einer Hand fest, daß ihn keiner nehmen konnte. Ich zog an dem dritten Eimer, aber der Bürger ließ ihn nicht los. „Was soll das heißen", sagte er, „fremde Eimer stehlen? Laß los, oder ich schlag dir den Eimer um die Ohren, da kannst du was erleben!"
Ich sagte: „Das zaristische Regime ist vorbei! Mit einem Eimer zuschlagen, das ist Egoismus. Auch ein anderer muß sich waschen. Wir sind nicht im Theater", sagte ich.
Er drehte sich um und wusch sich weiter.
Da kann man nichts machen, dachte ich. Jetzt wird er sich mit Absicht drei Tage lang waschen. Ich ging weiter.
Eine Stunde später sah ich einen alten Kerl, der vor sich hinstierte und dabei seinen Eimer aus den Händen ließ. Suchte er seine Seife, oder war er in Gedanken, ich weiß es nicht. Ich nahm den Eimer.
Jetzt hatte ich einen Eimer, aber nirgends war Platz, sich zu setzen. Wie soll man sich im Stehen waschen? Es war ein Elend.
Nun gut, ich stand also, hielt den Eimer mit der einen Hand, wusch mich mit der andern. Ringsumher wurde das Waschen der Kleidungsstücke eigenhändig betrieben. Einer wusch seine Hose, ein anderer rüppelte seine Unterhose, ein dritter wand irgend etwas anderes aus. Kaum hast du dich gewaschen, machen sie dich wieder dreckig, spritzen dich an, die Teufel. Und einen Lärm machten sie mit ihrer Wäscherei, daß einem die ganze Lust am Waschen verging. Man hörte seine eigene Seife nicht schäumen.
Nun, dachte ich, laß sie in ihrem Sumpf, ich gehe nach Hause.
Ich ging in den Vorraum. Gab meine Nummer, erhielt meine Kleider. Ich schaute hin — die Hose war nicht die meine. „Bürger", sagte ich, „in meiner Hose war da ein Loch. Bitte, hier ist keins!"
Der Badediener sagte: „Wir sind nicht für Löcher angestellt. Sie sind hier nicht im Theater", sagte er.
Nun gut, ich zog die Hose an. Dann wollte ich meinen Mantel haben. Man gab ihn nicht heraus, verlangte die andere Nummer. Die andere Nummer hatte ich an meinem Bein gelassen. Ich mußte mich wieder ausziehen. Ich zog die Hose aus, suchte die Nummer — die Nummer war fort! Der Bindfaden war noch am Bein, aber der Zettel war weg. Ich hatte ihn mit weggewaschen.
Ich gab dem Badediener den Bindfaden — er wollte ihn nicht haben. „Für einen Bindfaden", sagte er, „gebe ich nichts heraus. Da käme jeder mit einem Bindfaden daher, so viel Mäntel könnte man gar nicht herschaffen. Warten Sie, bis alle gegangen sind, dann gebe ich Ihnen, was übrigbleibt."
Ich sagte: „Was für Dreck wird da schon übrigbleiben! Wir sind hier nicht im Theater!" sagte ich. „Ich kann den Mantel genau beschreiben! Eine Tasche ist zerrissen, die andere ist ganz. Was die Knöpfe betrifft, der oberste ist vorhanden, die unteren nicht."
Darauf gab er ihn endlich heraus. Den Bindfaden wollte er aber nicht nehmen.
Ich zog den Mantel an und trat auf die Straße. Da fiel mir ein: ich hatte meine Seife vergessen. Ich kehrte wieder um.
Im Mantel ließ man mich nicht hinein. „Sie müssen sich ausziehen", sagte man. Ich sagte: „Ich werde mich, Bürger, nicht zum drittenmal ausziehen. Bezahlen Sie mir den Wert der Seife!"
Aber sie taten's nicht. Taten's einfach nicht. Ich konnte gar nichts machen. Ich mußte ohne meine Seife gehen.
Sicher wollen alle Leser wissen, was für ein Bad das war. Was für ein Bad? Ein ganz reguläres Zehn-Kopeken-Bad.

(Deutsch von Rolf Grashey)

Kurzer Wintertag

Längst hat der Hahn im Stall gekräht, —
da steigt in trüber Ferne
die Sonne zögernd, träg und spät
aus ihrem Bett. — Der Vollmond geht
bleich heim mit der Laterne.

Bald ist Frau Sonne ganz erwacht,
und alles blitzt in weißer Pracht.
Und von der Regenrinne
und von des Scheunendaches Rand
tropft Diamant auf Diamant, —
lebendig wird die Spinne.
Manch' krausem Kohlblatt grün und zart
hängt von der Nacht ein eisiger Bart
wie an des Kriegers Kinne. —

Doch kehrt der Ball auf kurzem Weg
ins Bett. Da legt auf Ast und Steg
der grimme Reif sich wieder.
Bald ist die tiefverschlafne Welt,
sind Garten, See und Ackerfeld
bis zu den Weiden drüben
von Winterhauch und Dunst verhüllt. —
Das Vieh im warmen Stalle brüllt
zur Nacht nach Heu und Rüben.

Ulrich Kufiella

Lieber Simplicissimus!

Die Behandlung eines Lesestückleins verlangt die Erklärung des Wortes „ledig". Fragen und Antworten erläutern den Begriff. Als am Schlusse des Meinungsaustausches der Lehrer prüfend die Frage stellt: „Was ist dann der Mann, der nicht mehr ledig ist?", antwortet der kleine Franzl frisch und munter: „Der Mann ist erledigt."

*

Die Grünzeugwarenhändlerin, der Wiener nennt sie Krowotin, steht vor dem Geschäft und ordnet die dort zur Schau gestellten Obst- und Gemüsekörbe.
Kommt eine Dame mit einem Hunderl.
Das Hunderl bellt, schnuppert, bleibt schweifwedelnd stehen, verwechselt einen auf dem Gehsteig stehenden Erdäpfelkorb mit einem Eckstein, hebt genießerisch das Haxerl und begießt die Kartoffeln.
„Pfui, Flockerl", ruft die Dame, „was fällt dir denn ein? . . . Wirst du gleich weggehen —"
Worauf die Krowotin gutmütig die Partei des Hunderls ergreift.
„Aber, gnä Frau, tan S' eahm nur net abschrecken, 's kunnt eahm schaden . . . Des san jo eh nur de billigen Erdäpfeln, de was ka besserer Mensch net kaufen tuat!"

(Hilla Osswald)



Nur eine Skispur / Von H. Eggendorfer

Der Benedikt blickte von seiner Arbeit auf und schaute den breiten Fluß hinauf und hinunter. Es wollte Abend werden, und das Wasser, das Ufer dort drüben und der Himmel schienen in eine einzige breiige Masse zu verschwimmen. Als aber dann der Vormann die Leute mit heiserer Stimme zur Eile antrieb, packte er wieder eine von den schweren, mit Bandeisen beschlagenen Kisten und trug sie an die Rampe, damit sie der Kran greifen und an Land schwenken konnte.

Er arbeitete nun schon über vierzehn Tage auf dem kleinen Flußboot, das mit einer lähmenden Einförmigkeit Stunde um Stunde die Themse auf und ab fuhr, ganz weit draußen, im Osten von London, zwischen Creekmouth und Gallions-Station, dort, wo die Roding in den breiten Fluß mündet. Aber was fragte der Benedikt schließlich nach der Art der Arbeit; Hauptsache war, daß er wieder welche hatte, und wenn auch dieses beständige Aus- und Einladen der geheimnisvollen Frachtstücke, die weder Aufgeber noch Empfänger, noch überhaupt irgendein Zeichen oder Merkmal aufwiesen, für die in einigen Hafenplätzen der Welt kundig gewordenen Augen des Benedikt nicht ganz unverdächtig war, so reizte ihn doch der gute Lohn. Und dann, weiß Gott, was so ein Hafenarbeiter mit der Zeit alles zwischen die Finger bekommt; da wenn man oft wüßte, was außen auf einem Ballen daraufsteht und was in Wirklichkeit darinnen ist!

Flußaufwärts, wo die großen Docks gelegen sind, wurden Lichter angezündet, die den einfallenden Nebel gerade noch zu durchdringen vermochten; Sirenen heulten auf, die da und dort den Feierabend an diesem Frühwintertag verkündeten, und dann rasselten die Ketten an dem eigenen Boot. Eine Fahrt mußte noch gemacht werden, dann würde auch er, der Benedikt, seine Ruhe haben, dann würde auch er nach Eastham hinaufgehen, um in einer billigen Kneipe irgend etwas Warmes zum Essen zu begehren, bevor er sich, nur halb ausgekleidet, in ein eiskaltes und feuchtes Bett warf.

Als dann Nacht und Nebel vollends hereingebrochen waren und er mit seinen paar Kameraden von den Deckplanken an Land stieg, ging das Heimwärtsgehen an diesem Tage sonderbarerweise gar nicht so leicht. Er lachte etwas spöttisch und grimmig in sich hinein, als er das Wort „heimwärts" nochmals ausdrücklich vor sich hinsprach und seinen Sinn bedachte. Und dann wanderten seine Gedanken, wie so oft schon die letzten Jahre, zurück, bis an den Tag, da er in Hallthurm, im Berchtesgadener Land also, den Zug bestieg, der ihn nach München und Hamburg bringen sollte. Von da an gab es dann viele Stationen und Haltepunkte auf einer weiten und planlosen Reise: New York, San Francisco, Shanghai, London waren so die hauptsächlichsten Namen, und Benedikt dachte, daß die Namen ebensogut Piding, Mauthäusl und Schneizlreuth hätten heißen können.

Es ging wirklich nicht gut mit dem Heimgehen an diesem Abend, denn wenn die Gedanken einmal flügge sind, dann flattern sie hierhin und dorthin und sehen und beobachten alles mit so scharfen und unbarmherzigen Augen, und dann kommen sie wieder zurück und erzählen, was sie geschaut haben: den Rand der Weltstädte nämlich, mit ihren dürftigen Gassen und Winkeln, mit Armut, Kälte und Ruhelosigkeit, mit Sorge, Laster und Finsternis.

Und da der Benedikt an einem fliegenden Stand sich ein paar Mohnkuchen gekauft hatte, die seine Lebensgeister erneut anregten, schritt er immer weiter der großen Stadt zu und kam schließlich an den Vorortbahnhof bei Canning. Er schritt die Stufen zum Wartesaal empor, und indem er den letzten Rest des Kuchens langsam zerkaute, um seine Herbheit voll auszukosten, fiel sein Blick zunächst auf das feucht und kalt schimmernde Eisengitter, das den Zugang zum Bahnsteig versperrte. Dann hörte er das immer schwächer werdende Rollen und den verhallenden Ausstoß des Dampfes eines eben abgefahrenen Zuges. Und das war für den Benedikt Anlaß genug, um sich im Warteraum in eine einsame Ecke zu setzen, mit blinden Augen vor sich hin zu starren, um zu warten, bis er den Entschluß, der so plötzlich über ihn gekommen war, ausführen konnte.

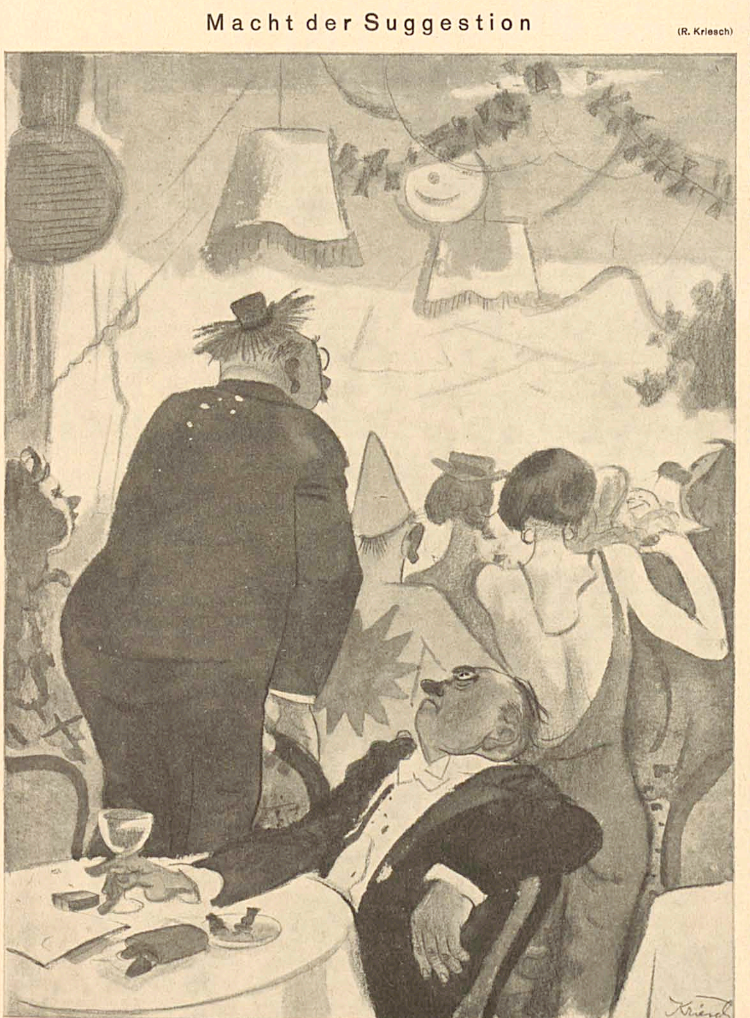
In Canning Town Station, einem feuchten und zugigen Bahnhof, ganz weit draußen im Osten der Weltstadt London, wartete also der Benedikt auf den nächsten Zug nach Hallthurm im Berchtesgadischen . . .

Denn seine Augen, die in die schmutzige Ecke des Bodens gerichtet waren, sahen mit einem Male eine verschneite, im prallen Sonnenlicht liegende Lehne, dahinter stand rotgolden eine Berggruppe, es konnten die Loferer sein, und vorne zog sich eine frische Skispur hin, hellblau, im Pulverschnee verschwindend.

Und in der Bodenkammer eines kleinen Hauses, dort im Berchtesgadischen, standen noch ein Paar Skier und ein Paar Stöcke dazu, und mit diesen vier Dingen wollte und mußte er sich seine Heimat wieder erobern, und wenn er sonst keinen Pfennig mehr mitbringen sollte... Noch immer

Macht der Suggestion

(R. Kriesch)



„Du, dös muaßt dir aa o'schaug'n!" – „Was is'n los?" – „Ja mei', so g'nau siehg i's net!"

leuchtete aus der Wartesaalecke die weiß-blaue Skispur, bis es Zeit war, die Fahrkarte zu lösen, die ihn zur Station der Hauptbahn bringen sollte.
Wenn er in späteren Jahren, wo der Benedikt ein gesuchter Bergführer war, einen Engländer als Gast auf irgendeiner Fahrt begleitete, erzählte er gerne von seinem Londoner Erlebnis, wie ihn die Erinnerung an eine Skispur bei Nacht und Nebel aufbrechen ließ, ohne daß er nochmals zurück wäre, um seine paar Habseligkeiten zu holen, was übrigens fast wie eine höhere Eingebung war.
Denn auf seiner Überfahrt las er in der Zeitung, daß der Besitzer und die Mannschaft des Motorbootes, das mit so merkwürdigen Frachtstücken ständig zwischen Creekmouth und Gallions-Station hin und her fuhr, am gleichen Tage wegen Schmuggels verhaftet worden waren.

Der Ängstliche

Die Geschichte spielte sich in der Drahtseilbahn ab, die von der Spitze der Jungfrau ins Tal hinabführt.
Neben mir in der Schwebebahn sitzt ein Mann. Er ist schon nervös, obgleich die Fahrt noch nicht begonnen hat. Und hinter mir sitzt ein Mann und liest unentwegt in einer Zeitung. Die Bahn setzt sich mit einem Ruck in Bewegung. Der Nervöse neben mir spricht mich an: „Entschuldigen Sie, mein Herr: was geschieht eigentlich, wenn das Seil reißt?"
„Oh, da brauchen Sie keine Sorge zu haben, dann tritt automatisch das Ersatzseil in Tätigkeit."
„Danke." Der Nervöse scheint beruhigt. Wir fahren nun sehr steil abwärts. Der Mann fängt tatsächlich wieder an: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals störe. Aber was geschieht, wenn nun das Ersatzseil auch reißt?"
„Das ist auch nicht gefährlich, denn dann kann der Führer den Wagen mittels einer Bremsvorrichtung sofort anhalten!"
Er scheint beruhigt. Der Wagen verdoppelt seine Geschwindigkeit. Plötzlich fängt er wieder an: „Bitte, entschuldigen Sie vielmals: aber wenn der Führer des Wagens gerade in dem kritischen Augenblick vom Schwindel befallen wird??!!!"
„Dann gleitet der Wagen durch eine sinnreiche magnetische Vorrichtung sanft zur Talstation!" Der Mann kann einen wirklich nervös machen!
„Und wenn der Magnet seine Anziehungskraft verloren hat, bitte, was dann?"
„Dann, lieber Herr, dann können Sie mich . . .!"
Da nimmt der Herr hinter mir die Zeitung herunter und sagt: „Mich schon beim Ersatzseil!"

Esche

Seltenheitswert

haben die Sonderhefte des „Simplicissimus" aus der Vorkriegszeit.

Aus kleinen Restbeständen bieten wir an die Luxusausgabe der Hefte:

KARNEVAL

vielfarbig, mit galanten Bildern der berühmtesten Künstler und den beliebten Faschings-Reimgeschichten von Ludwig Thoma.

1910—1914 pro Heft RM 1.— zuzüglich Porto
Postscheck München 5802

Simplicissimus-Verlag, München 13

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Inseriert ständig im Simplicissimus

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos
Gerusan-Vertrieb
Bad Reichenhall 670.

Jagd-literatur
Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch
F. C. Mayer Verlag
(Der Deutsche Jäger)
München 2 C,
Sparkassenstraße 11.
Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

BLINDE kämpfen — helft ihnen!
Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken".



Des deutschen Michels Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Ein Memento in ca. 150 Bildern mit Text / Preis **70 Pfennig** franko.
Simplicissimus-Verlag / München 13

Arterienverkalkung heilbar
bestätigt d. Urteil d. Amtsgerichts Köln u. d. Urteil des Amtsgerichts Elberfeld sowie d. Fachärzte u. Dankschreiben. Mittel gegen Adernverkalkung, Gicht und Steinleiden. / Prospekte gratis.
FRITZ GOLDSCHMIDT
Institut Aorta / Recklinghausen (11).

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben.
F. Felder, Stuttgart-Wellimdorf 2.

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von RM. 1.50 in Briefmarken zu bezieh. v. Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz)

Nicht jeder erlebt Abenteuer

wie sie *ERNST F. LÖHNDORFF* in seinen Büchern schildert. Spannend, fast atemraubend von der ersten bis zur letzten Zeile — ganz gleich, ob uns das Elend der Fremdenlegion erschüttert, ob er uns von seinen Schicksalen in der mexikanischen Revolution oder von seinen Erlebnissen als Matrose erzählt, ob wir das Wunder Indien mit ihm erleben, ob er seine Urwalderlebnisse am Jacinto schildert oder das Schicksal der Indios behandelt, ob wir ihn auf die Jagd nach Walfischen begleiten oder in seinem letzten Buch von deutschem Landsknechtsleben im Urwald hören.

Erschienen sind:

Afrika weint. Tagebuch eines Legionärs	RM. 3.25
Bestie Ich in Mexiko. Wahre Erlebnisse . . .	RM. 3.25
Satan Ozean. Von Schnapspiraten, Trampfahrern und Walfängern	RM. 2.85
Amineh. Die zehntausend Gesichter Indiens . .	RM. 2.85
Blumenhölle am Jacinto. Urwalderlebnis . . .	RM. 2.85
Der Indio. Kampf und Ende eines Volkes . . .	RM. 2.85
Noahs Arche. Eine Saga von Mensch und Wal	RM. 2.85
Trommle, Piet! Deutsche Landsknechte im Urwald. Roman	RM. 3.25

Carl Schünemann Verlag · Bremen

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane des Reichsbundes der deutschen Jägerschaft anerkannt, auch „Der Deutsche Jäger". Bei dem Antrag auf einen Jahresjagdschein ist der Nachweis über den Bezug einer der 3 anerkannten Jagdzeitungen für das laufende Jagdjahr in Vorlage zu bringen.
Wählen Sie als Ihr Pflichtorgan die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München.

Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.

„Der Deutsche Jäger", München, steht seit 56 Jahren textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.

Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt anstatt Mk. 1.50 ab 1. Juli **Mk. 1.25** im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem Verlag oder durch eine Buchhandlung erfolgen.

Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr (inhaltlich und in sonstiger Ausstattung genau wie die normale Ausgabe).

Für fachliche und sonstige Anzeigen aller Art ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

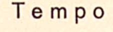
„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

Fritz Druckseis, Als Zaungast am Herrgottsgarten. 17 Tier- und Waldgeschichten. 2. Aufl. 4.—6. Tausend, auf best. holzfr. Papier gedruckt, in mustergült. Ausstattung broschiert RM 2.—, geb. RM 3.—. Die erste Aufl. wurde von der gesamt Presse auf das wärmste begrüßt: nur durch Empfehlung von Hand zu Hand haben diese feinsinnigen **Tier- u. Waldgeschichten** ihren Weg durch alle Länder deutscher Zunge gemacht u. sogar zu unser. deutschsprechend. Brüdern jenseits d. Ozeans gefund. Inhalt: Im eig Heim / Vom Hochsitz aus / Die Invaliden / Meister Grimmbart / Balzbeg. / Ein Strauchritter / Urhahns Minnetod / Frau Scholaster / Ein flotter Herr / „Kleine" Leute / Leichtes Blut / Die Vollversammlung i Walde / Peter / Schwarzgeflügel / Niederes Volk / Vom Lebenskünstler d. Waldes / Abschied. — Durch Buchhandl. oder durch **F. C. Mayer - Verlag (Der Deutsche Jäger), München 2 C,** Sparkassenstr. 11. Verlangen Sie uns. Literaturprosp.

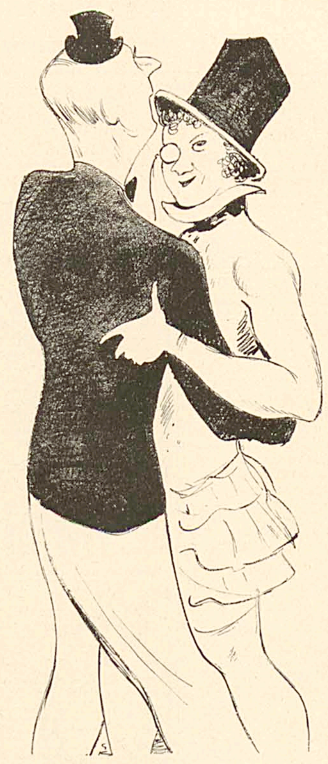
Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Jahrmarkt am Dom / Von German Gerhold

Ich schlenderte durch die Straßen der fremden Stadt und suchte ihr Gesicht.
Durch die Schlucht einer Nebenstraße erblickte ich hinter nassen Nebelschleiern die majestätisch in den Himmel emporwuchtenden Massen des Domes.
Meine Schritte lenkten ihm zu, ehe ich die Augen von seinen geheimnisvollen Höhen lassen konnte.
„Hier, Herr Professor —!! Jodalin —!! Das unerreichte Universal- und Heilmittel gegen Bauch-, Zahn- oder Rückenschmerzen —!! Gegen Grippe, Rheumatismus oder Hexenschuß . . .!!"
Zögernd glitt mein Blick von den im Dunst verschwimmenden Gipfeln des Doms den weiten Weg hinab.
Einen Jahrmarkt hatten die Menschenzwerglein zu seinen Füßen aufgebaut. Bunter provisorischer Budenzauber, wie um die Schuhsohle eines Riesen gestellt. Belebt von emsig-geschäftigen Kobolden. Soll man es glauben, daß gleichartige Wesen einst diesen Dom auftürmten?
Der Lärm der Außenwelt folgte mir aufdringlich bis in die Vorhalle. Doch als ich unbeirrt in die erhabene Stille trat, blieb er erschrocken zurück.
Die atemlose Dämmerung öffnete die Augen weiter als anderswo, und ich trank das Form gewordene Allgefühl der Väter in mich hinein.
Der stille Funken des ewigen Lichts vor dem säulengetragenen Hochaltar kam in demütiger Selbstverständlichkeit und öffnete in meiner Seele Türen der Kindheit.
Einmal stand auch ich als Junge auf der Empore und sang aus überströmendem Herzen mit der brausenden Orgel.
Das Leben steht zwischen damals und heute.
Ich wanderte fort von dem Dom meiner Heimat, überquerte Meere und ferne Teile der Erde.
Und in stillen, einsamen Nächten wühlte ich mich durch die unermeßlichen Gefilde menschlichen Suchens und Denkens.
So weit und vermessen wurde mein Ahnen und Schauen, daß kein Dom ihm mehr als Ausdruck und Abbild genügt. Das Uferlose, das Unbegrenzte, das All glaubte ich umspannen zu können, für das es kein Abbild mehr gibt.
Und habe mein Ich darüber verloren.
Schweigend erhebe ich meine Augen zu einem gedunkelten Bild an der Wand. Baumeister und Bischöfe erkennt man undeutlich in der Dämmerung und kniende Menschen in der Tracht unserer Altvordern.
Plötzlich erhellt ein warmer Lichtschein das Bild, als ob es von sich aus mir dienstbar sein wolle. Nun erkenne ich deutlich die geistlichen Würdenträger in ihrem königlichen Purpur und Prunk und alle die übrigen Einzelheiten.
„Das Bild stellt die Einsegnung dieses Domes im Jahre eintausendvierhundertundachtzehn dar", sprach eine Stimme, die ihr Behilflichseinwollen ausdrückte und gleichzeitig dafür um Verzeihung bat.
Es war ein junger Geistlicher, der unter meinem Blick lächelnd einen Schritt zurücktrat. Ein wenig ungewiß war die Gebärde, die zum Bild empordeutete. „Es ist — sehr schön . . .", sagte er, wie sich entschuldigend.
Ich blickte wieder empor und nickte.
Es enthielt nicht nur die festlich-heilige Handlung. Aus den Gesichtern der Menschen, aus ihrer Haltung, ihrer Kleidung und ihren Geräten, aus ihren Behausungen, die man im Hintergrund sah, sprach die Zeit jener Tage mit erschreckender Deutlichkeit. Vieles, das beklemmend ängstigte und Mitleid weckte; wenig, das froh machte: und nichts, das hätte meinen Neid wecken können.
Dem Geistlichen schien das über alle Maßen macht- und selbstbewußte Gesicht des Kirchenfürsten der Mittelpunkt und das Wesentliche am Bild.
„Spricht dieses Bild nicht unvergleichlich von den Tagen, da Gottes Herrlichkeit die Kirche segnete —?" sprach er leise.
„Sehen Sie nur, wie winzig und primitiv diese Stadt war —! Und die Kirche vermochte es damals, in solche Städtchen derartige Bauten der Ewigkeit zu stellen. Als Zeugnisse für ihre Macht und ihr Gesegnetsein. Zeugnisse, die über die Jahrhunderte hinweg zu uns sprechen. — Und die uns Gegenwärtige manchmal mit ein wenig Neid erfüllen könnten."
Ich sah von dem Bischof des Bildes zu dem Geistlichen hinab und nickte nachdenklich. „Ja, damals war der Papst der Herrscher der Erde, — ein Kaiser aller Kaiser und Könige. Wissen, Kunst und Gericht des Erdballs hielt die Kirche in ihren Händen. Und heute —?"
Er sah schnell auf — in seinen Augen glomm ein Feuer. „Die Zeit ist nicht zu Ende", sagte er nur leise. Aber es stand ein quälendes Wissen um verzweifeltes Kämpfenmüssen dahinter, und ein fanatischer, jedweden Gegengründen unzugänglich sein wollender Trotz schwang deutlich mit.
Es konnte gar nichts mehr gesagt werden.
In stummem, freundlichem Abschied ging ich.
Als ich die Tür aus der Hand ließ, fiel mich mit Freudengeheul der Jahrmarktslärm wieder an.
Den Hut fester ziehend strebte ich hindurch.
„Alles dreht sich —!! Alles bewegt sich —!! Alles mit Mechanik und Federkraft!! — Der letzte Schlager der Leipziger . . .!!! Hier ist das Wunder der Technik, das nur einmal zur Reklame . . .!!! . . . ein Ruck —!, und eine jede Krawatte, Seidenband oder auch Damenstrumpf . . .!!! Ahaaaaa!!! Immer noch die prrima heißen . . .!! . . . Völlig gratiß und umasunst dabei . . .!!!! Un wenn zu Haus die alte Schwiejamamama sich dann mal uffen Nachttopp . . .!!!!! Kommen Sie doch zu Gott!! Gott sucht auch Sie in dieser Stunde —!!"
Wie, bitte —??
Verblüfft sah ich zur Seite und blieb stehen.
Eine ärmliche Bude, eine seltsamkonfuse Malerei im Hintergrund mit allerlei Kurven und Jahreszahlen, Bibelstellen und ein primitiv gemaltes Höllenfeuer.
Eine Auslage von billigen Büchern und Bibeln und eine Frau, die mich mit einem Fruchteis-Lächeln aus absichtlich frommen Augen ohne Scheu ansah.
Sie sprach über ein Frösteln hinweg, das ihren Körper schütteln wollte und dem sie mit taktmäßigem Fußtrippeln zuvorzukommen suchte.
Jemand mit einer Schwesternhaube drückte mir ein schlecht vervielfältigtes Blatt in die Hand.
Nicht wenig aus der Fassung gebracht starrte ich darauf nieder. Es schien von einem Dienstmädchen zu handeln, das zu einer schlechten Herrschaft geraten sei, weil es noch in Sünden lebt, dem aber eine bessere Stelle sicher in Aussicht stünde, wenn es sich da und dort um soundso viel Uhr zu Gott zurückführen ließe.
Ich erlebte viel und bin nicht leicht verblüfft, aber diesmal brauchte ich einige Zeit, um mich hier zurechtzufinden.
„Wie hängt das alles zusammen —?" forschte ich.
Die Frau zog etwas Flüssigkeit in der Nase hoch. „Will der Herr was mitnehmen vielleicht? Der Weg der Sünde, nur eine Mark . . ."
„Zu welchem Zweck stehen Sie denn ausgerechnet hier auf einem Jahrmarkt?" fragte ich.
„Im Auftrage Gottes", sagte sie kühn. „Im sündhaften Trubel dieses Jahrmarkttages wollen wir die Menschen ein wenig an Gott und die Ewigkeit erinnern . . ."
Verblüfft sah ich von dem lächerlich-häßlichen Lattengestell der Bude zu dem Ewigkeitsmal des Domes empor, dessen Gipfel sieghaft die ganze, riesige Stadt als ihr Wahrzeichen überragt.
Und ich sah den Tag vor mir, da er eingeweiht wurde.
Erschüttert ging ich von dannen.



Tempo (Otto Herrmann)



„Sie, tanzen S' fei' a bißl schneller, i möcht' morg'n aa no wo hingehn!"

Das Duell

(Paul Scheurich)



„Wat wolln Se denn immer von mein'm Bräutijam, Sie kesse Dohle?" — „I paß bloß a bisserl auf ihn auf, weil er mei' Mann is!"

Berliner Sensation für Berliner

Von Benedikt

Wenn mir Berlin mal nicht mehr gefällt
und die Sehnsucht wirft ihre Schlingen,
daß ich wünsche, anderswo in der Welt
meinen Lebensrest zu verbringen,
dann mach ich vor dem entscheidenden Schritt
ganz doof eine „Fremden-Rundfahrt" mit.

Da sitze ich dann, nur Auge und Ohr,
und lass' — wie die andern im Wagen —
von den Linden, dem Brandenburger Tor
und der Siegesallee mir was sagen.
Und wenn sich der Führer auf englisch bemüht,
murmle ich auch: „Very nice – indeed!"

Der Tiergarten ist doch zum Beispiel sehr schön,
auch jetzt, wo er kahl und verschneit ist!
Man könnte dort zweisam spazieren gehn,
wenn es wärmer und dazu die Zeit ist.
Man fährt — und hört und sieht sich satt:
Berlin ist doch eine prachtvolle Stadt!

Dann stell' ich mir vor, ich wohnte nicht hier,
sondern etwa in Stallupönen —:
ich würde mich sicher voll Lebensgier
danach, hier zu wohnen, sehnen!
Und steig' ich dann aus, fahr' ich durch und durch
vergnügt nach Haus. Nach Charlottenburch.

Schottisches

Der siebzehnjährige Sohn der Familie MacGown hatte eine Stelle bekommen. Das Monatsgehalt von dreißig Schilling mußte er natürlich dem Vater regelmäßig abliefern. Im dritten Monat aber brachte er nur neunundzwanzig Schilling heim. Er habe seine Schuhe flicken lassen müssen, behauptete der Sohn. Darob großer Krach! Das dürfe nicht wieder vorkommen! Das Gehalt sei voll abzugeben! Nach kurzer Zeit fehlte wieder ein Schilling. Der Vater tobte. Als aber am nächsten Monatsende nochmals ein Schilling fehlte, wußte der Erzeuger nicht mehr, was er sagen solle. Plötzlich ging ein verständnisvolles Lächeln über seine Züge. Er nahm den Sohn beiseite und frug milde: „Nun sag mal offen — wir sind ja unter uns Männern — wie heißt das Mädchen?"

Berliner Bilder



von Karl Arnold

(Aus den Jahren der Korruption)

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13, Postscheck München 5802

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13600 III. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Hochrüstung in Rußland

(E. Schilling)



„Alles Geld braucht Väterchen Stalin, um aufzurüsten. Ist es da ein Wunder, wenn wir verhungern müssen?“ — „Dummkopf! So sterben wir eben auch fürs Vaterland!“

Sommer im Winter / Von Ratatöskr

Stäubender Schnee um mein Nachtquartier . . .
Aber, zum Kucker, wie riecht's denn hier?

Schließ' ich die Augen, so bin ich im Walde.
Heiß in der Sonne brätelt die Halde.
Wiegende Dolden und Tollkirschen blühn,
Baumstrünke glotzen aus moosigem Grün.
Abertausend Insekten surren.
Ein Häher krächzt, Wildtauben gurren.
Und in der zitternden Hochsommerluft
Harz- und Tannen- und Himbeerenduft! . . .

Indem ich mir staunend die Augen auswische,
bemerk' ich ein Stamperl vor mir auf dem Tische,
ein kleines, breites Gemäß aus Glas
mit Wasser darin — oder sonst so was.

Mit Wasser? . . . Ich nippe . . . O nein, das beißt:
's ist echter Schwarzwälder Himbeergeist!

— — — — — — — — — — — — — — —

O Stamperl, o Zauberbutellje, geladen
mit holdem Erinnern an Sommers Gnaden:
bei deinen Kirsch- oder Zwetschgenkollegen,
da mögen andere meinetwegen
die Winters so nötigen Kalorien
für ihr wertes Interieur beziehen . . .

Die Wärme allein, mir genügt sie nit:
bei d i r trinkt Nase und Seele mit!

Lottchens Geburtstag

(E. Thöny)



„Was freut dich denn nun am meisten an deinem achtzehnten Geburtstag?" — „Daß ich jetzt auch in die Filme gehen darf, die für Jugendliche verboten sind."

München, 3. März 1935
39. Jahrgang Nr. 49

Preis 60 Pfennig

FASCHING

SIMPLICISSIMUS

Der Profit

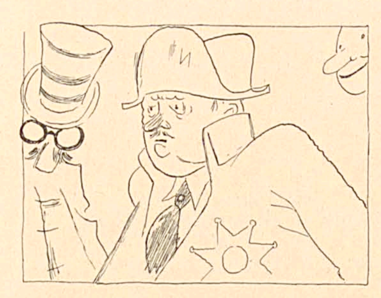
(Paul Scheurich)



„Herrlich, so 'n Schwitzbad mit Musikbegleitung! Da spare ich schon für zwei Wochen die Masseuse!"

Die lustigste Maske / Von Ernst Hoferichter

Zeichnungen von Rudolf Kriesch



Der Gemischtwarenhändler Josef Anzensberger war ein ehrgeiziger Mann. Als Geschäftsinhaber war er darauf bedacht, die fettesten Rollmöpse und ausgereiftesten Mainzer Käse im ganzen Stadtviertel zu verkaufen. Und als Mensch strebte er körperlich und geistig nach Höchstleistungen im Mittelgewicht und in Kreuzworträtseln.

Überall roch es nach Wettkampf und Anreiz zum letzten Trumpf — und ein Leben ohne Konkurrenz wäre ihm kaum wert gewesen, gelebt zu werden.

Herr Anzensberger war Mitglied des Gesangvereins „Morgenrot“. Dort besaß er den einschmeichelndsten Baß und die Gabe, den alljährlichen Glückshafen mit dem Haupttreffer auszuschmücken. Sein Name war selbst schon zum Zeichen für erste Qualität geworden, und man sprach geradezu von einem Spanferkel oder einer Mastgans à la Anzensberger . . .

Da kam der Fasching.

Die ersten Kostümbälle und Karnevalsfeste rauschten durch Nacht und Stadt. Es gab keinen Klub, keine Zunft und keine Künstlergilde, die nicht unter einer kreuzfidelen Parole für höhere Komik rüsteten. Und der Verein „Morgenrot“ kündigte für dieses Jahr einen Ball mit dem Motto „Zur lustigsten Maske“ an. Und als diese Mitteilung in die Briefkästen der zahlreichen Mitglieder fiel, war jede einzelne Familie schon förmlich mit Humor geladen.

Herr Anzensberger erhielt die Nachricht an einem Montagmorgen, als er soeben einen Kübel Margarine öffnete.

Stumm und nachdenklich reichte er das Schreiben seiner Gemahlin Babette über den Ladentisch hin.

Frau Anzensberger las es zweimal und dreimal: „. . . ja, mei . . . da wirst di' net ausschließen könna . . .!“

„. . . Ausschlieaß'n . . .? Wia red'st denn du daher . . .? Die lustigste Maske muaß i werd'n . . ., und den größten Humor muaß i bringa . . .!“

„Geh, wo du so a staader Mensch bist und für dös Humorische gar net geboren bist . . .!“

„. . . Wa—s . . .!? . . . I . . .? Und net für 'n Humor bin i g'schaffa . . .? Und grad lauters Humor bin i . . . Und sonst bin i überhaupts nix, daß du's woaßt — . . .!“ rief Josef, daß die Schweinssulze auf den Regalen zitterte.

„Schrei nur net so . . .! Du und an Humor haben, da muaß mer ja glei hellauf lacha . . . Bei der Hochzeit bist ja schon im Fiaker ein-g'schlafa . . .!“

„. . . Und jetzt erst recht, jetzt sollts was erleb'n . . . euch wer' i's zoag'n . . .!“ rief Anzensberger bereits in der Mehrzahl, weil er im Geiste schon den vollgepfropften Ballsaal mit Preisverteilung vor Augen sah.

Noch am gleichen Tage stieg er in der Schillerstraße die vier Treppen zu einem „Maskenverleih“ empor.

Hier hing die ganze Weltgeschichte und alle Erdteile im Kampfergeruch. Und da die Kostüme nach Preislagen geordnet waren, baumelte ein oberbayerischer Geißbua neben einem büßenden Inder, und die Toga Julius Cäsars war in Tuchfühlung mit Buffalo Bill.

„. . . als was wünschen der Herr zu gehen . . .?“ fragte der Besitzer des Maskenverleihs und knöpfte sich zur strammeren Haltung die Hosenträger um eine Handbreit höher.

„. . . als Kaminkehrer net und als Konditor aa net . . . es muaß was ganz Besonderes sein, weil nämlich — — —“

„. . . da hätt' ich einen preiswerten Napoleon, pro Nacht für sechs Mark fünfzig . . .“, schlug der Besitzer vor und zog auch schon einen grünen Frack mit weißer Reithose und Schiffhut hervor.

„. . . an Naboleon . . .?“ sagte Herr Anzensberger kleinlaut gegenüber solcher Größe und vergaß, durch Name und Uniform geblendet, auf eine kleine Weile den lustigen Zweck seiner Maske.

Der Verleiher faßte den Frack an beiden Ärmeln und spannte ihn wie einen frischgeschossenen Steinadler vor seinem Kunden aus.

Anzensberger schlüpfte in die welthistorische Hülle — und war Napoleon. „. . . zum Verwechseln ähnlich . . . es fehlt nur noch eine Schlacht . . .“, lobte der Verleiher und trat wie vor einem Ölbild drei Schritte zurück.

Anzensberger fühlte sich im Kostüm des Korsen wie daheim, griff in die Taschen und zog statt des Gefechtsplanes einen Hausschlüssel, sieben Pfennig und ein Trambahnbillett, das noch zu einmaligem Umsteigen berechtigte, hervor.

Durch diese Funde schnellte er augenblicklich wieder zum Gemischtwarenhändler und Mitglied des Gesangvereins „Morgenrot“ zurück und sprach: „. . . eigentli sollt's was rein Humorisches sei' . . .“

Und Anzensberger probierte das halbe Lager durch, ward vor dem Spiegel zum Maharadscha, Torero, Eskimo, Siouxindianer und Rokoko. Er schlüpfte von dem einen Land in das andere und wechselte die Jahrhunderte wie Taschentücher.

„. . . dann gehn S' halt als Rotkäppchen . . .“, knurrte der Verleiher ungeduldig und warf ihm einige Fetzen Märchen hin.

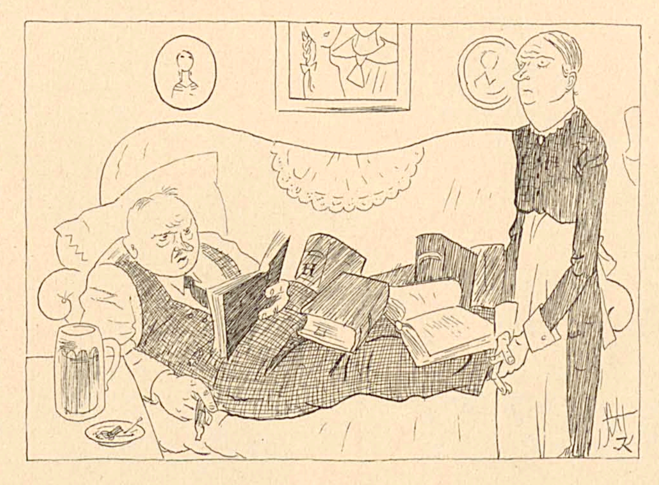
„. . . Narrisch werd' i sei' . . . freili, daß sich an mir der ganze Verein damisch lacht . . . Habe die Ehre . . .!“

Und er ging — wie er gekommen war.

Daheim setzte er sich ratlos in die Sofaecke und starrte versunken wie eine Glocke vor sich hin.

„. . . Was hast denn . . .? . . . Bist krank, Josef . . .?“ näherte sich ihm vorsichtig seine Gemahlin.

„. . . Himmiherrgodsakrament . . . mei' Ruah' möcht' i . . .! Siehgst d' as net, daß i an Humor suach . . . Und da kenn' i koane G'spaß net . . . Der Lustigste vom ganzen Ball muaß i werd'n . . . und da geh i sozusagen über Leichen . . .!“



„. . . Für was hab'n mir denn an Konversationslexikon, wo all's drinna steht . . .", fiel es der Frau erleichtert in den Sinn.
Und es dauerte nicht lange und sie stemmte den Band „H" vom Regal herab. Nach längerem Blättern las sie unter „Humor" folgendes geschrieben: „. . . besteht in unendlichem Kontrast zwischen Vernunft und Unendlichkeit — — —"
„. . . Siehgst' as . . .!" schrie Josef dazwischen.
„. . . und ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer geplanten Handlung in nichts . . ."
„. . . Was i mir scho' allaweil denkt hab' . . .!"
„. . . und sich als ein Verstricktes darstellt, als innerer Widerspruch zum Weltwiderspruch, weil in der Subjektivität sich ewig das Ganze des Daseins in sich zusammenfaßt, die Welt als unendliches Subjekt . . ."
„. . . Dös is klipp und klar — und sozusagen tipptopp . . .!"
„Josef, nacha gehst halt so Maschkera, wia's da g'schrieben steht . . .!"
„. . . anders net . . .!" jubelte Anzensberger, nahm den Lexikonband und legte sich damit ins Bett.
Am Ende der Abhandlung hatte er die Angaben über Bücher entdeckt, die alle vom Humor handelten. Er witterte darin nähere Gebrauchsanweisungen, und sein Ehrgeiz verleitete ihn dazu, daß er alle diese Werke sich durch einen Buchhändler bestellen ließ.
Von der Früh bis zur Nacht verließ er das Sofa nicht mehr, nahm nur geringe Nahrung zu sich und bekam Wutanfälle, wenn die Ladenklingel in seine Literatur trillerte. So lag er hingestreckt wie ein ruhender Gott da, indes sein Großhirn mit Überstunden arbeitete. Über der Rundung seines Bauches lagen die Bände „Psychologie des Lachens, Ästhetik des Komischen und die Metaphysik des reinen Humors" . . .
Zwei Tage vor dem Faschingsball des „Morgenrot" wagte Frau Anzensberger die vorsichtige Frage: „. . . woaßt as jetzt, Josef, als was du Maschkera gehst . . .?"
„Red' mir net drein . . .! Mitten im Humor bin i jetzt drin . . . Dös is a ernste Sach' . . . Da genga dö Leut' ahnungslos auf'n Fasching, san kreuzfidel und wissen überhaupts net, was eigentli Humor is . . ."



So saß er noch im Bett, als Punkt acht Uhr abends der lang erwartete Karnevalsball des Gesangvereins „Morgenrot" seinen Anfang nahm. Das bewährte Mitglied Josef Anzensberger wurde sogleich vermißt und eine drei Mann starke Abordnung beauftragt, nach dem Allseitsbeliebten zu fahnden.
Da sie in Anzensbergers Schlafzimmer eintraten, schüttelten sie sich, als ob sie vom Schlag einer elektrischen Starkstromleitung berührt worden wären. Im Lachkrampf zitterten die Muschelaufsätze, Papierrosen und japanischen Fächer an der Wand mit.
Erst allmählich brachten sie hervor: „. . . Sepp, alter Bazi . . . Was ist's . . .? Auf geht's . . . Fein hast di z'samm g'richt . . .!"
dann zoag i euch, was a Humor is . . . dann habt's ausg'lacht . . .!"
Der Sprecher der Abordnung tuschelte seinem Mann zur Linken etwas ins Ohr. Der war Schnellphotograph und wischte zur Tür hinaus, kam alsbald mit Kamera und Blitzlicht zurück — und schon fauchte vom Nachtkästchen her das Magnesium auf — — —
„. . . also, Servus derweil . . .", feixte die Abordnung, begab sich im Dauerlauf in die Dunkelkammer des Schnellphotographen. Und schon nach Mitternacht, während der Weißwurstpause, gelang es — den Herrn Josef Anzensberger mit Senfbad, Bibliothek und Kartoffelschnitz im Haar — als lebensgroßes Lichtbild an die weiße Wand des Ballsaales zu projizieren . . .
Explosiv wurde der Gesangverein zum Orkan. Alles schrie, gröhlte und brüllte vor Zwerchfellreizung. Flaschen fielen um, Bronchien pfiffen, dickbusige Frauen verlangten vom Oberkellner nach Atemluft, und künstliche Gebisse sprangen über Bord . . .
„. . . Bravoooh — — — bravissimooooh is er troffa . . . dös Luada hat an Humor . . . Prost, Anzensberger . . .!" ertönten die Beifallsschreie, alles stieß die Gläser zusammen, und immer wieder trank der Saal auf sein Wohlgedeihen in solchen Zügen, daß seine leibliche Gegenwart gar nicht mehr vermißt wurde.
Um vier Uhr morgens war Prämiierung der lustigsten Maske — und einstimmig wurde dem hochverehrten Mitglied Josef Anzensberger der Erste Preis unter jubelndem Beifall zugesprochen . . .
Als das Fest zu Ende ging — hatte auch Anzensberger die letzte Seite über Humor gelesen.
Es dauerte lange, bis er die Wirklichkeit brockenweise begreifen konnte. Dann fand er die Worte: „. . . da kennt sich



Am Morgen vor dem Fest sprach Josef fiebrig im Schlaf von tragischem Lebensgefühl, Polarität und Transzendenz . . .
Frau Anzensberger schwitzte vor Angst, legte ihm einen Umschlag mit rohen Kartoffelschnitzen um die Stirn und steckte seine Füße in ein heißes Senfbad.
Anzensberger sah wie aus einer fernen Welt zu ihnen auf. Seine Gemahlin wagte nicht mehr, ihn anzureden — und so schien er den Ball ganz vergessen zu haben. Und wie aus einem schweren Traum erwachend, sprach er: „. . . glei bin i soweit . . . Zwanz'g Seiten hab i noch, koa Sau aus . . . Was is jetzt Humor . . .? Bin i' narrisch oder san's dö andern . . .?"
Und seine Babett tröstete: „. . . oh mei, Josef, dös is dös Traurige am Fasching, daß da alle narrisch werd'n — — — Dös is uns halt so auferlegt — — —"

Abfahrt

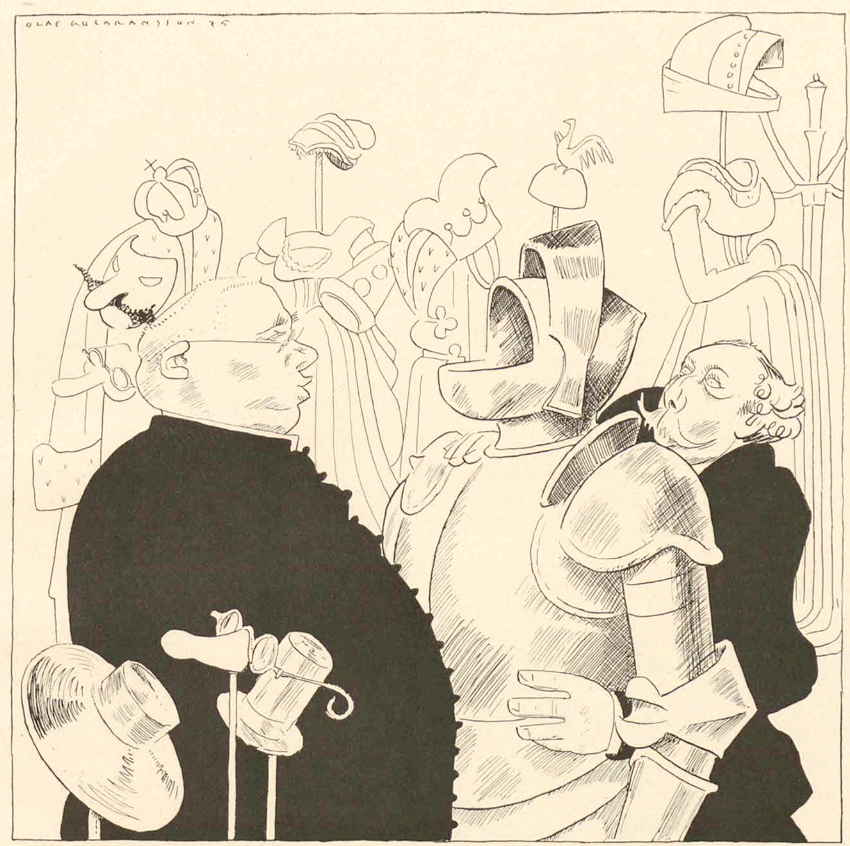
(E. Schilling)



„Darf ick Jnädigste zu 'ner vajnügten Abfahrt einladen?“ — „Rutsch alloa abi, damischer Völkerbund, damischer!“

Beim Maskenverleiher

(Olaf Gulbransson)



„Tut mir leid, Hochwürden, Tarnkappen führen wir nicht . . . Aber wäre Ihnen vielleicht mit diesem offenen Visier gedient?"

Orje an der Tombola / Von Hans Lachmann

„Uuiij . . . uijuijuijuijuijuijuiiiiij!
Herrrreinjeschneit, herrrranjebraust! Hia is die Tombola, hia is reell, hia wird nich jeneppt, hia wird jenabobt noch un noch! Hia kann die eahwürdije Oma der staunenden Nachwelt beweisen, wat ein jediejenet Sonntagskind is. Herrrranjebraust, herrrreinjeschneit!
Jeh wech, du traurija Mumienbauch, un jraule mia nich mit dein dußlijen Feffakuchenjesichte die jewinnsüchtije Masse aus dem Terräng! Nucki-Nucki-Nucki-Nucki, der langhaarijte blaue Wiena, jestiftet von einem anonymen Unbekannt, Nucki-Nucki, der Wundakarnickehl, innen wie außen een Charakta unta der einheimischen Fauna! Na, wer riskiat's? Herran, so lange det Fillhorn lächelt, so lange det Jlick mit de Ohrn wackelt, heran un keene Zeit valorn! Vajeben is bereits der stolze Villenvorort, vaschenkt is eine Monatskarte um die Welt einschließlich Vaflejung un Heizkissen, wech sin die Jratisaktzjien von Neubawelsberj. Aba noch winkt die jroße Wanduah, die Wanduah mit dem Kolossalschnitzwerk, vor dem der dreiste Holzwurm sich erjriffen in den eijenen Schwanz beißt un Sie den Anblick unzastört dem tapfernen Enkel vaerben könn!
Hurraaa! Da kommt der Mann, der det Leben zwingt! Zehn Fennije, zwo Sechsa, mein Herr, for eine Kurzstrecke fahren Sie hia Schlitten mit Fortuna! Oh, un er dreht dem Rad, un et looft, un et looft noch imma, un jleich wird er dem kleenen Rockelfella von dem Weltmarcht vascheucht haben, jleiiich: — Numma fuffzn: een Paa Hosentreja! Na, wer hat da zu ville vasprochen, wer hat da zu doll mit de Zähne jerasselt? Herrranjebraust, herrreinjeschneit, herrranjeschnauzt, herrreinjebrüht! Du kleena Dicka, jawollja, du bist jemeint, sei nich so schüchtan! Jottedoch, muß der Mann een Bammel vor de Einbrecha hamn, träjt sein jebohnerten Parkett uff dn Kopp spazian! Wat denn, wat denn, sei man jemietlich! Bei dia Jrammophon: keen Aas sieht der Platte an, wat for Töne se spucken kann! Na, denn hau ab, Justav!
Uiiij . . juijuijuijuijuijuiiiiij!
Hia macht Fortuna Inwentua! Un schon kommt, anjezochen von

(Hilla Osswald)



ihrn unwidastehlichen, beinah mecht ick sahrn iewanatierlichen Jeruchssinn, die Damenwelt! So jefällt mia mein Beruf! Kommt ran, alle meine Entchen, piele-piele-piele-piele! Da wird Muttan ihrn Orje knusprich untan Pullowa! Mit dia, kleena Matrose, uff de Europa durchn Teltowkanal! Un kosten tut et for dia man nur ne kleene Anszahlung, een Jroschen! Huiiijuijuijui! Lotteken hat dem Schicksalsrad in de Speichen jekitzelt! Daaa-hopp: een Kartong Duft, der eine schöne Frau begleitet, selbstjekelterta Perföng, 4711 is eene einstellije Zahl dajejn! Warten Se doch, loofen Se doch nich wech! Sie hamn die Prämie vajessen! Een Anhänga, een Schornsteinfeja aus Platäng! Wa? Wat sahrn Se? Se sehn dem Platäng nich? Det liejt daran, weil Se nich wissen, wat Platäng is! Platäng is, wenn un ma hat keenen, denn nimmt ma Wellblech. So, jetzt wissen Se 't janz jenau! — Oskaaaar, wat machst du denn hia? Wie soll die liebe Oma zu Hause die Socken stopfen, wenn du hia mit deine Stricknadelwaden spazianloofst! Nu pürsche dia ma ran, Junge! Jnädije Frau, jehm Se doch Oskan man so 'n kleen Rippentrilla! Der Junge hat ja keene Traute nich! Soooo, is richtich! Da, seh ma, Mieze, wie der Oska sein porösen Bizeps aus der Wäsche holt! Da kricht unsa Maxe Schmeling Schüttelfrost, un Carnera jeht ins Klosta! Hurrrrr-hopp: Oska hat 'n Waffeleisen jewonn! Nu wird's Tach! Wat ziehste so ne krause Wange, Oska, wat haste forn Rangschiabahnhof uff de Stirne? Jefällt dich det Eisen nich? Det Eisen is jut! Det Eisen an' Zwürnsfaden ieban Besuchsstuhl, un det Schwert von dem olln Damokleks is 'n lauwarma Rejndrobbn jejn diese Qual! Da jehta hin wie ne Todesanzeije uff Rädan! Schwirr ab, Oska, undankbara Sparjel!

Noch imma is vorhanden Nucki-Nucki, unsa Stolz, unsa Jlick, unsa langhaarijtet Selbstbewußtsein, Nucki-Nucki mit det starke Herzeken unter det seidenweiche Fell, Nucki-Nucki, ein Schmuck fia jedet Vertiko, ein Trost for jedet kindalose Ehepaar, eine Sonne uff via Foten for jedet Altasheim!

Aba seffaständlich, Herr Adolf Mängschu, imma in de Speichen jefaßt! Un eins — un szwei — un drrrrrrei: Numma einunfummsich, ,Dea Mäuseturm von Bingen', ein herrlichet Stickchen Natua, janz zwanglos uff 'n kleeneret Format zurickjefüat. Wat denn, Herr, is Ihn nich jut jenuch? Forn Jroschen wolln Sie wohl 'n echten Zille ham, wa? Zieht der Mann ne Lippe, als wollta ejal Zwölfszylinda sahrn! Nu seh ma eena an, da hat eena ieba unsen Orje zu meckan! Valeicht vasuchen der Herr nochma, da is noch 'n kleenet Museum zu jewinn, det schick ick den Herrn ooch jerne nach siemn Uah in de Wohnung szu! Zopp ab, häßlicha Säuchling!

Hallo-halli-halli-hollaaa, herranjewedelt an die Tombola! Hia jilt keen Mindajährichkeitskomplex als Entschuldijung, wer hia kneift, der is 'n schwacha Mensch! Du olla Indiana, kiebitzen jibt et hia nich, entweda, oda du jehst heim, Mutti hat dia schon dem Kakao in de Wärmflasche jetan!

Soo, jetzt kommt Frieda in die Epoche jeloofen! Jawoll, meine Dame, hia kann sich jeda eene Zukunft schaffen, un wenna noch ne Vajangenheit szu hat, denn vamitteln wia en Angaschemang zum Kulturfülm! Da, sehn Sie, ohlalalala-hupp: ein Rejnschürm, Paraplüh jeheißen bei die internassjonahle Diplomatie, Jewittaflinte nennt's der Schrewajärtna. Wie steht Ihn doch der Schürm so niedlich zu det liebe Jesichte! Un wenna ma hienieba is, jnädije Frau, un er sieht aus als wie 'n ausjesternta Himmel, denn jibt det imma noch 'n flotten Pulswärma ab.

Naaa, kleena Pussel, wie wär et, wenn wir würdn so 'n kleenet Ding drehn, wenn wir det scheene, blanke Rad, — huijuijuijuijuijuijuijuiiiiij! Rrrrrrrran, meine Herrschaften! Jetzt spitzt der älteste Mickajreis det ausjefranste Oah, jetzt lejt der Hahn 'n joldenet Ei, jetzt lacht die Wurscht in der Pelle!

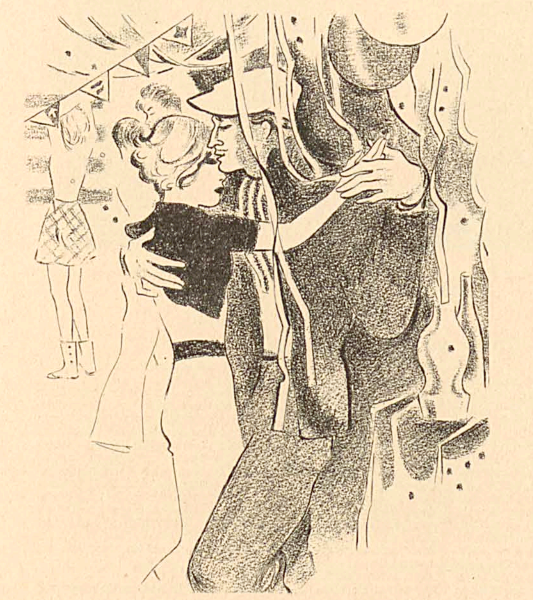
Festjenossen! Jewonnen is der Hauptjewinn! Nucki-Nucki, der echte ehmtso langhaarichte wie blaue Wiena is infolje liemnswürdija Schicksalslaune in den Besitz von — Fräulein Paula Kachewski hiniebajehuppelt! Empfangen Sie denn, liebe Paula, dieset pelzverbrämte Stickchen Himmelreich!

Kapelle, een Tusch for det jlickliche Paar!

Otto, ne Molle!"

Apachenball

(Charlotte Gmelin)



„Frollein, ick bin 'n echter Apache, Fassadenkletterer!" — „Hach, fein! Ich wohn' im fünften Stock!"

Lieber Simplicissimus!

Felix fuhr mit seiner Frau im Fasching nach Freiberg.
Der Schlafwagenkontrolleur verlangte: „Ihren Trauschein!"
Felix hat ihn nicht mit.
Ohne Trauschein läßt der Schaffner das Paar nicht allein.
„Aber das ist doch meine Frau!"
„Wie wollen Sie das beweisen?"
Schreit Felix: „Sehen Sie sie sich doch an!"

*

Ein Servierfräulein stellt sich bei mir vor mit folgendem Zeugnis:
„Fräulein X. war vom 1. Mai bis 31. Oktober bei mir. Durch ihr gutes Betragen, sowie ihre guten Fachkenntnisse war ich mit derselben auch in sonstiger Beziehung jeder Zeit sehr zufrieden und kann solche jedem Kollegen aufs beste empfehlen."



HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

*

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

*

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM –.80, gebunden RM 1.60 einschließl. Porto und Verpackung

SIMPLICISSIMUS-VERLAG / MÜNCHEN 13
Postscheckkonto München 5802

Schnappschuß

Da ist irgendwo ein kleiner östlicher Bahnhof. Man möchte beinahe sagen — ein streng ritueller Bahnhof.
Das Wetter ist kalt, der Wartesaal ist überfüllt, man disputiert, redet, redet mit Händen und Füßen, als der Bahnhofsportier die Tür öffnet und — eher leise als laut — heiser gurgelnd verkündet: „Schnellzug — Oderberg—Wien!"
Die Worte gehen unter in dem lauten Geschmuse, kein Mensch läßt sich stören, und erstaunt wende ich mich an den Portier: „Das haben doch kaum die gehört, die neben der Tür stehen! Warum rufen Sie nicht lauter?"
Blinzelt mich der Gute an und sagt mit beruhigender Handbewegung: „Herrleben — es werd sich schon herumreden!"

Lieber Simplicissimus!

Ich ging zur amtlichen Stelle für Reisepässe und bat um Ausfertigung eines solchen Dokumentes.
„Zu welchem Zweck benötigen Sie den Paß?" fragte der Beamte.
„Ich will meine Verlobte aufsuchen, da wir verschiedenes für die Hochzeit zu besprechen haben."
Der Beamte dachte nach; dann fragte er: „Sagen Sie mal: kann Ihre Verlobte nicht zu Ihnen kommen?"
Aber, mein Herr, das geht doch nicht —"
„Warum nicht?"
„Bedenken Sie doch: eine Dame kann doch unmöglich —"
„Ach so." Er erhob sich von seinem Schreibtisch und klopfte mir väterlich auf die Schulter: „Wenn Sie doch heiraten wollen — da ist's kein Unglück, wenn wirklich was passieren sollte . . ."



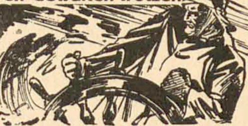
Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerurjan-Vertrieb Bad Reichenhall 620.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
Von Karl Arnold
Kartoniert Mk. 1.50
Simplicissimus-Verlag München 13

Arterienverkalkung heilbar
bestätigt d. Urteil d. Amtsgerichts Köln u. d. Urteil des Amtsgerichts Elberfeld sowie d. Fachärzte u. Dankschreiben. Mittel gegen Adernverkalkung, Gicht und Steinleiden / Prospekte gratis.
FRITZ GOLDSCHMIDT
Institut Aorta / Recklinghausen (11).

Inseriert ständig im „Simplicissimus".

Gesundheitspflege!
Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a. M. Speyerer Straße 17 a.



ist Mannespflicht und Lebenssinn
Was soll aber geschehen, wenn die Kräfte versagen? Wir wissen: Unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte hängen von den Hormonen ab. Bei Mangel an Hormonen nimmt man
OKASA
das bewährte Hormon-Präparat gegen Erschlaffung, Neurasthenie, Depressionen und vorzeitiges Altern. Okasa hat Männern und Frauen Lebensfreude, Jugendkraft und Leistungsfähigkeit zurückgegeben. Okasa-Silber f. d. Mann, Gold f. d. Frau **in allen Apotheken.** 100 Tabl. 9.50. Zusendung v. Broschüre **u. Gratisprobe** veranlaßt geg. 24 Pf. f. Porto **HORMO-PHARMA, Berlin SW 355**, Alte Jakobstr. 85

Jeden Abend
Chlorodont
Jeden Morgen

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:	BERLIN:
Kottler Zum Schwabenwirt **Metzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte	**Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

An alle Jäger

Nur 3 Jagdzeitungen sind als Zwangs- und Pflichtorgane des Reichsbundes der deutschen Jägerschaft anerkannt, auch „Der Deutsche Jäger". Bei dem Antrag auf einen Jahresjagdschein ist der Nachweis über den Bezug einer der 3 anerkannten Jagdzeitungen für das laufende Jagdjahr in Vorlage zu bringen.
Wählen Sie als Ihr Pflichtorgan die älteste deutsche Jagdzeitung „Der Deutsche Jäger", München.
Die sämtlichen amtlichen Nachrichten, ferner die amtlichen Jagdverpachtungsanzeigen erscheinen gleichmäßig und einheitlich in diesen drei Jagdzeitungen, ebenso auch die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen.
„Der Deutsche Jäger", München, steht seit 56 Jahren textlich wie illustrativ mit in der vordersten Reihe der deutschen jagdlichen Fachorgane.
Der Bezugspreis bei fester Bestellung beträgt anstatt Mk. 1.50 ab 1. Juli **Mk. 1.25** im Monat (bei wöchentlichem Erscheinen), doch muß die Bestellung mindestens auf 1 Vierteljahr direkt bei dem Verlag oder durch eine Buchhandlung erfolgen.
Es erscheint noch eine Ausgabe B mit Unfallversicherung bis zu Mk. 4000.—; diese Ausgabe B kostet im Monat 20 Pfg. mehr (inhaltlich und in sonstiger Ausstattung genau wie die normale Ausgabe).
Für fachliche und sonstige Anzeigen aller Art ist „Der Deutsche Jäger" infolge seiner großen Verbreitung in den einschlägigen kaufkräftigen Kreisen anerkanntermaßen ein glänzendes Ankündigungsorgan.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11
Verlangen Sie unverbindlich Probenummer und Literaturprospekt.

Deutsche Hotel-Zeitung
Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Völlerei
Simpl.-Bücher I
Kart. Eine Mark
Simplicissimus-Verlag München 13

Neurasthenie Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbd. m. Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von M. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz)

Zeitungs-Ausschnitte
liefert:
Adressen
schreibt:
Wurfsendungen
erledigt:
für Sie
Adolf Schustermann
GEGRÜNDET 1901 BERLIN S.O. 16 RUNGESTR. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C, Sparkassenstraße 11

Der Faschingsball / Von German Gerhold

Den Kragen seines fadenscheinigen Sommermantels hochgeschlagen, die Hände tief in den Taschen, mit den löchrigen Sohlen ängstlich die größten Pfützen vermeidend, so stapft er durch den Schneematsch der Hauptstraße.

Der Verkehr stockt. Man schleppt bunte Kulissen, Lorbeerbäume und Blumengirlanden über das Trottoir.

„Faschings-Redoute" steht auf einem Plakat neben dem Portal.

Einmal im Leben — denkt er. Nur wenigstens einmal zusehen bei so was!

Er geht weiter. —

Eben steckt er seine Stempelkarte wieder ein, da tritt einer der Beamten aus der Tür, wirft einen Blick über die Reihen der Wartenden und winkt ihm. „Moment mal. Zeigen Se mal Ihre Karte." Er blättert. Jedes Blatt ein Monat. „Hm. — Sagen Se, Müller —: Möchten Se heut abend auf einem Faschingsball aushelfen?"

Er kann nur stumm nicken vor freudiger Erregung.

*

„Die Aushelfer hierher!" Der frischgebügelte Herr im Cutaway ist schon jetzt nervös und überanstrengt. „Wie sitzt denn Ihre Livree, Mensch!" Er reißt am Halskragen und an den kurzen Rockschößen herum. „Hier der Karton . . ."

„Herr Geschäftsführer!! Gäste!!"

„Leckt mich am . . .!! Was will das Pack jetzt schon hier?! Soll'n warten, die Idioten!! — Also: Hier der Karton mit Luftschlangen! Jedes Paket eine Mark! Am Schluß entweder Geld oder die Rollen, verstanden —?! Zweieinhalb Prozent und Abendbrot bekommt Ihr. Jetzt kommen Sie da mal her!"

„Herr Geschäftsführer!! Ans Telephon!"

„Himmeldonnerwetter! Was für ein Hornvieh . . ."

„Der Herr Direktor ist dran."

„Können Se doch gleich sagen, Sie Schafskopp!! — — — Herr Direktor? — Ja, das mach ich gerade! — Jawohl! An beiden Ausgängen! Wird schon besorgt! Jawohl, Herr Direktor!" Er kommt zurückgestürzt. „Los! Der Nächste her!! Schlafen Se nich, Mensch! Hundert Konfettitüten! Stück eine Mark! Zum Schluß Geld oder Tüten! Daß Ihr's gleich wißt: An allen Ausgängen stehen Portiers! Soll sich keiner einbilden, daß er türmen kann! Alle Stunde wird abgerechnet! Wenn die Ware alle ist, sofort hier neue holen! Hier, bei dem Fräulein an der Kasse! Weiter! Der Nächste! Los! Los!!"

*

Die Gäste kamen. Der Tanz begann.

„Halt! Herkommen! Setzen Se mal den Kasten weg! Wein raufholen helfen!" — „Jawohl, Herr Ober —!"

„Eis besorgen! Hier ham Se 'n Eimer! In 'n Keller mit runter!" — „Jawohl, Fräulein —."

Prinz Karneval zieht ein.

„Nehmen Se 'n Besen! Fegen Se mal schnell die Treppe da ab! Saustall in meinem Hause! Dalli! Dalli!!" — „Jawohl, Herr Direktor!"

„Mensch! Ham Se noch nischt vakooft?!! Sie schlafen sich woll hier aus, was?! Los, an diese Tür stellen Sie sich hin! Halten die Gäste an, die rauskommen! Und laut brüllen! Die sind schon alle halb besoffen!" — „Jawohl, Herr Geschäftsführer."

„Luftschlangen gefällig! Luftschlangen gefällig!"

„Brüllen Sie mich nicht so an, Mensch! Was fällt Ihnen denn ein!!" Der Herr zieht empört sein Taschentuch. „Herr Direktor! Was ist denn das hier für eine Art! Ihre Leute überfallen einen ja!"

„Noch eine Klage! Fliegen Se aber raus, mein Lieber!! Wahnsinnig geworn, was?!"

Prinz Karneval, der feiste Tenor vom Stadttheater, schmettert: „Liebwerte Narren! Holde Närrinnen! Ihr lieben, goldigen Menschen alle, die Ihr mich höret! Prinz Karneval regiert die Stunde! Und aufgehoben in weiter Runde — ist alles, was Mensch vom Menschen trennt!" — „Bravoo!!" — „Bravoo!!" — „Ob arm oder reich — das ist heute gleich!" — „Bravoo!!" — „Hoch!!" — „Prosit!" — „Heut gibt es keinen Unterschied! Drum stimmet mit mir an das Lied . . ."

Ein Stoß in den Rücken, daß Rollen und Geld übereinander fliegen. „Was glotzen Sie denn da!! Los! Sausen Sie mal ins Treppenhaus! Da hat einer hinjekotzt!! Dalli! Los!! Aufwischen!!"

Das Erbrochene stinkt erbärmlich. Müller würgt es in der Kehle. Jemand klopft ihm neckisch auf den Hintern. „Na, kleiner Boy —?" Der weinselige bessere Herr kneift die Äuglein zu und wird handgreiflich deutlicher. Müller holt ergrimmt mit dem Wischlappen aus . . .

Stimme von oben: „Hallo! Sie da unten!! Woll'n Sie sich da verheiraten im Treppenhaus?! Los! Ein Gast hat schon dreimal nach Luftschlangen gefragt!!"

Um halb drei knurrt der Magen. Er erkundigt sich beim nächsten Abrechnen bescheiden. „Was wolln Se?! Ihr denkt bloß ans Fressen und Saufen!!" Der Geschäftsführer stürmt herein, faßt den Ärmel. „Kommen Sie!! Da hinten schlagen sich welche!! Raus an die Luft mit den Schweinen!!"

Halb vier. Die Füße schmerzen. Die Augen brennen. Die Eingeweide knurren. Die Abrechnung stimmt nicht! Schweißausbruch. Wieder und wieder von neuem rechnen! Zwecklos. Zwölf Mark fehlen! Müller sinkt zerschmettert auf einen Stuhl. „Was hocken Sie denn da?!! Mensch! Jetzt mitten im besten Geschäft!!"

„Zwölf Mark fehlen mir! Acht hatte ich bloß verdient bis jetzt . . ."

„Geschieht Ihnen recht! Passen Se besser auf! Los! Machen Se, daß Sie's wieder reinholen!!"

Aber die Gäste beginnen bereits zu gehen. Der Betrieb flaut ab. Müller kann nicht mehr weiter vor Hunger. Geht kurzerhand direkt in die Küche. Zum Koch.

„Wat denn, wat denn —! Jetz komm Se —?" Er hebt die Schultern. „Nich een Krümel hab ich mehr in der Küche!"

„Ich will's ja bezahlen, Herr Küchenchef!"

„Alles ratzekahl ausvakooft, junger Mann! Wären Se doch frieher mal vorbeijekommen —!"

Müller wankt hinaus. Er rechnet zum letztenmal ab. Auch die drei Mark, die er mitgebracht hat, gehen mit drauf. Nicht einmal Fahrgeld bleibt ihm. Die Tränen stehen ihm in den Augen.

Im Zimmer nebenan zählt man Berge von Geld.

Der Direktor brüllt den Geschäftsführer an: „Wie komm ich denn da raus, Herr!! Wie soll ich da rauskommen?! Das langt nich mal auf den Wechsel . . . Machen Se die Tür zu, zum Donnerwetter!!"

Die Tür kracht ins Schloß.

Endlich Schluß im Saal. Aufstuhlen helfen! Tausendfünfhundert Stühle sind auf die Tische zu stellen.

Livree abgeben. Feierabend.

Plötzlich sind alle wie von einem Bann erlöst. Man tauscht seine Erfahrungen aus. Man bedauert Müller. Legt zusammen, damit er wenigstens seine drei Mark wieder hat.

Er wankt in den eisigen Morgen hinaus.

Ein Nachzüglerpärchen drückt sich noch in der Ecke herum. „Ach, Edgar —! War das himmlisch!"

Müller klappt seinen Kragen hoch und spuckt in großem Bogen aus.

So nebenbei

Von Ratatöskr

Eine ältre Katzendame,
die sonst meist der Ruhe pflegt,
sah ich heut auf wundersame
Weise seelisch angeregt.

Denn ein Kater, jung an Jahren,
trat ihr unversehens nah.
Und er ist mit ihr verfahren,
wie ihr lang nicht mehr geschah.

Dieses freundliche Erlebnis
— leider allzu rasch entflohn —
zeitigte als Endergebnis
eine Ich-Illusion.

Überzeugt von dem Befunde
stieg ich froh bewegt nach Haus:
läuft's beim Karneval im Grunde
auf was anderes hinaus?



(A. Sailer)

Frühling läßt sein blaues Band . . .

(Wilhelm Schulz)



„Daß d' Leit' gar aso narrisch wer'n im Fasching! Jetz i trink halt mein' Frühjahrsabführtee."

Weshalb?

So gerne wüßt' ich endlich ganz genau:
weshalb sind Affenmänner hinten blau?
Ganz sicher, weil als schönster Affe gilt
der, dem die blauste Hinterschwiele schwillt.
Und wenn er damit kokettiert und lockt,
dann bleibt kein Affenmädchenherz verstockt.
Der mit dem blausten Hinterteil allein,
der wird die schönste Affenjungfer frei'n.
Gewiß hat Gott den Affen sehr geliebt,
daß er vor andern diesen Schmuck ihm gibt.
Wie schlecht gestellt ist doch der Menschenmann,
der keine solchen Reize zeigen kann! *Th. Sch.*

Die bacchantische Note

Die gnädige Frau wollte zu einem leibhaftigen Künstlerfest gehen — als Bacchantin! Ihr Kostüm bestand aus etwas Ausgeschnittenem. Prüfend besah sie sich im Spiegel, und ein paar nachdenkliche Fältchen an der Nasenwurzel zeigten an, daß sie mit ihrem Bilde noch nicht einverstanden war. Es fehlte eigentlich nichts — nur das Charakteristische. Schließlich konnte sie sich ja kein Schild umhängen: „Bacchantin!" Als aber ihr Gatte — er war als Satyr verkleidet — ungeduldig ins Zimmer trat, da glätteten sich die nachdenklichen Fältchen an der Nasenwurzel der gnädigen Frau. „Du, Männe", rief sie, „komm, beiß mich mal in die Schulter . . .!"

Nord-Süd-Gespräch in Partenkirchen

„Mogst mi?"
„Wie, bitte?"
„Ob's d' mi mogst, frag i."
„Verzeihung, da müssen Sie mir erst sagen, was ‚moxt' bedeutet."
„Ob's d' mi mögen tuast, Herrgottsakra!"
„Ob ich Sie mag? Sie meinen also, ob ich Sie liebe?!"
„Freili — freili! Mir sag'n halt: ob's d' mi mogst. Liabn — dös klingt so g'spreizt. Für liabn sag'n mir ‚heiraten', vastehst?"
„Sie möchten also wissen, ob ich Sie liebe?"
„Naa, ob's d' mi mogst."
„Warum denn nicht, ob ich Sie liebe —?"
„Was fragst denn so saudumm daher? Verheirat't bin i eh' scho'!"

Etymologie

„Warum heißt der Februar eigentlich Hornung?" — „Vermutlich, weil im Karneval die Hörner am besten wachsen."

Lieber Simplicissimus!

„Also, Kinder, ich habe eine großartige Idee! Auf den Maskenball morgen gehe ich als Demosthenes. Es ist euch ja sicher aus der Schule bekannt, daß dies der große griechische Redner ist, der durch beharrliche Arbeit sein ursprünglich sehr kümmerliches Organ, das noch dazu mit einem Sprachfehler behaftet war, prächtig heranbildete. Diesen Werdegang werde ich während des Abends ganz charakteristisch darstellen!"
„Ja, Menschenskind, wie willst du denn das machen?"
„Sehr einfach, mein Junge! Erst trage ich mein Gebiß in der Tasche, und nachher stecke ich es wieder in den Mund!"

*

Faschingsball in Frankfurt.
Ein Mädel war dort — so etwas gibt es nur in Frankfurt. Und auch dort nur einmal.
Ein dicker Herr wieselte zu ihr: „Wollen wir?"
„Was?"
„Tanzen?"
„Ich tanze nicht mit fremden Herrn."
„Erlauben Sie mal — sind Sie denn nicht zum Vergnügen hier?"
„Ja. Aber nur zu meinem."

Anknüpfung

(Rudolf Kriesch)

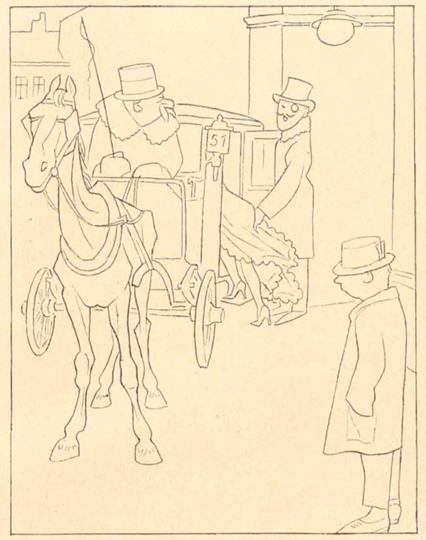


„Wenn Se schon ä Sicherheidsnad'l verlang'n, Freilein, da gann 'ch Se ja gleich frach'n: wie wär'sch mit eenem galand'n Abendeier?"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 13300 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Kurz ist der Fasching

Zeichnungen und Verse von Karl Arnold



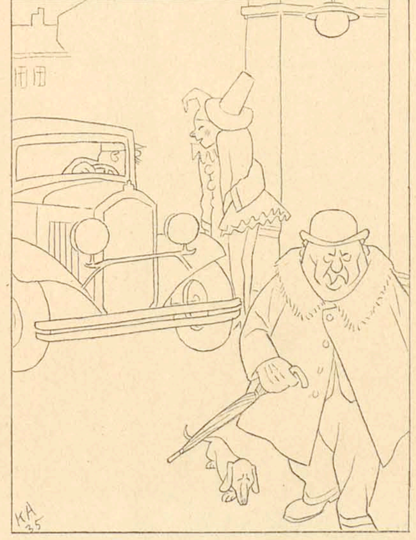
„Da schau' her!" sprach Peperl Huber,
als er noch ein Lehrling war.
„So was, dös is freili zünftl —
's nächst'mal bin i achtzehn Jahr!"



Als Gehilfe Pepi Huber
zeigt er, was er kann als Mann,
bei der Cenzi, Fanny, Lina —
„San halt schöne Sach'n dran!"



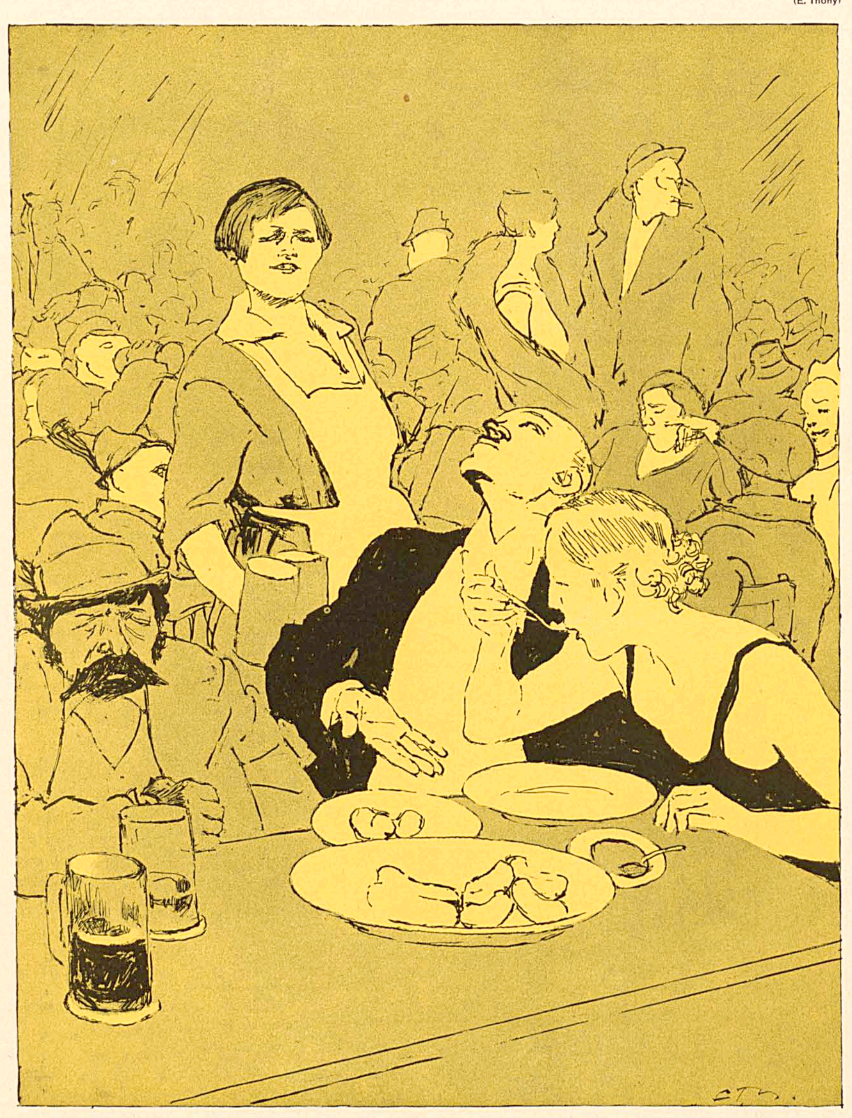
Der Rayonchef Joseph Huber
ist als Wurzen hochbeliebt,
weil er liebesdurstigen Flitscherln
ohne Anspruch Schampus gibt.



Als der Privatjeh Herr Huber
schimpft er auf den Karneval:
„D' Weißwürscht' san dös oanzig G'sunde,
's andre is Moralverfall!"

Faschingsliebe

(E. Thöny)



„Gschwind, Resi, an Löschzug Bier! Bei meiner Dame brennt d' Leidenschaft!"

München, 10. März 1935 Preis 60 Pfennig 39. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

Abessinien

(O. Gulbransson)



„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
der bekannte lachende Dritte!“

Nach Aschermittwoch

(Olaf Gulbransson)



Vorüber ist das Luftgehüpfe . . .
Indem ich in die Joppe schlüpfe,
die für den Alltag sich geziemt,
wird neuerdings Moral gemimt.

Zunächst bedrückt ja diese Pose.
Die Stirne bildet und die Hose,
weil ihr der Wechsel unbequem,
ein Kummerfaltenwurfsystem.

Dann aber kommt erneutes Hoffen
auf Zephirflügeln angeloffen,
das ins vergrämte Ohr uns schreit:
Josephi ist ja nicht mehr weit!

Heißt das nicht: Himmelsbläue? Sonne?
Heißt das nicht: erste Frühlingswonne?
Die Pflanze schlürft sie und das Tier.
Der Mensch hält sich ans Märzenbier.

Ratatöskr

Kaxschnee

Von

Rudolf Schneider-Schelde

Wintersport . . .? dachte Professor Kax, gut, ausgezeichnet sogar! Er blickte zum Fenster seines Arbeitszimmers hinaus in milde föhnige Luft auf feuchte Felder, die noch keinerlei Bekanntschaft mehr mit Schnee hatten. — Aber, dachte er weiter, wenn es nun nicht schneit? Wenn es gar niemals mehr schneien wird? Was dann mit Wintersport? — Er grübelte den Möglichkeiten solchen Naturgeschehens nach und tauchte unvermutet am andern Ende seiner Überlegungen mit einem phänomenalen Einfall wieder auf. — „Machen wir!" flüsterte er heiß vor sich hin.

Wie? Wenn kein Schnee fällt, ist Schnee begehrt, dachte der Professor etwas später, von Ende Oktober bis Mitte März herrscht Hochkonjunktur in Schnee sozusagen, den Markt beherrscht die Nachfrage, der leider allzuoft kein annähernd genügendes Angebot gegenübersteht. Kein Zweifel, daß mit Schnee unter gewissen Umständen sogar ganz ausgezeichnete Geschäfte zu machen wären, von allem andern zu schweigen!

Professor Kax sah durch seine Brille in den wolkenlosen Himmel, der reine Frühlingsstimmung zeigte. Sein Erfindergehirn arbeitete; sollte der große Schlag — dem er oftmals im Leben nahe gewesen war — diesmal gelingen? — Man muß einfach Schnee fabrizieren, erkannte er, schönen, körnigen Pulverschnee erster Qualität, wie ihn die Skiläufer lieben, den geringeren kann man ermäßigt an Gartenbesitzer verkaufen, für Kinderrodelbahnen oder Schneeballschlachten; man wird reißenden Absatz finden. Ich werde Schneewerke errichten, träumte der Professor, Kunstschnee — System Kax, einfacher noch Kaxschnee, geschützt in allen Kulturstaaten, und ich werde vom Reingewinn endlich in den Süden reisen und die ewige Sonne kennenlernen können.

Professor Kax ging sofort ans Werk. — Woraus besteht Schnee? fragte er sich. Er hatte keinen zur Hand, um die Frage persönlich zu untersuchen, aber er wußte, daß Schnee zur Hauptsache aus Wasser besteht. Wasser, in einer gewissen Temperatur fein zerstäubt, ergibt Schnee. Es müßte ein Kleines sein, diesen Vorgang künstlich hervorzurufen, es hatte offenbar noch niemand daran gedacht. Der Professor begab sich in die Gemächer seiner Gemahlin hinüber und borgte sich ihren Parfümzerstäuber aus. — „Es dreht sich um ein prinzipielles Experiment, meine Liebe", sagte er der Besorgten, die ihn mit Unlust entschreiten sah.

In seinem Laboratorium angelangt, stellte Kax sofort Kälte her, ließ Ammoniak verdampfen, streute Viehsalz und verfolgte mit dem Thermometer in der Hand gespannt das Sinken der Temperatur. Bei Null Grad fing er an, bedächtig Wasser aus dem Parfümzerstäuber in die Luft zu spritzen, und erreichte, daß sich allmählich um ihn herum kleine Wasserlachen bildeten. Doch bildeten sich an dem Rand der Schalen und des Tisches, an welchem er experimentierte, unzweifelhaft auch Eiskristalle, und an diese allein hielt er sich, kratzte sie mit dem Kaffeelöffel zusammen und war ängstlich bemüht, sie vor jedem warmen Lufthauch zu hüten. Umsonst, schon durch die nähere Betrachtung allein zerflossen sie wie Butter an der Sonne.

Immerhin, stellte Professor Kax befriedigt fest, es ist somit gelungen, Schnee in der ihm eigentümlichen Konsistenz experimentell herzustellen. Nur dürfte sich empfehlen, andere chemische Grundstoffe bei dem geplanten Kaxschnee zu verwenden, da ja eben die Schwäche, welche dem natürlichen Schnee angesichts höherer Temperaturen anhaftet, vermieden werden soll. Wie wär's mit Gips? erwog er flüchtig, oder mit Mehl, oder mit einer Mischung aus Zucker und Leim?

Gedacht, getan; der Professor begann eine großzügige Versuchsreihe, die indessen zunächst nicht die erhofften Ergebnisse zeitigte. Auch wuchsen erhebliche Schwierigkeiten vor ihm auf, die einmal in der Natur der gewählten Materialien lagen, zum andern ihm durch das Unverständnis seiner Hausgenossen erstanden. So wurde ihm der Schlüssel zur Speisekammer entzogen, nachdem er — wie Frau Professor Kax sich ausdrückte — bereits einen halben Zentner Mehl zum Fenster hinausgeblasen hatte. Allerdings hatte Kax eine Mischung geheimer Art in größerer Menge vom Fenster aus zerstäubt, um festzustellen, ob der Belag, den sie im Garten bilde, für seine Zwecke brauchbar sein werde. Die Masse hatte sich als nicht sehr günstig erwiesen, klebrig mit der Neigung, teigige, knödelige Klumpen zu bilden, abgesehen von den vermutlich zu hohen Herstellungskosten, da als Grundlage in der Hauptsache Weizenmehl verwendet worden war. Auch Gips erwies sich als nicht geeignet infolge seiner Tendenz zu erstarren, wie der sehr harte Belag im Musikzimmer bewies, wo der Professor mit diesem Grundstoff in größerem Umfang experimentiert hatte. Selbst Haferflocken, die zunächst Erfolg zu versprechen schienen, stellten sich als zu bituminös heraus.

Die Sache war nicht einfach, aber wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Kax kam durch einen Zufall darauf, beim Rasieren, aber es war nicht Seifenschaum, der ihm die Erleuchtung brachte, sondern ein Stückchen seines Gummischwammes, das sich in seinen Bart verheddert hatte. — Gummi, nicht roter, selbstverständlich weißer, nicht fester, selbstverständlich flüssiger, Gummilösung also mußte eine nahezu ideale Grundlage für Kaxschnee sein. Es mußte gelingen, winzige Teilchen Luft in Gummibläschen oder Bällchen einzufangen, Luftkernchen mit einem Gummihäutchen zu umgeben gewissermaßen, vielleicht mit etwas Zusatz von Gas, welche, in die Luft gespritzt, einen herrlichen, elastischen, dauerhaften, gegen jede Temperatur und sogar gegen Regen widerstandsfähigen Schnee ergeben würden. — Welche Vorzüge übrigens gegenüber natürlichem Schnee: Keine harten Stürze mehr für Sportsleute und die es werden wollten, keine Verrenkungen, Beulen oder Schrammen; wie gefedert gleitest du wundersam dahin und fällst auch wie gefedert!

Kax verwirklichte seine Idee sofort. Es gelang ihm, durch Umbau einer Farbspritzpistole eine Konstruktion zu erzeugen, in deren genial ertüftelter Mischkammer Luft mit Leuchtgas gemengt und derart in weißgefärbte Gummilösung versprüht wurde, daß sich besagte hauchdünne, hauchleichte zauberische weiße Bällchen von unterschiedlicher ungefährer Erbsengröße bildeten, welche unter weiterem Luftdruck in einem fabelhaften und ergiebigen Strahl beliebig verspritzt werden konnten. Die märchenhaften Gebilde schaukelten tänzerisch durch die Luft und ließen sich je nach dem Mischungsverhältnis früher oder später irgendwo nieder, manchmal auch gar nicht, wie beim ersten Versuch des Meisters, als er der Mischung zuviel Gas beigesetzt hatte, so daß sein gesamter Schneefall auf Nimmerwiedersehen in den Lüften verschwand. Aber das waren Anfangsschwierigkeiten, welche nicht viel besagen wollten.

Eines schönen Tages im Winter, bei strahlender Sonne und zehn Grad Wärme überraschte der Professor das Villenviertel am Rand der Stadt, in dem er wohnte, mit einem prächtigen Schneefall mitten aus heiterem Himmel. Ganz leise hatte er alle

(Schluß auf Seite 592)

Habsburger Restauration

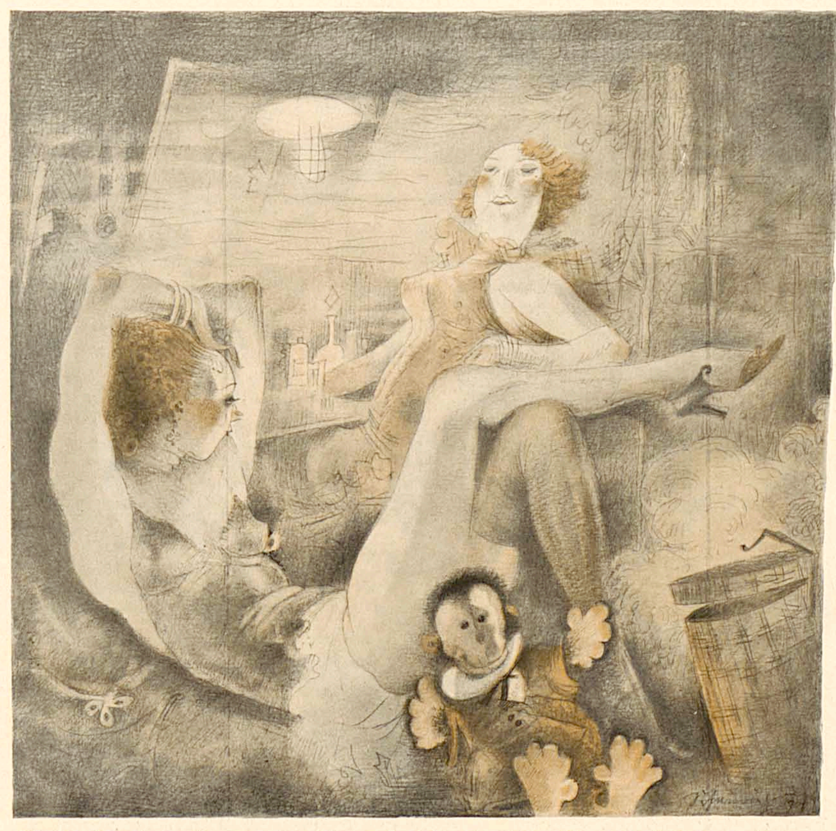
(Karl Arnold)



„Alsdann, die richtige Saison is dös nöt. 's G'schäft mach'n dö Fremd'n, und mir wer'n bloß K. K. Hoflieferant."

Natürliches Esperanto

(Paul Scheurich)



„Weeßte, Sprachen müßte man eben können, Sprachen!" — „Aber Kleenes, mit Beenen, wie du se hast, wirste in der janzen Welt vastanden!"

Kaxschnee

(Schluß von Seite 590)

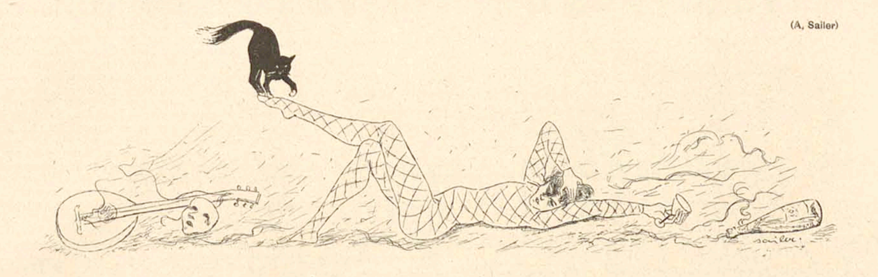
Vorbereitungen getroffen, und nun stand er auf dem Dach seines Hauses, den Gartenschlauch in der Hand, den er vorläufig benützte, und dirigierte den flockigen, schaumigen, zum Himmel schießenden Wirbel nach rechts und links, über die Dächer der benachbarten Häuser hin, über die Lindenallee und die Vorgärten der schmucken Straße, über den Hof der psychiatrischen Klinik, die in der Nähe lag. Das Phänomen fand gebührende Aufmerksamkeit.

Vom Dach aus sah der Professor, wie sich die Menge neugierig mit dem noch nie geschauten Wunder zu beschäftigen begann. Ernste Männer rieben die Substanz ratlos zwischen den Fingern, rochen daran und steckten sie prüfend in den Mund. Jungens fielen mit Hallo darüber her, und irgendwo tauchte auch schon ein reizendes Sportgirl mit geschulterten Skiern auf. Es war der letzte Schnee in diesem Jahr. Professor Kax sah milde lächelnd auf das Treiben und drehte den Hahn etwas weiter auf. — Wartet nur, balde . . . dachte er. Bald wird dieser tänzerische Reigen sich über Wald und Felder erstrecken bis in unsre geliebten Berge hinein, euch allen zur ungetrübten Lust, die jungen Leiber unabhängig vom launischen Wettergott im Wintersport zu stählen, und mir zur Freud. Vor seinem geistigen Auge tauchten bereits die gewaltigen Schnee-Kax-Werke auf, die er ins Leben zu rufen beabsichtigte, mit eigenem Gleisanschluß, mit eigenen Kautschukplantagen; jeder Winterkurort würde sein Kunde und damit sein eigener Schneemacher werden, Wintersport jederzeit, überall — gigantisch auszudenken, sogar in den Tropen!

Kax drehte die Spritze noch etwas weiter auf, ein mächtiger Schwall drang daraus hervor und streifte ihn und unglückseligerweise auch die Zigarre, die er im Mund hielt. Es gab einen Knall oder genauer eine Milliarde Knällchen, die sich wie ratterndes Miniaturmaschinengewehrfeuer mit abertausend blauen Flämmchen und Fünkchen überstürzten, den weißen Strom entlangrasten in unbegreiflicher Geschwindigkeit und unzählbaren winzigen Explosionen, über die benachbarten Dächer, die Vorgärten, die Lindenallee und den Hof der Klinik hin, dann hatte der Spuk ein Ende. Der Schnee war fort, alles war fort, nichts war geblieben außer ein bißchen Gestank von verbranntem Gummi.

Die Menge stand gaffend auf der Straße. Es war nichts passiert, aber sie fühlte sich dumpf beängstigt und eingeschlossen wie in einen Kreis der blauen Wunder. Manche gingen rasch mit geducktem Kopf davon. Professor Kax hatte die Katastrophe sofort durchschaut. Ihm war der Bart etwas versengt, das war alles. — Das Leuchtgas! erkannte er schmerzhaft. Aber Kax war nicht der Mann, sich entmutigen zu lassen. — Das Leuchtgas war ein Fehler, bekannte er schon, und dann sich der Dachluke zuwendend, den Gartenschlauch in der Hand, hatte er bereits neue Hoffnung: Helium! Helium selbstverständlich mußte an die Stelle des Leuchtgases treten, Helium brennt nicht! Kaxschnee war gerettet.

(A. Sailer)



Zeitlose Geschichten

Das Reich der glücklichen Ehe

Als Marco Polo im Auftrage des großen Khan Kubilai die östliche Welt durchreiste, traf er zwischen Ostindien und Sokotra zwei Inseln, die durch ein stürmisches Meer getrennt waren. Die eine hieß die Männerinsel, die andere die Fraueninsel. Nur große Schiffe konnten von einer zur anderen kommen.
Wenn das Wetter schön war, fuhren die Männer im März auf ihrer Flotte zur Fraueninsel und besuchten dort ihre Frauen drei Monate lang. Da gab es dann für beide gute Zeit. Neue Ehen wurden geschlossen, inzwischen geborene Kinder begrüßt, es wurde geschmaust, getrunken und getanzt.
Im Mai kam dort eine Luft auf, die der Gesundheit der Männer nicht zuträglich war. Dann ließ der Häuptling die Trommeln schlagen und auf Hörnern blasen. Das war das Zeichen zum Abschied. Drei Tage darauf fuhren die Männer zurück. Die zwölfjährigen Knaben nahmen sie mit sich. Die Töchter ließen sie den Müttern.
Aber es war nicht so, daß sie für die Frauen nicht sorgten. Sie verlangten nur, daß die Felder gepflügt waren, wenn sie kamen, und das Saatkorn bereit stand. Dann gingen sie in stolzer Haltung über die Äcker und warfen das Korn aus. Auch bliesen sie auf einer Flöte, wodurch die Götter der Fruchtbarkeit wohlgestimmt wurden. Die Frauen wehrten dann dem Unkraut und ernteten, wenn die Frucht reif war. Für das Beste, was sie bot, flochten sie hübsche Körbe, damit es die Männer mit nach ihrer Insel nehmen konnten, um dort vor Not geschützt zu sein.
Wer gesehen hat, wie traurig die Frauen am Ufer standen, wenn die Flotte sie verließ und die Männer voll Huld zurückwinkten, der versteht, daß keine andere Verfassung das Glück der Ehe besser zu sichern vermag als die dieses Inselreiches zwischen Ostindien und Sokotra.

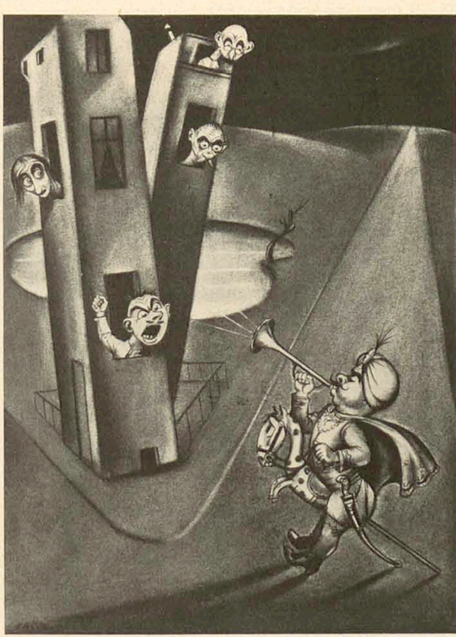
Der Küster des Herakles

Die Geschichte, um die es hier geht, wird von drei berühmten Historikern bezeugt, was nur den Vorurteilsvollen ihre Wahrheit bezweifeln lassen kann. Sie spielt unter der Regierung von Ancus Martius, und sofern sie einen Helden hat, ist dieser nicht Herakles selbst, sondern der damalige Küster seines Tempels am Tiber.
Dieser Küster hatte eine wahre Freundschaft mit dem unsichtbaren Gotte, dessen Haus er betreute. Er konnte sich darum erlauben, mit ihm vertraulich umzugehen und Würfel mit ihm zu spielen. Einmal schlug er ihm vor, wenn er beim nächsten Wurf verlöre, so wolle er Herakles eine gute Mahlzeit bereiten und ihm bis zum nächsten Morgen die Gesellschaft eines reizenden Mädchens verschaffen.
Er warf für Herakles und darauf für sich. Da er ein ehrlicher Mann war, mußte er feststellen, er habe verloren.
Sofort befahl er, die Mahlzeit zu rüsten, und suchte die hübsche Larentia auf, um ihr klarzumachen, welch großes Glück ihr widerfahren könne. Essen müsse sie ja allein mit ihm, da sich Herakles nicht im Lichte sehen lasse. Wenn sie aber darauf in der dunklen Kammer des Heiligtums auf ihn warte, würde sie gewahr werden, daß Herakles äußerst höflich zu Frauen sei. Sie dürfe mit einem sehr großen Geschenk von ihm rechnen, das sie für alle Zeit sorglos mache.
Larentia vertraute gern dem braven Küster, und nachdem sie mit ihm dem Göttermahle zugesprochen hatte, wartete sie auf Herakles, der auch pünktlich zur Stelle war.
Nicht ganz so einfach vollzog sich am Morgen die Sache mit dem Geschenk. Der Küster führte sie an den Tempelausgang und vertraute ihr, Herakles habe ihm aufgetragen, sie solle den ersten Mann küssen, der zum Tempel käme. Dann würde alles in guter Ordnung vor sich gehen.
Und siehe da, es kam ein Bürger namens Carucius, der jeden Morgen bei Herakles um Stärke betete, ein ansehnliches Vermögen besaß und ohne Frau war. Larentia trat auf ihn zu und gab ihm einen Kuß. Das gefiel ihm sehr. Er nahm sie sofort mit nach Hause und gewann sie so lieb, daß er sie vor seinem bald erfolgenden Tode zur Erbin aller seiner Güter machte.
Es ist sehr erklärlich, daß man Larentia allgemein für eine von den Göttern ausgezeichnete Person hielt und ihr viel Verehrung erwies. Die Römer feierten lange Zeit ihr zu Ehren ein Fest, um ihre Jungfrauen zu ermuntern, immer folgsam zu sein, wenn ein Gott durch seinen Küster rufe.

W. I.

Letztes Aufgebot

(Ch. Girod)



Auskehr

(Jos. Sauer)



„Gestern, wia s' an Prinz'n Karneval beerdigt ham, is mir's grad g'wen, als waar a liaba Vawandter vo' mir g'storb'n." — „Mhm. D' Hinterlassenschaft werd si ja bald rausstell'n!"

In der Frühe / Von Ernst Handschuch

Wassertropfen hängen an den trüben Fensterscheiben. Der Blätterkaktus, der bei einem Sturz fast alle seine Stacheln verloren hat, lehnt sich ängstlich an den weißen, gefalteten Tüllvorhang. Blaßgelb tanzt die Sonne vor einem wechselnd grauen und blauen Himmel, legt sich golden um eine Glaskugel, die im Garten aufgestellt ist.

Es geschieht entschieden zu frühe! Denn der Morgen ist kaum bei der neunten Stunde angelangt, und eisfarben glänzt der Reif noch auf Wiesen und Äckern, die sich verstohlen in die Stadt hereinschieben. Das Laub der Pappeln bewegt sich leise.

Die Geräusche sind ohne Sinn geworden. Wohl schrillt die Ladenklingel durch das Haus, aber sie bimmelt für sich allein. Die Türe der kleinen Spezereihandlung wird geöffnet und geschlossen. Grußworte fallen, begleitet von Husten und Räuspern. Es klingt wie in Watte gehüllt. Draußen auf der Straße schreit ein Gemüsehändler. Er trägt eine Schürze, die ihm von den Knöcheln bis zum Halse reicht und von einem grünwollenen Tuch abgeschlossen wird. Seine Nase blüht blau und rot, sein Atem ist eine kleine Fahne, die grau aus seinem Munde fließt. Das ist es auch, was ihn lebendig erscheinen läßt, und nicht der Schrei.

Eine schmale, hochhüftige Frau kommt angelaufen und schwingt eine weiße Schüssel. Der Salat, den sie kauft, wird um einen Strich blasser vor ihr, als er ohnehin schon ist. Sie, eine hagere Gestalt, die wie eine Pflanze in der stillen, steten Luft stehen sollte, springt jetzt in heftigen Sätzen davon. Vergebens sucht der Morgenrock zu wehen. Die Pantoffeln klappern ihren langen Sprüngen nach. Es riecht nach Kaffee.

Ein Kind trottet in die Schule. Es spielt mit dem Wischlappen, der wichtig aus dem Ränzlein lugt. Verträumt umfängt es der Weg, und er darf es schon tun. Ein Ziel winkt aus nächster Nähe, ein ernstes, fast hehres Ziel. Weil der Kleine nicht um die Absicht weiß, die es birgt, ist sein trippelnder Gang zu ihm hin rührend und rein. — Wie anders bewegt es den Lehrer, der in dieser Frühe aus irgendeinem Winkel dieser zagenden Stadt den eindeutigen Pfad der Pflicht betreten hat. Er ist nüchternen Geistes. Der Traum, der ihn nächtens umfing, wurde ihm genommen. Die Erinnerung daran, die ihn in vagen Fetzen umweht, zerreißt er mit jedem Schritt grimmig und erbarmungslos. Nur der Glaube einer Hoffnung treibt ihn so kühn vorwärts. Doch er muß sich beeilen, auf daß ihm dieser Glaube nicht müde und brüchig wird. Er sah Frau und Kind, als er ging, und verlor sich mit einem Lächeln. Schon erblickt er das Gebäude aus rotem Sandstein.

Das Kohlenfuhrwerk, das schwer in den Rädern knarrend die Straße herabkommt, ist wuchtig wie seine schwarze Last. Die beiden massigen Gäule heben und senken die Beine in uraltem Spiel. Ihre schweren Köpfe bewegen sich im Takte. So leicht und anmutig geschieht es, als schlügen sie ihn zu einem losen Tanzliedchen. Während sie der Fahrbursche aus dem warmen Stall zog, löste sich von ihren weichen Mäulern keine Frage. Ihr Herr roch nach Schnaps, und seine Augen glänzten weiß in dem rußigen Gesicht. Hatte er es noch vom Tage vorher? — Den Kopf, den das lederne Wams steift, an das mächtige Stellbrett gelehnt, steht er, beide Hände tief in die Taschen gesenkt, auf dem Wagen. Die Leine hat er um die Bremse gewickelt. Zwischen Arm und Leib klemmt die Peitsche. So ist er ein gelehriger Schüler seines Gespannes geworden. Sein stiller, unbewegter Blick verrät es. Hin und wieder fällt ein Stück Kohle auf die menschenleere Straße.

Fenster haben sich aufgetan, um die letzten wabernden Spuren einer Nacht in den zögernden Morgen zu entlassen. Bettwerk blickt breit auf das Pflaster hinunter. Neugierig und unverfroren auf zwiefache Art. Es ist wichtiger geworden und weiß davon.

Eine sehr junge Frau mit roter Staubjacke bewegt sich emsig in ihrer Wohnung. Sie bemüht sich eifrig, den Frieden, den eine Nacht kummervoll wob, endgültig zu verjagen. Mit runden, festen Händen schüttelt sie ihn, der sich verzweifelt in ihren Wedel flüchtet, auf die nackte, kühle Straße. Dies tut sie, derweil ihr Mann über einem dicken Hauptbuch sitzt und der Gedanke an sie ihm für wenige Augenblicke alle Erdenschwere nimmt. Rasselnd rollt ein Lastauto vorüber.

Die Sonne hat aufgehört zu tanzen. Sie ist nur noch ein stiller, matter Fleck hinter einer weißen Wolkenbank. Zu frühe warf sie ihr Gold über die unentschlossene Stadt.

Die Wiesen und Äcker, auf deren Rücken der grauweiße Reif geritten kam, schmieden den Ring des Schweigens fester noch. Wenn er den Mittag, der hinter fernen Nebeln klingt, überdauert, liegt der Sieg bei ihnen. Der Sieg, dem der Himmel gehört, sei er nun grau und verloren, glänze er zart gleich und blau.

Realpolitik

(Otto Herrmann)



„Schau nur grad, wie zutraulich die Vögerln sind!" — „Genau wie du! Du kommst auch bloß zu mir, wann's was zum Essen gibt."

An die deutsche Jägerschaft!

Für alle Landesteile Deutschlands tritt am 1. April 1935 das Reichsjagdgesetz in Kraft. Bei dem Antrag auf einen Jahresjagdschein sind in Vorlage zu bringen:

1. der Abschluß einer Jagdhaftpflichtversicherung,
2. der Nachweis über den Bezug einer der drei anerkannten Jagdzeitungen für das laufende Jagdjahr (1. April 1935 – 31. März 1936).

Die älteste deutsche Jagdzeitung, „Der Deutsche Jäger", München, überragend redigiert und hervorragend illustriert, ist ebenfalls amtliches Pflichtorgan und veröffentlicht u. a. auch die sämtlichen amtlichen Nachrichten und Jagdverpachtungsanzeigen, ferner die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen. Seit 56 Jahren ist „Der Deutsche Jäger" eng verwurzelt mit dem deutschen Weidwerk.

Wähle ab 1. April 1935 zu Deinem Fach- und Pflichtorgan den „Deutschen Jäger", München!

Der Bezugspreis beträgt ab 1. Juli RM 1.25 für den Monat, also für den Jahresbezug RM 15,— (bis 1. Juli RM 1.50 pro Monat). Der Bezug muß direkt durch den Verlag oder durch eine Buchhandlung erfolgen.

Nicht der Preis allein darf ausschlaggebend sein, sondern in erster Linie die Leistung, und „Der Deutsche Jäger" ist nach allgemeinem Urteil eine der besten deutschen Jagdzeitungen.

Bestellen Sie postwendend! Wir übersenden Ihnen dann umgehend die notwendige Bestätigung für den Kreisjägermeister.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Probenummer und Literatur-Prospekt auf Verlangen unverbindlich.

Alba

Auf der letzten Bahnstation vor Venedig warf Herr Schlehmüller das Wort Alba auf ein Blatt Papier und gab es einem Bahnbeamten zwecks Beförderung zum Telegraphenamt. Dies erwies sich als nicht unnötig. Denn als wir in Venedig angelangt waren, gab es keine einbettigen Zimmer mehr, das letzte hatte Herr Schlehmüller mit Hilfe des Internationalen Hotel-Telegraphenschlüssels angefordert. Wir Reisende mußten uns also paaren, was einigen nicht unerwünscht war, mir hingegen sehr, da mich das Schicksal mit einem Holzhändler aus Bari zusammentat. Als er schon schnarchte, verspürte ich Durst und ging noch einmal hinunter an die Theke. Hier saß ein junges, hübsches Mädchen schluchzend auf ihrem Koffer, und ein sehr stattlicher Herr sagte immerzu zu dem Wirt, der kein Wort Deutsch verstand: „Ich bin der Prälat von Linz, und ausgerechnet ich soll mit einer weiblichen Person zusammen in einem Zimmer schlafen!"

A. B.

Die letzte Fliege

Man könnte sie für eine Katze halten
(denn Katzen haben – wie man so sagt – ein äußerst zähes Leben).
Aber es muß schließlich auch langlebige Fliegen geben,
und die, von der ich spreche, ist sogar eine von den ganz uralten!

Sie befindet sich augenblicklich auf ihrer letzten Reise.
(Ich glaube fast, sie fühlt das selbst, denn sie krabbelt so eigenartig innerlich-bewegt.)
Eine komische und etwas eintönige Route hat sie sich zurechtgelegt,
und sie bewältigt diese Route auf eine rührend geduldige Weise:

Sie möchte nämlich gern am (leider etwas bestaubten) Fenster meines möblierten Zimmers
hinaufklettern, schätzungsweise fünfundsechzig Zentimeter;
denn oben auf der hölzernen Querleiste möchte sie später
sterben: schlicht und still und unter Vermeidung jeglichen störenden Gewimmers.

Ein heroischer Vorsatz! Denn meine Fliege ist alt und schwach und kann ihre sechs Beinchen nur mehr mühsam bewegen.
Dreimal schon war sie ganz nahe an ihrem Ziel.
Aber auch dreimal versagten ihre Beinchen den letzten Dienst, und sie fiel
die langsam erklommene Höhe schnell wieder herab, um sich still und erschöpft auf mein Fensterbrett zu legen.

Nach dem dritten Fall erweichte mein hartes männliches Herz:
Ich legte die kleine Fliege behutsam auf einen Teelöffel (der später abgewaschen werden müssen wird!),
da lag sie still und zufrieden und träumte von Sommertagen, wo sie – allein oder zu zweien – in der Welt umhergeschwirrt . . .
Dann hob ich sie auf die Fensterleiste (wo sie so gerne hingewollt!) – und dort starb dann die kleine Fliege, – und ich fühlte so etwas wie einen wirklichen Schmerz . . .

Gerd Krollpfeiffer

Rache für Kowno

Panje Iwanowitsch, russischer Kriegsgefangener, arbeitete bei den württembergischen Bauersleuten E. Eines Tages — die Familie hatte sich mit Knecht und Mägden zum Mittagessen gesetzt, und eine riesige Schüssel mit Spätzle wurde eben aufgetragen — fingen die Glocken der Kirche zu läuten an. Draußen lief einer vorbei und schrie ins Fenster: „Die Festung Kowno ist gefallen!" Alles sprang auf und stürmte auf die Straße, um mehr zu erfahren. Nur Panje Iwanowitsch blieb sitzen. Er saß, als die anderen zurückkamen, hinter der völlig leeren Spätzleschüssel, schmunzelte nur, schneuzte sich verlegen und meinte achselzuckend: „Kowno kaputt — Spätzle kaputt!"

Arterienverkalkung heilbar
bestätigt d. Urteil d. Amtsgerichts Köln u. d. Urteil des Amtsgerichts Elberfeld sowie d. Fachärzte u. Dankschreiben. Mittel gegen Adernverkalkung, Gicht und Steinleiden / Prospekte gratis.
FRITZ GOLDSCHMIDT
Institut Aorta / Recklinghausen (11).

Des Deutschen Michels Bilderbuch
Kartoniert RM –.70
Simplicissimus-Verlag München 13

Deutsche Hotel-Zeitung Nürnberg-W
das unabhängige Organ für Hotelindustrie u. Fremdenverkehr • 39. Jahrgang • Verbreitet über ganz Deutschland und im Auslande bei Hoteliers, Gasthofinhabern, Cafétiers, Saalbesitzern, Pensionen, Kur-Anstalten usw. Durchschlag. Werbekraft.
Abonnementspreis: Vierteljährlich für Deutschland M. 2.40.
Inserate: Die 10 gespaltene Millimeterzeile 10 Pfennig.

Kleintierzucht
hauptsächlich für den Siedler
wirklich lohnend
zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:
Vogel. Wirtschaftliche Kleintierzucht des Kleinsiedlers
Brosch. RM 3.20, geb. RM 4.—
empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege".
F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbund. mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Preis Mk. 1.50, gratis zur Ansicht durch Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz).

Hans Halmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jäger Bacherl
In Leinen gebunden RM. 1,80
Es ist ein seltener Glücksfall, daß Hans Halmbacher, Thomas letzter Jäger „Bacherl", auf den Gedanken kam, Ludwig Thoma als passionierten Jäger und begeisterten Naturfreund festzuhalten. Damit hat Bacherl einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Ludwig Thoma als Mensch geliefert.
F. C. Mayer Verlag, Abt. Sortiment, München 2 C
Sparkassenstraße 11

BLINDE kämpfen — helft ihnen!
Wer den Blinden Bayerns wirtschaftlich helfen will, der kaufe nur b. solchen Blindenunternehmungen, Hausierern u. Vertretern, die auf der Ware das gesetzlich geschützte Blinden-Warenschutzzeichen tragen: „Zwei Hände, die sich nach der Sonne strecken".

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos
Sexurfan-Vertrieb
Bad Reichenhall 670.



Anzeigenpreis für die 10 gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Vorbei

(R. Kriesch)



„Spritz mi net aso o'! Und überhaupts, früher bist nia so voraus g'laffa!" — „Ja mei'! Da warst bei so an Wedda aa no a Offenbarung für mi!"

Billiges Bier

Der frühere Besitzer der ältesten Kneipe in unserer Stadt war ein Original. Seine Grobheit war weit über die Grenzen Dortmunds hinaus bekannt. Aber der alte Lutz, so wurde der Wirt, von dem hier die Rede ist, genannt, hatte doch auch ein gutes Herz. Und so kam es ihm nicht darauf an, auch mal einem armen Teufel, der danach aussah, daß er kaum das kleine Tülpken, das er sich bestellte, bezahlen konnte, statt der bestellten Tulpe einen vollen Literpott hinzusetzen, ohne mehr dafür zu nehmen, als das bestellte Tülpken gekostet hätte. Natürlich, Lutz mußte sehen, mit wem er es zu tun hatte. Mit so 'nem zugereisten Hahnepinkel, wie sie derzeit immer häufiger in seine Kneipe kamen, machte er das nicht.

Kam da also eines Tages ein biederer Kumpel in die Kneipe und bestellte sich ein Tülpken Bier. Lutz, der gerade seinen guten Tag hatte, sah sich seinen Mann an und ließ einen Literkrug vollaufen.

„Da, holl di dran fast", sagte er, als er den Krug auf den Tisch setzte, und ging wieder an sein Büfett.

Der Kumpel, ganz erstaunt und vielleicht auch ängstlich, daß er drangekriegt werden solle, fragt, ehe er zu trinken begann: „Wat kost denn der Pott?"

„'n Groschen", sagt Lutz und schmunzelt.

Der Kumpel läßt sich das Bier wohl schmecken, und als er den Krug leer hat, bestellt er sich noch einen von der Sorte. Als er dann geht, legt er zwanzig Pfennig auf den Tisch und sagt: „Adjöh!"

Am nächsten Tage schon kommt unser Kumpel wieder und bringt gleich drei Kumpels mit. Die vier bestellen jeder ein Bier zu Zehn.

„Jau", meint Lutz und stellt vier Tulpen vor die erstaunten Gäste.

„Wat is dat denn?" fragt verblüfft der Kumpel, worauf Lutz ihm seelenruhig erklärt: „Jau, vandage sünd de Lütten dran."

Lieber Simplicissimus!

Ich suchte in Frankfurt a. M. ein Atelier, fand auch endlich eines, das mir gefiel, und verhandelte mit dem Hausbesitzer. Nach längerem Hin und Her waren wir einig geworden und gingen daran, die Verträge zu unterzeichnen. Da sagte der Hausbesitzer: „Aber auf eines muß ich Sie noch aufmerksam machen: Modelle kommen mir nicht ins Haus. Die Dame, die bis jetzt hier gewohnt hat, hat Blumen gemalt — das geht a u c h."

Nun geht's um die Wurst!

Maxe, Mensch, nu halt dir jrade,
wo der Meister-Gürtel lockt!
Denn es wär doch jammerschade,
würd'st du diesmal ausgeknockt!

Sicher ist das kein bequemes
und kein allzu leichtes Ding,
gehst du nun mit Steve Hamas
zur Revanche in den Ring.

Darum motte ein den Tanzfrack!
Springe Seil und hacke Holz,
lieb' statt Anny nur den Sandsack,
denn du bist doch unser Stolz!

Denen überm großen Teiche
mußt du's zeigen wie noch nie:
unser Maxe, Deutschlands Eiche,
der ist „made in Germany"!

Legst du Hamas auf die Bretter,
nicht nach Punkten, sondern quer,
singt der Chor der Boxkampf-Wetter:
„Wer hat Angst vorm bösen Baer?!"

Benedikt

Schwäbische Kunde

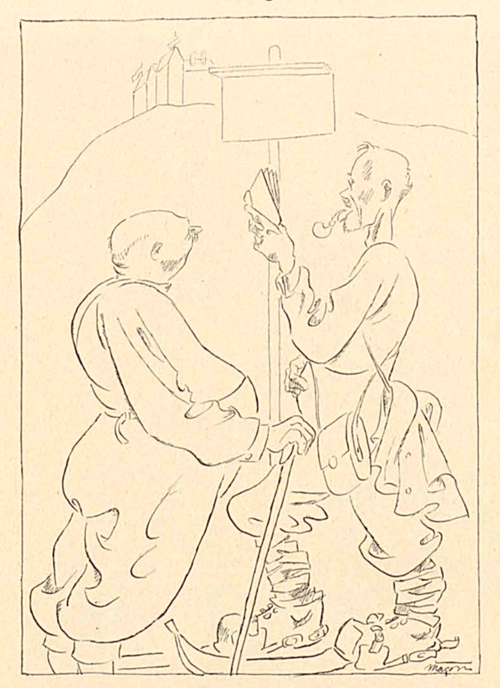
(Wilhelm Schulz)



„So, Mädle, mit de Titel ischt's jetzt 'rom! Guck du no' nôch a'ma Ma' mit Geld, dees derfscht scho' trage'!"

Don Juan in den Bergen

(Maçon)



„Naturschutzjebiet! Hier dürfen keene Alpenveilchen jepflückt wer'n!" — „Hau ab, Mensch, da stehn woll ooch die Schihasen unter Naturschutz?"

Ein Mann pfeift seinem Hund

Von Johan Luzian

Ein Mann mit bläulich gefetteten Schaftstiefeln, darin braunweiß karierte Hosenröhren stecken, über die ein fadenscheiniger grüner Mantel flattert, ein magerer, windiger Mann mit einem Vogelgesicht, einem kleinen Knochenkopf, der auf einem langen dürren Hals hockt, einem Hals mit gewaltigem Adamsapfel, der das Schlucken bekommt, wenn die rote, spitze Geiernase um die Mittagszeit den Knödelduft aus den Bauernküchen riecht, ein Hausierer mit seinem scheppernden Holzladen vor dem Bauch wandert über das Land durch den pfeifenden Wind und den Schnee in den holprigen Radspuren von Dorf zu Dorf. Der Wind treibt den Hausierer in die Türen der Bauern, in die Stalltüren der Mägde, in die Kammertüren der Knechte, und der Wind treibt ihn wieder hinaus und weht ihn weiter über die kalten, kahlen Straßen, und niemand sieht ihm nach.

Aber der Mann geht doch nicht ganz allein, er hat einen Hund, einen zottelhaarigen, braunen Pinscher, einen Köter, der die Schnauze tief auf den Boden senkt und merkwürdige Hundedinge riecht, der sich die Zeit vertreibt, so gut es geht auf den einsamen Wegen, ein munteres Tier. Und wenn der Hausierer an den Türen steht und Schnürsenkel und Knöpfe und Haarspangen und Pfeifen und Brillantbroschen und Fliederseife und Sonntagshemden anpreisend ins Licht hebt, schnüffelt der kleine freundliche Köter um die Hütten der Haushunde und die Abfallrinnen, und manchmal bekommt er einen Knochen, und manchmal bekommt er einen Tritt, wie es gerade sein soll. Dann klemmt er den Schwanz zwischen die Beine und trottet hinter dem Hausierer her, der den Vogelhals tief in den Mantelkragen zieht und ganz schief geht mit der Last seines Ladens, seines übervollen, schlecht verkauften Ladens, trottet unauffällig davon durch das Dorf und aus dem Dorf hinaus wieder weiter über die windblasenden Höhen und den Wald und das Ackerland, wie nun der Weg es will. Die zwei sind schon etliche Jahre beieinander, und sie kommen wohl noch eine Zeitlang miteinander durch das Leben, durch den Sommer, durch den Winter.

Wie könnte der Mann ohne seinen Hund auskommen? Wenn der Mann den Leib voll Zorn hat, wenn er sich selber für eine Laus auf dem Pelzkragen des Hofbauern hält, wenn er für sein Dasein keinen rostigen Schuhnagel geben möchte, wenn er seinen braunhölzernen Ladenkasten in die Schlucht werfen möchte und nie wieder ansehen, dann fällt ihm ein, daß er ja einen Hund hat, s e i n e n Hund. Und er bleibt stehen auf dem Weg und hebt zwei Finger in den Mund und pfeift gellend über die Felder, über die Wege. Der Hund hört das Pfeifen, er kennt den Pfiff aus allen anderen Pfiffen heraus, und der zottelhaarige, brave, kleine Hund verläßt die Hasenspur oder was er gerade schnüffelt und trottet auf den pfeifenden Herrn zu, zuerst noch in gelindem Trab, dann im vorsichtigen Schritt, und die letzten zehn, fünf Schritte kriecht er auf dem Bauch heran, er winselt leise, und er ist drauf und dran, wieder umzukehren, aber er wagt es nicht, denn dort steht ja sein Herr, sein großmächtiger, gefürchteter Herr, dem der kleine Hund mit einer unterwürfigen Liebe anhängen muß. Und der Herr, sein einziger Herr, zeigt mit dem langen dürren Finger wie mit einem Dolch auf den Fleck vor den Schaftstiefeln, und auf diesen Fleck zu kriecht der kleine braune Hund auf dem Bauche, bis er ganz nahe heran ist und über sich die funkelnden Zornaugen und die Geiernase sieht und den knurrenden Atem des Herrn hört, und dann packt der Herr seinen Hund, sein Eigentum, und tritt ihm mit dem Stiefel in die mageren Rippen, daß es kracht und daß das getretene Tier aufheult und sich loszerrt und im großen Bogen davonrennt, im Bogen der Furcht und der Unterwürfigkeit um den Hausierer herumrennt, der sich schon wieder in Marsch gesetzt hat und nur noch vergrollend vor sich hinflucht: „Mistviech, damisches! . . ."

Was hat der Hund verbrochen? Nichts. Was hat der Mann verbrochen? Auch nichts. Er hat seinen Gewerbeschein, er hat sein Gewerbe und geht ihm nach von Dorf zu Dorf. Und doch ist sein Rücken krumm, und sein Blick ist verscheucht und zuweilen lauernd und manchmal voll Haß auf die Leute, vor deren Türen er steht. Und nur vor seinem Hunde, vor diesem armseligen Köter kann er den Herrn spielen! Denn schon im nächsten Dorf, auf das Herr und Hund nun wieder einträchtig beieinander zutrotten, duckt er sich vor der Gewalt und Leibesfülle der Bäuerin, die den Brotteig knetet und mit den teigigen Fingern nach der Dorfgasse hinausweist und den harten Mund nur eben ein wenig verzieht, wenn sie sagt, so in die Luft hinein sagt: „Geh weita, Hadalump, mir brauchen dei Zeugs net, geh weita! . . ."

Fundstück

Der Fleischer hat mir die Wurst in eine amtliche Bekanntmachung vom Jahre 1926 gewickelt, die mir vollen Aufschluß darüber gab, warum damals die Hausmusik zurückgegangen ist. Ich lese:

„. . . Es waren unter den maßgebenden Reichsbahnstellen und den Verfrachtern Zweifel darüber entstanden, ob gelochte gußeiserne Pianoplatten, in die etwa 130 eiserne Stifte zum Einhängen der Saiten eingeschlagen sind, die aber weiter keine Bearbeitung aufweisen, als eiserne Gußstücke im Einzelgewicht von 130 Kilogramm bearbeitet, nicht zusammengesetzt, nach Ladungsklasse B und der Stückgutklasse 2 zu tarifieren sind. Die Meinungsverschiedenheiten bestanden darin, ob diese bestifteten Gußplatten als nicht zusammengesetzte Gußstücke bezeichnet werden können, mit anderen Worten, ob das Wesen der in einem Stück gegossenen Gußplatte durch das Einsetzen der Saitenstifte derartig geändert wird, daß man von einem zusammengesetzten Gußstück sprechen könne. Der Ständige Unterausschuß für Tarifentscheidungen hat kürzlich dahin entschieden, daß gelochte gußeiserne Pianoplatten mit eingeschlagenen eisernen Stiften . . ."

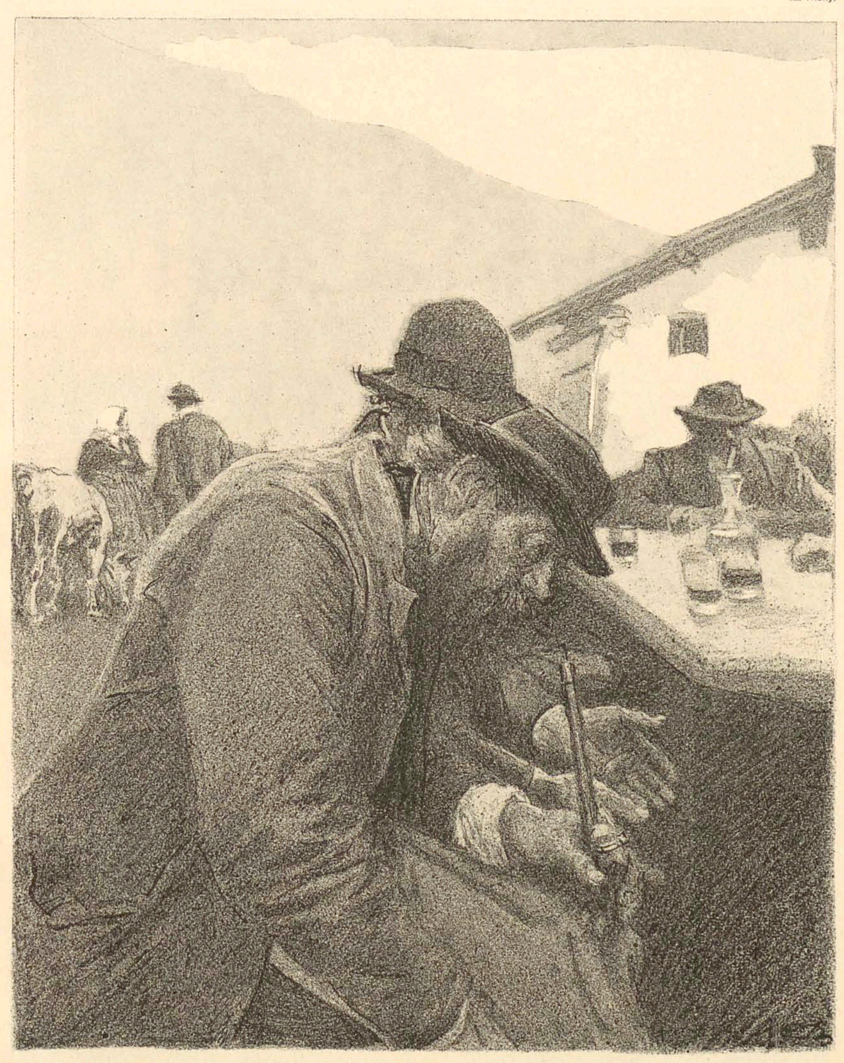
Angeln

Anton war in Aussee gewesen.
„Was haben Sie dort den ganzen Tag gemacht?"
„Geangelt."
„Was?"
„Hechte."
„Mit was?"
„Mit Weißfischen."
„Und die Weißfische?"
„Mit Fliegen."
„Und die Fliegen?"
„Mit einem Löffel aus der Suppe."

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.— ● Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile RM —.20 ● Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: E. Galshauser, München ● Herausgeber: Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München ● Redaktion und Verlag: München 13, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München. DA. 12300 IV. Vj. ● Erfüllungsort München ● Postscheck München 5802 ● Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

O du mein Österreich!

(E. Thöny)



„An Volksentscheid? Dean kriag'n mir erscht, wann all's so weit isch, daß 's Volk bloß no über dö aane Frag wird entscheid'n müass'n: Vogel friß oder schtirb!"

Europa

(E. Schilling)



„Vor Zeiten hat mich Zeus in der Gestalt eines Stiers entführt. Aber der asiatische Gott da drüben scheint es nicht auf Galanterien abgesehen zu haben.“

München, 17. März 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

Madame erwacht

(Olaf Gulbransson)



„Das Land einer Jeanne d'Arc kann unmöglich weiter den Frauen das Stimmrecht vorenthalten, ohne sich vor allen Kulturstaaten zu blamieren!" – „Oh, ma chérie, kämpfen darf eine Frau – aber mitreden, sagen sie, nimmt ihr allen Charme!"

Reminiscere

Wenn der teuren Toten wir gedenken,
wollen schweigend wir die Stirnen senken.
Worte sind an ihrer Gräber Schwellen
tönend Erz und Klang als wie von Schellen.
Nur ein treues Tagwerk will sich ziemen,
dessen wir uns selber nicht berühmen.

Schweigend wollen wir die Stirnen senken,
wenn der teuren Toten wir gedenken.

Dr. Owlglaß

Die Fliege

Von Richard Kirn

Der Bauer Jean-Baptiste Loucon klatscht in die Hände. Gackernd, schwerflügelig flattert ein Huhn von der Fensterbank. Der Bauer hat sein Mittagessen hinter sich. Die Frau hat ihm den Kaffee gebracht. Manchmal pflegt er sich noch eine halbe Stunde schlafen zu legen, denn er ist nicht mehr jung, aber heute fühlt er sich gequält von der Sorge um die Trauben, und deshalb steigt er jetzt speicherwärts. Wie es Landessitte ist, hängt er die Trauben auf. Es ist widerlich heiß hier auf dem Speicher; Kalk und Ziegel tragen die Sonne gut weiter; durch die Luke sieht Jean-Baptiste nur einen Fetzen kobaltblauen Tuches, das ist der Himmel.
Plötzlich wurde der Körper so schwer, wie er es noch nie gewesen war; etwas zog an dem Mann, eine würgende Hand; er sank, ohne es zu wollen; seine Finger griffen nach den staubigen Leitersprossen, aber sonderbar: diese Finger krümmten sich wohl, aber sie hatten keine Kraft, nirgends war ein Halt. Schwer wie ein gefüllter Sack plumpste der Mann zu Boden.
Das dumpfe Geräusch wurde im Hause gehört. Die Bäuerin kam herauf, wurde schlohweiß im Gesicht, schrie; der Knecht kam, zwei Mägde; man schleppte den Bauern in seine Kammer; nun lag er auf dem Bett, ganz friedlich, lag da und dachte: „So, das also ist der Tod." Er wußte, es war etwas Schweres und Entsetzliches mit ihm geschehen, er spürte, es würde bald vorbei sein mit ihm, er konnte kein Glied regen, keinen Finger heben, nicht einmal mit den Augenlidern zucken. Die Sterbegebete, die aus dem Nachbarraum kamen, gemurmelt von den Nachbarfrauen, erschreckten ihn nicht. Er war noch nicht sehr alt, nun gut, aber sein Leben war reich gewesen, erfüllt von guter Arbeit, und gelegentlich hatte er es sich auch wohl sein lassen, einmal mußte gestorben sein. Segen hatte auf seinem Tun gelegen. Der Hof war größer geworden, die Felder hatten vielfältige Frucht getragen.
Da spürte der Mann, wie eine Fliege über seine Stirn kroch. Sie lief nicht behend, wie Fliegen sonst tun. Sie lief klebrig und zäh; man spürte, wie ihre Füßchen sich mühsam fortbewegten, wie sie sich losrissen von der schweißnassen Haut. Der Mann litt unter der Fliege. Sie kam an das rechte Auge und steckte ihren kleinen Rüssel unter das Lid. Es waren ungeheure Schmerzen für den Liegenden, und das Schlimmste war, daß niemand kam, um die Mücke zu verscheuchen. Er selber aber konnte kein Glied regen, seine Lippen konnten keinen Laut formen. Die Fliege lief weiter, und jede ihrer Bewegungen war schmerzhaft; diese Fliege machte eine Sterbestunde, die friedlich hätte sein können, zur Hölle. Und niemand kam und half. In diesem Augenblick hatte der Mann eine Vision.

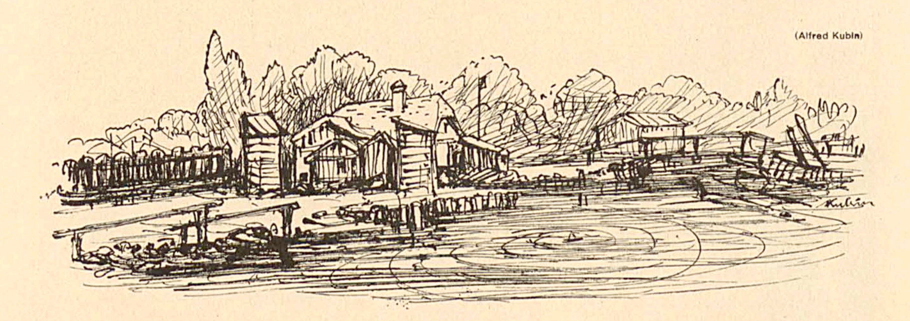
— — — — — — — — — — — — — —

Er sah sich vor vierzig Jahren.
Sah sein Schulzimmer, das noch stand, wie einst, sah die Bank, die noch stand, wie einst, sah sich selbst sitzen und mit der Hand eine Fliege haschen. Es war heiß, wie heute; die gelben Leinenvorhänge bauschte kein Wind. Er tauchte die Fliege ins Tintenfaß, tief. Nun mußte sie ertrunken sein. Sie war es nicht. Sie lief langsam und zitternd und schwer über ein Stück Papier, auf das er sie gesetzt hatte, zog eine immer schmaler werdende Spur Tinte hinter sich her; einer ihrer Flügel war zerstört, der andere zuckte. In diesem Augenblick wurde der Junge aufgerufen; er schrak zusammen, drückte rasch der Fliege den Rücken ein, damit sie nicht fortfliegen könne, gab verlegene Antwort, wandte sich wieder dem Tier zu, tunkte es aufs neue, nun unendliche Zeit, wie ihm schien, in die Tinte und dachte: Nun, nun ist sie tot. Aber sie war es nicht. Mühsam, verzweifelt schleppte sie sich weiter . . . da schrillte die Pausenglocke. Die Buben stürmten in den Hof. Für den Jungen war die Fliege vergessen, nie mehr sah er sie.

— — — — — — — — — — — — — —

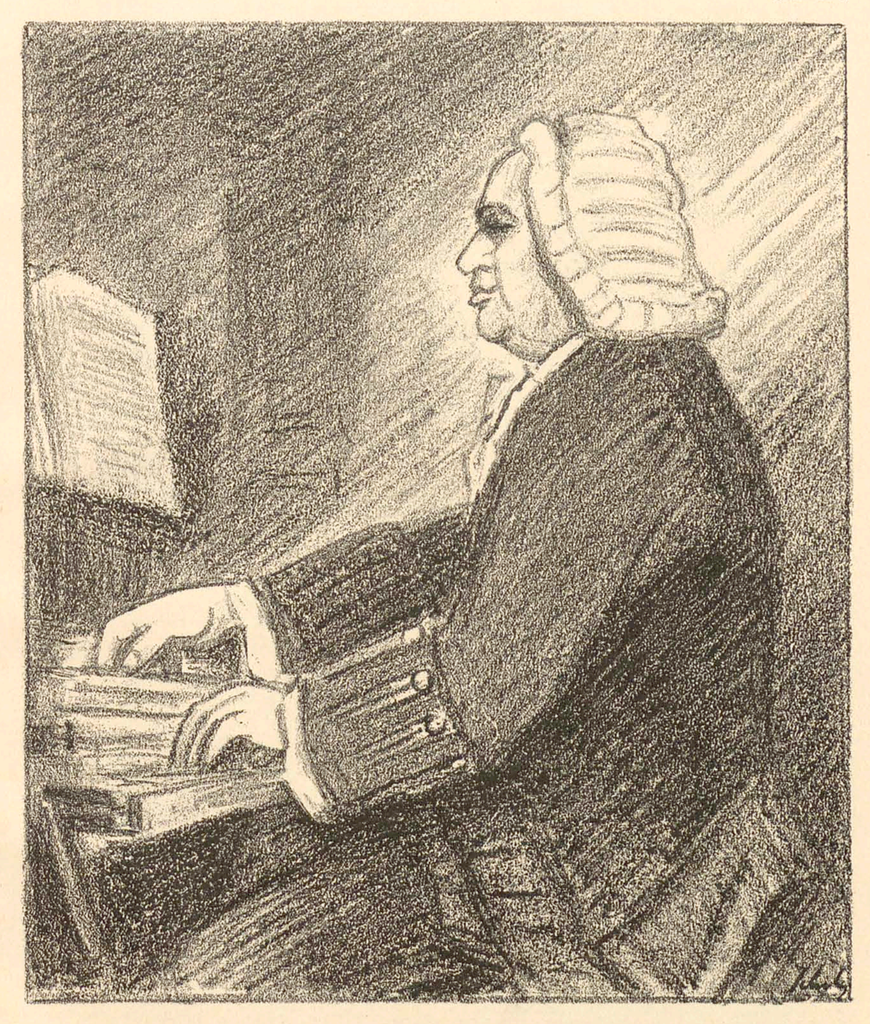
Jetzt aber wußte er: sie war vierzig Jahre leben geblieben, um ihn in seiner Sterbestunde zu quälen, unsagbar zu quälen für das, was er ihr einst getan hatte.
Zäh, klebrig, quälend lief die Fliege über das Gesicht des Sterbenden.

(Alfred Kubin)



Johann Sebastian Bach

(Wilhelm Schulz)



Zweihundertfünfzig Jahr' ist es nun eben her,
da kam ein Bach zur Welt, der wuchs sich aus zum Meer.
Doch sieh: sperrst Ohr und Seel' du auf, um ihm zu lauschen,
hörst du des Bächleins Lied durch alles Wogenrauschen. O.

Die Tauben

(O. Nückel)



Spekulation / Von Hermann Frauenhofer

Der Grabichler Balthasar, von Beruf Rentner — nicht einer von ehedem mit Hausbesitz, Bankdepot und Brillantring, sondern ein armer Teufel mit Invalidenrente —, hat mit seiner Frau einen Scheidungsprozeß geführt. Natürlich im Armenrecht.
Es war keine schöne, glatte Sache, wie sie die Gerichte und Rechtsanwälte gerne haben, Ehebruch oder grobe Mißhandlung, sondern allerhand kleine Unstimmigkeiten, Mangel an Bargeld, Meinungsverschiedenheiten über Wirtschaftsführung und zulässige Grenze des Alkoholgenusses und so weiter. Jeder hat den anderen Teil für den schuldigen erklärt haben wollen. Das Gericht hat sie alle beide abgewiesen; sie müssen beieinander bleiben.
Der Grabichler ist nicht zufrieden und läßt sich von seinem Rechtsanwalt die Akten geben. Er ist ein alter Spintisierer und Querulant, und was so ein studierter Richter zusammenschreibt, imponiert ihm noch lange nicht. Er weiß aus Erfahrung, daß es mit einer Instanz nicht aus ist, und daß die Herren von der zweiten Instanz es oft viel besser verstehen. Er will daher die Akten durchlesen, ob er nicht Berufung einlegen soll.
Aus Versehen gibt ihm der Buchhalter des Rechtsanwalts auch die Schriftstücke über die Gebühren, die für die Vertretung im Armenrecht aus der Staatskasse ausbezahlt worden sind, mit hinaus. Der Grabichler liest sie mit Staunen.
„Teufi, Teufi", sagt er zu sich, „so vui Geld." Das Geld wenn mir g'habt hätten, mei Alte und i, da hätt' es nöt so vui Krach geb'n."
Dann geht er zum Oberlandesgericht auf die Geschäftsstelle und sagt, daß er Berufung einlegen will. Der Beamte nimmt ein Protokoll auf, daß der Grabichler um das Armenrecht für die Berufung nachsucht.
„Sie erhalten Bescheid", sagt er dann.
Als der Grabichler die Zustellung erhält, daß ihm das Armenrecht bewilligt und ein Pflichtanwalt beigegeben ist, geht er wieder hinauf und sagt: „Ich möcht' da an Vorschlag machen. Ich nimm' die Berufung z'ruck."
Der Beamte will wieder ein Protokoll aufnehmen. Da sagt der Grabichler: „Aber es is a Bedingung dabei."
„Eine Bedingung?" sagt der Beamte.
„Es muß mir vom G'richt rauszahlt wer'n, was der Prozeß kosten tat."
„Sind Sie verrückt?" sagt der Beamte.
„Gar net", erwidert der Grabichler, „da erspar'n die Herrn vom Gericht alleweil no 's Papier und d' Arbeit."
Der Beamte klärt ihn darüber auf, daß das viele Geld nur im Interesse der Rechtspflege ausgegeben wird und nicht, damit sich der Grabichler einen Schnaps kaufen kann.
Der Grabichler brummt, dann geht er. Er begibt sich zu dem Rechtsanwalt, den sie ihm zugeteilt haben, und wird dort freundlich empfangen.
„Sie wollen in Ihrem Scheidungsprozeß Berufung einlegen, wir wollen die Sache besprechen."
„I möcht' vorher ebbas fragen", sagt der Grabichler.
„Ich höre", sagt der Rechtsanwalt.
„Wollts Ös mir von dem, was bei dem Prozeß verdeant werd, dös Halbete geben...? Dös is ka unrechts Verlangen. I' bin do bei der Sach' die Hauptperson, und bal i nöt mag, nachher gibt's koa Berufung nöt. Und nachher habts Ös gar nix."
Der Rechtsanwalt weiß nicht recht, ob er lachen oder grob werden soll.
„Mein lieber Mann", sagt er dann, „Sie sind kein schlechter Rechner, aber da haben Sie doch eine falsche Rechnung gemacht. Bei einem Prozeß ist es doch nicht wie bei einem Sauhandel. Wenn ich den Prozeß führen soll, erhalte *ich* die gesetzlichen Gebühren. Und wenn Sie das nicht wollen, dann lassen Sie es bleiben."
Der Grabichler macht ein saures Gesicht. Dann sagt er: „Nachher legen mir halt die Berufung a so ein", und er gibt die nötigen Aufschlüsse.
Dann fährt er nach Hause und wartet, bis seine Frau die Berufungsschrift zugeschickt erhält. Dann hat er eine längere Aussprache mit ihr. Frau Grabichler sucht ebenfalls um das Armenrecht nach; es wird ihr bewilligt.
Der Grabichler fährt wieder in die Stadt und geht zu dem Rechtsanwalt, der seiner Frau zugeteilt worden ist.
„I bin der Grabichler."
„Schön", sagt der Rechtsanwalt, „aber Sie sind offenbar im Irrtum. Ich bin nicht Ihr Anwalt, sondern der Anwalt Ihrer Frau und habe mit Ihnen nichts zu verhandeln."
„Grad wegen dem Verhandeln bin i da", erwidert Grabichler. Und er rechnet dem Rechtsanwalt vor, was er bei dem Prozeß verdient, und sagt dann diesmal etwas zögernd, daß er von dem Geld einen Anteil haben will.
„Das ist doch eine Unverschämtheit", braust der Anwalt auf.
„Da is gar nix unverschämt, bals Ös net mögts, nimm' i einfach die ganze Sach' z'ruck."
Der Rechtsanwalt wirft ihn hinaus.
Der Grabichler denkt nach; aber es fällt ihm nichts mehr ein. Am nächsten Tage erhält sein Rechtsanwalt einen Brief von ihm, und der lautet:

Lieber Freund!

Indem ich es mir anders überlegt habe, laß i die Sache guat sei. Jetzt habts einen Dreck. Mit Gruß Balthasar Grabichler.

Zeitlose Geschichten

Satans Sieg

Michel de Montaigne und der Baron von Coupène verwalteten eine Pfründe mit dem Namen Lonhotan. Sie lag in einem einsamen, fruchtbaren Tal, das seine paar hundert Bewohner gut ernährte. Man schloß sich dort von alters her gegen die Welt ab, kannte keine Unterschiede des Standes und der Arbeit, war glücklich, lebte mäßig und wurde alt. Ein einziger greiser Pfarrer, der nicht gerne las und schrieb, betreute die Seelen.

Dieser friedliche Winkel ärgerte wohl den Satan. Er fuhr jedenfalls eines Nachts in den Kopf des dümmsten Mannes von Lonhotan und gab ihm ein, er müsse seinen Sohn studieren lassen. Dieser tat es. Als der Junge als Advocatus zurückkam, wurde just eine Ziege vermißt. Das geschah sehr oft in Lonhotan und regte niemanden auf. Der Advokat aber schrie so lange, sie sei gestohlen, bis er seinen ersten Prozeß fertig hatte. Jetzt bildeten sich Parteien. Es kam zu Beleidigungen, und der junge Rechtsgelehrte war bald mit seinen Einnahmen zufrieden. Da aber Ärger der Galle und der Niere schadet, wurden etliche Einwohner krank, so daß ein Arzt, der den Advokaten besuchte, es lohnend fand, sich hier niederzulassen. Er belehrte alle Leute darüber, wieviel Schmerzen ein Mensch habe und an wieviel Krankheiten er sterben könne. Obwohl man bisher in Lonhotan alles mit Knoblauch behandelt und damit gute Erfolge erzielt hatte, trank man jetzt übelschmeckende Mixturen, die sehr teuer waren. Um sie anzufertigen, rief der Arzt einen Apotheker herbei. Seitdem stieg die Sterblichkeit so, daß der Friedhof erweitert und ein junger Kaplan angestellt werden mußte.

Da aber nun vier Männer der Gelehrtenzunft in Lonhotan waren, wollte fortan jede Familie unter den Ihren einen mit dem Doktorhut haben. Vorbei war es mit der Gleichheit in Stand und Arbeit. „Der Geist“ triumphierte und ward gebührend geehrt.

Als aber erst zwölf graduierte Academici in dem ehemals friedlichen Tale wohnten, fand Satan, er könne seine Aufmerksamkeit fortan einem andern Ort zuwenden; denn in Lonhotan sei seine Sache jetzt in guten Händen.

Gläserner März

Das ist ein anderes Licht als gestern noch,
Das ist als gestern noch ein anderes Blau!
Neben dem gelbverschlammten Wasserloch
Wackelt auf einmal eine Blume, schau!

Wackelt im Winde eine Blume, sieh!
Über den gelben Wasserspiegel läuft
Mit raschen Beinen, daß es nicht ersäuft,
Läuft da ein lederiges Spinnenvieh!

Rennt da ein warzenbraunes Tausendfüßler-
Das eilig flitzt [tier,
Und in den Spiegel blanke Linien ritzt
Wie ein Glasermeister schier.

Wohl auch ein Glasermeister hat
Den blauen Himmel blitzend aufgebaut —
Die Sonne auch, die durch die nackten Zweige
Ist wie aus Glitzerglas ein Rad. [schaut,

Georg Britting

Wahres Märchen

Es war einmal eine große Stadt in alter Zeit, die in dreißig Jahren nur einmal einen kurzen Krieg gehabt und darum viel Geld in ihrer Burg aufgespeichert hatte. Sie wurde durch einen Mann regiert, der Bauten errichtete und den Künstlern zu tun gab. „Selbstverständlich aus persönlicher Eitelkeit“, sagten die Bürger. So oft die Bürger auf dem Marktplatz zusammenkamen, faßten sie deshalb Beschlüsse, in denen sie mißbilligten, „daß ihre Stadt wie eine eitle Buhlerin ausstaffiert, mit kostbaren Steinen und kunstvollen Bildern behangen werde und überflüssige Bauten erhielte“. Auch wandten sie sich scharf dagegen, daß ein Bildhauer von schwachem Talent Aufträge erhielt, weil er den Regenten, den man den „Meerzwiebelkopf“ nannte, vermutlich bestach.

Diese Stadt hieß Athen, der „Meerzwiebelkopf“ Perikles, der talentlose Bildhauer Phidias, die überflüssigen Bauten die Propyläen und das Heiligtum der Athena Parthenos — und das Ganze war das goldene Zeitalter.

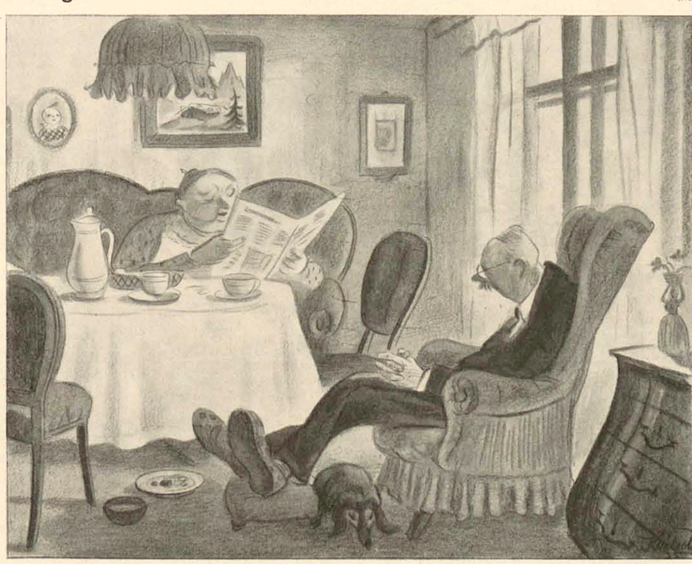
W. T.

Erinnerungen

„Musik weckt oft alte Erinnerungen.“
„Ja. Besonders Operettenpremieren.“

Ein Nörgler

(Rudolf Kriesch)



„Überall steht von der Kriegsgefahr in Abessinien!“ — „Dös bringen s'! Und 's Stiftungsfest von unserm Sparverein?“



(Aus den Jahren der Korruption)

Preis des Werkes (27×37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13, Postscheck München 5802

An die deutsche Jägerschaft!

Für alle Landesteile Deutschlands tritt am 1. April 1935 das Reichsjagdgesetz in Kraft. Bei dem Antrag auf einen Jahresjagdschein sind in Vorlage zu bringen:

1. der Abschluß einer Jagdhaftpflichtversicherung,
2. der Nachweis über den Bezug einer der drei anerkannten Jagdzeitungen für das laufende Jagdjahr (1. April 1935 – 31. März 1936).

Die älteste deutsche Jagdzeitung, „Der Deutsche Jäger", München, überragend redigiert und hervorragend illustriert, ist ebenfalls amtliches Pflichtorgan und veröffentlicht u. a. auch die sämtlichen amtlichen Nachrichten und Jagdverpachtungsanzeigen, ferner die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen. Seit 56 Jahren ist „Der Deutsche Jäger" eng verwurzelt mit dem deutschen Weidwerk.

Wähle ab 1. April 1935 zu Deinem Fach- und Pflichtorgan den „Deutschen Jäger", München!

Der Bezugspreis beträgt ab 1. Juli RM 1.25 für den Monat, also für den Jahresbezug RM 15,– (bis 1. Juli RM 1.50 pro Monat). Der Bezug muß direkt durch den Verlag oder durch eine Buchhandlung erfolgen.

Nicht der Preis allein darf ausschlaggebend sein, sondern in erster Linie die Leistung, und „Der Deutsche Jäger" ist nach allgemeinem Urteil eine der besten deutschen Jagdzeitungen.

Bestellen Sie postwendend! Wir übersenden Ihnen dann umgehend die notwendige Bestätigung für den Kreisjägermeister.

„Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer Verlag)
München 2 C, Sparkassenstraße 11

Probenummer und Literatur-Prospekt auf Verlangen unverbindlich.

Wie ich die Furcht vor Herrn Lehrer Köhler verlor

Als ich acht Jahre alt war, hatte ich große Furcht vor unserem Klassenlehrer, Herrn Köhler. In der Tat war Herr Köhler ein sehr bärbeißiger Mann, so daß sogar sein eigener Sohn Horst, mein Klassengenosse, oft vor dem Gewaltigen zitterte. Horst schlich gleichsam ständig auf den Zehen vor seinem Vater, und es war die größte Erschütterung meiner Knabenjahre, plötzlich einmal, völlig unvorbereitet und meinen Ohren nicht trauend, zu bemerken, daß Horst Herrn Köhler „du" nannte. Es geschah in einer Pause, als ich mit dem Lehrerssohn auf dem Schulhof spazierenging. Denn während des Unterrichts war es nie zu persönlichen Zwiegesprächen zwischen Vater und Sohn gekommen.

Am Nachmittag holte ich Horst zum Drachensteigen ab, und wir schlichen beide auf den Zehen durch die elterliche Wohnung. Da der Sohn noch einen Auftrag der Mutter zu erledigen hatte, öffnete er leise die Tür der guten Stube, schob mich hinein und schloß die Tür vorsichtig hinter mir wieder. Ich sollte warten.

Ich sah mich im Zimmer um und gewahrte, o Schrecken, in einer Nische vor dem Fenster Herrn Lehrer Köhler, stehend, in ein Buch vertieft. Meinen großen Papierdrachen unter dem Arm haltend, machte ich ein paar linkische Verbeugungen zum Fenster hin, aber Herr Köhler bemerkte sie nicht. Er las weiter und schien von meiner Anwesenheit nichts zu ahnen.

Da geschah etwas Fürchterliches. Herr Köhler, dessen Bärbeißigkeit mit schlechter Verdauung zusammenhing, wie ich heute anzunehmen geneigt bin, erleichterte sich plötzlich. Ich kann das hier nicht näher beschreiben. Jedenfalls: es war ganz kolossal, wie ich es nie zuvor erlebt hatte.

Ich hielt meinen Papierdrachen an mich gepreßt, damit er nicht knittern sollte; ich hielt den Atem an. Denn jetzt meine Anwesenheit Herrn Köhler zu verraten, erschien mir verdammt unpassend. Ich zählte die Sekunden, daß Horst zurückkäme.

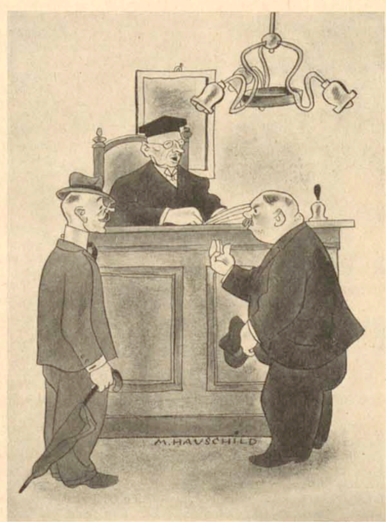
Endlich kam er und holte mich aus dem Zimmer. Aber diesmal bemerkte uns Herr Köhler; er bemerkte, daß ich im Zimmer gewartet hatte, sah uns sehr groß an und knurrte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen.

Als Herr Köhler am nächsten Morgen das Schulzimmer betrat, warf er mir einen prüfenden Blick zu und einen ebensolchen über die gesamte Klasse. Aber da alle ernst blieben, war daraus zu ersehen, daß ich nichts verraten hatte. Von diesem Tage an wurde er freundlicher zu mir, und ich wurde aufgeschlossener und zutraulicher. Oft, wenn ich an Herrn Köhler auf dem Korridor vorüberging, tauschten wir Blicke stummen Einvernehmens, geheimen Wissens.

Ich habe nichts verraten, ich habe geschwiegen, dreiunddreißig Jahre lang — bis heute.

Alfred Baresel

Die Entschuldigung (M. Hauschild)



„Und warum i Eahna so g'schimpft hab? I war halt aa amal guat aufg'legt, net wahr?"

Genfer Tragikomödie

Selbst Paraguay, das sich im Krieg zerfleischt
um die Chaco-Petroleum-Quellen,
sieht sich, vom Völkerbund schwer enttäuscht,
veranlaßt, ihn abzubestellen!

Man arbeitet scheinbar im Genfer Haus
nicht streng nach planvollen Linien —:
denn Italien schickt doch Truppen hinaus
zum Krieg gegen Abessinien — — —

Und nachdem es im Falle Mandschukuo
genau so kläglich versagt hat,
fragt man sich doch, warum und so
es überhaupt „getagt" hat?

Was hat denn der treffliche „Völkerbund"
in sechzehn Jahren geschaffen?
Die ganze Welt kam auf den Hund,
und die ganze Welt starrt in Waffen!

Wär' er eine simple G. m. b. H.,
müßt' er schleunigst Konkurs ansagen.
Und es wären keine „Aktiven" da — — —:
Mensch: laß ihn nur weiter „tagen"!

Benedikt



Zeitungs-Ausschnitte liefert: **Adressen** schreibt: **Wurfsendungen** erledigt: für Sie **Adolf Schustermann**

Gegründet 1901 Berlin S.O. 16 Rungestr. 20
Fernruf F 7, Janowitz 5116, 5117 und 5811
Druckschriften bitten wir anzufordern!

Schwachen Männern sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos Gerusan-Vertrieb Bad Reichenhall 670.

Gesundheitspflege! Liste 10 grat. u. unverbindl. sendet Gummi-Keller, Frankfurt a. M. Speyerer Straße 17 a.

Jagdliteratur
Jagdprakt. Werke, Jagdromane, kynologisch. Werke durch F. C. Mayer Verlag (Der Deutsche Jäger) München 2 C, Sparkassenstraße 11.
Verlang. Sie kostenfrei uns. Literaturprospekte.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: **Kottler** Zum Schwabenwirt **Metzstraße 31** Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN: **Kottler** Zur Linde **Marburger Straße 2** a. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künstler-Lokal

Schöne weiße Zähne Chlorodont

Hans Halmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jäger Bacherl
In Leinen gebunden RM. 1,80
Es ist ein seltener Glücksfall, daß Hans Halmbacher, Thomas letzter Jäger „Bacherl", auf den Gedanken kam, Ludwig Thoma als passionierten Jäger und begeisterten Naturfreund festzuhalten. Damit hat Bacherl einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Ludwig Thoma als Mensch geliefert.
F. C. Mayer Verlag, Abt. Sortiment, München 2 C
Sparkassenstraße 11

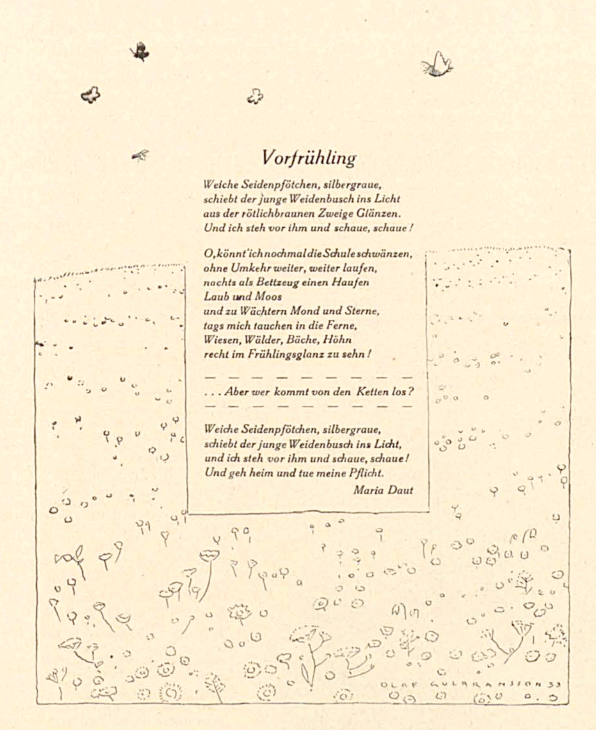
Des deutschen Miche's Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Ein Memento in ca. 150 Bildern mit Text / Preis 70 Pfennig franko.
Simplicissimus-Verlag / München 13


MASSKORSETTS auch für Herren, auch Leder-Hosenkorsetts zur Figurverschönerung. Orthopädische Korsetts, Damenwäsche usw. H. Krabe, Berlin W 50/7, Ansbacherstr. 35

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbund. mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Preis Mk. 1.50, gratis zur Ansicht durch Verlag Silvana 6, Herisau (Schweiz).

Die verlorene Jugendkraft erhalten Sie wieder durch: **Dr. Rix Potential-Tabletten.**
Die unterbrochene Drüsentätigkeit kehrt wieder und jede Neurast. wird bes. (selbst b. 60-70 jähr.). Ein Versuch überz. Diskr. Vers. geg. Nachn. 100 Tabl. zu RM. 6.– frko **Dr. S. RIX & Co., Düsseldorf 88**

Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag München 2 C Sparkassenstraße 11



Vorfrühling

Weiche Seidenpfötchen, silbergraue,
schiebt der junge Weidenbusch ins Licht
aus der rötlichbraunen Zweige Glänzen.
Und ich steh vor ihm und schaue, schaue!

O, könnt' ich nochmal die Schule schwänzen,
ohne Umkehr weiter, weiter laufen,
nachts als Bettzeug einen Haufen
Laub und Moos
und zu Wächtern Mond und Sterne,
tags mich tauchen in die Ferne,
Wiesen, Wälder, Bäche, Höhn
recht im Frühlingsglanz zu sehn!

— — — — — — — — — —

. . . Aber wer kommt von den Ketten los?

— — — — — — — — — —

Weiche Seidenpfötchen, silbergraue,
schiebt der junge Weidenbusch ins Licht,
und ich steh vor ihm und schaue, schaue!
Und geh heim und tue meine Pflicht.

Maria Daut

Der Bastmantel / Von Edmund Hoehne

Ein junger Student aus Paraguay, seit seinem zehnten Lebensjahr in Europa, wo sein Vater Diplomatendienst tat, hatte in Paris, London und Berlin gearbeitet und kehrte sehnsüchtig in seine Heimat zurück. „Was sind wir?" fragte er sich. „Die Nachfolgestaaten der Spanier und Portugiesen. Bleiben wir ewig nichts als Nachfahren von Europäern, die oft recht zweifelhaften Wertes waren? Wo sind unsere Wurzeln? Liegen sie nicht ebenso weit verzweigt im alten Reich der Inkas? Wo sind die Enkel unserer indianischen Ahnen?" — „Sie sind", antwortete ein Freund, „Straßenhändler und Tagelöhner, zerlumpt und dreckig; sie hausen in elenden Hütten bei den Landgütern und in Kellerlöchern der Vorstädte." — „Ach nein", wehrte der Student ab. „Das sind degenerierte Mischlinge. Ich suche die reine Inkarasse." — „Die findest du nur noch in den Sümpfen des Gran Chaco. Dort sollen noch winzige Horden schmächtiger Rothäute sitzen; sie schleichen wie ein schattenhafter Spuk der Vorzeit durch das Dickicht. Aber erspare dir eine Enttäuschung. Geh lieber in die Kunstakademie. Dort ist eine Ausstellung von modernem Hausgerät, von Stoffen und Keramik, die Professor Jujuy und seine Schüler nach Motiven der historischen Sammlungen und der Berg- und Chacofunde entworfen haben. Ihre Werkstätten haben viel zu tun. Unsere neue Generation hat es satt, sich die Warenhauskultur von Paris und Madrid herüberschicken zu lassen. Sie will unsere Eigenwelt wie du . . ." — „Entworfen!" spottete der Student. „Läßt sich eine wahre Nationalkultur am Schreibtisch, am Zeichenbrett zusammenstellen, und lägen noch so viel echte ‚Motive' vor?"

Dennoch besuchte er die kunstgewerbliche Schau und war begeistert; nur spürte sein geschulter Sinn das heimliche Fieber der Stadtromantik, die wie die trockene Tropenfäule das Holz zerpulverte und die Fasern der bunten Teppiche auflöste. Er ließ sich nicht täuschen durch die begeisterten Artikel der Staatszeitungen, so ehrlich sie gemeint waren. „Nein", sagte er zu seinem Freund, „ich will die echte und nicht die anilinfarbene Indiokultur erforschen, und mag sie noch so elend unter Sumpfpalmen vor sich hinbrüten. Vielleicht öffnet sich ein Weg aus dem Dschungel; denn der allzu kurze und bequeme Weg vom ersten in den zweiten Stock vom Akademiemuseum führt ins Leere." — „Seit drei Wochen gibt es nur noch eine Möglichkeit, in den Gran Chaco zu kommen: Werde Soldat! Es ist Krieg zwischen uns und Bolivien."

Der Student dachte an spöttische Gespräche in Pariser Cafés über den Petroleumkrieg, in dessen höchsten und fernsten Stabsquartieren die Ölmagnaten Amerikas saßen. „Aber was soll's? Man ist in Paris kein Franzose, in Berlin kein Deutscher, in Lissabon kein Portugiese. Man ist doch nur ein Sohn von Paraguay, und hat auch Bolivien die gleiche Kolonialgeschichte, die gleiche Volksmischung, den gleichen Staatsaufbau, so bleibt mir das Hemd näher als der Rock, wie die Deutschen sagen. Es gibt auf der Welt nichts Festeres zu halten, und der Völkerbund ist natürlich nichts als Aktionärversammlung eines Welttrusts, zu dem Paraguay aus Geschäftsgründen gehört." Er war sich völlig klar über diesen Krieg und sagte sich, daß man Staatspapiere unter Umständen an der Front und nicht immer nur an der Börse verteidigen kann, daß aber für eine eigenwüchsige Andenkultur gesunde Staatspapiere eine unerläßliche Voraussetzung seien.

Darum meldete er sich freiwillig, wurde rasch ausgebildet und rückte mit ein in die grüne Hölle des Grenzlandes. Er haute sich mit vor durch Lianennetze und Wurzelgitter, schoß auf den Rat alter Buschkorporäle auf bestimmte Färbungen in diesem Teufelschaos von Grünnuancen und fand nach Tagen, wenn man hundert Meter nördlicher war, daß ein matter Smaragdton einen Bolivianer bedeutet hatte und inzwischen in Braunrot und fahles Gelb übergegangen war. Eines Tages merkte er selbst, daß er für den Feind ein verdächtiges Kolorit gewesen war, fiel um und verlor das Bewußtsein. Als er wieder erwachte, war die Wunde verkrustet, aber niemand lag mehr neben ihm. Er raffte sich auf, verband sich notdürftig und schlich weiter. Er muß die völlig falsche Richtung gewählt haben, denn nirgendwo fand er eine Spur des Kriegs, kein Erdlochmagazin, keine Schützenlinie, kein Feldtelephon.

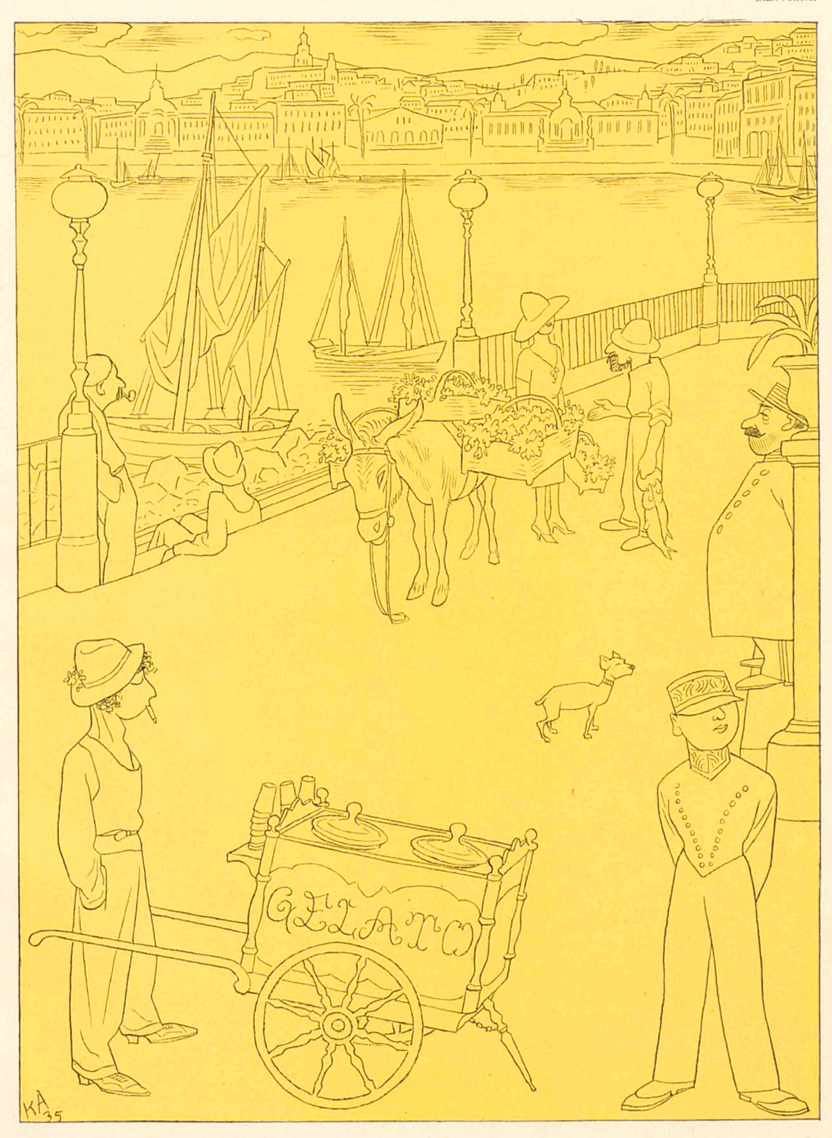
So kam er nach drei Tagen, erschöpft und fiebernd, zu einem Rudel von Urwaldtieren, welche Menschengestalt hatten. Sie wagten nicht, den Eindringling zu töten, weil sie ganze Kompanien in der Nähe vermeinten. Er schoß ihnen einiges Raubzeug weg, das vor dem geisterhaften Ringen an gespenstischer Waldfront in ihre unberührten Gebiete geflohen kam. Und als er den Häuptling mit Chinin vom Tod, der aus einer schimmernden Wolke glitzernder Mücken über ihn gefallen war, geheilt hatte, gaben sie ihn nicht wieder her, hüllten ihn in einen Bastmantel und lehrten ihn die Sterbeseufzer der Inkasprache nachstammeln.

Die ganze Horde fiel eines Tages in die Hände von Bolivianern, die zu einem überraschenden Flankenstoß vorrückten. Der Student gab sich aus Furcht, vom haßerfüllten Feind aus gleicher Sippe erschossen zu werden, nicht zu erkennen. Als Uramerikaner kam er ins Feldlager des Gegners.

Und — seltsam — auch hier war ein Kulturjäger, der den ganzen zitternden Stamm systematisch unter die wissenschaftliche Lupe nahm, damit die Rechte Boliviens am Ölsumpf des Gran Chaco durch irgendwelche historischen Zusammenhänge geheiligt werden konnten. Und da alle Gründe der Gegenwartskultur längst schal geworden waren und keinen Leser der Petroleumpresse mehr lockten, so mußte der Duft wilder Orchideen und von indianischem Weihrauch gesucht werden, damit das Gebräu politischer Abhandlungen wieder neu und schmackhaft wurde. (Schluß auf Seite 610)

Nulla salus bello

(Karl Arnold)



„Das Ausland hat seit Versailles wenig Geld, und unsere Leute reisen heuer an die abessinische Riviera."

Der Bastmantel

(Schluß von Seite 608)

Es stellte sich heraus, daß der wilde Mann im Bastmantel der Zugänglichste und Klügste war. Er konnte bald mit einigen Brocken Kolonialspanisch die heimische Keramik und Webkunst schildern; er sang sagenhaft alte Lieder und zeichnete Inka-Ornamentik in den Sand. Er beschimpfte die Leute von Paraguay mit solch wildem Haß, daß er mehr Bewegungsfreiheit erhielt und als Unikum von Stab zu Stab geführt wurde. Bald erschien in der Staatszeitung von Bolivien ein Artikel, der seine Angaben zugunsten der Ansprüche Boliviens auswertete.

Plötzlich war er fort. Und acht Tage später bewiesen die Zeitungen von Paraguay, daß der Feind mit den Entwürfen von Professor Jujuy und seinen Schülern Paraguay das Recht auf den Gran Chaco zugestanden hatte. Der Bastmantel um Boliviens Kampfziel stammte aus dem Museumsatelier des Gegners.

Ganz Südamerika lachte. Aber der Student bat, in ein Lazarett geführt zu werden, weil die schlecht verheilte Wunde eine Seuche angelockt hatte. Er wurde wegen seiner Verdienste um die Heimat nach der Heilung entlassen, und es war ihm recht. Er wurde stumm und hörte kaum mehr auf die Heeresberichte.

Der Krieg schwelt weiter . . .

Lieber Simplicissimus!

Ein auch bei uns geschätzter Künstler aus der Levante war in einem norddeutschen Hause zu Mittag gebeten. Er sprach sehr viel und sehr amüsant und vernachlässigte darüber etwas die bei uns üblichen Tischsitten. Als Nachtisch gab es einen Pudding mit Vanillesauce. Als dann Kaffee gereicht wurde, war der illustre Gast so sehr durch das gefesselt, was er gerade erzählte, daß er statt der Milch Vanillesauce in seine Tasse schüttete. Der Hausherr sah das Unglück und beobachtete gespannt, was sich nun weiter entwickeln würde. Auch der Herr aus der Levante schien bemerkt zu haben, daß die kleinen schwarzen Partikelchen, die jetzt auf seinem Kaffee schwammen, dort nicht hingehörten. Er fischte sie — ohne den Fluß seiner Rede einzudämmen — einzeln mit dem Löffel heraus. Schließlich erbarmte sich der Gastgeber seiner und sagte: „Sie haben statt der Sahne Vanillesauce genommen." Da leuchtete das Antlitz des Gastes auf. „Oooh!" erwiderte er erfreut, „hobe gedacht, sind Fliegän!"

Fundstücke

Aus dem Brief eines Vormundes, dem die Bürde seines Amtes zu schwer wurde, an das Vormundschaftsgericht: „Teile dem Herrn Oberrichter mit, daß die Leni jetzt auch heiraten könnte. Sie ist jetzt zwanzig Jahr alt und ein Untrumm Frauenzimmer. Von mir bekommt sie einen Schreibtisch und die Aussteuer mit. Das Gericht wird jetzt wohl einen Mann für sie herbringen!"

*

Aus der „Märkischen Zeitung":

Rasch tritt der Tod den Menschen an

Der hier im Kreise sehr bekannte Bücherrevisor X. X. . . . ., der hier seit Tagen sein Geschäft erledigte, ging ins Bett und war nach einer Stunde eine Leiche. Jedenfalls ein leichter Tod, jedoch für die Angehörigen um so schmerzlicher.

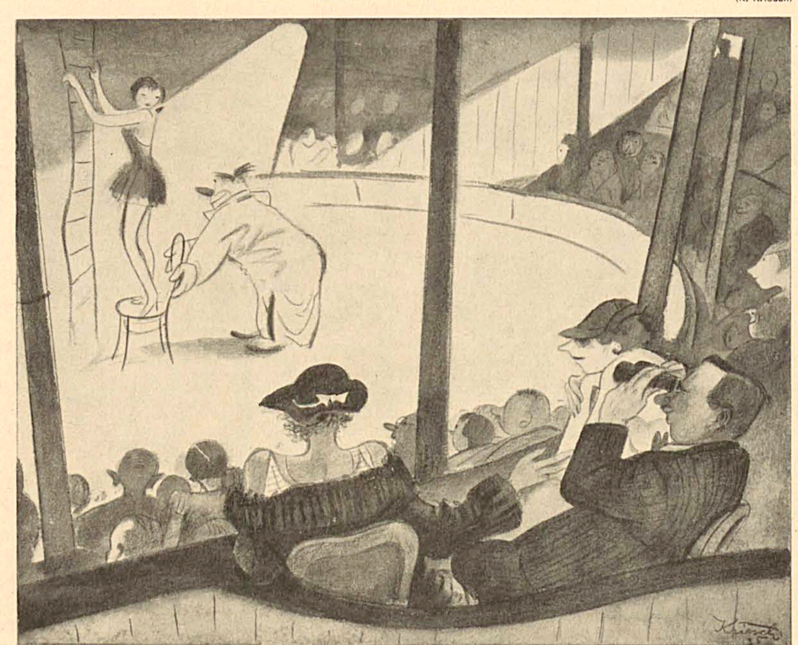
*

Wohnungen

Der neue Mieter betrachtete die Parterrewohnung. „Sind auch keine Mäuse hier?" Der Hausherr lächelte: „Aber Herr Doktor — Mäuse in der feuchten Wohnung?"

Antifebrin

(R. Kriesch)



„Aha, und jetzt steigt die reizende Kleine in die Zirkuskuppel . . ." — „Gib das Glas her, sonst steigt sie dir in den Kopf!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** • **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** • **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 • **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Gaishauser, München** • Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** • Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 • Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13300 IV. Vj. • **Erfüllungsort München** • **Postscheck** München 5802 • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart • Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Rangordnung

Kürzlich nahm mich eine Bekannte mit, um mir in einem sehr neuzeitlichen Altersheim ihre Zweizimmerwohnung mit Küche, Bad usw. zu zeigen. Am Eingang zum Heim begegnete uns eine Dame, die eben das Haus verließ. Blick und Art, wie beide in beredtem Schweigen aneinander vorübergingen, veranlaßten mich zu der Frage, ob meine Bekannte diese Dame kenne.

„Ja, ich kenne sie schon, aber es fällt mir ja nicht ein, sie zu grüßen! Die bildet sich ohnehin ein, sie wäre die Königin da herinnen, weil sie eine Dreizimmerwohnung besitzt“, sagte meine Bekannte. Als wir nach Besichtigung der Wohnung das Heim wieder verließen, fügte es sich, daß gerade eine Dame ins Haus hereinwollte. Zu meiner Überraschung gab es hier das gleiche Manöver, als die beiden Heiminsassinnen aneinander vorüber mußten.

„Sehen Sie“, sagte meine Bekannte nun von selbst, „diese grüße ich nun auch nicht! Fällt mir doch gar nicht ein; denn die hat ja nur e i n Zimmer, und d a s geht nach Norden!“

Lieber Simplicissimus!

Als wir zum erstenmal auf dem Kasernenhof „Links um!“ und „Rechts um!“ übten, ergab es sich, daß einer der Rekruten den neuen Anforderungen nicht gewachsen war und ständig die Richtung verwechselte. Da er sich als Knecht bei Pferden, der Zivilstellung nach, bezeichnete, wurde er einem Wachtmeister zum Strafexerzieren überantwortet. Wir kamen bereits vom Mittagessen und schlenderten gemütlich über den Kasernenhof, da sahen wir, daß der Arme immer noch vor der Stalltüre stand und unter Aufsicht des Wachtmeisters Wendungen übte. Er hatte in der linken Hand ein kleines Bündel Heu und in der rechten eine Garbe Stroh. Und der Wachtmeister kommandierte zornig, mit hochrotem Kopf: „Heu um!“ — „Stroh um!“

*

Mein Jüngster möchte brennend gern in den Zoologischen Garten gehen. Schon früh beim Aufstehen bettelt er darum. Ich versuche seinen Wunsch pädagogisch etwas auszuwerten und verspreche ihm, daß wir uns heute nachmittag den Löwen und all die anderen wilden Tiere ansehen würden, wenn das Wetter schön werde und wenn er sich jetzt am Morgen den Hals ganz sauber wasche. Daraufhin bleibt er einige Sekunden nachdenklich vor seiner Waschschüssel stehen, dann sagt er: „Ja, und wenn das Wetter nicht schön wird, dann steh ich da mit meinem gewaschenen Hals!“

*

Der nette junge Mann schrieb an des Försters Töchterlein: „Ich hätte gern ein Bild von Ihnen!“
Das Töchterlein schickte ihm ein Bild.
Klopfenden Herzens wartete sie auf Antwort.
Die Antwort kam. Es war eine Enttäuschung.
„Warum haben Sie mir ein Bild geschickt“, schrieb er, „wo Sie mit Ihrer Tante zusammen photographiert sind? Ich wollte ein Bild von Ihnen allein!“
Da aber schrieb das junge Mädchen empört: „Was fällt Ihnen ein! Ich kann doch nicht bei Ihnen allein in Ihrem Zimmer sein!“

Rekordfresser

(Vierthaler)



„Hoffentlich schaffen wir die nächste Spitze noch!“ — „Warum denn nicht? Wenn man sich mit der Aussicht nicht aufhält, ist alles zu machen.“

Abends singen die Mütter

Abends in der Welt, wenn die sanften, müden Kleinen
oft vor Verlangen nach Traum in den dunklen Bettkojen weinen,
sitzen die Mütter in Afrika oder Europa und Tibet
und singen, daß die Tränenflut vor dem Schlaf vergeht.

Abends sitzen die Mütter und singen in allen Sprachen der Welt,
daß der Traum sanft wie die Feder des Vogels
in die kindlichen Herzen fällt.
Fallen die Augen zu, bald sind die Schmerzen versunken,
die Herzen der Mütter haben die kindlichen Tränen getrunken.

Von den Tieren singen sie, die auch anfangen zu schlafen,
und von Sternen, die sich am Ende der Welt im Raume trafen,
und von Blumen und Winter und Panther
und im Hofe dem alten Baum —
Kinderherzen nehmen Mütterlieder auf wie Vorspeise zum Traum.

In den Ländern der Welt singen die Mütter
am Abend ein zärtliches Wort,
bald kommen die zarten Schlafe und nehmen die Herzen fort.
Hören die Mütter zu singen auf, vernehmen's die Kleinen nicht mehr,
schauen schon längst von den kindlichen Sternen
auf die müden Mütter her.

Walter Bauer

Emigranten in Monte Carlo

(E. Thöny)



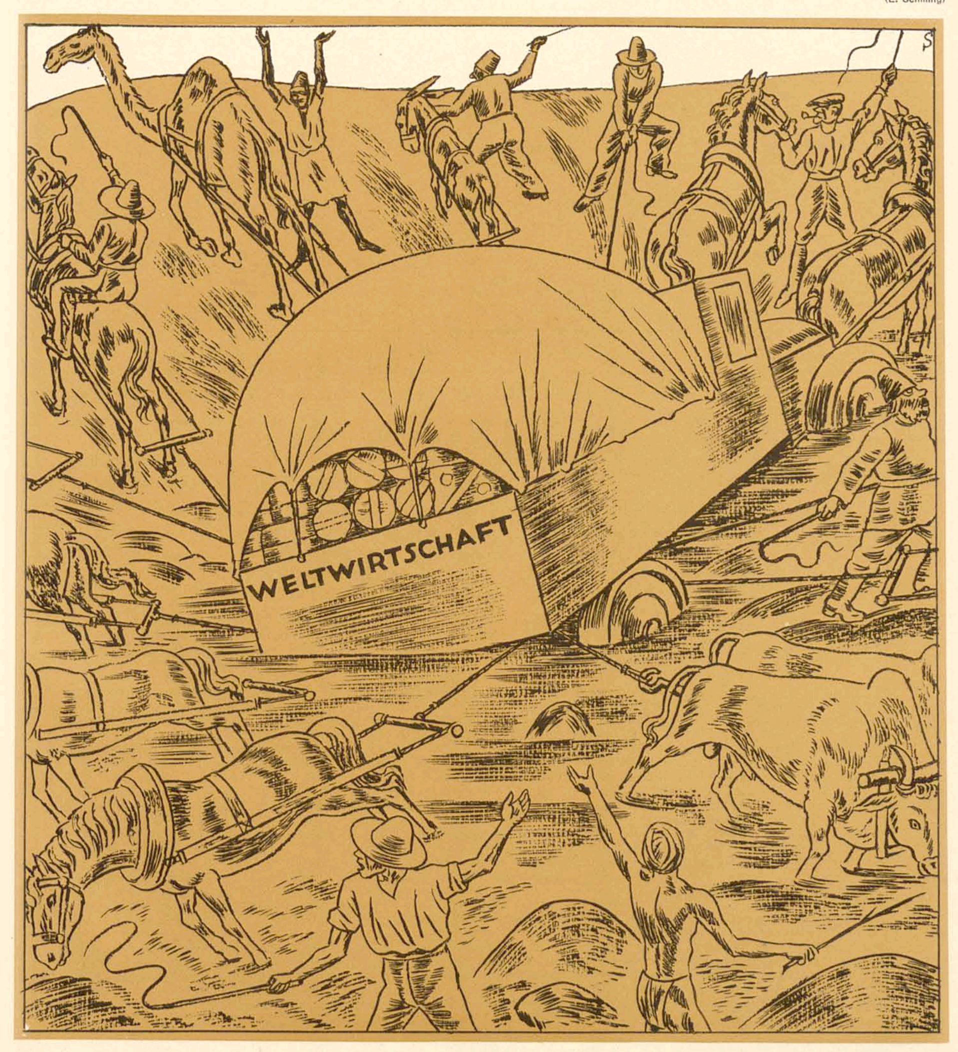
„Das Casino hat sich gestern sehr taktlos benommen! Unser Freund Jibbich hat doch alles verspielt, und da gab man ihm — eine Rückfahrkarte!“

München, 24. März 1935 **Preis 60 Pfennig** 39. Jahrgang Nr. 52

SIMPLICISSIMUS

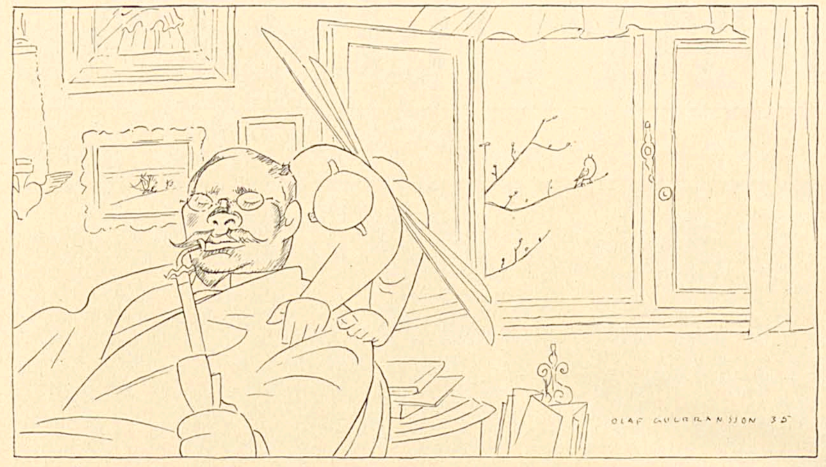
Die Weltwirtschaft

(E. Schilling)



Ja, Herrschaften, so bringt ihr den Karren natürlich nicht aus dem Dreck!

Nicht schlafen! Abonniere den Simplicissimus!



Am 1. April beginnt der 40. Jahrgang!

Liebe Gäste / Von Ratatöskr

Ein Specht mit einer roten Haube
und einem Frack aus grünem Tuch
kommt täglich, sanft wie eine Taube,
in meinen Garten auf Besuch.

Dort wirkt er als Entomologe,
indem er forschend sich verbeugt,
wodurch er eine warme Woge
der Sympathie bei mir erzeugt.

Zwei Amseln, gleichfalls eingemeindet,
sind weniger davon erbaut
und heftig mit dem Specht verfeindet,
der, was sie selber möchten, klaut.

Die Konkurrenz, wie wir ja wissen,
beflügelt oft die Willenskraft,
so daß nun jeder zweckbeflissen
aus purem Neid für dreie schafft.

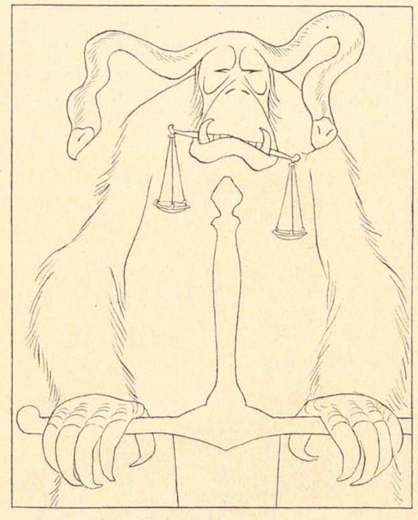
Wenn schimpfend sie das Erdreich pflügen,
soll ich da mit dem Finger droh'n
und meine lieben Gäste rügen?
. . . Hab' ich doch den Profit davon!

Szene am Schwanenwik

Von Dirks Paulun

„Hamburger Wetter!" sagt ein Mann im grauen Mantel und sieht völlig verbittert aus.
Ein Fremder würde ihm sein saures Gesicht glauben. Die Fremden machen oft solche Gesichter, und dann meinen sie es auch so. Dieser Mann meint es nicht so. Nur: wenn er nicht so ein Gesicht machte, müßte er leider auf der Stelle zerplatzen.
Er hat auch gar nicht gesagt: „Hamburger Wetter!" Er hat es nur gedacht. Er ist nämlich ein Hamburger und war vierzehn Tage verreist.
Es lohnt sich, einen Blick in sein Gemüt zu werfen.
Tatsächlich, er entwickelt Gemüt. Er ist allein, und allein kann man am reinsten Gemüt entwickeln. Es stört auch die Umwelt am wenigsten. Am alleinsten ist man aber bei trübem Wetter in der Großstadt, und besonders wenn man mit hochgeschlagenem Mantelkragen durch Hamburg geht. Er gerät nun ganz von selbst in eine überströmende Gemütlichkeit. Es liegt am Klima. Er kann nichts dafür.
Ihr werdet nicht erleben, daß er singt oder pfeift, um sein Gemüt abzulassen, denn das gehört sich nicht. Er hütet sich auch, seinen Mitbürgern fröhlich ins Gesicht zu blicken — sie fühlen sich immer gleich ausgelacht. Nein, er behält seine Gemütlichkeit wohlweislich für sich, so lange er nur irgend kann. Und wenn es gar nicht mehr anders geht, wenn er unbedingt einmal den Mund verziehen muß, dann ist er sittsam genug, sein Gesicht einer Hauswand, einer Auslage, am allerliebsten der offenen Alster zuzuwenden.
Als ihm aber auch mit einem breiten Grinsen nicht mehr geholfen ist, da gibt es immer noch einen Weg, die Mitmenschen zu schonen (es sind doch Hamburger!). Er spricht den nächsten besten Hund, Schwan, Baumstamm, die nächste beste Möwe an. Und in aller-, allerhöchster Bedrängnis kann es dahin kommen, daß er der Möwe leise etwas zusingen muß. Na, wenn es gar nicht anders geht — schön!
Nein, es geht wirklich gar nicht mehr anders. Er birst vor Gemüt! Er muß! — Die Möwe kuckt (sie „guckt" nicht — es ist eine Hamburger Möwe — sie „kuckt"!), die Möwe kuckt ja auch ganz freundlich von ihrem Treppengeländer herüber. Der Mann im grauen Mantel lacht breit und singt, er singt zart wie ein Engel. Aber was singt er! Ach Gott! „Kleine Möwe!" singt er, „flieg nach Helgoland!" singt er! — Die Möwe äugt ein paar Sekunden ernst in sein Gesicht. Dann hebt sie die Flügel . . .
Das ist keine Fabel. In Fabeln sind die Tiere mit der Gabe des Sprechens ausgerüstet. In Wirklichkeit ist Schweigen ihr Teil. Schweigen ist Gold. Die Möwe hebt die Flügel, aber nur, um ihm den Rücken zuzuwenden.
Die Beziehungen sind abgebrochen. Er hat alles verpfuscht! Aber er freut sich innerlich und ruft „Bravo!" Sie hat recht, die Möwe, und sie hat Hamburger Lebensart!
Wenn ich eine Hamburger Möwe wäre, und mir sönne jemand an, ich sollte nach Helgoland fliegen — da könnte ich auch nur mit den gefiederten Achseln zucken und mich abwenden.

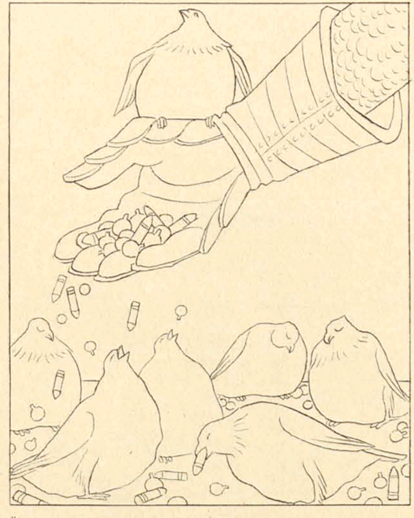
Justitia von Kowno



„Memeldeutsche haben kein Recht in Litauen — also gibt es für sie auch keine Rechtsprechung."

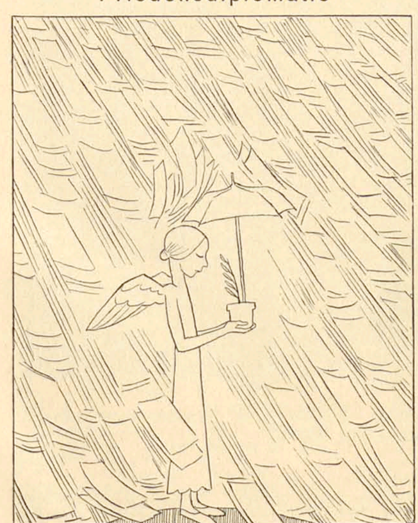
Markusplatz

(Karl Arnold)



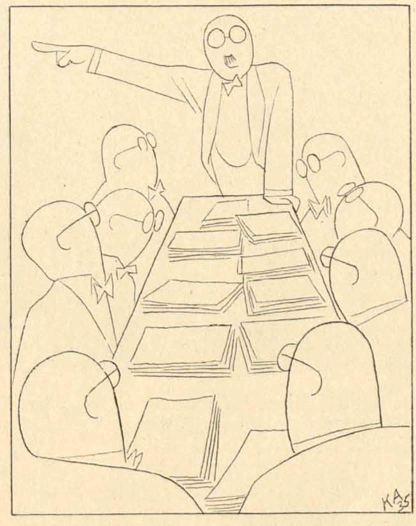
Überfütterte Tauben sind für Friedensflüge nach Abessinien leider dienstuntauglich.

Friedensdiplomatie



„Bald wechseln sie Noten in allen Tonarten, bald Bücher in den verschiedensten Farben — es ist nun Zeit, daß sie sich endlich persönlich anreden."

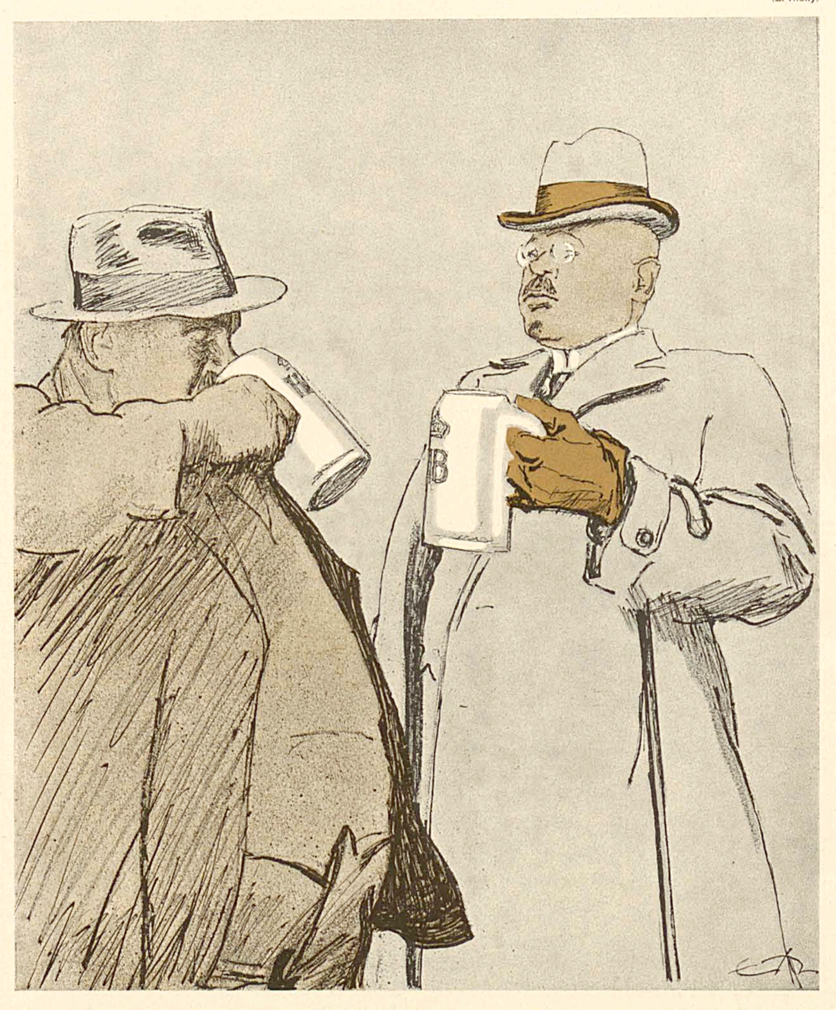
Die Abrüstungskommission tagt



„Die Kriegsschiffe einiger Mächte im Pazifik oder die Ausfahrt italienischer Kriegsschiffe in die griechischen Gewässer sind Aktionen zur Erhaltung des Friedens. Was aber, meine Herren, hat es für eine Bewandtnis mit jenen Schiffen, die Deutschland unter der Devise ‚Kraft durch Freude' auslaufen läßt?!!"

Der Cicerone

(E. Thöny)



„So, mein Freund, nu' war'n wa im Deutschen Museum, im Hofbräu, und nu jehn wa noch in die Pinakothek." — „Wissen S' was, da kunnten S' eig'ntli alloa hi'geh'!"

Lieber Simplicissimus!

Der Herr Magistratsobersekretär hat den Verlust seiner Gattin zu beklagen. Sein Schmerz ist echt und tief, darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Aber auch im Schmerz bleibt er Magistratsobersekretär.

Als seine Tochter ihn befragt, warum er sich zum Begräbnis einen neuen Zylinderhut kaufen wolle, da doch der alte noch passabel und vor ein paar Monaten bei der Beerdigung eines Onkels auch noch recht anständig ausgesehen habe, antwortet er: „Das ist etwas anderes. Diesmal bin ich quasi doch der e r s t e Leidtragende . . .!"

Nackte Frau im Park / Von Heinz Weis

Im Winter? Ja, mitten im Winter. Das heißt, es war schon Ende Februar, und eine erste Amsel sang. Sie saß auf einem beschneiten Zweige über der nackten Frau und sang.
Durch den bläulichen Morgen sprühte der Schnee. Er war so rein und weiß, daß er nur sich selber glich. Als aber die Sonne darüber aufging, bekam er einen matten, morgenrötlichen Glanz.
Die Amsel sang und flog davon. Ihre Flügel wehten den Schnee von den Zweigen auf die nackte Frau hinab, die lächelnd auf einem steinernen Sockel steht. Mit der Hüfte lehnt sie sich an den Torso eines Baumes, um den sich ein Weinstock rankt. Ein barockes Tuch flattert um ihre breiten Hüften. Ihre Schenkel sind die runden Schenkel eines jungen Weibes. Sie ruht auf dem rechten Fuß. Der linke tupft mit den Zehen lässig den Sockel.
Auf ihren kleinen, festen Brüsten, auf ihren schmalen Schultern liegt Schnee. Ihre beschneiten Arme, ihre Hände greifen nach den vollen Trauben des Weinstocks. Ihr Antlitz lächelt über die linke Schulter. Es ist ein kluges Antlitz mit wachen, gegenwärtigen Zügen und einem Lächeln, das wiederum in die Ferne entführt. Das Haar, im Nacken zum Knoten geschlungen, entsendet eine Strähne auf den weichen, runden Rücken. Dieser Rücken ist das Erregendste an der nackten Frau im Park. Darum beugt sie ihn abseits der Blicke unter die beschneiten, kühlen Zweige und zeigt den Besuchern des Parks die kleinen, unberührten Brüste.
Die nackte Frau im Park stellt die Göttin der Fruchtbarkeit dar. Oder sind Weinstock und Trauben nur Vorwand, um ihr wahres Wesen zu verbergen?
Die Göttin ist vielmehr Sinnbild der Freude, jener Freude, der die Fruchtbarkeit auf dem Fuße folgt.

*

Der Maler Murks erfuhr von der Göttin im Park durch Hörensagen. Er war zum erstenmal in unsre große, ihm unbekannte Stadt gekommen und begegnete am letzten Abend des Karnevals — schon schien er für Murks verloren zu sein — der Göttin Diana, die soeben kurz vor Mitternacht ihren Galan verabschiedet hatte. Aus Gründen einer Laune? Göttinnen handeln, aber sie verhandeln nicht. Murks sprang in die Bresche, der Glückliche! Denn die Göttin war schön.
„Du bist Diana", grüßte Murks, „laß mich dein Jäger sein . . . dein Leibjäger . . ." Und er legte seinen Arm um ihre hohe Hüfte.
„Jäger halten geziemenden Abstand", schnippte die Göttin. Murks küßte als Antwort ihren Mund. Er hielt dabei mit der Rechten ihre Arme auf dem Rücken fest, hob mit der Linken ihr widerstrebendes Kinn, küßte sie mitten auf den Mund. Die Göttin war wehrlos. Ihre Gelenke knackten, ihre Muskeln spannten sich im Widerstand.
„Leibjäger sind ihrer Schüsse sicher", sprach Murks zwischen zwei Küssen. Die Göttin knirschte. Murks löste seine Griffe. Die Göttin stampfte ungnädig mit dem Fuß. „Es ist Mitternacht", entgegnete Murks und zog ihr mit sanftem Ruck die halbe Larve vom Gesicht.
Die Göttin, die stolze, junge, siebzehnjährige Göttin war entwaffnet, ihres Talismans beraubt. Verwirrt tat sie zwei kleine, wankende, trunkene, sehr irdische Schritte und legte ihren Kopf auf ihres Jägers Schulter. Ihre kleinen festen Brüste stießen fast den Jäger um.
„Deinen Namen!" forderte sie, ein wenig herrisch noch.
Murks fluchte zum tausendsten Male seinen Namen. „Name ist Rauch", sprach er dann und sann auf einen neuen, betörenden Klang.
„Wie darf ich meinen Jäger nennen?" kam es sanft zurück.
„Vivio!" sprach knirschend Murks.
„Vivio! Vivio! Vivio!" probierte sie beglückt. Nun stand er mitten in ihrem Herzen.
In den folgenden Stunden — an die meine Feder nicht rührt — erfuhr Vivio — wovon wir schon lange wissen — von dem Vorhandensein der nackten Frau im Park.
„Sie steht unter Bäumen hinter einer Bank und stellt die Göttin der Fruchtbarkeit dar. Mein Vater liebt sie sehr. Er kann sie vom Fenster seines Arbeitszimmers sehen. Sie sei ein Vexierbild, sagt mein Vater, man müsse sich hinter sie stellen. Dann würde sie über die Schulter zurückschauen auf eine längst verjährte, junge Weise . . ."
„Wann?" fragte Vivio.
„Heute abend um halb elf. Bei der Göttin im Park!"
So schieden sie vor dem hohen, schmiedeeisernen Portal, hinter dem Dianas dunkles Schlößchen lag, der Park . . . die Göttin . . .

*

Am Aschermittwochabend pünktlich um neun Uhr schloß Johann, das Faktotum des alten Herrn, das Parktor.
Um halb zehn Uhr überstieg Vivio auf der Rückseite des Schlößchens an einer dunklen, tannenverhangenen Stelle die Parkmauer. Der Ahnungslose wußte nicht, daß Johann, das Faktotum, mit dem Glockenschlage zehn die beiden feurigen Doggen

(A. Saller)

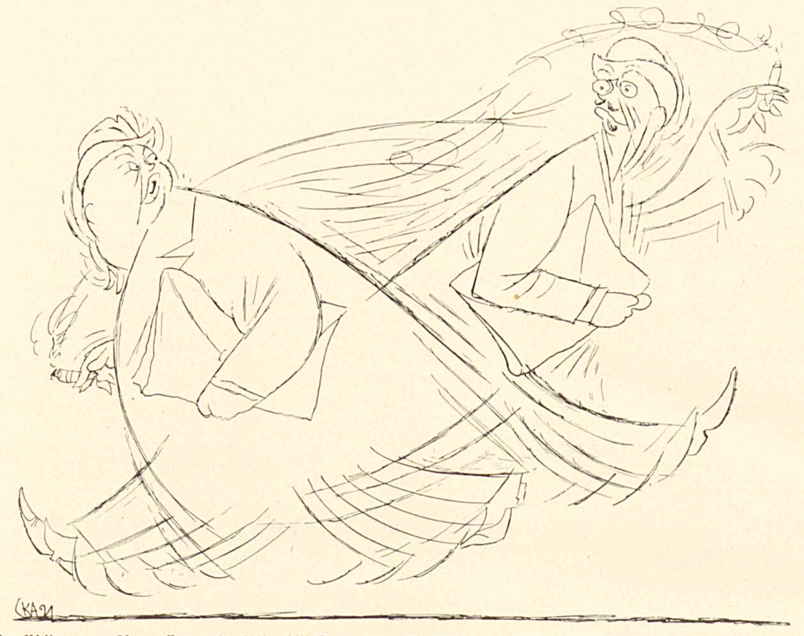
des alten Herrn noch einmal in den Park führte.
Die Notdurft ist schon immer die Feindin des Erhabenen, und so begann das Verhängnis. Vivio saß zu Füßen der Göttin, der steinernen Göttin, auf der nächtlichen Bank. Der Leser ist findig genug, hier fortzufahren . . . so daß ich erst wieder einzuhaken brauche, als Vivio in der höchsten Hundenot zunächst die Rücklehne der Bank, dann den Sockel der Göttin, zuletzt die nackte Göttin selber bestieg. Er griff dabei hilfesuchend in die Zweige über dem Haupte der Göttin, in denen gestern noch die Amsel sang.
Die Doggen rasten um das Götterbild. Johann stieß Schreie aus. Der alte Herr warf den Fensterladen auf. Johann berichtete fliegenden Atems. Der alte Herr riß drinnen einen blanken Degen von der Wand. „Festhalten!" keuchte er in den dunklen Park hinab. Dann sah man ihn im beleuchteten Fenster stehn und ins Telephon sprechen . . .
„Gleich sind sie da! Johann, harre aus! Ich werde das Portal öffnen!"
Das Überfall-Auto fegte in den Hof. Die Beamten lockerten die Waffen. Der alte Herr setzte sich an ihre Spitze. „Im Park", rief er, „hat er sich verschanzt!" Er schwang den Degen. Das Kommando stürmte über den Rasen.
Hunde besitzen die Logik der Unmittelbarkeit. Als die Dogge Hella die Front der Schwerbewaffneten heranbrechen und ihrem alten Herrn folgen (ihn v e r folgen) sah, gab es für das gereizte Tier kein Besinnen. Es kehrte die rasende Wut gegen die vier Eindringlinge. Lord, der Rüde, folgte in grimmigen Sätzen. Johann zeterte als letzter hinterdrein. Inmitten des Rasens prallten die Fronten aufeinander.
Der Respekt vor der hohen Polizei verbietet mir, zu beschreiben, wonach meine Feder lechzt . . .
Murks, der harmlose Zivilist auf den schmalen Schultern der Göttin, erfuhr Genugtuung. Sanft und dankbar löste er sich von der schönen Frau und entkam unerkannt.
Die beiden Doggen mußten mit vieler Mühe überwältigt werden.

*

Seit einigen Tagen segelt auf schweren, weißen Wolken der Frühling über Park und Stadt. Ein warmer Regen tropft bedächtig auf die Bäume, auf die Schultern und Arme der Göttin im Park. Es rinnt ihr über Antlitz, Brust und Rücken. Die wohlige Nässe netzt ihre Hüften und Kniee. Es ist März, und die Göttin scheint dem Bade des Frühlings entstiegen . . .
Die schwarzen Zweige stecken voll praller Knospen. Aus dem Rasen bricht ein Krokus nach dem andern.
Das Antlitz der Göttin hat sich im Lächeln verjüngt. Ihr Mund ist zum Spotte fein geschürzt. Die Göttin triumphiert. Überlegen fordert sie heraus.
Der alte Herr ist vor Gram noch immer ganz verwundet. Er beginnt an der Ehrbarkeit der Göttin zu zweifeln. „Es ist ein offenbarer Irrtum", sagt der Alte eines Tages zu seiner Tochter Diana, „ein offenbarer Irrtum, sie für die Göttin der Fruchtbarkeit zu halten. Ich durchschaue sie! Sie ist . . . sie ist . . ."
„Sie ist die Schutzpatronin der Ertappten", ergänzt kaltschnäuzig Diana, vermag aber nicht zu verhindern, daß ihr eine Röte, deren sie nicht Herrin ist, über Stirne, Hals und Nacken zieht.

Ein Album von Karl Arnold:

BERLINER BILDER



„'n Tag, Willem." – „Keine Zeit – fünf Uhr A.E.G." – „Dito, fünf Uhr zehn L.M.K." – „Abends O.L.G.?" – „Bong, m.w."

Aus den Jahren der Korruption

Preis des Werkes (27 × 37 cm mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 franko

Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck 5802

Ein Mann ging vorbei

Von Erich Preuße

Es war an einem Nachmittag im März. Der Himmel war voll schwarzer, düsterer Streifen mit silbernen und knallroten Rändern, und die Luft war diesig wie Milchglas. Und später, als die Menschen wieder zu sich kamen, meinten sie, es habe etwas unheimlich Bedrückendes in der Luft gelegen, so, daß es ihnen das Herz wie in einen Schraubstock gespannt habe!

Die Terrasse des vornehmen Kaffeehauses war überfüllt vom first-class-Publikum. Es saßen an einem einzigen Tisch wohl sechs Millionen Dollars beisammen, schwere Bankkonten nickten einander zu, manikürte, hennagefärbte, mit Brillanten geschmückte fette Hände lagen lässig auf Stuhllehnen, hielten Lorgnons oder spielten mit Perlenketten. Ein halber Waggon Seide, Schlangenhaut, Krokodilleder, Platin, Gold und Cheramy Paris war hier ausgeschüttet, und dazwischen Menschen, die sich an all das klammerten und die das für das Höchste auf Erden hielten. Puppen mit knallroten Lippen lächelten Jahrzehnte ihres Alters hinweg, faßten mit Platinzähnen nach Strohhalmen und sogen farbige und teure Flüssigkeiten. Dazwischen schimmerten blinkende Hemdbrüste, drohten brutale Kinnbacken — es war, kurz gesagt, eine Fuhre Wohlstand, die da vom Pferderennen herübergekommen war, und im Hintergrund thronte irgendwo, ungesehen, der Gott —: Dollar . . .

Auf dem leeren, weiten Platz vor der Terrasse glänzte der Asphalt, und es lag kein Tröpfchen Spucke darauf. Da waren Menschen unter sich in gepflegter, vornehmer Sauberkeit. Und man hätte eine verschimmelte Brotrinde gegen ein Brillantenkollier wetten können —: dieser Haufen gepflegten Fleisches war so leicht nicht aus der Fassung zu bringen. Das Saxophon der berühmten Kapelle quakte eben den Schluß eines Tangos, Tanzpaare gingen zu den Tischen zurück, schoben Sessel beiseite —

Da — wurde es still . . . Still, still wie in der Ewigkeit, still wie im Stollen unten, als die Bergleute ersoffen waren, still wie in der Gießerei, als ein Mensch in die Gießpfannen mit flüssigem Eisen fiel!

Still war es geworden, unheimlich still, und dem vornehmen Pack auf der Terrasse des vornehmen Kaffeehauses froren die Gehirne ein, Muskeln lagen gelähmt, blühende Farben der Gesichter vergingen, Stimmbänder dorrten, ein Haufen gepflegten Fleisches, ein Haufen vor Wohlleben blinkender Menschen lag im Starrkrampf und wußte nicht, woher das kam.

Ein Mädchen, das vorne auf den Stufen zum Café stand, hatte das Grauen zuerst wahrgenommen. Der zeigende Finger dieses Mädchens blieb starr in der Luft hängen, und seine Augen quollen aus den Höhlen und wiesen die Richtung. Und dann sahen alle ihn, diesen Menschen, der da langsam, unsagbar langsam über den freien und menschenleeren Platz stieg. Er war ein riesengroßer Mann mit ausgetretenen und verstaubten Schuhen, und vor ihm ging sein zehnfach vergrößerter Schatten. Seine breiten und massigen Schultern ließen ohne weiteres den Gedanken zu, er könne ein krankes Pferd aus dem Stall tragen; seine Hände waren wie Kohlenschaufeln, und er ging in etwa zwanzig Metern Entfernung vorbei. Fast schien es, als berührten seine Füße den Boden nicht, und die Menschen auf der Terrasse hörten nicht das Geräusch der Schritte. Nur ein einziges Mal sah er herüber, mit brennenden Augen; aber dieser Blick traf sie alle. So mußte der Nazarener hinübergesehen haben zur Kette neugieriger Lümmel, als er mit dem Kreuz strauchelte. So mußte dieser Blick den neugierigen Schuster getroffen haben, als er die Fäuste in die Taschen schob, nicht helfen wollte dem Gestürzten und dafür wandern mußte, unstet und zeitlos durch Welt und Ewigkeit. So war dieser Blick, der sie alle brannte wie ein Feuermal, und der ihre Seelen plötzlich mit Krankheit bewarf. So war dieser Mann, dessen Kopf durch die Feuerränder der Wolken überstrahlt wurde, und von dem niemand wußte, woher er kam und wohin er ging. Vielleicht hatte er sich als Leiche aus den Schlachtfeldern Flanderns gebuddelt, vielleicht war er einer, der im Walzwerk erfaßt und dessen Körper zur Eisenbahnschiene gestreckt wurde — — — vielleicht aber war er der Führer einer Armee, und hinter ihm

kamen Tausend und Tausend, und die dort auf der Terrasse mußten warten, bis sie alle vorbei waren, mußten spüren, wie ihnen das Blut in den Adern gerann, und konnten nicht flüchten . . .
Die Ohnmacht einer Unendlichkeit war über diese Menschen dort oben gebreitet. Und in den winzigen Teilen von Sekunden sahen sie auf einmal den Ursprung i h r e s Sattseins und des Weltübels, das damit verbunden ist . . . Allen stand der Schweiß in großen Perlen auf der Stirn, und eine kalte Hand würgte sie. Und jener Mann ging so langsam, und sie hätten ihm doch alles gern gegeben, was sie besaßen, und sie wären gern nackt nach Hause gelaufen, wenn er doch schon vorbei wäre und außer Sicht . . .
Aber der Mann ging so langsam, und mit jedem Schritt riß er ihnen ein Stück zuckendes Leben heraus!
Und am Abend weinten die Frauen in ihren seidenen Betten, Telephone rasselten, Ärzte liefen kopfschüttelnd zwischen Schleiflackmöbeln, kläffenden Schoßhündchen und unzurechnungsfähigen Patientinnen herum. Männer tranken Portwein und Kognak und rauchten schwere Importen. Sie versuchten es mit allem Möglichen, und sie wußten nicht, was eigentlich war — — —

*

Ein Übernatürlicher? Eine Fata Morgana des Gewissens —? Es war bloß der Kaiarbeiter McCady aus St. Louis gewesen: dem hatte ein baufälliger Kran seine sieben Kameraden erschlagen, sieben Kameraden seines Gangs zu Brei erschlagen, und nun brachte er den Anblick nicht mehr aus dem Kopf.
Das trug er in sich herum, und dazu noch das Murren und Stöhnen von hunderttausend anderen. Und hie und da kam er am richtigen Ort vorbei, und die reichen, brillantenblitzenden Menschen lasen in seinem Blick, was vor ihm und hinter ihm lag, und dann packte sie das namenlose Entsetzen . . .



Unsereiner

„Unsereiner“ hat so seine Tage,
Wo er Mitleid mit sich selber spürt,
Und da wird ihm manches eine Frage,
Was ihn vorher nicht so stark berührt.

„Unsereiner“ denkt alsdann im Laufen,
Warum e r denn noch kein Auto hat,
Eine Villa möchte er sich kaufen,
Und er zürnt der Wohnung in der Stadt.

„Unsereiner“ schaut auf seine Kleider,
Und er findet, daß es bess're gibt,
In dem Spiegel merkt er sogar leider,
Daß er bei sich selber unbeliebt.

Oh, wie dumm ist das von „Unsereinem“!
Aber sieht er seine Torheit ein,
Möcht' er tauschen wiederum mit keinem,
Will nur „Unsereiner“ wieder sein.

„Unsereiner“ wippt dann durch die Gegend,
Ist sehr froh, daß er so gut zu Fuß,
In der Wohnung gerne sich bewegend,
Nickt er in den Spiegel sich zum Gruß.

Mit dem eignen Anblick höchst zufrieden,
Ist ihm unbeschreiblich wohl zumut'.
Und er fühlt es dankbar und entschieden:
„Oh, wie hat es ‚Unsereiner' gut!“

Charlotte Flachs

An die deutsche Jägerschaft!

Für alle Landesteile Deutschlands tritt am 1. April 1935 das Reichsjagdgesetz in Kraft Bei dem Antrag auf einen Jahresjagdschein sind in Vorlage zu bringen:
1. der Abschluß einer Jagdhaftpflichtversicherung,
2. der Nachweis über den Bezug einer der drei anerkannten Jagdzeitungen für das laufende Jagdjahr (1. April 1935 — 31. März 1936).
Die älteste deutsche Jagdzeitung, „Der Deutsche Jäger“, München, überragend redigiert und hervorragend illustriert, ist ebenfalls amtliches Pflichtorgan und veröffentlicht u. a. auch die sämtlichen amtlichen Nachrichten und Jagdverpachtungsanzeigen, ferner die amtlichen Nachrichten des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen. Seit 56 Jahren ist „Der Deutsche Jäger“ eng verwurzelt mit dem deutschen Weidwerk.

Wähle ab 1. April 1935 zu Deinem Fach- und Pflichtorgan den „Deutschen Jäger“, München!

Der Bezugspreis beträgt ab 1. Juli RM 1.25 für den Monat, also für den Jahresbezug RM 15,— (bis 1. Juli RM 1.50 pro Monat). Der Bezug muß direkt durch den Verlag oder durch eine Buchhandlung erfolgen.
Nicht der Preis allein darf ausschlaggebend sein, sondern in erster Linie die Leistung, und „Der Deutsche Jäger“ ist nach allgemeinem Urteil eine der besten deutschen Jagdzeitungen.
Bestellen Sie postwendend! Wir übersenden Ihnen dann umgehend die notwendige Bestätigung für den Kreisjägermeister.

„Der Deutsche Jäger“ (F. C. Mayer Verlag) München 2 C, Sparkassenstraße 11

Probenummer und Literatur-Prospekt auf Verlangen unverbindlich.

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN:
Kottler
Zum Schwabenwirt
Motzstraße 31
Die original süddeutsche Gaststätte

BERLIN:
Kottler Zur Linde
Marburger Straße 2
a. d. Tauentzienstraße
Das Berliner Künstler-Lokal

Neurasthenie
Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verbund. mit Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztlichen Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmittel zu behandeln und zu heilen? Wertvoller, nach neuesten Erfahrungen bearbeiteter Ratgeber für jeden Mann, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Preis Mk. 1.50, gratis zur Ansicht durch Verlag **Silvana 6, Herisau** (Schweiz).

Schwachen Männern
sendet wichtige Publikation diskret u. kostenlos
Sexursan-Vertrieb
Bad Reichenhall 670.

Kleintierzucht
hauptsächlich für den Siedler
wirklich lohnend
zu gestalten, ist eine Forderung der nationalen Wirtschaft. Das Weihnachtsgeschenk für den Kleinsiedler, Gärtner, Kleinbauern, Kleintierhalter und alle, die sich Verdienst und Existenz durch eine Kleintierzucht schaffen wollen, sei das ausgezeichnete, illustrierte Werk mit 86 Abbildungen:
Vogel. Wirtschaftliche Kleintierzucht
Brosch. RM 2.50, geb. RM 3.25
empfohlen. Von den zuständigen amtlichen Stellen glänzend begutachtet. Verl. Sie außerdem kostenlos uns. Prospekt „Pelztierzucht, Ziele und Wege“.
F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11.

Briefmarken. Die 7000 billigsten Europa-Marken großenteils schon zu 1 Pfg., nur tadell. Stücke versend. in Auswahl geg. Referenz od. Standesangabe. Viele Dankschreiben. **F. Felder, Stuttgart-Weilimdorf 2.**

MASSKORSETTS
auch für Herren, auch Leder. Hosenkorsetts zur Figurverschönerung. Orthopädische Korsetts. Damenwäsche usw.
H. Knabe, Berlin W 50/7, Ansbacherstr. 35

Inseriert ständig im Simplicissimus

Des deutschen Michels Bilderbuch
Von Bismarcks Tod bis Versailles
Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text / Preis **70 Pfg. franko.**
Postscheckkonto München Nr. 5802
Simplicissimus-Verlag / München 13

Hans Halmbacher
Ludwig Thoma
und sein Jäger Bacherl
In Leinen gebunden RM. 1,80
Es ist ein seltener Glücksfall, daß Hans Halmbacher, Thomas letzter Jäger „Bacherl“, auf den Gedanken kam, Ludwig Thoma als passionierten Jäger und begeisterten Naturfreund festzuhalten. Damit hat Bacherl einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Dichters Ludwig Thoma als Mensch geliefert.
F. C. Mayer Verlag, Abt. Sortiment, München 2 C
Sparkassenstraße 11



Anzeigenpreis für die 10gespaltene Millimeter-Zeile 0.20 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme F. C. Mayer Verlag, München 2 C, Sparkassenstraße 11

Frühlingsstürme

(R. Kriesch)



Schwere Zeiten

Unlängst traf ich den alten Brandhuber, Leinenwaren en gros, als er gerade griesgrämig über die Aspernbrücke kam.

„Tag, Herr Brandhuber", sagte ich, „warum so nachdenklich?"

„Soll ma vielleicht Luftsprüng machen bei de schlechten Zeiten?" brummte er. „Jo, früher amol, da war des no ganz anderst . . . Damals war's no schön in Wean . . . Aber heutzutag, hör'n S' mir auf . . . San dös Zeiten für an soliden G'schäftsmann?"

„Ja, was haben Sie denn?" erkundigte ich mich nach dem Grund seines Weltschmerzes. „Was ist denn los mit Ihnen?"

„No, weil's wahr is!" knurrte er wütend. „Früher amal, wann unseraner a g'schäftliche Besprechung g'habt hat, da hat ma si halt schön gmüatlich in sei Stammkaffeehaus g'setzt, hat de Kundschaft derwart, und 's G'schäft is g'macht word'n!"

„Na, und?" fragte ich.

„Jessas na, heut san S' aber wieder amal dalkert", schüttelte Herr Brandhuber ärgerlich den Kopf. „Hab'n S' denn kane Augen net? . . . Heutzutag, bei de hundsmiserabligen Zeiten, da kummt ma ja ganz aus der Ordnung! Einschränken muaß ma si auf alle Seiten — so spar'n muaß ma, daß ma jetzt sogar scho seine g'schäftlichen Besprechungen in sein Büro abhalten muaß . . ."

Wiener Wochenschau

Vor einigen Tagen gehe ich durch die Rotenturmstraße.

Kommt einer auf mich zu, grüßt nicht, deutet nicht, rückt nicht den Hut und setzt tief rückwärts im Kehlkopf an: „Taborstraße wo ist?"

„Taborstraße", erkläre ich höflich, wie ich nun schon einmal bin, „da gehen Sie nur immer geradeaus . . . Was für eine Nummer suchen Sie?"

„Fünefundzwanzig!"

„Sehr gut . . . Wenn Sie geradaus und dann über die Brücke gehen, die Sie dort sehen, kommen Sie direkt zu der gesuchten Nummer."

„Und wenn ich fahr?"

„Dort drüben steht der Autobus."

„Was bedarf es zu kosten?"

„Ich glaube zwanzig Groschen."

„Sie wissen nicht bestimmt?"

„Ganz genau weiß ich es nicht", sage ich beschämt. „Aber man kann ja fragen —"

„Nu — wenn Sie nicht wissen . . . Und wie lang man geht zu Fuß?"

„Keine zehn Minuten."

Eine Sekunde überlegt er, dann wendet er sich wortlos zum Gehen, und ich rufe ihm, meine gute Erziehung vergessend, vorwurfsvoll nach: „Danke!"

Da bleibt er stehen, dreht sich um und sagt verwundert: „Für was?"

Freier Tag daheim

Oft übersah ich dieses Glück daheim:
Das Suppelöffeln mit der Frau, dem Kind,
die Sorge um den jungen Callakeim,
das Anzugbürsten vor der Tür im Wind.

Bald war ich fort, bald lag ich pflichtbereit,
saß wartend hier, und wurde doch vermißt.
Den Mund der Frau umspielt ein stummes Leid —
die Einsamkeit hat ihn für mich geküßt.

Wo war ich doch? Was sprach der Redner wieder?
Wo ward ich meine Vortragskarten los?
Wo sang ich mit den Kameraden Lieder?
Wo übte ich den neuen Gegenstoß?

Ich weiß es nicht. Mein Kind will mir was sagen,
was auf dem Hof mit Nachbars Hund geschah.
Der Mund der Frau will leise hoffend fragen,
ich küsse ihn: Sei still. Heut bin ich da.

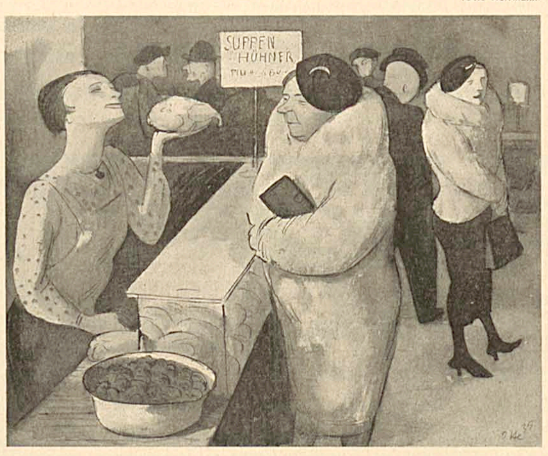
Die Suppe dampft, zärtlich die Nase fächelnd;
die Calla hat ein neues Blatt gesetzt;
der Anzug, lässig-weich und ruhig lächelnd,
sagt überredend: Bleib heut ungehetzt.

Ich schau mich um: Dies ist wie eine Insel.
So hieß es einst im Schulbuch-Wortgerinnsel.
Doch heute sprech' ich's nach und schweige dann.
Die Wände sehen mich vielsagend an.

Edmund Hoehne

Circe

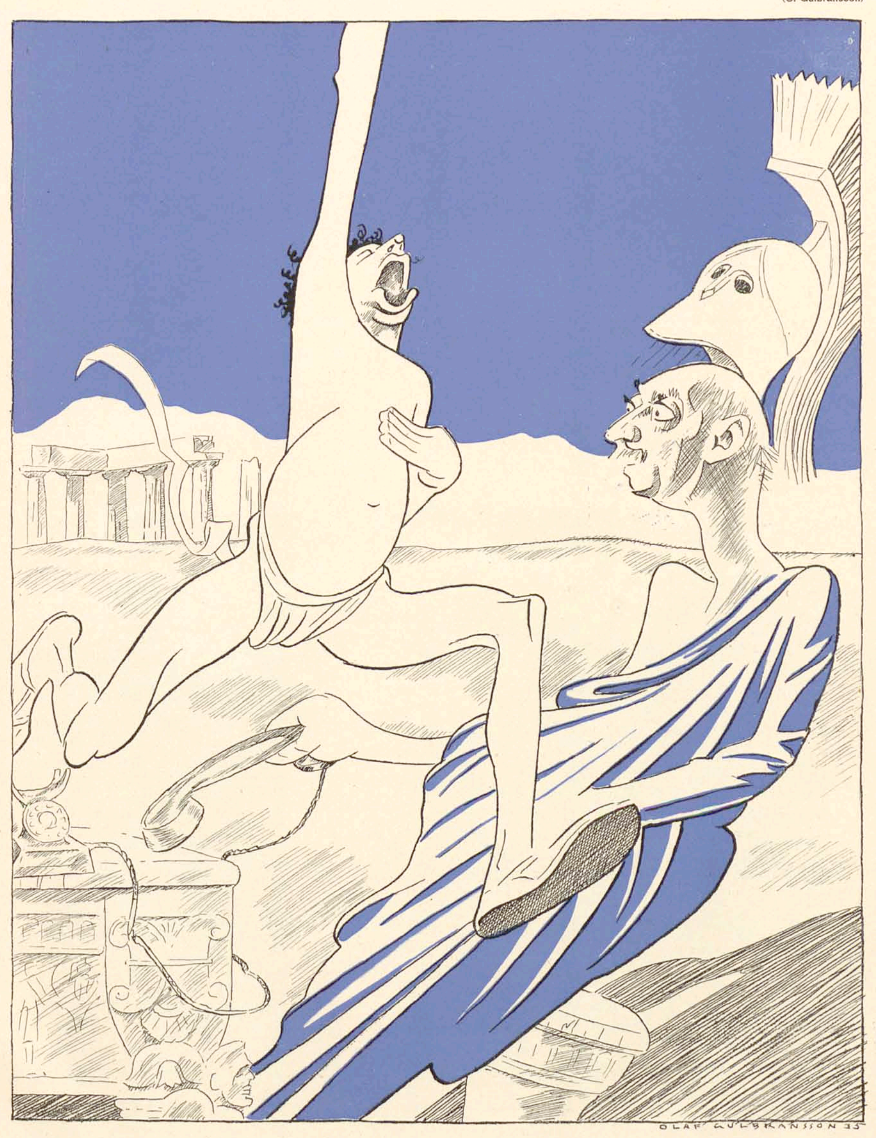
(Otto Herrmann)



„Uff Ehrenwort, sowat von Huhn ham Se noch nich jehabt! Wenn Se det vaspeist ham, fangen Se an und lech'n Eia!"

Die griechischen Rebellen

(O. Gulbransson)



„Sieg, Sieg! Es ist uns gelungen, alle erreichbaren Staatsgelder mit auf die Flucht zu nehmen!"

Naturverbunden

(Jos. Sauer)



„Do schaug her, a Fliaga!" — „Ah was, i wart' auf 'n erscht'n Maikäfa."

Dottore Fenomeno, Arzt

Von Harold Theile (Positano)

Bei Dostojewski kommt ein Arzt vor, Doktor Herzenstube. Der erschrickt über den Zustand seiner Kranken jedesmal so tief, daß niemand weiß, was man mit ihm machen soll. Solch eine liebenswürdige Erscheinung haben wir auch in unserm kampanischen Städtchen. Fenomeno heißt er, Doktor Wunder. Unser Dottore ist ein stämmiger Mann, blond, quadratschädelig, mit blauen Augen in Dill. Vom roten Landwein nämlich trinkt er viel und regelmäßig. Gilt es doch, all die Leiden, die er findet und verursacht, aus seiner sanften Seele fortzuschwemmen. Nicht immer gelingt's. Manchmal tauchen im Grunde des Glases Erinnerungen auf, an die Kriegszeit. Damals beschließt er, Arzt zu werden.

Man macht's dem Frontkämpfer leicht. Das Studium ist kurz und ausgefüllt mit Stillung angestauten Lebenshungers.

Dann kehrt er in die Heimat zurück, bestallt als ihr Gemeindearzt. An Qualifikation bringt er mit das leicht bewegliche Herz, sowie ein Abonnement auf das Vereinsblatt seiner Berufsorganisation. Ehrfurcht vor der Natur erfüllt ihn ganz, und niemals wird ihm die Versuchung nahen, mit ihr zum Zweikampf anzutreten.

Demgemäß ist die Methode Dottore Fenomenos psychologischer Natur. Seine Erkundigung nach dem Befinden zittert von persönlichster Anteilnahme, und kein Patient fände den Mut, betrübende Auskunft zu geben. Hierauf erfolgt ein wahrhaft herzerfrischendes „Corragio! Mut!" Und gerührt blickt der Kranke dem abschiedwinkenden Dottore nach. Tritt dann der Tod ein, weint niemand bitterlicher als der behandelnde Gemeindearzt Dottore Umberto Fenomeno.

Irgend etwas feiert der Maler Grigori in der Osteria „Male di Testa". Da er Russe ist, entfallen zum Beschluß nachweislich sieben Literchen Capriwein auf seinen Teil. Sein derzeit bester Freund, Olaf Oliv aus Schweden, ist auch dabei. Die beiden verstehen sich ungemein, solange Schweigen herrscht. Unglücklicherweise hat sich dieser friedliche Zustand nicht aufrechterhalten lassen. Man ist, weiß der Himmel wie, in eine Diskussion geraten. Über die Gangart des Dromedars. Grigori demonstriert mit Leidenschaft, wie ein Vierbeiner, der sich unterfinge, beide rechten oder linken Beine gleichzeitig hochzuheben, unweigerlich umstürzen müsse. Die Auseinandersetzung endet leider mit einer gebrochenen Rippe Olav Olivs. (Doch stellt sich dies Ergebnis erst am folgenden Tage heraus.)

Siegreich verläßt Grigori die Walstatt, im Paßgang, mit seiner singenden Katja im Schlepptau.

Das Städtchen ist an einem Hang hochgebaut. Seine Straßen sind steile Treppen. Und so versagt denn nach siebzig Stufen Katjas fröhlicher Elan. Indessen Grigori weiß Rat. Weiber sind materiell, denkt er und legt, alleine weiterklimmend, kleine Geldstücke auf die Stufen. Es klappt ausgezeichnet: Katja folgt sammelnd. Dann aber ist Grigoris Kleingeld zu Ende. Noch fehlen fünfundfünfzig Stufen bis zum Haus. Sie wird schon kommen, denkt Grigori und gelangt bis vor die Tür. Aber nun hat Katja den Schlüssel. Und sie kommt nicht.

„Brauch' dich gar nicht", brummt der Grigori und eskaladiert die drei Meter hohe Mauer empor. Als er oben ist, fällt er hinunter. Auf die Treppe.

Grigori ist robust. Aber daß es solche Schmerzen geben könne, hat er nicht geahnt. Es ist die Schulter.

Gegen Morgen kommt Dottore Fenomeno. Er kennt den Grigori nur vom Sehen.

„Lieber Freund, liebster Freund, wie geht es, wie g e h t es Ihnen? Das ist nichts weiter. Was ist es denn?"

Grigoris Stöhnen ist ein unterdrücktes Schreien. Der Dottore streift mit scheuem Blick die Schulter. Tränenden Auges verschreibt er Schlafmittel. Noch an diesem Abend wird er wiederkommen. Mut, Mut! Dann eilt er hinaus. Er kann es nicht mitansehen.

Abends ist er wieder da. Grigori knirscht mit den Zähnen. Der Dottore wischt mit dem Taschentuch im Gesicht umher und berichtet mit zuckendem Mund von Patienten, die noch Schlimmeres erduldeten.

Nacht für Nacht sitzt Katja am Bette ihres Grigori und schluckt aus Suppenlöffeln Baldrian, weil das Herz revoltiert gegen die Überanstrengung. Dottore Fenomeno kommt viermal täglich, um zu seufzen. In den Zwischenzeiten trinkt er. Denn was ist das für ein Beruf!

Nach drei Wochen sind die Schmerzen unerträglicher denn je. Katja nimmt den Dottore beiseite. Es kann nicht mehr so weitergehen.

Glücklicherweise hat Dottore Fenomeno beim Abendschoppen eine Erleuchtung. Die geschwächten Schultermuskeln müssen gestärkt werden. Durch Training. Auch im Vereinsblatt kann man immer wieder lesen, wie es weit besser sei, durch körperliche Ertüchtigung vorzubeugen, als nachträglich problematische Heilversuche einzuleiten. (Die Logik, an Niederlagen gewöhnt, lächelt weh und kapituliert.)

Am nächsten Morgen beginnt die Therapie. Grigori muß aufstehen. Der schwere Doktor hockt sich vor ihm nieder.

„Geben Sie mir den kranken Arm. Fassen Sie fest meine Hand, lieber teurer Freund. Und nun ziehen Sie mich hoch! Fest! Mit aller Kraft!!"

Grigori zieht, zieht verzweifelt. Kalter Schweiß bricht ihm aus. Schließlich bringt er ihn tatsächlich hoch. Dann lehnt er an der Wand, ohne Atem, kalkbleich.

„Bravo!" ruft der Dottore, „bravo!" Und wischt sich die Tränen fort. „Morgen komme ich wieder."

In diesen Nächten schreit Grigori hemmungslos.

Endlich fährt ein norwegischer Fischgroßhändler ins Städtchen, ein Bekannter Olaf Olivs. Der besucht den Grigori. Dottore Fenomeno hockt gerade da und läßt sich hochziehen. Als er fort ist, packt der Fischhändler den Grigori in sein Auto und steuert ihn geradewegs nach der Klinik in Neapel. Man diagnostiziert kurz, und dann laufen aus allen Stationen die Ärzte zusammen, um den Paziente zu sehen, der sechs volle Wochen mit einem ausgekugelten Arm existiert hat. Sie renken den Arm wieder ein. Dann geht's nach Hause.

Es ist ein Wunder — aber langsam, langsam wird Grigoris Arm wieder gebrauchsfähig.

„Sehen Sie, sehen Sie es wohl", sagt Dottore Fenomeno, „in meinem Berufe muß man manchmal grausam sein." Dann präsentiert er strahlend eine dreistellige Liquidation.

Zwei Monate später muß Olaf Oliv seine längst verheilte Rippe noch einmal bandagieren, weil der unbedachte Literat in einem Gespräch mit Grigori behauptet hatte, die westliche Wissenschaft werde die Welt erlösen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen ● **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60;** Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—** ● **Anzeigenpreis** für die 10gespaltene Millimeter-Zeile **RM —.20** ● **Alleinige Anzeigenannahme: F. C. Mayer Verlag, München 2 C,** Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 296456, 296457 ● **Verantwortliche Schriftleitung: B. Müller, München** ● Verantwortlich für den Anzeigenteil: **E. Galshauser, München** ● Herausgeber: **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München** ● Redaktion und Verlag: **München 13,** Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 371307 ● Copyright 1935 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München, DA. 13300 IV. Vj. ● **Erfüllungsort München** ● **Postscheck** München 5802 ● Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart ● Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt ● Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Wortkarge Menschen

Von den Schweigern sind die Berner als die einsilbigsten bekannt, die nur das Notwendigste reden und auch dies oft noch widerwillig oder so kurz wie möglich. Solch einer verschwindet seiner Frau eines Sonntagmorgens wort- und spurlos, und als er nach einigen Stunden wiederkommt, entsteht zwischen ihr und ihm nachfolgendes Frag- und Antwortspiel. „Wo bisch gsi?“ fragt die Frau. Keine Antwort. „Bisch spaziere gange?“ — „Nei.“ — „Bisch im Wirtshus gsi?“ — „Nei.“ — „Hesch en Jaß g'spielt?“ — „Nei.“ — „Bisch bin Fründe gsi?“ — „Nei.“ — „Bisch in d' Usstellig gange?“ — „Nei.“ — „Bisch in der Chille“ (Kirche) „gsi?“ — „Jo.“ — „Hesch d' Predig g'hört?“ — „Jo.“ — „Wer het predigt?“ — „Dr Pfarr.“ — „Vo was het er predigt?“ — „Vo der Sünd.“ — „Was het er gsait?“ — „Er isch dagege . . .“

Fundstück

Im „Seeboten“ in Überlingen am Bodensee war nachstehendes reizendes Inserätchen zu lesen:
Aus Privathaus zu verkaufen:

1 gutes Bett, ein Vervielfältigungsapparat

Wo sagt der Seebote.

Aus der Juristerei

Schon lange saß ein Bäuerlein in Untersuchungshaft und beschwerte sich darüber mit den Worten: „Außerdem ist mir die Tat gar nicht zuzutrauen, indem ich sehr christlich bin und meine Kirchensteuer immer zuerst bezahle, was Sie beim Pfarrer nachfragen können. Ich will nicht, daß mir der liebe Gott zurufen kann, du hast deinen Hof angezündet, weil es nicht wahr ist.“

Buch der Familienbilder

Von Anton Schnack

Unter den Bildern waren welche,
Die hatten schon gelben und alten Zug,
Vermorscht waren schon lang ihre Fischerschelche,
Zersprungen seit langem die Feiertagskelche,
Kein Mund mehr nach ihrem Leben frug.

Da waren verklärte und betrübte Gesichter,
Fleischfarben auf weißen Grund gemalt,
Schwarzbärtige Teufel, Bösewichter,
Samtäugige Träumer, mit der Sprache der Dichter,
Vornehme, vom Fett des Reichtums umstrahlt.

Ich sah sie an den Keltern drehen,
Ich sah den Knecht, der Mehl gesiebt,
Ich sah sie lange knieend flehen,
Ich sah sie als Soldaten stehen,
Ich sah sie alt und ungeliebt.

Ich sah sie über Büchern wachen,
Ich sah sie spielen mit Geschrei,
Ich hörte sie im Dunkel lachen
Und sah sie Bauernfeste machen
Bei Geige, Trommel und Schalmei.

Einer verscholl im brütenden Tropenhafen
Als Schiffsmatrose, bernsteinblond.
Ich sah die Guten und die Braven,
Ich sah sie wandern mit den Schafen
Im Hügelland, herbstzart besonnt.

Ich sah sie schlafen in der Scheuer
Auf ihrer armen Wanderschaft,
Ich sah sie suchen Abenteuer,
Ich sah sie leiden ungeheuer
Und untergehen ohne Kraft.

Ich sah die Hessen und die Franken,
Die Niedersachsen aus dem Moor,
Ich sah die Dicken und die Schlanken,
Die Kerngesunden und die Kranken:
Aus allen sprang ich jäh empor.

(R. Kriesch)



Gemütsruhe: „Haste keene Angst, daß de zu spät kommst?“ — „Nö, hab ja 'n Schlüssel for's Jeschäft: ohne mir könn' se nich anfangen.“

Der Jüngling

(W. Schulz)



Als ich zum erstenmal von Haus
Jung in die Fremde zog hinaus,
Fand ich die Mädchen Engeln gleich,
Ihr Anblick machte schon mich reich.

Und wo ich einmal blieb zur Nacht,
Hat eine gern mich angelacht
Und, daß ich gut zur Ruhe fänd',
Mir schön geleuchtet noch am End'.

Ging ihr dabei das Lichtlein aus,
So kam das nicht vom Winde drauß';
Denn als ich's wieder angezünd't,
Empfand das Mädchen es als Sünd.

Ist ganz erbost gegangen dann
Und lachte mich nicht wieder an.
Doch konnt' ich drum nicht traurig sein,
Kannt' besser dann die Mägdelein!

Wilhelm Schulz